Deutsche Revue

Digitized by Google

P Germ 147.1

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER,

OF BOSTON,

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER,

(Class of 1817),

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Siebenundzwanzigster Jahrgang. Dritter Band

Juli bis September 1902

Stuttgart und Leipzig 1902 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

1011-17

P Germ 147.1

Sever fund

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXVII

(Juli bis September 1902).

Seite

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kleine Revuen.

Digitized by Google

Siebenundzwanzigster Jahrgang | Juli 1902 | Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1902

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Digitized by Google

Anzeigen.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Soeben erschienen:

Die Stabkarten der Marshall-Insulaner von **A. Schück, Hamburg.** Kommissions-Verlag von **H. O. Persiehl, Hamburg.**

37 S. 11 Tafeln. Preis geheftet M. 5.—

CHAMPAGNE

SÖHNLEIN

SÖHNLEIN & C°

Marken:

Söhnlein „Rheingold"
Söhnlein „Carte Blanche"
Söhnlein „Kaisermarke"

Buchhandlungsreisende

für den Vertrieb leicht absatzfähiger Werke gegen

hohe Provision

gesucht von **Jungvogel & Co.** in **Stuttgart,** Cannstatterstr. 107.

Der

Grosse Stieler

für 30 Mark!

Hand-Atlas in 100 Karten.

50 Lieferungen zu je 60 Pfg.

Gotha: Justus Perthes.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Das Magazin für Litteratur

Herausgeber: Franz Philips.

Verlag: A. W. Hayn's Erben, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. — Vierteljährl. 4 Mark.

Das Magazin für Litteratur ist das älteste deutsche Litteraturblatt und steht im 71. Jahrgang. Außer Originalarbeiten in deutscher Sprache — Skizze, Novelle, Roman, Drama — werden hervorragende ausländische Werke in Uebersetzung veröffentlicht. Besonders bemüht sich die Redaktion, die Leser durch Essays, Kritik und Chronik stets über alle wichtigen Neuerscheinungen auf dem Laufenden zu erhalten.

Abonnements auf die „Deutsche Revue" nehmen alle Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen. Erstere liefern auf Wunsch das Januarheft gern zur Ansicht ins Haus.

High-Life 7. Jahrgang

Zeitschrift für die vornehme Welt

erscheint am 1., 11. und 21. jeden Monats.

Preis pro Quartal 2 Mark.

Probe-Nummern stehen gratis und franko zu Diensten. Inserate finden die weiteste und zweckmässigste Verbreitung.

Abonnements und Insertions-Aufträge nimmt entgegen

Berlin W. 30 Die Expedition des High-Lifes.

Fürst Hohenlohe als Reichskanzler.

Von einem unabhängigen Politiker.

Am 23. Oktober 1894 hatte Graf Caprivi um seine Entlassung gebeten, am 27. Oktober wurde dieses Gesuch von Seiner Majestät dem Kaiser genehmigt, und unmittelbar darauf erfolgte die Ernennung des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, des seitherigen kaiserlichen Statthalters von Elsaß-Lothringen, zum Kanzler des Reiches.

Das deutsche Volk atmete auf, wie befreit von schwerem Alp. Allein es darf gerechterweise nicht vergessen werden, daß in der Freude über Caprivis Sturz doch im allgemeinen dem General Caprivi die Ehre nicht erwiesen wurde, die ihm gebührte. Dieser altverdiente Offizier hatte gegen den eignen Wunsch und nur dem Befehl seines Königs und obersten Kriegsherrn gehorsamend ein mühseliges und undankbares Amt übernommen. Denn die ganze Welt stand noch unter dem Banne der Erinnerung an seinen Vorgänger Bismarck, einen der genialsten Staatsmänner aller Zeiten, und seine Erbschaft im Reichskanzlerposten wäre auch einem Größeren zur schweren Bürde geworden. Die Treue aber, die dieser mäßige Staats-, aber tadellose Ehrenmann und brave Offizier allezeit seinem Herrn und Kaiser bewiesen, hat etwas Heldenhaftes an sich, das die Geschichte, sie möge die politischen Fähigkeiten Caprivis einschätzen, wie sie wolle, nie vergessen wird.

Am 27. Oktober also war die Ernennung des Fürsten Hohenlohe erfolgt. Dem Berufshistoriker möge es überlassen bleiben, die Motive zu erforschen, die Seine Majestät den Kaiser veranlaßten, diesen hervorragenden und erfahrenen Diplomaten mit dem treuen deutsch-patriotischen Herzen, fraglos den einzigen Mann im Reiche, der fähig war, aus Bismarcks starker Hand das Steuer des Staatsschiffes ohne Gefahr verhängnisvollen Abtreibens zu übernehmen, nicht

sofort nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck zum Reichskanzleramt zu berufen. Die damals vielfach auftauchenden Gerüchte, Bismarck habe Caprivi selbst als seinen Nachfolger bezeichnet, entbehren jeder Begründung. Vielmehr war es der Name Hohenlohe, den er wiederholt als denjenigen des kommenden Mannes genannt hat. Einer mir nahestehenden Persönlichkeit gegenüber äußerte der eiserne Kanzler kurz vor seiner Entlassung unter Hinweisung auf den Fürsten in bezeichnender Weise: „Meine Politik war die der rauh zugreifenden Hand; Hohenlohes Politik wird die der zielbewußten Konziliauz sein, im Grunde aber gehen wir den nämlichen Weg.“

So ward Caprivi Kanzler, und Kaiser wie Reich verloren vier Jahre segensreicher Wirksamkeit eines Mannes, der nun, trotz hoher geistiger und körperlicher Rüstigkeit, an der Stufe des Greisenalters angelangt war.

Man war aufs äußerste gespannt, ob der Fürst dem an ihn ergangenen Rufe Folge leisten würde. Sein hohes Alter, er stand damals bereits im 75. Lebensjahre, sein enges Verwachsensein mit den Reichslanden und seine hervorragende Stellung daselbst, deren repräsentative Eigenart seinem wahrhaft vornehmen Naturell ganz besonders zusagte, mußten ihm das Opfer, das von ihm verlangt wurde, denn nur von diesem Gesichtspunkt aus darf man seine Ernennung betrachten, als ein außerordentlich schweres erscheinen lassen.

Und in der That hat der Fürst schwer mit sich gerungen. Sein bewundernswerter, in keiner Lebenslage versagender Patriotismus allein und daneben vielleicht die Einsicht, daß er zurzeit in der That der einzige Mann sei, dem es gelingen könne, das Reich vor schweren Gefahren zu bewahren, veranlaßten ihn dazu, dem Rufe des Kaisers und des Reiches Folge zu leisten. Er faßte diesen hochherzigen Entschluß gegen den Wunsch seiner gesamten Familie, ganz besonders gegen den Willen seiner Gemahlin, einer geistig ganz besonders hervorragenden Frau, die dem geliebten Gatten den Frieden seiner alten Tage erhalten und mit weit vorhreschauendem Blick ihn vor schweren Kämpfen und bitteren Enttäuschungen bewahren wollte. Der Dank, den das deutsche Volk dem greisen Fürsten für diese hochherzige Opferthat schuldig ist, sollte unvergänglich bleiben.

Fürst Hohenlohe meldete sich am 29. Oktober 1894, elf Uhr vormittags, bei Seiner Majestät dem Kaiser im Neuen Palais als Reichskanzler und Ministerpräsident. Seine Ernennung wurde im Inlande sowohl als im Auslande mit aufrichtigster Sympathie begrüßt.

Im Inlande erhoffte man von den nahen verwandtschaftlichen Beziehungen sowohl, die Hohenlohe mit dem kaiserlichen Hause verband, als auch von der Würde seines Alters, der Fleckenlosigkeit seines Charakters und der hohen, von den glänzendsten Erfolgen getragenen staatsmännischen Weisheit, die ihn auszeichneten, eine kalmierende Wirkung auf das brausende, im Bewußtsein der Vollkraft zu Wort und That überschäumende Temperament des jungen Herrschers.

Im Ausland, besonders in Frankreich, erinnerte man an die Erfolge, die Fürst Hohenlohe in allen von ihm bekleideten Stellungen erzielt habe. Der

Figaro unter andern wies darauf hin, daß der Fürst als deutscher Botschafter in Paris ausgezeichnete Beziehungen zu den leitenden Persönlichkeiten zu finden und sich Mitgliedern der Pariser Gesellschaft zu nähern verstand, die bis dahin in den Salons der deutschen Botschaft nicht gesehen wurden.

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst entstammte einem uralten fränkischen Dynastengeschlecht, das seine Herkunft von Herzog Eberhard in Franken, dem Bruder Kaiser Konrads I., und seinen Namen von dem alten Stammschlosse Holloch bei Uffenheim im heutigen Mittelfranken herleitet. Das circa 1800 Quadratkilometer umfassende Fürstentum des Geschlechtes wurde um 1806 durch die Rheinbundakte mediatisiert und teils unter württembergische, teils unter bayrische Oberhoheit gestellt.

Fürst Chlodwig war der zweite von drei Söhnen des Fürsten Franz Joseph zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst und der Fürstin Constantia, geborenen Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg. Er wurde am 31. März 1819 im hessischen Städtchen Rotenburg an der Fulda geboren und war somit nach menschlichem Ermessen von der Erbfolge in Schillingsfürst ausgeschlossen. Allein es sollte anders kommen. Hohenlohes ältester Bruder Prinz Viktor erbte vom Landgrafen Amadeus von Hessen-Rotenburg (gestorben 12. November 1834) das Herzogtum Ratibor in Preußisch-Schlesien, Hohenlohe selbst im Jahre 1840 die Herrschaft Treffurt im preußischen Regierungsbezirk Erfurt. Beide Brüder verzichteten hierauf auf Schillingsfürst zu Gunsten ihres jüngsten Bruders Philipp Ernst am 14. Januar 1841.

Hohenlohe absolvierte seine juristischen und staatswissenschaftlichen Studien in Lausanne, Bonn, Göttingen und Heidelberg und trat sodann als Auskultator beim Justizamt in Ehrenbreitstein in preußische Staatsdienste. Er wurde als Regierungsreferendar zuerst nach Potsdam, später nach Breslau versetzt. Da trat im Jahre 1845 eine bedeutsame Wendung in seinem Leben ein. Am 3. Mai verstarb sein jüngster Bruder, der regierende Fürst Philipp Ernst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, sein ältester Bruder Viktor, Herzog von Ratibor, verzichtete auf die Nachfolge im Fürstentum, und dieses sowie der mit ihm verbundene erbliche Sitz in der bayrischen Reichsratskammer fiel somit endgültig dem Prinzen Chlodwig zu. Dieser Umstand bewog den nunmehrigen Fürsten im Jahre 1846 aus dem preußischen Staatsdienst auszuscheiden und seine fernere Thätigkeit nach Bayern zu verlegen. Am 16. Februar 1847 vermählte sich Hohenlohe mit Prinzessin Marie von Sayn-Wittgenstein aus der Ludwigsburgischen Speziallinie des fürstlichen Hauses, der Tochter des Fürsten Ludwig Adolf Friedrich und dessen Gemahlin Stephanie Prinzessin von Radziwill. Aus dieser Ehe entsproßten im Laufe der Zeit fünf Kinder: Elisabeth, geboren 1847, die älteste Tochter, die dem Fürsten im Alter ständige Begleiterin, Freundin und fürsorgende Pflegerin ward; Stephanie, geboren 1851, vermählt 1871 mit dem Erlauchten Grafen Arthur von Schönborn-Wiesentheid; der derzeitige Fürst Philipp Ernst, geboren 1853, und die Zwillinge Moritz und Alexander, letzterer gegenwärtig Bezirkspräsident des Oberelsaß. Der weitausschauende Blick des Fürsten Hohenlohe,

sein alldeutsch schlagendes Herz und die ihm angeborene Aversion gegen jeglichen Partikularismus machten ihn in Bayern bald zum schneidigsten Führer und Vorkämpfer des deutsch-nationalen Gedankens. „Man könnte ihn," sagt die Straßburger Post, „den süddeutschen Bismarck heißen. Mit dem großen deutschen Staatsmann wetteiferte er an nationaler Begeisterung, selbstloser Opferfreudigkeit und staatsmännischer Weisheit. Er war dessen süddeutsche Ergänzung und führte unter den schwierigsten Verhältnissen Preußen die Reichsgenossen auf halbem Wege entgegen, mit denen zusammen das große nationale Werk der Einigung von 1870 vollendet werden sollte."

Die schwersten Kämpfe mit der von kleinlichstem Partikularismus triefenden bayrisch-ultramontanen Partei, der mächtigsten im Lande, konnten unter solchen Umständen nicht ausbleiben. Wenn diese auch schließlich mit einer scheinbaren Niederlage Hohenlohes endigten, so war inzwischen aus dem Keim der gewaltige Baum erwachsen, der allen Beilhieben der schwarzen Scharen widerstand. Hohenlohe selbst aber stieg, getreu der Devise seines Geschlechtes „ex flammis orior", wie ein Phönix aus der Asche, um dem Deutschen Reich das zu geben, was man in seinem verblendeten engeren Vaterland aus seiner Hand zu nehmen sich weigerte.

Im beständigen engsten Kontakt mit allen Vaterlandsfreunden deutsch-nationaler Richtung entwarf der staatskluge, im Geiste der historischen Entwicklung des gemeinsamen Vaterlandes vorauseilende Mann nach Beendigung des Krieges von 1866 ein die Bestrebungen der nationalen Patrioten in Bayern zusammenfassendes Programm. Er bezeichnete darin Preußen als die führende Macht, an die den engsten Anschluß zu nehmen die Pflicht aller süddeutschen Staaten sei. Daneben forderte er die Umgestaltung des bayrischen Heerwesens und die Unterordnung sämtlicher Militärkontingente der süddeutschen Staaten im Kriegsfall unter Preußens Oberbefehl. Die Ultramontanen schäumten; der schwarze See wogte und wollte sein Opfer haben. Zum Glück für Bayern und den Reichsgedanken stand damals ein Fürst an der Spitze des Königreiches, der den hohen Wert eines Mannes wie Hohenlohe voll zu würdigen verstand. König Ludwig II., damals erst 21 Jahre alt, ein Mann voller Genialität, bar jeglicher Kleinlichkeit und selbst von edelster vaterländischer Gesinnung erfüllt, brachte den Entwürfen und Plänen Hohenlohes das vollste Verständnis entgegen. Er erkannte auch den Wert und die Bedeutung des Mannes selbst und berief ihn (es war am letzten Januar 1866) auf den ersten Posten eines königlichen Hausministers und Minister des Aeußeren.

Was Fürst Hohenlohe während der Zeit seiner Ministerthätigkeit geleistet, wie er es verstanden, dem Oger des ultramontanen Partikularismus den Fuß auf den Nacken zu setzen, das hat die Mitwelt mit hoher Bewunderung erfüllt und wird in der Geschichte den Namen des Fürsten Hohenlohe als denjenigen eines der hervorragendsten Männer aller Zeiten verewigen. Ihm allein ist es zuzuschreiben, daß der Anschluß der süddeutschen Staaten an das Gebilde des Reiches, das ihm visionär vor Augen stand, nach und nach zur absoluten inneren

Notwendigkeit wurde. Sein Werk allein war der Zollanschluß der süddeutschen Staaten an den norddeutschen Bund. Es wurde Anno 1867 durch den erstmaligen Zusammentritt des Zollparlaments gekrönt.

Inzwischen hatte die ultramontane Gegnerschaft des Fürsten alle Hebel in Bewegung gesetzt. Sie mußte zwar zu ihrem bleichen Entsetzen erkennen, daß das Werk, das der König zu dem seinigen gemacht hatte, unangreifbar war. Aber der Mann, der so Ungeheuerliches gewagt, der der mächtigsten Partei getrotzt und sie zu wiederholten Malen zu Boden gezwungen, dieser Mann mußte fallen, koste es, was es wolle.[1])

Die Handhabe hierzu bot ihr die schroff ablehnende Stellungnahme, die Hohenlohe zum Unfehlbarkeitsdogma einnahm. Am 9. April 1869 und am 28. Juni desselben Jahres erfolgten die berühmten Rundschreiben des Fürsten an die Regierungen Europas und Deutschlands, in denen er ein Konzilium zur Abwehr dieser von der römischen Jesuitenpartei inaugurierten Gefahr vorschlug, die er mit Gutachten der Fakultäten von München und Würzburg belegte. Allein der Erfolg dieser Rundschreiben war leider ein negativer.

Als dann im Mai 1869 die Neuwahlen für das Abgeordnetenhaus stattfanden, gelang es den Ultramontanen, unter schmählicher Ausnutzung dieses angeblichen Mißerfolges des Ministers, eine ansehnliche Mehrzahl von Sitzen zu

---

[1]) Eine Broschür, die damals unter dem Titel: Bayern und das politische Programm des Fürsten Hohenlohe (München 1867) aus dem Lager seiner Gegner gegen ihn gerichtet wurde, wirkt heute im Lichte der inzwischen erfolgten herrlichen Ereignisse und der Geschichte des Deutschen Reiches wie eine Farce. Ich lasse hier einige der kostbarsten Stellen aus dieser Broschüre für sich selbst sprechen:

„Es ist nichts Seltenes, daß ängstliche Leute mit eben den Menschen sich zu verbinden versuchten, die ihnen die unbezwinglichste Furcht einflößen. — — Wie, wenn Fürst Hohenlohe neben seiner Vorliebe für Preußen auch noch den Glauben hegte, Bayerns Schicksal ruhig in die Hände der Großmut Preußens legen zu dürfen!" — — oder

„Es ist sonderbar, daß Fürst Hohenlohe so viele politische Unmöglichkeiten aufzählt und nur die eine Möglichkeit einer Allianz mit Preußen anerkennt; sollte der Minister sich durch das juristische Nemo ad impossibile tenetur gegen jeden Vorwurf in vornhinein haben sichern wollen? Wie aber, wenn dereinst schlagend bewiesen würde, daß diese Unmöglichkeit nur in der subjektiven Auffassungsweise des Ministers begründet war? ‚Es wäre doch ein eigentümliches Fatum, wenn Bayern nur darum, weil Fürst Hohenlohe keine Isolierungspolitik proklamieren will, in zur Stunde noch unübersehbare Verwicklungen hineingezogen würde'." (!)

u. a. a. O.:

„Wir gestehen offen, zu denjenigen zu gehören, die die Gefahr nicht in so großer Nähe erblicken, und die selbst für den Fall, daß Fürst Hohenlohe recht hätte, die preußische Allianz nicht für das probateste Mittel halten, Bayern sicherzustellen." (!)

oder auch:

„Unsrer Ansicht nach hat die politische Tendenz des bayrischen Ministers einige Aehnlichkeit mit dem Naturdienst der ältesten Völker des Erdballes; in grauer Vorzeit pflegten die Menschen den Naturgewalten, die ihnen Furcht und Schaudern einjagten, Opfer darzubringen, um ihren Grimm zu besänftigen rc." Sapienti sat. Ist es überhaupt möglich, daß so etwas geschrieben werden konnte wenige Jahre vor der Wiedergeburt des Deutschen Reiches?

erobern. Nunmehr die stärkste Partei gegen sich, sah der Minister die Unmöglichkeit ein, mit einer derartigen Volksvertretung weiterhin zusammenzuarbeiten. Er bat den König um seinen Abschied. Dieser wies jedoch das Ersuchen vorläufig zurück. Allein die Katastrophe war nicht mehr zu vermeiden. Dem Könige wurden Protestadressen der gehässigsten Art gegen Hohenlohe, nicht nur von der Abgeordnetenkammer, sondern, es klingt beinahe unglaublich, auch vom Reichsrat, dem Kollegium seiner Standesgenossen überreicht. Und, was das Unerhörteste war, selbst die Prinzen des königlichen Hauses hatten ihre Stimmen gegen den Minister abgegeben.

Der edle König verweigerte zwar die Annahme der Adressen, mußte aber doch einsehen, daß er seinen treuesten Berater nicht mehr halten konnte, und gewährte ihm darum mit schwerem Herzen im März 1870 den erbetenen Abschied.

So hatten Unverstand, Gehässigkeit und kleinliche Sonderbestrebungen einen Sieg erfochten gegen den Besten im Lande, einen Sieg, der allerdings nur ein scheinbarer war.

Der glorreiche Krieg von 1870/71 schuf unter Preußens Führung das neue Deutsche Reich. Die Verträge zu Versailles zeitigten auch die glänzenden Früchte von Hohenlohes Werk. Er selbst stellte seine Arbeitskraft und die Macht seiner Persönlichkeit dem gemeinsamen Vaterlande zur Verfügung. Er erschien als Abgeordneter für den Wahlkreis Forchheim-Kulmbach im Reichstag, um sich zunächst der liberalen Reichspartei anzuschließen und nach der Auflösung dieser Partei ohne präzisierten politischen Standpunkt Kaiser und Reich seine Kräfte zu widmen.

Die zahlreichen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu den vornehmsten Kreisen Frankreichs sowie die glänzenden diplomatischen Fähigkeiten Hohenlohes, für die der große Kaiser Wilhelm I., der immer die Besten von den Besten zum Dienste für das Vaterland zu erlesen verstand, ein offenes Auge hatte, veranlaßten 1875 seine Ernennung zum Botschafter in Paris. Bei der großen Empfindlichkeit und dem im Volke überall noch frisch lodernden Revanchegedanken gehörte hierher ein Mann von ganz besonderem Takt, von ausgezeichneter Staatsklugheit und konziliantem, aber unerschütterlich festem Charakter. Daß Fürst Hohenlohe dieser Mann war, hat er in den langen Jahren seiner Botschafterthätigkeit in bewundernswerter Weise bewiesen. Ganz besonders ihm und seiner Thätigkeit verdanken wir den versöhnlichen Geist, der heute, einige chauvinistische Hitzköpfe abgerechnet, jenseits der Vogesen lebendig geworden ist. Und der große Kaiser wußte vollauf zu würdigen, welchen Mann er in dem staatsklugen Fürsten zur Seite hatte. Er bewies es wiederholt und besonders darin, daß er den Fürsten als dritten Vertreter Deutschlands 1878 zum Berliner Kongreß berief und ihn 1880 nach dem Tode des Staatssekretärs v. Bülow mit der vorläufigen Wahrnehmung der auswärtigen, später mit der der Vertretung des Reichskanzlers in inneren Angelegenheiten betraute.

Als im Jahre 1885 der erste Statthalter der Reichslande, Feldmarschall

v. Manteuffel, starb, konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß Fürst Hohenlohe der einzige gegebene Nachfolger sei.

„Seine soziale Stellung," schrieb eine Berliner Tageszeitung, „seine staatsmännischen Gaben, seine umfassende weltmännische Bildung und nicht zuletzt die Kenntnis des französischen Nationalcharakters, die er sich als Botschafter in Paris erworben hatte, ließen ihn geeignet erscheinen für das neue Amt, das an seinen Träger gleich große Anforderungen auf politische Klugheit wie auf Repräsentationsfähigkeit stellte.

Er kam mit der Absicht nach Straßburg, moralische Eroberungen zu machen, er kennzeichnete die Ziele, die er sich für seine Verwaltung gesetzt mit den Worten: „Ich will Entdeckungen machen in den Herzen und Gemütern der Menschen, in den Verhältnissen und in den Bedürfnissen des Landes, und in den Wünschen, die es bewegen."

Dieses seinem milden und menschenfreundlichen Charakter würdige Programm hat er meisterhaft in die Wirklichkeit zu übertragen verstanden. Die Germanisation der inneren Ueberzeugung, der Zwang und Gewalt fernlag, machte während seiner Amtsführung ganz wesentliche Fortschritte. Welche Liebe und Verehrung die Reichsländer ihm zollten, bewies die Trauer, die seine Abberufung im ganzen Lande hervorrief.

So hatte denn der Fürst sein schweres Amt als höchster Reichsbeamter übernommen. Man erhoffte, im Rückblick auf seine ruhmvolle Laufbahn, viel vom neuen Kanzler, und er war, trotz seiner hohen Jahre, der Mann dazu, diese Hoffnungen zu realisieren.

Die äußere Politik, die ihm als altem und bewährtem Diplomaten an sich die vertrautere sein mußte, bot ihm durch seine zahlreichen, zum Teil verwandtschaftlichen Beziehungen in Paris, St. Petersburg, Wien und München ganz besonders günstige Chancen.

Im Innern stand schwere Arbeit bevor: die Bekämpfung der Umsturzparteien, die Reform der Gesetzgebung und der richterlichen Vor- und Ausbildung, die Fortführung der Finanzreform, der Ausbau der sozialpolitischen Gesetzgebung und vieles andre mehr.

Leider übernahm der Fürst bei seinem Amtsantritt die Mitarbeiterschaft dreier Männer, die ihm die Realisierung seines Programms und die Erfüllung der schwierigen Aufgabe seines Amtes, besonders hinsichtlich der Politik, wesentlich erschwerten. Es waren das die Staatssekretäre v. Bötticher und Freiherr Marschall v. Biberstein und der durch das Vertrauen Seiner Majestät des Kaisers als Finanzminister in das preußische Ministerkollegium berufene ehemalige Frankfurter Bürgermeister Miquel.

Die ersten beiden Herren hatten gelegentlich ihres politischen Rittes schon seit einiger Zeit den rechten Bügel verloren und stützten sich daher um so nachdrücklicher auf den linken. Der dritte, Herr Miquel, hatte es im politischen Farbenwechsel zur Virtuosität gebracht. („Politisches Chamäleon" nannte ihn einmal eine hochgestellte Persönlichkeit.) Er hatte im Laufe der Jahre seine

politische Gesinnung öfter gewechselt als seinen Beruf. Vom rotleuchtenden Demokraten hatte er den Weg durch alle politischen Farben und Schattierungen bis zum korrekten weiß-schwarzen preußischen Ultrakonservativen gefunden. Er war Advokat, Bankdirektor und Stadtoberhaupt von Osnabrück und Frankfurt a. M. gewesen, um schließlich mit vollen Segeln in den Hafen des preußischen Finanzministeriums einzulaufen. Ein gewandter und glänzender Dialektiker, war Miquel ein Finanzgenie ersten Ranges, das auf diesem Gebiet für Preußen ganz Hervorragendes geleistet hat.

Allein der als Charakter mit anderm Maße zu messende Mann, von dem Fürst Hohenlohe im intimen Kreise gelegentlich äußerte, er sei der unzuverlässigste Mensch, den der Fürst kenne, konnte dem lauteren, largen und vornehmen Charakter des neuen Kanzlers unmöglich sympathisch sein.

Ueber ihn und seine Kollegen im preußischen Staatsministerium soll gelegentlich an andrer Stelle berichtet werden. Hier handelt es sich in der Hauptsache um den Fürsten Hohenlohe als Kanzler des Reichs, und darum kann die Thätigkeit des genannten Herrn nur insoweit berücksichtigt werden, als sie in unmittelbarer Beziehung zur Reichspolitik steht.

Interessant waren die Auslassungen der Presse zum Kanzlerwechsel.

Der „Vorwärts" legte die Ernennung des Fürsten im eignen Sinne aus: „Da der alte Herr bereits 75 Jahre alt ist, könnte seine Ernennung nur ein Provisorium bedeuten unter Fortsetzung der Caprivischen Politik." Dieses gönnerhafte Urteil des sozialistischen leitenden Blattes ist um so erstaunlicher, als es auf ein äußerst kurzes Gedächtnis schließen läßt. Hatten die Herren Sozialdemokraten sich doch vor nicht allzu langer Zeit die Zähne an einem gewissen alten Herrn gründlich ausgebissen.

Das Organ der Konservativen, die „Kreuzzeitung", nahm vorläufig eine zuwartende Stellung ein. Hier erregte es nur Bedenken, daß Fürst Hohenlohe römischer Katholik und Bayer sei. Zu diesem wunderlichen Bedenken mußte die Partei sich von der „Times" folgende treffende Lektion gefallen lassen. Sie schrieb: „Er (Fürst Hohenlohe) ist ein Bayer, der warm für die Reichseinheit eintrat; er ist ein römischer Katholik, der die weltliche Macht des Papstes nicht als Losung annimmt, und seine bittersten Feinde sind stets die Partikularisten und Jesuiten allerwärts gewesen.

Auch die „Freisinnige Zeitung" äußerte sich ähnlich wie der „Vorwärts": „Nach wie vor können wir die Wahl des Fürsten Hohenlohe nur als ein vorläufiges Auskunftsmittel aus der Verlegenheit des Augenblicks erklären ... Fürst Hohenlohe ist ein vornehmer Mann und hat außerhalb der letzten Parteikämpfe gestanden. In parlamentarischer Beziehung und als Redner kommt er ungefähr dem vorigen Kriegsminister, General v. Kaltenborn, gleich. Infolgedessen muß sich notwendig die Stellung der einzelnen Staatssekretäre selbständiger gestalten, namentlich dem Reichstag gegenüber. Herr v. Bötticher wird noch mehr als früher die Rolle des Sprechministers übernehmen müssen, Herrn v. Marschall wird es obliegen, nicht nur die auswärtige Politik, sondern auch die Kolonialpolitik selbständiger als bisher zu vertreten ..."

Wirklich eine kostbare Bewertung des neuen Kanzlers durch Herrn Richter und zugleich eine rührende Liebeserklärung an die Adresse der Herren v. Bötticher und Marschall.

Am 30. Oktober fand in Abwesenheit des Fürsten Hohenlohe und des mit ihm zugleich als preußischen Minister des Innern berufenen Herrn v. Köller eine Ministerkonferenz statt, bei der es sich um Gehen und Bleiben der Herren v. Bötticher, v. Marschall und des seitherigen Landwirtschaftsministers v. Heyden gehandelt haben soll. War dieses der Fall, so gestaltete sich das Resultat der Konferenz, wenigstens was die beiden erstgenannten Herren betrifft, zu einem negativen. Herr v. Marschall wurde sogar am selben Tage zum königlichen Staatsminister ernannt.

Die Insinuation, als sei diese Ernennung ein Beweis dafür, daß auch Fürst Hohenlohe „dem viel angefeindeten Staatsmanne, der in den vergangenen parlamentarischen Kämpfen stets auf der Bresche gestanden und mit großem Geschick und bestem Erfolg seine Sache vertreten hat“ („Köln. Ztg.“), einen Beweis vollen Vertrauens entgegengebracht, ist gänzlich verfehlt. Es darf nicht vergessen werden, daß der Reichskanzler seit dem Jahre 1885 dem politischen Leben fern gestanden und nur in mittelbarer Weise an ihm Anteil genommen hatte. Dieses Faktum sowohl als das Vertrauen, das der Monarch damals noch dem Herrn v. Marschall entgegenbrachte, dürfen wohl als Grund dafür angesehen werden, daß der Fürst es vermied, zu dieser Angelegenheit vorerst überhaupt Stellung zu nehmen. Besonnenes Zuwarten und wohlüberlegtes Handeln waren dem neuen Kanzler ja allezeit eigen gewesen.

Der Fürst hatte inzwischen, am 27. Oktober, dem scheidenden Kanzler Grafen Caprivi einen längeren Besuch abgestattet. Am 1. November präsidierte er zum erstenmal einer Sitzung des Staatsministeriums, wobei er verschiedene mildernde Aenderungen an dem Caprivischen Entwurf der Umsturzvorlage anregte. Während die Arbeiten in den einzelnen Ressorts dann ihren gewohnten Gang gingen, suchte er sein engeres Vaterland Bayern auf, wo er bei Hof und Regierung die herzlichste Aufnahme fand. Die klerikale Presse, die ihm ein giftiges Andenken bewahrt hatte, stand natürlich nicht an, im Verein mit ihren sozialdemokratischen Kolleginnen, den neuen Reichskanzler aufs heftigste anzugreifen. Sie erinnerte daran, daß der Prinzregent, Prinz Ludwig und sämtliche Prinzen des bayrischen Königshauses einstmals im Reichsrat gegen den damaligen Ministerpräsidenten Fürsten Hohenlohe gestimmt hatten. Sie wußte zu erzählen, daß der Fürst damals dem präsumtiven Thronfolger Prinzen Ludwig zugerufen habe: „Was Sie sind, bin ich auch!“ — Ob wir es hier mit einer Anekdote oder mit einer Thatsache zu thun haben, wird sich heute schwer feststellen lassen. Jedenfalls darf man dem hochgemuten, sich seines inneren Wertes und der Würde der ihm angeborenen Stellung wohlbewußten Reichsfürsten, aus der glühenden moralischen Entrüstung heraus, die ihn der unbegreiflichen Kurzsichtigkeit und Verständnislosigkeit selbst der höchsten Kreise seines Vaterlandes gegenüber beseelen mußte, einen solchen Ausspruch wohl zutrauen. Auffällig bleibt

es jedenfalls, daß Prinz Ludwig gelegentlich des Kanzlerbesuchs in München Reisevorbereitungen [1]) vorschützte und sein Schloß Leutstetten nicht verließ.

Hohenlohe nahm hier, überall von seinem Sohne Alexander begleitet, unter anderm auch Gelegenheit, den Führer der bayrischen Nationalliberalen Professor v. Marquardsen aufzusuchen. (Schluß folgt.)

Das Wiedersehen.

Von

E. Krickeberg.

Ehe ich ihn noch persönlich kennen lernte, hatte ich schon viel über ihn gehört, — Vorteilhaftes und Unvorteilhaftes, am meisten jedoch Seltsames. Er war Chemiker, und „die Chemiker haben alle einen Klaps," wie der Apotheker Bärbring behauptete, der selber nicht ganz ohne diese überflüssige Zuthat war. „Aber er ist der zuverlässigste und gescheiteste Volontär, den ich je gehabt habe," pflegte der Prinzipal des jungen Mannes zu erwidern. Ich war in jener Zeit viel auf Reisen, und es traf sich, daß ich ihn nie zu Gesicht bekam, aber da ich so oft von ihm reden hörte, interessierte ich mich für ihn.

„Wie sieht er denn aus?" fragte ich. „Ist er hübsch?"

„Durchaus nicht!"

„Häßlich?"

„Nein, keineswegs!"

„Also ein Durchschnittsgesicht!"

„Das am allerwenigsten."

„Aber gestatten Sie . . ."

Der andre zuckte ratlos die Schulter. — „Ich kann mir nicht helfen, es ist nun einmal so — der Fritz Deter ist eine ganz merkwürdige Erscheinung, — fascinierend häßlich oder abschreckend schön, wie Sie wollen."

„Was ist denn in der Gotteswelt so Besonderes an ihm, das Ihnen allen so auffällt?"

„Auch das kann ich Ihnen nicht sagen, es ist indefinierbar, liegt in seiner ganzen Persönlichkeit. Man sagt, er sei verschlossen, finster, kalt — ich weiß nicht — ich finde ihn jedenfalls unheimlich! Er soll mondsüchtig sein. Bei Vollmond steht er stundenlang und starrt in die glänzende Scheibe, und die Tochter

[1]) Der Prinz sollte als Vertreter Bayerns an den Beisetzungsfeierlichkeiten für den verstorbenen Kaiser Alexander III. von Rußland in St. Petersburg teilnehmen.

seiner Wirtin behauptet, er sei neulich in einer Vollmondnacht aus dem Fenster seiner Wohnung im ersten Stock gestiegen und auf dem Haussims entlang gelaufen. Das ist natürlich dummer Schnack, aber trotzdem, er ist unheimlich, er hat so etwas Mephistophelisches, anders kann ich es nicht bezeichnen! Wissen Sie übrigens, daß er der ‚Königin von Spanien' den Hof macht?"

„Dann hat er doch wenigstens etwas Menschliches an sich."

Die Dame mit dem hochklingenden Titel war die Schönheit unsers Ortes, eine hohe, schlanke Gestalt von klassischem Ebenmaß, mit einem ebenso klassischen Gesicht, schön wie aus Marmor gemeißelt und ebenso kalt, außerdem nicht besonders gescheit. Sie würde sich mit ihrer Unwissenheit oft lächerlich gemacht haben, wenn sie nicht in ihrer olympischen Ruhe gewöhnlich über dem Geschwätz der Menge gestanden hätte. Die Eingeweihten behaupteten, daß sie ihre Beschränktheit kenne und aus Angst, sie zu verraten, sich hinter einer erhabenen Schweigsamkeit verschanze; einmal aber hatte sie sich doch hinreißen lassen, Marie Theresia nach Spanien zu versetzen, seitdem hieß sie die „Königin von Spanien".

Ihre Schönheit war groß genug, den kleinen geistigen Defekt vergessen zu machen. Sie hatte Verehrer die Menge, und ich konnte mir nicht denken, daß sie den fremden Chemiker, der obenein ein verkappter Mephisto sein sollte, sonderlich beachten würde.

Endlich machte ich seine Bekanntschaft auf eine eigentümliche Weise.

Im Buchenschlößchen draußen vor der Stadt hielt der akademische Gesangverein sein Sommerkränzchen ab. Ich war zwar erst am Abend von einer Reise zurückgekehrt, aber trotzdem wandelte mich die Lust an, noch spät hinauszufahren.

Wie schon der Name andeutet, liegt das Etablissement in einem Buchengehege, ihm zur Seite ein stiller, tiefer Weiher.

Es war ein herrlicher Vollmondabend, kein Lüftchen rührte sich, und die Blumen am Wegrand, Feldthymian und Labkraut sandten schwüle Düfte in die lichtdurchtränkte Nacht. Von magischem Reiz war es, unter den Buchen dahinzufahren. Ueberall zwischen den Zweigen stahl sich das Mondlicht in die Dämmerung hinein, glitt hier an einem atlasglänzenden Stamm entlang, ließ dort ein Büschel grüner Blätter wie Smaragden aufleuchten und malte goldene Blüten und Ranken auf den grünen Moosteppich. Am Weiher entlang führte der Weg. Wie gleißendes Metall flimmerte der sonst so düstere Spiegel aus seinem dichten Schilfkranz, und mitten auf ihm hielt regungslos, wie festgewachsen, das Boot des Wirtes vom Buchenschloß und ein ebenso regungsloser Mann in ihm. Die Ruder hingen unbeweglich an den Seiten, und der Mann saß gebückt, mit in die Hand gestütztem Kopf, das Gesicht dem Monde zugewandt.

„Das ist der Chemiker," erklärte der Kutscher, „wenn der Mond scheint, soll es nicht recht richtig mit ihm sein."

Die „Königin von Spanien" war auch auf dem Fest anwesend. In ihrer blonden kalten Schönheit thronte sie in einer Schar von Bewunderern und quittierte mit kühlem Lächeln über deren Schmeicheleien.

Ich hatte das Glück, eine Extratour von ihr zu erhalten, und als ich sie auf ihren Platz zurückführte, sagte ich, einer plötzlichen Laune folgend:

„Sie gehen sehr grausam mit ihren Verehrern um, gnädiges Fräulein, der arme Deter hat sich gar bis auf den See vor Ihrer Kälte geflüchtet."

Sie machte eine hastig abwehrende Bewegung. „Lassen Sie den, ich bin froh, wenn ich nichts von ihm sehe und höre."

„Pardon! Da habe ich wohl eine Indiskretion begangen, — er ist in Ungnade gefallen?"

Sie stieß ein kurzes ärgerliches Lachen aus. „Als ob der nach Gnade oder Ungnade fragte! — er kommt, und er ist da."

„Nun, es sollte doch Mittel geben, einen aufdringlichen Menschen in seine Schranken zu weisen."

„Er ist niemals aufdringlich!" rief sie beinahe heftig, „aber er hat eine Art oder vielmehr einen Blick, dem man nichts abzuschlagen wagt. Mir ist nicht wohl in seiner Nähe, und mir graut jetzt schon vor dem nächsten Tanz, der ihm gehört."

„Vielleicht vergißt er ihn auf dem Wasser."

„Im Gegenteil, auf die Minute pünktlich wird er sich einstellen." — In dem Augenblick zuckte sie leicht zusammen.

„Da ist er ja schon," flüsterte sie.

Er stand in der Thür, ein hoher schlanker Mensch mit einer zwanglosen, etwas müden Haltung. Sein Gesicht war auffallend hager, schmal, lang und von bräunlicher Blässe. Die Nase sprang scharf gebogen unter der Stirn hervor; kohlschwarz war sein leicht gewelltes, kurzgehaltenes Haar und das Schnurrbärtchen über dem festgeschlossenen Munde, und kohlschwarz lagen auch die Augen in den tiefen Höhlen. Diese Augen waren das Seltsamste an dem ganzen Gesicht, sie beherrschten es vollkommen, sie gaben ihm sein Gepräge, und von ihnen ging auch das Etwas aus, das den Leuten an dem Manne unheimlich erschien. Die Pupillen standen ein klein wenig der Nase zugeneigt, dadurch erhielt sein Blick etwas Schräges, ohne daß er doch geschielt hätte. Und welch ein heißes, intensives Leben sprach aus diesem Blick, er bohrte sich förmlich in die Gegenstände, die er traf — als er mich jetzt voll und fest ansah, hatte ich die eigentümliche Empfindung, als ob sein Blick durch meinen Körper hindurch nach einem hinter mir sich befindenden fernen Gegenstand gerichtet sei. Es war der Blick, das Gesicht eines Schwärmers, vielleicht eines Fanatikers. — Heißblütige Sektierer, Verfechter und Märtyrer einer Idee, Menschen, die ihr Leben an eine bestimmte Erfindung setzen, sehen so aus. Hübsch war dies Gesicht allerdings nicht, aber auf den ersten Blick fesselnd — fascinierend, wie mein Bekannter gesagt hatte.

„Kommen Sie," flüsterte meine Partnerin hastig, „lassen Sie uns schnell tanzen."

„Das geht doch wohl nicht, — Pardon," aber sie flüchtete förmlich in meine Arme.

Während wir tanzten, blieb er auf seinem Platz in der Thür, leicht an den

Posten gelehnt, scheinbar teilnahmslos, aber die düsteren heißen Augen fest auf uns gerichtet.

„Er geht nicht," klagte sie, „ich fühle, daß er mich fortwährend ansieht."

Endlich mußten wir aufhören zu tanzen, scheu blickte sie nach ihm hinüber.

„Entschuldigen Sie sich doch einfach mit Ermüdung, wenn er Ihnen so durchaus unangenehm ist," riet ich.

Sie antwortete nicht, hochatmend saß sie auf ihrem Stuhl, den Blick neben mir hinweg starr in ängstlicher Erwartung auf einen Punkt gerichtet.

Als ich mich umwandte, sah ich, daß der Chemiker sich uns langsam, ruhig schlendernd näherte, nur mit den Augen hielt er sie im Bann. Ich trat zur Seite, er verbeugte sich ritterlich vor ihr. Etwas Weiches, Müdes lag in seinen Bewegungen und in seiner Haltung, und langsam, sichtlich widerstrebend, aber wie von einer unsichtbaren Macht emporgezogen erhob sie sich, legte mechanisch den Arm auf seine Schulter, und im nächsten Augenblick tanzten sie davon.

Er hypnotisiert die Menschen, mußte ich denken, und das ist auch kein Wunder mit diesen Augen.

Ich sah, daß er sie fest an sich gepreßt hielt. Eine dunkle Röte brannte auf ihren Wangen, und sie atmete schwer, aber sie hing willenlos in seinen Armen, und er tanzte schneller und schneller mit ihr, wie von einem Taumel erfaßt. Sie schloß die Augen, und in den seinen glühte eine fanatische Begeisterung. Endlich gab er sie frei, sie fiel völlig ermattet auf ihren Stuhl, und hastig fuhr sie mit dem Tuch über das erhitzte Gesicht. Sie war stürmisch erregt, die Eisfee — war das möglich?

Bald darauf war sie aus dem Saal verschwunden. Ich ging ihr nach, denn die Sache interessierte mich außergewöhnlich. Sie wollte eben in ihren Wagen steigen.

„Ich muß nach Hause," sagte sie, „bestellen Sie, bitte, meinem Vater, ich habe Kopfweh, er möge sich nicht stören lassen, den Wagen schicke ich zurück. Gute Nacht!"

„Sie lassen sich doch nicht etwa durch den Mephisto vertreiben?" neckte ich.

Sie umging die Antwort. „Ueberall, wo ich bin, ist er auch!" rief sie außer sich, „jedes Vergnügen verdirbt er mir, er peinigt und quält mich — ich hasse ihn."

„Aber gnädiges Fräulein, er hat doch nichts weiter gethan, als Ihnen seine Verbeugung gemacht — Sie sind ihm ja ganz freiwillig zum Tanze gefolgt."

„Freiwillig? — Dann müßte er mich nicht ansehen. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber gegen diesen Blick kann ich nichts ausrichten, er muß übernatürliche Kräfte haben, mit denen er die Menschen zwingt, seinen Willen zu thun."

Ich mußte lächeln. „Das ganze Geheimnis liegt wahrscheinlich bei ihm selber — in seiner außergewöhnlichen Willenskraft — etwas Uebernatürliches ist nicht dabei, gnädiges Fräulein, Sie können es mir glauben."

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Ich habe mal von einem Cagliostro gehört, dessen Macht sich auch keiner entziehen konnte, obwohl er ein Betrüger

war. An den muß ich immer denken, wenn ich den Deter sehe. Vielleicht macht er auch im geheimen Kämmerlein Gold, ich traue ihm alles zu."

Unter den Buchen hervor trat jetzt eine Gestalt und nahte sich uns, ich fühlte ihre Finger, die sie mir zum Abschied gereicht hatte, in den meinen zucken.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, ich wollte Ihnen nur gute Nacht sagen." Es war der Chemiker.

Seine Stimme war tief und voll, aber sie hatte einen sonderbar schwermütigen Klang, ein Organ, das sich einem ins Ohr schmeichelte. Er reichte ihr seine Hand, sie schimmerte wie lichte Bronze im Mondlicht. Sein Gesicht war noch bleicher als vordem, und dieselbe Schwermut sprach aus seinen Zügen wie aus seiner Stimme. Er war barhäuptig, und die Silhouette seines Kopfes hob sich scharf gegen die vom Mond bestrahlte Hauswand ab. Ein frappierend interessanter Kopf, das herrlichste Studienobjekt für Künstler und Psychiater.

„Gute Nacht," sagte sie, ohne ihn anzusehen und sprang hastig in den Wagen.

„Wollen Sie mir nicht die Hand geben, gnädiges Fräulein?" Sie zögerte, streckte ihm dann die noch behandschuhte Linke entgegen, er aber bückte sich und berührte mit seinen Lippen ihre entblößte Rechte, mit der sie den Wagenschlag umklammert hielt.

Sie zog die Hand mit einem heftigen Ruck an sich, als habe sie sich verbrannt.

„Fahr zu!" befahl sie dem Kutscher, und der Chemiker mußte vor den anrückenden Rädern zurückspringen. Einen Augenblick stand er in sich versunken und starrte dem Wagen nach, dann wandte er sich mir zu.

„Verzeihen Sie mein Herr, ich habe mich Ihnen noch nicht vorgestellt, Fritz Deter, Chemiker."

Ich nannte auch meinen Namen, und wir kamen in ein Gespräch. Es stellte sich heraus, daß er an denselben Universitäten wie ich, nur etwas später, studiert und auch in demselben Regiment wie ich gedient hatte. Da ergaben sich denn unendlich viele Anknüpfungspunkte, und ich fühlte mich von seinem Wesen sofort derartig gefesselt, daß ich gern seiner Aufforderung, eine Weile unter den Bäumen zu promenieren, nachkam.

„Ich tanze doch nicht mehr, dazu ist mir die herrliche Nacht viel zu lieb."

„Sie sind ein Mondscheinschwärmer? Ich sah Sie vorhin einsam auf dem Wasser."

„Wenn Sie es so nennen wollen, ja! Ich liebe den alten Herrn da oben, er ist mein bester Freund und Vertrauter, und er will mir auch wohl. Es besteht eine entschiedene Wechselwirkung zwischen ihm und mir. Wenn er auf mich herabscheint, fühle ich eine Art gesteigerten Daseins, ein intensiveres Leben nach der guten wie nach der schlimmen Seite. — Trotzdem brauchen Sie nicht zu glauben, daß ich mondsüchtig bin, wie meine lieben Mitmenschen hier von mir behaupten. Ich klettere weder auf Dächern noch Haussimsen umher. Die biederen

Kleinstädter können eben nicht begreifen, daß man einem Naturgenuß die behagliche Ruhe im Bett zu opfern vermag."

Er wechselte das Gespräch, kam unvermittelt wieder auf unsre Universität zu sprechen, und eine Stunde verging mir wie im Fluge. Ich bewunderte seine geistreiche und gewandte Art, sein vielseitiges und tiefes Wissen, und seiner Unterhaltung wurde ein besonderer Reiz dadurch verliehen, daß aus allem, was er sagte, eine stark eigenartige Persönlichkeit und ein warmes, ehrliches Herz sprachen. Seine Ideen wandelten oft ganz ungewöhnliche Wege, die mich seltsam anmuteten, und alles nahm er von der leidenschaftlichen Seite; über manche seiner jugendlich kühnen Schwärmereien mußte ich heimlich lächeln, irgend etwas „Unheimliches" aber konnte ich mit dem bestem Willen nicht an ihm entdecken.

„Ich hoffe, wir werden Freunde," sagte er beim Scheiden, „ich habe hier noch kein männliches Wesen getroffen, das mir recht sympathisch wäre, die Leute begegnen mir alle mit Mißtrauen."

„Das darf Sie nicht wundern; mit Ihrer freien Auffassung der Dinge passen Sie nicht in das kleinstädtische Philisterium. — Wenn ich einem hiesigen jungen Manne bei unsrer blonden Schönheit einen Augenblick im Wege gewesen wäre, würde er es nicht so gelassen aufgenommen haben wie Sie."

„Ich sah ja, daß man Sie dazu zwang," sagte er ruhig. — „Also auf Wiedersehen!"

Ich schlug herzlich in seine Hand ein. Seine Finger umschlossen fest die meinen. Eine stählerne Kraft wohnte in der schmalen, hageren Hand, man hatte unwillkürlich die Empfindung, als ob sie das, was sie einmal gefaßt hatte, nie mehr ließ.

Wir trafen uns in der Zukunft oft und wurden mit der Zeit unzertrennliche Freunde. Ich hatte nicht geglaubt, daß ich einen Mann so lieb haben könnte wie ihn, und er hing mit der ganzen Kraft seiner schwärmerischen Seele an mir. Es war etwas Ekstatisches in seiner Freundschaft wie in seiner ganzen Persönlichkeit — ein geheimes Feuer brannte in ihm, das von seinem Herzen genährt wurde. Wenn es zu heller Flamme aufflackerte, verlieh es seinem Wesen einen wahrhaft dämonischen Reiz, dem niemand widerstehen konnte. Aber es gab Tage an denen es nur schwach glimmte, dann war er verschlossen, schwermütig, unzugänglich selbst für mich, dann plagten ihn Todesahnungen, und er gestand, daß seine Seele sich zerschlagen fühle, als ob der Jammer der ganzen Menschheit auf ihr laste. Die Verhältnisse am Ort waren zu eng für seinen genialen, hochstrebenden Geist, er sollte sich einen größeren Wirkungskreis suchen, riet ich ihm, aber er schüttelte nur trübe den Kopf. Auch daß er nervös wäre, gab er nicht zu, „vielleicht nur etwas feinnerviger als ihr," meinte er. Wenn aber seine Laune auch noch so darniedergelegen hatte, sobald „sein Freund" am Himmel stand, schnellte sie wieder empor. Dann war er „erst ganz er selber," wie er sagte, dann schienen sich alle seine Fähigkeiten zu verdoppeln, wie gehoben von einer geheimnisvollen inneren Kraft kam er mir vor, dann konnte er bezwingend, hinreißend und — unheimlich sein.

Ja, unheimlich! Ich habe es später doch noch an mir selber erfahren, dies Gefühl, das fremde Menschen von ihm hinwegtrieb, nur daß es mich nicht hinwegtrieb, sondern besorgt um ihn machte.

Es war in einer herrlichen Vollmondnacht. Wir promenierten, wie er es liebte, auf einem einsamen Wege vor der Stadt. Er war in sprudelnder Laune, blendend in seiner geistreichen Beredsamkeit.

Da kam uns ein Herr entgegen, ein gemeinsamer Bekannter, ein flotter Lebemann, der gewiß irgend ein Rendezvous gehabt hatte. Er verweilte einen Augenblick im Gespräch mit uns, und ich wunderte mich, daß Fritz plötzlich so einsilbig geworden war.

„Stehst du mit ihm nicht gut?“ fragte ich, als der andre gegangen war.

„O doch, wenigstens ist er mir nicht unsympathischer als die andern alle — aber es ist nicht angenehm, jemand in sein lachendes Gesicht blicken zu müssen mit der Gewißheit, daß er in wenigen Wochen eine Leiche sein wird.“

„Fritz, bist du toll?“

„Ganz und gar nicht. — Es ist mir ja selber gräßlich, das zu wissen, du kannst es mir glauben, aber ich kann es doch nicht ändern, das Gefühl dafür liegt nun einmal in mir.“

Vierzehn Tage darauf verunglückte der blühende junge Mensch und starb.

Es war nicht das einzige Mal, daß er mir den Tod eines Menschen prophezeite, und immer traf er ein. Wenn ich ihn fragte: „Woher weißt du das?“ so zuckte er die Schultern: „Das ist mir selber unerklärlich, es liegt in mir. Ich komme mir manchmal vor wie eine Schnecke, die ihr Haus verloren hat und nun mit ihrer empfindlichen Haut allen Einwirkungen ihrer Umgebung schutzlos preisgegeben ist. Es giebt Kräfte zwischen Himmel und Erde, die ihr mit eurem robusten Nervensystem nicht einmal ahnt — mir offenbaren sie sich, wenn ich besonders disponiert dazu bin.“

„Glaubst du vielleicht auch an Geister?“

Er sah mich mit einem seiner schrägen, durchdringenden Blicke an, unter dem mir eigen unbehaglich zu Mute wurde.

„Ja, ich glaube an Geister!“ sagte er einfach. „Freilich nicht an eure Spuk-, Klopf- und sonstigen Geister — für mich ist der Begriff Geist identisch mit Seele. Ich glaube, daß die Menschenseele sich von den Fesseln des Körpers zu lösen und eigne Wege zu wandeln vermag, wenn sie es mit konzentrierter Kraft ersehnt.“

„Na, dann müßte es deine vermögen, denn du hast einen eisernen Willen.“

Er lachte. „Vorläufig genügt es mir, die Menschen damit nach meinem Gefallen zu lenken. Sie bilden sich ein, ich habe den bösen Blick, der sie zu thun zwingt, was ich ihnen befehle — daß man nur etwas Energie braucht, um die Herrschaft über sie zu gewinnen, ahnen sie nicht.“

In der That besaß er eine große Gewalt über die Menschen.

Eines Tags war ich bei ihm in seinem Bureau in der Fabrik, als ein Streit zwischen einem als jähzornig verschrieenen Arbeiter und einem ander

entstand. Es kamen Leute mit der Schreckensnachricht hereingestürzt: „Er hat ihn gepackt, er schlägt ihn tot!“ Mit einem Satz sprang Fritz aus dem Parterrefenster, ich ihm nach.

„Lassen Sie ihn los!“ herrschte er den Mann an, der den andern an der Gurgel gepackt hielt. Er stand vor ihm, den sonst so lässig getragenen Körper hoch aufgerichtet, in jeder Muskel gestrafft, wie aus Erz geformt, und wie glühende Pfeile bohrten sich seine Augen in des Jähzornigen Gesicht.

„Fällt mir nicht ein!“ brüllte der.

„Lassen Sie ihn los!“ befahl er noch einmal genau ebenso ruhig, so eisern, so zwingend. Der andre stierte ihn an wie ein tückischer Hund, der jeden Augenblick bereit ist, sich auf seinen Bändiger zu stürzen. Wutschaum stand vor seinem Munde, und doch lockerten seine Finger schon um ein geringes ihren Griff.

Fritz trat ihm noch einen Schritt näher.

„Sofort lassen Sie ihn los!“ Da gab er ihn frei, mit einer wilden Bewegung stieß er ihn von sich, dann wandte er sich, und mit in die Schultern gezogenem Kopf, beschämt und innerlich rasend, aber gebändigt, schlich der Wüterich davon.

„Ich hätte es ihm zehnmal befehlen können,“ sagte ich, „er hätte sicher nicht gehorcht!“

Er zuckte mit einer zornig verächtlichen Miene die Schultern. „Ich zwinge andre und kann mich selber nicht bezwingen.“

Ich wußte, was er meinte, seine Liebe zur „Königin von Spanien“. Das war sein Tollpunkt.

„Sie fürchtet mich, verabscheut mich,“ pflegte er zu sagen, „sie ist dumm und unbedeutend, kaltherzig und kokett — und doch kann ich nicht von ihr lassen. Ich fühle, wie mich die Leidenschaft zu ihr vor mir selber herabwürdigt, einen schlimmen Einfluß auf mich ausübt — und nur immer toller liebe ich sie — und ich bin doch im Grunde kein Schwächling.“

„Ja, es ist thöricht von dir, dein Herz an dies Mädchen zu hängen,“ mußte ich beipflichten, „es kann einem Manne von deiner geistigen Bedeutung auf die Dauer nicht genügen.“

„Auf die Dauer!“ rief er leidenschaftlich. „Lieber Gott, nur eine Stunde der Seligkeit, mehr begehre ich nicht! — Du mußt bedenken, daß es eine Liebe meines Körpers ist, von der meine Seele nichts weiß!“

Ich versuchte, ihn zu zerstreuen, ihn in Gesellschaft andrer Frauen zu bringen, aber er wehrte sich energisch dagegen. Er war eine durch und durch keusche Natur, an eine zweite Frau auch nur zu denken, erschien ihm in seinem hochgespannten Idealismus wie eine Profanation seiner Liebe.

Sie waren sich gegenseitig zur Last.

Er litt tausend Qualen in ihrer Gegenwart, und doch suchte er sie auf, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu bot. — Sie schalt auf ihn, wenn er abwesend war, fand ihn greulich, widerwärtig — und in dem Augenblick, da er ihr gegenübertrat, war sie vollständig im Banne seines Blickes.

Es hieß, sie wollte sich mit einem Arzt verloben. Ich neckte sie damit, um mir Gewißheit zu verschaffen.

Sie zuckte fröstelnd die Schultern: „Das würde ich gar nicht wagen."

„Peters wegen?"

„Ja — ich fürchte, es gäbe ein Unglück."

„Der Ansicht bin ich nicht. Mit feststehenden Thatsachen lernt der Mensch sich abfinden. Es wäre ein Segen für beide Teile, wenn Sie endlich einmal Ernst machen wollten."

„Wenn er sich das Leben nähme ..."

Ich ärgerte mich über ihre Prätension. „Sie schätzen meinen Freund zu niedrig ein, gnädiges Fräulein. Sobald er sieht, daß er verzichten muß, kann er es auch. Bis jetzt haben Sie ihm noch niemals energisch seine Hoffnung geraubt, sobald es geschieht, wird er sich darauf besinnen, daß ihm die ganze Welt offen steht. Warum halten Sie ihn fest? Sie lieben ihn doch nicht!"

Sie sah betreten ratlos an mir vorüber.

„Ich weiß nicht!" murmelte sie.

„Was? Ob Sie ihn lieben?"

„Wenn ich ihn nicht sehe, hasse ich ihn geradezu, und wenn ich mit ihm zusammen bin, fliegt ihm meine ganze Seele entgegen, soviel ich mich auch dagegen wehre. Ich glaube, selbst wenn er etwas von mir verlangte, was gegen meine Ehre oder mein Gewissen ginge, ich müßte es thun ... darum fürchte ich mich vor ihm."

„Nun, gnädiges Fräulein, er ist gottlob ein Mann von den subtilsten Ehrbegriffen, aber wenn Sie so unter seinem Einfluß stehen, so sollten Sie ihn doch heiraten und damit aller Qual auf beiden Seiten ein Ende machen."

„Einen Mann, den ich hasse und fürchte, um die Welt nicht!"

Was sollte daraus werden? Auf eine entscheidende Handlung von ihrer Seite war nicht zu rechnen, denn trotz ihrer Miene erhabener Gelassenheit war sie ein schwacher, schwankender Charakter, der sich von einem energischen Willen lenken ließ. Außerdem war Fritz eine glänzende Partie für sie, die außer ihrer Schönheit nichts besaß, was sie einem Mann hätte anziehend machen können. Fritz aber war zu feinfühlig, als daß er seine Gewalt über sie hätte zu seinem Vorteil ausnützen mögen.

Ich sah mit Sorgen in die Zukunft. Fritz war noch hagerer, hohlwangiger geworden, und in seinen wunderbaren Augen brannte das stille Feuer fanatischer denn je. Er zehrte sich innerlich auf bei dem Hangen und Bangen, seine Leidenschaft für sie grenzte an Wahnsinn. Mich plagte eine vorahnende Angst vor einer Katastrophe, die in der Luft lag und die eines Tages eintreffen und dem unhaltbaren Zustand ein Ende bereiten mußte.

Sie kam schneller, als ich gedacht. Eines Abends, es war einer von jenen lichten Mondscheinabenden, die das sensible Nervensystem meines Freundes auf das höchste erregten, klopfte es spät hastig und dringend an meiner Thür. Das war Fritz. Nichts Gutes ahnend öffnete ich, und da trat er — nein, er stürzte

herein, warf sich aufstöhnend auf einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht.

„Um Gottes willen, was ist denn geschehen?"

„Tritt mich mit Füßen, jage mich hinaus, ein Schuft bin ich, ein ehrloser Schuft um dieses Weibes willen!"

Er warf die Arme über den Tisch und barg das Gesicht hinein, an dem konvulsivischen Zucken seines Körpers sah ich, daß er weinte. Eine Weile ließ ich ihn gewähren, dann rüttelte ich ihn an der Schulter.

„Erzähle!" brachte ich hervor, die Kehle war mir trocken.

Er hob den Kopf; ich war erschrocken, als ich die trostlose Verzweiflung aus seinem leichenfahlen Gesicht las.

Stockend berichtete er: „Durch den Garten habe ich mich von hinten bis zu ihrem Hause geschlichen, die Verandastufen hinauf. Ich konnte nicht anders, der Teufel war in mir. Einen Blick nur wollte ich auf ihr Gesicht werfen. Du weißt ja, daß sie seit Tagen nicht mehr ausgeht, aus Angst vor mir. Aber als ich sie auf dem Ruhebett liegen sah, als ob sie schliefe, das marmorschöne Antlitz mir zugekehrt, da kannte ich mich nicht mehr! Wie ich ins Zimmer gekommen bin, weiß ich nicht. Ich lag vor ihr auf den Knieen, und sie, im ersten Schreck, war nicht fähig zu schreien, sie schlug und stieß nach mir. Ich faßte ihre Hände in die meinen und bat und beschwor sie, ruhig zu sein, ich wollte nichts von ihr als nur ein gutes Wort, einen Blick, ihre Ehre sei mir heilig. Allmählich wurde sie fügsam, wie immer unter meiner Berührung. Sie weinte nur leise und flehte, daß ich sie schonen sollte. Am ganzen Leibe zitterte sie aus Angst vor mir. Und ich, ich war ein solcher Lump, ihre Schwäche zu mißbrauchen. Ich wollte gehen, versprach ich, aber erst müßte sie mir ein gutes Wort sagen und einmal nur gestatten, meine Lippen auf die ihren zu pressen, ich sehnte mich krank und elend danach. Ein Wort hat sie mir nicht gesagt, aber sich nicht gesträubt, als ich sie küßte, wild, rasend, sinnlos... Ich sage dir ja, der Teufel war in mir. Dann bin ich geflohen und die Furien hinter mir drein..."

„Das war gemein!" rief ich im ersten Zorn ohne Erbarmen mit ihm. „Das hätte ich dir nimmermehr zugetraut."

„Schuftig war es, ich gestehe es ja ein, ein Bubenstreich, ich war eben nicht Herr meiner Sinne."

„Eine wohlfeile Ausrede, der sich ein Mann von Ehre schämen sollte."

„Der hat mich verführt da oben!" Er schüttelte seine geballte Faust nach dem Monde hinauf. „Sein Einfluß kehrt sich immer mehr zum Schlimmen in mir, ich fühl's." Er sah so elend aus in seiner Verzweiflung, daß ein heißes Mitleid mit ihm in mir auflebte.

„Was soll nun werden?" fragte ich ratlos. „Hat dich jemand bei deiner Heldenthat gesehen?"

„Nein, keiner Menschenseele bin ich begegnet, ihr Zimmer liegt ja ganz einsam nach der Rückseite des Hauses."

„Gott sei Dank, so ist sie wenigstens vor der Welt nicht kompromittiert. Natürlich mußt du nun sofort offiziell um ihre Hand anhalten."

„Soll ich sie mir wie ein Straßenräuber mit brutaler Gewalt erbeutet haben?"

„Das hättest du dir eher überlegen müssen! Hier giebt es jetzt keine zarten Bedenken mehr, sie allein hat über dich zu bestimmen. Weist sie dich ab, so ist es deine Pflicht, sofort die Stadt zu verlassen und dafür zu sorgen, daß dein Anblick sie niemals mehr an die Leichtfertigkeit erinnert, mit der du ihren guten Ruf aufs Spiel gesetzt hast. Wenn du willst, werde ich morgen zu ihr gehen."

„Geh," bat er, „aber wie sie auch entscheiden möge, die Schande, die ich mir heute selber zugefügt habe, wird zeitlebens wie ein Brandmal auf meiner Seele lasten. Ich habe kein Vertrauen mehr zu mir."

Ich traf sie merkwürdig gefaßt, und noch erstaunter war ich über die Art, wie sie die fatale Geschichte auffaßte.

„Es ist vielleicht gut, daß es so gekommen ist," sagte sie. „Jetzt sind wir gezwungen, unser Verhältnis zu einander klar zu stellen, und es giebt hier nur eine Lösung. Sagen Sie ihm, daß ich ihn heiraten werde." Und mit einem melancholischen Lächeln fügte sie hinzu: „Er ist nun einmal mein Verhängnis, ich entgehe ihm ja doch nicht."

Diese Resignation war allerdings nicht danach angethan, meinen Freund in himmelhochjauchzende Seligkeit zu stürzen, aber sie ließ doch eine Hoffnung auf die Zukunft zu, an die er sich noch gestern wie ein Ertrinkender geklammert haben würde. Jetzt stand er vor mir, blaß und ohne einen Schimmer von Glück oder Freude in den verfallenen Zügen.

„Ich wünschte, sie hätte mich ausgeschlagen," brachte er mit Anstrengung hervor, „wer einmal gestrauchelt ist, thut es auch wieder — ich bin ein Unwürdiger."

„Aus euch werde der Kuckuck klug," schalt ich ärgerlich, „gestern noch ein Simson an Kraft und Stärke und heute ..."

„Ein Simson, dem die Haare abgeschnitten sind," fiel er ein.

Sie wurden ein korrektes Brautpaar. Das Bewußtsein, sich einmal vergessen zu haben, das meinen Freund nicht einen Augenblick verließ, lag wie Asche auf dem Feuer seiner Leidenschaft, er schien unausgesetzt vor sich selber auf Wache zu stehen, und die Königin von Spanien war ja immer kühl und herb gewesen, man erwartete von ihr nicht eine zärtliche Braut. Man hielt sie beide allgemein für voll befriedigt und prophezeite ihnen eine glückliche Ehe. Ich konnte es nicht, ich sah etwas auf dem Grunde seiner Augen, was mir nicht gefiel. Am meisten aber besorgt machte es mich, daß er sich seiner Macht über seine Braut vollkommen begeben hatte, sich ihr geflissentlich unterordnete, er war ein Durchschnittsbräutigam, nicht mehr und nicht weniger, eine Rolle, die ganz und gar nicht zu seinem Naturell paßte.

In jener Zeit traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel meine Versetzungsordre nach einer andern Provinz. Als ich meinem Freunde die Nach-

nicht brachte, saß er einen Augenblick wie gelähmt vor Schrecken, dann hob ein tiefer Atemzug seine Brust:

„Es ist vielleicht besser, du gehst," sagte er zu meiner größten Verwunderung ganz ruhig, aber er sah mich nicht an dabei.

Dagegen rief seine Braut mit allen Zeichen des Schreckens: „Sie gehen? Sie, der Einzige, der unser Verhältnis kennt und der, wenn . . ."

Sie stockte, und ich hatte nicht den Mut zu fragen, was sie mit dem „wenn" meinte.

„Im Herbst ist unsre Hochzeit, da kommst du bestimmt!" Das gaben mir die beiden beim Scheiden mit auf den Weg, und ein großer Trost lag für mich in dem Gedanken an ihre baldige Vereinigung. Danach würde ja alles in ruhige, normale Bahnen lenken.

Aber Mitte und Ende Oktober kamen heran, und noch immer war keine Einladung zur Hochzeit eingetroffen, auch einen Brief hatte ich schon seit Wochen nicht mehr von meinem Freund erhalten.

Zufällig traf ich eines Tages mit einem Bekannten aus meinem früheren Wohnort zusammen, und was er mir berichtete, steigerte meine Besorgnis zur Angst.

„Glücklich sind sie nicht miteinander," meinte er, „darin sind wir alle einig, aber das ist eigentlich auch ganz unmöglich bei ihrer geistigen und seelischen Verschiedenheit. Peter ist ein Narr gewesen, sich an sie zu hängen; daß sie ihn mit seinen glänzenden Zukunftsaussichten nicht ausgeschlagen hat, das ist freilich nicht zu verwundern. Obenein läßt er sich von ihr tyrannisieren! . . . Er war doch früher ein schneidiger Kerl, weiß Gott, was ihm seine Courage geraubt hat. Sie entsinnen sich gewiß, daß die Königin von Spanien früher einmal einen Arzt zum Verehrer hatte, von dem es hieß, er würde sich mit ihr verloben. Er hat nie daran gedacht! Mit ihrer Schönheit allein kann er keine Praxis gründen . . . Nun, mit diesem Doktor verkehrt sie noch, intimer denn je. Und Peter läßt sie gewähren, als ob er nichts ahnte, aber er weiß es, man sieht ja, wie es an ihm frißt, er schwindet ordentlich dahin. Wenn ich mir den Mann vorstelle, wie er vor einem halben Jahr voll Feuer und Leben steckte und jetzt . . . als ob er die Auszehrung hätte."

Von nun an lebte ich in einem wahren Fieber der Sorge. Ich konnte meine Gedanken gar nicht mehr von meinem Freund und seinem Geschick losreißen. In welch unwürdiges Verhältnis hatte er sich begeben, wie mußte er darunter leiden, daß er an diese, in jeder Beziehung so tief unter ihm stehende Frau gefesselt war!

Eines Abends stieg meine Unruhe auf den Siedepunkt. Der herrliche Vollmondschein rief alle Erinnerung an den Freund auf das lebhafteste wach. Eine heiße Sehnsucht nach ihm packte mich, und die Gewißheit, ihm gerade jetzt in seinem Kummer nicht beistehen, ja nicht einmal nahe sein zu können, machte mich ganz elend im Gemüt.

Endlich litt es mich nicht länger im Zimmer, ich nahm Mantel und Hut

und trat in die stille Nacht hinaus. Ohne zu überlegen, einem Impulse folgend, lenkte ich meinen Weg nach dem mit schönen alten Laubbäumen bestandenen Hain, der Promenade vor der Stadt. Der Mond stand in wunderbarer Klarheit am Himmel, es hatte das erste Mal leicht gefroren, und die kalte Luft that meinen erhitzten Schläfen wohl. Langsam wanderte ich unter den entlaubten Bäumen entlang, es war totenstill um mich, kein Mensch weit und breit und taghell der Weg. Plötzlich fühlte ich eine leise Berührung meines Armes, als ob eine Vogelschwinge ihn streife. Erstaunt wende ich mich zur Seite und sehe einen Mann an mir vorbeischreiten. Ich hatte ihn nicht kommen hören, und ich hörte auch jetzt nicht das leiseste Geräusch seiner Schritte auf dem gefrorenen Boden. Langsam, mit gesenktem Kopf ging er ganz dicht auf dem breiten Wege an mir vorüber, und es war mir, als ob eine Eiseskälte von ihm in mich hinüberstrahle, als sein Anzug meine Hand einen Moment streifte. Der Anzug war feucht gewesen, und eine dunkle Spur bezeichnete den Weg, den der Fremde geschritten war, als ob Wasser aus seinen Kleidern herabflösse. Der Mann hatte außer seiner müden, gebückten Haltung und der Lautlosigkeit seines Ganges nichts Sonderbares an sich — und doch packte mich plötzlich ein lähmendes Entsetzen! Ich stand still, konnte meine Füße nicht vom Fleck bewegen und starrte ihn an, der mich so seltsam anmutete, so bekannt und doch ...

„Fritz!“ rang es sich plötzlich von meinen Lippen. „Fritz, bist du es, kennst du mich nicht?“

Langsam wandte er sich nach mir zurück, sein Gesicht war vollkommen farblos, fast bläulich in seiner Blässe und erschrecklich verfallen, wie erloschene Kohlen lagen die einst so heißen Augen in den tiefen Höhlen. In der Hand trug er ein seltsames Büschel — Schilfblätter waren es.

Ich sah mit von Grauen geschärften Sinnen alles ganz deutlich, jeden Zug seines Gesichts, jede kleinste Bewegung seiner Gestalt. Jetzt öffneten sich seine schmalen Lippen zu einem matten Lächeln, einen Augenblick sah ich seine weißen Zähne unter dem schwarzen Bärtchen aufblitzen — so hatte er immer gelächelt, nur heiterer, lebendiger ... Das Schlaffe, Leblose an ihm war es, das mir so furchtbares Entsetzen einflößte.

„Gute Nacht!“ sagte er; es war seine Stimme, unzweifelhaft, aber sie klang eigentümlich leise, wie gebrochen, und als ob sie aus weiter, weiter Ferne zu mir dränge.

„Fritz, du darfst nicht gehen,“ schrie ich auf, und in wilder Herzensangst stürzte ich vor und wollte ihn packen, halten. Da wich er vor mir zurück, als ob er schwebte, ich sah seinen Körper langsam zerrinnen wie Nebel, durch seinen Leib hindurch erblickte ich die Bäume an der andern Seite des Weges, lichter und lichter wurde der grauweiße Schemen — und dann war auch das letzte Flöckchen verschwunden, und ich war allein.

Hatte ich eine Hallucination gehabt? War ich fieberkrank oder gar wahnsinnig? Ich faßte mit beiden Händen meinen Kopf, ich war doch noch ich — ich konnte denken, ich sah alles um mich her grell und deutlich im Mondlicht,

es that mir auch weh, wenn ich mich zwickte! Aber vielleicht war das erst der Anfang einer Monomanie, ich hatte meine Gedanken in letzter Zeit so ausschließlich mit meinem Freunde beschäftigt, daß es am Ende nicht zu verwundern war, wenn ich meinte, ihn leibhaftig vor mir zu sehen.

Meine Augen irrten suchend umher, die dunkle Spur auf dem Wege war verschwunden, aber etwas andres lag dort, wo ich meinen Freund zuletzt gesehen hatte. Ich bückte mich und hob es auf ... ein Schilfstengel war's von denen, die er in seiner Hand getragen hatte.

Das Haar sträubte sich mir vor Entsetzen. Ich stürzte nach dem Bahnhof, wie ich ging und stand. Um elf Uhr fuhr ein Zug nach meinem alten Wohnort, ich mußte mir Gewißheit holen, sonst wurde ich unzweifelhaft verrückt über dieser Geschichte.

Als ich an der Bahnhofsuhr vorüberging, zeigte sie drei Viertel auf elf, und der Ort, wo ich meinem Freund begegnet war, lag etwa eine Viertelstunde vom Bahnhofe entfernt.

Der Morgen graute, als ich am Bestimmungsort anlangte. Mit dem Gefühl eines Menschen, der der Enthüllung eines fürchterlichen Geheimnisses entgegengeht, stieg ich aus dem Zuge.

„Da sind Sie ja schon!" redete mich der Stationsvorsteher an. „Woher haben Sie denn die schreckliche Geschichte so schnell erfahren? Hat man Ihnen telegraphiert?"

Ich nickte nur. „Wann ist es passiert?"

„Gestern abend, so gegen halb elf Uhr haben sie ihn aus dem Wasser gezogen."

„Können Sie mir Näheres mitteilen?"

Er erzählte, was er wußte. Vor einigen Tagen war Deter auf acht Tage, wie er hinterlassen hatte, verreist, das nahm seine Braut wahr, um sich einmal gründlich zu amüsieren. Am Tage des Unglücks war sie mit mehreren gleichgesinnten Freundinnen und Freunden, unter denen natürlich der Doktor nicht fehlte, nach dem Buchenschloß gefahren. Sie sind sehr lustig gewesen, übermütig sogar, denn sie sind auf die für Ende Oktober etwas tolle Idee verfallen, an dem schönen Mondscheinabend eine Kahnfahrt auf dem Weiher zu unternehmen. Als sie gerade mit dem großen Kahn des Wirtes abstoßen wollten, ist plötzlich eine dunkle Gestalt am Ufer erschienen — Deter, den sie weit weg wähnten. Sie sind natürlich in eine arge Verlegenheit geraten, aber er hat ihnen ganz ruhig zugerufen, sie sollten sich nicht stören lassen, er sei mit von der Partie. Ebenso ruhig hat er sich das kleine Boot des Wirts, ein sehr unsicheres, auf Kiel gebautes Fahrzeug, losgemacht und ist an ihnen vorbei und dann langsam vor ihnen einher gefahren. Die andern haben gesungen, er aber hat ganz still in seinem Boot gesessen, kaum die Ruder gerührt und nur immer starr in das mondbeschienene Wasser geblickt. In der „finsteren Ecke", wo die Buchen am Ufer wie eine dichte Mauer stehen, hat man umgewendet, der große Kahn als hinterster zuerst. Keiner hat auf die Gondel geachtet. Plötzlich aber hat die

Braut aufgeschrieen: „Fritz! Wo ist denn Fritz?“ Und als sich alle erstaun suchend nach ihm umblicken, sehen sie die Gondel, mit dem Kiel oben, auf dem Wasser schwimmen, und Deter ist verschwunden.

„Er muß doch zu plötzlich gewendet haben, über Bord gefallen und im eiskalten Wasser sofort vom Schlage gerührt worden sein,“ schloß der Stationsvorsteher. „Denn er war doch ein vorzüglicher Schwimmer. Als er wieder emporgetaucht ist, ist sein blasses Gesicht voll dem Mond zugekehrt gewesen, zu dem die offenen Augen starr emporgeblickt haben. Ein Herr, der bei der Partie war, hat mir erzählt, daß er den Eindruck gehabt habe, als ob Deter noch lebte und so sich mit Bewußtsein selber langsam sterben lasse.“

Ich fuhr sofort nach dem Buchenschloß, wo die Leiche bleiben mußte, bis die Polizei den Thatbestand aufgenommen hatte.

Ein Ausdruck stillen Friedens lag auf seinen Zügen, den sie im Leben nie gezeigt hatten. Das leidenschaftliche Herz, der ewig grübelnde, suchende Geist waren zur Ruhe gegangen.

Mein armer Freund trug noch dieselben Kleider wie am Abend zuvor ... so hatte ich ihn auf dem Wege im Hain gesehen — und die Hand des Toten hielt auch noch immer das Schilfbüschel fest umschlossen.

In seinen Papieren fand sich ein Brief an mich vor mit dem Datum seines Todestages, er enthielt nichts als die Worte: „Simson kann nicht leben ohne sein Haar!“ An dem Zwiespalt seines Körpers und seiner Seele war er zu Grunde gegangen.

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

An meine Frau.

München, 18. 4. 66.

In einem prächtigen, aber kalten und zugigen Wagen haben wir die Reise hierher gemacht; der Frost packte mich von allen Seiten, und es war eine kummervolle Nacht. — Es fährt sich aber sehr gut mit dem Kronprinzen; er sprach lange mit mir über seine Aufgaben und zeigte mir die ihm von Bismarck erteilte Instruktion.

Das erste Mitglied der Begleitung ist der Oberstleutnant v. Loucadou; er ist sehr höflich, sehr gut angezogen, sehr empfindlich gegen Wind und Wetter und erzählt gern Skandalosa aus der vornehmen Welt.

Herrn v. Jasmund habe ich bis jetzt noch nicht ergründet; er macht sich seinen Dienst schwer und spricht nicht gern.

Graf Eulenburg ist der liebenswürdige Kavalier, galant und rücksichtsvoll, mit dem Gedanken zur Hand, mit hübschen Formen gegen den Kronprinzen und voller Takt gegen jedermann. Er füllt seinen Posten voll aus.

Der Generalarzt Wegener erzählt Anekdoten und scheint etwas geniert.

München entsandte seine ersten Boten nach Augsburg zum Empfang, wo wir Toilette zum hiesigen Einzug machten. Es war unser Gesandter Werthern und Major v. Grolman. Die Stellung des ersteren scheint mir nicht derartig zu sein, wie sie dem preußischen Gesandten jetzt gebührt. Grolman macht einen guten Eindruck; er ist orientiert und bescheiden und wird beachtet.

Hier auf dem Bahnhof erwartete uns der ganze Pomp des fürstlichen Empfanges. An der Spitze stand Prinz Otto, der Bruder des Königs, ein junger Herr mit intelligenten und angenehmen Zügen. Er hat den weichen Ausdruck seiner Mutter. Der König war leidend.

Das Rückgrat der königlichen Familie bildet Prinz Luitpold, eine einfache und innerlich tüchtige Natur.

Man war von allen Seiten äußerst höflich und freundlich, aber ebenso zurückhaltend, und jedes politische Gespräch fiel auf den Boden. Der einzige Mensch bei Hofe, der sich beflissen und für Preußen interessiert zeigte, war der Oberstallmeister Graf Holnstein. Dann gab es Visiten, Galadiner und schließlich den Lohengrin. Die Oper dauerte fünf Stunden und war sehr gut; ich meine, es ist vieles Schöne darin, als Ganzes aber blieb es mir unklar."

*

Turin, 21. 4. 68.

„Nachdem ich gestern ganz unbemerkt 50 Jahre alt geworden bin, erzähle ich heut aus München weiter.

Den Fürsten Hohenlohe kennst Du auch noch von Koblenz her. Ich hatte am zweiten Tage eine lange Unterhaltung mit ihm; er zeigte viel preußische Gesinnung, aber noch keine Sicherheit darüber, wie sich diese im entscheidenden Falle äußern könnte. — Vom jungen König sagte er: ‚Er stelle die merkwürdigste Mischung dar von voller Unkenntnis des wirklichen Lebens, bei sehr großer geistiger Befähigung.'

Der Kronprinz hat den König wiederholt im Bett besucht und erzählte, er habe alles in allem wohl fünf Stunden mit ihm gesprochen; sie hätten in Gedanken die ganze Welt durchstreift, aber von Bayern, von Preußen, von Deutschland sei kein leises Wort gefallen.

Im ganzen verlief unser Besuch würdig, und der Zweck einer ersten Anknüpfung nach dem Kriege wurde durch die Liebenswürdigkeit des Kronprinzen wohl erreicht.

Auf der Weiterreise über den Brenner passierten wir auch Oesterreich, überall feierlichst und höflichst empfangen. Eine Welt von Erinnerungen wurde durch die österreichischen Uniformen geweckt; der Kronprinz war gegen die Herren sehr zuvorkommend.

Abends zehn Uhr waren wir in Verona. Der Empfang war so begeistert, wie ihn keine Phantasie reger und wärmer erdenken kann. Auf dem Bahnhof die Garnison und die Nationalgarde in Parade, in den illuminierten Straßen an allen Fenstern und auf den Dächern Tausende von enthusiastischen Menschen, Kopf an Kopf; Musikbanden schmetterten das ‚Heil dir im Siegerkranz‘ und das Preußenlied, und die Massen klatschten wütend in die Hände und schrieen: ‚Evviva il vittore di Sadova!‘, ‚L'angelo protettore d'Italia!‘

Der Kronprinz trat immer wieder auf den Balkon und wurde mit immer neuem Jubel begrüßt; die Nationalgarde übernahm die Wache, zündete große Feuer an, und die ganze Nacht hindurch erklangen die Huldigungen. Ebenso rauschend war der Empfang an allen Orten, wohin uns die Reise führte."

* * *

Meinem Reisetagebuch entnehme ich das Folgende:

Der König ist ein reines Original; ich habe eine solche königliche Erscheinung noch nicht gesehen, übrigens voller Kraft und Selbständigkeit. Bisher kannte er keinerlei Einschränkung in seiner junggesellenhaften Lebensweise, aber er wird doch älter, das Gefühl der wachsenden Macht hebt ihn, er fühlt sich in seiner Existenz unabhängiger von den Menschen wie früher, und so drängt es ihn, seine Umgebung und sich selbst einer Hofetikette zu unterwerfen. Aber es gelingt ihm nicht immer, sich in diese zu fügen, und auch die andern fallen noch leicht in die alte Ungebundenheit zurück.

So wurde z. B. nach dem großen Diner am Hochzeitstage, nachdem der König sich mit den Fürstlichkeiten zurückgezogen hatte, in den Festräumen allerseits geraucht, und zwar die geringsten italienischen Zigarren, so daß beim Wiedererscheinen der Herrschaften zum Beginn der Oper der blaue Qualm dick in den Sälen stand.

Außer der Etikette fehlt aber recht offen noch mancherlei Höheres.

Gelegentlich der Trauung waren wir Zeugen einer großen Messe. Das Publikum war im Uebermaß unruhig; der König, die Prinzen und selbst der Bräutigam entbehrten jeder Andacht, und als die Rede des Bischofs, die abgelesen wurde, zu Ende war, erschallten aus der Kirche Bravo und Händeklatschen.

Wäre die Musik nicht so heiter und lustig gewesen, man hätte trübsinnig werden können bei solchem Gottesdienst. Die sechs Bischöfe, die mitcelebrierten, erschienen äußerst unbedeutend.

Eine Machtstellung des Klerus will man mir nicht zugeben: „Man sei religiös, aber die Pfaffen habe man noch zu allen Zeiten in Italien aufgehängt."

Was die allgemeinen politischen Verhältnisse anbetrifft, so stößt man überall auf den Kampf zwischen Süd und Nord. Piemont mit seinem armen und deshalb dienenden Adel ist das herrschende Land und bildet den konservativen Kern für das ganze Königreich. Die hiesigen Staatsmänner haben daher viel Verständnis für Bismarck und loben, daß er erst den deutschen Norden zu konsolidieren sucht, ehe er den Süden aufnehmen will. Man ist aber der Ansicht, Italiens Einheit sei eine weit künstlichere Schöpfung als die deutsche.

In Italien bilden die vielen großen Städte die Brennpunkte des politischen Lebens, und ihre Bürgermeister sind die politisch leitenden Persönlichkeiten. Ein großer Teil der Minister, Gesandten, kurz die unabhängig von der Beamtenleiter an die Spitze tretenden Männer waren oder sind wieder Sindaci.

Größere Dörfer fehlen dem Lande; der Bauer wohnt in einzeln liegenden Höfen oder Weilern, seine äußeren Interessen, also auch die politischen, konzentrieren sich in der Stadt. Dadurch leitet die städtische Unruhe auch den Landbewohner, und das diesem sonst überall innewohnende konservative Element geht Italien fast gänzlich ab. Die Städte aber sind immer mehr geneigt, ehrgeizig drängenden Menschen ihre Wahlstimmen zu geben, und so finden sich denn im italienischen Parlament fast ausschließlich solche Vertreter.

Das piemontesische Element wird also immer wichtiger für den Staat. Von acht Ministern sind vier Piemontesen, ganz ausschließlich aber ist der Einfluß Piemonts in der Armee; die gesamten militärischen Spitzen, die Adjutantur und der Hof des Königs bestehen nur aus Piemontesen; sie bilden die stete Umgebung des Königs und sind seine Freunde. Auch die bisherigen Kriegsminister waren Piemontesen, obgleich sie, nach der konstitutionellen Schablone, mit ihren wechselnden Kollegen auch wechseln.

Die bevorzugte Waffe ist die Artillerie; sie liefert aus ihrem Offiziercorps fast ausschließlich die leitenden Persönlichkeiten der Armee und füllt die ersten Kommandos aus. Infolgedessen ist die Infanterie, die in der Führung der Gefechte wie auch zur Erziehung des Volkes wichtigste Waffe, durchweg vernachlässigt und steht in den moralischen Elementen am tiefsten.

Die Artillerie ist gut gehalten, entspricht aber in der Langsamkeit ihrer Bewegungen und in der Schwere ihres Materials nicht durchweg den taktischen Forderungen. Sie ist eben nicht Hilfswaffe, und ihre Leistungen werden nicht durch die der andern Waffen normiert, sondern sie bestimmt sie selbst.

Die Kavallerie hat besseres Menschen- als Pferdematerial. Die technische und Disciplinarausbildung scheint mir auf keinem hohen Standpunkt zu stehen.

Die Bersaglieri sind eine Elitetruppe und haben eine sehr bedeutende körperliche Leistungsfähigkeit.

Viele Mängel sind durch die plötzliche starke Vergrößerung der Armee zu erklären und werden, da stetig gearbeitet wird, auch allmählich verschwinden. Ich fürchte aber, daß die Vernachlässigung der Infanterie sich schwer strafen wird, zumal in einem Gefechtsterrain wie das italienische, wo durch die Unmasse von

Bäumen jede Uebersicht fehlt, und wo allein das vorwärts- und zusammenstrebende Element in jedem einzelnen Infanteristen zum Siege führen kann.

Ich habe schon gesagt, daß vom Adel nur der piemontesische ein monarchisch konservatives Element bildet; er ist arm, muß seinen Glanz im Staatsdienst suchen und ist zu allen Opfern für die Monarchie bereit. Piemont lehnte sich in seiner ganzen historischen Entwicklung an Frankreich an und stand in traditionellem Einverständnis mit Frankreich. Nur der Verlust von Savoyen und der momentane Uebermut der Franzosen scheidet sie augenblicklich von diesen; und nur in diesen beiden Momenten liegt ein zufälliger Hebel, die italienischen Interessen im preußischen Sinne zu leiten.

Der Bedeutendste von diesen Piemontesen ist Lamarmora, ein Mann von anerkannter Rechtlichkeit und ehrenhafter Gesinnung. Er erfreut sich allgemeiner Achtung, trotz seines Fiaskos im letzten Kriege, und gilt immer noch als der kommende Ministerpräsident, obgleich er augenblicklich in vollster Ungnade beim König ist. Er ist der politische Führer der französischen Partei. Graf Usedom, unser Gesandter, hält es daher für richtig, gegen ihn Partei zu nehmen, und sämtliche Mitglieder der preußischen Gesandtschaft beteiligen sich an dem Kampfe gegen Lamarmora auf das leidenschaftlichste.

Sollte Lamarmora wieder ans Ruder kommen, ja nur wieder die Gnade des Königs gewinnen, was für ihn als Träger der piemontesischen Partei wahrscheinlich ist, so wird Graf Usedoms Stellung hier unmöglich.

Ueber den ungünstigen Einfluß des Königs auf die Operationen des letzten Krieges sind alle Stimmen einig. Lamarmora soll eine Reihe von Schriftstücken besitzen, die beweisen, daß er den König bestimmt habe, das Geschenk Venetiens von Napoleon nicht anzunehmen, sondern an dem Bündnisse mit Preußen festzuhalten, daß der König gegen Lamarmoras Willen nach der Schlacht bei Custozza den Rückzug angeordnet habe, daß Cialdini ihm nicht gehorcht, sondern eigne Wege zum König gefunden u. s. w.

Kurz, der König soll Lamarmora fürchten.

Vielleicht sprechen bei dem merkwürdigen Vorgehen des Grafen Usedom die Einflüsse mit, die der hiesige Militärbevollmächtigte Legationsrat v. Bernhardi ausübt.

Ich erachte die Gegenwart des Herrn v. Bernhardi hier bei der Legation als den preußischen Interessen nicht förderlich und für ihn selbst sehr unerfreulich. Er hat keine Stellung zur Armee, seine ganze Natur als alter Mann, kritischer Gelehrter und historischer Sammler erschwert es ihm ungemein, mit Offizieren in nähere Berührung zu kommen. Darum wissen diese auch nichts mit ihm anzufangen; die Generale gehen ihm aus dem Wege, und die jüngeren Offiziere können keine Fühlung mit ihm haben; die Herren unsrer Gesandtschaft sehen ihm verwundert zu, und die andern Diplomaten halten ihn nicht für ihresgleichen.

Infolgedessen ist Bernhardi verbittert; nun soll er aber Nachrichten bringen. Um selbst zu sehen, dazu fehlen ihm schon die körperlichen Eigen-

schaften, er muß sich seine Nachrichten also zutragen lassen, und das ist immer bedenklich.

Zum Beispiel bringt er allerhand Details über den Charakter der italienischen Offiziere; da halte ich es doch für einen ruhig denkenden Menschen ganz unmöglich, auszusprechen, daß ein General Geld angenommen habe, um sich schlagen zu lassen; zumal, wenn dieser General bis dahin in jeder Beziehung intakt war, sich in sehr guten Vermögensverhältnissen befindet, keine Kinder hat und ein Mensch ohne Bedürfnisse ist.

Der jetzige Ministerpräsident, General Menabrea, ist von Geburt Savoyarde; er war piemontesischer Partikularist und der heftigste Gegner der Annexionen und Revolutionen. In einem Konflikt zwischen Frankreich und Preußen wird er suchen, mit beiden Teilen zu paktieren, aber nicht abzuschließen.

Ich saß eines Tages neben ihm bei Tisch und halte ihn für mehr solide als genial, sehr begabt, aber stark Philister. Er erachtet es für eine der größten Schwierigkeiten der Regierung, daß die von Natur konservative Partei des Landes, die Aristokratie, ausgenommen in Piemont, nicht aus Gutsbesitzern, sondern aus Patriziern großer Städte besteht; dadurch stehen ihre Erinnerungen an die Glanzzeiten ihrer Familien nicht in Beziehung zu Monarchien, sondern zu Republiken. In den alten Republiken und in der Kirche sind diese Familien groß geworden; die Herrschaft der Bourbonen und der deutschen Kaiser wurde als feindlich erachtet, übte also einen anti-monarchischen Einfluß aus.

Der frühere Minister Ratazzi erfreut sich nicht der öffentlichen Achtung. Er ist leichtsinnig und bedient sich der niedrigen Leidenschaften seines Herrn, dessen Liebling er ist.

Ricasoli, ein edler und zuverlässiger Charakter, hat sich mißgestimmt in das Privatleben zurückgezogen.

Der Kronprinz hatte eine lange politische Unterredung mit dem Prinzen Napoleon, dem Schwiegersohn des Königs, die dieser ausdrücklich gewünscht hatte.

Der Prinz Jérôme begann de but en blanc mit der Bemerkung: „Er für seine Person wolle alles thun, was im stande wäre, den zwischen Preußen und Frankreich drohenden Krieg zu verhindern. Unter einem Siege der Franzosen würde die Kultur leiden; daß die Preußen Herren blieben, könnte er natürlich noch viel weniger wünschen. Zum Kriege aber dränge vor allem die katholische Kirche, die deutscherseits vom Erzbischof Melchers von Köln und dem Bischof Martin von Paderborn geführt werde."

Ich habe hierüber ausführlich nach Berlin berichten müssen.

Als ich dem Prinzen vorgestellt wurde, überraschte er mich mit der Bemerkung: „Nous nous sommes déjà vus au château de Cassel." Er hatte, um Familienerinnerungen zu feiern, das dortige Schloß besucht; ich, ebenfalls mit einer Besichtigung der Schloßräumlichkeiten beschäftigt, war ihm ausgewichen, um nicht grüßen zu müssen.

So weit war er doch Fürst, daß ihm dies nicht entging.

Graf Usedom hatte den Kronprinzen bestimmen wollen, von Lamarmora

keine Notiz zu nehmen; da dieser ihn aber von Berlin her kannte, so begrüßte er ihn freundlich im Vorübergehen. Ich mußte nachher den General in seiner Wohnung aufsuchen; mein Eindruck von ihm war sehr viel günstiger als der von dem General Cucchiari, seinem politischen Gegner, den ich für den Kronprinzen empfangen mußte.

Ich muß hier ausdrücklich erwähnen, wie wohlthuend der Kronprinz hier wirkt, wie seine Liebenswürdigkeit König und Volk selbständig macht, wie täglich das Bedürfnis lebhafter wird, das französische Joch abzustreifen. Malaret, der französische Gesandte, hat gestern wieder laut seinen Zorn darüber geäußert, daß er bei der Gala-Oper keinen besondern Platz erhielt. Der Hof nimmt übrigens von den Diplomaten außerordentlich wenig Notiz.

Nach Haus schrieb ich: „Ich kann mich nicht entschließen, meine Briefe der Post anzuvertrauen, es ist gar zu vieles hineingekommen, und da sie durch Oesterreich gehen, möchte ich mich nicht dem aussetzen, daß es mir so ginge wie einst Blumenthal. Ich werde also alles als Tagebuch aufzeichnen und mitbringen. Uebrigens ist unsre hiesige Existenz doch eine wesentlich politische, und es giebt unausgesetzte Arbeit."

Das schönste von allen Festen, die wir in Turin genossen, war ein Turnier. Die Stadt lud dazu ein und hatte ein mächtiges Amphitheater bauen lassen, zu dem 32 000 Menschen Billets gelöst hatten. Als wir in die Loge traten, diese Menschenmasse hoch und leicht aufgetürmt vor uns, die zauberhafte Natur mit den Schneebergen dahinter, überall die heitersten Farben und die stürmischsten Acclamationen, da genoß man Mächtiges zugleich und Schönes, so daß die Sinne ganz betäubt wurden.

Der Empfang in Florenz bot eine neue Nuance. Das Publikum selbst war im altbekannten Enthusiasmus, aber der offizielle Empfang zeigte einen auffallenden Mangel an Aufmerksamkeit. Der hier kommandierende General gehört nämlich zur französischen Partei und wollte sich diese Demonstration doch nicht versagen.

An meine Frau.

Florenz, 2. 5. 68.

„Leider hat sich unsre Abreise von hier doch noch verschoben. Der Prinz hat eine Einladung der Stadt zum 7. angenommen, und so können wir nicht rechnen, vor dem 13. in Berlin zu sein. Deine Mitteilung von Heizen überrascht mich. Ich dachte, Ihr müßtet annähernd so schönes Wetter haben wie wir. Es wird schwer werden, sich an den Norden wieder zu gewöhnen.

Die Genüsse, in denen ich hier schwelge, lassen sich schwer beschreiben; es ist eigentlich das volle Beschäftigtsein im Nichtsthun. Nur die Politik macht sich geltend; man muß sich auf den Staatsmann aufspielen und im Namen des Kronprinzen Berichte aufsetzen. Jedenfalls fehlt es mir nicht an Gelegenheit, mir ein Urteil zu bilden, da ich viel sehe und mich dauernd in Gesellschaft der hervorragendsten Männer des Landes bewege.

Zwischen dem Kronprinzen und der hiesigen königlichen Familie hat sich

ein sehr herzliches Verhältnis gebildet. Die gegenseitigen Besuche dauern zum Entsetzen der Umgebung immer Stunden, und die edle Art unsers Herrn entzückt alle Herzen.

Von mir will ich Dir noch erzählen, daß ich durch mein Bein gar nicht geniert werde und daß ich auch nie mehr die teilnehmenden Fragen nach meiner Lahmheit zu hören brauche, die mich sonst so oft belästigten.

Wir fahren durch den Mont Cenis und über Genf in die Heimat."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 8. 6. 68.

„Jetzt ist die saure Gurkenzeit; der Reichstag wird über die Maßen müde, und nur die Pflichteifrigsten halten noch aus, um doch noch etwas fertig zu bringen, ehe man nach Hause geht. Bismarck ist so elend, daß er vorläufig nicht an Geschäfte denken kann. Ich fürchte nach allen Nachrichten sehr für ihn. Delbrück, der Typus eines tüchtigen, liberalen Bureaukraten, steht an der Spitze der Geschäfte, aber wir kommen nicht recht vorwärts mit ihm, und dem Kriegsministerium geht es dabei am schlechtesten.

Von großer Politik weiß ich nur wenig. Hier hat man allgemein friedliche Ansichten. Die gut katholische Kaiserin Eugenie hetzt gegen das protestantische Deutschland und wird dabei von einer sehr starken, mächtigen Partei unterstützt. Noch sträubt sich Napoleon, und es ist nicht vorauszusagen, wann es zum Klappen kommen wird.

Du sprichst von der lebhaften Abneigung der Kronprinzessin gegen alles Preußische. Dies kann ich nicht zugeben, die Abneigung betrifft nur den Zwang, der ihr vom Hof und von den Orthodoxen auferlegt wird, und darunter mag ja manch einer leiden."

An Gustav Freytag.

Berlin, 5. 7. 68.

„Sie widmen meinem italienischen Berichte zu viel Schmeicheleien; so dürfen Sie mich nicht behandeln, wenn Sie es gut mit mir meinen. Alle guten Eigenschaften gehen mit der Eitelkeit zum Teufel.

Ich habe gestern mit großem Vergnügen die Grenzboten gelesen und möchte zu dem Pariser Brief nur bemerken, daß nach den neuesten Nachrichten die klerikale Partei in Frankreich schon jetzt thätig für Neuwahlen ist; sie hofft, bei der großen Schwierigkeit, die die Regierung findet, ihre Kandidaten durchzubringen, die Klerikalen als solche einzuschieben und das Heft in die Hand zu bekommen. Nach Ansicht des Prinzen Napoleon provoziert nur die katholische Kirche den Krieg, weil sie sich bewußt ist, daß nur aus der Niederwerfung Preußens Roms Macht neu erblühen kann. Da liegt die Kriegsgefahr.

Ich habe nun gedacht, daß Sie die Bedeutung des Festes in Worms, wo der König und der Kronprinz zugegen sind, in einem Aufsatz behandeln und dabei diese klerikalen Intriguen unbemerkt, aber wirksam einflechten könnten.

Roggenbach habe ich nur ganz flüchtig gesehen; ich bin zu beschäftigt durch meinen lebhaften Kampf im Ministerium. Von meinen fünf ersten Räten haben sich in drei Tagen drei mir zu Ehren krank gemeldet. Da heißt es aushalten, aber es kostet Nerven, will man den alten Schlendrian auswurzeln."

*

Berlin, 7. 9. 68.

„Usedoms Behauptung, daß Bismarck ihn aus Florenz weg haben möchte, und daß dieser Gedanke Bismarck bei der Behandlung der ganzen Lamarmora-Angelegenheit geleitet hat, kann ich nicht widersprechen. Man würde Usedom wohl schon lange von dort versetzt haben, wüßte man wohin mit ihm. Der Kronprinz betreibt den Gedanken, ihn an Olfers Stelle zu bringen, aber auch das würde Usedom trotz allem sehr schwer treffen, denn er lebt nur in Italiens Kunst.

Ihre Charakterisierung der Staatsmänner, die des jungen Königs Friedrich Wilhelm IV. Freunde waren, hat mich höchlichst interessiert. Ich habe mich gefragt: ‚Welches ist der Charakter unsrer heutigen Staatsmänner?' — Die Antwort ist daß wir erst anfangen, dergleichen zu entwickeln.

Weiter: ‚Wird Bismarck der Stifter einer Schule von Staatsmännern werden?' — Ich antworte:

Das hängt lediglich von der Disciplinierung der Parteien ab, mit denen er gehen kann. Die Freikonservativen drängen sich zu ihm, ebenso die Nationalliberalen. Welche Partei eine Macht werden kann, das ergiebt sich rein aus ihrer Disciplinierung, und da jeder Parlamentarier es für das Recht jedes Deutschen hält, in jedem Fall eine eigne Meinung zu haben, so wird in absehbarer Zeit eine regierungsfähige Partei überhaupt nicht existieren. Man muß aber festhalten, daß für die Entwicklung Deutschlands Bismarcks Autorität dem preußischen Partikularismus gegenüber dringend nötig ist.

Es ist zurzeit ein italienischer General hier, den ich von dort gut kenne. Ich fragte ihn, wieso der bisherige Kammerpräsident Lanza, ein konservativer Piemontese, plötzlich gegen das Ministerium aufgetreten sei.

Er sagte, Lanza habe geglaubt, das Ministerium würde über die Tabaksfrage fallen, und er könne dann ans Ruder kommen. So habe er sich von ihm getrennt, sei aber darüber selbst gefallen.

Ich entnehme daraus die Lehre, wie der persönliche Ehrgeiz und der gemeine Egoismus am meisten in den ganz liberal regierten Staaten verhängnisvoll eingreift. Das konservative Element ebnet die Leidenschaften und läßt den Staat für immer im Vordergrund.

Ich habe kürzlich wieder ein gutes Stück des Vaterlandes dienstlich gesehen und habe in der alten freien Reichsstadt Frankfurt mit sehr preußenfeindlichen Leuten diniert. Es ist eine Familie, zu der wir, und zumal die Frauen, in sehr alten Beziehungen stehen. Das Diner war gut, und die Politik wurde eine ganze Weile zurückgehalten. Beim Dessert sagte ich ihnen, sie sollten nun mal auspacken, ich wollte ganz still sein. Da brach der lang verhaltene Groll vor, und

es donnerte und blitzte. Ich sagte ihnen dann, sie möchten ruhig über den Rechtsstandpunkt streiten, davon sähe ich vollständig ab. Der Streit sei aber unpraktisch; je länger sie uns das Recht der Gewalt einräumten, um so später bekäme das Recht Gewalt. — Nach drei Stunden trennten wir uns unter Händedrücken.

Hier ruht die Politik, und der alte König genießt mit vollen Zügen die Lust, Soldat zu sein. Er ist ganz unermüdlich bei den Besichtigungen, und ich erfreue mich oft aus der Nähe an seiner stets gleichen Frische und Gradheit. Auch den Kronprinzen spreche ich häufig bei solchen Gelegenheiten. So voll der alte Herr bei der Sache, so gleichgültig ist der junge Herr dagegen.

Gegen mich war er arg verstimmt. Ich hatte bei der Durchreise durch Dresden auf Exerzier- und Schießplätzen allerhand Unfug getroffen und darüber berichtet. Ich hatte gewünscht, daß man unsern Kronprinzen hinschicke, nun mußte ich wieder vermitteln, daß es nicht dazu käme, denn er will sich nicht politisch engagieren. Die Politik der freien Hand hat sich aber nie bewährt."

An meine Frau.

Gotha, 20. 7. 68.

„Ich habe am 17. bei brennender Hitze Weimar und Erfurt inspiziert und dann hier am 18. früh. Um zehn fuhren wir mit Familie Holtzendorff in den Wald. Du kennst die Schönheiten dieser Landschaft und den heitern freien Sinn der Gesellschaft, ich brauche Dir also darüber nicht zu berichten. Normann, Sammer, Thekla Seckendorff, Wanda Crowe waren dabei.

Gestern am Sonntag war ich beim Kronprinzen. Man machte mir den Vorschlag, Ende Oktober mit ihnen nach England zu gehen. Ich habe natürlich ja gesagt und muß nur abwarten, was S. M. dazu meint.

Ich muß nun daran gehen, mich im Englisch sprechen zu üben; die Studien der Jugend rentieren sich noch jetzt. Man will mir die ganze Größe Englands zeigen, und die kleine Frau erklärte, sie wäre stolz darauf, dies thun zu können. Nun darf ich keine Dienstreisen mehr machen, um nicht allzuviel vom Posten entfernt zu sein."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 11. 8. 68.

„Neulich haben wir Geffcken bei uns gehabt. Er aß den Abend so viel, daß wir den Eindruck hatten, ihn vom Hungertode zu retten; nachher klagte er über Schlaflosigkeit. Uebrigens gefiel er mir nicht übel, er bewegte sich in gewöhnlichen Regionen, und sein Ehrgeiz hatte greifbare Momente. Ich hätte nichts dagegen, wenn er in den Bundesrat käme, um mitzuhelfen, die Hansestädte in den Zollverein zu bringen.

Ich war zwei Tage hintereinander in Potsdam; zuerst bei Prinz Friedrich Karl, der mich um zwei Uhr kommen ließ, sich mit mir zu Tisch setzte, kurz besprach, was er wissen wollte, und mich um fünf wieder nach Haus spedierte.

Der Kronprinz befahl mich am nächsten Tage auch um zwei Uhr; er ließ mich warten bis nach der Tafel und hielt mich bis sechs. Das schmeckte weniger gut."

An meine Frau.

Frankfurt, 16. 8. 68.

„Die Welt nimmt mich überall so voll in Anspruch, daß ich gar nicht dazu komme, Dir Nachricht zu geben. Donnerstag also langte ich hier an, wurde von Karl Gericke mit kaltem Sekt empfangen und fuhr um zwölf nach Wiesbaden, wo Rosenstiels mit Colomb auf dem Bahnhof waren. Dann Dienstliches und nachmittags Fahrt nach Nieder-Walluf, wo wir in einem Garten unmittelbar am Rhein auf Deine Gesundheit tranken. Abends Empfang des Königs. Freitag Besichtigung der Kaserne, um zwölf das große Fest, dann Tafel beim König und Fahrt hierher.

In Homburg traf ich Bernuth und Grüter auf der Terrasse; sie bummelten und studierten Gesinnung, wie sie sagten; dann wollten wir gemeinsam speisen, wurden aber vom Prinzen Albrecht zur Tafel befohlen. Sehr gutes Diner, sehr heiter und angenehm, zu zwölf Personen, mit französischer Unterhaltung."

*

Köln, 28. 8. 68.

„In Koblenz habe ich bekannte Menschen so gut wie gar nicht gesehen, die Stadt aber mit ihren Umgebungen heimelte mich überall an. Als ich im ‚Riesen' ankam, setzte ich mich ans Fenster und habe über eine Stunde hinausgesehen auf den Strom und die prächtige Gegend. Da zog vieles an mir vorüber von dem, was wir gemeinsam erlebten, und ich freute mich meines Besitzes. — Heut früh wollte ich nach dem Kirchhof, aber der Intendant kam noch mit Dienst, und dann mußte ich fort.

In Trier habe ich Dich sehr zu mir gewünscht. Es ist ganz unverändert bis auf wenige neue Häuser. Die Berge, grün und rot gemischt, lachen noch mit aller Pracht, und ich fühle mich so bekannt, als wäre ich nie fortgewesen."

* *
*

Aus meinem Tagebuch: General v. Moltke überreichte im Herbst 1868 dem König ein Werk, in dem er den Krieg 1866 kritisch bis ins kleinste Detail bearbeitet und jedes Urteil mit einer Fülle von Material belegt hatte. Diese Zusammenstellung bildete das Lehrreichste, das man lesen konnte; denn auch die Personen wurden nicht geschont, sondern ein jeder der strengsten Beurteilung unterworfen. Diese Arbeit, die natürlich ganz sekret war, hatte der König wiederholt gelesen und zu Moltke gesagt, er wisse sie fast auswendig.

Mir war das Konzept für halbe Stunden zur Durchsicht übergeben worden, und ich erkannte, wie dieses Werk für den künftigen Kriegsherrn von größter Bedeutung sei. Ich schrieb darüber an den Kronprinzen nach England, im Dezember, und bemerkte dabei:

„S. M. hat das Memoire noch nicht aus der Hand gegeben, selbst nicht dem Kriegsminister, der es erbat. General v. Moltke aber arbeitet bereits an einer vom König befohlenen Instruktion für die Generale, die die Quintessenz jenes Memoires enthalten soll. Die mir zur Durchsicht gegebenen Teile dieser Instruktion entbehren aber jener anregenden Bilder der Wirklichkeit, die die erste Arbeit auszeichneten. S. M. der König will wohl in seiner großen Güte alles ausscheiden, was persönlich verletzen könnte. Was kann aber den Mangel an Führung im Infanteriegefecht besser darstellen, wie die genaue Aufzählung der bei Chlum und Rosberitz wild durcheinander gewürfelten Compagnien der 1. Garde-Infanteriedivision? Was schreit mehr nach Abhilfe als der spezielle Nachweis, daß die taktischen Leistungen der Kavallerie überall sehr dürftig waren, mit einziger Ausnahme des Falles, wo ein verabschiedeter General sie führte?“

Das Ende des Jahres zeigte den Grafen Bismarck wieder ganz frisch, und er erklärte, er sei „wieder zu allen leichtsinnigen Streichen aufgelegt“. Solche Zeiten aber, wo er mit ruhigen Nerven arbeitete und sich von der Widerhaarigkeit der andern nicht anfechten ließ, waren immer die erfolgreichsten für den Gang der Politik.

Am 5. Februar 1869 berichtete ich dem Kronprinzen:

„Im preußischen Staatsministerium macht sich augenblicklich eine bedeutende Opposition gegen den Grafen Bismarck geltend; sie benutzt dazu die Einführung eines Bundesministeriums für die auswärtigen Angelegenheiten, und der preußische Partikularismus wird dabei besonders herausgekehrt. Da es für unsern Fortschritt von der allergrößten Bedeutung ist, daß Graf Bismarck in diesem Kampfe Sieger bleibt, so möchte ich Eure Königliche Hoheit bitten, ihn nach Kräften zu unterstützen, keinesfalls jetzt infolge seiner ‚Taktlosigkeiten‘ in Eurer Königlichen Hoheit Hause, über die Eure Königliche Hoheit so verstimmt schrieben, noch gegen ihn Schritte zu thun. Graf Bismarck ist der einzige, der uns vorwärts hilft.“

An G. Freytag.

Berlin, 4. 10. 68.

„Ich kann Ihnen sagen, daß der König, der doch eine Menge Erfahrungen auf diesem Gebiet hinter sich hat, freudestrahlend und durch und durch warm angeregt aus dem Norden heimgekehrt ist. Er behauptet, noch nie eine solche Aufnahme gefunden zu haben, wie dieses Mal in Hamburg. Auch mit den Truppen war er sehr zufrieden.

Neulich beehrte mich die Kronprinzessin mit einer Einladung zum Thee, und wir kamen auf die Rangverhältnisse bei Hof zu sprechen. Sie fand es höchst unrecht, daß Bismarck und Wrangel vor dem hohen Adel rangierten; die Geburt müsse immer vor Amt gehen. Ich erwiderte ihr einiges, und darüber wurde sie böse. Wenn ich wirklich mit nach England gehe, was mir jeden Tag unwahrscheinlicher wird, so bin ich neugierig, wie sich unsre Freundschaft gestalten wird.

Sie beurteilen Bismarck ungerecht. Sie sagen, der Grundton seines

Charakters sei Mangel an Ehrfurcht. Ich möchte ihn so darstellen: Er ist frisch und keck im Gedanken und klar in dem, was er will; seine Ziele wird er nie über das hinausstecken, was ihm zu erreichen möglich. Menschen und Verhältnisse, die ihm dabei im Wege stehen, zerbricht er rücksichtslos. Hierbei kommt aber seine durchaus monarchische Gesinnung in Betracht, die ihm angeboren ist. Den Liberalismus und die Verfassung gebraucht Bismarck nur, um den König und die Konservativen zu leiten und zu biegen, nie aber als ein berechtigtes Machtelement. Bismarck will ein einiges, monarchisches Deutschland, und diesem Ziele streben auch Sie zu, also lassen Sie ihn gewähren.

Die spanische Revolution hat die Kriegssorgen hinausgeschoben, macht Napoleon noch unsicherer und nötigt ihn, zu warten.

Am 20. geht die Kronprinzessin mit Normann nach der Isle of Wight, und Anfang November folgt der Kronprinz. Vorläufig gehen beide nach Darmstadt und Baden."

*

Berlin, 14. 11. 68.

„Bezüglich der englischen Reise sagte mir Normann schon vor einiger Zeit, man habe von mir abgesehen. Um nun den Herrn nicht weiter zu inkommodieren, reiste ich ab, als er herkommen sollte, und kam zu dem Tage wieder, da ich seine Abreise erwartete. Hierin war aber eine Veränderung eingetreten; so ließ er mich kommen und sprach von allen möglichen Dingen, nur nicht von meiner Reise. Dafür hat er mich nun gebeten, ihm öfters nach England zu schreiben, um ihn au courant des affaires zu halten, und das werde ich thun, weil es von beiderseitigem Wert sein wird.

Ich habe in diesen Tagen den ersten Band von Bunsens Leben von Nippold gelesen und kann nicht leugnen, daß es mir großes Interesse abnötigte, obgleich mir die Anschauungen und Grundsätze darin ganz unsympathisch sind. Der Mann schwebt mit seinen Gedanken immer im siebenten Himmel und besitzt trotz seiner Liebenswürdigkeit einen immensen geistigen Hochmut. Die Welt aber, über der er sich hoch erhaben dünkt, kennt er nicht. Er fühlt ganz und gar nicht mit dem Volk und durch das Volk. Die Freiheitskriege haben nur dadurch für sein Leben Bedeutung, weil sie ihn in den Reisen zu seiner Ausbildung hindern. Es ist unausbleiblich, daß er in allen großen politischen Fragen Fiasko macht, denn ihm fehlt der feste Boden, aus dem er die Kraft nehmen könnte.

Aus Paris kommen sehr friedliche Nachrichten. Niel soll seine Enthebung vom Ministerposten fordern, weil die Welt zu friedlich ist.

Crowe erzählt mir, daß Napoleon den Prinzen Georg von Sachsen gern zum König von Spanien machen wolle, und Robilant schreibt mir aus Florenz, man wolle den Herzog von Genua nicht zu dem Zweck hergeben, um Napoleon nicht aus der Verlegenheit zu ziehen.

Und nun schreiben Sie mir bald; mir fehlt etwas in meinem Leben, wenn ich Ihre reichen und lieben Briefe entbehren muß."

*

Berlin, 29. 11. 68.

„Zunächst unsern wärmsten Dank für die uns ehrende Sendung Ihrer dramatischen Werke. Die Pracht des Einbandes weist schon auf die Herrlichkeiten des Inhaltes. Vorläufig habe ich nur aus dem Index ersehen, daß mir Ihre dramatischen Leistungen noch nicht alle bekannt sind. Das Leben verläuft so stürmisch, daß mir sogar der letzte Sonntag genommen wurde, weil ich Wein abziehen mußte. Die vergleichende Kritik der beiderseitigen offiziellen Werke über den Krieg 1866 müßte ich jetzt schreiben. Aber es geht nicht."

*

Berlin, 2. 1. 69.

„Erhalten Sie uns Ihre Freundschaft und sich das warme Herz und den regen Geist, mit denen Sie segensreich für die Welt wirken. Die Zigarren, die ich Ihnen schicke, sind des Mannes wert, dem ich sie zu Füßen lege. Also behandeln Sie sie mit Respekt.

Sie fragen nach dem Hildesheimer Silberfund. Er gehört vorläufig noch dem Militärfiskus. Er wurde aufgedeckt bei einer großen Grabenlegung und lag eng zusammen. Seitdem sind die Nachsuchungen ausgedehnt worden, aber vergebens. Nunmehr soll das Kultusministerium Geld zu neuen Ausgrabungen geben. Wie ich die Sachen in ihrer Zusammenstellung der verschiedensten Art beurteile, so ist es ein zusammengeworfener Raub und als solcher oberflächlich vergraben; das Wasser hat nach und nach vom Bergeshang ein paar Fuß Erde darüber gespült.

Meine Verhandlungen mit Sachsen haben einen ganz leidlichen Verlauf gehabt. Ich bin freigiebig mit Geld gewesen, habe aber die Prinzipien gerettet. — Bismarcks Besuch in Dresden bezweckte eine Danksagung für das schnelle Einverständnis mit dem Reichsministerium für die auswärtigen Angelegenheiten und eine Sondierung, ob sie für Kriegs- und Finanzministerien zu haben sind. Wir müssen sie haben, sonst kommen wir nicht vorwärts. Noch ist Sachsen das willfährigste Mitglied des Norddeutschen Bundes und dient wesentlich dazu, den Widerstand der andern zu überwinden. Die meisten Schwierigkeiten macht Gotha. Es war mir von besonderem Interesse, zu konstatieren, wie sich bei den Sachsen täglich mehr das Gefühl entwickelt, Berlin als politischen Mittelpunkt anzusehen. Der Gedanke, sich wieder loszulösen, scheint unmöglich. Was der Hof dazu sagt, ist gleichgültig, denn er hat kein Mittel, die gesetzgeberische Thätigkeit des Bundes zu bannen.

Der Kronprinz hat mir zweimal geschrieben und geklagt; ich bin neugierig, ihn zu sprechen, nachdem wir uns gestern nur begrüßt haben. Er hat mir wiederholt gesagt, ich sei der einzige gewesen, der ihn wirklich unterrichtete.

Die Armee ist im Sommer wieder so weit, daß sie jedem Gegner entgegentreten kann. Ich finde es sehr hübsch, daß die besseren Stände sich mit ihren Söhnen nach dem Offiziersstande drängen. Die Armee zieht davon Vorteil, und das ist momentan die Hauptsache. Wir müssen vorwärts und die gewonnenen Positionen verteidigen; je früher, je besser."

*

Berlin, 31. 1. 69.

„In der Hildesheimer Angelegenheit bin ich also auf Ihre Wünsche eingegangen und habe den Kronprinzen dafür gewonnen, der seinerseits mit dem Kriegsminister und den andern maßgebenden Faktoren sprechen wird. Gestern erhielt ich das Gutachten der Kommission über den Wert des Fundes. Er wird außerordentlich hoch gestellt für die Kenntnis des Lebens, der Industrie und der Kunst der Römer. Es soll das Tafelgeschirr eines reichen Mannes sein, und aus den Chiffren läßt sich feststellen, welche Stücke noch fehlen. Es steht unbedingt fest, daß die Sachen hier in das Museum kommen.

Bismarck spricht sich heut gegen Roon unzufrieden damit aus, daß ich den Sachsen so wenig eingeräumt; es könne dies nur zu politischen Mißstimmungen führen, die jetzt sehr unbequem wären. Gleichzeitig ging ein Schreiben vom sächsischen Ministerium ein, das für unsre Bedingungen sehr dankbar ist und nur in finanzieller Beziehung eine Modifikation wünscht, und damit sind wir ja alle einverstanden."

*

Berlin, 9. 3. 69.

„Sie wissen, daß Graf Usedom gefallen ist. Sie wissen auch, daß er schon längst in Florenz nicht haltbar war, und daß er momentan der durchaus geeignete Mann wäre, um der Nachfolger von Olfers zu werden.

Usedom hält sich durch seinen von Bismarck erzwungenen Abschied für so gekränkt, daß er im Begriff steht, dem König wegen der Olfersschen Stelle ablehnend zu antworten. Sie sollen nun der Hexenmeister sein, der Usedom klar macht, wie groß es von ihm sein würde, wenn er seine in Italien erworbenen Kenntnisse im Interesse der vaterländischen Kunst verwerten wollte. Es scheint, daß Usedom sich für berufen erachtet, der Nachfolger von Bismarck zu werden, und stolz auf jene stille Kunststellung herabsieht. Hier ist aber Gefahr im Verzuge. Denn wenn Usedom nicht bald annimmt, so denkt der König an Dachröden.

Nun zum Detail, damit Sie Ihren Feldzugsplan danach machen können. Vor acht Wochen schrieb Bismarck an Usedom, seine Schritte und Thätigkeit schädigten die preußische Politik; er möge seinen Abschied einreichen.

Usedom schreibt darauf an den König: S. M. habe ihn bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin so gnädig empfangen, daß er, Usedom, nicht an den Allerhöchsten Willen seiner Abberufung glauben könne.

Der König, entrüstet, daß Bismarck, ohne ihn zu fragen, Gesandte verabschieden will, schreibt an Usedom, er solle bleiben, und Bismarck bekommt einen Zopf. Natürlich dreht sich Bismarck diesen hübsch zurecht und haut Usedom damit.

Neue Entrüstung, und Bismarck stellt die Kabinettsfrage.

Darauf fiel denn Usedom ohne weiteres, aber der König gab ihm, ohne Bismarck davon zu sagen, einen Orden und berief ihn in die Stelle von Olfers.

Nun wird gewünscht, daß Sie an Usedom schreiben, um ihm den Entschluß zu erleichtern, und daß Sie ihn in einer Zeitung so verherrlichen, daß er hinschmilzt. Die Grenzboten dürften Sie aber nicht benutzen, weil die Zusammenhänge klar sind, und dies den Herrschaften Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Diese und Normann stehen ganz auf der Seite von Usedom und saugen aus der ganzen Geschichte nur neuen Stoff zur Animosität gegen Bismarck, der sich auch bei dem König so geschadet hat, daß der alte Herr sich wiederholt sehr ärgerlich äußerte.

Der König ist besonders gereizt, weil er die Million Gulden für die Stadt Frankfurt wirklich bezahlen muß. Er hatte geglaubt, nachträglich noch davon frei zu werden. Das Ministerium blieb aber fest, um den König und den Kronprinzen, der besonders für das Eintreten des Königs votiert hatte, für die Zukunft von gleichen Einmischungen in die Geschäfte fernzuhalten.

Ich habe den Kronprinzen gebeten, soviel er seinerseits könne, Bismarck zu halten, und ich glaube, er thut es auch, obgleich er von der Kronprinzessin und Normann in entgegengesetzter Richtung getrieben wird. Ohne Bismarck giebt es keinen Fortschritt auf dem Wege zum Reich, das ist festzuhalten."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 21. 4. 69.

„In der Politik entbehrt man jetzt des Neuen; die Dinge sind im Werden und gedeihen langsam. Die Debatte über das Bundesministerium war das Interessanteste in der letzten Zeit. Bismarck hat dabei meiner Ansicht nach gegen seine Ueberzeugung gesprochen, weil er wußte, daß er zurzeit doch nichts durchsetzen kann. Mit dem preußischen Ministerium steht Bismarck auf dem Kriegsfuß. Die meisten der Herren wissen, daß nur der König sie auf ihren Posten hält. Der alte Herr aber befolgt hier, wie so oft, die gute Regel des divide et impera. Durch diesen Kampf wird eine Menge von Dingen augenblicklich brach gelegt, zumal Personalfragen.

Der Kronprinz steht außerhalb der Reibung, erkennt aber die Bedeutung der Lage, und seine Antipathie gegen Bismarck wächst. Dazu kommt, daß Bismarck ihn nicht gerade rücksichtsvoll behandelt. Geradezu leidenschaftlich in diesen Gefühlen sind aber die beiden Damen."

An Gustav Freytag.

Berlin, 9. 5. 69.

„Ich schrieb Ihnen, daß ich in der Hildesheimer Sache das Ersuchen an den geistlichen Minister veranlaßt hatte, seinerseits die Ausgrabungen leiten zu lassen, wir wollten ihm die Soldaten geben. Nach langer Zeit kommt endlich die Antwort, ob wir nicht den Oberst Cohausen schicken wollten, der sich auch früher schon in dieser Richtung Verdienste erworben habe. Das ist nun allerdings in hohem Maß der Fall, aber es ist doch spaßhaft, daß der

geistliche Herr keinen Mann aus seinem Ressort dazu hat ausfindig machen können.

Vor einiger Zeit schrieb ich an Robilant, um mich zu informieren, wie man Usedoms Abberufung an maßgebender Stelle auffasse.

Die Antwort war: Usedoms Entfernung war im preußischen Interesse durchaus notwendig. Er wurde dem italienischen Gouvernement unbequem, nicht nur dadurch, daß er sich mit Lamarmora verfeindet hatte, der immer noch ein mächtiger Parteiführer ist, sondern noch mehr, weil er sich mit den revolutionären Elementen einließ.

Als ich Normann hiervon Mitteilung machte, erklärte er es für Unsinn, während Gruner sagte: ‚Das sieht der idealistischen Natur Usedoms ganz ähnlich. Er war es auch, der im Jahre 1866 Bismarck dazu verleitet hat, sich mit der Revolution in Ungarn zu verbünden.‘

So erscheint doch Bismarcks Vorgehen in ganz anderm Licht."

*

Berlin, 29. 8. 69.

„... Der Kronprinz ist unzufrieden und möchte gerne reisen, um die Zeit auszufüllen, aber allerhand Rücksichten halten ihn ab. Die Eröffnung des Suezkanals reizt ihn; ich bin neugierig, ob er es erreicht und ob er mich mitnimmt. Es würde mir das sehr passen, denn ich bin augenblicklich sehr unzufrieden in meiner Position und lasse mich nur durch tausend Rücksichten festhalten. Ich wollte, wir bekämen mal einen ordentlichen Ruck. — Bismarck denkt ebenso. Er zieht sich jetzt wie Moses auf den heiligen Berg zurück, um nachher Gesetze zu diktieren.

Ich gehe im September zur Königsrevue beim 1. und 2. Corps. Zunächst nach Stettin."

An meine Frau.

Königsberg, 12. 9. 69.

„... Von meinem Aufenthalt in Stettin habe ich dir eigentlich nichts weiter zu erzählen; es war unendlicher, vom Wetter in jeder Richtung begünstigter Trubel. — Mit den kronprinzlichen Herrschaften bin ich natürlich vielfach in Berührung gekommen. Die Prinzessin habe ich die eigentlichen Manövertage geführt.

Es war spaßhaft; am ersten Tage traf ich zufällig zu ihr, und als ich sie ein paarmal richtig dirigiert hatte, kam ihr die Ueberzeugung, sie sähe mit mir mehr als sonst. So mußte ich das Geschäft die nächsten Tage fortsetzen. Ich hatte durch die Vorsorge von Hann ein sehr gutes Pferd und konnte der kleinen Frau, die wie der Teufel reitet, überallhin folgen. Sie ritt einen Araber, Geschenk des Sultans, der ganz famos ging. Kein Graben war zu breit, je toller es ging, desto vergnügter wurde sie. — Da habe ich denn auch viel mit ihr geplaudert.

Gestern, am Sonnabend, war sie nicht draußen, weil sie direkt vom Manöver-

platz 80 Meilen hierher fuhren, und sie nicht im Reitkleid die Reise machen wollte. Ich mußte aber mit den Herrschaften in den Wagen steigen und bei ihnen bleiben, bis der König sie gegen Abend zu sich rief. Mir war es etwas zu lang von 12 bis 6 Uhr, da man doch immer geniert ist, auch nach dem Essen nicht einmal seine Zigarre rauchen konnte.

Ich saß einige Stunden ganz allein mit dem Kronprinzen, da die Prinzessin in den Nebenraum ging, um sich aufs Sofa zu legen. Da kam dann der Herr auf die Reise nach Aegypten, daß diese gestern in einer Unterredung zwischen dem König und Bismarck bestimmt worden sei, und daß er mich mitnehmen wolle, wenn man mich gehen ließe. Die Reise soll über Wien, Brindisi, Konstantinopel, Jerusalem nach Aegypten gehen und ein Stück nilaufwärts; am 10. Oktober würden wir abreisen und zu Weihnachten wieder zu Hause sein.

Daß Du mir neulich so zugeredet hast, die Reise zu unternehmen, war sehr lieb von Dir, aber ich hätte es doch auf eigne Kosten nicht gethan. Sollte ich dafür besondere Mittel oder gar mühsam errungene Ersparnisse verwenden? Je mehr mein Leben in die politische Sphäre geführt wird, um so intensiver wird mein Wunsch, so viel Vermögen zu besitzen, daß ich jederzeit ohne Nahrungssorgen vom Schauplatz abtreten kann. Ich will ein freier Mann sein, um auch in höherer Stelle unabhängig zu bleiben."

*

Weiter vom 15. 9.

„Gestern morgen hat mir der Herr eröffnet, daß er beim König meine Begleitung beantragt und dieser ja gesagt habe, unter der Bedingung, daß der Minister einverstanden. Ich habe nun gestern an diesen geschrieben; ich denke, er wird nichts einwenden. Die Abreise ist definitiv auf den 15. Oktober festgesetzt. Das begleitende Geschwader hat bereits Ordre erhalten, sich zur Reise einzurichten und am 10. Oktober in Brindisi zu sein. Ich erhalte 200 Thaler Einrichtungskosten und 8 Thaler Tagegelder für 2 Monat, aber ehe ich an die Ausrüstung gehe, muß ich noch die Antwort des Ministers abwarten."

So begann noch eine neue, große Unternehmung vor Jahresschluß.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber gewisse Eigentümlichkeiten der akuten Infektionskrankheiten.[1]

Von

Dr. med. Zweifel, Professor in Leipzig.

Begreiflicherweise haben die Menschen über eine so tief in das Leben eingreifende Erscheinung, wie es die Krankheiten sind, sich schon von jeher Gedanken gemacht, die freilich mit der Entwicklung der menschlichen Erkenntnis oft gewechselt haben. Merkwürdig ist aber eine Beobachtung, daß im Anfange der Kultur überall gleich, in Griechenland und in Aegypten, wie in Indien und in China und Japan, die Krankheiten bösen Geistern oder Dämonen zugeschrieben wurden, die man durch Beten versöhnen oder verscheuchen könne. Folgerichtig lag in diesen Uranfängen der Kultur die Behandlung immer in den Händen der Priester, deren Beruf das Beten war.

Von den vielen und großen Verdiensten des Hippokrates ist es sein größtes, daß er als erster im klassischen Altertum dieser Auffassung der Krankheiten entgegentrat und sie als Störungen der Lebensvorgänge bezeichnete. Diesem ersten Hauptsatze fügte er als einen zweiten von gleicher Größe der Erkenntnis hinzu, daß die Krankheiten, soweit sie innere Organe betreffen und überhaupt heilbar seien, wesentlich durch die Kräfte der Natur wieder geheilt würden, und die Aufgabe der Aerzte darin bestehe, diese Kräfte kennen zu lernen, um die Natur in ihrem Heilbestreben zu unterstützen.

Von alters her wurden diese Hauptsätze der Hippokratischen Medizin in die Worte zusammengefaßt: natura sanat, medicus curat.

Und nun erleben wir es im 20. Jahrhundert, nachdem bald 2400 Jahre seit des Hippokrates Leben und Wirken verflossen sind, daß in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ein aus Amerika eingeführter Schwindel ganz an die Uranfänge der Kultur erinnert, nur mit dem Unterschied, daß den Berliner Gesundbetern weder der gute Glaube noch die Uneigennützigkeit für ihr Gewerbe zugebilligt werden kann. Andrerseits sinken diejenigen, die sich oder ihre Angehörigen gesund beten lassen, hinter die Kulturepoche eines Hippokrates zurück, und dies trotz aller Schulen, aller Bücher und Zeitungen. Daß sich unter den Beförderern dieses Schwindels auch der Schuldirektor einer Berliner Schule befindet, macht den Fall um so ergötzlicher oder um so beschämender, je nach dem Standpunkt, auf den man sich stellt, und beweist, daß es Leute giebt, die zwar bei orthographischen Fehlern sich entsetzen und, wenn es Kinder sind, sie strafen und den Erwachsenen jede Bildung absprechen würden, im Gebiete der Medizin jedoch es für erlaubt halten, sich beliebig blamieren zu dürfen, ohne

---

[1]) Auszug aus einer in der Aula der Universität zu Königs Geburtstag den 23. April 1902 gehaltenen Rede.

für ihre Stellung etwas zu befürchten. Die deutschen Aerzte sind dem Gesundbeten in Berlin gegenüber der lachende Teil, weil ihre Warnungen gegen den Unfug der Pfuscherei immer erfolglos verhallten.

Doch will ich Sie nicht weiter über diese Vorkommnisse behelligen, sondern als meine Aufgabe ansehen, Ihnen ein Bild zu entwerfen über das Wesen der Krankheiten, wie es die wissenschaftliche Medizin als Frucht langer und mühsamer Arbeit vertreten kann.

Doch wenn wir von dem Wesen der Krankheiten sprechen, müssen wir daran erinnern, daß es deren einige tausend giebt und deren Wesen unmöglich gleicher Art sein kann, so daß, selbst wenn nur die Grundlinien gezeichnet werden, es bei der für akademische Reden zugemessenen Zeit undenkbar ist, mehr als eine kleine Gruppe von ihnen herauszuheben, und dazu seien einige der akuten Infektionskrankheiten gewählt, weil gerade bei diesen in den letzten Jahrzehnten außerordentliche Fortschritte gemacht wurden und sie gegenwärtig mit wichtigen Einzelheiten im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses stehen.

Um die Leser in die Grundbegriffe einzuführen, werde ich die Besprechung mit den Wundkrankheiten beginnen.

Wer das Unglück hat, einen Knochenbruch zu erleben, wobei die Haut unverletzt bleibt, wird krank durch das sich ergießende Blut, durch Zerreißung, Dehnung von Muskeln und Nerven und vieles andre; aber er bekommt in der Regel kein Fieber.

Sofort wird die Bedeutung des Traumas anders, wenn eine Verwundung der Haut entstand, weil erfahrungsgemäß, insbesondere früher, viel ernstere Erscheinungen auftraten, nämlich sehr häufig Fieber und nicht selten Blutvergiftung, Brand und Tod.

Dieses weitbekannte Beispiel soll herangezogen werden, um an ihm die einfache und heute bewiesene Ursache des großen Unterschiedes zu erklären.

Das beim Knochenbruch ergossene Blut liegt als totes Gewebe da, und wo die Haut verwundet ist, sind den überall vorhandenen und in der Luft schwebenden Keimen der Fäulnis Thür und Thor geöffnet; können sie zum Blut gelangen, so veranlassen sie seine Zersetzung, und die Aufsaugung der durch die Zersetzung gebildeten Stoffe erregt das Fieber u. s. w.

Nahe lag es, die Zersetzung des Blutes und die übrigen Erscheinungen auf die Wirkung der Fäulniserreger zu beziehen, sobald man wußte, daß die Fäulnis von kleinen Pilzen abhängig sei, und wir müssen unbedingt diejenigen Arbeiten, die diesen Beweis brachten, als die Anfänge einer neuen Zeit in der Medizin anerkennen.

Als die Fäulniserreger ferngehalten wurden, da hörte auch die Eiterung auf, und erst dadurch wurde man gewahr, daß der Eiter, den man seit unvordenklichen Zeiten als eine so selbstverständliche Begleiterscheinung der Wundheilung ansah, daß man ihn — wenn auch nur vergleichsweise — als pus bonum et laudabile (d. h. als guten und lobenswerten Eiter) bezeichnete, im Grunde gar

Ueber gewisse Eigentümlichkeiten der akuten Infektionskrankheiten.[1]

Von

Dr. med. Zweifel, Professor in Leipzig.

Begreiflicherweise haben die Menschen über eine so tief in das Leben eingreifende Erscheinung, wie es die Krankheiten sind, sich schon von jeher Gedanken gemacht, die freilich mit der Entwicklung der menschlichen Erkenntnis oft gewechselt haben. Merkwürdig ist aber eine Beobachtung, daß im Anfange der Kultur überall gleich, in Griechenland und in Aegypten, wie in Indien und in China und Japan, die Krankheiten bösen Geistern oder Dämonen zugeschrieben wurden, die man durch Beten versöhnen oder verscheuchen könne. Folgerichtig lag in diesen Uranfängen der Kultur die Behandlung immer in den Händen der Priester, deren Beruf das Beten war.

Von den vielen und großen Verdiensten des Hippokrates ist es sein größtes, daß er als erster im klassischen Altertum dieser Auffassung der Krankheiten entgegentrat und sie als Störungen der Lebensvorgänge bezeichnete. Diesem ersten Hauptsatze fügte er als einen zweiten von gleicher Größe der Erkenntnis hinzu, daß die Krankheiten, soweit sie innere Organe betreffen und überhaupt heilbar seien, wesentlich durch die Kräfte der Natur wieder geheilt würden, und die Aufgabe der Aerzte darin bestehe, diese Kräfte kennen zu lernen, um die Natur in ihrem Heilbestreben zu unterstützen.

Von alters her wurden diese Hauptsätze der Hippokratischen Medizin in die Worte zusammengefaßt: natura sanat, medicus curat.

Und nun erleben wir es im 20. Jahrhundert, nachdem bald 2400 Jahre seit des Hippokrates Leben und Wirken verflossen sind, daß in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ein aus Amerika eingeführter Schwindel ganz an die Uranfänge der Kultur erinnert, nur mit dem Unterschied, daß den Berliner Gesundbetern weder der gute Glaube noch die Uneigennützigkeit für ihr Gewerbe zugebilligt werden kann. Andrerseits sinken diejenigen, die sich oder ihre Angehörigen gesund beten lassen, hinter die Kulturepoche eines Hippokrates zurück, und dies trotz aller Schulen, aller Bücher und Zeitungen. Daß sich unter den Beförderern dieses Schwindels auch der Schuldirektor einer Berliner Schule befindet, macht den Fall um so ergötzlicher oder um so beschämender, je nach dem Standpunkt, auf den man sich stellt, und beweist, daß es Leute giebt, die zwar bei orthographischen Fehlern sich entsetzen und, wenn es Kinder sind, sie strafen und den Erwachsenen jede Bildung absprechen würden, im Gebiete der Medizin jedoch es für erlaubt halten, sich beliebig blamieren zu dürfen, ohne

---

[1]) Auszug aus einer in der Aula der Universität zu Königs Geburtstag den 23. April 1902 gehaltenen Rede.

für ihre Stellung etwas zu befürchten. Die deutschen Aerzte sind dem Gesundbeten in Berlin gegenüber der lachende Teil, weil ihre Warnungen gegen den Unfug der Pfuscherei immer erfolglos verhallten.

Doch will ich Sie nicht weiter über diese Vorkommnisse behelligen, sondern als meine Aufgabe ansehen, Ihnen ein Bild zu entwerfen über das Wesen der Krankheiten, wie es die wissenschaftliche Medizin als Frucht langer und mühsamer Arbeit vertreten kann.

Doch wenn wir von dem Wesen der Krankheiten sprechen, müssen wir daran erinnern, daß es deren einige tausend giebt und deren Wesen unmöglich gleicher Art sein kann, so daß, selbst wenn nur die Grundlinien gezeichnet werden, es bei der für akademische Reden zugemessenen Zeit undenkbar ist, mehr als eine kleine Gruppe von ihnen herauszuheben, und dazu seien einige der akuten Infektionskrankheiten gewählt, weil gerade bei diesen in den letzten Jahrzehnten außerordentliche Fortschritte gemacht wurden und sie gegenwärtig mit wichtigen Einzelheiten im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses stehen.

Um die Leser in die Grundbegriffe einzuführen, werde ich die Besprechung mit den Wundkrankheiten beginnen.

Wer das Unglück hat, einen Knochenbruch zu erleben, wobei die Haut unverletzt bleibt, wird krank durch das sich ergießende Blut, durch Zerreißung, Dehnung von Muskeln und Nerven und vieles andre; aber er bekommt in der Regel kein Fieber.

Sofort wird die Bedeutung des Traumas anders, wenn eine Verwundung der Haut entstand, weil erfahrungsgemäß, insbesondere früher, viel ernstere Erscheinungen auftraten, nämlich sehr häufig Fieber und nicht selten Blutvergiftung, Brand und Tod.

Dieses weitbekannte Beispiel soll herangezogen werden, um an ihm die einfache und heute bewiesene Ursache des großen Unterschiedes zu erklären.

Das beim Knochenbruch ergossene Blut liegt als totes Gewebe da, und wo die Haut verwundet ist, sind den überall vorhandenen und in der Luft schwebenden Keimen der Fäulnis Thür und Thor geöffnet; können sie zum Blut gelangen, so veranlassen sie seine Zersetzung, und die Aufsaugung der durch die Zersetzung gebildeten Stoffe erregt das Fieber u. s. w.

Nahe lag es, die Zersetzung des Blutes und die übrigen Erscheinungen auf die Wirkung der Fäulniserreger zu beziehen, sobald man wußte, daß die Fäulnis von kleinen Pilzen abhängig sei, und wir müssen unbedingt diejenigen Arbeiten, die diesen Beweis brachten, als die Anfänge einer neuen Zeit in der Medizin anerkennen.

Als die Fäulniserreger ferngehalten wurden, da hörte auch die Eiterung auf, und erst dadurch wurde man gewahr, daß der Eiter, den man seit unvordenklichen Zeiten als eine so selbstverständliche Begleiterscheinung der Wundheilung ansah, daß man ihn — wenn auch nur vergleichsweise — als pus bonum et laudabile (d. h. als guten und lobenswerten Eiter) bezeichnete, im Grunde gar

nicht dazu gehöre und das Auftreten von Eiterung unter keinen Umständen gut und lobenswert zu heißen sei.

Und wie man die Eitererreger im Fortschreiten der Wissenschaft kennen lernte, legte man sich die Frage vor, wie hier die Ansteckung vor sich gehe, und nahm in Analogie mit der Uebertragung der Fäulniserreger wieder die Luft als Vermittlerin an, weniger die direkte oder indirekte Berührung. Dies war ein Irrtum, auf den man begreiflicherweise verfiel, und doch hat erst dessen Aufklärung einen neuen und großen Fortschritt in der Chirurgie gebracht. Es ist die Neigung zu Verallgemeinerungen ein natürlicher Zug bei jeder neuen Entdeckung, und sie ist im Grunde nicht zu entbehren, weil man mit der Phantasie Pläne schmieden, gleichsam Fühler ausstrecken muß, um weiter zu kommen. Pflicht der wahren Wissenschaft ist es jedoch, eine nachträgliche Prüfung der Hypothesen vorzunehmen und sie entweder zu beweisen oder im Falle einer Widerlegung sie aufzugeben. Daß, wo nicht so verfahren wird, keine wahre Wissenschaft besteht, soll ein Beispiel zeigen.

Bei den Wundinfektionen macht man die Erfahrung, daß die Krankheit oft von Fall zu Fall schlimmer verläuft. Man bekommt dabei das Bild einer Verschärfung oder Potenzierung des Krankheitsstoffes, wobei in Epidemien oft die Virulenz in unheimlicher Weise ansteigt. Andrerseits werden heute mehrere dieser Krankheiten durch eine ähnliche, nicht ganz gleiche Substanz, wie der Krankheitsstoff ist, verhütet oder geheilt; ich nenne als Beispiele die Diphtherie und das Diphtherieheilserum.

Wer müßte bei den zwei genannten Thatsachen nicht an den Gedankengang Hahnemanns erinnert werden, dessen Satz mit dem „similia similibus curantur“ oder homoia homoiois zur Signatur der Homöopathie geworden ist.

In das Deutsche übertragen wollte dieser Satz Hahnemanns, mit dem er 1796 zum erstenmal an die Oeffentlichkeit trat, sagen, „daß diejenige Arznei, die unter den im gesunden menschlichen Körper von ihr erzeugten Krankheitszufällen die meisten der bei einer bestimmten Krankheit auftretenden Erscheinungen aufweisen kann, diese Krankheit am besten zu heilen vermag“, und auf diesen Lehrsatz war er verfallen, weil er an sich selbst erlebt zu haben vorgab, daß er nach dem Einnehmen von Chinarindentinktur ähnliche Erscheinungen bekommen habe wie bei Malaria.

Abgesehen davon, daß in den verflossenen 106 Jahren zahlreiche Wiederholungen keine Bestätigung seiner Beobachtung ergaben, kann heute, wo wir für die hauptsächlichste Erscheinung der Malaria — das Fieber — ein äußerst genaues physikalisches Meßinstrument besitzen, von irgend einer Aehnlichkeit der Wirkung der Chinarinde mit den Erscheinungen der Malaria keine Rede mehr sein. Jene Uebereinstimmung war auf völlig nebensächliche Symptome hin angenommen worden und jene Verallgemeinerung ein Fehlgriff der Logik. Des Lebens vielgestaltig Wesen läßt sich niemals in eine einzige Formel fassen.

Aber weil es seit der Einführung der neuen Heilverfahren gegen die Infektionskrankheiten und seit der Organotherapie nicht an Stimmen aus dem

Lager der homöopathischen Aerzte gefehlt hat, die darin eine Bestätigung jenes Hahnemannschen Grundsatzes erblickten, will ich am heutigen Tage, wo ich von diesen Dingen sprechen muß, einer Erörterung nicht aus dem Wege gehen.

Es sollen die Leser Gelegenheit bekommen, selbst zu entscheiden, daß auch da, wo unleugbar Anklänge an jene Lehre vorhanden sind, doch die Verschiedenheit wieder sehr groß ist. Hauptsächlich ist jedoch darauf hinzuweisen, daß diese Aehnlichkeiten immer nur eine sehr beschränkte Zahl von Krankheiten, nämlich die akuten Infektionskrankheiten betreffen und keineswegs auf andre übertragbar sind. Es bilden auch nicht diese Hypothesen der Homöopathie den Stein des Anstoßes — die Medizin hat schon viel schlimmere erlebt und ruhig hingenommen —, sondern der Anstoß wird ausschließlich erregt durch die homöopathische Lehre der Potenzierung der Arzneimittel durch die Verdünnungen, durch das Schütteln, das Reiben und die sogenannten Armschläge. Es entspricht gewiß nur einem lobenswerten Empfinden der Aerzte, daß deren Urteil da sehr subtil wird, wo es sich darum handelt, daß falsche Hypothesen gewinnbringend verwertet werden, und daß, auf diesem Punkt angelangt, Nachsicht nicht mehr geübt wird.

Wenn es bei den Infektionskrankheiten ohne weiteres verständlich ist, daß die kleinste Menge des eingebrachten Stoffes sich in dem Menschen potenzieren kann, weil diese Stoffe lebend sind und sich im Körper der Menschen vermehren, ja zu größerer Virulenz auswachsen und gedeihen können, so ist verständigerweise bei chemischen Stoffen die Möglichkeit einer Steigerung der Wirksamkeit bei der Einverleibung und der dadurch bedingten Verdünnung gänzlich ausgeschlossen. Zwischen der Heilmittellehre der Homöopathen, die bei der fortgesetzten riesigen Verdünnung der rein chemischen Arzneistoffe durch Schütteln und Reiben deren Wirksamkeit erhöhen wollen, und allen naturwissenschaftlich medizinischen Lehren besteht eine tiefe, unüberbrückbare Kluft.

Das Schütteln und Reiben, also die mechanischen Einwirkungen, führte Hahnemann auf eine mißverstandene Deutung des Entlockens eines Funkens aus dem leblosen Feuerstein durch den leblosen Stahl in sein System ein. Heute, nach der Entdeckung des großen Naturgesetzes von der Erhaltung der Kraft, wissen wir recht genau, daß es sich dabei nur um Produktion von Wärme handelt und keine Rede sein kann von Potenzierung der Arzneiwirkungen.

Irgend eine Wirksamkeit des Arzneistoffes bei den weit getriebenen Verdünnungen behaupten zu wollen und n i c h t e h r l i c h e r w e i s e d i e H e i l k r a f t d e r N a t u r u n d v i e l f a c h S u g g e s t i o n zur Erklärung von Erfolgen anzuerkennen — die Heilkraft der Natur wird nämlich auch noch von den neueren Homöopathen strikte geleugnet, wie es von Hahnemann geschah —, ist ein System, das berechnet ist auf Wundergläubige und solche Menschen, die keine Ahnung davon haben, was bei der Herstellung der homöopathischen Arzneien geschieht, und die aus der Ueberschrift Homöopathie nur das eine herauslesen, daß es etwas andres sei als wissenschaftliche Medizin.

Der entscheidende Schritt zur Hebung unsrer Kenntnisse über die Infektionskrankheiten war die Auffindung und Reinzüchtung der krankmachenden Bakterien.

Von einigen akuten Infektionskrankheiten sind zwar die Keime noch nicht bekannt, so von Masern und den Pocken, d. h. gerade von denjenigen, die die größte Ansteckungskraft besitzen und unfehlbar jeden Menschen befallen, der sie nicht schon einmal überstand oder durch die Impfung geschützt ist.

Wir müssen, wenn wir ein solches Gesetz aufstellen, immer hinzufügen, daß dieses, wie überhaupt jedes biologische Gesetz, keine mathematische Gültigkeit hat, sondern immer einzelne seltene Ausnahmen zuläßt.

Bei Masern und Pocken ist jedoch nicht allein die Ansteckungskraft am größten, sondern bei ihnen und vielen andern ist mit Sicherheit zu sagen, daß sie ohne Wunden in den Körper eindringen können, also sicher durch unverletzte Schleimhäute, zum Beispiel den Mund, wahrscheinlich am häufigsten durch die Nase. Es müssen also vom andern, dem passiven Standpunkt betrachtet die Menschen gerade für diese Keime eine besonders große Empfänglichkeit oder Disposition besitzen.

Noch eine Eigenschaft ist beiden gleich und interessant, daß sie eine verhältnismäßig lange Inkubationsdauer haben, d. h. daß viele Tage — durchschnittlich 14 — bei ihnen vergehen von dem Augenblick der Ansteckung bis zum Ausbruch der Krankheit. Offenbar können diese Keime längere Zeit im Körper verweilen, vielleicht sich darin vermehren, ehe der Mensch etwas von ihnen spürt oder sich ihrer zu erwehren beginnt; aber dann, nachdem sie ihm zu viel geworden sind, reagiert er mit einer unerhörten Heftigkeit dagegen und vernichtet entweder die Keime in kurzem entscheidendem Kampf oder er wird von ihnen vernichtet.

Vergleichen wir damit die Wundansteckungen, so weiß jedermann aus eigner Erfahrung, daß eine einmalige Krankheit dieser Art keinen Schutz giebt gegen Wiederholungen. Man kann nicht bloß hundertmal Furunkel und Abscesse bekommen, sondern es scheint sogar, daß durch solche Wiederholungen eher die Disposition vergrößert statt vermindert wird. Die Inkubation ist viel kürzer, nur 1 bis 3 Tage, und zum Unterschied zu vielen andern Infektionskrankheiten — gerade denjenigen, die ohne Verletzungen eindringen können — giebt es bei ihnen keine schnelle Vernichtung der Keime im Körper, keine Krisen und Lysen wie bei den Lungenentzündungen, den Masern und vielen andern.

Wenn es bei den Wundkrankheiten dem befallenen Körper gelingt, der Eindringlinge Herr zu werden, müssen sie entweder nicht weit eingedrungen sein, oder der Kampf ist von sehr langer Dauer und der Abfall des Fiebers nur staffelförmig.

Außerhalb des menschlichen Körpers hinwieder müssen die Keime der Masern, Pocken, Influenza und einiger andrer sehr vergänglich sein, sonst könnten nicht diese Krankheiten jahrelang, oft auf Jahrzehnte, gänzlich versiegen, um dann plötzlich mit elementarer Heftigkeit über die nicht durchseuchte Menschheit wieder herzufallen. Es müssen also die Verhältnisse der Atmosphäre diese Keime besonders leicht zerstören, sie müssen außer dem Menschen nirgends ihres Bleibens haben und durch Trockenheit, Sonnenlicht, Wind und Regen bald ihren Untergang finden.

Zum Unterschiede davon sind die Wundansteckungskeime unverwüstlich, überall vorhanden und offenbar so zäh sowohl innerhalb als außerhalb des Menschen- und Tierkörpers, daß hier die Gefahr fortwährend lauert.

Um ihrer Zähigkeit willen würden diese Keime, von denen ich einen herausgreife, weil er am häufigsten vorkommt, den Streptococcus (Kettenkugelpilz), d. h. einen Pilz, der aus einer perlenschnurartig aneinandergereihten Kette winzigster Kügelchen besteht, allein genügen, das Menschengeschlecht zu vernichten, wenn nicht wieder da, wo physiologisch Wunden unvermeidbar sind, wunderbare Schutzeinrichtungen vorhanden wären, die seinem Eindringen in den Körper Schranken setzten. Weil diese Schutzvorrichtungen von größter Bedeutung sind zur zielbewußten Abwehr von Wundkrankheiten, hat ihre Kenntnis einen sehr großen praktischen Wert.

Nach dem Gesagten sind es immer Keime, die an diesen Krankheiten schuld sind; nach der Auffassung der alten Aerzte und nach der Ueberzeugung der Laien heute noch ist es eine Erkältung, die diese Krankheiten verschuldet, namentlich alle, die mit Frieren oder einem Schüttelfrost einsetzen.

Die Lehre von der Erkältung als Krankheitsursache ist in ihrer Allgemeingültigkeit verweht wie der Staub vor dem Sturmwind, bei dem wir erst an den Wirbeln gewahr werden, wie viel davon dalag, und diese einstige Lehre ist für viele sogenannte Erkältungskrankheiten mit Sicherheit zu widerlegen, weil wir nachweisen können, daß die Keime, die die Krankheit bedingen, schon viele Tage lang in dem betreffenden Menschen lagen, ehe die vermeintliche Erkältung, die dem Frost unmittelbar vorausging, stattgefunden hatte. Und doch kann man diesen Einfluß nicht völlig leugnen, aber er gilt nur noch als disponierend, d. h. als die Empfänglichkeit erhöhend, und wird durch ein Experiment Pasteurs illustriert, indem er Hühnern Milzbrandbazillen einzuimpfen sich bemühte, jedoch keinen Erfolg hatte, weil die Hühner gegen diese Krankheit unempfänglich sind. Wenn er aber ein Hühnchen eine Zeitlang in einen Eisschrank setzte und nun impfte, ging die Krankheit in dem abgekühlt gewesenen Tiere an. Aehnliche Experimente sind seitdem wiederholt mit gleichem Erfolge gemacht worden.

Wie soll man die erwähnte Eigentümlichkeit erklären, daß das einmalige Ueberstehen einen Schutz gegen Wiederholungen giebt? Natürlich nur so, daß die kleinen Pflänzchen, die die Krankheit übertragen, im Körper chemische Stoffe bilden, die die Keime während der Krankheit abtöten und, solange der Mensch etwas davon in sich behält, ein Wiederaufkeimen verhindern.

Dieser Gedanke wird sofort verständlich, wenn wir an die Thätigkeit andrer Pilze denken, wie z. B. der Hefepilze, die in Zuckerlösungen die Alkoholgärung erregen, aber sowie sie eine gewisse Menge ihres Stoffwechselproduktes gebildet haben, in diesem zu Grunde gehen und durch einen gewissen Prozentgehalt von Alkohol am Aufkeimen oder Weiterwachsen verhindert werden, selbst wenn überschüssiger Zucker vorhanden ist.

Es giebt ein biologisches Gesetz, daß alle Lebewesen in ihren eignen Stoffwechselprodukten zu Grunde gehen müssen — ersticken, sagen wir gewöhnlich —,

wenn diese nicht fortgeschafft werden. Daß diese Anschauung nicht bloß Theorie ist, sondern bewiesenen Thatsachen auch bei Krankheiten entspricht, hat sich beim Typhus gezeigt, wo das Serum des von der Krankheit befallenen Menschen sich direkt giftig und tötend auf die Typhusbazillen erweist und diese Erfahrung von dem französischen Arzt Widal als Erkennungsmerkmal des Typhus eingeführt wurde. Wenn man frische Kulturen von Typhusbazillen mit dem Tröpfchen Blut eines Typhuskranken mischt, das man durch einen harmlosen Stich in das Ohrläppchen gewinnt, so sieht man unter dem Mikroskop die Typhusbazillen untergehen und sich agglutinieren, wie der technische Ausdruck heißt, während das Blut gesunder Menschen ihnen nichts anthut, so daß man auf diese Weise den Typhus in den ersten Stadien zu erkennen vermag. Wenn auch bis heute diese Entdeckung nur zur Erkennung, noch nicht zur Heilung dient, so läßt sie die begründete Hoffnung zu, daß gerade gegen diese Krankheit zunächst ein Heilserum zu entdecken sei.

Diese Thatsache liegt der Gewinnung der Heilsera, besonders des Heilserums der Diphtherie zu Grunde, wo Pferde mit den Diphtheriebazillen geimpft und beobachtet werden, bis sie die Krankheit überstanden haben. Dann wird ihnen durch einen Aderlaß Blut abgenommen und daraus das Heilmittel extrahiert.

Solcher spezifisch wirkender Heilstoffe besitzt man noch gegen die Lyssa oder Tollwut, gegen den Tetanus oder Wundstarrkrampf, gegen die Pest und andre mehr, während bei den Pocken die Sache etwas anders liegt, weil man dabei eine abgemilderte Krankheit, d. h. deren Bakterien überträgt, wogegen bei den Heilsera Bakterien gänzlich ausgeschlossen sind.

Bei allen Heilsera, die man bis jetzt besitzt, ist das Eigentümliche, daß immer Tiere Vorspanndienste leisten müssen, bei dem Diphtherieheilserum Pferde, bei dem Tollwutgegengift Kaninchen u. s. w., ebenso zum Abschwächen der ursprünglichen Krankheit, also zur Gewinnung der Kuhpockenlymphe Kälber.

Der Grundgedanke für diese Vermittlerthätigkeit ist der, daß Tiere gewählt werden, die für die betreffende Krankheit empfänglich sind und doch in sich die Kraft besitzen, ihr zu widerstehen, also Schutzstoffe zu bilden, so daß erst diese — die Antitoxine des Vermittlers — beim Menschen verwendet werden.

Soweit man bis jetzt die Bakterienprodukte aus künstlichen Nährböden benutzte, wie bei der Tuberkulose, haben die Gifte — die Toxine — eine zu starke und wenigstens bis jetzt mehr eine krankmachende als eine schutzbringende Wirkung entfaltet.

Es gilt dies nicht bloß von der Tuberkulose-, sondern ebenso von den Streptococcentoxinen. Diese letzteren hat man am Menschen genau kennen gelernt, nachdem vor einigen Jahren ein Arzt auf den Gedanken verfallen war, die Gifte der Streptococcen gegen den Krebs als arzneiliches Heilmittel zu empfehlen, weil er die Erfahrung gemacht haben wollte, daß Krebsgeschwülste der Haut zur Heilung kamen, wenn die Wundrose, eine Krankheit, die durch die Streptococcen veranlaßt wird, über die betreffende Hautstelle hinwegging.

Ich will gleich bemerken, daß sich jene Hoffnung ganz und gar nicht erfüllt hat, und es zurzeit kein andres Mittel gegen den Krebs giebt als das Messer, d. h. als die Entfernung des kranken Organs oder Gewebes in möglichst früher Zeit, daß aber jene Versuche äußerst interessante Ergebnisse nebenbei lieferten.

Die Gifte oder Toxine, die aus einer künstlichen Aufzucht dieser Pilze extrahiert und dann den Kranken unter die Haut gespritzt wurden, erzeugten, obschon in ihnen sicher keine Streptococcen mehr existierten, Fieber, ja es ließ sich nach der Menge des eingespritzten Saftes das Fieber nach Belieben steigern. Man hatte eine zu dosierende Fiebersubstanz zur Verfügung, die natürlich sofort nach ihrer Einverleibung wirkte, aber auch wie jedes chemische Gift in kurzer Zeit ausgeschieden wurde, so daß nach kurzem Anstieg der Abfall des Fiebers kam.

Die Gegenüberstellung dieser Thatsachen führt folgerichtig zu der Frage, die die Menschen schon tausendfältig gestellt haben und immer wieder stellen: „Was ist denn eigentlich das Fieber, diese Erscheinung, die allen akuten Infektionskrankheiten eigen ist?"

Darauf kann man eine sehr bündige und mathematisch sichere Antwort geben, wenn man sie nach dem physikalischen Maßstab richtet, den wir dafür haben, nämlich nach dem Thermometer, und diese lautet: „Fieber ist eine erhöhte Körperwärme."

Aber diese Antwort kann tieferdenkende Menschen nicht befriedigen, denn unwillkürlich kommt die Frage, wie es zugeht, daß eine winzige Menge des Produktes der Streptococcen unter die Haut gespritzt Fieber bis zu 40 Grad Celsius erregt, das sicher wieder binnen sechs bis zwölf Stunden abgelaufen ist?

Wir können uns ganz gut denken, daß wir mehr Wärme in einem Ofen erzielen, wenn wir mehr Heizmaterial hinzutragen. Gerade die analoge Erklärung ist aber hier durchaus nicht zulässig, weil wir die Heizkraft der Toxine kennen und messen können und in den eingespritzten Stoffen eine so kleine Menge davon enthalten ist, daß sie die Körpertemperatur nicht erhöhen könnte. Andrerseits sind die dem Brennmaterial im Ofen zu vergleichenden Stoffe die Nahrungsmittel, die im Uebermaß genossen nicht Fieber, sondern fett machen.

So muß die Erscheinung anders erklärt werden, und dies kann nur geschehen, wenn man eine Giftwirkung spezifischer Art auf gewisse Nervengebiete annimmt, die Nerven der Wärmeregulierung.

Die Menschen wollten aber auch von jeher wissen, ob das Fieber eine heilsame Einrichtung der Natur darstelle, oder ob es nicht das Gefährlichste der Krankheit sei und das Fieber herabzusetzen so viel bedeute, als die Gefahr beseitigen. Auf die letztere Frage ist die Antwort sofort zu geben, daß ein Herabdrücken der Temperatur durch Entfieberungsmittel nur einen Scheinerfolg giebt, wenn diese letzteren nicht zugleich die eingedrungenen Keime zu tilgen vermögen. Wenn wir das Fieber bei den Pocken oder Masern herabsetzen, so ist nichts gewonnen gegen die eigentliche Krankheit — es könnte sich dann nur um vorübergehende Wirkung handeln, wo die Höhe des Fiebers unmittelbar gefährlich ist.

Nur da haben wir das ideale Ziel der Behandlung erreicht, wo das betreffende Entfieberungsmittel zugleich auch die Mikroben vertilgt, wie es z. B. das Chinin bei der Malaria vermag.

Die erstere Frage kann in mancher Hinsicht günstiger beantwortet werden, weil nicht zu leugnen ist, daß gerade bei den akutesten Infektionskrankheiten die höchste Steigerung der Körperwärme und der schnelle Wechsel der Krankheit zum Guten in der Regel zusammenfallen und diese Erscheinung den Eindruck nicht von der Hand weisen läßt, daß das heiße Blut und die heißen Körpersäfte gegen die eingedrungenen Keime besonders schädlich und also für den kranken Menschen heilsam seien. Die angeführten Lehren werden jedoch klar machen, daß wir dies nur für die im Körper des Menschen leicht vergänglichen Bakterien annehmen können, für die das Blut seine Widerstandskraft behält, nicht aber für die Streptococcen, die viel hartnäckiger sind und im Körper vom Blut nicht so rasch abgetötet werden, sondern sogar die Blutkörperchen aufzulösen vermögen. Man nennt dies in der technisch-medizinischen Sprache Hämolyse und die Stoffe, die gebildet werden, Hämolysine. Diese geben zwar wieder Schutzkraft ab, aber es kommt auch das ganz verschiedene Verhalten zur Erklärung, daß zwar auch hier der lebende Organismus kämpft, doch teilweise seine Waffen aus den Leichen seiner Kämpfer — der roten Blutkörperchen — bildet. Es ist der Kampf zu vergleichen mit einem Heere, bei dem ein Drittel der Mannschaft untergeht und auf ihre Kosten die übrig bleibenden wirksamere Waffen erhalten. Damit wird der große Unterschied in dem Verlauf des Kampfes, also im Verlauf der Wundfieber im Vergleich zu Masern, Pocken u. a. in einem Bilde verständlich gemacht, dadurch versteht man auf einmal, warum die Kranken nach einem Wundfieber so blaß, so blutarm und hinfällig sind, dadurch auch, daß der Kampf ein so langsam hin und her schwankender ist.

Es ist ein überaus buntes Bild, das ich von dieser Welt des Kleinsten entworfen habe, und doch großartig in seiner Gesetzmäßigkeit und der Vielgestaltigkeit seiner Gesetze, wenn auch die Wesen, um die es sich handelt, die Feinde unsers Daseins und unsers Wohlseins sind. Indem man sie kennen lernt, gewinnt man Macht über sie und arbeitet nach dem altehrwürdigen Programm des Hippokrates weiter, die Kräfte der Natur zu erforschen, um diese in ihrem Heilbestreben zu unterstützen.

In rascher Folge bringen die medizinischen Fachschriften neue Thatsachen; doch so sehr die Versuchung lockt, Andeutungen zu machen, was noch zu erwarten sei, soll es bei dieser Gelegenheit unterbleiben, weil bei offiziellen Reden die Pflicht gilt, sich von Unsicherem fernzuhalten.

Doch selbst wenn die Fortschritte unleugbar bedeutend sind, kann ein Gefühl der Befriedigung nicht lange vorhalten, wenn man in praktischer Thätigkeit Kranke zu behandeln hat, weil hier immer wieder vor Augen tritt, wie viel zu wünschen übrig bleibt.

Die Kranken sollen auch nie glauben, daß man ihrer Stimmung nicht gerecht werde und, wenn es ihnen schlecht geht, sie im Seufzen über die Unzu-

länglichkeit alles Wissens nicht verstehe; doch wird eine bessere Kenntnis dieser Naturgesetze hoffentlich so viel erzielen, daß sich die Laien über die leitenden Grundsätze der Behandlung klarere Vorstellungen machen, auch über die Bedeutung des Betens. Das Beten kann keine Krankheiten heilen, und doch ist es dienlich und segensreich, weil es Krankheiten und alles Elend des Lebens mit Ergebenheit zu tragen hilft. Aber dann muß man selbst beten, nicht um Geld für sich beten lassen. Auch über den Begriff der „falschen" Behandlung können diese Aufklärungen richtigere Anschauungen begründen. Tausendmal wird dem oder jenem Arzt — natürlich immer hinter seinem Rücken — falsche Behandlung zum Vorwurf gemacht, wo man selbst als Arzt nur die Hände staunend zum Himmel erheben kann über die Befangenheit der Auffassung.

Schon oft habe ich erlebt, daß Leute zu mir äußerten, daß bei der gleichen Krankheit der eine Arzt sie mit kalten, ein andrer mit warmen Umschlägen behandelt habe und daß doch der eine oder der andre sie falsch behandelt haben müsse.

Das sind Anschauungen, die bedingungslos als naiv zu bezeichnen sind; denn zur Charakteristik der Bedeutungslosigkeit dieser Unterschiede kann man die Frage an die Seite setzen, ob, wenn ein Blitzstrahl in ein Haus schlägt, er besser durch einen kalten oder einen warmen Eisendraht abgeleitet würde?

Für die Annehmlichkeit des Kranken macht die Auswahl dieser Adjuvantien etwas aus, und bei äußeren Krankheiten können sie den Verlauf etwas befördern oder hemmen; in den schweren inneren Fällen jedoch sind dies Kleinigkeiten gegenüber dem Walten der Naturgesetze und von ganz unerheblichem Einfluß.

Wir wollen gar nicht in Abrede stellen, daß von den Aerzten Fehler gemacht werden — warum sollten sie unfehlbar sein, wo alle Menschen irren und fehlen und das Objekt, das sie behandeln — der kranke Mensch — die schwierigste Aufgabe stellt, die es auf Erden giebt; aber das merkwürdigste ist, daß das, was die Laien als Fehler auffassen, in 99 Prozent der Anschuldigungen keine sind, und daß die Laien die Fehler, die wirklich gemacht werden, in der Regel nicht merken. Natürlich wirkt es entmutigend auf jeden, auch den unbeteiligten Arzt zurück, wenn man von ungerechter Beurteilung hört. Doch wird das emsige Streben nach Vervollkommnung nie aufhören, weil der Trieb nach Erkenntnis so tief in der Menschenbrust wurzelt, daß ihn weder Unverstand noch Undankbarkeit je aufzuhalten vermögen.

Nach dem Sturme.

Soll und Haben.

Von einem deutschen Diplomaten.

Am 31. Mai sind in später Abendstunde in Pretoria die zwischen den Burenführern und den englischen Bevollmächtigten Lord Kitchener und Lord Milner vereinbarten Abmachungen unterzeichnet worden, durch die dem seit dem 12. Oktober 1899 in Südafrika geführten Kriege ein Ende gemacht wurde. Die Bestimmungen des Uebereinkommens und mehr noch die von Lord Milner vor dessen Unterzeichnung den Burenführern übergebene Mitteilung in betreff der in Aussicht genommenen Behandlung der Kap- und Natalrebellen, d. h. der aus den beiden Kolonien stammenden britischen Unterthanen, die sich den Streitkräften der Buren angeschlossen hatten, können keinen Zweifel darüber lassen, daß die Niederlage der Buren als eine vollständige anzusehen ist. Es ist damit dem System von Lügen und Entstellungen, das die in Europa und Amerika weilenden Agenten der Buren und ihre Freunde bis zum letzten Augenblick aufrecht erhalten hatten, ein Ende, man kann wohl sagen, ein Ende mit Schrecken bereitet worden. Wenn man die Tapferkeit und Energie der Burenführer und ihrer Leute, die seit beinah zwei Jahren für eine verlorene Sache gekämpft haben, denn mit der Einnahme von Pretoria am 5. Juni 1900 konnte der Ausgang des Kriegs kaum noch zweifelhaft sein, die höchste Anerkennung nicht versagen kann und darf, wird das Urteil der Geschichte und mehr noch das der eignen Landsleute über diese Machenschaften ein vernichtendes sein. Daß man versucht hat, leider mit nur zu viel Erfolg, die öffentliche Meinung in Europa und Amerika irrezuführen und dadurch auf die Regierungen einen Druck auszuüben, mag als de bonne guerre angesehen und entschuldigt werden, aber nie im Laufe der Geschichte zivilisierter Völker ist ein auf hundert Schlachtfeldern für seine Freiheit und seine Existenz verblutendes Volk so systematisch über die politische Sachlage und die sich aus dieser ergebenden Möglichkeiten getäuscht worden, wie die Buren durch ihre im Auslande befindlichen Agenten. In dem ganzen dunklen Bilde ist nur ein Lichtpunkt, die Thatsache, daß Männer, die als Flüchtlinge oder Gäste, es ist gleichgültig als was, in neutralen Ländern weilten, die ihnen gewährte Gastfreundschaft mißbrauchen konnten, wie sie dies gethan haben, ohnen einen Bruch zwischen diesen Ländern und England hervorzurufen; es ist das ein Fortschritt der Zivilisation, der als ein sehr bedeutender angesehen werden kann und über manches trösten muß, was sonst als höchst unerfreulich zu bezeichnen sein würde.

Es ist zum Teil den Machenschaften dieser Leute zuzuschreiben gewesen, daß die Rolle, die England, Armee, Volk und Regierung, in dem Südafrikanischen Kriege gespielt hat, so ungünstig und, man darf wohl hinzufügen, so ungerecht

beurteilt worden ist. In Europa, wo man solchen Fragen größere Aufmerksamkeit schenkte als in den Vereinigten Staaten, war man der Ansicht, daß England mit Aufbietung aller Kräfte nicht im stande sein würde, mehr als zwei Armeecorps, d. h. 60000 Mann für den Dienst außerhalb des Landes aufzustellen, und nun hat es während fast drei Jahren eine Armee von über 250000 Mann in Südafrika unterhalten, deren Transport und Verpflegung allein eine sehr erhebliche Aufgabe darstellten. Das Material dieser Armee, an Soldaten und Offizieren, mag nicht immer, nach europäischen Begriffen, den höchsten Anforderungen entsprochen haben, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Siegeszug von Lord Roberts von Kapstadt nach Pretoria und die Blockhauscampagne Lord Kitcheners ebenso interessante wie erfolgreiche militärische Episoden bilden. Am 10. Januar 1900 landeten die beiden Führer in Kapstadt, am 16. Februar wurde das seit dem 12. Oktober 1899 eingeschlossene Kimberley, am 2. März das seit dem 30. Oktober belagerte Ladysmith und am 17. Mai Mafeking entsetzt, das seit dem 12. Oktober ebenfalls cerniert war. Am 13. März erreichte Lord Roberts Bloemfontein, die Hauptstadt des Oranjefreistaats, und am 5. Juni Pretoria. Fünf Monate hatten genügt, diese Ergebnisse herbeizuführen und die stärkste Streitkraft der Buren unter Cronje bei Paardeberg (27. Februar) zu Gefangenen zu machen. Am 30. November 1900 übernahm dann Lord Kitchener den Oberbefehl, und am 23. März 1902 war der eiserne Ring der Blockhäuser so eng gezogen, daß die Buren, trotz wiederholter teilweiser Erfolge, die Nutzlosigkeit ferneren Widerstandes einsahen und in Pretoria die Verhandlungen eröffneten, die nicht zehn Wochen später zu ihrer Unterwerfung führten. Diesen Thatsachen gegenüber muß nicht die Kritik, wohl aber die Bekrittelei und die Verleumdung schweigen, und wer gerecht ist, wird anerkennen, daß, mag auch vielfach gefehlt worden sein und das schließliche Ergebnis unnötig große Opfer an Menschen und Geld gefordert haben, der Erfolg als solcher nicht dem Zufall, sondern wohlüberlegten und durchgeführten Maßregeln zu verdanken gewesen ist. Die von dem bekannten Schriftsteller Kapitän Mahan aufgestellte Behauptung, daß England aus dem Südafrikanischen Kriege gestärkt und mit vergrößertem Prestige hervorgegangen sei, ist daher auch keineswegs von der Hand zu weisen. Den Buren gegenüber, die die Wankelmütigkeit der englischen Regierung verlachten und spottend die weiße Fahne als die Englands bezeichneten, ist der Erfolg ein unzweifelhafter, aber auch dem Ausland gegenüber wird der Eindruck der scheinbar unbegrenzten finanziellen Leistungsfähigkeit und der über die Erwartung hinausgegangenen Energie bei der Verfolgung des gesteckten Ziels ein dauernder bleiben, der noch durch das in den englischen Kolonien mächtig gesteigerte imperialistische Gefühl vermehrt werden dürfte.

Den Gefahren, denen England während der südafrikanischen Wirren hätte ausgesetzt sein können, ist es glücklich entgangen, und der alte Spruch von der Thorheit der Regierungen, der so alt und so wahr ist wie der von der Schändlichkeit der Schwiegermütter, hat diesmal eine glänzende Widerlegung erfahren

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn man die öffentliche Meinung oder das, was für diese ausgegeben wird und gilt, befragt hätte, mehr als ein Land in einen Konflikt mit England verwickelt worden wäre. Ueber die Ursachen dieser antienglischen Strömung soll hier nicht gesprochen werden, an der Thatsache selbst wird niemand zweifeln. Es ist das Verantwortlichkeitsgefühl der Regierungen gewesen, dem die Vermeidung einer Katastrophe zu verdanken ist, die um so beklagenswerter gewesen sein würde, als zwingende Gründe an keiner Stelle für diese vorlagen. Wenn in früheren Zeiten, in denen die verfügbaren Streitkräfte nur einen minimalen Prozentsatz der Bevölkerung darstellten, soweit sie überhaupt aus Landeskindern bestanden, nur gewisse eng begrenzte Kreise ein Interesse und eine Freude an dem Ausbruch eines Krieges hatten und der Rest der Bevölkerung ihm mit Bangen und Entsetzen entgegensah, scheint es heute, nach der fast durchgehenden Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, beinah, als ob die Rollen vertauscht worden seien und die große Menge viel kriegslustiger als die Hof- und Adelskreise wäre. Oder sollte es sich in der That bei den gegenseitigen Beschimpfungen der Presse nicht um Wortkämpfe handeln, wie sie in homerischen Zeiten der Feldschlacht vorangingen, sondern nur um den Qualm schwelenden nassen Strohs, aus dem sich nie eine helle, reinigende Flamme entwickeln kann? Jedenfalls ist nicht der Presse das Verdienst zuzuschreiben, daß der Südafrikanische Krieg lokalisiert und der Welt das Schauspiel eines allgemeinen Kampfes erspart geblieben ist, für den es schwer gewesen sein würde, eine vernünftige Erklärung zu geben. Für Deutschland wenigstens hätte auf einen solchen Krieg die Erklärung des Fürsten Bismarck gepaßt, daß er nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert sei.

Wenn England der Gefahr, sich aus der südafrikanischen Frage einen allgemeinen Weltbrand entwickeln zu sehen, glücklich entgangen ist und der akute Teil der Krisis mit der Unterzeichnung der Vereinbarung von Pretoria seinen Abschluß gefunden haben dürfte, so ist damit die Aufgabe Englands durchaus nicht erledigt, sondern der zweite, schwerere Teil von dieser beginnt erst. Die Buren sind besiegt, und der Afrikander Bund hat sich als ein gefährliches Werkzeug erwiesen, das nur diejenigen verletzt hat, die glaubten, sich dessen für ihre eignen Zwecke bedienen zu können, aber die Elemente des Unfriedens sind geblieben, und Südafrika befindet sich heute in derselben Lage, die Lord Durham antraf, als er 1838 als Oberkommissar und Generalgouverneur von Britisch-Nordamerika nach Kanada kam. Er fand dort, nach den Worten seines eignen Berichts, nicht einen Kampf zwischen einer Regierung und einem Volk, wie er ihn erwartet hatte, sondern einen solchen zwischen zwei Nationen in dem Busen eines einzigen Staats. Er schreibt: „Die Franzosen beschwerten sich über die Ueberhebung und Ungerechtigkeit der Engländer; die Engländer beschuldigten die Franzosen der Laster eines schwachen und besiegten Volks.“ Zwischen den beiden Nationen, von denen die eine die Sprache der andern nicht verstand, bestand kein Verkehr, und jede hatte die falscheste Auffassung von den Gefühlen und

Bestrebungen der andern. Die Engländer mißtrauten den Franzosen und unterdrückten sie, wo sie wußten und konnten, und trugen durch ihre Unduldsamkeit und Heftigkeit dazu bei, die Erbitterung der andern Seite immer mehr zu steigern. Die Verhaftung der Führer der französischen Partei 1837 rief einen unbedeutenden Aufstand, aber desto größere Aufregung hervor und führte zu der zeitweiligen Suspendierung der Verfassung von Niederkanada. Die Lage der Dinge in Südafrika ist fast analog der oben geschilderten, nur daß an Stelle eines unbedeutenden Aufstandes der fast dreijährige Krieg mit den Buren zu setzen ist. Holländer und Engländer sind durch beiderseitige Fehler, gegenseitiges Mißtrauen und trübe Erfahrungen heute in Südafrika so weit voneinander getrennt, wie es Franzosen und Engländer vor fünfundsechzig Jahren in Kanada waren, selbst an Petitionen von seiten der loyalen Bevölkerung um Suspendierung der Verfassung der Kapkolonie fehlt es nicht; wenn es also in Kanada gelungen ist, seit dieser Zeit eine politische Verschmelzung der beiden Völker herbeizuführen — ist doch der augenblickliche Premierminister der Konföderation, Sir E. Laurier, ein französischer Kanadier —, so liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß eine ähnliche Ausgleichung der Differenzen zwischen Engländern und Holländern in Südafrika unmöglich sein würde. Sie sollte sich im Gegenteil als viel leichter erweisen, denn in Südafrika fehlt ein Element der Zwietracht, das religiöse, das den katholischen französischen Kanadier heute noch immer von seinem protestantischen englischen Nachbarn scheidet. An Männern aber, die es verstehen, der britischen Weltpolitik auch unter den schwierigsten Verhältnissen Erfolg zu verschaffen, fehlt es auch heute England nicht. Lord Curzon in Indien, Lord Cromer in Aegypten und auch Lord Milner in Südafrika haben dem wohlverdienten Ruhm englischer Administratoren neue Lorbeeren hinzugefügt, und das starke imperialistische Gefühl, das ihnen zur Seite steht, wird auch denen nicht fehlen, die mit der Regelung der südafrikanischen Verhältnisse betraut werden. Aber auch unter den günstigsten Verhältnissen wird die Lösung dieser Aufgabe noch lange Zeit in Anspruch nehmen und dem Mutterland noch weitere schwere Opfer auferlegen. Abgesehen davon, daß es zum mindesten nicht unwahrscheinlich ist, daß einzelne verzweifelte Charaktere an der Spitze größerer oder kleinerer Banden den Kampf auf eigne Faust fortzusetzen versuchen werden, dürften wohl unvermeidliche Differenzen zwischen den Bürgern der beiden Freistaaten, die vor oder nach dem Abkommen von Pretoria die Waffen niedergelegt haben, und noch mehr zwischen denen, die bis zum letzten Augenblick gegen die Engländer gekämpft, und denen, die ihnen ihre Dienste gegen die eignen Landsleute angeboten hatten, die Aufgabe der englischen Beamten sehr wesentlich erschweren. Aehnliche Differenzen zwischen Buren und Engländern in den nunmehr dem britischen Reiche einverleibten Freistaaten, sowie zwischen den loyalen Einwohnern von Natal und der Kapkolonie und den amnestierten Rebellen in diesen werden die Lage noch mehr komplizieren, und es wird großen Takts seitens der englischen Verwaltung bedürfen, um nicht, wie dies nach der ersten Annexion von Transvaal 1877 geschah, auch die ursprünglich mit ihr einverstandenen Bürger zu

erbitterten Gegnern Englands zu machen. Eine starke englische Truppen- oder Polizeimacht wird noch während langer Jahre in Südafrika unterhalten werden, und die für die Entschädigung der Buren wie der englischen Unterthanen ausgeworfenen 60 Millionen Mark werden weit überschritten werden müssen, bevor alle Ansprüche, berechtigte und unberechtigte — und die letzteren werden nicht die Minderzahl bilden —, befriedigt sein werden und die Fusion der widerstrebenden Elemente so weit stattgefunden haben wird, um den südafrikanischen Kolonien eine weitgehende Selbstverwaltung auf der Grundlage einer Vereinigung gestatten zu können, wie sie zwischen den kanadischen und australischen Staaten stattgefunden hat. Bis dieser Augenblick aber eingetreten ist, wird Südafrika für England eine offene Wunde und eine Bedrohung sein und wie jedes solches kranke Gemeinwesen eine Gefahr nicht allein für das Mutterland, sondern auch für den Weltfrieden bilden. Diese Gefahr zu vermindern, liegt zum größten Teil in der Hand der englischen Regierung, aber auch die Presse, englische wie fremde, kann wesentlich dazu beitragen; die erstere, indem sie weder unmögliche Forderungen stellt, noch notwendige Ausgleiche bekämpft, die andre, indem sie den Vorgängen in Südafrika gegenüber objektiv bleibt und es vermeidet, in dieselben Thorheiten zu verfallen, deren sie sich während des Krieges so oft schuldig gemacht hat. Es sind aber nicht nur die lokalen Vorgänge in Südafrika, mit Bezug auf die der deutschen Presse Vorsicht und Ruhe zu empfehlen sind, je gemäßigter der ganze Ton England gegenüber bleibt, desto größer werden die Aussichten für die Erhaltung guter Beziehungen zwischen den beiden Ländern sein, die doch eine wesentliche Bedingung des Weltfriedens bilden. Es muß immer und immer wiederholt werden, daß Deutschland weniger als irgend eine andre Macht ein Interesse an einem politischen Niedergange Englands hat; wir sind nach keiner Richtung hin im stande, die Erbschaft von ihm anzutreten, und wir würden in von England losgerissenen Kolonien nie die Vorteile genießen, die wir heute unter englischer Herrschaft in ihnen besitzen. Die Schwärmer für die niederdeutschen Brüder haben es nie für notwendig gehalten, die Behandlung zu vergleichen, die der Deutsche in englischen und in holländischen Kolonien erfährt; ihre Begeisterung für den neuentdeckten Vetter würde dadurch freilich auch eine bedenkliche Abkühlung erfahren haben. Auf die deutsche Presse wird selbstverständlich die Haltung der englischen von nicht zu unterschätzendem Einfluß sein; man hat sich bei uns in journalistischen Kreisen leider noch immer nicht daran gewöhnt, den Angriffen, wie sie manchmal von der andern Seite des Kanals herüberschallen, die ruhige Ablehnung entgegenzusetzen, die die beste Antwort auf solche Herausforderungen ist. Besonders die „Times“, die an dem bösesten Incidenzfall der südafrikanischen Verwicklungen, dem Jamesonschen Einfall, einen noch weiterer Aufklärung bedürfenden hervorragenden Anteil hatte, führt in der letzten Zeit eine so erbitterte Fehde gegen Deutschland, daß man manchmal versucht sein könnte, sie als ein Symptom amtlicher Verbitterung anzusehen und zu behandeln, wenn man dann nicht wieder daran dächte, daß der Einfluß des Citychblattes heute nicht mehr seinem Format entspricht. Aber wie man einen Raub-

vogel an das Thor der Scheune nagelt, als warnendes Beispiel für seinesgleichen, so mag auch hier daran erinnert werden, daß es die Times war, die das Märchen in die Welt setzte, daß es Englands Verdienst gewesen sei, eine europäische Koalition gegen die Vereinigten Staaten während ihres Konflikts mit Spanien verhindert zu haben, und daß sie die Geschichte von der staatlichen Subvention an den Norddeutschen Lloyd erfunden hat, die diesem gestatte, sieben Prozent Zinsen an die Aktionäre zu zahlen. Uns können dergleichen Angriffe sehr gleichgültig sein; „die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen", aber wie die bisherige deutsche Verbitterung gegen England zum großen Teil auf derartigen ungeschickten Herausforderungen der Times und ähnlicher gelber Blätter beruhte, so könnten weitere Vorstöße auf diesem Gebiet ein Anwachsen berechtigter deutscher Empfindlichkeit hervorrufen, das sich für die englischen Interessen kaum vorteilhaft erweisen dürfte.

Neue Sterne.

Von

Dr. J. Palisa.

Am 22. Februar 1901 erhielt die Zentralstelle für astronomische Telegramme in Kiel die Nachricht, daß im Sternbilde des Perseus ein heller Stern aufgeleuchtet sei. Die Nachricht kam aus England und rührte von Herrn Anderson her, der, ein vorzüglicher Kenner des gestirnten Himmels, sich schon einmal durch die Auffindung eines neuen Sternes ein sehr großes Verdienst um die Astronomie erworben hatte. Obwohl diese Nachricht sofort weitergegeben wurde, so gelangte sie doch nicht an demselben Tage zur Kenntnis aller Astronomen und noch weniger zur Kenntnis der Amateurastronomen, denn am 22. Februar wurde der Stern nicht nur von einigen Astronomen, sondern auch von Amateuren aufgefunden, von denen selbstverständlich die meisten eine darauf bezügliche Mitteilung nach Kiel ergehen ließen.

Der neue Stern hatte aber vom 21. bis 22. bedeutend an Helligkeit zugenommen und noch einen Tag später, also am 23. seine größte Helligkeit erreicht, die jene des nicht weit von ihm entfernten Sternes erster Größe Capella im Fuhrmann noch merklich übertraf. Die Anwesenheit dieses neuen Sterns war für solche Personen, die einigermaßen die Konfiguration dieser Himmelsgegend im Gedächtnisse hatten, aber von dem Auftauchen des neuen Sterns nichts wußten, derart frappierend, daß sie an der Himmelsgegend irre wurden

und einige Zeit nötig hatten, um sich zu orientieren, wobei ihnen dann sofort klar wurde, was vorgefallen war.

Unter den Millionen Sternen, die am Himmel teils mit freiem Auge, teils mit dem Fernrohre sichtbar sind, ist eine relativ kleine Zahl dadurch merkwürdig, daß sie nicht immer mit derselben Helligkeit leuchten. Man nennt diese Sterne veränderliche Sterne. Ein kleiner Teil von diesen besitzt während eines größeren Zeitraumes konstante Helligkeit, und nur während einer kurzen Zeit von einigen Stunden und in fast vollkommen gleichen Zeitintervallen weisen sie eine verminderte Leuchtkraft auf. Der Hauptrepräsentant dieser Gruppe ist der Stern Algol, und die Ursache des Herabsinkens der Helligkeit liegt, wie in den letzten Jahren durch die spektroskopischen Beobachtungen insbesondere der Potsdamer Sternwarte nachgewiesen wurde, darin, daß diese Sterne eigentlich zwei umeinander kreisende Sterne sind, von denen zur Zeit der Lichtverminderung einer sich vor den andern stellt. Während also für gewöhnlich das Licht beider Sterne uns erreicht, wird durch die Bedeckung des einen Sterns die Wirkung erzielt, als ob nur ein Stern sein Licht uns zusenden würde.

Der weitaus größere Teil der veränderlichen Sterne erscheint aber zu gewissen Zeiten in größerer Helligkeit, während er die übrige, aber zumeist längere Zeitperiode hindurch schwächer leuchtet oder ganz unsichtbar wird. Hierbei ist zu bemerken, daß das Hellerwerden in den meisten Fällen nicht mit derselben Regelmäßigkeit erfolgt wie bei den Sternen der früher genannten Gruppe. Die Ursache dieser Veränderungen ist uns noch ziemlich unbekannt.

Eine dritte Gruppe, die aber von vielen Astronomen nicht mehr zu den veränderlichen Sternen gezählt wird, bilden die sogenannten neuen Sterne. Ihr Hauptmerkmal ist, daß sie plötzlich aufleuchten. Während man früher nicht in der Lage war, mit Sicherheit zu konstatieren, ob an der Stelle, wo sie sich befinden, vor dem großen Aufleuchten ein wenn auch nur schwacher, doch mit dem neuen Stern identischer Stern vorhanden war, ist es jetzt mit Hilfe der so zahlreichen photographischen Aufnahmen in allen Fällen möglich, diese Frage mit Sicherheit zu entscheiden. Diese neuen Sterne nehmen bald nach ihrem Aufleuchten an Helligkeit ab; während des Schwächerwerdens kommen noch Zeitperioden, wo sie wieder etwas heller werden, um dann schließlich entweder ganz zu verschwinden oder als ein mehr oder weniger schwacher Stern am Himmel weiter zu existieren.

Wenn auch in den letzten Jahrzehnten der Himmel teils durch direkte Beobachtung, teils durch photographische Aufnahmen so gut überwacht ist, daß das Erscheinen eines neuen Sterns kaum übersehen wird, so gehört eine solche Erscheinung doch zu den Seltenheiten und insbesondere dann, wenn der betreffende Stern sich zu solcher Helligkeit wie der neue Stern im Perseus aufgeschwungen hat.

Aus jenen Zeiten, in denen man das Fernrohr noch nicht kannte, sind uns nur die auffallendsten Erscheinungen dieser Art bekannt; von vielen wissen wir nur die beiläufige Gegend, und nur von jenen, die in den letzten Jahrhunderten

aufgetaucht sind, besitzen wir genauere Kenntnis ihres Ortes. A. v. Humboldt giebt im dritten Bande des Kosmos ein Verzeichnis der wichtigsten neu erschienenen Sterne.

Die älteste Nachricht bezieht sich auf einen von Plinius erwähnten Stern im Skorpion, der im Jahre 134 v. Chr. in einer früher ganz sternlosen Gegend des Himmels erschien.

Der bekannteste ist jedoch der von Tycho de Brahe am 11. November 1572 beobachtete Stern im Sternbilde der Kassiopeia, der alle Sterne des Firmaments an Helligkeit übertraf, nur mit Venus zu vergleichen und sogar bei Tage dem freien Auge sichtbar war. Schon im Dezember 1572 begann dessen Lichtstärke abzunehmen, von Dezember 1572 bis Februar 1573 sank er bis zur sechsten Größe herab und war im März 1573 dem freien Auge völlig entschwunden.

Ein andrer neuer Stern wurde am 10. Oktober 1604 von Brunowski, einem Schüler Keplers, entdeckt. Er war heller als Jupiter, aber schwächer als Venus.

Nachdem das Fernrohr erfunden und die Zahl der Beobachter des Firmaments eine größere geworden war, wurden auch minder auffallende Veränderungen der Helligkeit beobachtet und notiert. Je vielseitiger aber die Mittel der Beobachtung wurden, desto mehr erfuhr man von den neuen Sternen, auf desto sicherere Basis konnten die Hypothesen über die Natur des Phänomens gestellt werden.

Das Fernrohr allein gestattete, solche neue Sterne, beziehungsweise deren Schwächerwerden bis jenseits der Sichtbarkeitsgrenze des freien Auges zu verfolgen und die Helligkeitsschwankungen zu schätzen. Meßbar wurde dieses so wichtige Element erst durch die Einführung der nach verschiedenen Prinzipien konstruierten Photometer. Aber das meiste und wichtigste Beobachtungsmaterial lieferte das in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts in die beobachtende Astronomie eingeführte Spektroskop, dem sich in kurzer Zeit die photographische Platte teils in Verbindung mit dem Fernrohr selbst, teils in Verbindung mit dem Spektroskop zugesellte.

Die photographische Platte giebt zwar nicht in allen Fällen das feinste Detail wieder, das wir an den hellen Objekten des Himmels, wie es der Mond und die großen Planeten sind, mit dem Auge bemerken können; aber sie ersetzt das Auge in allen Fällen, wo das Objekt zu schwach ist, um gesehen zu werden, ebenso wenn das Objekt in blauem, violettem oder ultraviolettem Lichte leuchtet, für das unser Auge wenig oder gar nicht empfänglich ist, das aber gerade auf der photographischen Platte einen viel stärkeren Eindruck hervorbringt als rotes oder gelbes Licht.

Das mit dem Fernrohr verbundene Spektroskop zerlegt das Sternenlicht in seine einzelnen Lichtsorten, wir erfahren durch dieses, ob die Lichtquelle ein glühend fester oder flüssiger Körper ist, oder ob sie ein glühendes Gas ist.

Ein kontinuierliches Spektrum sagt, daß das Licht einem festen oder glühenden Körper entströmt, ein Spektrum aus hellen Linien bestehend meldet uns einen

gasförmigen Körper, und gleichzeitig setzt uns die Lage der Linien in stand, die chemische Zusammensetzung des Gases zu erkennen. Ein kontinuierliches Spektrum, in dem dunkle Linien auftreten, lehrt uns das Vorhandensein eines festen leuchtenden Körpers, dem eine glühende Gasschicht vorgelagert ist, wobei wir auch über die chemische Zusammensetzung der letzteren unterrichtet werden.

Um aber das alles mit Sicherheit zu konstatieren, ist es notwendig, die Lage der hellen oder dunklen Linien im Spektrum zu messen. Je heller das Objekt ist, desto stärker kann die zerstreuende Kraft des Spektroskops gewählt werden, und desto leichter und genauer fallen die Messungen aus. Ist aber das Objekt schwach, dann können die Beobachtungen nur an den größten Fernrohren angestellt werden, die viel Licht im Brennpunkt vereinigen; außerdem muß die Photographie einspringen, um die schwächsten Linien, die das Auge vielleicht kaum sehen, aber gewiß nicht messen könnte, auf der Platte festzuhalten und meßbar zu machen.

Zuvor aber mußte im Laboratorium durch Experimente ermittelt werden, welche Linien jedes chemische Element erzeugt, denn die Anzahl und Lage der Linien des Wasserstoffes ist eine andre als die des Eisens, Natriums, Calciums und so weiter. Indes auch das Spektrum desselben Elements ist Veränderungen in betreff der einzelnen Linien unterworfen, je nachdem sich das Element unter sehr niedrigem oder sehr hohem Druck oder bei relativ niederer oder höherer Temperatur befindet. Werden diese Umstände variiert, so sind die Linien bald scharf und dünn, bald stumpf und breit; manchmal verschwinden einige Linien, andre treten auf, und in einigen Fällen erleiden die Linien kleine Verschiebungen. Kurz, alle diese Variationen, die wir am Himmel antreffen, müssen im Laboratorium nachgemacht, beziehungsweise aufgesucht werden, um der richtigen Deutung der Erscheinung sicher zu sein.

Besonders wichtig ist aber der Umstand, daß sich die Spektrallinien gegen das violette Ende verschieben, wenn sich das Gestirn uns nähert, und umgekehrt; wir sind dann in der Lage, aus der Größe der Verschiebung die Geschwindigkeit zu ermitteln, mit der diese Annäherung oder im andern Falle das Entfernen vor sich geht.

Was ist nun die Ursache des so urplötzlich stattgefundenen Aufleuchtens und des späteren Erlöschens der neuen Sterne? Diese Frage tauchte naturgemäß sofort auf, als solche Sterne sichtbar wurden. Eine der allerersten Vermutungen war, daß die Erscheinung ein Zusammenstoß zweier Gestirne sei, bei dem diese in Flammen aufgehen. Eine andre Hypothese ging dahin, daß aus einer uns unbekannten Ursache eine Explosion von ungeahnter Größe vor sich gegangen sei und die frei gewordenen Gase die kolossale Lichtmenge verursachten. Immerhin aber konnte man sagen, daß nicht in allen Fällen das Phänomen der neuen Sterne immer dieselbe Ursache haben müsse. Erst dann, wenn der Verlauf der Erscheinung in vielen Fällen der gleiche oder ähnliche ist, ist man berechtigt, zu sagen, daß in der Regel eine gewisse, auf dem Gemeinsamen der einzelnen Fälle aufgebaute Hypothese der Wahrheit entspricht.

Einer der ersten Fälle, der besonders gründlich nach jeder Richtung untersucht wurde, war der von dem oben genannten Herrn Anderson am 31. Januar 1892 entdeckte neue Stern im Fuhrmann.

Der Entdecker hatte den Stern, der die Helligkeit fünf besaß, bereits am 23. Januar in gleicher Helligkeit gesehen, ihn aber für den benachbarten Stern χ Aurigae gehalten. Die sofortige telegraphische Benachrichtigung der Sternwarten der nördlichen Halbkugel ermöglichte und bewirkte dessen eingehende Beobachtung nach jeder Richtung hin. Hierbei bereitete Professor Pickering, der Direktor der Harvard College Sternwarte bei Boston, den Astronomen die große Ueberraschung, daß er aus seinen zahlreichen Photographien des Himmels konstatieren konnte, daß der Stern zwischen dem 3. November 1885 bis 2. November 1891 nicht heller als ein Stern elfter Größe und bis 1. Dezember 1891 nicht heller als ein Stern sechster Größe gewesen sein kann, sowie daß er bereits auf den Aufnahmen des 10. Dezember als ein Stern 5,4 Größe erscheint, daß seine Helligkeit am 20. Dezember ihren Höhepunkt 4,4 erreicht hat und von da an langsam bis Ende Januar 1892 herabgesunken ist.

Die Anfang Februar erfolgte allseitige Beobachtung ergab, daß der neue Stern unter geringen Schwankungen langsam bis zum 6. März 1892 an Helligkeit abnahm. Nach diesem Tage, an dem er 5,5 Größe geschätzt wurde, sank die Helligkeit rapid, erreichte am 17. März die Helligkeit 9 und am 31. März die Helligkeit 12.

Viel interessanter als die Beobachtungen der Helligkeit waren die Spektralbeobachtungen, die vor allem die Wasserstofflinien zeigten. Die meisten dieser Linien wiesen ein Verdopplung auf und bestanden aus einer hellen und einer dunklen Linie, von denen die erste gegen Rot, die letztere gegen Violett verschoben war.

Man sah sich durch diese Beobachtung veranlaßt anzunehmen, daß hier zwei Lichtquellen vorhanden sind, die in der Richtung auf uns zu oder von uns weg einen Geschwindigkeitsunterschied besitzen, der aus den Beobachtungen mit 900 Kilometer berechnet wurde. Diese hier zum erstenmal gemachte Beobachtung warf ein neues Licht auf das Phänomen der neuen Sterne und war Veranlassung zu neuen Hypothesen. Während Professor Vogel, der Direktor der Potsdamer Sternwarte, die Ansicht vertrat, daß die Erscheinung der Doppellinien dadurch zu erklären sei, daß zwei Sterne, unsrer Sonne an Größe vergleichbar, einander sehr nahe gekommen sind und dem Newtonschen Gesetz zufolge diese große Geschwindigkeitsdifferenz erlangt haben, bewies Professor Seeliger, der Direktor der Münchener Sternwarte, daß unter dieser Annahme solche Geschwindigkeitsdifferenzen nur für ganz kurze Zeit (einige Stunden) eintreten könnten und das Verharren in dieser relativen Geschwindigkeitsdifferenz während mehrerer Wochen eine Masse der beiden Körper voraussetze, die weit größer sei als 15000 Sonnenmassen, und daß daher diese Annahme nicht stichhaltig sei. Diese Geschwindigkeitsdifferenz lasse sich viel einfacher durch die Annahme erklären, daß der Stern in eine kosmische Nebelwolke, wie deren ja so viele existieren, hineingeraten sei. Durch die Reibung des Sterns an den Nebelteilchen gelangte die Oberfläche

des Sterns ins Glühen, es bildeten sich an seiner Oberfläche Dämpfe, die sich von ihm leicht ablösten und die Geschwindigkeit der Wolke annehmen konnten, ähnlich wie es bei einer Sternschnuppe der Fall ist, die eine Schweifspur zurückläßt. Sobald die Wolke in die Attraktionssphäre des Sterns gelangt, wird der Stern zuerst auf die zunächst liegenden Teile eine anziehende Wirkung üben, die dadurch eine Geschwindigkeit gegen den Stern zu erhalten. Die Geschwindigkeit wird von Sekunde zu Sekunde, ähnlich wie es beim freien Falle der Körper auf unsrer Erde der Fall ist, immer größer werden, und da mit der Annäherung an die anziehende Masse der Zuwachs an Geschwindigkeit oder die Beschleunigung zunimmt, werden die Nebelteilchen mit großer Geschwindigkeit beim Stern anlangen und entweder auf ihn fallen oder um ihn eine parabolische oder hyperbolische Bahn beschreiben. Die Geschwindigkeit, die ein solches Nebelteilchen schließlich erreicht, hängt natürlich wesentlich von der Masse des anziehenden Körpers ab. So z. B. würde ein solches Massenteilchen, das aus unendlicher Entfernung von der Sonne in Bewegung zur Sonne versetzt wird, bei der Sonne mit einer Geschwindigkeit von 612 Kilometern anlangen.

Nachdem der Stern Anfang April vollständig unsichtbar geworden war, bereitete er in der zweiten Hälfte August den Astronomen eine neue Ueberraschung, indem er wieder aufleuchtete. Das Merkwürdigste aber war, daß er von einer Nebelmasse umgeben war, die, in großen Fernrohren gemessen, einen Durchmesser von 5 bis 6 Bogensekunden aufwies. Dieser Umstand schien für die kurz vorher aufgestellte Hypothese Seeligers ganz bedeutend zu sprechen, und man hatte nur nötig, anzunehmen, daß der Stern in eine neue Wolke eingetreten sei, um das Wiederaufleuchten in einfacher Weise zu erklären.

Im Laufe der nächsten Jahre wurden einige neue Sterne von geringer Helligkeit entdeckt, die alle die bei dem neuen Sterne im Fuhrmann zuerst beobachtete Verdopplung gewisser Linien im Spektrum und zwar in demselben Sinne zeigten. Dieser Umstand schien darauf hinzudeuten, daß die Verdopplung einzelner Spektrallinien in eine dunkle und helle Linie vielleicht doch noch eine andre Ursache habe als die bisher bekannte eines großen Bewegungsunterschiedes im Visionsradius. Dieser Verdacht wurde verstärkt durch Experimente im Laboratorium der Potsdamer Sternwarte, die zeigten, daß einzelne chemische Elemente, wenn sie unter ganz bedeutendem Drucke und Temperatur sich befinden, auch derartige Doppellinien und in derselben Anordnung aufweisen. Aber andre Thatsachen und neue Ueberlegungen verschafften der Seeligerschen Hypothese ein solches Ansehen unter den Astronomen, daß sie gegenwärtig für die der Wahrheit am nächsten kommende Erklärung allgemein angesehen wird.

Unter solchen Umständen mußte das fast plötzliche Aufleuchten des neuen Sternes im Perseus, von dem nachträglich nachgewiesen werden konnte, daß er noch einen Tag vor seiner Entdeckung durch Anderson noch sehr schwach geleuchtet haben mußte und einige Zeit vorher gewiß noch gar nicht sichtbar gewesen war, das größte Aufsehen erregen, um so mehr, als seit Keplers Zeiten kein so heller neuer Stern aufgeleuchtet war.

Wie bereits anfangs erwähnt, erreichte der Stern am 23. Februar seine größte Helligkeit und war an diesem Tage entschieden heller als der Stern erster Größe Capella; dann nahm er ziemlich schnell und gleichmäßig an Lichtstärke ab und war am 14. März bereits bis zur vierten Größenklasse herabgesunken. Nach dem 16. März erfolgte ein plötzlicher Absturz um mehr als eine Größenklasse, und von da an schwankte seine Helligkeit in Zeitintervallen von je vier Tagen um eine ganze Größenklasse auf und ab. Später wurden die Intervalle größer, während die Helligkeit sich zwischen der fünften und sechsten Größenklasse auf und ab bewegte. Gleichzeitig mit den Lichtschwankungen ging ein Wechsel der Farbe vor sich; während der Zeit eines Lichtminimums erschien er rötlich bis intensiv rot, hingegen zur Zeit eines Lichtmaximums weißgelb bis gelb. Das höchste Interesse indes beanspruchten die spektroskopischen Beobachtungen, die teils auf direktem, teils auf photographischem Wege gewonnen wurden. Am 23. Februar, am Tage der größten Helligkeit, war den Potsdamer Beobachtungen zufolge das Spektrum der Hauptsache nach ein kontinuierliches Spektrum mit matten breiten Absorptionsbändern, die größtenteils dem Wasserstoff, dann dem Silicium und Magnesium angehörten. Außer diesen wurden zwei scharfe Absorptionslinien beobachtet, die dem Calcium angehören. Sämtliche Linien waren gegen ihre normale Stellung verschoben; nimmt man an, daß diese Verschiebung der Linien durch eine Bewegung der Lichtquelle verursacht wird, so ergeben die Wasserstoff-, Silicium- und Magnesiumlinien eine Annäherung an die Sonne von circa 700 Kilometern in der Sekunde, während die Calciumlinien ein Entfernen von 18 Kilometern in der Sekunde anzeigen. Der Charakter der Linien aber ergab, daß die ersteren Linien einem Nebel, die letzteren dem Sterne angehörten.

Nach einigen Tagen hatte sich der Charakter des Spektrums bedeutend geändert; das kontinuierliche Spektrum war schwächer geworden, und zahlreiche helle sogenannte Emissionslinien erschienen. Während also zur Zeit der größten Helligkeit das Licht des Sternes selbst vorherrschte, war nach diesen wenigen Tagen der Nebel in solches Leuchten geraten, daß sein Licht das des Sternes überwog. Im weitern Verlaufe erlitt das Spektrum noch vielfache Aenderungen, denen allen zu folgen hier zu weit führen würde.

Der neue Stern überraschte die Astronomen in den letzten Monaten des Jahres 1901 durch eine noch nie beobachtete Erscheinung. Auf von Professor Wolf in Heidelberg und von Perrine an einem Spiegelteleskop der Licksternwarte wiederholt vorgenommenen photographischen Daueraufnahmen zeigten sich ganz deutliche Nebelmassen in der nächsten Nähe des Sterns, die gut erkennbare Verdichtungen besaßen. Da wurde zuerst auf der Licksternwarte beim Vergleichen zweier Platten die Entdeckung gemacht, daß die Nebelmassen eine ganz bedeutende Bewegung aufweisen und zwar in dem Sinne, daß die Nebel sich fast radial vom Sterne entfernten.

Im ersten Momente konnte man denken, daß die Nebelmassen selbst sich bewegen; als aber eine kleine Rechnung über die absolute Geschwindigkeit an-

gestellt wurde, kam eine so enorme Geschwindigkeit heraus, daß man an der Realität der Bewegung zweifeln mußte. Professor Wolf fand aus seinen Beobachtungen, daß sich die eine Nebelwolke in 180 Tagen um 380 Bogensekunden bewegt hatte. Würde man annehmen, daß der neue Stern sich in einer Distanz wie 61 Cygni, einer der allernächsten Sterne des Fixsternhimmels, befindet, so würde die Bewegung der Nebelwolke einer Geschwindigkeit von mindestens 7000 Kilometern entsprechen. Nimmt man aber an, daß der Stern bedeutend weiter ist und die Parallaxe 0.″012 besitzt, was einer Distanz entspricht, die zurückzulegen der Lichtstrahl 270 Jahre braucht, so ergiebt dies eine Geschwindigkeit, die der Geschwindigkeit des Lichtes gleichkommt.

Es kommt daher wesentlich darauf an, zu wissen, in welcher Distanz von uns der neue Stern sich befindet. Nun aber haben sowohl die Meridianbeobachtungen, die im Laufe des Jahres angestellt wurden, als die Ausmessungen photographischer Platten, die sich über diesen Zeitraum erstrecken, ergeben, daß der Stern nicht zu den nahen Sternen gehört, sondern daß dessen Parallaxe so klein, beziehungsweise die Distanz so groß ist, daß sie sich gar nicht bestimmen läßt und demnach obige Parallaxe von 0.″012 sich gar nicht weit von der Wahrheit entfernt. Unter solchen Umständen lag die Hypothese, die zuerst von Kapteyn klar und deutlich ausgesprochen wurde, in der Luft, daß wir es hier nicht mit wirklichen Bewegungen, sondern mit Reflexerscheinungen zu thun haben.

Denkt man sich nämlich, des leichtern Verständnisses wegen, den Fall so gelegen, daß der Stern in das eine Ende einer Nebelwolke eingetreten sei, deren Breitenausdehnung gegen die Längenausdehnung gering genannt werden muß, daß die Längsachse der Wolke senkrecht zur Richtung Erde — Stern stand, und nimmt man an, daß das Licht des Sterns nur während eines Tages so kräftig war, um von den einzelnen Wolkenteilchen zu uns reflektiert einen Eindruck auf unsern photographischen Platten zu erzeugen, so hat das Licht am ersten Tage nach dem hellsten Stadium einen Weg von 2 Bogensekunden, die in dieser Distanz 26 000 Millionen Kilometern entsprechen, zurückgelegt, und wir sehen diesen Teil erleuchtet. Am folgenden Tage sind die ersten 26 000 Millionen Kilometer dunkel, während die zweiten 26 000 Millionen Kilometer beleuchtet erscheinen, am dritten Tage die folgenden 26 000 Millionen Kilometer u. s. w.

In der fast unmeßlichen Distanz, in der wir uns befinden und in der wir die Erscheinung erst nach 270 Jahren zu Gesicht bekommen, erhalten wir aber den Eindruck, als ob eine Wolke, ein Lichtknoten sich vom Sterne wegbewegen würde.

Wenn nun die Annahme, daß diese langgestreckte Nebelwolke zur Richtung Erde — Stern senkrecht steht, nicht zutrifft, so wird die scheinbare Bewegung des Lichtknotens geringer erscheinen, und weiter, wenn diese Wolke keine gerade Form, sondern eine gekrümmte Gestalt hat, so wird der Weg des Lichtknotens ein gekrümmter sein. Es können aber auch mehrere solcher Nebelwolken in der Nähe des Sterns sein, und wir werden dann mehrere Lichtknoten, die sich mit verschiedenen Geschwindigkeiten und unter sich ändernden Richtungen wegbewegen

werden, beobachten können. Kurz, wenn wir im stande wären, fortlaufende Aufnahmen dieser Erscheinung zu erhalten, so wären wir in der Lage, die Form der Nebelwolke zu konstruieren.

Die Hypothese, daß die beobachteten Bewegungen der Nebelmassen Reflexerscheinungen sind, bietet uns aber umgekehrt die Möglichkeit, uns ein Urteil über die Entfernung des neuen Sterns zu bilden, und da sowohl dieser als auch alle andern neuen Sterne in der Milchstraße oder deren nächster Umgebung aufgetaucht sind und somit als der Milchstraße angehörend angesehen werden können, so erhalten wir durch sie zum erstenmal eine auf sicherer Basis ruhende Vorstellung über die Distanz der Milchstraße.

In der Erscheinung des neuen Sterns ist noch vieles dunkel; insbesondere sind wir noch nicht in der Lage, die vielfachen Veränderungen im Spektrum einwandfrei zu deuten. Es wäre dies möglich, wenn wir auf experimentellem Wege gleiche Zustände der Lichtquelle erzielen und das Spektrum auf diese Weise nachbilden könnten; aber dies wird wohl kaum und, was die Bewegung der Lichtquelle betrifft, nie möglich sein.

Jedenfalls bestätigt die Erscheinung der Nova Persei abermals, daß die Hypothese Seeligers der Wahrheit sehr nahe ist, und daß es vielleicht nur einiger Modifikationen, wie sie auch bereits vorgenommen worden sind, bedarf, um alle Beobachtungen zu erklären.

Die Rolle des Wassers im menschlichen Körper.

Von

Prof. Karl B. Hofmann (Graz).

Bei allen Kulturvölkern der alten Welt begegnen wir der Vorstellung, das Wasser sei das Urelement, aus dem die ganze Schöpfung hervorging. Das anmutige Bild der weiten, mondbeglänzten Meeresfläche wie die unheimliche Gewalt der sturmbewegten See; die befruchtenden Ueberschwemmungen des Nil nicht minder als die segenspendende Welle des Euphrat; die Wahrnehmung, daß in der wasserlosen Wüste kein Pflanzenleben sich entwickelt, daß bei Entziehung des Wassers Mensch und Tier einem qualvollen Tode verfallen sind, konnten nicht verfehlen, auf die Begründer unsrer Kultur tiefen Eindruck zu machen. Die wichtige Rolle, die dem Wasser insbesondere im menschlichen Leibe zufällt, mußte von ältester Zeit an vor allem die Aufmerksamkeit der Aerzte fesseln.

Aber erst die fortschreitende Forschung der beiden letzten Jahrhunderte hat seine Bedeutung für den Lebensprozeß im einzelnen genauer kennen gelehrt.

Die folgenden Blätter möchten dem Leser Einsicht in diese Rolle verschaffen, die das bewegliche Element in seinem eignen Organismus spielt.

Zunächst dürfte den Laien der Gehalt an Wasser, das einen konstituierenden Bestandteil des Körpers ausmacht, durch seine Höhe überraschen. Es beträgt zwei Drittel des Gesamtgewichts oder, wenn man von dem Knochengerüste absieht, sogar drei Viertel der Weichteile und Körpersäfte; dabei entfällt mehr als die Hälfte (55 %) des ganzen Wassers auf die Muskeln allein. Der Gehalt ändert sich übrigens im Laufe des Lebens; in frühestem Säuglingsalter ist er beträchtlich größer als in den besten Jahren und soll im Greisenalter wieder etwas zunehmen.

Wasserscheue Verehrer alkoholischer Getränke werden vielleicht mit einem gewissen Unbehagen erfahren, daß sie bei einem Körpergewicht von etwa 75 kg rund 44 kg der von ihnen wenig geschätzten Flüssigkeit spazieren tragen. Zu einiger Beruhigung möchte es ihnen gereichen, daß bei manchen Lebewesen (z. B. Quallen, Salpen und verwandten Seetieren) der ganze solide Bestand ihres Daseins nur 5 %, ja bei manchen gar nur 1 % beträgt — alles übrige ist Wasser.

Es ist in den verschiedenen Geweben unsers Körpers sehr ungleich verteilt. So enthält der schützende Schmelz der Zähne nur 0,2 %; auch jene Gewebe, die zu ihrer Verrichtung einer gewissen Festigkeit bedürfen, sind entsprechend wasserarm, z. B. die Zähne (10 % Wasser haltend) und die kompakten Röhrenknochen (ungefähr 16 %). Aber auch das Fettgewebe enthält wenig davon, und deshalb ist der Leib fetter Personen wasserärmer als der von Individuen mit schlaffer Konstitution und bei mangelhafter oder unzweckmäßiger Ernährung. Hebt sich diese, so entledigt sich der Körper wieder des aufgespeicherten Wassers. — Diesen wasserarmen Geweben gegenüber stehen solche von außerordentlichem Wasserreichtum: der hinter der Linse des Auges gelegene „Glaskörper" z. B. enthält fast 99 %. Minder auffallend ist es, daß manche Sekrete sehr wasserreich sind: in 1 Liter Speichel sind nur ungefähr 5 g feste Stoffe gelöst.

Eine überraschende Erscheinung ist es, daß die Konsistenz der Gewebe und der aus ihnen gebildeten Organe durchaus nicht immer in geradem Verhältnis zu ihrem Wassergehalte stehen. Die Nieren, die eine ziemlich feste Konsistenz zeigen, enthalten um 5 % Wasser mehr als das Blut, das doch flüssig ist. Der Glaskörper ist trotz seines großen Wasserreichtums nicht flüssig, sondern von der Beschaffenheit einer dünnen Gallerte.

Die Fähigkeit, beträchtliche Mengen Wasser aufzunehmen, ohne die festweiche Konsistenz zu verlieren, der Zustand der „Quellung", ist nur der organischen Welt eigen; es giebt im Mineralreich keinen Körper, der sich so verhielte.[1]) —

---

[1]) Der kolloidale und Hydrogelzustand mancher künstlich hergestellter anorganischer Stoffe scheint einige Analogie zu bieten.

Dieser merkwürdige Vorgang, der nichts weniger als erklärt ist, darf mit bloßer Kapillaritätswirkung nicht verwechselt werden. Auch darf man das Wasser nicht etwa nach Art des Krystallwassers gebunden sich vorstellen, denn es läßt sich zum großen Teil durch starken Druck entfernen. Als Beispiel möchte ich die elastischen Scheiben anführen, die zwischen je zwei Wirbelkörpern sich befinden, die die Biegsamkeit des Rückgrats bedingen und außerdem die Aufgabe haben, beim Gehen, Aufspringen, Tanzen u. s. w. den Stoß zu dämpfen, den die Wirbelsäule und der Kopf, mit dem darin eingeschlossenen Hirn, zu erleiden hätten. Erfahrungsgemäß nimmt die Körperlänge eines Menschen, der einige Wochen krank gelegen, um 1—1$^1/_2$ cm zu, indem diese elastischen Zwischenwirbelscheiben, weil sie längere Zeit entlastet waren, stärker quellen. Aus diesen nun läßt sich durch Druck ein Drittel des imbibierten Wassers auspressen, wobei die Scheiben starr und durchsichtig werden. Der Rest des Wassers aber wird hartnäckig festgehalten und kann nur durch austrocknendes Erwärmen entfernt werden. Die Gewebe ziehen auch dementsprechend beim Quellungsprozeß das Wasser sehr begierig an sich. Legt man z. B. ein Stück einer gut ausgetrockneten Aorta (Hauptschlagader) eines Rindes in eine gesättigte Lösung von Kochsalz, d. h. eine solche, die das Maximum von Salz, das sich bei einer bestimmten Temperatur lösen läßt, enthält, so krystallisiert alsbald ein Teil des Salzes aus, weil ihm von dem quellenden Gebilde das zur Lösung nötige Wasser entzogen wird; gerade so, als würde dieses durch Stehen an einem warmen Orte zum Teil abgedampft. — Die meiste Analogie scheint die Quellung mit dem Lösungsprozeß zu haben. Obwohl nämlich die Masse des Gewebes durch die Quellung oft recht bedeutend zunimmt, so ist das Volumen doch kleiner als das des trockenen Gewebes und des imbibierten Wassers zusammengenommen, wie dies Versuche an vorher scharf getrockneten und dann gequollenen Rippenknorpeln besonders auffällig zeigen. — Die mit dem Quellungsvorgang verbundene Massenvergrößerung ist in ihrer Wirkung jedermann, der mit Hühneraugen oder Hautkalositäten behaftet ist, wohl bekannt. Sie bilden einen mehr sicheren als angenehmen Feuchtigkeitsmesser beim Witterungswechsel.

Ist also der Vorgang der Quellung einer befriedigenden Erklärung noch recht bedürftig, so ist seine biologische Bedeutung um so leichter einzusehen.

Von der Aufnahme des Wassers hängt die Gestalt der einzelnen Gewebselemente sehr wesentlich ab, zugleich aber auch eine Reihe physikalischer, für ihre Verrichtungen höchst wichtiger Eigenschaften — ihre Zähigkeit und Biegsamkeit, ihre Dehnbarkeit und Elastizität, ihr Widerstand gegen Zug und Druck — Eigenschaften, vermöge deren die Arterien den Stoß der Blutwelle aushalten, vermöge deren ihre feinsten Hautverzweigungen befähigt sind, durch ihre Zusammenziehung und Ausdehnung den Temperaturschwankungen sich anzupassen, — Eigenschaften, vermöge deren das reizende Spiel der Iris sich vollzieht, mit dem sie auf den wechselnden Einfall des Lichtes antwortet; Beispiele, die sich leicht vermehren ließen.

Durch ihren Wassergehalt können sich die Gewebselemente ohne besondere

Reibung gegeneinander verschieben. Wären Muskeln und Bänder wasserfrei oder nur wesentlich wasserärmer, so wäre jede Bewegung der Glieder, wäre die Lokomotion des Körpers sehr eingeschränkt oder ganz ausgeschlossen. Die Imbibition bedingt die Geschmeidigkeit jeder einzelnen Gewebszelle. Die roten Blutkörperchen, winzige, scheibenförmige Zellen, die die Farbe des Blutes bedingen, lassen sich darum auf einem Filter, das anorganische Pulver noch feineren Kalibers zurückzuhalten vermag, nicht sammeln. Ihre Geschmeidigkeit gestattet ihnen, der Gestalt der Poren des Filters sich anzupassen und durch diese zu schlüpfen.

Ein noch überraschenderes Beispiel bietet der Vorgang der Eiterbildung. Im Blute kommen nämlich außer den roten noch fünfmal so große weiße, kugelige Blutzellen vor. Beim Eiterungsprozeß wandern sie massenhaft aus den Blutgefäßen in das umgebende Gewebe heraus. Dabei zwängen sie sich durch Lücken der Gefäßwand durch, die so winzig sind, daß sie nur bei stärkster Vergrößerung unter dem Mikroskope wahrgenommen werden können. An der Durchtrittsstelle schnürt sich die Zelle außerordentlich ein, ohne zu zerreißen. Sobald sie sich durchgedrängt hat, nimmt sie außerhalb des Gefäßes ihre kugelige Gestalt wieder an.

Eine unter die Norm sinkende Durchfeuchtung mancher Gewebe macht sich gelegentlich auch subjektiv recht fühlbar. Wer kennt nicht das unbehagliche Gefühl der trockenen Schleimhaut der Mundhöhle und des Schlundkopfes bei lang andauerndem Sprechen. In sehr trockener Luft macht sich die verminderte Feuchtigkeit der Lungenbläschen durch erschwertes Atmen bemerkbar.

Besondere Wichtigkeit hat die Durchtränkung jener Gewebe mit Wasser, aus denen die durchsichtigen Teile des Auges bestehen; die Hornhaut (75 %), die Linse (63,5 %) und der Glaskörper gewähren vor allem (abgesehen von ihrem Mangel an Pigment) vermöge ihres Wasserreichtums dem Lichte einen ungestörten Durchgang.

Die vorgeführten Thatsachen dürften die physikalische Bedeutung des Wassers für den menschlichen Organismus zur Genüge darthun.

Die Quellung der Gewebe ist aber nicht bloß von mechanischer Wichtigkeit, sie vermittelt auch die Wechselbeziehung zwischen den festen Bestandteilen der Gewebezellen und den sie umspülenden Körpersäften, indem sie das Eindringen der in diesen gelösten Stoffe ermöglicht. Innerhalb des eingedrungenen Wassers und den außen befindlichen Flüssigkeiten macht sich der osmotische Druck geltend, erfolgen Diffusionsbewegungen, Gaswechsel und chemischer Umsatz. Hier ist es, wo die intimsten Prozesse sich abspielen, von denen der Aufbau, die Thätigkeit und Abnützung der zelligen Elemente der Organe abhängen.

Damit berühren wir das Gebiet der chemischen Bedeutung des Wassers für unsern Körper; hier bethätigt es sich einerseits als Mittel, innerhalb dessen sich chemische Prozesse vollziehen, anderseits als Stoff, der selber chemische Wirkungen ausübt. Diese seine Bedeutung kann man nicht hoch genug bewerten. Hundertfältige nebeneinander gehende und sich kreuzende chemische Reaktionen

begleiten und sind die Grundlage einer jeglichen unsrer Lebensäußerungen: von der Muskelbewegung an bis zu den leisesten seelischen Regungen. Die Gesamtheit dieser chemischen Prozesse, der „Stoffwechsel", ist ohne Vermittlung des Wassers unmöglich: Corpora non agunt nisi fluida, „die Körper wirken nur im flüssigen Zustand", ist ein alter chemischer Satz,[1]) der im vollsten Umfange für unsern Organismus gilt. Der Wert des Wassers als Lösungsmittel ist hier aber um so größer, als der Körper über keine andern Lösungsmittel (Aether, Alkohol, Chloroform u. s. w.) verfügt, wie etwa unsre Laboratorien, abgesehen davon, daß die in Frage kommenden Stoffe in jenen Flüssigkeiten fast alle unlöslich sind.

Der Blutstrom nimmt eine gewisse Menge der eingeatmeten Luft auf; anderseits löst das Wasser des Blutes einen Bruchteil jener Kohlensäure auf, die durch Oxydation in den Geweben entstanden ist. So gering auch die Menge dieser Gase ist, die das Wasser in Lösung halten kann, so ist die Aufnahme doch für den Gaswechsel nicht belanglos, ja sie kann unter Umständen, wie ein Beispiel lehren mag, sehr wichtig werden.

Wenn Stichwunden die Lunge durchdringen, so fällt sie zusammen oder vielmehr, sie zieht sich zusammen. Zwischen ihr und der Brustwand entsteht ein Hohlraum, in welchen Luft durch die Brustwunde eindringt. Ist diese geschlossen, so beginnt eine allmähliche Aufnahme der Gase in die Blut- und Lymphbahnen des Brustfells. Da zugleich ein Exsudat, d. h. eine Ausscheidung von Flüssigkeit in den Raum erfolgt, so gerät dadurch die eingeschlossene Luft unter erhöhten Druck, der ihre Resorption befördert, so daß sie nach und nach ganz verschwindet. In dem Maße, als auch die Exsudatflüssigkeit aufgesogen wird, dehnt sich die Lunge auf ihren ursprünglichen Umfang wieder aus, womit die Heilung sich vollzogen hat.

Wichtiger noch als die Lösung der gasförmigen Stoffe ist die der anorganischen Salze unsrer Nahrung und Getränke (Kochsalz, Kali- und Kalksalze der Phosphorsäure u. s. w.), die für das Bestehen des Lebens unentbehrlich sind. Ferner die des Zuckers, der teils in der Nahrung eingeführt, teils aus Stärke gebildet wird, endlich die der löslichen Verdauungsprodukte der Eiweißstoffe (Albumosen und Peptone u. s. w.) und außerdem einer Reihe von Zerfallsprodukten, die der chemische Lebensprozeß der Zellen geliefert hat, und die aus dem Körper in gelöstem Zustand ausgeführt werden müssen. — An diese wahren Lösungen schließen sich Scheinlösungen an, als deren Typus die Leimlösung gelten kann. In diesem sogenannten „kolloidalen Zustande" werden alle Eiweißstoffe unsrer Nahrung der chemischen Einwirkung der Verdauungssäfte entgegengeführt. — Sodann dient das Wasser als Träger der feinstverteilten, staubförmigen Fett-

---

[1]) Der Satz hat zwar nicht strenge Gültigkeit, insofern auch Gase aufeinander chemisch einwirken, ja selbst feste Stoffe in den sogenannten „festen Lösungen". Die Zahl dieser Fälle ist aber verschwindend klein im Verhältnis zu den im flüssigen Zustand sich vollziehenden Reaktionen, auch erfolgen sie unter Bedingungen, die im Körper nicht realisierbar sind.

Reibung gegeneinander verschieben. Wären Muskeln und Bänder wasserfrei oder nur wesentlich wasserärmer, so wäre jede Bewegung der Glieder, wäre die Lokomotion des Körpers sehr eingeschränkt oder ganz ausgeschlossen. Die Imbibition bedingt die Geschmeidigkeit jeder einzelnen Gewebszelle. Die roten Blutkörperchen, winzige, scheibenförmige Zellen, die die Farbe des Blutes bedingen, lassen sich darum auf einem Filter, das anorganische Pulver noch feineren Kalibers zurückzuhalten vermag, nicht sammeln. Ihre Geschmeidigkeit gestattet ihnen, der Gestalt der Poren des Filters sich anzupassen und durch diese zu schlüpfen.

Ein noch überraschenderes Beispiel bietet der Vorgang der Eiterbildung. Im Blute kommen nämlich außer den roten noch fünfmal so große weiße, kugelige Blutzellen vor. Beim Eiterungsprozeß wandern sie massenhaft aus den Blutgefäßen in das umgebende Gewebe heraus. Dabei zwängen sie sich durch Lücken der Gefäßwand durch, die so winzig sind, daß sie nur bei stärkster Vergrößerung unter dem Mikroskope wahrgenommen werden können. An der Durchtrittsstelle schnürt sich die Zelle außerordentlich ein, ohne zu zerreißen. Sobald sie sich durchgedrängt hat, nimmt sie außerhalb des Gefäßes ihre kugelige Gestalt wieder an.

Eine unter die Norm sinkende Durchfeuchtung mancher Gewebe macht sich gelegentlich auch subjektiv recht fühlbar. Wer kennt nicht das unbehagliche Gefühl der trockenen Schleimhaut der Mundhöhle und des Schlundkopfes bei lang andauerndem Sprechen. In sehr trockener Luft macht sich die verminderte Feuchtigkeit der Lungenbläschen durch erschwertes Atmen bemerkbar.

Besondere Wichtigkeit hat die Durchtränkung jener Gewebe mit Wasser, aus denen die durchsichtigen Teile des Auges bestehen; die Hornhaut (75 %), die Linse (63,5 %) und der Glaskörper gewähren vor allem (abgesehen von ihrem Mangel an Pigment) vermöge ihres Wasserreichtums dem Lichte einen ungestörten Durchgang.

Die vorgeführten Thatsachen dürften die physikalische Bedeutung des Wassers für den menschlichen Organismus zur Genüge darthun.

Die Quellung der Gewebe ist aber nicht bloß von mechanischer Wichtigkeit, sie vermittelt auch die Wechselbeziehung zwischen den festen Bestandteilen der Gewebezellen und den sie umspülenden Körpersäften, indem sie das Eindringen der in diesen gelösten Stoffe ermöglicht. Innerhalb des eingedrungenen Wassers und den außen befindlichen Flüssigkeiten macht sich der osmotische Druck geltend, erfolgen Diffusionsbewegungen, Gaswechsel und chemischer Umsatz. Hier ist es, wo die intimsten Prozesse sich abspielen, von denen der Aufbau, die Thätigkeit und Abnützung der zelligen Elemente der Organe abhängen.

Damit berühren wir das Gebiet der chemischen Bedeutung des Wassers für unsern Körper; hier bethätigt es sich einerseits als Mittel, innerhalb dessen sich chemische Prozesse vollziehen, anderseits als Stoff, der selber chemische Wirkungen ausübt. Diese seine Bedeutung kann man nicht hoch genug bewerten. Hundertfältige nebeneinander gehende und sich kreuzende chemische Reaktionen

begleiten und sind die Grundlage einer jeglichen unsrer Lebensäußerungen: von der Muskelbewegung an bis zu den leisesten seelischen Regungen. Die Gesamtheit dieser chemischen Prozesse, der „Stoffwechsel", ist ohne Vermittlung des Wassers unmöglich: Corpora non agunt nisi fluida, „die Körper wirken nur im flüssigen Zustand", ist ein alter chemischer Satz,[1]) der im vollsten Umfange für unsern Organismus gilt. Der Wert des Wassers als Lösungsmittel ist hier aber um so größer, als der Körper über keine andern Lösungsmittel (Aether, Alkohol, Chloroform u. s. w.) verfügt, wie etwa unsre Laboratorien, abgesehen davon, daß die in Frage kommenden Stoffe in jenen Flüssigkeiten fast alle unlöslich sind.

Der Blutstrom nimmt eine gewisse Menge der eingeatmeten Luft auf; anderseits löst das Wasser des Blutes einen Bruchteil jener Kohlensäure auf, die durch Oxydation in den Geweben entstanden ist. So gering auch die Menge dieser Gase ist, die das Wasser in Lösung halten kann, so ist die Aufnahme doch für den Gaswechsel nicht belanglos, ja sie kann unter Umständen, wie ein Beispiel lehren mag, sehr wichtig werden.

Wenn Stichwunden die Lunge durchdringen, so fällt sie zusammen oder vielmehr, sie zieht sich zusammen. Zwischen ihr und der Brustwand entsteht ein Hohlraum, in welchen Luft durch die Brustwunde eindringt. Ist diese geschlossen, so beginnt eine allmähliche Aufnahme der Gase in die Blut- und Lymphbahnen des Brustfells. Da zugleich ein Exsudat, d. h. eine Ausscheidung von Flüssigkeit in den Raum erfolgt, so gerät dadurch die eingeschlossene Luft unter erhöhten Druck, der ihre Resorption befördert, so daß sie nach und nach ganz verschwindet. In dem Maße, als auch die Exsudatflüssigkeit aufgesogen wird, dehnt sich die Lunge auf ihren ursprünglichen Umfang wieder aus, womit die Heilung sich vollzogen hat.

Wichtiger noch als die Lösung der gasförmigen Stoffe ist die der anorganischen Salze unsrer Nahrung und Getränke (Kochsalz, Kali- und Kalksalze der Phosphorsäure u. s. w.), die für das Bestehen des Lebens unentbehrlich sind. Ferner die des Zuckers, der teils in der Nahrung eingeführt, teils aus Stärke gebildet wird, endlich die der löslichen Verdauungsprodukte der Eiweißstoffe (Albumosen und Peptone u. s. w.) und außerdem einer Reihe von Zerfallsprodukten, die der chemische Lebensprozeß der Zellen geliefert hat, und die aus dem Körper in gelöstem Zustand ausgeführt werden müssen. — An diese wahren Lösungen schließen sich Scheinlösungen an, als deren Typus die Leimlösung gelten kann. In diesem sogenannten „kolloidalen Zustande" werden alle Eiweißstoffe unsrer Nahrung der chemischen Einwirkung der Verdauungssäfte entgegengeführt. — Sodann dient das Wasser als Träger der feinstverteilten, staubförmigen Fett-

---

[1]) Der Satz hat zwar nicht strenge Gültigkeit, insofern auch Gase aufeinander chemisch einwirken, ja selbst feste Stoffe in den sogenannten „festen Lösungen". Die Zahl dieser Fälle ist aber verschwindend klein im Verhältnis zu den im flüssigen Zustand sich vollziehenden Reaktionen, auch erfolgen sie unter Bedingungen, die im Körper nicht realisierbar sind.

kügelchen. Dieser Zustand der „Emulsion" ist die Bedingung, unter der die Aufnahme des Fettes in die Chylusbahnen erfolgen kann, von wo es durch den Milchbrustgang in das Blut und mit diesem in die Gewebe gelangt, um da abgelagert oder zersetzt zu werden.

Die Bedeutung der Lösungen und der Emulsion liegt darin, daß die angenommenen kleinsten Teilchen der Stoffe (die sogenannten „Moleküle"), die aufeinander chemisch einwirken sollen, eine größere Beweglichkeit erlangen und so in einen lebhafteren Verkehr, in eine leichtere Berührung und Wechselwirkung miteinander gebracht werden. Ueberdies wirkt das Wasser in bestimmten Fällen „katalytisch", d. h. es beschleunigt oder verzögert die chemischen Vorgänge und beeinflußt deren zeitlichen Verlauf. In all diesen Fällen vermittelt also das Wasser die chemischen Reaktionen. Nebenher erfüllt es aber noch eine andre, nicht minder wichtige Aufgabe: es macht die „Konvektion", die Fortführung der gelösten und emulgierten Stoffe und der aufgeschwemmten Gebilde (Blutkörperchen) möglich. Die Herzpumpe treibt das so beladene Wasser in die fernsten Gebiete des Körpers der weiteren Bestimmung zu.

Seit den genialen Untersuchungen von Svante Arrhenius, van t'Hoff, Ostwald und Nernst weiß man, daß das Wasser beim Lösen gewisser Stoffe (Salze und salzartige Verbindungen) ihre Moleküle nicht bloß desaggregiert und gleichmäßig verteilt, sondern außerdem in einer eigentümlichen Weise, die man „elektrolytische Dissoziation" nennt, spaltet. Auf diesen Vorgang kann ich nicht näher eingehen, ohne die Grenzen dieses Aufsatzes zu überschreiten. Nur so viel sei zu bemerken gestattet, daß auch in den wässerigen Lösungen unsers Körpers die Salze elektrolytisch gespalten sind, daß von dem Maße dieser Spaltung der Grad der chemischen Wechselwirkung abhängt, und daß die Leitung des elektrischen Stromes und ein Teil seiner Heilwirkung auf dieser Dissoziation beruht.

Von ganz außerordentlicher Wichtigkeit ist das Wasser bei einer Art von chemischen Vorgängen, an denen es sich unter eignem Zerfall beteiligt, deren Wesen aber noch in Dunkel gehüllt ist. Man nennt diese Gruppe von Prozessen „Hydrolyse". Der Vorgang besteht immer darin, daß ein zusammengesetzterer Stoff Wasser aufnimmt und dadurch in einfachere zerfällt. Hervorgerufen wird aber diese Zersetzung durch jene rätselhaften Stoffe, die man unter dem Gesamtnamen „Fermente" oder „Enzyme" zusammenfaßt.

Drei wichtige Kohlehydrate unsrer Nahrung: die Stärke, der Rüben- und Milchzucker, diese Hauptbestandteile des Brotes, der Milch- und Mehlspeisen, müssen eine solche hydrolytische Spaltung durchmachen, bevor sie resorbiert, d. h. in die Blutbahn aufgenommen, und als Material eines höchst wichtigen Reservestoffes, des Glykogens, dienen können. Jedes Molekül der genannten drei Zuckerarten nimmt je ein Wassermolekül auf und zerfällt dabei in einfachere Zucker (Frucht- und Traubenzucker und Galaktose); um dies zu können, müssen sie natürlich im Wasser gelöst sein. Man nennt diesen Vorgang „Inversion". Einem gleichen Zerfall (in Traubenzucker) unterliegt auch der Malzzucker, der

sich in der keimenden Gerste bildet, daher auch im Bier (besonders in den dunklen bayrischen Bieren) vorkommt und genossen wird, der aber auch bei der Verdauung aus der Stärke der Nahrungsmittel entsteht.

Die Stärkekörner werden schon bei der Zubereitung der Speisen durch die Einwirkung des Wassers in der Hitze mechanisch zersprengt, aufgeblättert, „verkleistert", dann im Dünndarm, vor allem im Duodenum (dem Darmstück, das sich an den Magen unmittelbar anschließt) durch Intervention des sogenannten „amylolytischen" Enzyms unter reichlicher Wasseraufnahme in Malzzucker und Dextrin umgewandelt. Diese beiden zerfallen in den weiteren Partien des Dünndarms unter neuerlicher Aufnahme von Wasser in Traubenzucker.

In ähnlicher Weise müssen auch die Eiweißstoffe, die wir als Hühner- und Serumeiweiß, als Myogen des Muskelfleisches, als Kasein der Milch, als Kleber und Globuline der Pflanzen in der Nahrung aufnehmen, durch Hydrolyse — darin besteht eben der Verdauungsvorgang — in assimilierbaren Zustand übergeführt werden. Durch die katalysierende Einwirkung sogenannter „proteolytischer" Enzyme (des Pepsins im Magen, des Trypsins im Dünndarm) werden sie, auch wieder unter chemischer Aufnahme von Wasser, in Stoffe umgewandelt, die eine einfachere Konstitution haben (Albumosen, Peptone) und in Wasser löslich sind. — Es ist kaum mehr zu bezweifeln, daß in dem Protoplasma jeder einzelnen Zelle sich solche hydrolytische Zersetzungen vollziehen und daß dazu das Imbibitionswasser zugleich als Mittel und als Material dient. Wir haben schon oben einen sehr wichtigen Stoff — das Glykogen — erwähnt, das in den Muskeln und der Leber als Vorrat von chemischen Spannkräften aufgespeichert ist. Damit diese in mechanische Arbeit (bei der Muskelbewegung), in Wärme und so weiter umgesetzt werden können, muß das Glykogen wieder Wasser aufnehmen, wobei es sich in Traubenzucker rückwandelt. — Durch ähnliche, vielfältig im Protoplasma der Zelle sich wiederholende hydrolytische Vorgänge werden ihre unbrauchbar gewordenen Bestandteile zersetzt. Die Spaltungsprodukte verfallen dann der Verbrennung, d. h. der oxydierenden Einwirkung des bei der Atmung aufgenommenen, von den roten Blutkörperchen nach den Geweben geschafften Sauerstoffes. Dadurch wird ihre potentielle Energie (chemische Spannkräfte) in andre Energieformen umgewandelt.

Alle diese mannigfachen, das Leben bedingenden Vorgänge wären ohne die Gegenwart des Wassers, das sich in der einen oder andern Weise an ihnen beteiligt, ganz unmöglich. Die Laien werden, sofern sie überhaupt sich darüber bestimmte Vorstellungen machen, geneigt sein, das Wasser für einen chemisch indifferenten Stoff zu halten. Es brennt keine Löcher in die Kleider; es hat keinen Geschmack; die Thatsache, daß die mit ihm zusammentreffenden Körper teils ungelöst bleiben, teils, wenn sie löslich sind, wie z. B. Zucker, Salze und ähnliche Stoffe, anscheinend gar keine Aenderung erfahren, mag diese Meinung stützen. Und doch ist sie irrig. Es sei gestattet, noch einige recht überzeugende Beispiele anzuführen, die wohl danach angethan sind, zu zeigen, wie wenig indifferent diese chemische Verbindung ist.

Es wird Frauen mit empfindlicher Haut nicht unbekannt sein, daß diese durch bloße andauernde Berührung mit Wasser erkrankt. Sein chemisch wirkender Reiz auf den Papillarkörper der Haut erzeugt Ekzem. Die kontraktile Substanz, z. B. das Protoplasma der weißen Blutkörperchen oder die Muskelfaser erstarrt infolge von Gerinnung gewisser Bestandteile, wenn ein Uebermaß (besonders von destilliertem) Wasser auf sie einwirkt. Man nennt diese Erscheinung „Wasserstarre“. Man darf dies nicht etwa mit dem „Steifwerden“ der Glieder bei übermäßiger Kälte verwechseln. Diese Erscheinung hängt gar nicht von der Kälte des Wassers ab, wie dies Versuche an Tieren gezeigt haben. Wenn man den Oberschenkel eines Frosches mit einem Faden fest umschnürt, so daß der Blutstrom in dem Gliede unterbrochen wird, und taucht es dann, nachdem man die Haut entfernt hat, in kaltes oder warmes Wasser ein, so werden seine Muskeln steif. Wenn man die Unterbindung aufhebt, so kann durch das Zuströmen von frischem Blut ein Ausgleich in den osmotischen Verhältnissen der den Muskel durchtränkenden Säfte sich noch einstellen, und die Starre wird gelöst. Unsre Hausfrauen dürfte es interessieren, zu hören, in welch praktischer Weise die englischen Fischer diese Eigenschaft des Wassers sich zu nutze machen. Bekanntlich sind Fische mit festerem Fleisch die geschätzteren. Die Fischer machen nun einzelne Einschnitte in die Muskeln der Fische und tauchen sie auf einige Minuten in Wasser; das Fleisch erscheint dann körniger. Diese Prozedur nennt man „crimping“.

Noch ein Beispiel! Wasser bringt, wenn es nicht gewisse Stoffe, z. B. Salze, in bestimmter Menge gelöst enthält, die Blutscheiben zur Quellung und löst den in ihrem Protoplasma enthaltenen roten Farbstoff (Hämatin) aus seiner chemischen Bindung, so daß er aus den Zellen in das Wasser übergeht. Nun ist er es, der den Sauerstoff beim Einatmen zum größten Teil aufnimmt und ihn dann an die einzelnen Gewebe abgiebt, die ohne ihn in sehr kurzer Zeit absterben müssen. Das Hämatin vermittelt also die „Gewebsatmung“. Darum tritt Tod ein, wenn man einem Tiere eine große Menge Wasser in seine Blutgefäße einspritzt, indem sich die eben besprochene Wirkung des Wassers geltend macht; das Tier stirbt an „innerer Erstickung“.

Die mannigfachen chemischen Vorgänge in unserm Körper, die Ausscheidung unbrauchbar gewordener Bestandteile und ihr Ersatz durch die zugeführten Nahrungsmittel heißt „Stoffwechsel“. Das unentbehrliche Medium aber, das die nötigen Stoffe dem Körper zuführt, die abgebrauchten aus ihm hinausschafft, das Mittel, innerhalb dessen sich der Stoffwechsel vollzieht, ist das Wasser. Es ist darum von vorhinein wahrscheinlich, daß die Zufuhr größerer Wassermengen auf ihn von Einfluß sein wird, und zwar in beschleunigendem Sinne. Der intermediäre Saftstrom zwischen den Gewebszellen wird vermehrt und daher der chemische Stoffumsatz lebhafter sein. Dies leuchtet noch aus einem andern Grunde ein. v. Noorden machte zuerst darauf aufmerksam, daß große Wassermassen, die dem Körper rasch zugeführt werden, viel Wärme verbrauchen, da sie auf die Temperatur des Blutes (39 ° Celsius) gebracht

werden müssen. Diese Wärme werde wohl durch gesteigerten Stoffumsatz beschafft.

Das Wasser unsers Körpers unterliegt aber selbst einem beständigen Wechsel. Es verläßt ihn durch die Lunge und Haut, durch die Nieren und zum geringen Teil durch den Darmkanal. Ein ruhender Körper verliert in 24 Stunden durchschnittlich 2200 Kubikcentimeter Wasser, das ist 5—6 % seines ganzen Wassergehaltes. Bei der Arbeit steigert sich die Menge bis auf 3 Liter. Das Maß, in dem sich die Ausscheidungswege daran beteiligen, ist sehr ungleich. In der Ruhe verlassen etwa 40 % des Wassers den Organismus in Dampfform durch die Lungen und die Haut; die ausgeatmete Luft ist nahezu mit Wasserdampf gesättigt. Mehr als die Hälfte (53 %) geht in flüssiger Form durch die Nieren und nur ein unbeträchtlicher Bruchteil (etwa 5 %) mit den Dejekten fort. Bei energischer Muskelarbeit, z. B. bei anstrengenden Hochgebirgstouren, bei großen Märschen, besonders an heißen Sommertagen, dreht sich das Verhältnis nahezu um: Lungen und Haut übernehmen die Hauptleistung; sie hauchen rund 58 % Wasser aus, während die Nieren nur ungefähr 40 % ausführen.

Außer der Muskelthätigkeit scheint auch die Art der Nahrungsmittel auf das Verhältnis von Einfluß zu sein, indem bei eiweißarmer Kost Lungen und Haut sich an der Ausscheidung stärker beteiligen sollen als bei Fleischkost. Außerdem zeigt die Haut bei verschiedenen Individuen eine beträchtliche Verschiedenheit der Funktion.

Die Thätigkeit dieser beiden Wege wird überdies durch den Feuchtigkeitsgrad und die Bewegung der umgebenden Luft beeinflußt. Je geringer der erstere, je größer der andre ist, um so mehr Wasser verläßt den Körper in Dampfform; am meisten natürlich, wenn beide Umstände zusammentreffen, z. B. bei den heißen, trockenen Winden der Wüste. Die Menge des Wassers, das durch die Nieren eliminiert wird, hängt auch zum Teil, abgesehen von nervösen Einflüssen, von der Menge der Stoffe ab, die ausgeschieden werden sollen. Man denke an die enormen Mengen Wasser, die bei der Zuckerruhr den Körper verlassen — bis zu 12 Litern in 24 Stunden! — Die „ausspülende“ Wirkung des Wassers verrät sich auch dadurch, daß bei reichlicherem Trinken auch größere Mengen von Zerfallsprodukten ausgeschieden werden.

Anderseits hält der Körper unter normalen Verhältnissen das Wasser bis zu einem gewissen Maße energisch fest, so daß der Gehalt innerhalb enger Grenzen konstant bleibt.[1])

Ohne diese Selbstregelung des Organismus müßten die chemischen Prozesse und der Quellungsgrad der Gewebe, von denen ja die Fortdauer des Lebens abhängt, schwere Störungen erleiden. Schon beim Schroth'schen Heilverfahren (im wesentlichen einer Durstkur) erscheint der Eiweißbestand des Körpers wegen

[1]) Bei Tauben, denen man 6 Tage lang alle feste und flüssige Nahrung entzogen hat, und die ein Drittel ihres Gewichts verloren hatten, war der Wassergehalt der lebenswichtigen Organe (Gehirn, Lungen, Herz) nicht wesentlich geändert. Aehnlich dürfte es sich beim Menschen verhalten.

der andauernden Verarmung der Gewebe an Wasser ernstlich bedroht. — Daß bei krankhaft abnormer Entwässerung des Körpers das Leben nicht bestehen kann, lehren am schrecklichsten schwere Cholerafälle. Infolge der Eindickung des Blutes (der Wassergehalt sinkt von 78 % auf 74 %, ja in einzelnen Fällen auf 66 %) stellt sich Stimmlosigkeit, Trübung der Hornhaut, hörbares Reiben am Brustfell, Krämpfe und schließlich der Tod ein.[1]) — So fest also die Gewebe eine bestimmte Menge Wasser festhalten, so bedrohlich seine Abnahme im Blute wird, so dulden diese doch anderseits keinen übermäßigen Wassergehalt. Werden dem Körper größere Flüssigkeitsmengen zugeführt, so entledigt er sich des Ueberschusses innerhalb weniger Stunden durch die Nieren.

Der Körper bedarf, wie vorhin erwähnt, des Wassers, um die unbrauchbar gewordenen, festen Zerfallsprodukte der Gewebe, die auf den Körper als Gifte wirken, aus ihm hinauszuschaffen. Ist ihre Abfuhr behindert — und sie kann in ausreichendem Maße nur in wässeriger Lösung erfolgen —, so tritt sehr bald der Tod unter urämischen Krämpfen ein. Die unmäßige Anhäufung von Wasser, die mit Recht gefürchtete „Wassersucht“, bereitet nicht bloß durch die Schwellung mechanische Beschwerden, sondern bedroht auch bei langem Bestehen infolge des gestörten Stoffwechsels und der Anhäufung der Zersetzungsprodukte das Leben des Kranken. — Auch der Durst, der schwere Fieberleiden begleitet, ist von teleologischem Gesichtspunkte begreiflich: der beträchtlich gesteigerte Gewebszerfall benötigt größere Mengen Wasser, um die den Gesamtorganismus gefährdenden Produkte rascher wegzuschaffen.

Das Wasser, das den Körper verlassen hat, muß wieder ersetzt werden. Hoppe-Seyler macht die witzige Bemerkung, der Mensch sei ein Wassertier — er lebe nicht allein im Wasser, sondern in fließendem Wasser — insofern als unser Körper fortwährend von Wasser durchströmt wird, das ihm Nährstoffe zuführt und unbrauchbar gewordene Gewebsbestandteile aus ihm ableitet. — Der peinigende Mahner, der uns zwingt, dem Körper das nötige Wasser zuzuführen, ist der Durst. Er muß dann besonders dringend werden, wenn durch die oben erwähnten oder durch ähnliche Momente (Arbeiten an Feueressen, stundenlanges Blasen von Musikinstrumenten) eine starke Verdunstung des Körperwassers stattgefunden hat. Das heftigste Durstgefühl scheint von der Verarmung des Blutes an Wasser abzuhängen, darum Injektionen größerer Flüssigkeitsmassen es mildern sollen.

Die weitaus größte Menge von Wasser führen wir dem Körper von außen zu: in den Speisen (die festen mit eingerechnet) und besonders in den Getränken. — Die griechischen Aerzte stritten darüber, ob das Wasser ein Nahrungsmittel sei oder nicht. Wenn man darunter Stoffe versteht, die den Körper auf seinem Ernährungsstande erhalten und ihm chemische Spannkräfte für seine verschiedenen Verrichtungen zuführen sollen, so kann man das Wasser ihnen nicht zuzählen. Wenn man dagegen unter dieser Bezeichnung all jene Stoffe zusammenfassen

---

[1]) Frösche, denen 30 % ihres Körpergewichtes Wasser entzogen wird, gehen zu Grunde.

will, ohne die die chemische Energie sich überhaupt nicht bethätigen könnte, ohne die also das Leben erlöschen muß — dann ist das Wasser gewiß ein Nahrungsmittel. In den Magen eingeführt, wird es dort nur zum geringsten Teil oder wahrscheinlich gar nicht resorbiert; seine Aufnahme in die Blutbahn erfolgt erst vom Blinddarm an, vor allem aber in den unteren Anteilen des Dickdarmes. Im Magen hat es nur die Bedeutung des Mediums, in dem die chemischen Umwandlungsprozesse sich vollziehen können.

Von teleologischem Standpunkte erscheint dieses Verhalten sehr zweckmäßig. Würde das Wasser schon im Magen resorbiert, so könnten die Verdauungsvorgänge im Dünndarm, wo es nun fehlen würde, sich nicht gehörig vollziehen; im Dickdarm dagegen, wo sie so gut wie beendet sind, kann das Wasser, das seine Aufgabe erfüllt hat, durch die Blutkapillaren der Darmwand aufgesogen werden. — Selbst ein Laie kann aus diesen Verhältnissen den Schluß ziehen, wie irrationell es ist, während der Mahlzeit größere Flüssigkeitsmengen (Suppe oder Getränke) zu genießen, besonders bei träger Verdauung oder bei Magenerweiterung. Durch die zu starke Verdünnung des chemisch wirkenden Magensaftes wird ja die Verdauung verlangsamt. Erst zwei bis drei Stunden nach eingenommenem Mahl, wenn die größte Menge des Wassers durch den Pförtner nach dem Duodenum getreten, wenn der Speisebrei eingedickt und dadurch der Einwirkung des Magensaftes weniger zugänglich ist, sollte man trinken. In der That stellt sich dann um diese Zeit auch Durstgefühl ein.

Nicht alles Wasser aber wird durch Aufnahme ersetzt — ein Teil wird in den Geweben selbst erzeugt. Vor allem sind es die Verbrennungsvorgänge (Oxydationen) — diese Hauptquelle der Lebenswärme und teilweise auch der Muskelkraft —, die immer Wasser liefern. Sowohl die organischen Bestandteile unsrer Nahrung als die unsrer Gewebe sind reich an Kohlenstoff und Wasserstoff, die durch den eingeatmeten Sauerstoff zu Kohlensäure und Wasser verbrannt werden. Sie sind es aber fast allein, die den Sauerstoff verbrauchen.[1]) Würde dieser nur zur Oxydation des Kohlenstoffes im Körper dienen, so müßte die Menge der dadurch entstandenen und ausgeatmeten Kohlensäure genau der eingeatmeten Sauerstoffmenge entsprechen. Das ist aber nicht der Fall, erstere ist immer kleiner; 10—25 % des aufgenommenen Sauerstoffs verschwinden scheinbar im Körper; sie müssen also anderweitig verwendet worden sein, sie haben zur Oxydation des Wasserstoffs, d. i. zur Bildung von Wasser gedient.

Außerdem kommen wohl auch noch chemische Prozesse andrer Art in Betracht, z. B. die Bildung von Fett aus Kohlehydraten (Stärke, Zucker), von Glykogen aus Traubenzucker u. s. w., bei denen Wasser gebildet wird. Je energischer die Oxydation, je lebhafter der Stoffwechsel, desto mehr Wasser wird natürlich geliefert. Auf diese Weise entstehen bei einem Erwachsenen innerhalb 24 Stunden 360 g, bei anstrengender Arbeit im Maximum 1/4 kg; in allen

---

[1]) Demgegenüber erscheint die Oxydation des Schwefels und Phosphors der organischen Stoffe irrelevant.

Fällen werden mindestens 16 % des ausgeschiedenen Wassers auf diese Weise gedeckt.

Wenn man dem Organismus das nötige Wasser vorenthält, so scheinen die Gewebe selbst durch gesteigerten Stoffwechsel es sich zu bilden. So scheint bei der Oertelschen Entfettungskur (Einschränkung der Fettnahrung und der Getränke) das Fett darum zu schwinden, weil es als Brennmaterial zur Bildung des fehlenden Wassers herhalten muß. Auch andre Erscheinungen werden dadurch verständlich: der arbeitende Muskel ist wasserreicher als der ruhende; der lebhaftere Stoffwechsel des kindlichen Körpers macht den um 8 % größeren Wasserreichtum, besonders seiner Muskeln (81 % gegen 73 % des Erwachsenen), erklärlich.

v. Voit macht darauf aufmerksam, daß der Durst leichter ertragen werde, wenn man gleichzeitig der Nahrung sich enthält, weil dann das Fett und Eiweiß der Gewebe zersetzt wird und der Oxydation verfällt, wodurch das in den Geweben entstehende Wasser diese vor einer zu empfindlichen Entwässerung eine Zeitlang bewahrt. Bei Zufuhr von Nahrung dagegen muß sich der Mangel an Wasser empfindlicher bemerkbar machen, weil es zu ihrer chemischen Verarbeitung benötigt wird.

Endlich sei noch einer überaus wichtigen Aufgabe erwähnt, die dem Wasser zufällt: es wirkt als Thermoregulator, es erhält unsern Körper auf einer konstanten Temperatur, indem durch Verdunsten des Wassers von der Lungen- und Hautoberfläche und durch Bildung von Schweiß Abkühlung eintritt. Diese Regelung der Wärme ist darum bedeutungsvoll, weil unser Körper eine Eigenwärme von viel mehr als 39 ° in die Länge nicht aushält. Die Eiweißstoffe der Gewebe erleiden Veränderungen: so tritt bei 47 ° Celsius „Wärmestarre" der Muskeln infolge von Gerinnung ein; die roten Blutkörperchen werden zersetzt und so weiter. — Und doch überlebt der Mensch die hohen Temperaturen heißer Gegenden, die gelegentlich 50 ° übersteigen können,[1]) sogar ohne wesentliche Zunahme der Eigenwärme.

Dank dieser Regulierung können Menschen sogar noch höhere Temperaturen (100 und mehr Grade) eine kurze Zeit aushalten. Ein Mädchen verweilte 10 Minuten in einem Raume, wo 132 ° Celsius herrschten; die Körpertemperatur stieg nur auf 39 °, der Schweiß rieselte den Körper herab.

Ist dagegen die Wasserabgabe behindert, so geht der Mensch schon bei niedrigeren Temperaturen rasch zu Grunde. In einem Bade von 45 ° vermag man höchstens 10 Minuten und selbst da nur mit Lebensgefahr zu verweilen. Sitzt man eine Stunde lang in einem Bade von 39 ° (also von Blutwärme), so nimmt die Körpertemperatur um 1 ° Celsius zu. In einem russischen Dampfbade von 55—60 ° Celsius, wo die Luft mit Wasserdampf gesättigt ist, steigt die Eigenwärme schon nach kurzer Zeit um 2½ ° Celsius.

---

[1]) Nach gefälliger Mitteilung meines Kollegen Professor E. Richter sollen für die Sahara (Murzuk), für Massaua und für die Mohavewüste (Arizona) 52 ° bis 54 ° angegeben werden.

Diese Regulierung ist auch für das subjektive Befinden wichtig. Menschen, die schwer schwitzen, leiden unter der Sonnenwärme mehr. Darum ist im hohen Fieber wegen gestörter Regulation das Hitzegefühl so unleidlich und tritt bei Ausbruch von Schweiß eine Erleichterung ein.

Den mannigfachen Aufgaben, die das Wasser in unserm Körperhaushalt zu erfüllen hat, seiner wichtigen Rolle, die ich im vorstehenden zu schildern versucht habe, entspricht teleologisch seine Menge, die größer ist als die aller übrigen Stoffe zusammengenommen, aus denen der Körper sich aufbaut. Seine Bedeutung würde uns auch ökonomisch recht zum Bewußtsein kommen, könnten wir unser Flüssigkeitsbedürfnis nur mit Haut-Sauternes oder Johannisberger befriedigen, oder müßten wir das Wasser um einen so hohen Preis kaufen wie unsre Nahrungsmittel, die wir darin bereiten. Voit, der den Untersuchungen des Stoffwechsels ein langes, erfolgreiches Forscherleben gewidmet hat, macht die feine Bemerkung, den vollen Wert des Wassers wisse nur der Reisende in der Wüste zu schätzen, der es für sich und sein Tier mit sich führen muß.

Die Meister des Meißner Porzellans.[1]

Von

Karl Berling.

Sachsen, besonders Dresden hat dem Kurfürsten Friedrich August I. (August dem Starken) in künstlerischer Beziehung viel zu danken. Denn mag man von seiner politischen Befähigung und von seinen moralischen Eigenschaften auch keine allzu hohe Meinung haben, ein feingebildetes Schönheitsgefühl, eine weitgehende Kunstbethätigung wird man ihm zugestehen müssen. Seine glänzenden Feste, seine prächtigen Bauten, seine freigebige Hand verschlangen Unsummen, mehr aber noch seine unglücklichen politischen Spekulationen. Kein Wunder, wenn auch August der Starke, wie so viele seiner fürstlichen Zeitgenossen, daran glaubte, mit Hilfe eines Goldmachers auf leichte Weise seine geleerten Kassen füllen zu können. Als er daher von einem solchen hörte, der von Preußen aus wegen seiner alchimistischen Künste verfolgt wurde, nahm er ihn in seinen Schutz und hielt ihn in Dresden fest. Es war dies der Apothekerlehrling Johann Friedrich Böttger, ein höchst intelligenter und praktisch veranlagter junger Mann. Gold

[1]) Näheres hierüber ist aus des Verfassers Werk: Das Meißner Porzellan und seine Geschichte 1709 bis 1814, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1900, zu ersehen.

vermochte er natürlich so wenig wie irgend ein andrer aus minderwertigem Materiale herauszulaborieren. Aber seiner Arbeit und seinem Scharfsinn gelang etwas andres, nicht minder Wichtiges: die Erfindung des roten Steinzeugs im Jahre 1707 und die des echten weißen Hartporzellans im Jahre 1709.

Die Bedeutung dieser Erfindungen wird wohl erst richtig verstanden, wenn man die damalige Liebhaberei für chinesisch-japanisches Porzellan berücksichtigt, die sich bei August dem Starken bis zur Leidenschaft gesteigert hatte. Soll er doch einst dem Könige von Preußen zwölf sogenannte lange Kerle für einen Satz Porzellanvasen gegeben haben. So verzieh er denn auch bald die vielen Täuschungen, die er durch Böttger erlitten, und gründete auf dessen Erfindungen hin in Dresden eine Porzellanfabrik. Sie wurde unter Leitung Böttgers gestellt und 1710 nach Meißen verlegt.

Während der Zeit bis zu dem 1719 erfolgten Tode Böttgers hat die Hauptfabrikation in Anfertigung des Steinzeugs bestanden. Bezüglich des Porzellans ist man nicht viel über Versuche hinausgekommen. Einfach glatte, mit aufgepreßten Verzierungen versehene oder mit Gold bemalte Stücke kamen am häufigsten vor. Wenn man sich aber auch in Meißen ganz naturgemäß zuerst die chinesischen Arbeiten zum Muster nahm, so stammt doch auch schon aus dieser Zeit eine Anzahl selbständiger europäischer Formen. Sie verdanken direkt oder indirekt dem Dresdener Hofgoldschmiede Joh. Jak. Irminger ihre Entstehung. Denn dieser geschickte Künstler war 1710 vom Kurfürsten selbst mit der Verbesserung des Formenwesens in Meißen beauftragt worden.

Die nächsten beiden Perioden (1720 bis 1735 und 1735 bis 1756) bedeuten für Meißen die eigentliche Glanzzeit. In ihnen verbreitete sich der Ruf vom sächsischen Porzellan über ganz Europa. Der Absatz häufte sich, eine großartige Bestellung nach der andern lief ein, überall wurde es trotz hoher Preise gern gekauft, so daß sich nicht nur die Einnahmen von Jahr zu Jahr steigerten, sondern auch die Künstlerschaft an den immer größer werdenden Aufgaben erstarkte. Es ist begreiflich, daß in dieser Zeit, in der man die ersten technischen Versuche hinter sich hatte, die künstlerische Behandlung die Hauptrolle zu spielen begann, und daß einer jeden dieser beiden Perioden ein Künstler seine Eigenart aufzuprägen vermochte. Es sind dies der Maler Herold und der Bildhauer Kaendler, nach denen man die eine Periode die malerische, die andre die plastische zu nennen pflegt.

Johann Gregor Herold wurde 1696 zu Jena geboren und starb am 26. Januar 1775 zu Meißen. Wegen seiner trefflichen Arbeiten in „Blau und Rot“ ist er 1720 aus der kurz vorher entstandenen Wiener Porzellanfabrik nach Meißen berufen worden. Ihm vor allem verdankt Meißen den großen Aufschwung, den es zu dieser Zeit nahm. Denn Herold war nicht nur ein geschickter Maler und sicherer Zeichner, sondern auch auf chemisch-technischem Gebiete so weit erfahren, daß er mit seiner raschen und richtigen Urteilskraft eingreifen konnte, wo es not that. So kam es, daß er bald die ganze Leitung der Fabrik übernahm, ein Amt, das er mit großem Verständnis geführt hat, bis er einer

jüngeren Kraft und einer andern Geschmacksrichtung weichen mußte. 1731 wurde er zum Hofkommissar, später zum Bergrat ernannt. Am 18. September 1765 trat er in Pension.

Die Formen wurden damals verhältnismäßig einfach gehalten, sie lassen meist die chinesisch-japanischen Vorbilder erkennen. Die Hauptkraft ist auf die farbige Behandlung gelegt. Neben dem Kobaltblau, das meist unter Glasur verwandt wurde, gelang es Herold, sehr bald eine Reihe andrer Farben mit staunenswertem Geschick zu verwenden. Daß man aber dies Lob den Heroldschen Porzellanen spenden kann, ist um so mehr zu bewundern, da wir es auch bei der Malerei nicht eigentlich mit einer Ursprungskunst, sondern mit mehr oder weniger direkten Nachahmungen chinesisch-japanischer Muster zu thun haben. Aber sowohl die Zeichnungen der leicht hingeworfenen Blumenzweige, Bäume, Paradiesvögel, Drachen u. s. w., als auch das Geheimnis, mit wenig Farben so prächtig farbig zu wirken und die dick aufliegenden Emailfarben selbst: alles das ist so vorzüglich gelungen, daß man manchmal nicht weiß, soll man Meißen oder dem Orient den Vorzug geben.

Obwohl aber diese Art stets die Hauptstärke Herolds geblieben ist, so ist doch unter ihm auch eine Reihe andrer tüchtiger Leistungen entstanden. Trefflich und sicher gezeichnete Kanten und Kartuschen in Gold unter Anlehnung an französische Kleinmeister zur Zeit Ludwigs XIV. wären hier zuerst zu nennen. In diese Kartuschen malte man nun entweder Chinoiserien oder Scenen aus dem niederländischen Bürger- und Soldatenleben, Strandlandschaften u. dergl. m. Auch die in dieser Zeit mit Vorliebe geschaffenen sogenannten Fondporzellane erzielten prächtige Farbenwirkungen und erfreuten sich großer Beliebtheit.

Allzu lange vermochte sich die Liebhaberei für China nicht zu erhalten. Als aber die Geschmacksrichtung in künstlerischer Beziehung andres, vor allem größere Eigenart verlangte, da reichte die Kraft Herolds nicht mehr völlig aus. Er mußte nun gegen die künstlerisch bei weitem höherstehende Persönlichkeit Kaendlers, den der Kurfürst selbst als Bildhauer nach Meißen berufen hatte, zurücktreten.

Johann Joachim Kaendler war 1706 in der Nähe von Dresden geboren worden und von 1731 an bis zu seinem 1775 erfolgten Tode an der Meißner Fabrik thätig.

August der Starke brachte seiner Porzellanfabrik stets das regste Interesse entgegen. Besonders im Hinblick auf die Durchführung seines großartigen Planes, das japanische Palais in Dresden mit chinesischen und einheimischen Porzellanen von oben bis unten zu füllen, veranlaßte er, möglichst große Porzellane in Angriff zu nehmen. Ueberlebensgroße Aposteln, mächtige Tierfiguren und Aehnliches mehr sollte ihm die Meißner Fabrik anfertigen. Um nun diesen Plan möglichst bald zu verwirklichen, berief er Kaendler nach Meißen. Diese Aufgabe völlig zu lösen, ist aber weder damals noch später gelungen; ja, sie konnte gar nicht gelingen, da sie Anforderungen an das Material stellt, die es nicht zu erfüllen vermag. Das Porzellan weist vor allem wegen des Brennprozesses, wegen

der Glasur, der Feinheit und Kostbarkeit der Masse auf nicht zu große Stücke hin. Den ästhetischen Wert dieser zum Teil überlebensgroßen Figuren in Meißner Porzellan, die viele Brandrisse zeigen und aus unreiner Masse hergestellt werden mußten, vermag ich daher nicht allzu hoch anzuschlagen.

Kaendlers Stärke oder sein Einfluß auf Meißen liegt aber in anderm begründet; denn seine kraft- und verständnisvolle Modellierung von Figuren wie von Ornamenten, von Gefäßen wie von Gefäßteilen macht nicht nur den Eindruck einer mächtigen, künstlerischen Persönlichkeit, sondern ist auch noch bis heute von nichts anderm übertroffen. Mit seinen Arbeiten hatte er bald derartige Erfolge, daß er das Prinzip in Meißen völlig änderte.

Durch Herold, den Maler, war das Hauptgewicht auf die farbige Behandlung gelegt worden. Unter ihm bevorzugte man einfache Formen, die möglichst große weiße Flächen zum Anbringen der Malereien darboten. Unter Kaendler, dem Bildhauer, entfernte man sich mehr und mehr von der orientalischen Flächenverzierung und ließ den plastischen Charakter in den Vordergrund treten. Zuerst griff man hierbei gern auf Silberarbeiten zurück, bis man sich dann einen selbständigen, aus dem Materiale hervorgegangenen Porzellanstil schuf.

Der hohe Aufschwung, den die Meißner Fabrik unter Kaendlers Führung nahm, ist indessen teilweise auch durch die damals herrschende Geschmacksrichtung bedingt. Denn während sich Kaendler zuerst in den derben, effektvollen Formen des Barocks hielt, ist er etwa um das Jahr 1740 zu denen des zierlich geschwungenen Rokokos übergegangen. Beides sind aber Stile, die in ihrer Ungezwungenheit, in ihrem Bestreben, gerade Linien und teilweise auch Symmetrie zu vermeiden, wie kein andrer zur Porzellantechnik passen.

Der für die Kaendlersche Periode charakteristische plastische Charakter tritt uns natürlich nicht allein in der allgemeinen Form, sondern in mindestens gleicher Weise in den mustergültig und mit großem Verständnis modellierten Füßen, Henkeln, Deckelknöpfen u. a. entgegen.

Wenn die farbige Behandlung nun auch bedeutend gegen früher eingeschränkt wurde, so hat man auf sie doch keineswegs gänzlich verzichtet. Es liegt vielmehr gerade in der in dieser Periode auftretenden zarten und pikanten Anwendung einer leichten farbigen Höhung gewisser Teile, in den wie über die Fläche gestreuten Blumen und in der zarten farbigen Behandlung der Figuren ein unendlicher Reiz verborgen.

Daß sich die Meißner Fabrik während des Siebenjährigen Krieges trotz der vielen direkten und indirekten Belastungen zu erhalten vermochte, kann als ein Zeichen von außerordentlicher Lebenskraft gelten. In der künstlerischen Behandlung hatten Herold und Kaendler in der alten Weise fortgearbeitet. Nur waren sie oder ihre Leute mit der Zeit in ihrem Rokoko wilder geworden; ja, es bereitete sich auch hier bereits die Reaktion, der Uebergang zur antikisierenden Richtung, vor. Man gründete nun in Meißen eine Kunstschule, stellte sie unter Leitung des Hofmalers Professor Dietrich und räumte diesem in Kunstangelegenheiten beratende Stimme ein. Man sandte Meißner Maler und Bild-

hauer nach Wien, München und Paris, um die dort gemachten Fortschritte kennen zu lernen. Man schaffte sich zum Kopieren Kupferstiche an, entlieh sich vom Hofe gute Bilder und suchte das Farbenwesen zu bereichern. Wenn sich nun auch durch alles dies ein künstlerischer Aufschwung feststellen läßt, so war die Kunst Dietrichs doch nicht derartig, daß man von allzuhohem Fluge sprechen kann.

Nur einen Künstler von hervorragender Bedeutung vermochte man damals in Meißen anzustellen. Es war dies der 1736 zu Versailles geborene Bildhauer Michel Victor Acier, der von 1764 bis 1781 in Meißen thätig war, dann in Pension trat und 1799 in Dresden gestorben ist.

Kaendler, der mit Acier zusammen noch zehn Jahre lang thätig gewesen ist, war mit der Zeit ein alter Mann geworden. Er mußte gegen die jüngere Kraft zurückstehen. Seine Eigenart liegt vor allem in der trefflichen, markigen, wirkungsvollen Modellierung, wie sie so recht den Barockbildhauer kennzeichnet. In Acier zeigt sich der französische Künstler zur Zeit Ludwigs XV. Eine besondere Grazie und Anmut ist ihm eigen. Schäferscenen, Amoretten in der verschiedensten Gestaltung, die „Pariser-Ausrufer“ und ähnliches Genre, das ist sein eigentliches Gebiet, auf dem er nicht nur völlig zu Hause ist, sondern das er mit einer großen Zartheit und liebenswürdigem Humor zu behandeln verstand. Meißen verdankt diesen Arbeiten einen großen Teil seines Ruhmes.

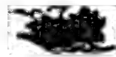
Wie einst Kaendler von einem Barock- ein Rokokokünstler wurde, so hat sich bei Acier der Uebergang vom Rokoko zum Louis XVI. vollzogen. Auch er konnte sich der allgemeinen Geschmacksrichtung nicht entziehen. Diese bevorzugte aber gegen Ende des Jahrhunderts unter Zurückgehen auf die Antike die gerade Linie, eine strengere Symmetrie und eine nüchterne magere Eleganz.

Von den übrigen Künstlern ist nur wenig mehr zu sagen. Wohl ist auch während der Marcolini-Periode (1774 bis 1814) noch manches recht gute Stück, besonders unglasiertes Porzellan, in Meißen gefertigt worden, auch gab es damals noch in Meißen eine Reihe tüchtiger künstlerischer Kräfte, wie die Bildhauer Jüchzer und Matthäi und der über sämtliche Maler gestellte Professor Schönau, aber die künstlerische Gesamtleistung verringerte sich doch mehr und mehr. Meißen hatte den einst so glänzenden Ruf völlig verloren und war von einer Reihe andrer Porzellanfabriken überflügelt worden. Es konnte weder in der Eleganz und Neuheit der Formen und Verzierungen noch in den niedrigen Preisen mit den andern Werken gleichen Schritt halten.

Erst als im Jahre 1833 der Inspektor Kühn die Direktion in Meißen übernahm, vermochte sich die Fabrik, allerdings erst ganz allmählich, wieder zu erholen. So ist es gekommen, daß sie heute nicht nur an die ruhmvolle Tradition erfolgreich anknüpfen und viele der alten einst so bewunderten Formen [1]) wieder

[1]) Ich denke hier z. B. an den einst von Kaendler modellierten Rokokospiegel, der 1750 dem Könige Ludwig XV. von Frankreich geschenkt wurde, und von dem Meißen auf der letzten Pariser Ausstellung eine Nachbildung bot, wie die gleichfalls der jüngsten Zeit angehörige Nachbildung von Tafelaufsätzen aus dem Brühlschen Schwanenservice u. s. w.

aufleben lassen kann, sondern auch nach Kräften bemüht ist, selbständige und der heutigen Geschmacksrichtung entsprechende Kunsterzeugnisse zu schaffen. Daß Meißen dabei zugleich eine treffliche Einnahmequelle für den sächsischen Staat bedeutet, hat es vor ähnlichen Instituten noch voraus.



Pariser Besuche.

Von

Frédéric Loliée.

III.
Bei Marcelin Berthelot.

Ich weiß nicht, wer gesagt hat: „Lavoisier hat die Hälfte der Chemie entdeckt und Berthelot die andre Hälfte."

Was aber für niemand zweifelhaft sein kann, ist, daß keine wissenschaftliche Laufbahn dem Studium mehr Interesse oder mehr Ueberraschungen bieten wird als die des zuletztgenannten bahnbrechenden Forschers, weil man alle aus Verworrenheit und Geheimnissen gemischten Erinnerungen an die alchimistischen Vorläufer, alle exakten Methoden und die von den großen modernen Chemikern kontrollierten Errungenschaften in ihr vereinigt findet.

Er hatte die Reihe seiner Veröffentlichungen im Jahre 1850 begonnen. Ein halbes Jahrhundert verfloß, fünfzig Jahre völlig ausgefüllt mit Arbeit, bei jedem Schritt durch irgend eine wichtige Entdeckung auf dem Felde des Unbekannten bezeichnet. Und am Ende dieser Zeit hatte ihm die wissenschaftliche Welt eine außerordentliche Ehrenbezeigung zuerkannt, die glänzendste Kundgebung, die jemals ein Mann der Wissenschaft zu seinen Lebzeiten hervorgerufen hat. Alle Akademien der beiden Kontinente hatten sich bei seinem Jubiläum durch Abordnungen vertreten oder ihm in feierlicher Weise die seltenen ehrenvollen Auszeichnungen übermitteln lassen, die er noch nicht besaß. Fürsten und Staatsoberhäupter hatten durch Handschreiben oder Telegramme dieser allgemeinen Beglückwünschung ein offizielles Relief gegeben. Goldene Medaillen waren für ihn geprägt worden. In Paris endlich drängten sich um den Präsidenten der Republik, die Senatoren, die Abgeordneten in den ersten Reihen der Tribünen, die in dem riesigen Amphitheater der Sorbonne am 23. November 1901 Tausende von Zuschauern füllten. Berühmte Redner feierten dort sein Wirken, ein Schauer der Begeisterung durchlief diese Menge, in der jeder einzelne einen individuellen Wert, eine auserlesene Intelligenz repräsentierte.

*

Von diesen Erinnerungen war ich durchdrungen, als eines Abends in mir der ehrgeizige Wunsch aufgestiegen war, dem berühmten Forscher meine Aufwartung zu machen und zu versuchen, zum Gewinn für die Leser unsrer großen internationalen Revue ein Gespräch mit ihm zu führen.

Um die Wahrheit zu sagen: ich hatte dabei anfangs ein aus aufrichtiger Begeisterung und unbestimmter Befangenheit gemischtes Gefühl. Wie sollte ich mit einem Forscher, der so tief in die Geheimnisse der Natur eingedrungen ist, ein Gespräch anknüpfen, ohne Gefahr zu laufen, die nur allzu offenkundige Unzulänglichkeit meiner Fachkenntnisse unverhüllt zu zeigen? Auf welchem Boden im Gespräche mit einem solchen Manne sicheren Schrittes an die Erörterung so verwickelter Fragen schreiten, in denen sich seine Meisterschaft mühelos bethätigt? — Der Wunsch, mich zu unterrichten, gewann in mir die Oberhand über die Regung der Aengstlichkeit und Zurückhaltung. Und so richtete ich denn an einen der meistbeschäftigten Männer in der Welt, Herrn Marcelin Berthelot, den ständigen Sekretär der „Académie des Sciences“, korrespondierendes Mitglied aller Akademien Europas, Professor am Collège de France, Senator, Präsident der Explosivstoffkommission im Kriegsministerium und dazu Präsident so vieler Gesellschaften, deren Aufzählung eine ganze Seite füllen würde, den täglich in seinem Laboratorium zu Meudon arbeitenden Experimentator — herzhaft die Bitte um ein kurzes Gespräch, und dieses Gespräch dauerte zwei Stunden.

*

Ich wurde angemeldet und in sein Arbeitskabinett geführt, in der Wohnung, die er im Gebäude des Institut de France innehat. Während ich ihn erwartete, inmitten zahlloser Bände, die seinen Schreibtisch bedeckten, auf dem Lesepult und den Sitzen herumlagen oder auf Bücherbrettern standen, war mein erster Gedanke, daß alle dort in den verschiedensten Formaten ausgebreitete und von den verschiedensten Gegenständen handelnde Wissenschaft sich konzentriert im Gehirn eines einzigen Mannes befinde; dann ließ ich meine Augen zerstreut auf einigen Stichen ruhen, die die Wände des Zimmers schmückten: eine Gioconda, das Meisterwerk Leonardo da Vincis, für den Berthelot die größte Vorliebe hat, ohne Zweifel, weil Leonardo gleichfalls ein Gelehrter, ein Encyklopädist war, ferner das Parthenon, das Forum, der Tag und die Nacht, Stiche oder Photographien von Werken Michelangelos.

Diese Erinnerungen an eine große Kunstepoche nahmen meine Aufmerksamkeit nur kurze Zeit in Anspruch, denn Professor Berthelot stand schon vor mir, bereit, meine Unwissenheit mit einem Strahl seines Wissens zu erleuchten. Ich erkannte sofort die Physiognomie wieder, die ich so manchmal gelegentlich bei offiziellen Sitzungen im Senat und in der Akademie erblickt und so oft in den Zeitungen und den illustrierten Revuen abgebildet gesehen hatte: eine breite und hohe Stirn, blaue Augen, die ebensosehr tiefgehende Gründlichkeit wie Seelenruhe und Güte verrieten, ein volles und festes Kinn, das wie die scharfgemeißelten Gesichtszüge von beharrlicher Energie und zäher Willenskraft sprachen;

eine Gestalt von gerader Haltung, der Kopf durch die Gewohnheit des Nachsinnens leicht geneigt. Unter der Liebenswürdigkeit, mit der er mich empfing, und der Verbindlichkeit seiner Umgangsformen gewahrte ich bei ihm eine ruhige, mit Selbstbeherrschung gepaarte Aktivität, die sich in seiner ganzen Persönlichkeit ausspricht.

In dem intimen Rahmen, in dem Professor Berthelot meinen Besuch zur Abendzeit entgegennahm, fühlte ich mich dem Gelehrten weniger fern, als wenn er mich des Morgens in seinem Laboratorium empfangen hätte, über seine Apparate gebeugt, in sicheren Berechnungen die Abstraktionen und die positiven Ziffern in Einklang bringend oder die einzelnen Stufen des Lebens an den geheimnisvollen Vorgängen in den Retorten abmessend. Gleich nach den ersten zwischen uns ausgetauschten Worten hatte mir Professor Berthelot auf seinem Arbeitstisch beschriebene Blätter gezeigt, auf denen die Tinte noch kaum getrocknet war; er war damit beschäftigt, darin seine jüngsten Experimente über die Verbrennung des Cholesterins darzustellen.

Indessen galt es auf den Kern des Gesprächs zu kommen. Es galt zum Ausdruck zu bringen, was ich zu wissen, zu sprechen, zu fragen wünschte. Nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit versuchte ich vor allem, ein wenig Ordnung in die Flut der Fragen zu bringen, die mir gleichzeitig in den Sinn kamen, weil jede von ihnen von gleichem Interesse sein konnte für diese überlegene und vollkommene Intelligenz, der keine Form des Denkens oder des Wissens fremd ist. Alles, was die Biographen von einem berühmten Manne wissen können, ist über Berthelot gesagt worden, über sein rasches Emporsteigen, die Kämpfe, die ihn die Unabhängigkeit seines Charakters und seine kühnen, bahnbrechenden Ideen zu bestehen zwangen, über seine wissenschaftliche Stellung, den Siegeslauf seines Ruhmes, die ebenso positive wie spekulative Bedeutung seiner Entdeckungen; und andrerseits über seine berühmte Freundschaft mit Renan,[1]) über die Hauptphasen seines Lebens, die verschiedenen Rollen, die er in seiner öffentlichen Thätigkeit zu übernehmen hatte, über seine vorübergehende ministerielle Wirksamkeit oder über die außerordentlich große Anzahl von Auszeichnungen, die ihm seine gesamte Thätigkeit eingetragen hat. Im Laufe eines langen Lebens und eines erstaunlich umfangreichen Wirkens hatte Berthelot die Gesamtheit seiner Geisteskräfte darauf verwendet, in sich so vollständig wie möglich jene alles umfassende Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten zu verwirklichen, die das Ideal der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts war. Er hatte mehr als irgend ein andrer dazu beigetragen, die engen und notwendigen Beziehungen, die die Fortschritte der Industrie, der öffentlichen Moral und der nationalen Erziehung mit der hohen Kultur in allen ihren Formen verknüpfen, in ein helles Licht zu setzen. Wie viele Perspektiven eröffneten sich hier, wie viele interessante Punkte gab es hier zu berühren oder nur zu streifen!

---

[1]) „Du bist vielleicht," schrieb der berühmte Philosoph an seine Schwester Henriette Renan, „außer einem einzigen Freund, meinem treuen, scharfsichtigen Berthelot, die einzige Seele, der ich meine Gedanken sage."

„So weit auch für Sie, Herr Professor, das Feld der wissenschaftlichen Experimentation gewesen ist, so haben Sie sich doch nicht darauf beschränkt. Sie sind Philosoph, Sie sind Erzieher; im Gegensatz zu den bestimmten Gesetzen der exakten Wissenschaften haben Sie so manches Mal den Regungen des Seelenlebens nachgespürt. Auf welche religiösen und moralischen Ideen gründet sich Ihre Synthese?"

War die Frage zu direkt, unzeitig oder von zu großer Tragweite? Professor Berthelot begnügte sich, mir zu erklären, daß er sich zu den Nachfolgern der großen Encyklopädisten zähle und daß er stolz sei, sich als ihren Schüler zu bekennen; daß er sich allein an die Vernunft halte, um sich vor den unfruchtbaren Hirngespinsten des Uebernatürlichen zu hüten; bezüglich des Unterrichts sei seine Ansicht, daß es erforderlich sei, die Erziehung des Volkes auf die der Wissenschaft, den historischen und den Naturwissenschaften entnommenen Thatsachen zu gründen.

Als Philosoph und Denker war er fest geblieben in seinem positivistischen Glauben, der den Hypothesen andrer gegenüber tolerant, aber für sich selbst überzeugt ist, daß allein die Wissenschaften von den durch die Beobachtung oder durch das Zeugnis erweisbaren realen Thatsachen das menschliche Erkennungsvermögen interessieren.

*

Doch welcher Ansicht mochte er auf diesem Punkt seiner Laufbahn über das Leben sein? Dieses für ihn mit Erfolg überhäufte Dasein, hätte er es von neuem leben mögen? War sein beharrlicher Optimismus nicht ins Wanken geraten unter der schwerlastenden Konstatierung so vieler Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, deren gleichgültige, ruhige Zeugen wir noch jetzt sind? Wie sah er die Zukunft der Menschheit, die Fortschritte der Wissenschaft an? Werden die Wunder, die auf dem Gebiet der Uebertragung der Kraft und des Lichtes sich verwirklicht haben, verhindern, daß das Dasein stets allzuviel physische und moralische Leiden mit sich bringt? Die Industrien wachsen. Die Kenntnisse breiten sich aus. Die schönen Künste entfalten sich. Sind wir deshalb moralisch, geistig mehr wert als unsre Väter, deren Fehler, Schwächen, wenn nicht gar Verbrechen man uns wiederholen sieht, ohne daß wir in unsern Bestrebungen einen merklich höheren Flug nehmen als sie oder durch ein Maximum an Intelligenz über sie hinausragen? Empfinden wir deswegen, weil wir die Meere eingedämmt, die Flüsse entfesselt, die Berge durchbohrt, die Gestirne gewogen und mit einer verblüffenden Genauigkeit die Kreise des Lebens im Weltraum durchmessen haben — empfinden wir deswegen weniger schmerzlich als unsre Vorfahren die Ungewißheit unsers Daseins, die trostlose Unerforschlichkeit des Mysteriums, das uns umgiebt?

Wenn es Berthelot gefällt, sich im Gespräch über diese bedeutungsvollen Fragen auszulassen, so thut er dies mit einer bewunderungswürdigen Erhabenheit der Gedanken und in einer klaren, lichtvollen Sprache. Er sucht die Worte nicht; er spricht in freiem Redefluß, die Augen sozusagen geschlossen für die

Erscheinung der äußeren Dinge und gleichsam dem Innern seines Gehirnes zugekehrt. An diesem Tage war er nicht in der Stimmung zu philosophieren. Er begnügte sich, mit einigen Worten darzuthun, daß nach seiner Ansicht in einer zukünftigen Zeit eine Periode des Stillstands für den intellektuellen und materiellen Fortschritt der Menschheit kommen werde.

„Wenn man im vollkommensten Sinne des Wortes fortschreiten will, so ist es unerläßlich, sich über die Arbeiten der gesamten Wissenschaft auf dem laufenden zu halten. Zum allermindesten muß man die Schriften der andern kennen, lesen oder durchgehen. Seit einem halben Jahrhundert hat sich die Zahl der allein auf die Chemie bezüglichen Abhandlungen und Veröffentlichungen verzehnfacht. Ebenso ist es mit der Physik, der Geologie, der Geschichte, der Botanik, der Medizin gewesen. Nun, ihre Zahl wird in dieser Weise immer weiter wachsen. Tausende von Menschen gelangen zur Bildung, die früher durch die Lebensumstände davon fern gehalten worden sind, und sie werden ihrerseits produzieren. Bald wird es eine vollkommene Unmöglichkeit für den einzelnen sein, die gesamte wissenschaftliche Arbeit seiner Zeit zu überblicken. Man wird dann somit nicht weiter fortschreiten können. Denn wenn Aristoteles mit Recht gesagt hat, daß es eine Wahrheit nur im allgemeinen giebt, so ist es nicht weniger richtig, diese Behauptung zu vervollständigen durch die folgende: Wahre Kenntnis giebt es nur im besonderen. Um in stichhaltiger Weise zu generalisieren, muß man von der genauen Einzelheit ausgehen. Da nun das menschliche Gehirn die ungeheure Mehrzahl der für die Wissenschaft gewonnenen Thatsachen nicht mehr in sich aufnehmen kann, wird es sich der Elemente einer alles umfassenden Synthese beraubt sehen, die ihm erlauben, sich über den Kreis seiner eignen Kräfte, seiner eignen Aktivität hinaus auszudehnen, zu vergrößern. Ich sehe daher eine Periode voraus, in der der Fortschritt Halt machen wird."

Professor Berthelot äußerte darauf einige Zweifel (vorsichtige Zweifel, weil man auf wissenschaftlichem Gebiet sich davor hüten muß, sich in bestimmter Weise über die Zukunft auszusprechen) über die Hoffnung mancher zeitgenössischen Gelehrten, das Greisenalter durch Verhinderung der Verkalkung der Organe sehr weit hinauszuschieben.

Das war so ziemlich alles, was er über die mit diesen Materien zusammenhängenden Fragen äußerte. Er zog es vor, bei den Einzelheiten seiner täglichen Arbeit, seines gewohnten Untersuchungs- und Arbeitsverfahrens zu verweilen und mich über die methodische Art und Weise zu unterrichten, in der er fort und fort seine Experimente oder seine Entdeckungen durchführt, und er legte deren Grundsätze dar.

„Im Jahre 1861, als die Académie des Sciences es für gut befand, mir für meine auf die künstliche, synthetische Darstellung der chemischen Stoffe bezüglichen Arbeiten den Joecker-Preis zuzuerkennen, war mein Programm vorgezeichnet; es ist das meines ganzen Lebens gewesen; keiner von denen, die sich seine einzelnen Phasen ins Gedächtnis zurückrufen wollen, kann es übersehen:

„,Die Produkte, die im Organismus vorhanden sind, durchgehends mit den Elementen darzustellen, aus denen sie zusammengesetzt sind.'

„Auf dieses hervorstechende Ziel waren meine Bemühungen, meine experimentellen Untersuchungen, meine Hoffnungen auf Entdeckungen gerichtet.

„Sie kennen mein Leben. Ich habe mich lange nicht in den Kampf der praktischen Interessen gemischt, die die Menschen entzweien. Später war es mir zweimal beschieden, Minister zu werden, an den Arbeiten der Parlamentskommissionen teilzunehmen, Senator zu werden und einen Teil meiner Zeit der Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen. Indessen habe ich niemals aufgehört, unter dem souveränen Zauber der Wissenschaft zu stehen. Ich habe das irgendwo in der Vorrede dieses Buches, das Sie dort liegen sehen, gesagt:

„,Die Wissenschaft hat ein doppeltes Ziel: ein ideales, die Erforschung der reinen Wahrheit; und ein positives und menschliches Ziel, das Wohl der Menschen und die Entwicklung der Zivilisation.'

„Indem ich für sie arbeitete, habe ich der Sache der allgemeinen Solidarität nützliche Dienste geleistet."

Professor Berthelot hatte nicht nötig — die Thatsachen sind zu bekannt —, davon zu sprechen, wie er seine tief einschneidenden Synthesen in die Wissenschaft einführte, den Grund zur Thermochemie legte und die Welt mit seinen Aufsehen erregenden Arbeiten über die Verbindung des Kohlenstoffes mit dem Wasserstoff bekannt machte. Nachdem er aber die Hauptbestrebungen seiner an Erfolgen reichen Laufbahn berührt hatte, war er zu dem wichtigen Punkt seines Lebens gekommen, wo die schon früher bekannten oder in letzter Zeit verbesserten mechanischen Hilfsmittel für das Feld seiner Thätigkeit nicht mehr ausreichten. Es galt neue Apparate zu schaffen, neue, energische Kräfte heranzuziehen. Da, in dieser Periode der großen Operationsschwierigkeiten, war ihm im Strahlenglanze ihrer Jugend die Fee Elektrizität erschienen, — das unvergleichliche Agens der Umwandlung und der Uebertragung der mechanischen, physikalischen und chemischen Energien. Er bekam „das blitzende und grandiose Werkzeug" in die Hand, das ihm die Möglichkeit verschaffen sollte, seine kühnsten Pläne in unmittelbare Thatsachen umzusetzen.

*

So ließ mich Professor Berthelot in ruhigem, gemessenem Ton durch einfache Aufzählung von Daten den Weg, den er bis dahin zurückgelegt hatte, wieder durchmessen; er setzte mich in stand, die Reihenfolge der außerordentlich verschiedenartigen Arbeiten zu überblicken, die er nebeneinander auszuführen vermocht hatte, ohne jemals etwas von dem methodischen Geiste und den Eigenschaften der Genauigkeit, Klarheit und Logik zu verlieren, die die dominierenden Züge seiner eignen Natur wie seiner wissenschaftlichen Darlegungen sind.

„Wenn ich," bemerkte er, „die Resultate erreicht habe, für die man mir die Ehre zugesteht, so schreibe ich sie den Wirkungen jener Methode, jenes rationellen

Verfahrens zu, an die sich eine Wissenschaft halten muß, die man lange Zeit als ausschließlich der Materie und den Thatsachen unterworfen angesehen hatte."

Während er sprach, berührte er mit seiner schöpferischen Hand Manuskripte oder griff nach Büchern. Bisweilen ließ er mich einen Blick auf sein letztes großes Werk über Thermochemie werfen, ein wahres Denkmal, das er der chemischen Mechanik errichtet hat. Bisweilen kam ihm die Versuchung, mit dem Finger die Seiten zu durchblättern, auf denen seine Hauptentdeckungen über die Synthese der zusammengesetzten organischen Körper niedergelegt sind.

Sich daran erinnernd, daß er mit seinen außerordentlichen Kenntnissen in den alten und modernen Sprachen auch der gründliche Geschichtschreiber der Wissenschaft war, zeigte er mir jetzt merkwürdige Werke über die Vorgänger im Altertum und im Mittelalter und die dicken Bände, in denen er als erster die unbekannt gebliebenen Originaltexte der syrischen und arabischen Alchimie veröffentlicht hat. Dann stellte er diese schweren geschichtlichen und sonstigen gelehrten Werke, die sein letztes Buch über „die chemische Revolution" zum Abschluß bringen sollte, wieder an ihren Platz und machte mich im Fluge auf leichte, in blauen Perkal gebundene Bände aufmerksam, die ganz wie Schulbücher aussahen. Das waren nichts weniger als die bewunderungswürdigen Abhandlungen über die tierische Wärme, worin Berthelot auf die schwierigen und dunkeln chemischen Probleme, die sich an die Erzeugung und die Erhaltung des Lebens knüpfen, so helles Licht geworfen hat.

Völlig unter dem Eindruck der Unermeßlichkeit der von ihm geleisteten Arbeit stehend — einer gigantischen, staunenerregenden Arbeit, neben der noch so viele andre Obliegenheiten seines Lehramts und seiner staatlichen Aemter seine Zeit in Anspruch genommen hatten —, fragte ich ihn nach seinem wunderbaren Privilegium, in einem Tage genug Stunden zu entdecken, um allen diesen Anforderungen zu genügen.

„Allerdings habe ich die Minuten nicht vergeudet. Die Regelmäßigkeit, der Geist der Ordnung, das sind die besten Hilfsmittel bei der Arbeit. Es giebt keinen so geteilten Beruf, den man nicht erfüllen könnte, wenn man sie zu Gefährten hat.

„Der Grundsatz, dem ich niemals untreu geworden bin, ist, das Studium einer Frage unter keinem Vorwand aufzugeben, ohne dazu gelangt zu sein, das erreichte Resultat zu fixieren oder festzustellen, daß sie keine Lösung zuläßt, wenigstens so weit meine Macht reicht. Wenn ein Resultat vorhanden ist — was der gewöhnliche Fall ist —, so bringe ich auf meinem regelmäßig geführten Register ein Zeichen an, das Zeichen R. Wenn ich davon nichts erwarte, zeigt mir die Ziffer 0 an, daß die Angelegenheit ein für allemal abgeschlossen ist und daß meine Aufmerksamkeit und meine Nachforschungen sich ihr nicht wieder zuzuwenden brauchen.

„Ich schreite stets vermittelst einer Serie von progressiven Konstruktionen vor. Ich kann Ihnen als Beispiel dafür die Liste meiner Experimente anführen, die Sie hier sehen, eingetragen unter ihrer Nummer am 14. Februar 1901;

sie bezieht sich auf die Kupferchlorüre. Doch ich will lieber dieses andre Manuskript nehmen; es giebt den Stand meiner aktuellsten Experimente über Fragen des chemischen Gleichgewichtes an. Es ist unter seinem Datum in demselben Register katalogisiert. Sehen Sie nur. Dieses wenig umfangreiche Register ist gewissermaßen das systematische Inventarium einer Menge von Experimenten, aus denen nach successiver Ausarbeitung meine wichtigsten Werke hervorgegangen sind. Ehe man irgend einen festen Abschluß macht, kommt es darauf an, sich über die Methoden genauester Messungen zu vergewissern. Wenn derartige Fragen Ihnen nicht allzu fachwissenschaftlich erscheinen müßten, würde ich Ihnen sagen, mit welcher besonderen Gewissenhaftigkeit meine kalorimetrischen Verfahren aufgestellt worden sind. Im Laboratorium entsteht das Anfangsdokument. Auf einzelnen Blättern habe ich die im Laufe des Experiments sich ergebenden numerischen Größen verzeichnet oder durch meine Schüler notieren lassen. Nach der Rückkehr in mein Arbeitskabinett ordne ich diese ersten grundlegenden Notizen und die Beobachtungen, die sich aus diesen numerischen Tabellen ergeben. Dann tritt die Notwendigkeit einer vorläufigen Redaktion heran mit ihrem unvermeidlichen Herumtasten; man muß sich daran gewöhnen, Klarheit zu schaffen. Die Veröffentlichung des ersten Grades beginnt mit einem in der Académie des Sciences mündlich gegebenen Exposé. Daraus geht sodann ein mehr oder weniger summarischer Bericht im Bulletin der Akademie hervor. Ich möchte das als eine Festlegung des Datums bezeichnen. Der Gegenstand wird sodann in den „Annales de Physique et de Chimie“ in der Form eines Memoires oder einer Abhandlung noch einmal bearbeitet.

„In sechzig bis achtzig Seiten werden darin gegeben: die Einzelheiten der Experimente, die Abbildungen der Apparate, der den Gelehrten gelieferte Beweis für die vorgebrachten Ergebnisse, die Analyse der Methoden und schließlich die allgemeinen Folgerungen, die sich im Keim darin befinden. An dritter Stelle erfolgt eine besondere Veröffentlichung mit neuen Darlegungen. Weitere Abhandlungen, weitere Memoires schließen sich in der Folge daran an, die sich auf dieselbe Art von Studien beziehen. Sie stützen sich und vervollständigen sich gegenseitig durch ihre respektiven Ergebnisse und haben schließlich als Ergebnis zusammenhängende Werke, die durch große Generalisationsprinzipien miteinander verbunden sind. Das ist der Abschluß; die analytischen Fragen sind zu einem einzigen Körper verschmolzen worden: die Aufstellung der Prinzipien und die Koordination der Stoffe. Es hat nicht weniger als etwa hundert Memoires erfordert, um die beiden dicken Bände meines Essai sur la mécanique chimique zusammenzustellen. Zwischen den verschiedenen Phasen wissenschaftlichen Aufbaues können lange Fristen verstreichen. Manche meiner Untersuchungen über die elektromotorischen Kräfte, die im Juni 1900 fertig geworden sind, sind erst nach fünf- bis sechshundert Experimenten reif zur Veröffentlichung geworden.

„Die Reihenfolge dieser langwierigen Arbeiten, die einander oftmals an ein und demselben Tage über Fragen verschiedener Art durchkreuzen, wird auf der

entsprechenden Seite meines Registers in einer Linie und mit ganz einfachen Zeichen notiert, die von rechts nach links gelesen werden können: F. P. R. 0:

0 (Null) soll heißen, daß die Frage sich der Lösung entzieht;

R zeigt an, daß das erreichte Resultat eine erste summarische Redaktion erfordert;

P bezeichnet, daß die Veröffentlichung geschehen ist;

F ist das Zeichen dafür, daß die Arbeit beendigt ist."

*

Mit dem lebhaftesten Interesse war ich den liebenswürdigen Darlegungen des Gelehrten gefolgt, durch die ich in einem kurzen Augenblick das Gefühl des Eindringens in die innerste Forschung seiner dem Wissen und dem Genie entsprungenen Werke kennen gelernt hatte. Ich dankte ihm aufs wärmste, tausendmal glücklicher, tausendmal befriedigter, daß ich diese genauen und kostbaren Mitteilungen mit mir nahm, als wenn ich diese oder jene klangvollen und vagen allgemeinen Ausdrücke zu hören bekommen hätte, mit denen viele berühmte Persönlichkeiten gern die Wißbegierde der Fragesteller zu beschwichtigen pflegen.

Ermutigt durch die Erinnerung an eine in entgegenkommendster Weise gewährte und an Offenbarungen reiche Zusammenkunft, hoffe ich eines Tages das Glück zu haben, den berühmten Gelehrten noch anderswo zu sehen als in seiner Wohnung im Institut de France: in seinem Laboratorium in Meudon, wie er den Fortgang seiner Experimente beobachtet, Versuche mit neuen Verbindungen macht, auf das Konzert der Umwandlungen in den Retorten horcht; und vielleicht werde ich ihn auch nicht weit von dort auf seinen Kulturfeldern, die ein wahres Observatorium für ihn sind, bewundern können, wie er die geheimnisvollen Beziehungen des freien Stickstoffs zu der organischen Materie erforscht und ergründet, die Rolle der atmosphärischen Elektrizität, wenn sie ihre intensive Spannung den ernährenden Elementen der Erde mitteilt, mit mathematischer Genauigkeit fixiert, kurz, der ewigen Natur die vor ihm unerforschten Geheimnisse ihrer nimmermüden Erzeugungskraft zu entreißen sucht. Ich werde davon vielleicht mit einer noch größeren Bewunderung erfüllt werden, aber jedenfalls nicht mit einer aufrichtigeren und tieferen Empfindung für den Zauber, den die schlichte Herzlichkeit und das herzgewinnende Wesen eines großen Mannes um sich verbreiten, — Eigenschaften, die bei ihm Liebe für den Menschen hervorrufen.

Karl Freiherr v. Vincke über die Bewegungen in den Jahren 1847 und 1848.

Ungedruckte Briefe desselben.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Georg v. Below.

Der Freiherr v. Vincke-Olbendorf gehört zu den Politikern, die äußerlich verhältnismäßig wenig hervortreten, jedoch durch ihre private Thätigkeit eine nicht zu unterschätzende Bedeutung haben. Gerade bei solchen Männern pflegt ihr Briefwechsel für die historische Forschung ergiebig zu sein. Einen Beleg dafür werden die im folgenden mitgeteilten wenigen, aber inhaltreichen Briefe, die Vincke an meinen Großvater gerichtet hat, liefern.

Einige Notizen über Vinckes Lebensgang dürften hier zur Orientierung willkommen sein.[1])

Karl Freiherr v. Vincke, ein Neffe des berühmten Oberpräsidenten von Westfalen, wurde am 17. April 1800 in Minden geboren. Im Jahre 1817 trat er in die Garde-Artillerie ein. Beim Besuch der Kriegsschule (1822 bis 1824) knüpfte er die Beziehungen zu dem Prinzen Wilhelm an, die ihn später besonders bekannt machen sollten. Aus seiner weiteren militärischen Laufbahn ist namentlich seine wiederholte Verwendung als Generalstabsoffizier erwähnenswert. 1837 erhielt er mit den Hauptleuten Fischer und v. Mühlbach ein Kommando zur Organisation und Ausbildung der türkischen Armee nach Konstantinopel; sie vereinigten sich mit dem daselbst schon seit einem Jahre weilenden Hauptmann Hellmuth v. Moltke. In der Türkei blieb Vincke bis zum Jahre 1839. Nachdem er 1841 die Herrschaft Olbendorf bei Grottkau im Strehlener Kreise gekauft hatte, schied er 1843 mit Urlaub auf unbestimmte Zeit aus dem aktiven Dienst, um sich der Bewirtschaftung seines Gutes zu widmen. Den förmlichen Abschied aus dem Heere nahm er 1850, als Oberstleutnant. Inzwischen hatte er sich mit Eifer den politischen Fragen zugewandt, indem er seine Aufmerksamkeit zunächst auf die Verhältnisse der Provinz Schlesien, in der er ansässig geworden war, dann aber auch auf die allgemeinen Verfassungsprobleme der Zeit richtete. Den Anfang seiner politischen Thätigkeit bezeichnet wohl seine im Jahre 1844 niedergeschriebene Arbeit: „Ueber Kommunal- und Polizeiverwaltung in den Landgemeinden Niederschlesiens“ (Breslau 1845). Er konnte als gemäßigter Liberaler gelten. Zur Zeit des ersten Vereinigten Landtags weilte er längere Zeit in Berlin und gewann Fühlung mit Politikern verwandter Richtung. Die

---

[1]) S. den Artikel über Vincke von H. v. Petersdorff in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 39, S. 756 ff.

Bewegung des Jahres 1848 schien ihn zu größerer Wirksamkeit zu rufen. Doch wurde sie ihm nicht in dem Grade zu teil, wie er es sich wünschte. Immerhin sehen wir ihn mehrfach in Thätigkeit. Er unterstützte den Prinzen von Preußen, als er die unruhige Hauptstadt verließ und sich nach England begab,[1]) und erleichterte ihm durch eine öffentliche Erklärung die Heimkehr. 1849 bis 1854 gehörte er der ersten preußischen Kammer an; 1850 war er Mitglied des Erfurter Volkshauses. Aus den folgenden Jahren ist sein Anteil an der Begründung der „Preußischen Jahrbücher" bemerkenswert. Seine alten Beziehungen zum Prinzen von Preußen gewannen erhöhte Bedeutung, als dieser Stellvertreter des erkrankten Königs wurde. Vincke nahm jetzt auch wieder ein Mandat, für das Abgeordnetenhaus, an. In der Konfliktszeit erfuhr sein Verhältnis zu König Wilhelm freilich Trübungen. Viel citiert ist ein sehr energischer Brief, den der Monarch im Jahre 1863 an Vincke richtete.[2]) Schließlich aber schloß dieser sich der Auffassung des Königs in der Militärfrage an. Nachdem er noch Mitglied des Norddeutschen Reichstags geworden war, starb er im Jahre 1869.

Man hat mit Recht bemerkt,[3]) daß Vinckes Briefwechsel mit König Wilhelm umfangreich und zweifellos von größter Wichtigkeit sein dürfte. Das wenige, was daraus bisher bekannt geworden ist, wird durch den Inhalt der Briefe, die ich hier veröffentlichen kann, in willkommener Weise vervollständigt, indem Vincke teils briefliche, teils mündliche Aeußerungen des Prinzen wiedergiebt. Vielleicht noch wertvoller sind seine Briefe in dem, was er über die Prinzessin von Preußen schreibt. Im übrigen unterrichtet uns diese Korrespondenz über die großen Ereignisse der Jahre 1847 und 1848, den Vereinigten Landtag und die Revolution.

Zur Erläuterung des Inhalts der Briefe mag folgendes hier vorausgeschickt werden. Die „138" sind diejenigen Mitglieder des Vereinigten Landtags, die die von Vincke-Hagen beantragte Deklaration der Rechte des Landtags (vom 26. April 1847) unterzeichnet hatten. Sie erregten den Unwillen des Königs, der sie auch zu den letzten während des Landtags gegebenen Hoffesten nicht mehr einlud.[4]) Die in den hier abgedruckten Briefen erwähnte Zahl „60" bezieht sich auf die Vorgänge bei den Ausschußwahlen; es handelt sich dabei übrigens nicht genau um 60, sondern um 58. Am 24. Juni 1847 forderte der König den Vereinigten Landtag auf, sogleich die Ausschüsse neu zu wählen, da er ihnen demnächst den lange vorbereiteten Entwurf des neuen Strafgesetzbuchs zur Begutachtung vorlegen wolle. Vincke-Hagen verlangte, man müsse sich der Wahl enthalten (im Interesse der Wahrung der Rechte des Landtags). Es enthielten

---

[1]) Vergl. E. Marcks, Kaiser Wilhelm I., 4. Aufl., S. 74. In den unten zu erwähnenden Briefen der Prinzessin und des Prinzen von Preußen aus den Jahren 1848, 1849 und 1858 wird auf die Unterstützung hingewiesen, die Vincke dem Prinzen im März 1848 erwiesen habe, auf seinen „Rat und That".

[2]) Vergl. E. Marcks, S. 224 und die neue Edition „Kaiser Wilhelm I. und Bismarck" S. 42.

[3]) Vergl. H. v. Petersdorff, S. 760.

[4]) H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Bd. 5, S. 624 und 644.

sich jedoch nur 58 Abgeordnete der Wahl. 157 Mitglieder des Landtags wählten unter verschiedenen Vorbehalten, 284 unbedingt.

Für die Vorgänge der Märztage des Jahres 1848,[1]) insbesondere für die Zurückziehung der Truppen hat man Vincke-Olbendorf von zwei verschiedenen Seiten her verantwortlich gemacht. Die Freunde der Revolution lobten seine angebliche That,[2]) und die scharfen Gegner der Revolution machten sie ihm zum Vorwurf.[3]) Es liegt wohl in der Natur der Sache, daß die liberal gesinnten Freunde der königlichen Familie eine so entgegengesetzte Beurteilung erfuhren. Die Kritik hat nun schon verschiedene Gesichtspunkte dafür geltend gemacht, daß Vincke-Olbendorf an der Zurückziehung der Truppen keinen Anteil gehabt haben kann.[4]) Jetzt erhalten wir darüber durch seine Briefe volle Gewißheit. Sie widerlegen speziell auch die Behauptung des Prinzen Hohenlohe, daß Vincke-Olbendorf an der Ueberbringung des Befehls zum Abzuge der Truppen aus den Stellungen von den Barrikaden beteiligt gewesen sei.[5])

Die „Deutsche Zeitung", von der Vincke wiederholt spricht, war im Juli 1847 von Professor Gervinus in Heidelberg begründet worden. Sie wollte das konstitutionelle Repräsentativsystem und eine fester gegliederte bundesstaatliche Ordnung für Deutschland fördern.

Wo Vincke-Olbendorf schlechthin von „Vincke" spricht, meint er seinen Vetter Freiherrn Georg v. Vincke, Landrat des Kreises Hagen, den großen parlamentarischen Redner.

Mein Großvater, General Gustav v. Below, an den die Briefe gerichtet sind, war in jenen Jahren Adjutant des Königs. Leider sind seine Antworten, wie es scheint, nicht mehr vorhanden.[6]) Es braucht nicht näher auseinandergesetzt zu werden, daß sie uns die schätzenswertesten Aufklärungen geben würden. Besonders über die Märztage mußte Below gut orientiert sein, da er damals im Schloß weilte, am 19. März das Kommando im Schloß erhielt.

Verehrtester Herr General! [Undatiert.][7])

Leider konnte ich Sie am Abend meiner Abreise nicht mehr sprechen. Ich habe noch um $6\frac{1}{2}$ Uhr eine Unterredung mit dem Prinzen gehabt, die mir

---

[1]) Vergl. über die hier in Betracht kommenden Streitfragen W. Busch, Die Berliner Märztage von 1848 (Historische Bibliothek, Bd. 7) und die unten zu erwähnende Schrift von Rachfahl.

[2]) Bei Adolf Wolff, Berliner Revolutionschronik, Bd. 1 (Berlin 1851), S. 198 f. wird eine lange Rede mitgetheilt, die Vincke-Olbendorf vor dem Könige gehalten haben soll.

[3]) Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben, Bd. 1 (Berlin 1897), S. 48 f.

[4]) Rachfahl, Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution, S. 160, Anm. 1.

[5]) Vergl. dazu Rachfahl a. a. O., S. 267, Anm.

[6]) Frau Generalin v. Stiehle, die Tochter Vinckes, hat mir auf meine Anfrage mitgeteilt, daß Briefe meines Großvaters an ihren Vater im Archiv zu Olbendorf nicht aufzufinden seien.

[7]) Der Brief stammt zweifellos aus der Zeit des Vereinigten Landtags von 1847 und

fast alle Hoffnung auf eine gütliche Verständigung raubt. Von Vertagung und Beratung durch eine Kommission nach unserm bekannten Plane ist nicht die Rede. Man verläßt sich auf die Verhandlungen der Petitionen über Verfassungsfragen, hofft wahrscheinlich diese durch die erste Kammer zu beseitigen; wo nicht, will man sie abschlagen, sich deutlich aussprechen, daß man nicht weiter gehen will. Wenn dann eine „faktiöse" Opposition allen Maßregeln, welche die Regierung zum Wohl des Landes vorbringt, konsequent entgegentritt und sie zerstört, so wird man wahrscheinlich den Landtag zu Hause schicken, vielleicht gar alles zurücknehmen. Der Prinz äußerte, daß er dasselbe an Auerswald[1]) gesagt, und ich könne es an Vincke sagen und fragen, „ob er es dahin treiben wolle."

Haben Sie doch die Güte, mir nur mit wenig Worten mitzuteilen, wenn etwas Wichtiges vorkommt. Ich zweifle daran, daß ich irgend von wirklichem Nutzen sein werde, aber man hat mich gebeten, in dringenden Fällen, wenn ein Bruch drohte rc., doch hinzukommen. Ich halte das nun zwar nicht gut für möglich, denn wenn ich auch wirklich etwas nützen könnte durch zeitige Zwischenrede (was bisher doch nichts genützt hat), so komme ich doch immer zu spät. Indessen man kann nicht alles vorher wissen, und wenn Sie z. E. glauben, daß es nützlich sein kann, daß ich dort bin, so schreiben Sie mir.

Hier stehen die Feldfrüchte gut. Die Not ist nicht übermäßig, obgleich alles sehr teuer. Die Bauern verkaufen den Sack Kartoffeln zu 45 Sgr., ich an meine Arbeiter zu 15 Sgr. Der Raps ist aber durch den schwarzen Käfer, gleichzeitig mit Kälte in der Blütezeit, fast gänzlich verloren.

Mit der Bitte, mich Auerswald, Saucken[2]) und unsern übrigen Freunden freundlichst zu empfehlen, vereine ich die um die Fortdauer Ihres Wohlwollens. Sollten Sie Bülow-Kummerow[3]) sehen, so bitte ich, mich mit der Schnelligkeit meiner Abreise darüber zu entschuldigen, daß ich nicht mehr bei ihm gewesen bin.

Mit der innigsten Hochachtung und Verehrung

Ihr

Vincke.

*

---

ist wohl in Oldendorf geschrieben. Allerdings fällt der Ausdruck „erste Kammer" auf (der Vereinigte Landtag hatte eine „Herrenkurie", nicht aber eine „erste Kammer"). Indessen mag Vincke den Ausdruck unter dem Einfluß des Sprachgebrauchs der fremden Länder gewählt haben. Vermutlich ist der Brief in die Zeit vor der Ablehnung der Ostbahnanleihe zu setzen.

[1]) Offenbar ist Alfred v. Auerswald gemeint, der auf dem Vereinigten Landtag eine bedeutende Stellung einnahm.

[2]) Mitglieder des Vereinigten Landtags waren beide Brüder Saucken, sowohl E. v. Saucken-Tarputschen wie A. v. Saucken-Julienfelde.

[3]) Der thätige Publizist Ernst v. Bülow-Kummerow (1775 bis 1851) hatte in seiner Schrift „Preußen im Jahre 1847 und die Patente vom 3. Februar" (1847) sich auch zu der Frage des Vereinigten Landtags geäußert. Vergl. über ihn Meitzen, Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 3, S. 517 ff.

Olbendorf, 31. May, Mondtag [1847].[1])

Die Eisenbahnen sind doch eine vortreffliche Einrichtung. Ihren so freundlichen als interessanten Brief von gestern finde ich schon heute abend bei meiner Rückkehr von Breslau hier vor und hätte ihn noch vier Stunden früher haben können, wenn ich hier gewesen wäre. Zuerst also meinen herzlichsten Dank für diese Mitteilung, die mir so guten Appetit gemacht hat, daß ich mit Sehnsucht bei Gelegenheit um mehr bitte.

Ich habe heute über die Stimmung in der Provinz und im Auslande, soviel ich darüber hier in der Gegend und beim Breslauer Wollmarkt erfahren können, ausführlich an Seine Königliche Hoheit geschrieben. Die allgemeine Stimmung ist dem Landtage sehr günstig, sowohl hier als auch in den benachbarten österreichischen Provinzen, und es wäre herzzerreißend und seitens der Regierung der größte politische Fehler, wenn der Landtag in Ungnade aufgelöst werden sollte. Ich habe das mit den lebhaftesten Farben auseinandergesetzt.

Ich schreibe Ihnen sogleich wieder, um Ihnen eine interessante Nachricht aus Krakau mitzuteilen. Der Kaufmann Lehwald war heute aus Krakau gekommen und hatte die Nachricht mitgebracht, der Graf Deym[2]) habe gleich nach seiner Rückkehr aus Wien bekannt gemacht, daß der ganze Notzoll auf sämtliche vor der Grenzsperre eingeführte preußische Waren auf ein Pauschquantum von 19000 Fl., neunzehntausend Gulden, herabgesetzt sei und Oesterreich auf dem preußischen Grenzzollamt Myslowitz ein Plombieramt errichten würde, so daß dann alle Waren ꝛc. ohne weitere Untersuchung bis zu dem Hauptzollamt in Krakau gelangen könnten. Sollte dieser Sieg nicht etwas mit dem Landtage zuzuschreiben sein? Denn sicher ist doch die Nachricht von der betreffenden Verhandlung gleich per Estafette nach Wien gegangen!

Für gewiß wurde heute erzählt, Canitz[3]) hätte um seinen Abschied gebeten, ihn auch erhalten, doch solle er noch acht Tage die Geschäfte fortführen und den Sitzungen beiwohnen.

Ebenso war die Erzählung von einem Duell zwischen Fürst Solms-Lich[4]) und Vincke, bei dem der letztere in den Arm verwundet, allgemein verbreitet. Dem konnte ich nun gehörig widersprechen, weil die Ausgleichung zwischen beiden schon Freitag vor acht Tagen vor meiner Abreise stattgefunden.

Es ist unglaublich, wie der Landtag die regste Teilnahme selbst bei Leuten findet, die sonst an dergleichen gar nicht dachten, z. E. bei alten verabschiedeten

---

[1]) Der Inhalt macht es zweifellos, daß dieser Brief in das Jahr 1847 zu setzen ist.

[2]) Vergl. zum folgenden W. Weber, Der deutsche Zollverein, S. 246 f. Es ist wohl Friedrich Graf Deym (1801 bis 1853) gemeint, später Mitglied des Frankfurter Parlaments.

[3]) Ueber den Anlaß s. Treitschke a. a. O., S. 637.

[4]) Fürst Ludwig zu Solms-Lich war durch seine auf Hallerschen Prinzipien ruhende Schrift „Deutschland und die Repräsentativverfassungen" (Gießen 1838) in weiteren Kreisen bekannt geworden. Er erklärte übrigens allgemeine Landstände im preußischen Staate für notwendig. Vergl. Treitschke a. a. O., S. 605.

Militärs wie Safft, Schramm ꝛc. Die Gräfin Brandenburg meinte, sie hätte viel Schlimmeres von dem Landtage erwartet...

Wenn's in Berlin recht interessant wird, oder wenn ich hoffen darf, nicht ganz unnütz zu sein, so komme ich noch einmal hin. Eine Maßregel scheint man doch aufgegeben zu haben, die mir nach gewissen Aeußerungen beabsichtigt zu sein schien, nämlich die Ausschließung der 138.

Mit inniger Verehrung

Ihr treu ergebenster

Vincke.

*

Oldendorf, den 27. 7. 47.

Verehrtester Herr General!

Herzlichen Dank für Ihre interessanten und freundlichen Mitteilungen vom 16. d. M. Von hier würde ich Ihnen wenig schreiben können, da ich eine ganze Zeitlang nicht von der Hube gekommen, wenn ich nicht einige Tage nach Ankunft Ihres Briefes einen ausführlichen von Seiner Königlichen Hoheit erhalten, der leider meine hinsichts auf ihn gefaßten Hoffnungen wieder sehr niederschlägt. Erfreulich für mich war darin nur der Anfang, indem Seine Hoheit schreibt: „Weder in Berlin noch in Breslau war es Absicht, wenn ich Sie in der letzten Zeit nicht sprach, sondern der offenbare Zeitmangel. Nie werden Sie bei mir die Gesinnung finden, daß ich jemand es vorwerfe, wenn er seine Meinung mir unumwunden ausspricht, denn ich nehme dasselbe Vorrecht auch für mich in Anspruch. Leid wird es mir freilich immer thun, wenn Ideenaustausch nicht zur Verständigung führt. Und so wird es uns wohl bei Beurteilung der 60er ergehen, die den Wahlakt verweigert haben." Ich hatte nämlich dem Prinzen ausführlich auseinandergesetzt, wie unrecht und unpolitisch es sein würde, wenn man, wie das Gerücht sagte und die Drohung in der Schlußrede vermuten ließe, diejenigen, welche die Wahlen verweigert, bestrafen wollte. Er führt nun weiter seine entgegengesetzte Ansicht aus und sagt dann: „Wer dem Könige, als höchstem Gesetzgeber, das Recht nicht zuerkennt, Ausleger der Gesetze zu sein, der ist Rebell; wer dieserhalb verweigert, die bestehenden Gesetze zu erfüllen, der ist Rebell. Wer erklärt, nur die Teile der Gesetze anerkennen und ausführen zu wollen, die ihm gefallen, der ist Rebell! Dies alles haben die 60er gethan" ꝛc., und endlich: „Da haben Sie mein Raisonnement über die 60. Was sie treffen wird und ob sie was treffen wird, weiß ich noch nicht, aber meine Meinung kennen Sie nun. — Niemand wird wegen freimütiger Aeußerungen verfolgt werden auf dem Landtage; wenn diese Aeußerungen indessen in oppositionelle Thaten und Handlungen, in flagranten Ungehorsam übergehen, dann fängt für den Monarchen die Pflicht an, sich Gehorsam zu verschaffen. Thut er es nicht, dann ist es mit seinem Regiment zu Ende."

So weit der Prinz. — Ich hatte ihm, bei aller Mißbilligung des Nichtwählens, vorgestellt, wie für jeden, der in voller Ueberzeugung an dem früheren unwiderruflichen Gesetz von 1820 festhalte, kein Gerichtshof in der Verweigerung

der Talnahme an der Wahl ein Verbrechen erkennen könne; wie die wirksamste Strafe jener strengeren Ansicht in der Niederlage läge, die sie dadurch erlitten, daß sie in einer so entschiedenen Minorität geblieben; wie aber eine Bestrafung von seiten der Staatsgewalt die große Majorität des Landtags, die im Vertrauen auf den König unbedingt oder mit Verwahrung gewählt hätte, erbittern und die Bestraften zu Märtyrern machen, für den zukünftigen Landtag aber ein um so festeres Bestehen auf das Recht bewirken würde. Es scheint aber alles keinen Eindruck gemacht zu haben. Wenn ich nun auch vielleicht hoffe, daß des Prinzen Ansicht nicht durchdringt, daß man wenigstens für jetzt die Sache ruhen lassen und später ganz von der Bestrafung abstrahieren wird, so betrübt es mich doch sehr, daß unser Zukünftiger sich so entschieden auf die Seite der absoluten göttlichen Macht — Rechts und Gnade stellt;[1]) denn offenbar herrscht in dem denkenden Teile der Nation die entgegengesetzte Ansicht des Rechts in großer Majorität vor, und bilden sich beide Gegensätze scharf aus, so muß es früher oder später zu einer Revolution, oder wenn das Volk dazu zu besonnen oder zu schlaff ist, zu innerer Schwäche und bei nächstem Stoß von außen zum Sturz Preußens kommen. Es ist daher wohl Pflicht, mit aller Vorsicht und Ausdauer gegen jenes unglückliche Haller-Metternichsche Prinzip anzukämpfen. Einen vortrefflichen Vergleich hat nach der Heidelberger Deutschen Zeitung kürzlich ein Franzose gemacht, indem er sagt: „Sonderbar, die Konservativen in Deutschland wollen keine Rechtsbegründung, sondern nur Gnade. Das ist ein merkwürdiger Widerspruch und erinnert mich an meine Maitresse. Ich habe sie geheiratet, weil sie mir sehr klar bewies, daß sie durch die Gnade meiner Liebe nicht für die Zukunft gesichert sei und erst in dem Rechtsboden der Ehe ein Kissen finden werde, auf dem man ruhig schlafen könne. Die Gnade ist Maitressenwirtschaft, die Ehe ist Rechtsbegründung, und ich begreife nicht, wie die Legitimisten in Berlin und anderswo dieses nicht begreifen wollen."

Ich beabsichtige trotz jener entschiedenen Meinung des Prinzen noch weiter schriftlich zu kämpfen.

Die Heidelberger Zeitung ist doch ein interessantes Blatt. In dem ersten Aufsatze über die preußischen Zustände war einiges meiner Ansicht nach zu theoretisch scharf und nicht mit gehöriger Auffassung oder Kenntnis unsrer Zustände geschrieben. Z. E. war es sehr unpolitisch für unsre Verhältnisse, das repräsentative und ständische System als ganz unverträglich einander gegenüberzustellen, statt auszuführen, daß beide nur dann gut und haltbar, wenn sie den höheren Zweck erfüllen, nämlich die wahren Bedürfnisse des Volks zu ermitteln, auszusprechen und ihnen vor dem Throne Geltung zu verschaffen. Unser ständisches System kann gut und haltbar werden, wenn es jenen Zweck erreicht, und dazu ist Aussicht; warum es also, zumal bei den höchsten Orts herrschenden Ansichten, unbedingt bekämpfen. Ferner der Ausspruch: „Das Verwerfen der Einkommen-

[1]) Vergl. hierzu Treitschke a. a. O., S. 602 über die Schrift W. v. Merckels.

steuer [1]) sei ein Beweis, daß das Wahlsystem nichts tauge, man müß... ein andres einführen." Ich habe, da man mir die Ehre erzeigt h... Ehrenrat mitzuwählen, dem Herrn P[rofessor] G[ervinus] meine Ans... und mehrere Punkte geschrieben. Mit späteren Blättern bin ich zufr... falls ist es wert, die Zeitung zu lesen ...

Sollten Sie von den Herren einen oder den andern sehen, ... Landtage das Glück gehabt kennen zu lernen, so bitte ich mich ... namentlich Auerswald, Sauckens. Gern möchte ich wissen, ob e... Germanistenversammlung nach Lübeck kommen wird.

Mit inniger Verehrung

Ihr treu ergebenster

...

*

Oldendorf, den 29. Nov. 1847

Verehrtester Herr General!

Seit ungefähr 14 Tagen bin ich krank gewesen und habe das Zimmer noch nicht verlassen. Auf einer Jagd bei dem Grafen York (wo nur Wedell, Prinz Biron, Willisen und ich waren) habe ich mir mein Leiden geholt, und ein altes Leberübel, das sich von zu vielem Chinin herschreibt, das ich früher beim Fieber habe nehmen müssen, hat es verlängert. Ich hoffe, daß es Ihnen besser geht als mir.

Daß ich bei meiner Reise nach Weimar den Prinzen verfehlte, werden Sie sich berechnet haben; indessen traf ich noch die Prinzessin und habe einen höchst interessanten Tag in Weimar verlebt. Sie sieht trübe, läßt aber doch nicht die Hoffnung sinken, und beim Abschied in Halle habe ich ihr versprechen müssen, meinen Ansichten treu zu bleiben und nicht müde zu werden, sie schriftlich und mündlich bei dem Herrn zu verfechten. Sie erzählte mir auch, daß sie mit Ihnen gesprochen. Ich war zu Mittag und abends zum Thee in Belvedere und hatte zwischen beiden Gesellschaften eine lange Unterredung mit ihr in ihrem Zimmer. Am folgenden Tage begleiteten ihre Eltern sie bis Weißenfels. Von dort bis Halle ließ sie mich noch in ihr Coupé einladen, wo ich mit ihr und der Malzahn allein war. Sie ist wirklich eine herrliche Frau, schade! schade! daß sie nicht mehr Einfluß hat!

Ihrer Erlaubnis gemäß habe ich an Gervinus geschrieben und erhalte in diesen Tagen von ihm einen Brief, den ich (mit der Bitte um Rücksendung) beilege, weil ich glaube, er wird Sie interessieren. Der andre, den er meint und auch nicht kennt, ist unser Freund, der türkische Diplomat. — Ich wünschte sehr, Sie könnten der Deutschen Zeitung, die es eigentlich wirklich gut mit Preußen meint, mitunter einen gut unterrichteten Artikel zusenden oder von andern zusenden lassen. Die Frage über die Vorbehaltswahlen ist doch wirklich sehr gut in der Zeitung diskutiert worden. Die Bauernadresse hätte ich freilich nicht

---

[1]) Durch den Vereinigten Landtag, Treitschke, S. 629.

so früh in die Deutsche Zeitung gewünscht, weil ich fürchte, sie wird ihr die Feindschaft der Regierung in einem Grade zuziehen, daß sie vielleicht bei nächster Gelegenheit verboten wird. Der Klugheit gemäß wäre es also freilich wohl gewesen, sie zurückzustellen. Uebrigens ist diese Adresse doch ein merkwürdiges Aktenstück. Was ist denn aber eigentlich an dem Holtzendorf-Vietmannsdorf?[1]) Es sind über ihn so ungünstige Nachrichten in den Zeitungen. Ist es wahr, daß er von den Mitständen exkludiert ist? Weiß man denn noch immer nicht die Namen der 40 Ritter?[2]) Es ist doch wirklich kleinlich und großartig feig, sie so ängstlich zu verschweigen. Das beweist am allermeisten die Schwäche dieser servilen Partei, sowohl in Zahl als Fähigkeit, wenn sie nicht wagt, ihre Namen zu nennen. Das sollte dem Könige die Augen öffnen über den Stab, auf den er sich stützen zu können glaubt.

Hier in Schlesien haben wir jetzt einige Wahlen zur Ergänzung abgegangener Deputierter. In unserm Wahlbezirk statt des Majors v. Roeder, der Roth-Sürben früher besessen hat. Es thut mir sehr leid, daß ich erst sechsjährigen Grundbesitz habe; aber demungeachtet muß ich gestehen, zweifle ich, ob ich gewählt werden würde, wenigstens höre ich schon, daß die Leute von der reinen oder guten Gesinnung gegen mich arbeiten sollen. Es wird jedenfalls ein kleiner Wahlkampf werden. Da wir keine Instruktionen zu geben haben, auch kein Deputierter verpflichtet ist, die Petitionen, die wir einreichen, zu übergeben, so bleibt nichts übrig, als daß man sich von den Kandidaten ihr politisches Glaubensbekenntnis ausbittet, und darauf werde ich antragen. Was übrigens im ganzen von unsrer schlesischen Ritterschaft zu erwarten ist, wissen Sie nach dem letzten Landtage.

Ich bin sehr neugierig auf die Einberufung der Ausschüsse, und ob man ihnen bloß das Strafgesetzbuch, überhaupt nur solche Sachen vorlegen wird, daß die mit Vorbehalt Gewählten nicht in Konflikt mit ihrem Gewissen kommen, oder ob man versuchen wird, weiter zu gehen und durch einen coup de main die Frage zu entscheiden. Ich hoffe, man wird bei jenem Fall stehen bleiben, und dann kann alles gut gehen, dann ist Hoffnung, daß man auch den Rat des Landtages in andern Dingen beachten wird. Ich muß noch einmal auf die Frage wegen der Vorbehaltswahlen zurückkommen. Sie erinnern sich des Artikels in der Deutschen Zeitung, den Sie mir (mißbilligend) in Berlin zeigten, und der im Bodelschwinghschen Sinne die Frage über die Rechtsbeständigkeit des Patents rc. durch die Wahlen für entschieden und die Vorbehalte gleich Null erklärte. Infolge dieses Artikels, der mir offenbar aus einer halboffiziellen

---

[1]) Nach dem Schluß des Vereinigten Landtags kam dem König eine Dankadresse von etwa 40 Mitgliedern der märkischen Ritterschaft zu, die er sogleich veröffentlichen ließ. Auf diese antwortete eine durch den uckermärkischen Liberalen v. Holtzendorf veranlaßte Eingabe märkischer Landleute, die die Erfüllung der alten königlichen Verheißungen ungestüm forderte. Treitschke, S. 643 ff.

[2]) S. die vorige Anmerkung. Die Anonymität jener Dankadresse wird in jener Zeit heftig getadelt.

Quelle geflossen zu sein scheint, um der öffentlichen Meinung an den Puls zu fühlen, folgte aus Berlin, vom Rhein, aus Schlesien, aus Pommern (offenbar Schwerin) eine Reihe sehr kräftiger Artikel dagegen; ich hoffe, daß, wenn jener erste Artikel aus solcher Quelle geflossen, die Erwiderungen darauf nicht ohne nützliche Folgen geblieben sein werden.

Vor einiger Zeit (etwa 14 Tagen) war ein Artikel über unsre Verfassung (ich kann leider die Nummer nicht angeben, weil ich die Zeitung weggeborgt habe), der mir klarer wie noch irgend etwas die Ansicht des Königs, „ohne von seiner absoluten Machtvollkommenheit irgend etwas ablassen zu wollen, mit einem, wenn auch nur beratenden Parlament von 600 Köpfen regieren zu wollen," darstellte, und mir sehr zugesagt hat. Das scheint allerdings des Königs Ansicht zu sein, aber ich habe es mir doch nicht so denken können, weil es mir unglaublich erschien, 600 Ratgeber zu befragen mit der Absicht, auf ihren Rat nichts zu geben. In England hat der König das Recht, eine durch beide Häuser gegangene Bill zu verwerfen, er thut's und kann's aber doch nicht, ebenso wie das Unterhaus das Recht hat, die Steuern zu verweigern, es aber doch nie thun wird. So ist es auch bei einer beratenden Versammlung. Den Rat von 600 Deputierten kann kein Monarch ignorieren.

Nochmals bitte ich gehorsamst, helfen Sie der Deutschen Zeitung etwas und erfreuen Sie, wenn Sie Zeit haben, mit einigen Zeilen

Ihren

treu ergebensten

Vincke.

*

Breslau, 10. 2. 48.

Verehrtester Herr General!

Ihre interessante Mitteilung vom 6. d. M. erhielt ich am 8. abends, verschob aber die Antwort bis heute, weil ich hier in Breslau, wo ich zum Wahltermin für einen ersten Stellvertreter der Landtagsabgeordneten unsers Wahlbezirks bin, noch einiges Mitteilenswerte zu erfahren hoffte. — Der Brief ist übrigens wohl versiegelt hier angekommen, ohne alles Zeichen von Verletzung.

Die Not in Oberschlesien ist wirklich so groß, wie sie die Zeitungen schildern. Ich habe darüber offizielle Berichte und Privatmitteilungen gelesen. Ein wahrhaft Unglaubliches ist es aber, wie eine solche Not schon so lange bestanden und dadurch zu einer so enormen Höhe hat anwachsen können, ohne daß die Regierung davon Notiz genommen und beizeiten vorgebeugt hat. Es ist hier nicht klar zu sehen, an wem eigentlich die Schuld liegt. Der Landrat Durand hat schon viel und lange geschrieen; einige schreiben dem Präsidenten Grafen Pückler in Oppeln die Schuld zu, dem wird aber hier widersprochen, indem Wedell selbst gesagt haben soll, ihn träfe keine Schuld, er hätte den Zustand gemeldet; auch sagt mir heute hier der Oberregierungsrat Graf Zedlitz, daß er schon längst in den Oppelner Zeitungsberichten von Pückler — die sich die Regierungen gegenseitig mitteilen — dessen Klageberichte gelesen habe. Danach scheint die Schuld

hier in Breslau an W.[1]) zu liegen, welcher auch, als endlich auf Privatwege die Sache hier, zuerst durch den Grafen Harrach, zur Sprache gebracht worden, sehr perplex gewesen sein soll und sich dadurch bei der Unterschrift des Aufrufs wohl sehr kompromittiert hat, indem sein Name als Oberpräsident der Provinz dabei eine eigentümliche Stellung einnimmt. Ihm sind schon seit Monaten 1500 Wispel Roggen von der hiesigen Intendantur zur Disposition gestellt, von denen 500 in Kosel, 500 in Neisse, 500 hier lagern. Daß übrigens der Typhus rein infolge Hungers und schlechter Lebensmittel entstanden, ist ebenfalls erwiesen. Einzelne Ortschaften, z. E. die Rothschildschen Güter, wo für die Leute zur Zeit der vorjährigen Hungersnot besser gesorgt gewesen, sollen von dieser fürchterlichen Seuche verschont sein, wenigstens viel länger verschont geblieben sein, bis das immer stärker werdende Kontagium sich auch dahin verbreitete. Verfasser des Aufrufs ist übrigens Graf Burghaus; das viele Deutsch darin ist wahrscheinlich Wedell entgangen, mir ist es auch erst aufgefallen, seit Sie mich darauf aufmerksam gemacht. — Merkwürdig ist es noch, daß, als Graf Harrach, den Sie ja kennen und der wirklich ein sehr braver, nobler Mann ist, zuerst in den Zeitungen auf die Not hat aufmerksam machen wollen, die Zensur ihm Hindernisse in den Weg gelegt hat. Ich sprach Harrach heute selbst; einen Aufsatz, den er in die Zeitungen hat rücken lassen wollen, haben die Redaktionen, die unter dem Schwert der Entziehung der Konzession stehen, nicht aufgenommen. Uebrigens liegen die Ursachen in Oberschlesien viel tiefer, und es wäre sehr zu wünschen, daß sie einmal gehörig zur Sprache kämen. Die ganze dortige polnische Wirtschaft trägt große Schuld, die Menschen werden wie Vieh behandelt und sind und bleiben deshalb auch Vieh. Die Deklaration von 1827,[2]) wodurch die dortigen Bauern und Dreschgärtner für unablöslich erklärt und nicht Eigentümer geworden, und das Aufkaufen und Exmittieren solcher Familien haben das Proletariat sehr vermehrt. Gegen jene Deklaration hat die Generalkommission sich vergeblich die Finger abgeschrieben. Der damalige Fürst v. Pleß soll durch seinen Einfluß großen Anteil daran gehabt haben. Graf Hochberg, der ein wahrhaft edler Mann ist, wird dort guten Einfluß üben. Durch jenes Verhältnis sind dort galizische Zustände bisher erhalten worden. Wir werden darüber Aufklärung erhalten. Der Assessor Schneer,[3]) der früher auch die Zustände der schlesischen Weber beschrieben, beschäftigt sich damit, alle Data zu sammeln, und ist jetzt in Oberschlesien. Gleich nach dem Aufruf sind 1000 Zentner russisches Mehl von der Ohlauer Mühle aus hinaufgeschickt, leider ist dieses aber altes, schon in den russischen Magazinen verdorbenes Mehl, das geradezu der Gesundheit schädlich ist.

---

[1]) Der damalige Oberpräsident von Schlesien, v. Wedell.

[2]) Vergl. zur Erklärung des Folgenden G. F. Knapp, Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens, Bd. 1, S. 214, und Bd. 2, S. 401 ff.; G. v. Below, Territorium und Stadt, S. 92, Anm. 1.

[3]) Dr. Schneer ist im Staatshandbuch von 1848 als Regierungsassessor in Breslau aufgeführt.

Was die Deutsche Zeitung betrifft, so teile ich Ihre Ansicht über diese vollkommen. Der Aufsatz „Eine militärische Frage“ hat mir auch mißfallen, sowie auch ein früherer, über den ich auch Gervinus meine Mißbilligung schrieb. Er antwortete mir, er wäre (der frühere) von einem sehr besonnenen, kriegserfahrenen Militär in Stettin. Ueber das drohende Verbot in Preußen schreibt Gervinus mir kürzlich, daß er von dem badenschen Ministerium offiziell auf Veranlassung einer Kommunikation aus Berlin gewarnt worden wäre, und zwar haben die Mitteilungen der Holtzendorfer Adresse und der Breslauer Bürger an den Magistrat in den kirchlichen Angelegenheiten das Mißfallen in Berlin erregt. Gervinus beruft sich darauf, daß er diese doch thatsächlichen Aktenstücke keineswegs in irgend einer beifälligen Weise, sondern im Gegenteil das erstere mit mißbilligenden Andeutungen begleitet, daß man ihm also die Mitteilung dieser Aktenstücke nicht übler auslegen könnte als die Mitteilung irgend einer andern tadelnswürdigen That, an der, insofern sie wahr wäre, doch niemand einen Anstoß nehmen würde. Er fürchtet sehr ein Verbot in Preußen, ein solches würde die jetzt sehr verbreitete und viel gelesene Zeitung zu einem bloß süddeutschen Blatte herabdrücken; dann möge sie fortbestehen, er aber würde sich von der Redaktion zurückziehen. Er hat auch an Schwerin und Auerswald deshalb geschrieben und gebeten, beide möchten sich für die Erhaltung des Blattes verwenden. Ich würde es sehr bedauern, wenn die Zeitung bei uns verboten würde. — Uebrigens höre ich auch von andrer Seite, daß mehrere aus Preußen über Berlin an die (Heidelberger) Deutsche Zeitung gerichtete Briefe nicht angekommen sind.

Breslau, den 11.

P. S. Wir haben heute morgen die Wahl eines ersten Stellvertreters der drei Landtagsabgeordneten unsers aus fünf Kreisen bestehenden Breslauer Wahlbezirks gehabt an Stelle des Grafen York, der freiwillig niedergelegt hatte. Ich bin gewählt worden. Es kommt also darauf an, ob ich, da ich erst 6½ Jahre ansässig bin, von Sr. Majestät bestätigt werde. Ich bin sehr neugierig darauf und glaube es kaum. Es würde nämlich in Schlesien der erste Fall sein, daß ein nicht Zehnjähriger bestätigt würde. Die Wahl ist nur für ein Jahr, weil dann die Wahlperiode Yorks abgelaufen wäre. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß ich zum Provinziallandtag einberufen werde, weil alle drei Deputierte, Graf Stosch, Graf Sauerma und Graf Zedlitz-Trütschler, anwesend und gesund sind, indessen ist es doch möglich, und es würde mir sehr lieb sein, besonders weil die ländliche Kommunalordnung zur Beratung kommt. Bei der Wahl ging es sonderbar her. Es waren von 220 Berechtigten 44 anwesend. Bei der ersten Abstimmung war keine absolute Majorität. Die meisten Stimmen hatte Major Stegmann in Stachau,[1]) jetziger dritter Stellvertreter, der auch als solcher beim Vereinigten

---

[1]) Major a. D. v. Stegmann und Stein auf Stachau (Inhaber des Eisernen Kreuzes II. Klasse), Landesältester für den Kreis Nimptsch. (Die Kenntnis dieser Personalien verdanke ich Herrn Bibliothekar Dr. Voulliéme in Berlin.)

Landtage war, ein gutmütiger Lebemann. Er bekam 16, ich 15 Stimmen. In der engeren Wahl erhielt ich 23, er 19 (da er und ich nicht mitstimmen konnten, so waren nur 42 Stimmen). Zwei Stimmen, die mir sicher waren, Graf Harrach und Hiller, kamen zu spät und konnten nicht mitstimmen. Fünf andre aus unserm Kreise waren teils wegen Krankheit, teils andrer wirklich unabweislicher Hindernisse wegen nicht erschienen, so daß ich eigentlich doch Unglück hatte, denn es wäre mir, auch wegen der Bestätigung, lieber, wenn ich mit größerer Majorität gewählt wäre. Doch da ich mir keine Mühe darum gegeben, so ist es immer für einen Einwanderer in der Provinz genug, und ich wünsche nur, daß ich bestätigt werde. Wenn der Prinz, der doch in der ständischen Kommission ist, dafür ist, so darf ich wohl hoffen. Am meisten fürchte ich Bodelschwingh.

Vielleicht komme ich noch im Laufe dieses Monats auf 8 bis 14 Tage nach Berlin.

In den Ausschüssen[1]) geht es zu meiner großen Freude ganz gut zu. Doch sind einige Punkte durchgegangen, über die ich mich wundere, zumal die erläuternden Erklärungen des Justizministers, die nachher doch gar keine gesetzliche oder rechtliche Wirkung haben, keine Sicherheit geben, daß die Gesetzesstellen auch nachher ebenso verstanden oder von abhängigen Richtern interpretiert werden, wie er sie jetzt verstanden wissen will. Es müßten denn die Verhandlungen als ein erläuterndes Kompendium oder wenigstens die betreffenden Erklärungen des Ministers mit als Anhang publiziert werden. Auerswald hat nach der letzten Zeitung brav widerstanden. Der Minister versucht es mitunter, die Herren einzuschüchtern, aber er ist doch auch immer wieder sehr versöhnend.

Wedell hat, wie ich heute höre, eine sehr ungnädige, man sagt fulminante Kabinettsordre erhalten. Es heißt hier schon seit drei Tagen, der König würde selbst nach Oberschlesien reisen. Gestern abend hieß es, er wäre schon inkognito durch. Vor drei Stunden ist Minister Stollberg mit dem Geheimen Oberfinanzrat Kühne hier angekommen. Erster wohnt mit mir Thür an Thür. Morgen früh reist er nach Oberschlesien. Kühne (nicht der Direktor der Steuern) begegnete mir auf der Treppe. Er will mich noch morgen früh besuchen.

Wie waltet aber die Vorsehung über Preußen, daß der König das Patent[2]) vor einem Jahr erlassen und nicht unter den jetzigen Umständen vielleicht halb gezwungen. Jetzt sollte man aber auch rasch durch Gewährung der mäßigen Petitionen des Landtags eine Einigung zu stande bringen, denn wahrlich angesichts der Dinge, die vielleicht Europa bevorstehen, ist nicht lange zu zaudern, und bei solchem Verfahren der Regierung würden die vernünftigen Liberalen auch nicht durch übertriebene Forderungen die Regierung drängen und erkennen, daß es jetzt gilt, Preußen einig und stark zu erhalten.

Was Sie mir über den Herd der Revolutionärs in der Schweiz schreiben,

---

[1]) Die vom Vereinigten Landtag gewählten Ausschüsse tagten seit dem 17. Januar.

[2]) Durch das Patent vom 3. Februar 1847 war der erste Vereinigte Landtag einberufen worden.

halte ich wenigstens für Uebertreibung. Daß eine solche radikale Partei existiert, glaube ich gern, daß sie auch Fäden spinnt und Verbindungen anknüpft, ebenfalls; indessen halte ich sie, wenigstens was Preußen und die deutschen Staaten betrifft, für sehr schwach; sie finden hier auch keinen fruchtbaren Boden, es sei denn in Hessen und Hannover. Ich ärgere mich aber nur über die Perfidie, wenn man die Liberalen und wirklich Radikalen oder Revolutionärs immer in einen Topf wirft. Daß die Deutsche Zeitung nicht in solcher Verbindung steht, beweisen schon ihre Warnungen an die Schweiz und ihr Bekämpfen des Radikalismus, auch der Hecker-Itzsteinschen Partei in Baden. Mir sind auch die Männer, die an der Spitze stehen, eine Garantie dafür. — Daß Sie den Holtzendorf einen Miserabeln nennen, genügt mir. Ich habe ihn gar nicht gekannt. Aber das Benehmen der Stände und der Regierung gegen ihn ist doch auch ein unwürdiges. Nach 16 Jahren eine alte Geschichte wieder aufrühren, um jemand politischer Ansichten wegen zu verfolgen und auszustoßen, ist doch unwürdig. Daß Holtzendorf gerade, als die Adresse der 40 Ritter erschien, in Süddeutschland gewesen, hat er selbst in einer Erklärung in der Deutschen Zeitung ausgesagt, sowie daß er seine Adresse dort gleich geschrieben und als er zu Hause gekommen, die Unterschriften leicht erhalten.

Von Kühne, den ich eben gesprochen, höre ich, daß der Prinz von Preußen über Stollbergs plötzliche Reise nach Oberschlesien sehr verwundert gewesen und an die Not gar nicht hat glauben wollen. Er muß also wohl von seinen Gütern keine Berichte bekommen.

Leben Sie recht wohl, mein hochverehrter Herr General! Den Diplomaten bitte ich von mir zu grüßen. Von der Bestrafung der beamteten Nichtwähler scheint man jetzt doch abgestanden zu haben,[1]) wenigstens scheint mir das aus dem Bescheid, den Vincke erhalten, hervorzugehen.

Ihr treu ergebenster

Vincke.

*

Olbendorf, den 11. Mai 1848.

Verehrtester Herr General!

Bis jetzt bin ich durch Volksversammlungen, Klubs, Wahlen so in Anspruch genommen worden, daß ich Ihnen nicht habe schreiben können. Ich bin jedoch nur für Grottkau-Falkenberg als Stellvertreter gewählt worden. Deputierter ist Dr. Paur aus Neisse.[2]) Ich glaube also nicht, daß ich hinreisen werde.

Ich will mich jetzt mit einer kleinen Schrift zur möglichsten Rechtfertigung unsers Königs und des Prinzen beschäftigen,[3]) die ich aber nicht ohne den

---

[1]) Vergl. Treitschke, S. 643.

[2]) Es handelt sich hier um die Wahl in die deutsche Nationalversammlung. Oberlehrer Dr. Paur blieb bis zum 1. Juni 1849 Mitglied des Frankfurter Parlaments. Vergl. den stenographischen Bericht über die Verhandlungen der Nationalversammlung, Bd. 9, S. 6802.

[3]) Vincke scheint zur Abfassung einer solchen Schrift nicht mehr gekommen zu sein. Er wurde noch in demselben Jahre krank. Wohl aber veröffentlichte er die oben erwähnte

Rat guter treuer Freunde bekannt machen werde. Ich werde sie Ihnen wahrscheinlich schicken. Um einen Umstand bitte ich um Aufklärung, die Sie mir vielleicht geben werden. Am ganzen 19. bin ich bis abends gegen sechs Uhr nicht im Schlosse gewesen, ich kenne also gar nicht die Sinnesumwandlung des Königs während der Nacht oder am Morgen, und den Entschluß, die Truppen zurückzuziehen. Wer hat den König dabei influenziert, und wer hat den Befehl zum Rückzug der Truppen und zum Rückmarsche in die Kasernen gegeben?

Wer hat wohl die Proklamation von jener Nacht und die vom 21. gemacht? Ich werde dabei keine Namen nennen, wenn Sie es mir nicht ausdrücklich gestatten. Was wissen Sie Sicheres von den Aeußerungen des Prinzen zur Betreibung des Kampfes? Es wird darüber so viel erzählt, und ich möchte gern wissen, was eigentlich wahr ist und was man bestreiten darf und kann?

Hier sieht es eigentlich trübe aus; die Wahlen sind wohl in der Mehrzahl sehr radikal, zum Teil verkappt republikanisch, wenigstens ganz demokratisch.

Verzeihen Sie, daß ich in der Eile meiner Abreise das Buch über das Kaisertum nicht zurückgegeben. Ich bitte, mich den Preis desselben wissen zu lassen, da ich es sehr gern behalten möchte.

Seit ich hier in Schlesien bin, sehe ich schwarz in die Zukunft. Breslau ist eine gar zu schlimme Stadt, viel schlimmer, als ich es gedacht hatte, und die ganze rohe, jetzt noch mitwählende Volksmasse ist wirklich noch zu ungebildet, um gute Wahlen treffen zu können. Indessen muß man auch nicht zu früh verzweifeln. Es können auch unter der Masse neu zusammentretender Männer tüchtige Leute aufstehen, die uns retten.

Die Deutsche Zeitung hält sich tapfer, ich freue mich sehr über Gervinus. So schwierig die Sache auch in Frankfurt werden mag, ich wäre doch gern hingegangen. Ich hoffe doch noch, daß es besser geht, als ich jetzt befürchte. Alle Umstände sind dafür, daß Preußen an die Spitze kommt. Unser Auftreten in Holstein, Schleswig und selbst in Posen sind Thaten, die für uns reden.

Ich bitte Sie, erfreuen Sie mich recht bald mit einigen Nachrichten. Grüßen Sie unsre Freunde. Die Prinzeß haben Sie vielleicht gesprochen. Ist denn Königsmarck[1]) wirklich um seinen Abschied eingekommen, oder wie steht es mit ihm? Was munkelt man über Rußland?

Mit alter treuer Liebe und Verehrung

Ihr

ergebenster

Vincke.

(kurze) Erklärung zu Gunsten der Rückkehr des Prinzen von Preußen. Vergl. H. v. Petersdorff a. a. O., S. 760. Ueber einen späteren nicht ausgeführten Plan (Widerlegung der Angaben Varnhagens über das Jahr 1848) s. Aus dem Leben Th. v. Bernhardis, Bd. 4, S. 222.

[1]) Adjutant des Prinzen von Preußen. Vergl. über ihn H. v. Petersdorff, König Friedrich Wilhelm IV., S. 233; Rachfahl a. a. O., S. 3.

Olbendorf, den 12. Mai 1848.

P. S. Ich höre, daß man mir in Potsdam alles mögliche Böse nachsagt: Ich soll schuld sein, daß die Truppen zurückgezogen, ich soll den Umzug veranlaßt haben, ich soll den Prinzen verraten und in meiner Schadenfreude Königsmarck seine Entlassung selbst angekündigt haben. — Hier ist der Vorwurf, ich sei zu königlich gesinnt, der Grund gewesen, daß ich in meinem Wahlbezirk Strehlen-Ohlau nicht gewählt worden bin.[1])

*

Breslau, den 10. Juni 1848.

Verehrtester Herr General!

Heute bin ich hier angekommen, um nach Berlin zu reisen und die Eingabe, wovon ich Ihnen Abschrift beifüge, an den Minister Camphausen selbst zu überreichen, sowie diese bei Auerswald und Hansemann vorzulegen und mündlich zu verfechten. Allein die Nachrichten von gestern aus Berlin haben mich bewogen, die Reise für jetzt aufzugeben, weil ich vermute, daß, nachdem sogar Minister dort auf der Straße mißhandelt werden, wohl energisch eingeschritten werden wird und die Minister genug und zu viel um die Ohren haben, um mir Gehör zu geben. Ich bin deshalb so dreist, Ihnen eine Abschrift meines Vorschlages, der hier, wie sie sehen, viel Beifall gefunden hat, vertraulich mitzuteilen. Das Original geht gleichzeitig an Camphausen ab. Ich bitte Sie, wenn Sie einverstanden sind, mit Auerswald und auch mit Hansemann über die Sache zu sprechen. Von letzterem glaube ich vorzüglich, daß er wohl geneigt sein dürfte, auf den Vorschlag einzugehen, zumal er ihm gleich und periodisch eine beträchtliche Summe Geldes in die Kassen führen würde. Außerdem giebt er eine gute Gelegenheit, die Ordnung im Lande allenthalben herzustellen und das Mißtrauen ꝛc. zwischen Gutsherren und Insassen bald zu beheben. Ich glaube, die Gemeinden würden sich alle zur Zahlung an die Regierung leicht bequemen, und sollte irgendwo Widerstand sich finden, so würde ein einziges Beispiel von militärischer Exekution bei guter Verpflegung und fünf Sgr. pro Mann Exekutionsgebühren bald helfen und allen ferneren Widerstand brechen. Haben Sie doch die Güte, mir so bald wie möglich mitzuteilen, ob der Vorschlag Anklang gefunden hat; ich würde gern, sobald man nur halbwegen darauf eingeht, nach Berlin kommen, um über manches, wenigstens die hiesigen Verhältnisse betreffendes näheren Aufschluß zu geben.

Hier ist es jetzt so ziemlich ruhig, aber Schlesien ist durch Reichenbach[2]) und Konsorten sehr unterminiert, besonders Breslau, so daß, wenn die Ultralinke will, leicht wieder Unruhen entstehen werden.

Willisen habe ich vorgestern und heute in Klein-Oels gesprochen. Die Posener Geschichte ist doch eine sehr beklagenswerte!!! Zwei Willen.

---

[1]) In die preußische Nationalversammlung.

[2]) Der bekannte radikale Graf Ed. Reichenbach. Vergl. über ihn z. B. Biedermann, Geschichte des ersten preußischen Reichstags, S. 245.

Es thut mir sehr leid, daß der Prinz einen doch eigentlich unangenehmen Empfang in der Nationalversammlung gehabt hat. Ich wünschte, er wäre in Zivil erschienen, das würde schon eine symbolische Anerkennung des neuen Systems gewesen sein, die gewiß einen guten Eindruck gemacht haben würde.

General v. Rohr,[1]) den ich am vorigen Sonntag hier sprach, sagt mir auch, daß er dem General v. Prittwitz, als der Befehl zum Rückzuge der Truppen gegeben worden, geraten, 4 Bataillone, 4 Eskadrons und 8 Geschütze beim Schloß,[2]) die übrigen auf andern Sammelplätzen aufzustellen. Ich höre, daß diese auch wirklich dort gestanden haben sollen. Es kommt also darauf an, woher der zweite Befehl,[3]) sie auch dort wegzunehmen und zu Hause zu schicken, gekommen?

Herzlichen Dank für Ihre gütigen Mitteilungen. Ich glaube, Sie haben mir darin auch eine Frage vorgelegt. Sie will mir nicht einfallen. — Doch ja! über den Baron Stücken. Dieser ist ein sehr reicher Mann, der früher eine Herrschaft Schellendorf in Oberschlesien bei Oderberg besaß, die er sehr vorteilhaft an den Baron Rothschild verkauft. Er ist aber ganz toll, wahrscheinlich durch einige verbrannte Köpfe, geworden, und giebt viel Geld für Plakate, Waffen rc. aus. Er ist in Untersuchung, aber bis jetzt ist nichts Entschiedenes geschehen. Es wäre nötig.

Ich hoffe, man wird es sich doch nicht gefallen lassen, daß in Berlin Minister und Deputierte mißhandelt werden; wird endlich einschreiten. Ist es denn nicht möglich, endlich eine Versöhnung zwischen Militär und Bürger zu stande zu bringen?

---

[1]) Kriegsminister beim Ausbruch der Märzrevolution.

[2]) Vergl. hierzu Rachfahl a. a. O., S. 257, Anm.

[3]) Die Worte Vinckes bestätigen die Richtigkeit der in der neueren Litteratur vertretenen Anschauung, daß hinsichtlich des Rückzugs der Truppen scharf zwischen zwei Befehlen unterschieden werden müsse. Vergl. W. Busch a. a. O., S. 64 ff.; Rachfahl a. a. O., S. 238 ff. — In der wissenschaftlichen Diskussion über die Märztage des Jahres 1848 sind bisher zwei nicht uninteressante Mitteilungen, die die Neue Preußische (Kreuz)-Zeitung gebracht hat, unberücksichtigt geblieben. Als die Hohenloheschen Memoiren mit ihren Angriffen gegen Vincke erschienen, veröffentlichte dessen Familie zur Abwehr am 13. April 1898 in Nr. 169 (Morgenausgabe) der Kreuzzeitung ein Stück aus dem Tagebuch Vinckes, ferner zwei Briefe der Prinzessin von Preußen vom 26. März 1848 und 21. März 1849 und einen Brief des Prinzen von Preußen vom 22. März 1858 an Vincke. In seinem Tagebuch nennt Vincke den Abmarsch der Truppen „übereilt“ und tadelt das Verhalten des Generals v. Prittwitz, wobei er sich (für „die Unregelmäßigkeit des ganzen Rückzuges“) auf das Zeugnis des Prinzen von Preußen beruft. Die Aufzeichnungen Vinckes würden geeignet sein, die Auffassung, die Rachfahl von den Märzereignissen gewonnen hat, zu bestätigen, daß nämlich Prittwitz der Hauptschuldige sei. Bald nach jener Veröffentlichung erschien, zweifellos von seiten der Familie des Generals v. Prittwitz, eine Entgegnung zu seiner Verteidigung in der ersten Beilage von Nr. 185 der Kreuzzeitung vom 22. April 1898. Diese Entgegnung stützt sich namentlich auf einen Brief des Prinzen von Preußen aus London vom 21. April 1848 an Prittwitz, in dem der Prinz die Haltung des Generals sehr anerkennend hervorhebt. Rachfahl wird, glaube ich, seine These dadurch nicht als widerlegt ansehen. Es wäre zu wünschen, daß von beiden Familien die betreffenden Papiere, namentlich auch das Vinckesche Tagebuch, der Forschung vollständig zugänglich gemacht würden, da sie zweifellos dazu beitragen können, das viel erörterte Problem aufzuklären.

Sie haben wohl die Güte, den anliegenden Brief von Willisen an seine Adresse zu besorgen.

Mit inniger Verehrung

Ihr treu ergebenster

Vincke.

Ich bitte Fischer[1]) zu grüßen.

Den 11.

P. S. Wenn Sie mit meinem Vorschlage einverstanden und ihn auch für andre Provinzen passend finden, so wäre es wohl auch gut, wenn ähnliche Anträge von andern Provinzen kämen. Mündlich hätte auch noch gern bevorwortet, daß die auf jene Weise eingezahlten Gelder uns bei einer Zwangsanleihe eingerechnet werden. Ich sollte denken, daß der Vorschlag in der Nationalversammlung auch bei der äußersten Linken, die doch bis jetzt das Eigentum respektiert, Anklang finden würde. Für uns hat er den großen Vorteil, daß er uns gleich ex nexu mit den Dorfbewohnern setzt und dadurch wieder Vertrauen giebt, so daß wir dann von den Wahlen nicht ganz ausgeschlossen sein dürften. V.

Gespräche mit Adolf Wilbrandt.

Von

Waldemar v. Wasielewski.

Wenn Wilbrandt in seiner Vaterstadt weilt, lebt er, wie er einmal sagte, wie ein Einsiedler, ausschließlich mit der Arbeit an neuen Werken beschäftigt. Da mag er denn durch nichts unterbrochen werden, und das ganze Haus weiß das und hält ihm jede Störung fern.

„Dies ist," fuhr der Dichter fort, „ein Hauptgrund dafür, daß ich stets wieder nach Rostock zurückgekehrt bin. Diese Ruhe habe ich nirgends in der Welt, und sie ist nötig, um etwas hervorzubringen. Vielleicht ziehe ich auf meine alten Tage noch nach einer Stadt mit regem künstlerischen Leben, in Berlin bin ich ohnehin oft, auch München, Dresden hätten viel Lockendes, aber ich habe mich bis zur Stunde noch nicht entschließen können, Rostock ganz aufzugeben.

[1]) Der oben genannte Genosse Vinckes während seines Aufenthalts in der Türkei. Fischer war 1798 in Königsberg i. Pr. geboren; 1849 wurde er zum militärischen Begleiter des Prinzen Friedrich Wilhelm IV. (des späteren Kaisers Friedrich III.) ernannt; er starb 1857. Vergl. Max Jähns, Feldmarschall Moltke, Bd. 1, S. 67 und 241.

„Das Heimatgefühl spielt dabei natürlich auch seine Rolle und keine geringe. Der mecklenburgische Menschenschlag ist mir lieb und vertraut; jedes Wachstum und jede Verschönerung meiner Vaterstadt macht mir herzliche Freude. Rostock hat sich sehr herausgemacht seit meiner Jugend, man merkt das überall. Denken Sie, daß ich seinerzeit hier ein Kolleg mit noch einem einzigen andern Hörer zugleich besuchte."

Von der engeren Heimat des Dichters und ihrer Entwicklung kamen wir bald auf das große Vaterland und das deutsche Volk im allgemeinen und besonderen zu reden. Hier war Wilbrandt unerschöpflich, und mit angeregtem Interesse folgte ich seinen Ausführungen, die sich auch auf historische Erörterungen erstreckten, so daß ich nur zu bedauern hatte, daß es derzeit noch keine Taschenphonographen giebt.

Die Kunst des Erzählens, als deren Meister einer Wilbrandt bekannt ist, ist ihm im gleichen Maße auch in der unmittelbaren persönlichen Aussprache eigen, wobei die Eindrücke noch wesentlich durch die anziehende Art erhöht werden, in der sein lebendiges Mienenspiel und gelegentliche Handbewegungen seinen Worten Licht und Schatten hinzufügen.

Er sprach viel von der Universalität des Deutschen, „seiner großen Stärke und großen Schwäche. Dieser Trieb und diese Fähigkeit, die ihn vor allen andern Nationen auszeichnet, die Grazie des Franzosen, die Würde des Spaniers oder des Lateiners und ebensogut auch die Mystik der ihm blutsverwandten und auch fremder Völker aufs lebhafteste mitempfinden zu können, steckt so tief im Deutschen, daß er sie nie loswerden wird. Er soll sie auch nie verlieren, denn man soll nichts Individuelles verleugnen wollen. Meines Erachtens sind schon die ältesten Deutschen so gewesen, und die Kulturgeschichte zeigt auf allen Blättern, daß es sich hier um ein Stück deutschen Volkscharakters handelt. Gerade das ist der Fall mit der Romantik, auch sie ist im Deutschen nicht totzumachen und wird gerade so oft wieder mit neuer Kraft aufleben, als es versucht wird, sie abgethan zu nennen. Erwin von Steinbach ist romantisch und Bach ist romantisch — außer Mozart haben alle unsre großen Musiker romantische Elemente in ihrer Natur.

„Wenn unsre Universalität bedingt, daß wir viel fremde Elemente erhalten, so haben wir auf der andern Seite auch der übrigen Welt etwas Tüchtiges zu geben und stehen keineswegs nur als Empfänger da. Man braucht bloß zweierlei zu nennen: deutsche Musik und deutsche Philosophie.

„Was aber die behauptete — und zum Teil, aber nur zum Teil mit Recht behauptete — schädliche Beeinflussung unsrer eignen Natur durch Schätzung und Aufnahme dessen, was große Geister andrer Nationen geleistet, angeht, so muß gesagt werden, daß nicht soviel darauf ankommt, was einer ißt, sondern was er verdaut — und allerdings auch, daß den Deutschen in gewissen Dingen das Maßhalten schwer fällt. Auch gerade hinsichtlich der Wertschätzung fremder geistiger Elemente. Es ist eigen; speziell in diesem Punkte, in dem fast alle andern Völker leicht zu wenig thun, ist der Deutsche zum Uebermaß geneigt.

Und darin natürlich liegt Bedenkliches. Jeder Vorzug kann ge- und mißbraucht werden. Zola oder Ibsen mußten bei uns nicht nur geschätzt werden, soweit es recht und gut war, sondern wir mußten sie überschätzen, anders geht es in Deutschland nicht. Wenigstens eine Zeitlang. Aber ich halte das doch für besser als die bisweilen erstaunliche Gleichgültigkeit andrer Nationen für geistige Güter, die auf deutschem Boden erwachsen sind."

„Bei Ihrer Erwähnung des Romantischen als eines Grundfaktors deutschen Geisteslebens mußte ich an Hauptmanns ‚Versunkene Glocke' denken", sagte ich. „Interessant ist aber doch, daß der Dichter dieses Gebiet sogleich wieder verlassen hat."

„Zwischen der ‚Versunkenen Glocke' und den ‚Webern' liegt ein gut Stück Weg," erwiderte Wilbrandt. „Und, wie ich dächte, ein ganz bedeutender Fortschritt. Aber was dann wieder die neuesten Produktionen Hauptmanns angeht, so kann ich mich der Vorstellung nicht enthalten, als sei ein Druck auf ihn ausgeübt und zwar durch die über ihn veröffentlichten Publikationen. Soviel ich weiß, ist es das erste Mal überhaupt, daß über einen Dichter so frühzeitig eine biographische Arbeit erschienen ist. Und ob das für eine freie, ungehemmte Weiterentwicklung seiner Dichterpersönlichkeit vorteilhaft ist, will mir fraglich vorkommen.

„Das ist ja überhaupt eine der bedenklichen Seiten unsers modernen Lebens: es wird niemand und nichts mehr in Ruhe gelassen. Man hat darüber geklagt, die jungen Leute nähmen sich heute nicht mehr die Zeit zum Berühmtwerden, sie wollten alle mit fünfundzwanzig Jahren auf der Höhe sein. Ja, wer trägt denn die Schuld? Die Freude am schnellen Bekanntwerden kann man doch niemand verübeln. Aber dann wird heutzutage eine junge Berühmtheit durch die Zeitungen geschleppt mit Lebenslauf, Photographie und Faksimile, sie wird einer Partei zugeschoben oder muß wenigstens einer Partei Gelegenheit zum Schreien geben, mag sie wollen oder nicht; jeder ihrer weiteren Schritte wird kommentiert, kritisiert, mit unverständigem Lob oder unverständigen Nötigungen begleitet, bis das junge, noch in Entwicklung begriffene Talent glücklich ruiniert ist, falls es nicht die Energie hatte, sich alsbald wenigstens innerlich von diesem Wust völlig zu befreien, was oft schwer genug sein mag! In dieser Hetze wird sicher so manches zum Spielzeug für das große Publikum, was ein besseres Los verdient hätte.

„Glauben Sie aber deswegen nicht, ich dächte um solcher Einzelheiten willen gering von unserm modernen Leben überhaupt. Ganz im Gegenteil. Wir Aelteren können uns noch gut genug darauf besinnen, aus welcher trüben Zeit wir kommen, um sie nicht wieder zurückzuwünschen. Ich versichere Sie, daß ich mehr als einmal früher Thränen vergossen habe über das Elend Deutschlands und daß niemand eine größere Verehrung für Bismarck hegt als ich. Ich glaube an die Deutschen, ich liebe sie mit meinem ganzen Herzen. Welch ein Kern in diesem Volke, das im Verlauf seiner zerrissenen Geschichte mehr als einmal zu Boden getreten war, als *könne* es gar nicht wieder auf-

kommen. Und wie hat es sich wieder erhoben, bis es sich endlich in unsrer Zeit die seit Jahrhunderten nicht erreichte Möglichkeit erstritten hat, ein wirkliches, ganzes Leben leben zu können."

In diesem Verfolg kam bald zur Sprache, daß öfters seit jener großen Zeit Anzeichen eines Chauvinismus in Deutschland zu finden seien, der sich schwer mit der vorhin erwähnten Universalität vereinigen lasse. Wilbrandt äußerte sich über dies Thema mit heiterem Optimismus.

„Das beweist zuletzt nur, daß wir leben, und macht mir wenig Sorge. Ich halte den Chauvinismus für ebenso nötig wie jede Art von Beschränktheit überhaupt. Wenn eine Kraft voll ausgenutzt werden soll, muß sie einseitig wirken. Alle guten Dinge müssen etwas im Uebermaß auf die Welt losgelassen werden. Denn diese große Masse ist so schwer in Bewegung zu setzen, es giebt da bei jeder Aktion so viele kraftverzehrende Reibungswiderstände zu überwinden, daß von der ursprünglichen Energie endlich doch nur ein Bruchteil wirksam wird. Nur dadurch, daß es nach jeder der vielen Seiten der Welt übertreibende Einseitigkeiten giebt, kann sie im ganzen vorwärts kommen.

„Es ist auch menschengemäß, wir empfinden alle so. Welche Männer sind es denn, die wir vorzugsweise als große, mächtige Naturen bewundern? Leidenschaftliche Menschen mit bedeutenden Fähigkeiten — nun, zu aller Leidenschaft gehört das einseitige, das ausschließende, das übertreibende Moment. So ein ganz artiger Mensch, der sehr vernünftig ist und wo möglich aus Vernünftigkeit auch sein Vaterland liebt — mit solchen ist für die Welt wenig anzufangen. Ich lobe mir warmes Blut und die Fähigkeit, über die Schnur zu hauen.

„Das Beste, wozu ein Mensch kommen kann, ist Produktion, Ausübung des Eigenen, was in ihm liegt. Und es ist merkwürdig wahr, daß wir der Welt nicht besser nutzen können, als indem wir uns ausleben.

„Und daß uns dieses heutzutage nach manchen Seiten hin in größerem Umfang möglich ist als früher den meisten Menschen, das möchte ich als einen Hauptvorzug unsrer Zeit ansehen. Die Berührung jedes einzelnen mit dem ganzen arbeitenden Weltgetriebe ist heute eine viel notwendigere, innigere, dauerndere. Es ist uns nichts mehr fern und nichts mehr gleichgültig. Die Anfänge dieses modernen Weltverkehrs hat noch Goethe im hohen Alter erlebt und mit großer Freude begrüßt. Sagt er doch einmal,[1]) drei großen Dingen zuliebe würde es ihm der Mühe wert sein, noch einige fünfzig Jahre es auf der Erde auszuhalten: ein Suezkanal in englischem, ein Panamakanal im Besitze der Vereinigten Staaten und ein Rhein-Donaukanal.

„Und noch eines scheint mir doch auch eine Folge der intensiveren Berührung zwischen den Weltereignissen und der Einzelpersönlichkeit zu sein: wir bleiben heute länger jung als die Menschen damals. Wenn Sie zum Beispiel Paul Heyse jetzt hier ins Zimmer treten sähen — er wird bald zweiundsiebzig Jahre — Sie würden ihm sein Alter durchaus nicht anmerken. Ich könnte viele andre

[1]) Am 21. Februar 1827. (Eckermann, Gespräche mit Goethe, III. Teil.)

namhaft machen — auch ich selbst fühle mich nicht alt. Sie wollen das recht verstehen: es ist ein Jungbleiben der Gefühlssphäre, die Fähigkeit des lebhaften Mitempfindens jeder menschlichen Regung. Ich merke etwas derartiges oft, wenn ich mich mit jungen Leuten unterhalte. Man ist in diesem Sinne eben selber jung geblieben. Andrerseits hat man viel mehr erlebt, erfahren, man hat tiefer gelitten, und so ist die Urteilskraft und das Erfassen der Dinge reifer und vollständiger geworden, so daß man vieles anders und besser weiß; wie es ein jugendlicher Mensch noch nicht kann."

Ich fragte den Dichter, wie weit nach seiner Ansicht das Urteil begründet sei, das man oft über den modernen lebhaften Verkehr der ganzen Welt untereinander fälle, daß er nämlich nivellierend wirke und durch ihn das Originale mehr und mehr zurückgedrängt werde und verschwinde.

„Das ist wohl in einem gewissen Sinne unleugbar, und jedenfalls ist ein gutes Stück äußerer Originalität — die Volkstrachten beispielsweise — hart dadurch betroffen worden," entgegnete Wilbrandt. „An der Kleidung hat sich ja die neue Zeit überhaupt arg versündigt; in dem männlichen Gesellschaftsanzuge wohl bis zu einem Extrem, das nicht leicht zu überbieten sein dürfte. Dieses Paradigma einer absolut unpersönlichen Eleganz, das die befrackten Herren einer unsrer Gesellschaften verkörpern, hat eigentlich etwas Trauriges. Es ist ein Glück, daß wenigstens die Damen hinsichtlich ihrer äußeren Erscheinung nicht in ganz so enge Grenzen eingeschlossen sind. Da hat doch Persönlichkeit und Geschmack Möglichkeit, sich zu bewähren.

„Aber was thut ein Herr? Er geht zu seinem Schneider und läßt diesen ein Kleidungsstück herstellen, dessen Farbe und Schnitt von vornherein bestimmt sind. Dazu legt er eine schwarze Hose, eine ausgeschnittene Weste und eine farblose Binde an, verwandelt vor dem Betreten des Salons seine Kopfbedeckung zu einer Scheibe und tritt zu zwanzig oder fünfzig Spiegelbildern seiner selbst, von denen ein jedes das Bewußtsein hat, tadellos auszusehen."

„Wie auffallend gerade dieser Punkt gebildeten Nichteuropäern ist, las ich kürzlich in dem hübschen Buche des Generals Tscheng-Ki-Tong über China," sagte ich. „Er erörtert als eines der größten Fragezeichen in seinem Tagebuch über die europäischen Verhältnisse diese Angelegenheit, die für ihn etwas geradezu Unbegreifliches an Geschmacklosigkeit — obwohl er das Wort nicht gebraucht — bedeutet."

„Vielleicht bringt uns die Zukunft auch hier noch erfreuliche Aenderungen; bei dem allseitigen Wiedererwachen der Bestrebungen, die Kunst mehr ins Leben zu tragen, sollte das nicht wohl ausbleiben können — einzelne schüchterne Versuche sind ja bereits gemacht worden. Im übrigen," fuhr Wilbrandt fort, „ist das doch nur eine allerdings beklagenswerte Einzelheit, um derentwillen man nicht sagen kann, daß die Originalität überhaupt im Aussterben begriffen sei. Liegt wirklich in der modernen Entwicklung gewisser Verhältnisse eine Richtung daraufhin, so ist auch die Reaktion nicht weit zu suchen, denn das ist der Weltlauf von jeher gewesen.

„Und noch eines ist zu bedenken: daß notwendig mit der Veränderung der Lebensgestaltung bestimmte Typen aussterben müssen, die in die neuen Daseinsformen nicht mehr passen. Es ist im Grunde ebenso unverständig, sich darüber beklagen zu wollen, als wenn wir bedauerten, daß wir nicht mit Ichthyosauren in Schachtelhalmwäldern spazieren gehen können.

„So verschwinden gegenwärtig mit der Enge der alten Zeiten diejenigen Originale, deren leibliche und geistige Existenz von einem Haufen Folianten rechts und einem links begrenzt war. Dieser Zustand hatte wohl seine Poesie wie jeder entschiedene Zustand sie hat — aber man muß nichts Totes aufwecken wollen. Die Dinge haben ein Recht zum Sterben wie sie eins zum Leben haben.

„Dagegen aber schafft sich jede neue Zeit ihre neuen Menschen, und es wäre ein schlechtes Kompliment für beide, wenn es dabei je an originalen Elementen mangeln sollte. Und gar bei uns in Deutschland werden sie nie fehlen, sie sehen nur heute anders aus als vor hundert Jahren.

„Für den Dichter und Menschenbetrachter ist ja die ganze Fragenkette, die sich bei Berührung dieses Themas vor seinem geistigen Auge ausbreitet, von dem höchsten Interesse. Soweit Originalität bloß Neuheit bedeutet, wird sie der Menschheit von geringem Werte sein; denn nur dasjenige Neue ist fortbildungsfähig und kann den Menschen wirklich zu gute kommen, was aus der inneren Menschennatur erwächst. Dies aus dem Auge verloren zu haben, ist ein Fehler so mancher Moderner. Die Philosophie vom Uebermenschen leidet auch an einem sogar bewußt herausgestalteten, schrecklichen Prinzip, was beim Versuche praktischer Ausführung die Menschen verfeinden und trennen würde, statt sie zu verbinden. Wenn eine hohe Natur sich in solche, dem Menschgemäßen widersprechende Gedankenfolgen verwirrt, ist ihr Schicksal, so oder so, ein tragisches. Denn der innere, naturgemäße Entwicklungsgang der Dinge ist und muß stets stärker sein als der Wille des einzelnen, der sich ihm entgegensetzt."

Ich erinnerte den Dichter an seinen schönen, in Rostock spielenden Roman „Die Osterinsel", in dem er diesen Konflikt mit unausgesprochener Beziehung auf Nietzsche dargestellt hat.

„Das ist wohl zutreffend," entgegnete Wilbrandt auf meine Ausführung. „Im übrigen muß ich Ihnen gestehen, daß ich von meinen Werken, bald nachdem sie hinter mir liegen, nur wenig weiß. Das hängt mit meiner Gewohnheit zusammen, möglichst schnell nach Beendigung einer Arbeit meine Gedanken auf etwas Neues zu lenken, über dem ich das Alte vergesse. Besonders soll man sich nicht quälen, ob etwas, was einmal zum Druck ist, nun auch wirklich so völlig und ganz so gelungen sei, wie man beabsichtigte. Das Theater anlangend, gilt dies noch mehr als irgendwo anders. Nur keinem durchgefallenen Stück nachträglich auf die Beine helfen wollen. Wie gesagt, mit Kraft und Lust sogleich an ein andres. Man muß eine Hornhaut haben, wenn man mit der Bühne zu thun hat, sei es als Poet oder als Theaterdirektor.

„Lese ich nun wirklich einmal ein älteres Dichtwerk von mir selber, so geht

es mir wunderlich damit. Meine Familienangehörigen haben mich mehr als einmal damit geneckt, daß sie besser Bescheid mit mir wissen als ich selbst, so wenn sie mich zum Scherz citieren, ohne daß ich es merke. Wenn ich dann einmal einen Band aufschlage, so erinnere ich mich wohl bald des rohen Gerüstes der äußeren Begebenheiten und des Verlaufes im allgemeinen. Ich habe aber beinahe in erhöhtem Maße den Genuß, die innere Verflechtung der Handlungen und Motive, das Wie der Geschehnisse, kurz die gesamte feinere künstlerische Arbeit zu verfolgen, und meine Spannung ist dabei bisweilen so rege, als läse ich ganz etwas Unbekanntes."

Wilbrandt kehrte sodann zu dem vorigen Thema zurück.

„Gewiß ist der Egoismus," sagte er, „ein Naturgesetz und ein sehr wichtiges und bedeutendes. Aber ihn zum Prinzip, zur Spitze der Menschheitsentwicklung erheben zu wollen unter dem Vorgeben, es sei das ein großer Fortschritt, halte ich für unrichtig. Der Egoismus herrscht unumschränkt nur in den untersten Gebieten der Natur, die vom Menschen am weitesten entfernt sind. Da, wo überall die Naturnotwendigkeit und sie allein vorhanden ist, ist der Egoismus — wenn wir hier überhaupt dies Wort brauchen wollen — das Gegebene, und der Stärkere frißt den Schwächeren auf.

„Aber dem Menschen ist — und dafür ist er Mensch — ein ideales Ziel aufgegangen, das weit über das rohe Naturgeschehen hinausweist auf ein Reich der Eintracht und des Friedens hin. Das ist noch immer das Streben der größten Geister auf Erden gewesen.

„Nun ist freilich auch der Mensch zunächst ein Naturwesen und dem Egoismus unterworfen. Das muß so sein, da Naturgesetze keine Ausnahmen kennen. Dieses aber ist sogar ein notwendiges Gegengewicht: das Recht, das der Mikrokosmos auch dem Makrokosmos gegenüber hat. Und ich dächte nun, diese Doppelheit: das Streben nach einender Ueberwindung solch zweier scheinbar unüberbrücklichen Gegensätze, wie es sich im Menschen darstellt und vollzieht, ist für ihn das Erfreulichste und Fruchtbringendste."

Wilbrandts originelles Wort, daß man eine Hornhaut haben müsse, um am Theater zu wirken, gab mir erwünschte Gelegenheit, ihn nach seiner Thätigkeit als Direktor des Burgtheaters zu fragen.

„Wenn ich darauf zurückblicke, habe ich die Empfindung, es sei eine schöne, aber anstrengende Zeit gewesen. Die Geschäftslast ist gar groß und nicht immer erfreulicher Art. Was mir vor allem Freude machte, war das Inscenieren. Sonnenthal bot mir einmal an, um mir einen Teil meiner Mühe abzunehmen, wolle er die Inscenierungen besorgen. Aber ich erwiderte ihm, daß er mir damit das Hauptsächlichste nehmen würde, was mir meine Thätigkeit lieb mache.

„Es ist aber auch eine Freude, für die Wiener zu arbeiten. Das ist ein dankbares und begeisterungsfähiges Publikum. Die haben wirklichen Enthusiasmus, ich habe das bis zu meinen Dienstmädchen herab bemerkt. Wenn die mal im Theater gewesen waren, so waren sie voller Begeisterung und erzählten nachher das ganze Stück einem jeden, dessen sie habhaft wurden. Wie anders ist das Publikum

beispielsweise in Berlin, das gar zu gern auch am Vollendeten etwas auszusetzen findet und oft stumm und kalt bleibt, wo die Wiener gejubelt hätten. Da ist es kein Genuß, Direktor zu sein.

„Es giebt ja ohnehin Verdrießlichkeiten genug für einen Theaterdirektor, so daß ihm das Publikum füglich noch weitere ersparen könnte. Der Verkehr mit der Intendanz ist nicht gerade stets etwas Ideales und der mit den Schauspielern bekanntlich erst recht nicht. Schauspieler sind schwer zu behandeln, und die Hälfte von ihnen ist immer unzufrieden."

„Wie das?" fragte ich.

„Es ist sehr einfach. Jede Rolle, die man nach bestem Wissen und Gewissen austeilt, macht vielleicht einen Zufriedenen, den nämlich, der sie hat, sicher aber mindestens einen Unzufriedenen, der sie haben wollte. Da giebt es denn stets mehr Zank, Streit, Kniffe und Intriguen, als sich in Kürze sagen läßt. Und doch muß man den Besonderheiten des Berufes viel zu gute halten. Ich habe in den ganzen sechs Jahren, die ich als Theaterdirektor thätig war, nicht mit einem einzigen wirklich schlechten Menschen zu thun gehabt.

„Aber es gab ein andres, was endlich doch viel dazu beigetragen hat, daß ich diese Stellung aufgab. Das ist der Mangel an Zeit und Ruhe zu eignem Schaffen. Im Dienst war so gut wie gar nicht daran zu denken. Und wenn ich, wie ich es manchmal gethan, die Zeit meines Urlaubs zum Schreiben benutzte, dann hatte ich mich wieder nicht ausgeruht, wenn dieser zu Ende ging. Das war auf die Dauer ein unmöglicher Zustand, denn in zusammengestohlenen Momenten läßt sich nichts hervorbringen, das geeignet wäre, einen selbst oder andre zu befriedigen.

„Wenigstens gilt das von größeren Werken. Was Kleineres, Gedichte besonders, angeht, so stellen sie sich ja unter den verschiedensten und unerwartetsten Verhältnissen ein. Mir besonders oft, wenn ich Musik höre, und es scheint, als ob bei Künstlern, die die Musik lieben, diese Erregung der Phantasie nach Seite ihrer eignen Kunst hin nichts Seltenes sei.

„So erinnere ich mich, daß ich einmal zusammen mit dem Maler Kugler ein Konzert besuchte, in dem Amalie Joachim wundervoll sang. Als wir darauf unsre Eindrücke austauschten, ergab sich, daß während des Gesanges mir Stimmung und Idee eines Gedichtes gekommen waren, während seinem Geiste ein Bild sich aufgedrängt hatte.

„Ich habe auch bemerkt, daß die poetischen Ideen, die mir solchergestalt durch Anhören von Musik — besonders Beethovenscher Musik — erregt wurden, eine ähnliche Stimmung wie die entsprechende Musik offenbarten. Das ist vielleicht weniger auffällig, diese ganze Uebertragung selbst aber hat etwas sehr Rätselhaftes."

„Rätselhaft ist die Sache freilich, wenn man versuchen wollte, sie naturwissenschaftlich zu betrachten," meinte ich.

„Zuletzt, brauchen wir denn alles zu wissen?" fragte Wilbrandt lächelnd. „Wir haben in diesem Augenblick einen geistigen Genuß, von solchen Mysterien

zu reden und zu erkennen, daß es so etwas giebt. Würde dieses Gefühl so bedeutend gesteigert werden, wenn wir wüßten, welche Strukturen in unserm Gehirn dafür verantwortlich zu machen wären? Was wüßten wir dann wohl mehr von dem eigentlichen Sachverhalt? Uns mag es eine dankbare Freude sein, zu erkennen, daß die Welt ewig unserm Geiste Nahrung geben wird und daß sie immer noch viel reicher und wunderbarer ist, als wir es uns auf irgend einer Stufe unsrer Menschenerkenntnis auch nur vorzustellen vermögen."

Naturwissenschaftliche Revue.

Auf den Diamanten- und Goldfeldern Südafrikas. — Philippinen. — Kamerun. — Sinaifahrt. — Wert der Wissenschaft. — Narthelion. — Entstehen und Vergehen der Welt. — Einstiger zweiter Mond der Erde. — Encyklopädie der Naturwissenschaften. — Bergobservatorien. — Merkur. — Wolkentafeln. — Landestopographie. — Kohlen Oesterreichs. — Geschichte des Eisens. — Geschichte der Mathematik. — Der Seeberg. — Potentillenstudien. — Geweihe der rezenten Hirsche. — Palmen. — Führer für Pilzfreunde. — Vögel Mitteleuropas. — Schnittblumen. — Fremdländische Stubenvögel. — Forstbenutzung. — Zoologische Plaudereien. — Blütengeheimnisse. — Entwicklung der Säugetiere. — Lebensraum. — Farbensinn der Tiere. — Einführung in das Studium der theoretischen Physik. — Methoden der analytischen Chemie. — Chemie der extremen Temperaturen. — Roscoe-Schorlemmers ausführliches Lehrbuch der Chemie. — Heterogene Gleichgewichte. — Druckkräfte des Lichtes. — Lehrbuch der Mechanik. — Luft in Versammlungssälen. — Wirkung des Hochgebirgsklimas.

Bunt sieht es gegenwärtig draußen in der Welt aus, nicht weniger bunt am häuslichen Herd der Naturwissenschaften. Dort kämpfen oder kämpften Völker gegen übermächtige Eindringlinge um ihre Freiheit, hier sucht eine von Nietzsche ausgehende skeptische Richtung, die die Wissenschaft in ihrem innersten Wesen angreift, immer mehr an Boden zu gewinnen; von beiden Kämpfen wird unsre Revue zu reden haben. Seit der England in materieller wie in moralischer Hinsicht aufs ärgste schädigende Krieg in Südafrika tobte, haben wir über manche jene Gegenden behandelnde Schrift zu berichten gehabt, und es wird auch jetzt noch jede Arbeit, die neue Aufklärung über die dortigen Verhältnisse zu geben vermag, willkommen sein. Eine solche ist das von Strecker herausgegebene, mit guten Abbildungen versehene Buch, das den Titel trägt: „Auf den Diamanten- und Goldfeldern Südafrikas" [1]) und das auf Grund von Berichten und Briefen katholischer Missionare die historischen, physikalischen, naturwissenschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes schildert. Obwohl ihr einseitig katholischer Standpunkt die Wirksamkeit der evangelischen Missionen nicht unparteiisch zu würdigen vermag, so ist ihr doch, namentlich in politischen Dingen, vollste Sachlichkeit nachzurühmen, der große Vollständigkeit des von Land und Leuten entworfenen Bildes zur Seite steht.

Die Verhältnisse auf den Philippinen, um deren Besitz die Amerikaner noch kämpfen, schildert Rinne in seiner Schrift: „Zwischen Filipinos und Amerikanern auf

---

[1]) Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 10 M.

Luzon".[1]) Auf einer Reise, deren Zweck die Untersuchung dortiger Goldlager war, hat er sie kennen gelernt, und auch sein Buch wird man nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. Noch wird auf den Philippinen ein Guerillakrieg gegen Söldnerscharen geführt, dessen Ende noch nicht abzusehen ist. Makellos stehen die Amerikaner dabei nicht da, aber was sind ihre Thaten im Vergleich zu den von den Engländern in Südafrika verübten Greueln! Beliebt waren die Reisenden als Deutsche, denn vom Deutschen Kaiser erwarten die Tagalen Hilfe. Uns liegen freilich unsre Kolonien mehr am Herzen.

Sechs Kriegs- und Friedensjahre,[2]) die er in Kamerun verlebte, schildert Dominik. An den Kriegen hat er an leitender Stelle teilgenommen, aber auch Zeit zu Nilpferd- und Elefantenjagden behalten und Gelegenheit gehabt, unsre schwarzen Mitbürger genau kennen zu lernen. So erfreut sich der Leser an den lebendigen Schilderungen, die durch gute Bilder unterstützt werden.

In ruhigere Gegenden, die unsre Teilnahme in ganz andrer Weise herausfordern, führt uns die Beschreibung von Kellers Sinaifahrt,[3]) der ebenfalls vortreffliche bildliche Darstellungen beigegeben sind. Der Zweck der geschilderten Reise war, in der Bibliothek des dortigen Katharinenklosters zu arbeiten, demgemäß wird dieses und seine Umgebung eingehend beschrieben. Noch zeigen die Bewohner der dortigen Gegenden die durch den Zug der Kinder Israel berühmt gewordenen Orte, ob es freilich die richtigen sind, läßt sich nicht mehr bestimmen. Von um so größerem Interesse ist die zugefügte kritische Behandlung der Sinaifrage.

Zu abschließenden Ergebnissen gelangt sie freilich nicht, und es geht ihr in dieser Hinsicht auch nicht anders wie andern wissenschaftlichen Problemen. Aber daraus ist der Wissenschaft und insbesondere der Naturwissenschaft kein Vorwurf zu machen, wie es Francé thut, indem er den Wert der Wissenschaft[4]) abzuschätzen meint. „Wozu soll sie überhaupt dienen, und was nützen die Arbeiten der ‚Sokratiker'?" wie er die in mühevoller Arbeit rüstig fortschreitenden Jünger der Naturwissenschaft nennt, fragt er. Legt er aber dabei nicht zu großes Gewicht auf die Induktion, den zerlegenden Teil der sokratischen Methode, der die Naturwissenschaft doch nicht allein ihre Errungenschaften verdankt, und zu geringes auf den doch ebenso wichtigen Teil der aufbauenden Deduktion? Alle die Fragen, die Francé aufwirft, sind längst von Goethe zum versöhnenden Abschluß gebracht, aber während der Biologe Francé in dem Gedanken seine Seelenruhe wieder gewinnen zu können glaubt, daß die wahre Kultur nur die Kultur des Genies sein könne, löst der Genius selbst, eben Goethe, sie, indem er in der That, in dem nie ermattenden Streben das Höchste erblickt, was der Mensch erreichen kann. Gewiß fehlt uns jedes Kriterium der Wahrheit, aber wie langweilig gestaltete sich unser Leben, wenn wir es hätten, wenn nicht der ewige Vater den Wunsch Lessings erfüllt, die Wahrheit für sich behalten und uns nur das immerwährende Streben nach Wahrheit verliehen hätte! Wird man sich demnach Francés Anschauungen schwerlich zu eigen machen können, so wird man aber auch ebensowenig geneigt sein, wie Witt in seiner Narthekion[5]) betitelten Schrift thut, wenigstens was die Naturwissenschaften anlangt, unser Zeitalter ein Zeitalter der Epigonen zu nennen. Narthekien waren im Altertum Büchschen, in denen Schmucksachen und andre kleine Gegenstände aufbewahrt wurden. So enthält denn die Schrift eine Anzahl kleiner Aufsätze, nachdenkliche Betrachtungen eines Naturforschers, nennt sie der Verfasser wohl etwas gespreizt, die sämtlich bereits als Rundschauen im „Prometheus" erschienen waren, dem Leser also wahrscheinlich bekannt sind. Er weiß dann, daß sich vieles davon recht gut liest.

---

[1]) Hannover, Gebrüder Jänecke. 1,50 M.

[2]) Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

[3]) Frauenfeld, J. Hubers Verlag. 3,20 M.

[4]) Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

[5]) Berlin, R. Mückenberger.

Viel höhere Ansprüche macht Vogts Entstehen und Vergehen der Welt als kosmischem Kreisprozeß.[1]) Will es doch auf seinen 1005 Seiten nichts mehr und nichts weniger geben als ein vollkommenes philosophisches System, wie es früher üblich war, das aus einer einzigen Voraussetzung alles Bestehende erklärt. Daß da natürlich den Thatsachen mancher Zwang geschieht, versteht sich von selbst, daß es leicht ist, gegen unrichtig dargestellte oder mißverstandene Lehren siegreich zu kämpfen — ich habe z. B. die von Kant und in andrer Weise von Laplace aufgestellte Weltbildungslehre im Auge —, ist ja wohl von vornherein klar. So will ich den Leser nicht weiter mit Proben dieser Philosophie behelligen, sondern nur auf den Schluß der Ethik hinweisen, als deren „reales Ideal“ aufgestellt wird: „Vernichtung der Klassengesellschaft und Erziehung und Heranbildung der Enterbten zum natürlichen Kampfe aller gegen alle.“

Ebenso wertlos für die Wissenschaft ist das „Blatt vom Baume der Erkenntnis“, das Kars der „denkenden Menschheit“ darreicht und auf dem geschrieben steht, daß der einstige (soll heißen frühere) zweite Mond der Erde als Urheber aller irdischen Entwicklung[2]) sich dadurch gezeigt hat, daß er auf die Erde stürzte und als Neuholland bis zum heutigen Tage noch zu sehen ist.

Wenden wir uns nun einer Reihe wertvollerer Schriften zu, obwohl einen großen Teil davon Francé gewiß „Sokratikern“ zuschreiben würde. Oft genug ist von seiten der Astronomen aufgefordert worden, daß Laien an ihren Beobachtungen sich beteiligen möchten. Daß dazu weitgehende mathematische Kenntnisse nicht nötig sind, beweist Kleins Handbuch der allgemeinen Himmelskunde,[3]) das in geschickter Zusammenstellung alles für solche Zwecke Nötige bringt und das Interesse durch Mitteilung dessen, was wir bis jetzt von den Himmelskörpern wissen, wach erhält. Der Astronom freilich wird es nicht ausreichend finden, er muß zum Handwörterbuch der Astronomie,[4]) das den letzten Teil der Encyklopädie der Naturwissenschaften bildet und nun seinem Ende entgegengeht, greifen. Die vorliegende 54., 55. und 56. Lieferung enthalten die Artikel von Strahlenbrechung bis Zodiakus und beginnen einen Anhang, der eine Reihe für den Astronomen wichtiger Hilfstafeln bringen wird.

Für Errichtung eines Bergobservatoriums[5]) auf dem Sonnenwendstein tritt Kostersitz ein, und die Ergebnisse, die man in Amerika mit solchen erreicht hat, lassen dringend wünschen, daß dieser Vorschlag verwirklicht wird.

Aus Kleins Handbuch mag der Leser ersehen, um wie viel sie unsre Kenntnisse vermehrt haben. Daß aber in dieser Hinsicht doch noch sehr viel zu thun übrig bleibt, beweisen die Ergebnisse der photometrischen Beobachtungen des Merkur,[6]) die E. Jost bei der totalen Sonnenfinsternis am 28. Mai 1900 in Portugal angestellt hat und die auf eine gebirgige Oberfläche des sonnennahen Planeten, aber auch auf das Vorhandensein einer ihn umgebenden Atmosphäre schließen lassen, welche letztere indessen von vielen geleugnet wird.

Für die Kenntnis unsrer Atmosphäre liefern Polis Wolkentafeln[7]) einen ebenso malerisch schönen, wie meteorologisch nützlichen Beitrag, der, indem er die Wolkenformen, wie sie durch internationale Bezeichnung festgestellt worden sind, unterscheiden lehrt, für deren Studium von großem Nutzen sein wird.

Steigen wir zur Erdoberfläche herab, so zeigt für sie Koppe in seiner Schrift über

---

[1]) Leipzig, Ernst Wiest Nachfolger, Verlagsbuchhandlung. 20 M.

[2]) Berlin, M. Schildberger.

[3]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 10 M.

[4]) Breslau, E. Trewendt.

[5]) Wien, Kommissionsverlag von Carl Gerolds Sohn.

[6]) Mitteilungen der Großherzoglichen Sternwarte in Heidelberg, herausgegeben von W. Valentiner.

[7]) Karlsruhe, Braunsche Hofbuchhandlung. 5 M.

die neuere Landestopographie, die Bahnvorarbeiten und den Doktoringenieur,[1]) wie ein systematischeres Zusammenarbeiten der Ingenieure und Topographen wesentlich zur Verbesserung der Karten beitragen und besonders auch diese für das Ingenieurwesen brauchbarer machen würde, und mit Interesse lesen wir die Schilderung des Vermessungswesens in Württemberg, das allen andern deutschen Staaten durch den Besitz einer vorzüglichen Karte im Maßstabe von 1 : 2500 vorausgeeilt ist.

Unter die Erde führt uns Schwackhöfers Schilderung der österreichisch-ungarischen und schlesischen Kohlen,[2]) die nun bereits in zweiter Auflage vorliegt. Das Buch enthält alles für den Techniker über diese Kohlen Wissenswürdige, und sein Wert ist schon deshalb nicht gering anzuschlagen, als es die Ergebnisse vieler mühsamer Untersuchungen bringt.

Wie wichtig es namentlich auch für den Eisenhüttenmann sein muß, ergiebt Becks Geschichte des Eisens[3]) zur Genüge. Ihre beiden vorliegenden neuen Lieferungen enthalten die Behandlung des Eisens nach den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, und so eilt auch dies große und wichtige Werk seinem Ende entgegen.

Zum Schlusse bereits gekommen ist ein andres geschichtliches Werk, Cantors Vorlesungen über Geschichte der Mathematik,[4]) dessen dritter Band nunmehr auch in zweiter Auflage vorliegt, nachdem die erste 1894 bis 1898 erschienen war. In den Hauptpunkten unterscheiden sich beide Auflagen nicht, in verschiedenen Einzelheiten sind Verbesserungen nötig geworden.

Geschichtliche Teile enthält auch die vom Naturwissenschaftlichen Verein in Gotha herausgegebene Beschreibung des Seebergs,[5]) der die durch Zach, Enke u. a. berühmt gewordene Sternwarte so lange trug und namentlich auch archäologisch und geologisch interessant ist. Gerade diese verdienstliche Arbeit, an der verschiedene Mitarbeiter thätig gewesen sind, ist geeignet, den Nutzen hervorzukehren, den eine in alle Einzelheiten sich liebevoll vertiefende Forschungsarbeit haben kann, die ein kleines Gebiet behandelt, dies aber auch vollständig durcharbeitet.

Ein andres Werk, dem dasselbe zum Ruhme nachzusagen ist, sind die Potentillenstudien[6]) Th. Wolfs. Solche Arbeiten sind wie die Steine eines Mosaiks, die als Teile des Ganzen unbedeutend erscheinen, ohne die aber das aus ihnen bestehende Bild nie und nimmer in die Erscheinung treten könnte.

Ebenso zu beurteilen ist C. Hoffmanns Arbeit Zur Morphologie der Geweihe der rezenten Hirsche,[7]) die, nachdem sie die Wachstumseigentümlichkeiten ausführlich dargestellt hat, zeigt, daß alle an ihnen zu beobachtenden Eigentümlichkeiten sich erklären lassen, wenn man annimmt, daß die Geweihe als Waffen dienen sollen.

Größere Gebiete wiederum behandelt C. Schröter in einer Schrift über die Palmen[8]) und deren Bedeutung für die Tropenbewohner, die diese königlichen Gewächse nicht nur vom botanischen Standpunkt, sondern auch hinsichtlich der mannigfachen Produkte, die sie liefern, schildert, und E. Michael in seinem Führer für Pilzfreunde,[9]) dessen erster Band nun in dritter Auflage 68, der zweite Band in zweiter Auflage 107 Pilzgruppen in ausgezeichnet schönen Abbildungen vorführt und sie zu erkennen, sie zu benutzen oder zu meiden lehrt, auch die Mittel angiebt, die bei eingetretener Vergiftung helfen können. Es giebt viel

---

[1]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 2 M.
[2]) Wien, Gerold u. Co.
[3]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. Die Lieferung 5 M.
[4]) Leipzig, B. G. Teubner.
[5]) Gotha, E. F. Thienemann. 3 M.
[6]) Dresden, W. Baensch.
[7]) Cöthen (Anhalt), Paul Schettlers Erben.
[8]) Zürich, Fäsi u. Beer. 3 M.
[9]) Zwickau i. S., Förster u. Borries. Jeder Band 6 M.

derartige Bücher, keines aber löst seine Aufgabe wohl in so trefflicher Weise wie das vorliegende. Beschränkt es sich doch nicht nur auf die eßbaren und unschädlichen Pilze, es führt auch die giftigen vor!

Daß aber wohl kein Werk seine analoge Aufgabe in so ganz einwandfreier Weise löst, wie es die neue Ausgabe von Naumanns Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas[1]) thut, das ist dem Leser längst bekannt. Von dem Prachtwerk ist als neuester der zehnte Band erschienen, der die zwölf Gattungen mit vierunddreißig Arten der Enten behandelt, Tiere, die durch ihr schönes und fein gezeichnetes Gefieder dem Maler recht schwierige Aufgaben stellten.

Gute Abbildungen, wenn sie sich auch mit den eben geschilderten nicht vergleichen können, besitzen auch Herzdörffers, Köhlers und Rudels schönste Stauden für die Schnittblumen- und Gartenkultur,[2]) die auf achtundvierzig Tafeln längst lieb gewordene und neu eingeführte Gewächse abbilden, und die vierte Auflage des Handbuches für Vogelliebhaber, Züchter und Händler[3]) von K. Ruß, das nicht weniger als 900 Arten fremdländischer Vögel behandelt, die jetzt bei uns eingeführt werden. Es wird um so mehr Nutzen zu stiften berufen sein, da die Haltung dieser, ihren heimatlichen Verhältnissen entzogener, zum Teil recht zarten Geschöpfe oft schwierig genug ist, der Rat aber, den das Buch giebt, nur um so zuverlässiger ist, als er sich auf die eignen, jahrelangen Erfahrungen des Verfassers stützt.

Dem Forstmann wiederum ist die zweite Auflage von Heß' Forstbenutzung[4]) dringend zu empfehlen, obwohl es durchaus kein Buch zum Lesen ist. Aber indem es alles Wissens- und Beachtenswerte in Schlagwörtern giebt und sehr vollständige Litteraturangaben bringt, ist es nicht nur als Kompendium für Vorlesungen zu brauchen, es wird auch den praktischen Forstmann auf alles aufmerksam machen, was er zu beachten hat, und ihm den Weg weisen, auf dem er sich die etwa nötige Auskunft holen kann.

Dem Laien führt die vierte Sammlung von Marshalls Zoologischen Plaudereien[5]) eine Menge mehr oder weniger interessanter Einzelheiten vor. Der Leser erfährt z. B., was man in früheren Zeiten als Zauber- und Wundersteine benutzte, wie in der Tierwelt die Polizei geübt wird, wie man Schildkrot gewinnt, was für Fische im See Genezareth vorkommen und was dergleichen mehr ist. Die bequem zu lesenden Aufsätze behandeln manches Wissenswerte.

In ähnlicher Weise, aber mit größerer Ausführlichkeit, überliefert Worgitzky in seinen Blütengeheimnissen[6]) die Biologie der Blüten, indem er an einzelnen Beispielen auseinandersetzt, zu welchen Zwecken bei der Befruchtung durch Insekten oder, wenn nötig, bei Selbstbefruchtung die einzelnen Teile dienen. Sehr glücklich wählt er als Beispiele dazu Gewächse, denen man in Feld und Wald am häufigsten begegnet. Jedem, der Freude an den Blumen hat — und wer hätte sie nicht —, wird das Buch eine Quelle von großem Genuß werden können, wenn er erfährt, wie jedes Teilchen seinen Zweck hat, sei es den kostbaren Blütenstaub gegen Nässe oder sonstige Fährlichkeiten zu schützen, sei es das besuchende Insekt damit zu bestäuben. Allerdings ist dem Leser des bessern Verständnisses wegen zu raten, den zweiten Abschnitt zuerst zu studieren.

Eine Fülle solcher Einzelforschungen, wie wir sie oben erwähnten, ist nun nötig gewesen, Lydekkers großes Werk über die geographische Verbreitung und geologische Entwicklung der Säugetiere[7]) zu ermöglichen. Nun aber ist die Arbeit

---

[1]) Gera, Untermhaus, Fr. E. Köhler.
[2]) Berlin, G. Schmidt (R. Oppenheim). 10,80 M.
[3]) Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung.
[4]) Berlin, Paul Parey. 9 M.
[5]) Leipzig, A. Twietmeyer. 4 M.
[6]) Leipzig, B. G. Teubner.
[7]) Uebersetzt von Sibert. 2. Auflage. Jena, H. Costenoble. 6 M.

für die Zoologie, wie für die Geologie gleich wertvoll. Es ergeben sich drei Reiche, die während ungeheuer langer Zeiten getrennt waren, das Australien und Polynesien umfassende notogäische, das von Südamerika gebildete neogäische und das alle andern Erdteile in sich bergende arktogäische. Daß vieles dunkel bleibt, ist natürlich, einiges davon werden spätere Untersuchungen vielleicht aufklären können, aber auch manche überraschende neue Schlüsse werden gezogen, so z. B., daß die kamelartigen Tiere zuerst in Amerika auftraten, daß die Pferde sich vielleicht in der Alten und Neuen Welt selbständig in zwei zu dem nämlichen Endziel führenden Reihen entwickelten.

Wer sich für derartige Fragen interessiert, der lese auch Ratzels Lebensraum,[1]) worunter alles verstanden wird, was die Lebewesen zu erkämpfen haben. Es ist eine interessante Zusammenstellung aller der dabei in Betracht kommenden Dinge. Hervorgehoben mag werden, daß Ratzel die Wiege der Kameliden in Asien sucht. So werden oft Fragen von neuem aufgeworfen, deren Lösung man bereits in der Hand zu haben glaubte.

Wie bestimmt glaubte man über den Farbensinn der Tiere[2]) einiges sicher erkannt zu haben, und nun weist Nagel nach, daß das keineswegs der Fall ist und daß allein das Vorhandensein von Schutz- und Trutzfarben den Beweis dafür liefert, daß auch Tiere Farbenempfindung haben können.

Deshalb brauchen wir aber nicht, wie Francé, an der Möglichkeit unsrer Erkenntnisse zu zweifeln; es muß nur der richtige Weg dazu eingeschlagen werden. Diesen zeigt Volkmann in seiner Einführung in das Studium der theoretischen Physik,[3]) ein Werk, das freilich eingehende physikalische Kenntnisse voraussetzt, zeigen auf andern Gebieten Classen für den in der Fabrik stehenden Chemiker in seinen ausgewählten Methoden der analytischen Chemie,[4]) Bredig in seiner die Chemie der extremen Temperaturen[5]) behandelnden Habilitationsschrift, die eine Menge recht zerstreuten Materials zusammenstellt, Brühl im achten und neunten Band von Roscoe-Schorlemmers ausführlichem Lehrbuch der Chemie,[6]) der den Schluß des großen Werkes bildet und Kenntnis giebt von einer Reihe organischer Körper, die auch im Leben von Pflanzen und Tieren eine so wichtige Rolle spielen, wie das Chlorophyll, die Eiweißkörper, Gallenstoffe, Ptomaïne u. s. w., endlich Bakhuis Roozeboom in seiner Darstellung der heterogenen Gleichgewichte[7]) vom Standpunkt der Phasenlehre aus, wie sie in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Gibbs zuerst abgeleitet wurde. Namentlich diese, die schwierigsten Probleme des chemischen Gleichgewichtes in chemischen Verbindungen, wie sie z. B. in Lösungen mehrerer Körper stattfinden, behandelnde Arbeit beweist, daß wir doch manches wissen können.

Wie hätte sonst auch Lebedew nachweisen können, daß Druckkräfte des Lichtes[8]) wirklich existieren, die Maxwell vorausgesagt hatte, vorausgesagt auf Grund einer Theorie, die die der gewöhnlichen Anschauung so widerstrebende Forderung stellt, daß Lichtwellen nur eine besondere Art elektrischer Wellen sind, wie könnte man umfassende Lehrbücher des verschiedensten Inhaltes schreiben, wie das nun mit der zweiten Hälfte des ersten Teiles schließende von Wernike über Mechanik,[9]) das, wenn auch unter Ausschluß höherer Mathematik, seinen Gegenstand in erschöpfender Weise behandelt, der überall in Technik und

---

[1]) Tübingen, Lauppsche Verlagsbuchhandlung. 2,50 M.
[2]) Wiesbaden, J. F. Bergmann. 0,80 M.
[3]) Leipzig, B. G. Teubner. 14 M.
[4]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 20 M.
[5]) Leipzig, S. Hirzel. 0,60 M.
[6]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 8. Band 22 M., 9. Band 20 M.
[7]) 1. Heft. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 5,50 M.
[8]) Drudes Annalen der Physik 1901, Bd. 6 S. 433.
[9]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 6 M.

Wissenschaft eingreift und zu Resultaten führt, die mit den Erscheinungen der Außenwelt gut übereinstimmen.

So dürfen denn auch wir zu unserm eignen Wohlergehen uns von der Wissenschaft raten lassen und mit Oehmke dafür sorgen, daß die Luft in Versammlungssälen, Schulen und in Räumen für öffentliche Erholung und Belehrung[1]) durch genügende Ventilation stets rein und deshalb gesund erhalten wird, und den Rat Roemischs befolgen, wenn er die Wirkung des Hochgebirgsklimas[2]) in geschützter Lage, wie Arosa und Davos als bestes, wenn nicht einziges Heilmittel für Lungenkranke empfiehlt.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Länderkunde.

Kambodscha. Der Große See und seine Fischerei.

Von

Adhémard Leclère, franz. Minister-Resident in Kambodscha.

I.

Ich verlasse Pnom-Pen um zehn Uhr nachts und bin nun auf dem Wege nach dem Großen See, den ich befahren will, ehe ich auf meinen Posten zurückkehre. Mein Bett ist bereit, ich lege mich nieder, und noch sind die Lichter von Pnom-Pen nicht hinter uns verschwunden, da eilen meine Gedanken schon voraus, nach dem See hin, den ich bereits dreimal befahren habe, um nach Inglor, oder nach Kampong-Thom, oder nach Stoung und Chikreng zu gehen, den ich aber noch nicht nach allen Richtungen durchkreuzt habe, wie es nun meine Absicht ist. Mouhot sagt, der See habe die Form einer Violine, da er viel länger als breit und bei ungefähr einem Drittel seiner Länge seitwärts eingedrückt ist. Bleiben wir bei dem Vergleich: welch eine Riesenvioline das, die 129 Kilometer lang und an der breitesten Stelle 37 Kilometer breit ist und deren Oberfläche circa 3000 Quadratkilometer bedeckt! Und welch ein Violinhals, der Arm des Sees, der 111 Kilometer lang und stellenweise 600 Meter breit ist; welch ein Steg, die sieben Inseln, die am Eingang des Kleinen Sees liegen; welche Saiten, diese Wellen, die von Ufer zu Ufer schwingen und unter dem Bogenstrich des Windes erbeben! Und, gerade um diese Jahreszeit, welche Musik, die Stimmen, die einander zurufen, die taktmäßigen Schreie, die das Zeichen zum gemeinsamen Anfassen geben, das Schlagen der Ruder, die das Wasser teilen, das Rauschen der Wellen an den Seiten der Pirogen, wozu sich das Emporhüpfen der gefangenen Fische gesellt, das Geräusch der Messer, die sie köpfen und aufschneiden, die heiseren Stimmen der Frauen, die sie einsalzen, und das Prasseln des Feuers unter den gewaltigen Kesseln, in denen das Oel bereitet wird. Der See sieht um diese Zeit 17 bis 18000 Fischer mit ihren Weibern und Kindern an seinen Ufern. Tausende von Pirogen und zwanzig große Dschunken, die mit Salz und andern Waren beladen sind, kreuzen ihn

[1]) München, R. Oldenbourg. 2,50 M.
[2]) Essen, D. Radkes Nachf. Thaden u. Schmemann.

nach allen Richtungen. Fünfzigtausend weiße oder graue Pelikane, in Scharen von fünf- bis sechshundert, fischen lautlos für eigne Rechnung, erschnappen da und dort mit ihren furchtbaren Schnäbeln kleine und große Fische und lassen sie in dem großen Sack verschwinden, mit dem sie versehen sind. Sie schwimmen graziös oberhalb der ungeheuren Scharen von Fischen, die unter ihnen wegziehen und vor ihnen fliehen: sie verfolgen sie mit schwerfälligem Flügelschlage, was ein Rauschen giebt wie das Branden der Wellen an den Ufern. Eine Million schwarzer Taucher kommen in großen Flügen und bilden am Himmel zahllose V, deren linker Schenkel stets viel länger ist als der rechte und deren Spitze jeden Augenblick abbricht, um sich alsbald wieder neu zu bilden; der Himmel ist manchmal von ihnen verdunkelt, geschwärzt, als ob es Kohlen regnete; dann lassen sich die Scharen auf dem Wasser nieder, versammeln sich, drehen sich in einer Art von großem Karussell, krächzen, fliegen davon, drehen sich wieder und schnattern dann alle auf einmal. Nachdem das Kolloqium beendigt ist, zerstreuen sich die Vögel über die ungeheure Fläche des Sees, um zu fischen; sie schwimmen dann halb unter Wasser, nur mit Hals und Kopf darüber hinausragend, gleich Reptilen, wobei sie neugierig nach allen Seiten blicken. Plötzlich tauchen sie unter, um hundert Meter entfernt wieder zum Vorschein zu kommen, mit einem Fisch im Schnabel; sie schütteln ihn in der Luft, um ihn zu betäuben, lassen ihn dann wieder ins Wasser fallen, drehen ihn herum und verschlingen ihn im ganzen. Ich habe diese Vögel Fische schlucken gesehen, die beinahe so dick waren wie ihr Kopf. An andrer Stelle sieht man wieder Tausende weißer oder grauer Möwen, die ebenfalls in Scharen, wenn auch nicht in so großen, graziösen Fluges hinsegeln, oder sich auf den Wellen schaukeln lassen. An den Ufern der Inseln stehen weiße und graue Reiher auf ihren langen gelben oder schwarzen Beinen, unbeweglich lauernd, oder den zierlichen Kopf hin und her bewegend, um, wie die Kambodschaner sagen, die Fische anzulocken und sie glauben zu lassen, sie seien harmlose Geschöpfe. Des Abends, wenn die Sonne untergeht, fliegen sie in vielen Hunderten auf die Bäume zu, die die Ufer einfassen, um sich in kleinen Gruppen in deren Zweigen niederzulassen. Dann folgt ein endloses Geplauder, ein scheinbar zweckloses Hin- und Herflattern, unaufhörliche Schreie, bis endlich, wenn die Nacht da ist, alles still wird und schläft. Auf den über den See hinausragenden Zweigen der Bäume, zwei oder drei Meter über der Wasserfläche, sitzen die Eisvögel mit ihren gewaltigen, plumpen gelben Schnäbeln und ihrem schönen Gefieder; sie lassen sich auf den Fisch hinunterfallen, der unter ihnen schwimmt, und wenn der Raub geschehen oder der Versuch mißglückt ist, fliegen sie davon, als ob sie das Bewußtsein hätten, etwas Schlechtes gethan zu haben, um sich in einiger Entfernung wieder auf die Lauer zu legen; andre verharren mit vorgestrecktem Schnabel unbeweglich, den Blick aufs Wasser geheftet, fliegen dann auf und beginnen fünfzig Meter weiter dasselbe Spiel aufs neue, bis sie die Beute erspäht haben, auf die sie lauern. Nahe am Dorfe, auf fünfzig Meter Entfernung von den Frauen, die die Fische köpfen und aufschneiden, halten sich Dutzende von Geiern mit erdfarbenem Gefieder und nacktem Halse, braune Adler und Gabelweihen und Hunderte schwarzer Raben auf, balgen sich um die weggeworfenen Köpfe und Eingeweide, zerren zu zweien und dreien an demselben Stück und stehen einander in allem Bösen bei. Ich habe das alles schon einmal gesehen, und es ist ein Schauspiel, das ich nie vergessen werde. Die Fischer sind schmutzig und roh, die Frauen häßlich und zerlumpt, und ein Gestank herrscht da — ein Gestank, ärger als in einer Lohgerberei, ärger als in einer Käserei zu Livarot, ärger als in einer Poudrettedüngerfabrik, ärger als in der Nähe einer Senkgrube. Das Wasser ist dick von Unreinlichkeiten und Abfällen aller Art, eine ölige Schicht bedeckt seine Oberfläche und schimmert in der Sonne in allen Farben des Regenbogens. Es ist widerwärtig und abscheulich und verursacht Uebelkeiten und oft Erbrechen. Ich glaube das gern und schlafe schließlich ein unter dem Stampfen der Maschine, das unsre kleine Schaluppe erzittern macht, unter dem Vibrieren der Schraube, dem Rauschen des Wassers an unserm Bug und dem Lärm, den die Heizer machen, indem sie das Feuer unterhalten und das Holz aus der Vorratskammer herbeischaffen.

Es ist fünfeinhalb Uhr, wie wir vor dem schwimmenden Hause des anamitischen Telegraphisten von Kampong-Chneang Anker werfen. Das Dorf ist aus dem Wasser herausgestiegen, die Häuser schwimmen nicht mehr auf Flößen, sind nicht mehr an der langen Reihe der Pflöcke angeseilt. Sie stehen bis auf drei oder vier auf festem Boden, und alle die Pflöcke sind nutzlos geworden. Die Pagode erglänzt in der aufgehenden Sonne, die Schatten fliehen, alles wird hell, und die letzten Sterne erbleichen im Westen. Im Telegraphenbureau erliegt nichts für mich. Wir fahren wieder ab und schleppen die große, mit vierzehn Milizsoldaten bemannte Dschunke der Residenz Kampong-Thom hinter uns her. Das Wasser ist rein und klar; ich koste es und finde es gut und ohne Beigeschmack. Aber noch ist keine Stunde seit unsrer Abfahrt von Kampong-Chneang verflossen, da arbeiten wir uns mühsam durch eine Art flüssigen Morastes. Das Wasser ist ekelhaft, grün, blau, gelb und schwarz. Ich nehme ein Glas voll davon und stelle es beiseite; drei Tage später fand ich einen dicken, fast ein Drittel des Glases einnehmenden Bodensatz fetten Schlammes, ein vortrefflicher Nährboden für Mikroben aller Art, für böse wohl eher als für gute; und der Bodensatz roch nach Ammoniak.

Ich lasse mein Gepäck auf die Dschunke übertragen, mein Diener und mein Koch folgen, und ich verlasse die Schaluppe. Sie geht nach Pnom-Pen zurück, und wir fahren in der ziemlich starken Strömung aufwärts. Da bin ich nun für acht, vielleicht zehn Tage auf einer großen, aus einem einzigen Baumstamm verfertigten Piroge, die mit einer Schlafstatt, einem Tisch zum Arbeiten und Essen und einem für Regen und Sonnenstrahlen undurchdringlichen Dach ausgestattet ist und von vierzehn Milizsoldaten gerudert wird. Wir haben nicht mehr als sechzig Centimeter Wasser unter uns; manchmal gleiten wir über eine weiche Schlammschicht, und da wir die Strömung gegen uns haben, kommt die Dschunke, trotz ihrer vierzehn Ruder, nur langsam vorwärts. Wir befinden uns im oberen Teil des Armes, den die Kambodschaner Veal Pok, das heißt Thal des Schlammes, nennen, und der Strom verdient diesen Namen in diesem Teile. Wir fahren thatsächlich durch einen Schlammfluß, die Dschunke ist umgeben von einer dicken, trüben Flüssigkeit, in der unzählige Fischabfälle schwimmen, halbverfaulte Eingeweide, die von den niedrig fliegenden Geiern mit den Fängen ergriffen und davongetragen werden, formlose, zerfetzte Köpfe, auf welche sich die Raben niederlassen, um sie mit ihren großen Schnäbeln zu verschlingen.

Da sind endlich die sieben Inseln der Seemündung, die, gleich Murmeltieren, wenn der Winter vorüber ist, nach der Ueberschwemmungszeit zu neuem Leben erwachen, wenn das Wasser aus den Ebenen wieder in das Becken des Sees zurückkehrt und dessen Spiegel um sechs bis sieben Meter sinkt. „Sie sind,“ sagte mir einst ein Kambodschaner, „das Abbild der aufeinanderfolgenden Leben.“ Ich besuche sie eine nach der andern und sondiere die beiden Kanäle, den für die kleinen Barken, der sich zwischen der östlichen oder Patsandayküste und den Inseln befindet, und den für die großen Dschunken, der zwischen den Inseln Chnock-Trou, Komaeum, Troeng einerseits und Longsok, Monou und Toul-Hier andrerseits hinzieht. Wir nähern uns den beiden Endpunkten der Mündung in den Kleinen See: Pursat im Westen und Chalret im Osten und gleiten dann in den See hinaus, wo ich mehrere Tausend Fischer und mehr als fünfhundert Barken antreffe. Wir durchfahren das Becken, das die Kambodschaner „Tonle-Chmar“, den Kleinen See nennen, und den ich bereits zur Zeit des Hochwassers befahren habe, wo meine Schaluppe über die Gipfel der Bäume hinglitt, unter Gefahr die Schraube zu zerbrechen. Ich erinnere mich, wieviel Zeit und Mühe es damals unsern Piloten gekostet hat, die Mündung des Stung zu finden, den ich hinauffahren wollte. Aber heute, welche Veränderung! Der See ist um die Hälfte kleiner als damals, und ich erkenne ihn nicht wieder. An Stelle der sechs bis sieben Meter tiefen Wassermasse, die sich zwischen dem Tonle-Chmar und der Mündung dehnte, finde ich nun eine Ebene, durch die der Prek Stung fließt, und an Stelle der hundert Oeffnungen zwischen den herausragenden Baumwipfeln sehe ich nun fünf natürliche Kanäle, die Preks Chalret, Baldao, Peam-Boeng, Krah und Lek-Chakeing.

Inmitten dieses „kleinen Sees“, der vier Kilometer Durchmesser hat, befindet sich das kambodschanische Fischerdorf Peam-Boeng, das jedes Jahr neu entsteht und verschwindet. Wir durchqueren den See und gelangen an die Westseite, an die Mündung des Preks Kampong-Prak (Silberfluß), wo es zwei Dörfer dieses Namens giebt. Hier landen in der trockenen Jahreszeit diejenigen, die nach Pursat wollen. Auch hier wird gefischt, und auch hier herrscht ein Gestank zum Krankwerden. Etwas weiter nach Norden gelangen wir an die Mündung des Preks Uboeng-Num und noch weiter an die des Flusses Pursat; durch diesen fährt man während der Regenzeit nach der Residenz Pursat oder richtiger Pouthisath hinauf. Man zeigt mir hier einige Bretter, die das Paketboot der Flußschiffahrtsgesellschaft während der Ueberschwemmung auf dem Wipfel eines Baumes befestigt hat, und die nun dort sieben Meter über dem Boden hängen.

Wir fahren an den Ufern und Fischerkolonien hin und berühren die Mündungen der Preks: Chikreng, den ich vor einigen Monaten von Chikreng, dem Hauptort der gleichnamigen Provinz kommend, hinabgefahren bin, Kampong-Cham, der hier die Grenze zwischen Kambodscha und Siam, zwischen der Provinz Chikreng und der gegenwärtig siamesischen Provinz Siem-Reap bildet, und Kampong-Plouk (Elfenbeingestade) — die sich alle drei am Ostufer befinden. Wir durchqueren den See und gelangen an die Mündung des Preks Sangke, dessen Name von dem eines Baumes stammt; wir nennen ihn Prek Battambang, weil er nach diesem Hauptort führt, und die Bewohner der Gegend nennen ihn Prek Thom, den Großen Fluß. Er ist in der That ein großer Fluß für sie, denn er ist der bedeutendste der Region, nimmt zahlreiche Nebenflüsse auf, von denen die Preks Skrol, Bat-Prea und Battambang die größten sind, und besitzt so viel Inseln, als es Planeten am Himmel giebt, die Kos (Inseln): Luong-Long (die Königliche), Chinok (Großvater), Touan-Beng, Chang, Paoloum und Chivang.

Durch diese acht Zuflüsse empfängt der Große und der Kleine See die Wässer der Ebene; aber was ist dieser Beitrag im Vergleich zu den Wassermassen, die der Große Fluß vom Monat Juli bis Ende September herbeiwälzt! Geschwellt durch die von den Gipfeln des Himalaja herabkommenden Schneewässer, durch die Regenmengen, die über das ganze Laos und das halbe Kambodscha niedergegangen sind, erreicht er die Spitze seines Deltas bei Pnom-Pen, wo er sich in drei Arme teilt, von denen zwei sich ins Meer ergießen und einer in das weite Becken des Großen Sees. Mit sich führt er und trägt er Millionen von Fischen, und er schwellt nun den Tonle-Sap. Das Wasser steigt, überflutet die Ufer, vertreibt die Fischer, bedeckt die Inseln, ergießt sich über das Land, und das kleine Süßwassermeer breitet seine dreimal vergrößerte Fläche über die Wälder und Ebenen. Im Westen bespült die Flut Pursat, Battambang und Tik-Cho, das in der trockenen Zeit fünfzig Kilometer vom Ufer entfernt ist; im Osten erreicht sie Kampong-Svay, das ebenso weit abliegt, und die Postpiroge nimmt von Kampong-Chneang nach Kampong-Thom den kürzesten Weg quer über die mit mindestens zwei Meter Wasser bedeckten Ebenen. Wie gewaltig die Wassermasse ist, kann man daran ermessen, daß der Große See, der um die trockene Zeit etwa 1,60 Meter tief ist, zur Zeit der Flut 7 bis 8 Meter Tiefe erreicht.

Mit der Wasserflut gelangen die Fische in die Wälder und grasreichen Ebenen, nähren sich da reichlich, wachsen und vermehren sich mit außerordentlicher Schnelligkeit. Wenn dann die Regen aufhören, wenn der wieder in Kälte erstarrende Himalaja kein Wasser mehr aus seinen ewigen Schneefeldern herabsendet, fällt der Große Fluß, kehrt allmählich in sein normales Bett zurück, und die Strömung des Großen Sees nimmt die umgekehrte Richtung. Das Wasser, das er vom Großen Fluß erhalten hat, ergießt sich, vermehrt durch das seiner Zuflüsse und das, das vom Himmel herabfiel, wieder in den Großen Fluß und rollt mit ihm dem Meere zu. Die Flut tritt zurück, die Gelände erheben sich aus dem Wasser, und die Fische, die auf ihnen, wenn man so sagen kann, geweidet haben, folgen ihrem Element und vereinigen sich, soweit sie nicht in isolierten Teichen und Gräben zurückbleiben, in ungeheuren Mengen im Großen und Kleinen See, die niemals austrocknen. Und da es ihnen

hier gefällt und sie sich in Sicherheit glauben, verweilen sie, überrascht, sich in so großer Zahl beisammen zu finden. Die großen machen Jagd auf die kleinen, und diese fliehen vor ihnen.

Dann aber, im Monat März oder spätestens April, wenn das Wasser niedrig steht, beginnt die Zeit des Fischfanges, der Feind rückt mit Netzen und Fallen an, und Millionen Vögel vom Lande her gesellen sich ihm zu. Es ist zu spät zur Flucht. Der Veal Pok hat nur sechzig Centimeter Wasserhöhe, die großen Fische können sich nicht hineinwagen, und die kleinen, die sich dahin wenden, kehren wieder um, denn an seiner Mündung harren ihrer die großen Fische, die Geier, die Pelikane, die Tauchervögel, die Möwen, die Reiher und auch die Fischer und fangen sie ab, sowie sie herbeikommen. Sie wenden sich wieder dem Großen See zu und verbergen sich in den Gebüschen der Ufer; aber von den großen Fischen und den Vögeln verjagt, fliehen sie vor ihnen und fallen samt ihren Verfolgern in die Netze der Fischer. Wenn sie sich in die Flüsse retten wollen, finden sie sie verlegt und starrend von Fallen aller Art aus Bambus oder spanischem Rohr oder auch aus chinesischer Nesselfaser.

Man zählt ungefähr achtzig Fischarten, von solchen, die zwei Meter vom Kopf bis zum Ansatz der Schwanzflosse messen, bis zu solchen, die nur zehn Centimeter lang sind. Auf mehr als einundeinhalb Millionen Franken schätzt man den Wert der in Stücken oder im ganzen eingesalzenen und verkauften Fische und auf 250 000 Franken den Wert des aus ihren Köpfen gewonnenen Oeles und der Fischblasen.

Drei Tage lang habe ich dem Fischfang beigewohnt unter einer glühenden Sonne, umgeben von dem Wasserspiegel, der die blendenden Strahlen des Gestirns unter das Dach der Dschunke zurückwarf, mit täglich zwei oder drei Mann von leichtem Sonnenstich getroffen und vor Fieber mit den Zähnen klappernd. Mein Kopf war schwer, mein Gesicht aufgedunsen, das Hirn schmerzte mich, meine Augen brannten, mein Körper war immerfort in Schweiß gebadet. Eines Nachts hatten wir das Glück, ein Gewitter zu erleben, ein richtiges tropisches Gewitter; es wehte ein heftiger Sturm, und es regnete in Strömen. Ich hatte mein Fahrzeug, wie alle Abende, weit, sehr weit von denen der Fischer verankert, sehr weit besonders von ihren Magazinen, ihren stinkenden Vorratskammern, die immerfort von zahllosen surrenden, großen grünen Fliegen umschwirrt sind, die ihre Eier auf das frische Fleisch der Fische legen. Man hielt uns für verloren, und zehn Fischer eilten uns zu Hilfe. Ich weigerte mich, ihnen zu folgen, aber ich nahm ihren Beistand an. Sie verbanden sich mit Hilfe ihrer Ruder mit meiner Dschunke, so daß alle unsre Fahrzeuge zusammen ein Stück, ein einziges großes Floß bildeten, und so harrten wir aus. Als ich erwachte, war es Tag, der See war noch wild, aber alle Gefahr war vorüber; die Ruder wurden losgebunden, die Barken befreit, und die Leute fuhren davon, ihrem Tagewerk zu.

Auch wir machten uns auf den Weg, aber nicht um Netze auszuwerfen, sondern um die verschiedenen Fischfangapparate zu besichtigen und um zuzusehen, wie die Leute unter den Befehlen ihres Hauptmannes manövrieren, um einen möglichst großen Teil des Fischzuges, der eben vorbeigeht, in das große Schleppnetz zu bekommen; die Fische kehren, sowie sie die Gefahr merken, angsterfüllt um und suchen nach allen Seiten zu fliehen, und da heißt es nun rasch und geschickt das Nötige vorkehren, damit ihrer so wenig als möglich entkommen.

(Schluß folgt.)

Litterarische Berichte.

Arbeit. Der „Vier Evangelien“ zweiter Teil. Roman in zwei Büchern. Von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig. Siebente Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1901. Zwei Bände. 402 und 404 Seiten.

Der berühmte Romanschriftsteller ist in diesem Buche zu dem Gebiete zurückgekehrt, das er in „Germinal“ zuerst mit großem Glück und Erfolg betreten hat, zu der Welt der Fabriken, der Arbeiter, ihres Elends und ihres Kampfes. Den Mittelpunkt bildet ein idealistischer, von sozialem Hochsinn erfüllter Vertreter der Gebildeten und Besitzenden, der gegen Widersacher mannigfacher Art seine dem Wohle des Volks gewidmeten Ideen in die That umsetzt. Der Poet ist reichlich doktrinär geworden; er sucht mehr zu beweisen als zu gestalten; aber seine große Darstellungskraft, seine Kenntnis des modernen Lebens in Höhen und Tiefen, seine leidenschaftliche Teilnahme an den geistigen und wirtschaftlichen Strömungen unsrer Zeit offenbaren sich auch in diesem Werke aufs neue. Die Uebersetzung ist durchaus gelungen. Br.

Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Von Eduard Castle. Leipzig, Max Hesses Verlag. 1902.

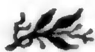
Eine knappe, aber auf eindringender Forschung beruhende Lebensbeschreibung des deutsch-ungarischen Dichters aus der Feder des Herausgebers der im gleichen Verlag erschienenen Sammlung von Lenaus Werken. Seine Eigenart wird aus Abstammung, Erziehung und allgemeinen Zuständen Deutsch-Oesterreichs mit methodischer Schärfe abgeleitet und das Rätselhafte seiner geistigen Katastrophe in den Zusammenhang seiner Entwicklung gestellt. Neue Bildnisse, eine Schriftprobe, sorgfältige Nachweise und ein Register sind besonders dankenswerte Beigaben. —ß.

Die Kunst auf der Pariser Weltausstellung. Von W. v. Seidlitz. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1901. 111 Seiten.

Die zehn von dem Verfasser zuerst in der Montagsbeilage des Dresdener Anzeigers veröffentlichten und jetzt zu einem Bändchen zusammengefaßten Aufsätze geben in scharfgezeichneten Umrißlinien eine knappe Skizze des Besten, was an Werken der Malerei, Bildhauerei, der Baukunst und des Kunstgewerbes aller Zeiten und Länder auf der Pariser Weltausstellung vertreten war. Mit Recht legt aber v. Seidlitz den Hauptwert auf eine durch kunstgeschichtliche Rückblicke erläuterte Schilderung jener beiden Sammlungen (der „retrospektiven“ sowie der „Centenar“-Ausstellung), die, nur für die Dauer der Weltausstellung aus Museen, Staatsschlössern und Privatbesitz zusammengestellt, einen durch keine der ständigen Sammlungen zu erzielenden Gesamtüberblick der französischen Kunst, sowie des französischen Kunsthandwerks gegeben haben. Durch diese Beschränkung ist vielleicht in der Darstellung des Verfassers die moderne Kunst und noch mehr das moderne Kunsthandwerk etwas zu kurz gekommen, wofür allerdings die zahlreichen in den Text eingefügten Nachweise ausführlicherer Quellenwerke und Einzelabhandlungen reichlich entschädigen. Die Uebersichtlichkeit der Anordnung und der gefällige Stil sind dabei Vorzüge, die wir gerade bei der Verarbeitung eines so ungeheuren Stoffgebietes lobend hervorheben müssen, und die das Buch nicht nur den früheren Besuchern der Pariser Weltausstellung als Erinnerung, sondern auch einem gebildeten größeren Leserkreise als anregendes Nachschlagewerk empfehlen lassen. F. W. J.

„Schweigen“. Von E. Ottmer. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1902.

Tief eingreifend in das menschliche Leben ist oft das Verhältnis zum Arzte, und so wird häufig der Arzt von Dichtern zum Helden ihrer Werke gewählt. Aus der Vertrauensstellung des Arztes zum Kranken ergiebt sich seine Pflicht zu schweigen. Wie aber, wenn er Zeuge ist, daß ein blühendes Mädchen, dem er in stiller, noch nicht zu offenbarender Liebe zugethan ist, sich einem Manne verlobt, der sein Patient ist und den er krank weiß? Hier Berufspflicht, hier Menschenpflicht, beide gleich schwerwiegend, wie soll er wählen? Dieses packende Problem liegt dem neuen Romane von E. Ottmer zu Grunde. In spannender Weise wird ein merkwürdiges Erlebnis erzählt: Seelenkämpfe, Katastrophe und glücklicher Ausgang. Und dabei erscheint in vornehmem Takt alles Häßliche, soweit es nicht psychologisch notwendig, vermieden. Eine tiefe ethische Empfindung spricht aus dem Buche, keine Neugier nach Unerhörtem, kein Bedürfnis nach Sensationen. Und doch ist das Buch interessant, und doch ist es von — einer Frau geschrieben. F. H.



Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Zweiter Jahrgang. 1902. Heft V. Monatlich ein Heft im Format 45 : 30 cm., mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Auf! Kunstgewerbe-Entwürfe. Von Bruno v. Wahl. Heft V und VI. Vollständig in 12 Heften à M. 2.—. München, Vereinigte Kunstanstalten.

Darwin. Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl, oder die Erhaltung der bevorzugten Rassen im Kampfe ums Dasein. Aus dem Englischen von Paul Seliger. Zwei Bände à 50 Pf. Meyers Volksbücher Nr. 1292 bis 1301. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Dolorosa. Confirmo te chrysmate. Berlin, M. Lilienthal. Gebunden M. 3.—

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Herausgegeben von Dr. Joh. M. Raich. Band XXI, Heft 8, Mai 1902: Amerikanische Wohltätigkeits-Anstalten. Von A. Zimmermann. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Freie Wort, Das, Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Begründet von Carl Saenger. Herausgegeben von Max Henning. 2. Jahrgang, Nr. 4. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. Vierteljährlich M. 2.—

Kunstgewerbe für's Haus. Illustrierte Monatszeitschrift für Dilettanten. Herausgegeben von C. v. Sivers. Zweiter Jahrgang, Heft 5. Berlin, O. Lienekampf. Vierteljährlich M. 4.50.

Maass, Prof. Ernst, Aus der Farnesina. Hellenismus und Renaissance. Marburg i. H., N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 1.20.

Meyer, Conrad, Ueber die Lage der Zucker-Industrie zur Zeit des Abschlusses der Brüsseler Konvention im Februar-März 1902. Berlin, Herm. Walther.

Moos, Paul, Moderne Musikästhetik in Deutschland. Historisch-kritische Uebersicht. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. M. 10.—

Moszyński, George, Lettre ouverte à Monsieur le Comte Pierre Golénistchev-Koutousov au sujet de la Liberté de Conscience en Russie. Cracovice, Imprimerie de l'Université Jagellonne.

Naoroji, Dadabhai, Poverty and Un-British Rule in India. London, Swan Sonnenschein & Co.

Petzet, Christian, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Erste Lieferung. Vollständig in fünf Lieferungen. Komplett M. 9.—. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Reiser, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. 21. (Schluß)-Heft. Preis des Heftes M. 1.—. Kempten, Jos. Kösels Buchhandlung.

Report of the Commissioner of Education for the Year 1899—1900. Volume II. Washington, Government Printing Office.

Revue de Paris, La, 9e Année. Nr. 10. 15 Mai 1902. Paris, Prix de la livraison Fr. 2.50.

Schaukal, Richard, Einer, der seine Frau besucht, und andere Scenen. Dramatische Skizzen. Linz a. d. D., Oesterreichische Verlagsanstalt.

Schoen, Prof. Dr. Henri, La Métaphysique de Hermann Lotze ou la Philosophie des actions et des réactions réciproques. Paris, Librairie Fischbacher. M. 6.—

Schultheiß, Dr. Frz. Guntram, Reisebilder aus Bosnien und der Herzegowina. Hermannstadt, Jos. Drotleff. M. 1.—

Spanische Unterrichtsbriefe nach der Originalmethode Toussaint-Langenscheidt. Brief 1. Alle 14 Tage erscheint ein Brief à M. 1.—. Vollständig in zwei Kursen à 18 Briefe. Bei Vorausbezahlung des ganzen Werkes M. 27.—. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Völker der Erde, Die. Ein Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker. Lieferung 5. Von Dr. Kurt Lampert. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. Erscheint in 35 Lieferungen zu je 60 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Weltall und Menschheit. Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit circa 2000 Illustrationen, zahlreichen schwarzen und bunten Beilagen. Lieferung 1 bis 4. Vollständig in 100 Lieferungen à 60 Pf. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Comp.

Wolfram, Erwin, Irrlicht und Sonnentau. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechzehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. — In den Handlungen natürlicher Mineralwasser und in den Apotheken zu haben.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

DEUTSCHER SPORT

ORGAN für RENNSPORT und PFERDEZUCHT.

ist die anerkannt

grösste und verbreitetste Sportzeitung

und bringt täglich

Programme, Besprechungen und **Berichte**

über

alle deutschen *und grossen ausländischen* **Rennen.**

Abonnementspreis: pro Quartal 6 Mark.

Probenummern auf Wunsch gratis.

Abonnentensammler gesucht

gegen **hohe Provision.** Offerten an die

Expedition: **Berlin NW.,** Georgenstrasse 23.

Seit Januar 1902 erscheint im unterzeichneten Verlage:

Alpine Majestäten und ihr Gefolge.

Die

Gebirgswelt der Erde in Bildern.

II. Jahrgang.

Monatlich ein Heft im Format von 45:30 cm mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf feinstem Kunstdruckpapier.

Preis des Heftes 1 Mark = Kronen 1.20 ö. W.

12 Hefte bilden einen für sich vollständig abgeschlossenen Jahresband.

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Illustr. Prospect gratis und franco.

Die darin enthaltenen Tafeln beweisen, dass die Münchener „Vereinigten Kunstanstalten" über ein Reproductionsverfahren verfügen, das man in dieser Vollendung bei Naturaufnahmen wohl noch nicht angewandt gesehen hat. *(Deutscher Reichsanzeiger.)*

Es steht in jeder Hinsicht als ein Muster des modernen Kunstbuchdruckes da. *(Akademische Monatshefte.)*

Es sind die Grossen der Alpenkette, schweiz., österr. und bayrische Recken in Fels und Firn, das wohlig von Bild zu Bild vorrückende Auge, der vielleicht stille Pläne spinnende Sinn und man darf wirklich mit Bedacht sagen: Ein Blatt schöner als das andere! *(St. Galler Blätter.)*

Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Viel höhere Ansprüche macht Vogts Entstehen und Vergehen der Welt als kosmischem Kreisprozeß.[1]) Will es doch auf seinen 1005 Seiten nichts mehr und nichts weniger geben als ein vollkommenes philosophisches System, wie es früher üblich war, das aus einer einzigen Voraussetzung alles Bestehende erklärt. Daß da natürlich den Thatsachen mancher Zwang geschieht, versteht sich von selbst, daß es leicht ist, gegen unrichtig dargestellte oder mißverstandene Lehren siegreich zu kämpfen — ich habe z. B. die von Kant und in andrer Weise von Laplace aufgestellte Weltbildungslehre im Auge —, ist ja wohl von vornherein klar. So will ich den Leser nicht weiter mit Proben dieser Philosophie behelligen, sondern nur auf den Schluß der Ethik hinweisen, als deren „reales Ideal" aufgestellt wird: „Vernichtung der Klassengesellschaft und Erziehung und Heranbildung der Enterbten zum natürlichen Kampfe aller gegen alle."

Ebenso wertlos für die Wissenschaft ist das „Blatt vom Baume der Erkenntnis", das Kars der „denkenden Menschheit" darreicht und auf dem geschrieben steht, daß der einstige (soll heißen frühere) zweite Mond der Erde als Urheber aller irdischen Entwicklung[2]) sich dadurch gezeigt hat, daß er auf die Erde stürzte und als Neuholland bis zum heutigen Tage noch zu sehen ist.

Wenden wir uns nun einer Reihe wertvollerer Schriften zu, obwohl einen großen Teil davon Francé gewiß „Sokratikern" zuschreiben würde. Oft genug ist von seiten der Astronomen aufgefordert worden, daß Laien an ihren Beobachtungen sich beteiligen möchten. Daß dazu weitgehende mathematische Kenntnisse nicht nötig sind, beweist Kleins Handbuch der allgemeinen Himmelskunde,[3]) das in geschickter Zusammenstellung alles für solche Zwecke Nötige bringt und das Interesse durch Mitteilung dessen, was wir bis jetzt von den Himmelskörpern wissen, wach erhält. Der Astronom freilich wird es nicht ausreichend finden, er muß zum Handwörterbuch der Astronomie,[4]) das den letzten Teil der Encyklopädie der Naturwissenschaften bildet und nun seinem Ende entgegengeht, greifen. Die vorliegende 54., 55. und 56. Lieferung enthalten die Artikel von Strahlenbrechung bis Zodiakus und beginnen einen Anhang, der eine Reihe für den Astronomen wichtiger Hilfstafeln bringen wird.

Für Errichtung eines Bergobservatoriums[5]) auf dem Sonnenwendstein tritt Kostersitz ein, und die Ergebnisse, die man in Amerika mit solchen erreicht hat, lassen dringend wünschen, daß dieser Vorschlag verwirklicht wird.

Aus Kleins Handbuch mag der Leser ersehen, um wie viel sie unsre Kenntnisse vermehrt haben. Daß aber in dieser Hinsicht doch noch sehr viel zu thun übrig bleibt, beweisen die Ergebnisse der photometrischen Beobachtungen des Merkur,[6]) die E. Jost bei der totalen Sonnenfinsternis am 28. Mai 1900 in Portugal angestellt hat und die auf eine gebirgige Oberfläche des sonnennahen Planeten, aber auch auf das Vorhandensein einer ihn umgebenden Atmosphäre schließen lassen, welche letztere indessen von vielen geleugnet wird.

Für die Kenntnis unsrer Atmosphäre liefern Polis Wolkentafeln[7]) einen ebenso malerisch schönen, wie meteorologisch nützlichen Beitrag, der, indem er die Wolkenformen, wie sie durch internationale Bezeichnung festgestellt worden sind, unterscheiden lehrt, für deren Studium von großem Nutzen sein wird.

Steigen wir zur Erdoberfläche herab, so zeigt für sie Koppe in seiner Schrift über

---

[1]) Leipzig, Ernst Wiest Nachfolger, Verlagsbuchhandlung. 20 M.

[2]) Berlin, M. Schildberger.

[3]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 10 M.

[4]) Breslau, E. Trewendt.

[5]) Wien, Kommissionsverlag von Carl Gerolds Sohn.

[6]) Mitteilungen der Großherzoglichen Sternwarte in Heidelberg, herausgegeben von W. Valentiner.

[7]) Karlsruhe, Braunsche Hofbuchhandlung. 5 M.

die neuere Landestopographie, die Bahnvorarbeiten und den Doktoringenieur,[1]) wie ein systematischeres Zusammenarbeiten der Ingenieure und Topographen wesentlich zur Verbesserung der Karten beitragen und besonders auch diese für das Ingenieurwesen brauchbarer machen würde, und mit Interesse lesen wir die Schilderung des Vermessungswesens in Württemberg, das allen andern deutschen Staaten durch den Besitz einer vorzüglichen Karte im Maßstabe von 1 : 2500 vorausgeeilt ist.

Unter die Erde führt uns Schwackhöfers Schilderung der österreichisch-ungarischen und schlesischen Kohlen,[2]) die nun bereits in zweiter Auflage vorliegt. Das Buch enthält alles für den Techniker über diese Kohlen Wissenswürdige, und sein Wert ist schon deshalb nicht gering anzuschlagen, als es die Ergebnisse vieler mühsamer Untersuchungen bringt.

Wie wichtig es namentlich auch für den Eisenhüttenmann sein muß, ergiebt Becks Geschichte des Eisens[3]) zur Genüge. Ihre beiden vorliegenden neuen Lieferungen enthalten die Behandlung des Eisens nach den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, und so eilt auch dies große und wichtige Werk seinem Ende entgegen.

Zum Schlusse bereits gekommen ist ein andres geschichtliches Werk, Cantors Vorlesungen über Geschichte der Mathematik,[4]) dessen dritter Band nunmehr auch in zweiter Auflage vorliegt, nachdem die erste 1894 bis 1898 erschienen war. In den Hauptpunkten unterscheiden sich beide Auflagen nicht, in verschiedenen Einzelheiten sind Verbesserungen nötig geworden.

Geschichtliche Teile enthält auch die vom Naturwissenschaftlichen Verein in Gotha herausgegebene Beschreibung des Seebergs,[5]) der die durch Zach, Encke u. a. berühmt gewordene Sternwarte so lange trug und namentlich auch archäologisch und geologisch interessant ist. Gerade diese verdienstliche Arbeit, an der verschiedene Mitarbeiter thätig gewesen sind, ist geeignet, den Nutzen hervorzukehren, den eine in alle Einzelheiten sich liebevoll vertiefende Forschungsarbeit haben kann, die ein kleines Gebiet behandelt, dies aber auch vollständig durcharbeitet.

Ein andres Werk, dem dasselbe zum Ruhme nachzusagen ist, sind die Potentillenstudien[6]) Th. Wolfs. Solche Arbeiten sind wie die Steine eines Mosaiks, die als Teile des Ganzen unbedeutend erscheinen, ohne die aber das aus ihnen bestehende Bild nie und nimmer in die Erscheinung treten könnte.

Ebenso zu beurteilen ist C. Hoffmanns Arbeit Zur Morphologie der Geweihe der rezenten Hirsche,[7]) die, nachdem sie die Wachstumseigentümlichkeiten ausführlich dargestellt hat, zeigt, daß alle an ihnen zu beobachtenden Eigentümlichkeiten sich erklären lassen, wenn man annimmt, daß die Geweihe als Waffen dienen sollen.

Größere Gebiete wiederum behandelt C. Schröter in einer Schrift über die Palmen[8]) und deren Bedeutung für die Tropenbewohner, die diese königlichen Gewächse nicht nur vom botanischen Standpunkt, sondern auch hinsichtlich der mannigfachen Produkte, die sie liefern, schildert, und E. Michael in seinem Führer für Pilzfreunde,[9]) dessen erster Band nun in dritter Auflage 68, der zweite Band in zweiter Auflage 107 Pilzgruppen in ausgezeichnet schönen Abbildungen vorführt und sie zu erkennen, sie zu benutzen oder zu meiden lehrt, auch die Mittel angiebt, die bei eingetretener Vergiftung helfen können. Es giebt viel

---

[1]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 2 M.
[2]) Wien, Gerold u. Co.
[3]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. Die Lieferung 5 M.
[4]) Leipzig, B. G. Teubner.
[5]) Gotha, E. F. Thienemann. 3 M.
[6]) Dresden, W. Baensch.
[7]) Cöthen (Anhalt), Paul Schettlers Erben.
[8]) Zürich, Fäsi u. Beer. 3 M.
[9]) Zwickau i. S., Förster u. Borries. Jeder Band 6 M.

derartige Bücher, keines aber löst seine Aufgabe wohl in so trefflicher Weise wie das vorliegende. Beschränkt es sich doch nicht nur auf die eßbaren und unschädlichen Pilze, es führt auch die giftigen vor!

Daß aber wohl kein Werk seine analoge Aufgabe in so ganz einwandfreier Weise löst, wie es die neue Ausgabe von Naumanns Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas[1]) thut, das ist dem Leser längst bekannt. Von dem Prachtwerk ist als neuester der zehnte Band erschienen, der die zwölf Gattungen mit vierunddreißig Arten der Enten behandelt, Tiere, die durch ihr schönes und fein gezeichnetes Gefieder dem Maler recht schwierige Aufgaben stellten.

Gute Abbildungen, wenn sie sich auch mit den eben geschilderten nicht vergleichen können, besitzen auch Herzdörffers, Köhlers und Rudels schönste Stauden für die Schnittblumen- und Gartenkultur,[2]) die auf achtundvierzig Tafeln längst lieb gewordene und neu eingeführte Gewächse abbilden, und die vierte Auflage des Handbuches für Vogelliebhaber, Züchter und Händler[3]) von K. Ruß, das nicht weniger als 900 Arten fremdländischer Vögel behandelt, die jetzt bei uns eingeführt werden. Es wird um so mehr Nutzen zu stiften berufen sein, da die Haltung dieser, ihren heimatlichen Verhältnissen entzogener, zum Teil recht zarten Geschöpfe oft schwierig genug ist, der Rat aber, den das Buch giebt, nur um so zuverlässiger ist, als er sich auf die eignen, jahrelangen Erfahrungen des Verfassers stützt.

Dem Forstmann wiederum ist die zweite Auflage von Heß' Forstbenutzung[4]) dringend zu empfehlen, obwohl es durchaus kein Buch zum Lesen ist. Aber indem es alles Wissens- und Beachtenswerte in Schlagwörtern giebt und sehr vollständige Litteraturangaben bringt, ist es nicht nur als Kompendium für Vorlesungen zu brauchen, es wird auch den praktischen Forstmann auf alles aufmerksam machen, was er zu beachten hat, und ihm den Weg weisen, auf dem er sich die etwa nötige Auskunft holen kann.

Dem Laien führt die vierte Sammlung von Marshalls Zoologischen Plaudereien[5]) eine Menge mehr oder weniger interessanter Einzelheiten vor. Der Leser erfährt z. B., was man in früheren Zeiten als Zauber- und Wundersteine benutzte, wie in der Tierwelt die Polizei geübt wird, wie man Schildkrot gewinnt, was für Fische im See Genezareth vorkommen und was dergleichen mehr ist. Die bequem zu lesenden Aufsätze behandeln manches Wissenswerte.

In ähnlicher Weise, aber mit größerer Ausführlichkeit, überliefert Worgitzky in seinen Blütengeheimnissen[6]) die Biologie der Blüten, indem er an einzelnen Beispielen auseinandersetzt, zu welchen Zwecken bei der Befruchtung durch Insekten oder, wenn nötig, bei Selbstbefruchtung die einzelnen Teile dienen. Sehr glücklich wählt er als Beispiele dazu Gewächse, denen man in Feld und Wald am häufigsten begegnet. Jedem, der Freude an den Blumen hat — und wer hätte sie nicht —, wird das Buch eine Quelle von großem Genuß werden können, wenn er erfährt, wie jedes Teilchen seinen Zweck hat, sei es den kostbaren Blütenstaub gegen Nässe oder sonstige Fährlichkeiten zu schützen, sei es das besuchende Insekt damit zu bestäuben. Allerdings ist dem Leser des bessern Verständnisses wegen zu raten, den zweiten Abschnitt zuerst zu studieren.

Eine Fülle solcher Einzelforschungen, wie wir sie oben erwähnten, ist nun nötig gewesen, Lydekkers großes Werk über die geographische Verbreitung und geologische Entwicklung der Säugetiere[7]) zu ermöglichen. Nun aber ist die Arbeit

---

1) Gera, Untermhaus, Fr. E. Köhler.
2) Berlin, G. Schmidt (R. Oppenheim). 10,80 M.
3) Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung.
4) Berlin, Paul Parey. 9 M.
5) Leipzig, A. Twietmeyer. 4 M.
6) Leipzig, B. G. Teubner.
7) Uebersetzt von Sibert. 2. Auflage. Jena, H. Costenoble. 6 M.

für die Zoologie, wie für die Geologie gleich wertvoll. Es ergeben sich drei Reiche, die während ungeheuer langer Zeiten getrennt waren, das Australien und Polynesien umfassende notogäische, das von Südamerika gebildete neogäische und das alle andern Erdteile in sich bergende arktogäische. Daß vieles dunkel bleibt, ist natürlich, einiges davon werden spätere Untersuchungen vielleicht aufklären können, aber auch manche überraschende neue Schlüsse werden gezogen, so z. B., daß die kamelartigen Tiere zuerst in Amerika auftraten, daß die Pferde sich vielleicht in der Alten und Neuen Welt selbständig in zwei zu dem nämlichen Endziel führenden Reihen entwickelten.

Wer sich für derartige Fragen interessiert, der lese auch Ratzels Lebensraum,[1]) worunter alles verstanden wird, was die Lebewesen zu erkämpfen haben. Es ist eine interessante Zusammenstellung aller der dabei in Betracht kommenden Dinge. Hervorgehoben mag werden, daß Ratzel die Wiege der Kameliden in Asien sucht. So werden oft Fragen von neuem aufgeworfen, deren Lösung man bereits in der Hand zu haben glaubte.

Wie bestimmt glaubte man über den Farbensinn der Tiere[2]) einiges sicher erkannt zu haben, und nun weist Nagel nach, daß das keineswegs der Fall ist und daß allein das Vorhandensein von Schutz- und Trutzfarben den Beweis dafür liefert, daß auch Tiere Farbenempfindung haben können.

Deshalb brauchen wir aber nicht, wie Francé, an der Möglichkeit unsrer Erkenntnisse zu zweifeln; es muß nur der richtige Weg dazu eingeschlagen werden. Diesen zeigt Volkmann in seiner Einführung in das Studium der theoretischen Physik,[3]) ein Werk, das freilich eingehende physikalische Kenntnisse voraussetzt, zeigen auf andern Gebieten Classen für den in der Fabrik stehenden Chemiker in seinen ausgewählten Methoden der analytischen Chemie,[4]) Bredig in seiner die Chemie der extremen Temperaturen[5]) behandelnden Habilitationsschrift, die eine Menge recht zerstreuten Materials zusammenstellt, Brühl im achten und neunten Band von Roscoe-Schorlemmers ausführlichem Lehrbuch der Chemie,[6]) der den Schluß des großen Werkes bildet und Kenntnis giebt von einer Reihe organischer Körper, die auch im Leben von Pflanzen und Tieren eine so wichtige Rolle spielen, wie das Chlorophyll, die Eiweißkörper, Gallenstoffe, Ptomaïne u. s. w., endlich Bakhuis Roozeboom in seiner Darstellung der heterogenen Gleichgewichte[7]) vom Standpunkt der Phasenlehre aus, wie sie in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Gibbs zuerst abgeleitet wurde. Namentlich diese, die schwierigsten Probleme des chemischen Gleichgewichtes in chemischen Verbindungen, wie sie z. B. in Lösungen mehrerer Körper stattfinden, behandelnde Arbeit beweist, daß wir doch manches wissen können.

Wie hätte sonst auch Lebedew nachweisen können, daß Druckkräfte des Lichtes[8]) wirklich existieren, die Maxwell vorausgesagt hatte, vorausgesagt auf Grund einer Theorie, die die der gewöhnlichen Anschauung so widerstrebende Forderung stellt, daß Lichtwellen nur eine besondere Art elektrischer Wellen sind, wie könnte man umfassende Lehrbücher des verschiedensten Inhaltes schreiben, wie das nun mit der zweiten Hälfte des ersten Teiles schließende von Wernike über Mechanik,[9]) das, wenn auch unter Ausschluß höherer Mathematik, seinen Gegenstand in erschöpfender Weise behandelt, der überall in Technik und

---

[1]) Tübingen, Lauppsche Verlagsbuchhandlung. 2,50 M.
[2]) Wiesbaden, J. F. Bergmann. 0,80 M.
[3]) Leipzig, B. G. Teubner. 14 M.
[4]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 20 M.
[5]) Leipzig, S. Hirzel. 0,60 M.
[6]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 8. Band 22 M., 9. Band 20 M.
[7]) 1. Heft. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 5,50 M.
[8]) Drudes Annalen der Physik 1901, Bd. 6 S. 433.
[9]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 6 M.

Wissenschaft eingreift und zu Resultaten führt, die mit den Erscheinungen der Außenwelt gut übereinstimmen.

So dürfen denn auch wir zu unserm eignen Wohlergehen uns von der Wissenschaft raten lassen und mit Oehmke dafür sorgen, daß die Luft in Versammlungssälen, Schulen und in Räumen für öffentliche Erholung und Belehrung[1]) durch genügende Ventilation stets rein und deshalb gesund erhalten wird, und den Rat Roemischs befolgen, wenn er die Wirkung des Hochgebirgsklimas[2]) in geschützter Lage, wie Arosa und Davos als bestes, wenn nicht einziges Heilmittel für Lungenkranke empfiehlt.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Länderkunde.

Kambodscha. Der Große See und seine Fischerei.

Von

Adhémard Leclère, franz. Minister-Resident in Kambodscha.

I.

Ich verlasse Pnom-Pen um zehn Uhr nachts und bin nun auf dem Wege nach dem Großen See, den ich befahren will, ehe ich auf meinen Posten zurückkehre. Mein Bett ist bereit, ich lege mich nieder, und noch sind die Lichter von Pnom-Pen nicht hinter uns verschwunden, da eilen meine Gedanken schon voraus, nach dem See hin, den ich bereits dreimal befahren habe, um nach Inglor, oder nach Kampong-Thom, oder nach Stoung und Chikreng zu gehen, den ich aber noch nicht nach allen Richtungen durchkreuzt habe, wie es nun meine Absicht ist. Mouhot sagt, der See habe die Form einer Violine, da er viel länger als breit und bei ungefähr einem Drittel seiner Länge seitwärts eingedrückt ist. Bleiben wir bei dem Vergleich: welch eine Riesenvioline das, die 129 Kilometer lang und an der breitesten Stelle 37 Kilometer breit ist und deren Oberfläche circa 3000 Quadratkilometer bedeckt! Und welch ein Violinhals, der Arm des Sees, der 111 Kilometer lang und stellenweise 600 Meter breit ist; welch ein Steg, die sieben Inseln, die am Eingang des Kleinen Sees liegen; welche Saiten, diese Wellen, die von Ufer zu Ufer schwingen und unter dem Bogenstrich des Windes erbeben! Und, gerade um diese Jahreszeit, welche Musik, die Stimmen, die einander zurufen, die taktmäßigen Schreie, die das Zeichen zum gemeinsamen Anfassen geben, das Schlagen der Ruder, die das Wasser teilen, das Rauschen der Wellen an den Seiten der Pirogen, wozu sich das Emporhüpfen der gefangenen Fische gesellt, das Geräusch der Messer, die sie köpfen und aufschneiden, die heiseren Stimmen der Frauen, die sie einsalzen, und das Prasseln des Feuers unter den gewaltigen Kesseln, in denen das Oel bereitet wird. Der See sieht um diese Zeit 17 bis 18000 Fischer mit ihren Weibern und Kindern an seinen Ufern. Tausende von Pirogen und zwanzig große Dschunken, die mit Salz und andern Waren beladen sind, kreuzen ihn

[1]) München, R. Oldenbourg. 2,50 M.
[2]) Essen, O. Radkes Nachf. Thaden u. Schmemann.

nach allen Richtungen. Fünfzigtausend weiße oder graue Pelikane, in Scharen von fünf- bis sechshundert, fischen lautlos für eigne Rechnung, erschnappen da und dort mit ihren furchtbaren Schnäbeln kleine und große Fische und lassen sie in dem großen Sack verschwinden, mit dem sie versehen sind. Sie schwimmen graziös oberhalb der ungeheuren Scharen von Fischen, die unter ihnen wegziehen und vor ihnen fliehen: sie verfolgen sie mit schwerfälligem Flügelschlage, was ein Rauschen giebt wie das Branden der Wellen an den Ufern. Eine Million schwarzer Taucher kommen in großen Flügen und bilden am Himmel zahllose V, deren linker Schenkel stets viel länger ist als der rechte und deren Spitze jeden Augenblick abbricht, um sich alsbald wieder neu zu bilden; der Himmel ist manchmal von ihnen verdunkelt, geschwärzt, als ob es Kohlen regnete; dann lassen sich die Scharen auf dem Wasser nieder, versammeln sich, drehen sich in einer Art von großem Karussell, krächzen, fliegen davon, drehen sich wieder und schnattern dann alle auf einmal. Nachdem das Kolloquium beendigt ist, zerstreuen sich die Vögel über die ungeheure Fläche des Sees, um zu fischen; sie schwimmen dann halb unter Wasser, nur mit Hals und Kopf darüber hinausragend, gleich Reptilen, wobei sie neugierig nach allen Seiten blicken. Plötzlich tauchen sie unter, um hundert Meter entfernt wieder zum Vorschein zu kommen, mit einem Fisch im Schnabel; sie schütteln ihn in der Luft, um ihn zu betäuben, lassen ihn dann wieder ins Wasser fallen, drehen ihn herum und verschlingen ihn im ganzen. Ich habe diese Vögel Fische schlucken gesehen, die beinahe so dick waren wie ihr Kopf. An andrer Stelle sieht man wieder Tausende weißer oder grauer Möwen, die ebenfalls in Scharen, wenn auch nicht in so großen, graziösen Fluges hinsegeln, oder sich auf den Wellen schaukeln lassen. An den Ufern der Inseln stehen weiße und graue Reiher auf ihren langen gelben oder schwarzen Beinen, unbeweglich lauernd, oder den zierlichen Kopf hin und her bewegend, um, wie die Kambodschaner sagen, die Fische anzulocken und sie glauben zu lassen, sie seien harmlose Geschöpfe. Des Abends, wenn die Sonne untergeht, fliegen sie in vielen Hunderten auf die Bäume zu, die die Ufer einfassen, um sich in kleinen Gruppen in deren Zweigen niederzulassen. Dann folgt ein endloses Geplauder, ein scheinbar zweckloses Hin- und Herflattern, unaufhörliche Schreie, bis endlich, wenn die Nacht da ist, alles still wird und schläft. Auf den über den See hinausragenden Zweigen der Bäume, zwei oder drei Meter über der Wasserfläche, sitzen die Eisvögel mit ihren gewaltigen, plumpen gelben Schnäbeln und ihrem schönen Gefieder; sie lassen sich auf den Fisch hinunterfallen, der unter ihnen schwimmt, und wenn der Raub geschehen oder der Versuch mißglückt ist, fliegen sie davon, als ob sie das Bewußtsein hätten, etwas Schlechtes gethan zu haben, um sich in einiger Entfernung wieder auf die Lauer zu legen; andre verharren mit vorgestrecktem Schnabel unbeweglich, den Blick aufs Wasser geheftet, fliegen dann auf und beginnen fünfzig Meter weiter dasselbe Spiel aufs neue, bis sie die Beute erspäht haben, auf die sie lauern. Nahe am Dorfe, auf fünfzig Meter Entfernung von den Frauen, die die Fische köpfen und aufschneiden, halten sich Dutzende von Geiern mit erdfarbenem Gefieder und nacktem Halse, braune Adler und Gabelweihen und Hunderte schwarzer Raben auf, balgen sich um die weggeworfenen Köpfe und Eingeweide, zerren zu zweien und dreien an demselben Stück und stehen einander in allem Bösen bei. Ich habe das alles schon einmal gesehen, und es ist ein Schauspiel, das ich nie vergessen werde. Die Fischer sind schmutzig und roh, die Frauen häßlich und zerlumpt, und ein Gestank herrscht da — ein Gestank, ärger als in einer Lohgerberei, ärger als in einer Käserei zu Livarot, ärger als in einer Poudrettedüngerfabrik, ärger als in der Nähe einer Senkgrube. Das Wasser ist dick von Unreinlichkeiten und Abfällen aller Art, eine ölige Schicht bedeckt seine Oberfläche und schimmert in der Sonne in allen Farben des Regenbogens. Es ist widerwärtig und abscheulich und verursacht Uebelkeiten und oft Erbrechen. Ich glaube das gern und schlafe schließlich ein unter dem Stampfen der Maschine, das unsre kleine Schaluppe erzittern macht, unter dem Vibrieren der Schraube, dem Rauschen des Wassers an unserm Bug und dem Lärm, den die Heizer machen, indem sie das Feuer unterhalten und das Holz aus der Vorratskammer herbeischaffen.

Es ist fünfeinhalb Uhr, wie wir vor dem schwimmenden Hause des anamitischen Telegraphisten von Kampong-Chneang Anker werfen. Das Dorf ist aus dem Wasser herausgestiegen, die Häuser schwimmen nicht mehr auf Flößen, sind nicht mehr an der langen Reihe der Pflöcke angeseilt. Sie stehen bis auf drei oder vier auf festem Boden, und alle die Pflöcke sind nutzlos geworden. Die Pagode erglänzt in der aufgehenden Sonne, die Schatten fliehen, alles wird hell, und die letzten Sterne erbleichen im Westen. Im Telegraphenbureau erliegt nichts für mich. Wir fahren wieder ab und schleppen die große, mit vierzehn Milizsoldaten bemannte Dschunke der Residenz Kampong-Thom hinter uns her. Das Wasser ist rein und klar; ich koste es und finde es gut und ohne Beigeschmack. Aber noch ist keine Stunde seit unsrer Abfahrt von Kampong-Chneang verflossen, da arbeiten wir uns mühsam durch eine Art flüssigen Morastes. Das Wasser ist ekelhaft, grün, blau, gelb und schwarz. Ich nehme ein Glas voll davon und stelle es beiseite; drei Tage später fand ich einen dicken, fast ein Drittel des Glases einnehmenden Bodensatz fetten Schlammes, ein vortrefflicher Nährboden für Mikroben aller Art, für böse wohl eher als für gute; und der Bodensatz roch nach Ammoniak.

Ich lasse mein Gepäck auf die Dschunke übertragen, mein Diener und mein Koch folgen, und ich verlasse die Schaluppe. Sie geht nach Pnom-Pen zurück, und wir fahren in der ziemlich starken Strömung aufwärts. Da bin ich nun für acht, vielleicht zehn Tage auf einer großen, aus einem einzigen Baumstamm verfertigten Piroge, die mit einer Schlafstatt, einem Tisch zum Arbeiten und Essen und einem für Regen und Sonnenstrahlen undurchdringlichen Dach ausgestattet ist und von vierzehn Milizsoldaten gerudert wird. Wir haben nicht mehr als sechzig Centimeter Wasser unter uns; manchmal gleiten wir über eine weiche Schlammschicht, und da wir die Strömung gegen uns haben, kommt die Dschunke, trotz ihrer vierzehn Ruder, nur langsam vorwärts. Wir befinden uns im oberen Teil des Armes, den die Kambodschaner Veal Pok, das heißt Thal des Schlammes, nennen, und der Strom verdient diesen Namen in diesem Teile. Wir fahren thatsächlich durch einen Schlammfluß, die Dschunke ist umgeben von einer dicken, trüben Flüssigkeit, in der unzählige Fischabfälle schwimmen, halbverfaulte Eingeweide, die von den niedrig fliegenden Geiern mit den Fängen ergriffen und davongetragen werden, formlose, zerfetzte Köpfe, auf welche sich die Raben niederlassen, um sie mit ihren großen Schnäbeln zu verschlingen.

Da sind endlich die sieben Inseln der Seemündung, die, gleich Murmeltieren, wenn der Winter vorüber ist, nach der Ueberschwemmungszeit zu neuem Leben erwachen, wenn das Wasser aus den Ebenen wieder in das Becken des Sees zurückkehrt und dessen Spiegel um sechs bis sieben Meter sinkt. „Sie sind," sagte mir einst ein Kambodschaner, „das Abbild der aufeinanderfolgenden Leben." Ich besuche sie eine nach der andern und sondiere die beiden Kanäle, den für die kleinen Barken, der sich zwischen der östlichen oder Patsandayküste und den Inseln befindet, und den für die großen Dschunken, der zwischen den Inseln Chnock-Trou, Komaeum, Troeng einerseits und Longsok, Monou und Toul-Hier andrerseits hinzieht. Wir nähern uns den beiden Endpunkten der Mündung in den Kleinen See: Pursat im Westen und Chakret im Osten und gleiten dann in den See hinaus, wo ich mehrere Tausend Fischer und mehr als fünfhundert Barken antreffe. Wir durchfahren das Becken, das die Kambodschaner „Tonle-Chmar", den Kleinen See nennen, und den ich bereits zur Zeit des Hochwassers befahren habe, wo meine Schaluppe über die Gipfel der Bäume hinglitt, unter Gefahr die Schraube zu zerbrechen. Ich erinnere mich, wieviel Zeit und Mühe es damals unsern Piloten gekostet hat, die Mündung des Stung zu finden, den ich hinauffahren wollte. Aber heute, welche Veränderung! Der See ist um die Hälfte kleiner als damals, und ich erkenne ihn nicht wieder. An Stelle der sechs bis sieben Meter tiefen Wassermasse, die sich zwischen dem Tonle-Chmar und der Mündung dehnte, finde ich nun eine Ebene, durch die der Prek Stung fließt, und an Stelle der hundert Oeffnungen zwischen den herausragenden Baumwipfeln sehe ich nun fünf natürliche Kanäle, die Preks Chakret, Baldao, Peam-Boeng, Krah und Lek-Chakeing.

Inmitten dieses „kleinen Sees", der vier Kilometer Durchmesser hat, befindet sich das kambodschanische Fischerdorf Peam-Boeng, das jedes Jahr neu entsteht und verschwindet. Wir durchqueren den See und gelangen an die Westseite, an die Mündung des Preks Kampong-Prak (Silberfluß), wo es zwei Dörfer dieses Namens giebt. Hier landen in der trockenen Jahreszeit diejenigen, die nach Pursat wollen. Auch hier wird gefischt, und auch hier herrscht ein Gestank zum Krankwerden. Etwas weiter nach Norden gelangen wir an die Mündung des Preks Uboeng-Num und noch weiter an die des Flusses Pursat; durch diesen fährt man während der Regenzeit nach der Residenz Pursat oder richtiger Ponthisath hinauf. Man zeigt mir hier einige Bretter, die das Paketboot der Flußschiffahrtsgesellschaft während der Ueberschwemmung auf dem Wipfel eines Baumes befestigt hat, und die nun dort sieben Meter über dem Boden hängen.

Wir fahren an den Ufern und Fischerkolonien hin und berühren die Mündungen der Preks: Chikreng, den ich vor einigen Monaten von Chikreng, dem Hauptort der gleichnamigen Provinz kommend, hinabgefahren bin, Kampong-Cham, der hier die Grenze zwischen Kambodscha und Siam, zwischen der Provinz Chikreng und der gegenwärtig siamesischen Provinz Siem-Reap bildet, und Kampong-Plouk (Elfenbeingestade) — die sich alle drei am Ostufer befinden. Wir durchqueren den See und gelangen an die Mündung des Preks Sangke, dessen Name von dem eines Baumes stammt; wir nennen ihn Prek Battambang, weil er nach diesem Hauptort führt, und die Bewohner der Gegend nennen ihn Prek Thom, den Großen Fluß. Er ist in der That ein großer Fluß für sie, denn er ist der bedeutendste der Region, nimmt zahlreiche Nebenflüsse auf, von denen die Preks Skrol, Bat-Prea und Battambang die größten sind, und besitzt so viel Inseln, als es Planeten am Himmel giebt, die Kos (Inseln): Luong-Long (die Königliche), Chinok (Großvater), Touan-Beng, Chang, Paoloum und Chivang.

Durch diese acht Zuflüsse empfängt der Große und der Kleine See die Wässer der Ebene; aber was ist dieser Beitrag im Vergleich zu den Wassermassen, die der Große Fluß vom Monat Juli bis Ende September herbeiwälzt! Geschwellt durch die von den Gipfeln des Himalaja herabkommenden Schneewässer, durch die Regenmengen, die über das ganze Laos und das halbe Kambodscha niedergegangen sind, erreicht er die Spitze seines Deltas bei Pnom-Pen, wo er sich in drei Arme teilt, von denen zwei sich ins Meer ergießen und einer in das weite Becken des Großen Sees. Mit sich führt er und trägt er Millionen von Fischen, und er schwellt nun den Tonle-Sap. Das Wasser steigt, überflutet die Ufer, vertreibt die Fischer, bedeckt die Inseln, ergießt sich über das Land, und das kleine Süßwassermeer breitet seine dreimal vergrößerte Fläche über die Wälder und Ebenen. Im Westen bespült die Flut Pursat, Battambang und Tik-Cho, das in der trockenen Zeit fünfzig Kilometer vom Ufer entfernt ist; im Osten erreicht sie Kampong-Ivay, das ebenso weit abliegt, und die Postpiroge nimmt von Kampong-Chneang nach Kampong-Thom den kürzesten Weg quer über die mit mindestens zwei Meter Wasser bedeckten Ebenen. Wie gewaltig die Wassermasse ist, kann man daran ermessen, daß der Große See, der um die trockene Zeit etwa 1,60 Meter tief ist, zur Zeit der Flut 7 bis 8 Meter Tiefe erreicht.

Mit der Wasserflut gelangen die Fische in die Wälder und grasreichen Ebenen, nähren sich da reichlich, wachsen und vermehren sich mit außerordentlicher Schnelligkeit. Wenn dann die Regen aufhören, wenn der wieder in Kälte erstarrende Himalaja kein Wasser mehr aus seinen ewigen Schneefeldern herabsendet, fällt der Große Fluß, kehrt allmählich in sein normales Bett zurück, und die Strömung des Großen Sees nimmt die umgekehrte Richtung. Das Wasser, das er vom Großen Fluß erhalten hat, ergießt sich, vermehrt durch das seiner Zuflüsse und das, das vom Himmel herabfiel, wieder in den Großen Fluß und rollt mit ihm dem Meere zu. Die Flut tritt zurück, die Gelände erheben sich aus dem Wasser, und die Fische, die auf ihnen, wenn man so sagen kann, geweidet haben, folgen ihrem Element und vereinigen sich, soweit sie nicht in isolierten Teichen und Gräben zurückbleiben, in ungeheuren Mengen im Großen und Kleinen See, die niemals austrocknen. Und da es ihnen

hier gefällt und sie sich in Sicherheit glauben, verweilen sie, überrascht, sich in so großer Zahl beisammen zu finden. Die großen machen Jagd auf die kleinen, und diese fliehen vor ihnen.

Dann aber, im Monat März oder spätestens April, wenn das Wasser niedrig steht, beginnt die Zeit des Fischfanges, der Feind rückt mit Netzen und Fallen an, und Millionen Vögel vom Lande her gesellen sich ihm zu. Es ist zu spät zur Flucht. Der Veal Pok hat nur sechzig Centimeter Wasserhöhe, die großen Fische können sich nicht hineinwagen, und die kleinen, die sich dahin wenden, kehren wieder um, denn an seiner Mündung harren ihrer die großen Fische, die Geier, die Pelikane, die Tauchervögel, die Möwen, die Reiher und auch die Fischer und fangen sie ab, sowie sie herbeikommen. Sie wenden sich wieder dem Großen See zu und verbergen sich in den Gebüschen der Ufer; aber von den großen Fischen und den Vögeln verjagt, fliehen sie vor ihnen und fallen samt ihren Verfolgern in die Netze der Fischer. Wenn sie sich in die Flüsse retten wollen, finden sie sie verlegt und starrend von Fallen aller Art aus Bambus oder spanischem Rohr oder auch aus chinesischer Nesselfaser.

Man zählt ungefähr achtzig Fischarten, von solchen, die zwei Meter vom Kopf bis zum Ansatz der Schwanzflosse messen, bis zu solchen, die nur zehn Centimeter lang sind. Auf mehr als einundeinhalb Millionen Franken schätzt man den Wert der in Stücken oder im ganzen eingesalzenen und verkauften Fische und auf 250000 Franken den Wert des aus ihren Köpfen gewonnenen Oeles und der Fischblasen.

Drei Tage lang habe ich dem Fischfang beigewohnt unter einer glühenden Sonne, umgeben von dem Wasserspiegel, der die blendenden Strahlen des Gestirns unter das Dach der Dschunke zurückwarf, mit täglich zwei oder drei Mann von leichtem Sonnenstich getroffen und vor Fieber mit den Zähnen klappernd. Mein Kopf war schwer, mein Gesicht aufgedunsen, das Hirn schmerzte mich, meine Augen brannten, mein Körper war immerfort in Schweiß gebadet. Eines Nachts hatten wir das Glück, ein Gewitter zu erleben, ein richtiges tropisches Gewitter; es wehte ein heftiger Sturm, und es regnete in Strömen. Ich hatte mein Fahrzeug, wie alle Abende, weit, sehr weit von denen der Fischer verankert, sehr weit besonders von ihren Magazinen, ihren stinkenden Vorratskammern, die immerfort von zahllosen surrenden, großen grünen Fliegen umschwirrt sind, die ihre Eier auf das frische Fleisch der Fische legen. Man hielt uns für verloren, und zehn Fischer eilten uns zu Hilfe. Ich weigerte mich, ihnen zu folgen, aber ich nahm ihren Beistand an. Sie verbanden sich mit Hilfe ihrer Ruder mit meiner Dschunke, so daß alle unsre Fahrzeuge zusammen ein Stück, ein einziges großes Floß bildeten, und so harrten wir aus. Als ich erwachte, war es Tag, der See war noch wild, aber alle Gefahr war vorüber; die Ruder wurden losgebunden, die Barken befreit, und die Leute fuhren davon, ihrem Tagewerk zu.

Auch wir machten uns auf den Weg, aber nicht um Netze auszuwerfen, sondern um die verschiedenen Fischfangapparate zu besichtigen und um zuzusehen, wie die Leute unter den Befehlen ihres Hauptmannes manövrieren, um einen möglichst großen Teil des Fischzuges, der eben vorbeigeht, in das große Schleppnetz zu bekommen; die Fische kehren, sowie sie die Gefahr merken, angsterfüllt um und suchen nach allen Seiten zu fliehen, und da heißt es nun rasch und geschickt das Nötige vorkehren, damit ihrer so wenig als möglich entkommen. (Schluß folgt.)

Litterarische Berichte.

Arbeit. Der „Vier Evangelien" zweiter Teil. Roman in zwei Büchern. Von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig. Siebente Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1901. Zwei Bände. 402 und 404 Seiten.

Der berühmte Romanschriftsteller ist in diesem Buche zu dem Gebiete zurückgekehrt, das er in „Germinal" zuerst mit großem Glück und Erfolg betreten hat, zu der Welt der Fabriken, der Arbeiter, ihres Elends und ihres Kampfes. Den Mittelpunkt bildet ein idealistischer, von sozialem Hochsinn erfüllter Vertreter der Gebildeten und Besitzenden, der gegen Widersacher mannigfacher Art seine dem Wohle des Volks gewidmeten Ideen in die That umsetzt. Der Poet ist reichlich doktrinär geworden; er sucht mehr zu beweisen als zu gestalten; aber seine große Darstellungskraft, seine Kenntnis des modernen Lebens in Höhen und Tiefen, seine leidenschaftliche Teilnahme an den geistigen und wirtschaftlichen Strömungen unsrer Zeit offenbaren sich auch in diesem Werke aufs neue. Die Uebersetzung ist durchaus gelungen.

Br.

Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Von Eduard Castle. Leipzig, Max Hesses Verlag. 1902.

Eine knappe, aber auf eindringender Forschung beruhende Lebensbeschreibung des deutsch-ungarischen Dichters aus der Feder des Herausgebers der im gleichen Verlag erschienenen Sammlung von Lenaus Werken. Seine Eigenart wird aus Abstammung, Erziehung und allgemeinen Zuständen Deutsch-Oesterreichs mit methodischer Schärfe abgeleitet und das Rätselhafte seiner geistigen Katastrophe in den Zusammenhang seiner Entwicklung gestellt. Neue Bildnisse, eine Schriftprobe, sorgfältige Nachweise und ein Register sind besonders dankenswerte Beigaben.

—ß.

Die Kunst auf der Pariser Weltausstellung. Von W. v. Seidlitz. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1901. 111 Seiten.

Die zehn von dem Verfasser zuerst in der Montagsbeilage des Dresdener Anzeigers veröffentlichten und jetzt zu einem Bändchen zusammengefaßten Aufsätze geben in scharfgezeichneten Umrißlinien eine knappe Skizze des Besten, was an Werken der Malerei, Bildhauerei, der Baukunst und des Kunstgewerbes aller Zeiten und Länder auf der Pariser Weltausstellung vertreten war. Mit Recht legt aber v. Seidlitz den Hauptwert auf eine durch kunstgeschichtliche Rückblicke erläuterte Schilderung jener beiden Sammlungen (der „retrospektiven" sowie der „Centenar"-Ausstellung), die, nur für die Dauer der Weltausstellung aus Museen, Staatsschlössern und Privatbesitz zusammengestellt, einen durch keine der ständigen Sammlungen zu erzielenden Gesamtüberblick der französischen Kunst, sowie des französischen Kunsthandwerks gegeben haben. Durch diese Beschränkung ist vielleicht in der Darstellung des Verfassers die moderne Kunst und noch mehr das moderne Kunsthandwerk etwas zu kurz gekommen, wofür allerdings die zahlreichen in den Text eingefügten Nachweise ausführlicherer Quellenwerke und Einzelabhandlungen reichlich entschädigen. Die Uebersichtlichkeit der Anordnung und der gefällige Stil sind dabei Vorzüge, die wir gerade bei der Verarbeitung eines so ungeheuren Stoffgebietes lobend hervorheben müssen, und die das Buch nicht nur den früheren Besuchern der Pariser Weltausstellung als Erinnerung, sondern auch einem gebildeten größeren Leserkreise als anregendes Nachschlagewerk empfehlen lassen.

F. W. J.

„Schweigen". Von E. Ottmer. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1902.

Tief eingreifend in das menschliche Leben ist oft das Verhältnis zum Arzte, und so wird häufig der Arzt von Dichtern zum Helden ihrer Werke gewählt. Aus der Vertrauensstellung des Arztes zum Kranken ergiebt sich seine Pflicht zu schweigen. Wie aber, wenn er Zeuge ist, daß ein blühendes Mädchen, dem er in stiller, noch nicht zu offenbarender Liebe zugethan ist, sich einem Manne verlobt, der sein Patient ist und den er krank weiß? Hier Berufspflicht, hier Menschenpflicht, beide gleich schwerwiegend, wie soll er wählen? Dieses packende Problem liegt dem neuen Romane von E. Ottmer zu Grunde. In spannender Weise wird ein merkwürdiges Erlebnis erzählt: Seelenkämpfe, Katastrophe und glücklicher Ausgang. Und dabei erscheint in vornehmem Takt alles Häßliche, soweit es nicht psychologisch notwendig, vermieden. Eine tiefe ethische Empfindung spricht aus dem Buche, keine Neugier nach Unerhörtem, kein Bedürfnis nach Sensationen. Und doch ist das Buch interessant, und doch ist es von — einer Frau geschrieben.

F. H.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Zweiter Jahrgang. 1902. Heft V. Monatlich ein Heft im Format 45:30 cm., mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Auf! Kunstgewerbe-Entwürfe. Von Bruno v. Wahl. Heft V und VI. Vollständig in 12 Heften à M. 2.—. München, Vereinigte Kunstanstalten.

Darwin. Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl, oder die Erhaltung der bevorzugten Rassen im Kampfe ums Dasein. Aus dem Englischen von Paul Seliger. Zwei Bände à 50 Pf. Meyers Volksbücher Nr. 1292 bis 1301. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Dolorosa. Confirmo te chrysmate. Berlin, M. Lilienthal. Gebunden M. 3.—

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Herausgegeben von Dr. Joh. M. Raich. Band XXI, Heft 8. Mai 1902: Amerikanische Wohltätigkeits-Anstalten. Von A. Zimmermann. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Freie Wort, Das, Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Begründet von Carl Saenger. Herausgegeben von Max Henning. 2. Jahrgang, Nr. 4. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. Vierteljährlich M. 2.—

Kunstgewerbe für's Haus. Illustrierte Monatszeitschrift für Dilettanten. Herausgegeben von C. v. Sivers. Zweiter Jahrgang, Heft 5. Berlin, O. Lienekampf. Vierteljährlich M. 4.50.

Maass, Prof. Ernst, Aus der Farnesina. Hellenismus und Renaissance. Marburg i. H., N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 1.20.

Meyer, Conrad, Ueber die Lage der Zucker-Industrie zur Zeit des Abschlusses der Brüsseler Konvention im Februar-März 1902. Berlin, Herm. Walther.

Moos, Paul, Moderne Musikästhetik in Deutschland. Historisch-kritische Uebersicht. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. M. 10.—

Moszyńki, George, Lettre ouverte à Monsieur le Comte Pierre Golénistchev-Koutousov au sujet de la Liberté de Conscience en Russie. Cracovice, Imprimerie de l'Université Jagellonne.

Naoroji, Dadabhai, Poverty and Un-British Rule in India. London, Swan Sonnenschein & Co.

Petzet, Christian, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Erste Lieferung. Vollständig in fünf Lieferungen. Komplett M. 9.—. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Reiser, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. 21. (Schluß)-Heft. Preis des Heftes M. 1.—. Kempten, Jos. Köfels Buchhandlung.

Report of the Commissioner of Education for the Year 1899—1900. Volume II. Washington, Government Printing Office.

Revue de Paris, La, 9e Année. Nr. 10. 15 Mai 1902. Paris, Prix de la livraison Fr. 2.50.

Schaukal, Richard, Einer, der seine Frau besucht, und andere Scenen. Dramatische Skizzen. Linz a. d. D., Oesterreichische Verlagsanstalt.

Schoen, Prof. Dr. Henri, La Métaphysique de Hermann Lotze ou la Philosophie des actions et des réactions réciproques. Paris, Librairie Fischbacher. M. 6.—

Schultheiß, Dr. Frz. Guntram, Reisebilder aus Bosnien und der Herzegowina. Hermannstadt, Jos. Drotleff. M. 1.—

Spanische Unterrichtsbriefe nach der Originalmethode Toussaint-Langenscheidt. Brief 1. Alle 14 Tage erscheint ein Brief à M. 1.—. Vollständig in zwei Kursen à 18 Briefe. Bei Vorausbezahlung des ganzen Werkes M. 27.—. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Völker der Erde, Die. Ein Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker. Lieferung 5. Von Dr. Kurt Lampert. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. Erscheint in 35 Lieferungen zu je 60 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Weltall und Menschheit. Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit circa 2000 Illustrationen, zahlreichen schwarzen und bunten Beilagen. Lieferung 1 bis 4. Vollständig in 100 Lieferungen à 60 Pf. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Comp.

Wolfram, Erwin, Irrlicht und Sonnentau. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechzehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. — In den Handlungen natürlicher Mineralwasser und in den Apotheken zu haben.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

DEUTSCHER SPORT

ORGAN für RENNSPORT und PFERDEZUCHT.

ist die anerkannt

grösste und verbreitetste Sportzeitung

und bringt täglich

Programme, Besprechungen und **Berichte**

über

alle deutschen und grossen ausländischen **Rennen.**

Abonnementspreis: pro Quartal 6 Mark.

Probenummern auf Wunsch gratis.

Abonnentensammler gesucht

gegen **hohe Provision.** Offerten an die

Expedition: **Berlin NW.,** Georgenstrasse 23.

Seit Januar 1902 erscheint im unterzeichneten Verlage:

Alpine Majestäten und ihr Gefolge.

Die

Gebirgswelt der Erde in Bildern.

II. Jahrgang.

Monatlich ein Heft im Format von 45:30 cm mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf feinstem Kunstdruckpapier.

Preis des Heftes 1 Mark = Kronen 1.20 ö. W.

12 Hefte bilden einen für sich vollständig abgeschlossenen Jahresband.

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Jllustr. Prospect gratis und franco.

Die darin enthaltenen Tafeln beweisen, dass die Münchener „Vereinigten Kunstanstalten" über ein Reproductionsverfahren verfügen, das man in **dieser Vollendung bei Naturaufnahmen wohl noch nicht angewandt** gesehen hat. *(Deutscher Reichsanzeiger.)*

Es steht in jeder Hinsicht als ein **Muster des modernen Kunstbuchdruckes** da. *(Akademische Monatshefte.)*

Es sind die Grossen der Alpenkette, schweiz., österr. und bayrische Recken in Fels und Firn, an denen das wohlig von Bild zu Bild vorrückende Auge, der vielleicht stille Pläne spinnende Sinn sich erbaut, und man darf wirklich mit Bedacht sagen: **Ein Blatt schöner als das andere!** *(St. Galler Blätter.)*

München,
Kaulbachstr. 51a.

Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

CHOCOLAT SUCHARD

Spezialitäten:

Suchard's Dessert-Chocoladen.
Suchard's Chocolat fondant.
Suchard's Pralinés, Noisettes, Dujas.
Suchard's Cacao (1 K = 200 Tassen).

Letzte Neuheit:

SUCHARD'S MILKA

Vollrahm-Chocolade.

Suchard's Milka besteht aus den feinsten und ausgewähltesten Rohmaterialien und bildet demgemäss ein ebenso leicht verdauliches wie stärkendes Nahrungsmittel ohne gleichen. **Suchard's Milka** ist wegen ihres stark hervortretenden Rahmgeschmacks und ihrer exquisiten Feinheit eine überall gesuchte und beliebte Dessert-Chocolade. Eine Tafel **Suchard's Milka** (100 Gramm) enthält ebensoviel Nährstoff als eine gute Mahlzeit.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Diesem Hefte sind drei Prospekte: von den Deutschen Linoleumwerken Hansa in Delmenhorst, der Verlagsbuchhandlung Alfred Schall in Berlin und der E. Schweizerbart'schen Verlagshandlung in Stuttgart beigegeben, die gefälliger Beachtung empfohlen werden.

Siebenundzwanzigster Jahrgang **August 1902** Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Freiherr C. v. d. Goltz: Was können wir aus dem Burenkriege lernen?	129
Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.: Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch. Briefe und Tagebuchblätter (Fortsetzung)	136
Ferdinand v. Hornstein: Der Christus von Mariahilf	150
Fürst Hohenlohe als Reichskanzler. Von einem unabhängigen Politiker (Schluß)	176
Dr. Reinhard Frank, o. Professor an der Universität Tübingen: Die Lehre Lombrosos	188
Dr. A. Bielschowsky, Dozent an der Universität Leipzig: Das Sehen unter normalen und abnormen Verhältnissen	196
J. Ch. A. Nippoldt, am K. Meteorologisch-Magnetischen Observatorium Potsdam: Welchen Nutzen hat das Studium des Erdmagnetismus dem Menschen gebracht?	204
Tommaso Salvini: Die Komödie im Leben	210
August Fournier: Lola Montez. Ein geheimer Bericht über Bayern im Jahre 1847	214
Prof. Dr. Albert Döderlein in Tübingen: Ueber Entstehung und willkürliche Bestimmung des Geschlechts	230
Aloys Schulte: Napoleon I. als Brautwerber um Josephinens Hand. Nachweis einer Brieffälschung	241
Berichte aus allen **Wissenschaften.**	
Länderkunde: **Adhémard Leclère,** franz. Minister-Resident in Kambodscha: Kambodscha. Der Große See und seine Fischerei. II	246
Litterarische Berichte	251
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	255

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1902

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Lebensversicherungs- und Ersparnis-Bank

Alte Stuttgarter **in Stuttgart** Gegr. 1854.

Versicherungsbestand Ende 1901	M.	626 565 702
Bankvermögen Ende 1901	„	197 774 032
darunter Extra- u. Divid.-Reserven	„	35 048 304
Seit Best. zu Gunsten d. Versich. erzielte Überschüsse	„	99 798 199
Überschuss in 1901	„	7 714 271

CHAMPAGNE

SÖHNLEIN

Marken:

Söhnlein „Rheingold“

Söhnlein „Carte Blanche“

Söhnlein „Kaisermarke“

Das Magazin für Litteratur

Herausgeber: Franz Philips.

Verlag: A. W. Hayn's Erben, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. — Vierteljährl. 4 Mark.

Das Magazin für Litteratur ist das älteste deutsche Litteraturblatt und steht im 71. Jahrgang. Außer Originalarbeiten in deutscher Sprache — Skizze, Novelle, Roman, Drama — werden hervorragende ausländische Werke in Uebersetzung veröffentlicht. Besonders bemüht sich die Redaktion, die Leser durch Essays, Kritik und Chronik stets über alle wichtigen Neuerscheinungen auf dem Laufenden halten.

Der

Grosse Stieler

für 30 Mark!

Hand-Atlas in 100 Karten.

50 Lieferungen zu je 60 Pfg.

Gotha: Justus Perthes.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Wanderbilder aus den Dolomiten

von **Theodor Wundt.** Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutsch. u. Oesterr. Alpenvereins. **In Farben gesetzt von Maler Professor G. Herdtle.** 16 Lichtdrucktafeln (davon 8 mehrfarbig) in Imperialformat nach photogr. Originalaufnahmen mit illustriertem Text. In hocheleganter Mappe M. 30.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlungsreisende

für den Vertrieb leicht absatzfähiger Werke gegen

hohe Provision

gesucht von **Jungvogel & Co.** in **Stuttgart,** Cannstatterstr. 107.

Was können wir aus dem Burenkriege lernen?

Von

Freiherrn C. v. d. Goltz.

Wenn ein Völkchen von Bauern und Hirten, dessen Gesamtzahl noch hinter derjenigen der Bewohner von München oder Köln zurückbleibt, einen fast drei Jahre andauernden Kampf gegen die erste Weltmacht führt und sie zu den äußersten Anstrengungen zwingt, so fordert diese Thatsache allein zur ernsten Prüfung auf; denn dergleichen hat sich in der Weltgeschichte bisher kaum je ereignet. Man muß sorgfältig in seinen historischen Erinnerungen nachsuchen, um Aehnliches zu finden. Die Kämpfe der Basken für ihre Rechte, der Vendeer für ihren König, der Albanesen Skanderbegs für ihren Glauben, der Drusen im Hauran oder einzelner Tscherkessenstämme für ihre Freiheit lassen sich dem Verzweiflungskampfe der Buren Südafrikas wohl allein an die Seite stellen.

Dabei erklärt die Natur des Kriegsschauplatzes zwar viel, aber nicht alles. Er umfaßte ein ausgedehntes Gebiet; doch waren die Dimensionen nicht so große, daß daran allein eine zahlreiche Armee so lange Zeit scheitern konnte. Nicht zu leugnen sind die Schwierigkeiten der Verpflegung und des Ersatzes von Menschen, Pferden und Schießbedarf gewesen; aber der nahezu unerschöpfliche Reichtum Englands an materiellen Mitteln erleichterte die Ueberwindung gerade dieser Schwierigkeiten. Auch handelte es sich nicht mehr um eine von Straßen und Eisenbahnen noch ganz unentweihte Wildnis.

Man hat ferner das Geheimnis des unerhörten Widerstandes in der erstaunlichen Schießfertigkeit der Buren gesucht. Erfahrene europäische Offiziere, die den Krieg mitmachten, versichern uns indessen glaubhaft, daß der Durchschnitt darin nicht über dem Niveau des gut ausgebildeten deutschen Soldaten stand. Ein großer Teil des Burenheeres setzte sich überdies aus Städtern und eingewanderten Fremden zusammen, die nichts von den ererbten Tugenden der

alten Kolonisten besaßen. Auch ist die Tradition längst zerstört, die in jedem Bauern Südafrikas einen Helden ohne Furcht und Tadel sah, der unerschrocken jeder Gefahr und jeder Uebermacht trotzte. Wesentlich unterstützt wurde die Mehrzahl von Führern und Soldaten durch eine robuste Natur, die Gewohnheit an eine harte Lebensweise und ein scharfes Auge. Das war geeignet, die Bedeutung der Minderzahl einigermaßen wett zu machen. Völlig wird auch damit das Rätsel nicht gelöst.

Es ist aber auch falsch, diese Lösung in einem ganz abnormen Ungeschick der englischen Truppen zu suchen. Die strategische Führung des Feldzuges war allerdings sehr anfechtbar. Aber man muß gerecht sein und in Anschlag bringen, daß die ersten, nicht in die Macht der englischen Generale gestellten Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze viel dazu beitrugen, die Operationen entgleisen zu lassen. Gleich zu Beginn wurden englische Truppen in den drei Plätzen Ladysmith, Kimberley und Mafeking eingeschlossen, und der Wunsch, sie nicht in Feindeshand fallen zu lassen, führte die Zersplitterung der angreifenden Heere herbei, bis Lord Roberts dem Unfug ein Ende machte und mit vereinten Kräften über Bloemfontein auf Johannesburg und Pretoria vorging. Gewiß hätte noch mancher andre General, als gerade nur seine Vorgänger, sich durch die gleichen Ursachen zu ähnlichen Fehlern verleiten lassen. Was aber die Fechtart der Truppen anbelangt, so möchte ich mich darauf beschränken, die Antwort wiederzugeben, die ich von einem unsrer Offiziere, der selbst dabei gewesen war und offenen Auges beobachtet hatte, auf die Frage erhielt, wie denn eigentlich die Engländer angegriffen hätten? Sie lautete:

„Etwa so, wie wir es auf unsern Manöverfeldern sehen!“

Wir werden also schwerlich den rechten Weg finden, wenn wir die Erklärung lediglich in den Mängeln der englischen Kriegführung suchen. Freilich hat sie ihren Anteil am Gange der Dinge gehabt, — genau ebenso wie die national eigentümliche Fechtweise der Buren; aber dieser Anteil ist begrenzt.

Betrachten wir ihn näher, so fällt uns zuvörderst die Thatsache ins Auge, daß die außerordentliche Ueberlegenheit der Engländer an Artillerie sich in allen größeren Kämpfen wenig wirksam erwies. Das fordert unser Interesse im Grunde genommen mehr heraus, als die Erscheinungen im Infanteriegefechte, die trotzdem die Aufmerksamkeit der militärischen Welt Europas in erster Linie fesseln.

Wir haben in neuerer Zeit unsre Feldartillerie erheblich vermehrt; eine besondere „schwere“ Artillerie des Feldheeres ist hinzugetreten und erfreut sich allgemeiner Bevorzugung. Es spricht sich darin die Beherzigung der napoleonischen Lehre von der Massenverwendung der Artillerie aus, und artilleristische Optimisten erhoffen von ihr den Löwenanteil am Siege. Dem widerspricht die Erfahrung des Burenkrieges sehr lebhaft. Mehrfach hat sich gezeigt, daß die weit geringere Kanonenzahl bei den Buren der großen Ueberlegenheit der Engländer erfolgreich stand hielt, und daß die artilleristische Vorbereitung des

Infanterieangriffs, trotz anscheinend ausgiebiger Verwendung der vorhandenen Batterien, völlig versagte.

Es wird berichtet, daß am Tugela einmal ein einziges, geschickt aufgestelltes Burengeschütz der Reihe nach sämtliche Kanonen einer ganzen englischen Batterie außer Gefecht setzte. Man kann sich dies nur dadurch erklären, daß, bei der Wirkung der modernen Artilleriegeschosse, die Gefahr, die in zu enger Aufstellung liegt, erheblich gewachsen ist, und daß, bei dem größeren Schaden, der in gedrängten Geschützlinien entstehen muß, die Vermehrung der Stückzahl anfängt, wirkungslos zu werden, wenn nicht auch der Raum wächst, in dem sie Verwendung finden kann. Das giebt uns zu denken und zeigt, wie es mit der Massenanhäufung allein auch im Artilleriekampfe nicht gethan ist. Aehnliche Lehren giebt uns übrigens schon die ältere Kriegsgeschichte, nur sind sie vergessen worden. Bei Auerstädt waren 244 preußische gegen 44 französische Geschütze zur Verfügung, aber diese behielten dauernd die Oberhand.

Ein Augenzeuge von Colenso, der zugleich ein alter Mitkämpfer von Beaugency war, wo die Kanonade besonders heftig tobte, erzählt, daß dasjenige, was er damals, 1870, an Geschützfeuer gehört, verschwindend gewesen sei im Vergleich zu dem Höllenlärm, den die Einleitung des englischen Angriffs verursachte. Bald wurde der Felsabhang, an dem auf halber Höhe die burische Stellung lag, von einer undurchdringlichen Staubwolke derart bedeckt, daß von den Verteidigern nichts mehr zu sehen war. So dicht schlugen die Geschosse ein. Schon glaubten die Zuschauer, daß die Buren überhaupt verschwunden seien, als das Büchsenfeuer den herankommenden englischen Schützenlinien plötzlich mit voller Gewalt entgegenprasselte und sie in wenig Augenblicken zum Stehen brachte. Der Schaden, den die Geschosse der Artillerie in Wirklichkeit angerichtet hatten, ist ein ganz geringfügiger gewesen. Die vielfach geäußerte Ansicht, daß man künftig einen Gegner aus guter Stellung lediglich durch Geschützfeuer vertreiben und die großen Verluste vermeiden könne, die die Infanterie bei dem Vorgehen in nahem feindlichen Feuer immer erleidet, wird vor jedem tüchtigen Feinde zu schwerer Enttäuschung führen. „Ob die Nerven unsrer Soldaten dem moralischen Eindruck des furchtbaren Feuers gewachsen sein werden, erscheint mir freilich fraglich, — die Buren haben bekanntlich keine Nerven,“ fügte mein Gewährsmann seiner sehr lebendigen Schilderung am Ende hinzu.

Darauf also wird es ankommen!

Der Kampf der Infanterie gegen Infanterie hat im südafrikanischen Krieg von neuem gelehrt, wie stark die Verteidigung gegenüber einem rein frontalen Angriff ist, und wie viel ein unerschrockener Verteidiger in der Besetzung ausgedehnter Stellungen mit geringen Kräften sich herausnehmen darf, wenn er nur seiner Flanken sicher bleibt. Es wiederholt sich darin, was von der Artillerie gesagt worden ist. Drängen wir unsre Schützen dichter zusammen, so mehren sich natürlich die Verluste, und man kommt am Ende auf einen Punkt, wo das Hineinwerfen von frischen Schwärmen in die feuernden Ketten weniger zur Ver-

stärkung der Wirkung beiträgt, als Armfreiheit und gute Deckung der am Feinde befindlichen Schützen.

Endlich hat es sich in sehr drastischer Art gezeigt, wie schwer es ist, unter dem Geschoßregen moderner Waffen über offenes Gelände schutzlos vorzugehen, und daß alle Bravour dabei an der materiellen Unmöglichkeit zunichte werden kann. Sorgfältigere Benutzung der natürlichen Deckungen, noch größere Umsicht der Führer im Heranbringen der Unterstützungstrupps und der von rückwärts eintreffenden Verstärkungen sind daher auch schon Gegenstand lebhaften Nachdenkens, das sich auf unsern Uebungsfeldern bethätigt.

Allein alle diese Dinge waren nicht durchaus neu. Die Schlachten von Beaune la Rolande und an der Lisaine haben uns bereits die Stärke guter Verteidigung in der Front in wirkungsvollen Bildern gezeigt; Plewna lehrte uns die Schwierigkeit, über unbedecktes Land gegen einen wohl eingenisteten Feind vorzugehen, der eine moderne Feuerwaffe in der Hand hält. Ebenda hat sich auch schon deutlich gezeigt, daß man mit der artilleristischen Ueberlegenheit allein den Sieg noch nicht in Banden schlägt; denn etwa 450 russische Geschütze wirkten dort gegen 45 türkische. Nur frischer und eindringlicher sind diese alten Lehren durch den Burenkrieg geworden.

Neu war die ausgedehnte Anwendung berittener Infanterie, deren Vorzüge zumal im zweiten, zeitlich bedeutenderen Teil des Krieges hervortraten. Der zähe Widerstand kleiner, leicht beweglicher Abteilungen gegen ein großes geordnetes Heer, welches das Land überschwemmt und sich zum Herrn der Hauptverbindungslinien gemacht hat, nötigt uns die höchste Achtung ab. Gelegentlich wird auch in europäischen Kriegen von solchem Verfahren mit Vorteil Gebrauch gemacht werden können, wo es sich um Störung des Nachschubs und Beunruhigung der Besatzungen auf den Etappenlinien handelt. Aber für eine Anwendung im großen Stile fehlen die Bedingungen — wenigstens auf einem abendländischen Kriegsschauplatze — nämlich: großer Raum, ein menschenleeres Land mit guten Verstecken für die Landeskundigen und ein im allgemeinen nur wenig beweglicher Gegner.

Aber verschmähen wollen auch wir das Mittel nicht, das bei richtiger Anwendung gute Dienste leisten und bei Kriegen im Osten, wenn sie von langer Dauer sind, auch eine Rolle spielen kann.

So lassen sich aus dem Burenkriege eine Reihe von Lehren auch für den europäischen Soldaten ziehen, vor allen Dingen die eine heilsame, daß die Zahl im Kriege nicht von so absolut entscheidender Bedeutung ist, wie man es vielfach gerade in neuerer Zeit behauptet hat. Der „rage des nombres“ that ein Dämpfer gut.

Allein das Wichtigste, was wir von den Buren lernen können und lernen sollten, liegt doch noch auf anderm Gebiete, nicht auf dem rein militärischen. Eine glühende, selbstbewußte Vaterlandsliebe war es, die das kleine Völkchen überhaupt befähigte, den Kampf gegen die ungeheure Uebermacht aufzunehmen. Seine Freiheit und Unabhängigkeit waren in höchster Gefahr; sie konnten für

verloren gelten, wenn man nicht zum Schwerte griff. Daher erhoben sich Mann und Weib aller lebenden Generationen mit einer Einmütigkeit, die uns das schönste Beispiel giebt. Und es geschah im vollen Bewußtsein dessen, was man unternahm und aufs Spiel setzte. Daß im beginnenden Kriege der Wohlstand aller und das Leben vieler verloren gehen würde, daran bestand von Hause aus kein Zweifel. Dennoch ist der Entschluß, zu kämpfen, von reifen und ruhigen Leuten, die im Rate saßen, ohne Zögern gefaßt worden, als es keinen andern Ausweg mehr gab, wie die Unterwerfung.

Dazu gehören herbe, entschlossene Männer, die mit der Möglichkeit des Unterganges ebenso ruhig wie mit der des Sieges rechnen. Sie an der Spitze zu haben, könnte jedes Volk sich glücklich schätzen. Welche Stärke die Buren in ihrem Gottvertrauen gefunden haben, ist hinreichend bekannt. Es hob sie über die klügelnden Bedenken hinweg, die die Ueberzahl der Feinde sonst in ihrem Gemüt hätte erregen müssen. Dem lebenden Geschlechte in Europa kann dieser unwiderlegliche Beweis von der praktischen Bedeutung idealer Güter, wie Glaube, Freiheit und Vaterland, nur zu Nutz und Frommen dienen.

Nicht minder sichtbar ist der Wert einer einfachen, harten Lebensweise geworden, die in einem fast ununterbrochenen Kampfe mit Mühsalen und Gefahren dahingeht. Nur durch eine solche Schule können Männer erzogen werden, die einen Verzweiflungskampf jahrelang fortführen, und denen am Ende ihre Feldhauptleute noch mit Erfolg verbieten durften, je unter einem Dache zu schlafen. Unsre europäischen Großstädte zeitigen solche Naturen nicht.

Wir können nun freilich nicht mehr zu einem primitiven Kulturzustande zurückkehren, nur um kriegerisch tüchtiger zu werden. Nötig aber ist es, dem verweichlichenden Einfluß unsrer höheren Gesittung mit sicherem Bewußtsein des Zwecks entgegenzuarbeiten. In der gesamten Erziehung unsrer männlichen Jugend soll sich das ausprägen, zumal aber im Dienste des Heeres. Die gewiß aus lobenswerten Beweggründen hervorgehende Fürsorge um das Wohlergehen und die Bequemlichkeit der Soldaten sollte stets dort ihre Grenze finden, wo man sich sagen muß, daß ein Mehr sich im Feldleben nicht verwirklichen läßt. Vor allen Dingen dürfen die großen Anstrengungen nicht fehlen, die die Kräfte stählen und das Herz des Anfängers härten. Der Mensch erträgt bekanntlich ohne Schaden weit mehr, als er, wenn er die nötige Erfahrung in diesem Punkte noch nicht besitzt, von sich selber glaubt. Es ist deshalb weise, ihn darüber durch selbsterlebte Beispiele zu belehren. Von der schädlichsten Wirkung ist die übertriebene Sorge vor Unfällen, die nur zu oft von unsrer Presse gefördert wird, die allzu leicht das Unglück eines Untergebenen dem strafbaren Verschulden seiner Vorgesetzten zuschreibt. Der Soldat soll im Kriege die Gefahr lieben, und auch das will, bei unsern Kulturzuständen, schon im Frieden erlernt sein. Nie sollte die Scheu vor Verantwortung dazu führen, daß notwendige Uebungen unterbleiben, weil sie gefährlich für die Beteiligten sind; denn der Krieg ist ein ernstes Ding und erfordert auch eine ernste Erziehung.

Nur die allgemeine Befolgung solcher Grundsätze vermag die hinreichende

Anzahl von starken Charakteren heranzubilden, deren wir in einem künftigen Kriege bedürfen, wenn es uns nicht an tüchtigen Führern mangeln soll. Doch schwebt uns dabei kein kurzer, glänzender, mit quantitativer oder qualitativer Ueberlegenheit durchgeführter Nationalkrieg vor, wie wir ihn 1866 und 1870 erlebten, sondern ein Ringen auf Leben und Tod gegen stärkere Feinde, wie es die Buren Südafrikas jahrelang fortgesetzt haben. Es lehrte uns, daß die rechten Männer erst später im Laufe des Krieges in den Vordergrund treten, nicht gleich zu Beginn. Die Dewet, Botha, Delarey, Beyers und andre mehr waren die Soldaten von echtem Schrot und Korn, die noch fest blieben, als die Hoffnung auf den Sieg bei der Mehrzahl längst entschwand. Sie wären auch die einzigen gewesen, die Land und Freiheit hätten retten können, wenn dies überhaupt in menschlicher Macht lag. So unerschütterliche Beharrlichkeit, wie diese Männer sie besaßen, wird uns in einem künftigen Kriege vielleicht recht dringend not thun. 1870/71 begann uns schon im Winterfeldzuge die Kriegsmüdigkeit gefährlicher zu werden als der Feind.

In unsrer Jugend liegt heute ein frischer Zug, der sie den Körper nicht über dem Bücherstudium vernachlässigen läßt. Aber auffallend ist es, wie früh im allgemeinen der Deutsche darin nachläßt. Wie selten sieht man die „alten Herrn" bei Leibesübungen, und diese alten Herrn sind Leute im Lebensalter, das man als das rüstigste zu bezeichnen pflegt. Auch darin giebt uns der Burenkrieg zu denken und zu lernen. Wer hätte nicht das Bild gesehen, das in alle illustrierten Zeitschriften überging: „Drei Geschlechter im Kriege", nämlich Großvater, Vater und Sohn mit der Büchse im Arm nebeneinander. Rüstigkeit und Frische, selbst der Wagemut im Alter, sind deshalb für uns Deutsche von höchster Bedeutung, weil bei den bestehenden staatlichen Einrichtungen fast ausnahmelos Befehlshaber an der Spitze unsrer Truppen stehen werden, die schon eine recht ansehnliche Zahl von Jahresringen angesetzt haben. Soweit, daß wir neben fünfzehnjährigen Knaben noch Sechziger und Siebziger in Reih und Glied stellen können, werden wir freilich nicht kommen; europäische Kulturarbeit verbraucht die Menschen früher, als das Farmerleben Südafrikas. Aber bis in die Mitte der Vierziger sollen unsre Männer noch rüstig und beweglich bleiben; denn bis zu diesem Alter wollen auch wir sie als Soldaten verwenden; und Offiziere und Generale bedürfen der gleichen Eigenschaften fünfzehn Jahre länger.

Man wird nun einwenden, daß alle Tüchtigkeit die Buren nicht vor dem Untergange bewahrt hat, ihr Beispiel also auch nicht als Lehre dienen könne. Das ist in einem Punkte wahr, und wir dürfen ihn nicht übergehen. Ihre gesamte Kampfmethode war allein auf die Verteidigung berechnet — und das hat noch immer am Ende zur Niederlage geführt. Es fehlte das positive Ziel, das in ihrem Falle klar gegeben war — die Vertreibung der englischen Herrschaft aus Südafrika. Mit Bestimmtheit ins Auge gefaßt, hätte dies Ziel sie auch zu rechtzeitiger militärischer Offensive geführt, in der das Geheimnis des Sieges im großen liegt. Immerhin haben sie sich die Achtung der Welt, selbst

diejenige ihrer Feinde, eine für ihr Volkstum in Zukunft höchst wertvolle Tradition und auch leidliche Bedingungen für die Unterwerfung erkämpft; das ist in so verzweifelter Lage schon viel.

Wir lernen lieber von den Buren, als von den Engländern, aber es wäre sehr thöricht, wenn wir nicht untersuchen wollten, welchen Eigenschaften diese, trotz einer Reihe von Niederlagen, schließlich den Erfolg zu verdanken hatten.

Da erkennen wir an erster Stelle eine entschlossene, auf große positive Ziele gerichtete Politik, die sich nicht am Lobe und der Erhaltung des status quo genügen läßt.

Aus meinen orientalischen Wanderjahren her habe ich einig'e Beziehungen zu bedeutenden Engländern bewahrt, an denen ich Thatkraft und Zweckbewußtsein bewundern mußte. Schon vor nahezu zwanzig Jahren sprach sich ein höherer Militär, der lange in Indien gedient hatte, sehr offen mir gegenüber aus: „Wir werden dies Land eines Tages verlieren, nicht durch Rußland, aber durch die Inder selbst. Sie fangen an, der Bevormundung zu entwachsen, und ein Volk von 300 Millionen ist durch wenige Hunderttausend nicht gewaltsam niederzuhalten. Dann brauchen wir einen Ersatz, und dieser Ersatz liegt für uns in Afrika."

Als der Burenkrieg anbrach, schrieb mir ein englischer Freund aus dem Orient: „Wir haben Afrika für unsre Zukunft nötig und dürfen einen versteckten Gegner im Rücken unsrer Kolonien nicht dulden. Wenn also 100 000 Mann nicht genügen, um die Republiken zu unterwerfen, so werden wir 200 000 Mann schicken, und sollten 200 000 nicht ausreichen, so senden wir 300 000."

Genau so ist es gekommen, und auch davon läßt sich lernen.

Die leitenden Staatsmänner mögen ähnlich gedacht haben und erfaßten den richtigen Moment zum Handeln. Der amerikanisch-spanische Krieg ist von ihnen klug benutzt worden, um sich mit den amerikanischen Vettern in ein gutes Verhältnis zu setzen, das sie vor der Störung ihrer Kreise durch diese sicherte. Die Kriegsscheu des festländischen Europa, in dem sich die großen Mächte durch gegenseitiges Mißtrauen die Wage halten, lag klar vor ihren Augen. Die orientalischen Wirren der neunziger Jahre hatten deutlich gezeigt, wie große Staaten, selbst wenn sie angeblich *einig* sind, einander doch gegenseitig paralysieren können. Von Rußland, das am ehesten ein entscheidendes Veto hätte sprechen können, war bei der Friedensliebe seines Herrschers nichts zu befürchten. Ein solcher Augenblick wäre in einem Jahrhundert vielleicht nicht wiedergekommen, und Chamberlain und Genossen waren nicht nur scharfblickend genug, ihn zu erkennen, sondern sie besaßen auch die Entschlossenheit, ihn rücksichtslos zu benutzen. Das war vielleicht moralisch nicht sehr schön, jedenfalls nicht sehr großmütig gehandelt, aber staatsmännisch folgerichtig.

Die gleichen Männer sind auch fest geblieben, als die Enttäuschungen kamen, als der erhoffte leichte Sieg ausblieb. Das war ihr Verdienst.

Verdienst des englischen Volkes war es, daß es in seiner großen Mehrheit, trotz der augenfälligen Mängel des Heerwesens und seiner Führung, doch ein-

mütig beiden zur Seite stand. Die Kritik über die kriegerischen Vorgänge war zeitweise eine recht offene und herbe, aber ebenso fest der Entschluß, die Schäden auszubessern und alle Mittel zu gewähren, den einmal begonnenen Eroberungszug nun auch zu Ende zu führen, es koste, was es wolle.

Dieser selbstbewußte, thatkräftige Patriotismus oder Nationalstolz kann — man wäre verblendet es zu leugnen — uns nicht minder zum Vorbild dienen als die großen männlichen und soldatischen Tugenden der Buren, die wir so aufrichtig bewundern.

So giebt uns der eben beendete südafrikanische Krieg — wie mich dünkt — weit mehr zu lernen als bloß neue taktische Formen und strategische Kniffe.

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Die Reise nach Aegypten und Zeit bis zum Kriege.

Baden-Baden, 4. 10. 69.

Von der Fahrt hierher durch bekannte Länder ist nichts zu berichten. Die Schlafgelegenheit war so gut, wie man sie auf der Eisenbahn nur verlangen kann; der Herr in altgewohnter Weise gnädig und freundlich. Die Reisegesellschaft sehr angenehm; Graf Lehndorff ist eine sehr ansprechende Persönlichkeit; Eulenburg der gescheite, immer zuvorkommende Kavalier; Jasmund, der jüngste von uns, besitzt wohl das größte Phlegma. Nur für die Fahrt hierher stieg zu uns Fürst Reuß, unser Gesandter in Petersburg; er duzt sich mit dem Kronprinzen und plauderte viel mit ihm; mir hat er sehr wohl gefallen.

Großherzog und Großherzogin waren mit ungeheurem Gefolge badischer und preußischer Herren auf dem Bahnhof. Wir fuhren direkt zur Königin, wurden aber nur vom König empfangen; dann hierher auf das Schloß, wo wir uns heut selbst überlassen bleiben. Wir werden an der Marschalltafel speisen, aber in Gala."

*

Baden, 5. 10. 69.

„Noch ein Wort vor der Abreise. Ein prächtiger Tag; Baden erglänzt in seiner vollen Schönheit von Wiesen, Wald und Bergen, aber das französische Treiben ärgert mich; wie kann sich das Fremde in unserm Vaterland so breit machen dürfen?

Der König reist heut von hier ab. Er sah in Uniform weit gesünder und kräftiger aus wie gestern in Zivil. Er nahm uns, die vier Begleiter des Kronprinzen, zusammen und sagte:

‚Für den Orient habe ich Ihnen nichts zu sagen, meine Beziehungen sind dort die allerbesten; Ihnen wünsche ich nur, daß Sie gesund bleiben. In Wien wünsche ich nur freundliches Entgegenkommen. Ich will da nichts, ich bedarf ihrer nicht. Kommt man auf 1866 zu sprechen, so behandeln Sie die Sache coulant, kommt man aber mit Rodomontaden, so scheuen Sie die Antwort nicht. Wenn man auf Baden hinweist, als über den Prager Frieden hinausschreitend, so sagen Sie, daß die Verhältnisse ohne uns gemacht sind. Wir stehen auf dem Boden des Prager Friedens. Und nun adieu! Wenn ich jünger wäre, hätte ich die Reise selbst gemacht, ich beneide Sie.‘

Den Abend waren wir zum Diner bei der Königin. Sie war außerordentlich huldvoll; die Reise betrachtete sie als ihr Werk, und sie soll wirklich das Hauptverdienst haben, daß der König zugestimmt hat.

Die Großherzogin erkundigte sich nach Dir und Mathilde. Es kam dabei auf Kinder die Rede, und ich hörte mit Interesse, wie zufrieden sie mit der Art der Erziehung sei, die sie für ihren zwölfjährigen ältesten Sohn gefunden, der mit elf Knaben zusammen eine gemeinschaftliche Schule habe. Er sei infolgedessen frischer und arbeite mit Ehrgeiz. — Das gefiel mir gut.

Der Großherzog ist sehr höflich und still; man sagt, er arbeite zu viel, häufig ohne zu frühstücken von morgens acht bis abends sechs. Das ist entschieden zu viel des Guten, erhöht aber den günstigen Totaleindruck, den ich von Baden erhalte."

*

Wien, 7. 10. 69.

„Am 5. abends reisten wir von Baden ab; München wurde nur berührt, Prinz Otto begrüßte den Kronprinzen kurz auf dem Bahnhof. In Salzburg großer, offizieller Empfang; eine Compagnie Jäger als Ehrenwache. Die Leute sind auffallend klein; ich erfahre, die Oesterreicher stellen das kleine Volk bei den Jägern ein. Die zur Begleitung kommandierten Herren stellten sich vor; Déjeuner und Extrazug durch reizende, leider regenverschleierte Gegend. In Linz wieder Ehrenwache; Infanterie, blonde Böhmen, schöne Leute. Die bekannten Linzer Festungstürme werden auf Abbruch verkauft. — In St. Pölten wieder Ehrenwache; Polen; große, hübsche Leute.

Hier erwartete uns auf dem Bahnhof der Kaiser in der Uniform des Regiments Franz; Empfang sehr herzlich. In der Burg war der Hof in den für den Kronprinzen bestimmten Gemächern versammelt. Die Kaiserin an der Spitze.

Das war nun freilich eine Erscheinung, wie ich sie so wunderschön noch nie gesehen. Ganz einfach in Weiß, ohne irgend einen Schmuck, mit strahlenden prächtigen Augen.

Der Obersthofmeister Fürst Hohenlohe und der Generaladjutant Graf Bellegarde sind kluge und höfliche Herren.

Der Kaiser war überaus wohlinformiert über meine Person und Thätigkeit im Ministerium; er sagte u. a., daß er anerkennen müsse, wie der Geschäftsgang bei uns sehr viel einfacher und ohne so viel Aufwand an Menschen stattsabe, wie dort.

Die Kaiserin sprach mir vom Wetter, aber es war schönes Wetter.

Die Begegnung des Kronprinzen mit dem Kaiser war durchaus freundlich; der Kaiser streifte die Vergangenheit nur mit dem Ausdruck des Dankes an den Kronprinzen für die kameradschaftliche Freundlichkeit, mit der er den gefangenen und verwundeten Oesterreichern begegnet sei. Die weitere Unterhaltung, die summa summarum anderthalb Stunden dauerte, bot nichts Interessantes."

*

8. 10. 69.

„Der Tag begann um zehn mit der Visite bei Kaiser und Kaiserin; wir hatten eine Stunde Zeit und Gelegenheit, um im Vorzimmer mit den Hofleuten zu plaudern. Man erzählte, der Kaiser stände alle Morgen um fünf, im Sommer noch früher auf, kenne nur ein Vergnügen und einen Erfolg, die Jagd, und führe im übrigen ein ziemlich freudenleeres Leben. — Die Kaiserin sei in Wien gar nicht beliebt, in Ungarn weit mehr; sie zeige auch dort viel mehr Interesse.

Die Besuche der Erzherzöge waren zumeist so gelegt, daß sie sich mit denen des Kronprinzen kreuzten. Wir fuhren den ganzen Morgen Visiten, dann um drei wurde Beust empfangen.

Er ist ein alter Mann mit einer gewissen Schlaffheit in den Zügen, mit Verstand im Ausdruck, mehr hinterhaltig wie pfiffig. Er macht nicht den Eindruck eines Mannes, der mit sich zufrieden ist, die Unruhe unbestimmten Strebens spricht aus Miene und Bewegungen.

Die Unterhaltung mit dem Kronprinzen begann mit Unbedeutendem und gewann erst durch Beust selbst einen politischen Charakter.

Er sagte: ‚Es sei seine Aufgabe, zwischen den verschiedenen Nationalitäten Oesterreichs zu vermitteln und auszugleichen; hierbei müsse er, für die deutschen Provinzen sorgend, darauf bedacht sein, ihnen eine innige Verbindung mit Süddeutschland zu bewahren. Wollte er dies Band lockern, so würde er die Deutschen, den bedeutendsten Teil des Kaiserstaates, zu Gegnern haben. — Er sei jeder aggressiven Politik fremd, wolle nur den Frieden wahren. — Für die inneren Verhältnisse halte er eine freie Presse für notwendig. Es gebe, wenn man die öffentliche Meinung leiten wolle, nur zwei Wege; entweder man beherrsche die ganze Presse, wie Frankreich, und lasse nur die Nachrichten und Ansichten durch, die man brauchen könnte; oder man gebe die Presse ganz frei und überlasse es der Wahrheit, sich selbst zu bestätigen, was ihr immer gelinge. Er halte den

ersten Weg für gefährlich und huldige unbedingt dem zweiten. — Freilich würde dabei mancherlei Unangenehmes geschrieben, dafür könne aber die Regierung nicht verantwortlich gemacht werden. Das möchte die preußische Regierung doch berücksichtigen. Auch von einer Animosität seinerseits gegen Bismarck sei nicht die Rede, er sei von dem innigsten Bestreben beseelt, sich mit jedermann gut zu stellen.'

Summa: Nicht bedeutend; nicht einmal sehr gewandt. Er wird Oesterreich nicht retten.

Nunmehr kamen die Generale und Obersten der Garnison, an deren Spitze der Kriegsminister Generalleutnant Kuhn. Er nahm den Rang vor den Generalen der Infanterie und stellte auch diese vor. Er sieht kräftig und gut aus, hat dunkles Haar und schwarze, lebendige Augen, ist entschieden klug, aber auch Schwärmer. Er wäre weniger radikal in seinen Organisationen, wäre er nicht Enthusiast seines Amtes. — Jeder Schwärmer findet hier sofort eine Menge Gläubige; die Saaten schießen leicht hoch, aber die Wurzeln gehen nicht tief. Der kommandierende General Marwicic, neben dem ich während der ganzen Audienz stand, hat mir sehr wohl gefallen; er ist verständig und unterrichtet und sucht mehr das Vorhandene zu entwickeln, als stets Neues zu schaffen.

In Edelsheim, dem berühmten Kavallerieführer, hatte ich einen ganz andern Mann gesucht. Er ist dick und weich in Farbe, Fleisch und Augen. Ich halte ihn auch mehr für Schwärmer, wie Schöpfer.

Die ganze Gruppe der Herren machte einen sehr guten Eindruck. Der Krieg hat wohl eine Menge tüchtiger Elemente an die Oberfläche gebracht.

Dann folgte die Marine mit dem ruhmgekrönten Admiral Tegethoff an der Spitze; es ist verständlich, wenn er uns gegenüber etwas Unternehmendes und Selbstzufriedenes markiert.

Die Diplomaten beschäftigten mich nicht viel, ich weiß nur, daß unser Werther mir sehr wohl gefällt."

*

9. 10. 69.

„Gestern hatte ich den Bericht an den König zu machen, der mir sehr viel Zeit fortnahm. — Zwischendurch sah ich die große Bäckerei, die zwei Millionen kostete und unbrauchbar ist; Kasernen, das Arsenal mit dem prächtigen Waffenmuseum, eine Menge neuer Straßen — schön aber habe ich hier nur die Kaiserin gefunden.

Der Kronprinz empfing Giskra; die Unterredung war viel bedeutender und wärmer als die mit Beust: ‚Dieser Nichtösterreicher sei augenblicklich der einzige, der einen Ausgleich zu stande bringen könne. Die Schwierigkeiten der Lage würden durch die schnelle Entwicklung von Handel und Industrie sehr gemildert. Auch die Finanzen würden sich heben. Eine Einigung Deutschlands mit preußischer Spitze sei notwendig; eine spätere Alliance Deutschlands mit Oesterreich müsse Europa beherrschen.'

Unser Aufenthalt hier ist sehr gut verlaufen, ich glaube, die Welt ist gegen-

seitig zufrieden, und wenn wir auch keinen Pakt geschlossen haben, so ist er doch möglicher geworden.

Um neun Uhr geht es gen Venedig. —

In dem Bericht des Kronprinzen, datiert 13. 10. 69. heißt es:

‚Da es mein Wunsch war, von jetzt ab inkognito zu reisen, kam der Kaiser, ehe ich die Burg verließ, zu mir, um Abschied zu nehmen; gleichzeitig teilte er mir mit, daß er in den letzten Tagen dieses Monats die Donau hinunter durch das Schwarze Meer nach Konstantinopel gehen werde. Diese Nachricht schien nach allen Mitteilungen dem ganzen Wiener Hof ebenso überraschend zu kommen wie mir. Ich will unentschieden lassen, ob sie erst ins Auge gefaßt ist, nachdem die Begegnung mit mir in Wien eine solche im Orient vorbereitete, sie also zu einer angenehmen machen konnte; oder ob Herr v. Prokesch von Konstantinopel aus die Reise aus politischen Rücksichten angeregt hat, als Paroli gegen mich und das Zeigen der norddeutschen Flagge. Jedenfalls erwächst mir daraus die Pflicht, vor dem Kaiser in Konstantinopel einzutreffen, um die gesamten Ehren des Empfanges voll zu genießen.'"

Ich schrieb aus Venedig den 12. 10. 69.:

„Der kaiserliche Extrazug führte uns in höchst angenehmer Situation über die Alpen; das Wetter wurde schön, und die Welt lag prächtig vor uns. Gegen halb sechs kamen wir an und bestiegen die königlichen Gondeln, um in unsern Palazzo zu fahren. Wir hatten trotz allem einen offiziellen Empfang, zu meiner Freude Robilant und den General Negri, einen tüchtigen, aber wenig spaßhaften Herrn. In ähnlichem Verhältnis stehen unsre preußischen Diplomaten. Graf Usedom ist eigens gekommen, mit seinem reichen Wissen die Honneurs der Kunst zu machen, während der wirkliche Gesandte Brassier sehr unsympathisch ist. Aber wir drücken uns die Hände und sind die besten Freunde.

Den Zauber, den das alte, veraltete und schlecht gehaltene Venedig auf mich ausübt, will ich nicht beschreiben, aber noch nie habe ich mich mit solchem Genuß dem dolce far niente hingegeben wie hier. Das reglementmäßige Besichtigen überlasse ich den andern; ich freue mich des farbenreichen Lebens, des schönen Meeres und des klaren, wolkenlosen Himmels. Königliche Gondeln sind stets zu unsrer Verfügung, und ich habe sie wacker benutzt. Ein weiches Polster für zwei Personen, dahinter der treibende Gondolier, vor uns an der Spitze der leitende, ein bildhübscher Bursche ganz in Weiß mit Blau und Silber, in Lackschuhen, mit leichtem Matrosenhut.

In solchem Gefährt von einer schönen Kirche zu einem schöneren Bilde zu fahren, oder über den Lido hinaus ins Meer, das ist allerdings ein Genuß, wie ich ihn noch nicht gekannt habe.

Von Politicis will ich noch berichten, daß das Ministerium Menabrea seinem Tode sehr nahe ist. Der König ist dann für Ratazzi, eine große Partei für Lamarmora.

Hier ist die Marine das an uns herantretende militärische Element, sie ist aber noch nicht so fertig wie die Landarmee."

*

Bari, den 16. 10. 69.

„Venedig war sehr schön. Ich bin meist mit Lehndorff gewesen, der immer guter Laune und unternehmend ist; Eulenburg hat vorläufig nicht sehr viel von der Reise, er ist ungeheuer in Anspruch genommen; sind wir erst glücklich eingeschifft, so wird es für ihn besser werden.

Der Kronprinz zog es vor, mit Usedom und dessen Ablatus, dem jungen Schöll, die Kunstschätze allein zu besichtigen. Sie waren dort vollständig zu Haus, außerdem ist Usedom aber auch ein höchst angenehmer Gesellschafter. Leider führte er einen kleinen Zwischenfall herbei.

Als wir nach Tisch eines Tages herumstanden, bemerkte ich, daß Jasmund eindringlich zum Kronprinzen sprach; es fiel mir besonders auf, weil der Prinz so still dazu war. Bald darauf ging er fort und ließ mich rufen. Nun sagte er, er wolle Usedom und Schöll als Belohnung ihrer Gefälligkeit mit nach Athen nehmen.

Ich sagte, Schöll sei eine reine Geldfrage, Usedom aber außerdem eine politische. Der König bezahle die Reise und habe die Begleitung befohlen; der Prinz könne also nicht ohne weiteres einladen, müsse außerdem aber auch die Rückreise bezahlen. Usedom befinde sich in einer gewissen Opposition gegen die bestehende Regierung, seine Entlassung habe mit einem gewissen Eklat stattgehabt, ich halte dessen Mitnahme für sehr unthunlich.

Antwort: ‚Das könne er nicht zugeben, er müsse sich das erst noch überlegen.‘

Um dem Herrn nun die Wege zu ebnen, und da ich es einerseits zu keinem öffentlichen Skandal in Berlin kommen lassen wollte, andrerseits aber Usedom für viel zu verständig hielt, um dem Prinzen einen solchen nicht zu ersparen, so ging ich zu ihm und legte ihm meine Gesichtspunkte dar. Seine Antwort war, er gebe alles zu und überlasse dem Prinzen die Entscheidung.

Es ging aus der ganzen Unterhaltung hervor, daß er gedacht hatte, den Prinzen überhaupt zu begleiten. Es war nun nicht weiter die Rede davon, und ich hielt die Sache für erledigt. Da plötzlich, gestern in Ravenna, wo wir von den Kunstschätzen Italiens Abschied nahmen, Usedom also scheiden mußte, kam der Prinz darauf zurück.

Ich sagte ihm, Usedom habe meine Gründe anerkannt, außerdem möge der Herr die Gnade haben, nichts zu unternehmen, was als eine direkte Opposition gegen den königlichen Willen aufzufassen sei. — Graf Eulenburg unterstützte mich kräftig, und so war das Ende, daß der Prinz dem jungen Schöll eine Summe Geldes schenkte, um selbständig nach Griechenland zu reisen. Jasmund drückte seinen Zorn in Verstimmung aus, der Prinz aber bedankte sich schließlich noch bei mir, daß ich ihm geholfen, auf diese Art herauszukommen.

Gestern mittag fuhren wir ab gen Süden, bis heute früh halb neun, und

erwachten in einer neuen Welt, so südlich, daß Venedig dagegen wie Thule erscheint. Namentlich das Gewimmel in der Matrosen- und Fischerwelt am Strande amüsierte mich; wir bummelten eine Zeitlang in den Straßen herum, dann aber wurde es so heiß selbst im Schatten, daß die Klugheit gebot, das Haus aufzusuchen. — Morgen früh geht es nach Brindisi, von dort um zwei Uhr an Bord eines Postschiffes nach Korfu, wohin unsre Kriegsschiffe dirigiert sind. Wir dürfen keine Zeit vertrödeln, damit wir vor dem Kaiser von Oesterreich in Konstantinopel sind."

Aus Athen schrieb der Kronprinz unter dem 22./10.:

„Korfus Lage ist sehr schön, zwar regnete es anfangs, als aber dann die Wolken stiegen und die wundervolle Kette der albanischen Berge klar wurde, da ging die ganze Pracht dieser Natur auf. Man fühlt und sieht hier überall die segensreichen Wirkungen der englischen Herrschaft; in Korfu ist Leben und Kultur, wohin das Auge sich wendet, über Griechenland lagert Oede und Leere, nur Athen hat einen Anstrich erhöhter Entwicklung.

Wie wenig fundiert diese aber ist, bemerkt man, wenn man die Stadt verläßt; denn rings umher an allen Ausgängen stehen Wachen, die drei Mann starke Posten in das Feld vorschieben, und eine halbe Stunde weiter sind wieder Wachthäuser mit Piketts. Unter solchem Schutze wird das Feld bebaut und wandern ein paar Menschen auf der Landstraße von und nach Athen.

Der Delphin brachte mich erst mit Einbruch der Nacht in den Piräus; die hier stationierten russischen und englischen Kriegsschiffe waren erleuchtet und begrüßten mich mit den gebührenden Ehren. Mit dem König Georg traf ich an der Landungsbrücke zusammen. Wir fuhren mit der Eisenbahn nach Athen und dann durch die Stadt, in der mich die Bevölkerung mit überraschendem Jubel und Teilnahme empfing, nach dem Schloß. Hier fand der übliche Empfang statt.

Der König und die Königin sind mir mit vollster Herzlichkeit entgegengekommen, und ich habe sehr schöne Stunden mit ihnen zugebracht. Sie leben sehr glücklich miteinander, aber die Vereinsamung, in der sie dem Lande gegenüberstehen, ist so groß, daß ihnen mein Besuch ein wirklicher Genuß wurde. Das einzige, was der heutige König vor dem König Otto voraus hat, ist das, daß er Kinder hat, die Griechen sind; das bildet aber auch den einzigen Zusammenhang des Königs mit dem Volke.

Es ist nicht schwer, Pläne zu machen, wie Land und Volk zu heben sind, denn die Schäden liegen zu offen am Tage; leider aber auch, daß die nötige Arbeit Jahrhunderte äußeren und inneren Friedens erfordert, und der festen Konsequenz, die hier eben keine Regierung haben kann."

Ich selbst schrieb am gleichen Tage:

„Heute giebt es noch Visiten, Spazierfahrt und Galadiner. Morgen mittag fahren wir fort und besteigen die Fregatte ‚Hertha'; ein schönes Schiff, das wir neulich auf der Fahrt von Korfu trafen und nach dem Piräus dirigierten. Ich freue mich auf die Seereise, denn von der hier herrschenden Glut kann man sich

keinen Begriff machen; der stets wolkenlose Himmel sendet den ganzen Tag Strahlen hernieder, die einem das Mark in den Knochen ausdörren. In der Nacht aber wird es so kalt, daß ich mich zudecke wie bei uns im Winter."

*

Constantinople, le 24 Octobre 1869. Palais impérial de Beglerbey.

„Hier sitze ich in einem wahren Feenpalast. Diese Niederlassungen des Sultans besitzen eine unerhörte Pracht und Freiheit des Raumes, wie man sie in unsern Schlössern gar nicht kennt. Die Mitte unsers Palais bildet eine Halle von einer Fläche wie ein ganzes Berliner Grundstück; darin ein großes Marmorbecken mit fallenden Wassern; rings umher unsre Gemächer, frei und schön, mit dem Blick auf den Bosporus und herrliche Gärten. Jetzt kurz vor dem Diner alles erleuchtet mit kolossalen Krystallkandelabern.

Der Kronprinz wohnt eine Treppe höher, bei ihm ist die Halle ein großer Salon mit den schönsten Marmorsäulen und allen möglichen Polster- und Blumenetablissements. Da sitzen wir denn und rauchen aus brillantenbesetzten Tschibuks.

Wir hatten sehr ruhige Fahrt auf der Hertha, wo ich eine eigne Kabine mit großem Bett und allem Komfort habe. An den Dardanellen wurden wir von den türkischen Behörden empfangen, und der erste Ecuyer des Sultans kam zur Begrüßung, ein sehr gewandter, französisch sprechender Grieche. Er brachte uns die Erlaubnis, mit unserm Kriegsschiff die Dardanellen zu passieren, und mit grauendem Tage langten wir vor der in Nebel gehüllten Stadt an. Es war Sonntag, und wir hielten angesichts der Türken noch unsern Gottesdienst ab, setzten uns dann in Glanz und bestiegen ein türkisches uns entgegengesandtes Staatsschiff, eine kaiserliche Jolle, die, ganz in Seide und prächtigen Krystallsäulen ausgerüstet, den ersten Einblick in die hier herrschende Pracht bot.

Zunächst empfingen uns die hier lebenden Deutschen; sie fuhren uns auf schön geschmücktem Dampfer entgegen, mit Musik und Gesang, und unendlicher Jubel erscholl, als der Kronprinz sich zeigte. Nun ging es vorwärts durch eine Wasserstraße viermal so breit wie der Rhein, mit Ufern so hoch wie der Ehrenbreitstein, aber flacher ansteigend, und darauf ein Palast über dem andern; das schönste Panorama, das die Welt bieten kann.

Welche Pracht die Umgebung unsers Palais de Beglerbey noch enthält, erfuhren wir erst am Abend nach dem Diner. Da war der Park weithin illuminiert, verborgene Kapellen spielten zu unsrer Promenade Straußsche Walzer, und ein Kiosk nach dem andern öffnete sich, mit den schönsten und reichsten Salons, alles mit Geschmack und in Harmonie mit dem Klima und dem Orient; wirklich zauberhaft.

Gestern haben wir beim Großherrn gegessen. Er und seine sämtlichen Würdenträger, mit Ausnahme des Großveziers Ali Pascha, sind sorgfältig abgerundete Erscheinungen; die Ruhe macht sie dick. Es war ein ganz europäisches Diner, aber kein Türke trank Wein. Die Konversation mit dem Sultan, der nur türkisch spricht, ging nur per Dragoman und war sehr schleppend."

*

Den 26. 10.

„Die andern haben sich gelegt, ich will die Stunde, die mir bis zum Diner bleibt, mit Dir verplaudern, denn ich habe entsetzlich viel gesehen.

Gestern haben wir die Stadt geradezu durchlaufen, Menschen und Dinge anschauend, zumal aber die Bazare erforschend. Heut sahen wir zunächst den alten Sérail, d. h. Bauten aus den ersten mohammedanischen Zeiten, deren Reste nach einem großen Brande übrig geblieben sind; von dort gingen wir nach der Hagia Sophia, bei deren Anblick einen trotz aller Schönheit des Baues die Trauer packt, daß das Christentum hier dem Islam weichen mußte. Dann stiegen wir zu Pferde und nahmen Parade ab; ganz brillantes Material, schöne, große, kräftige Leute im Kostüm der Zuaven. Die Offiziere, wie alle, die etwas gelten wollen, tragen europäische Kleidung mit Fes.

Die Pferde der Artillerie waren vorzüglich, die der Kavallerie miserabel; den Schluß machte ein Artillerieexerzieren, ganz nach preußischem Reglement; es ging ganz ordentlich. Der Kronprinz empfing die preußischen Offiziere, die dort als Instrukteure angestellt sind, es machte einen eignen Eindruck, diese Türken berlinisch oder thüringisch sprechen zu hören.

Die vermummten Gestalten der türkischen Frauen könnten auf den Straßen zwischen dem vielen Gesindel ein poetisches Element bilden, wenn sie weniger ungestaltet wären und frei gingen anstatt zu watscheln. Die eleganten Türkinnen sieht man nur im Wagen; sie tragen so lichte Schleier, daß man sogar sieht, wie stark sie gemalt sind und wie viele Pockennarben tragen.

Nach dem Frühstück im Seraskierat ritten wir weiter durch die Stadt. Man sieht nur Holzhäuser in den Straßen, und diese, wie die Umgebungen, wie die Menschen, deuten darauf hin, daß Elend hier heimisch ist. Die vergitterten Fenster verhindern, daß man in das Haus hinein- oder heraussehen kann, verdüstern das Ansehen und verfinstern die Existenz. Auf der Straße aber und in den unten weitgeöffneten Hallen geht jedermann seiner täglichen Beschäftigung nach, und alles bewegt sich in den buntesten Farben.

Die Mauern der Stadt nebst den Wällen sind einst fest gewesen; heute sind sie nach allen Richtungen hin durchlöchert und verfallen wie das ganze Reich. Draußen Kirchhof an Kirchhof, mit den schönsten Cypressen bestanden.

Das Judenviertel bringt Ueberraschungen; eine Menge hübscher Mädchen, große Sauberkeit und entschiedene Armut. Die Qualitäten unsrer Juden vertreten hierzulande die Armenier.

Die Pferde, die wir ritten, waren prächtige Araber; sie zeigten den ganzen langen Tag, bergauf bergab, auf dem niederträchtigsten Pflaster der Welt, nicht eine Spur von Ermüdung."

*

28. 10. 69.

„Gestern hat der Kronprinz eine Fahrt in das Schwarze Meer gemacht. Wie gesagt, nimm die belebtesten Gegenden des Rheinthals zwischen Koblenz und Bonn, mache den Strom viermal so breit, und Du hast eine Ahnung von

der Pracht und dem Leben dieses majestätischen Gewässers, auf dem Hunderte der größten Seeschiffe immer in Sicht sind und sich mit vollen Segeln oder mit Dampf bewegen. Nur die Höhe der Berge zeigt mangelnde Kultur, während sonst schöne Promenaden, Gärten und Kioske die Landschaft bedecken.

Dann ruderten wir zum Sultan und fuhren von dort in vier Vierspännern — Pferde, Wagen, Geschirre aus Paris, — nach den süßen Wassern, stiegen wieder in die Kaiks, und ruderten um das ganze Goldene Horn, um Pera, nach Haus. Die untergehende Sonne beleuchtete die wunderbare Gegend und goß einen Zauber darüber aus, der gar nicht zu beschreiben ist. — Originell ist, daß die kaiserlichen Kaiks nicht durch die großen offenen Durchfahrten der Brücken fahren; für sie wird jedesmal ein ganzes Joch ausgefahren, so daß jeder Verkehr stockt und von beiden Seiten eine große Menge Volkes sich anstaut.

Ich will gleich noch ein ähnliches Beispiel von der hier gültigen Verachtung der Massen anführen.

Der Kronprinz hatte den Wunsch ausgesprochen, er wolle heute nachmittag eine Kaserne besehen. Infolgedessen hatte der Kriegsminister befohlen, die ganze Garnison von Skutari, acht Bataillone Infanterie und ein Regiment Artillerie solle dort en parade aufgestellt werden, und zwar sollten die Truppen, da der Prinz keine Stunde bestimmt habe, von acht Uhr ab unter Gewehr stehen. Wir kamen nachmittags vier Uhr, und die Leute hatten unausgesetzt gewartet."

*

29. 10.

„Gestern ritten wir nach der deutschen protestantischen Schule und Kirche, begrüßten die Gemeinde und die armenischen Repräsentanten aller Protestanten und besichtigten das deutsche Krankenhaus mit der Diakonissenanstalt. Der Kronprinz zeigte sich unendlich liebenswürdig, und er mußte befriedigt sein, zu sehen, wie gut es mit diesen Anstalten steht.

Dann sahen wir den Kaiser von Oesterreich einfahren, frühstückten und machten den schönsten Ritt über die Höhen von Skutari. Dabei begegneten wir einem reisenden Harem, der zu Pferde aus dem Innern Kleinasiens kam; auf jedem Pferd ein großer weißer Baldachin, auf jeder Seite des Pferdes ein verhülltes Weib; zwei Schwarze zu Pferde als Führer, bei jedem Pferde ein Junge.

Eine wundervolle Cypressenwaldung bietet von der Höhe eine Aussicht über Marmarameer und Bosporus, daß man danach die Scheußlichkeit der tanzenden und heulenden Derwische gar nicht begreift. Solch ekelhafter Wahnsinn dicht neben der höchsten Herrlichkeit Gottes.

Nun ritten wir nach der Kaserne und nahmen eine Parade ab. Wunderschöne Leute, die Stuben sehr überlegt und nur als Lagerstätten ausgerüstet; der Anzug der Leute ist sehr gut, die Kerls waren bis auf die Haut proper. Auch ihr Essen fiel durch Reinlichkeit auf; es bestand aus Reis und einer langen Sauce von gekochten Weintrauben.

Der Ritt ging weiter nach einem brillant gehaltenen Hospital und nach dem Strande, wo ein Dampfschiff lag, um uns zum Kaiser von Oesterreich zur Visite und endlich nach Hause zu führen. Es war der reichste Tag, den ich je auf Reisen erlebt.

Heute geht es nun fort, und ich muß noch meinen Bericht an den König machen. Dein Brief vom 18., der mir gestern zugegangen, erregt meinen wärmsten Dank; Du schreibst etwas melancholisch über unsre Trennung am Hochzeitstage; so Gott will, wollen wir das nächste Jahr gemeinsam unser silbernes Fest feiern. Der Prinz hat noch keinen Brief seit dem 11. Oktober; er ist sehr unglücklich, denn selbst der Geburtstagsbrief der Kronprinzessin ist ihm ausgeblieben; deshalb warten wir hier heut noch auf die Post."

*

An Bord S. M. S. Hertha, den 2. 11. 69.

„Die hohen Felsküsten Kleinasiens und seiner Inseln ziehen in dem blauvioletten Licht der hiesigen Zone vorüber; ich habe nichts zu thun, als ihnen nachzusehen, und nichts zu berichten, als daß wir anhaltend gutes Wetter haben. Nur vor Rhodos war etwas viel See, aber die Größe des Schiffs gleicht die Bewegung sehr aus, und die Fahrt wäre ganz angenehm, wenn nicht die furchtbare Hitze die Nerven erschlaffte, denn es weht Tag und Nacht ein feuchter Südwind.

Mein Leben verläuft sehr regelmäßig. Um sieben wird aufgestanden, dann auf Deck gestiegen, nach Wetter, Wind, Kurs, gewonnenem Weg u. s. w. nachgefragt, bis halb neun promeniert, gefrühstückt, wieder promeniert, — meist mit dem Prinzen, — wobei dann sehr vieles Interessante durchgesprochen wird, und Beratung mit dem Kommandanten Kapitän Köhler. Ich suche mich über die Marine zu orientieren, und man erzeigt mir die Ehre, mich mit meiner Wetterkunde zu respektieren und mein Urteil stets zu hören. Um ein Uhr Lunch, Lektüre bis zum Dunkelwerden, Toilette im Frack, halb sieben Diner und endlich Whist bis zehn, Zigarre auf Deck und gegen elf Nacht.

Mit der Ruhe ist es nicht weit her, und neben der Hitze hindert der Mordlärm am Schlafen. Jeder Tritt der Wache schallt durch die Kabine, wenn aber gar manövriert wird, mit Segeln u. s. w., was jede Nacht ein paarmal erfolgt, dann entsteht ein ungeheurer Spektakel. Außerdem aber ist jeden Morgen um fünf Uhr Scheuerfest; Schrubber und Eimer bullern rücksichtslos über mir her.

Das Meer hat eine ungemein schöne, dunkelblaue Färbung, und sobald die Nacht darauf liegt, ist jeder leichtbewegte Tropfen ein Feuerfunke. Da wollte ich, Du sähest das mit mir und auch die Kinder.

Auf den Herrn hat die Gleichmäßigkeit der Fahrt den Einfluß, daß er Pessimist wird und schwarz ins Leben sieht. Manchmal gelingt es mir, ihn umzustimmen, am leichtesten noch, wenn etwas zu zeigen ist, eine Insel, Delphine, schöne Beleuchtung. Dann merkt er wieder, daß er ein Mensch mit Menschen ist.

Ich bin noch an einem Bericht an den König, der aber erst in Jerusalem zum Abschluß kommt, über den Johanniterorden und seine Ziele hier.

Nun adieu, Liebste, Kuß und Gruß für die Kinder."

*

Jerusalem, 7. 11. 69.

„Die letzten Tage waren so ausgefüllt, daß es mir unmöglich war, zu schreiben.

Am 3., morgens, lagen wir vor Jaffa. Die Einfahrt des Hafens zwischen zwei engen Felsriffen, die ganz flach unter Wasser liegen, ist bei hoher See bedenklich. — Jaffa bot uns zum erstenmal das volle Bild des Orients; Steinklumpen ohne Fenster und ohne Dächer anstatt der Häuser; Menschen spärlich in bunte Lappen gekleidet, die Pferde klein, mehr Esel und am meisten Kamele. Hier und da eine majestätische, mit Früchten behangene Dattelpalme; an den Höhen und im dahinterliegenden Thale dicke Orangenwaldungen. Die Behörden begrüßten den Kronprinzen, die Truppen mit wahrhaft scheußlicher Musik, und endlich sehr sympathisch die württembergische Kolonie, die sich dort angesiedelt hat und sich mit Orangenbau beschäftigt.

Nach einem Besuch bei den Deutschen und gutem Frühstück im Deutschen Hotel stiegen wir zu Pferde, um zwei Drittel des Weges hierher noch zurückzulegen. Der Pascha der Provinz, der den Kronprinzen begleitete, war ein feiner, liebenswürdiger Mann, viel gereist und sehr gut angezogen. Die Gegend bleibt kahl und öde, nur hier und da eine Olivenholzung oder ein Steinhaufen, der einen Ort repräsentiert. Bei unsrer Annäherung entwickeln sich die wunderlichsten Gestalten, zerlumpt, aber in stolzer Haltung, kein eigentlicher Krüppel dabei.

Bei Ramleh erschien der Gemeindevorstand, den Kronprinzen zu begrüßen, mit einer Schar Berittener, die uns nun begleiten sollten und ein höchst buntes Waffenspiel aufführten; eine Art Flucht und Verfolgung; eine Gazelle taucht auf, der Reiter folgt, und es wird eine Jagd daraus.

In Ramleh wurde in buntem Gewühl gerastet, und dann ging es fort. Der Weg war für die Ankunft unsers Herrn und des Kaisers neu hergestellt, aber echt orientalisch. Wir trafen noch einzelne Gemeinden arbeiten, ohne alle Werkzeuge, nur mit der Hand; sie tragen Erde und Steine in möglichst kleinen Strohmatten herbei. Der nächste Regen wird alles wieder auflösen, der ganze Bau ist ein Kinderwerk.

Um sechs Uhr kamen wir am Gebirge an, wo ein Zeltlager für uns aufgeschlagen war, in dem wir sehr gut lebten. Nächsten Morgen brachen wir früh auf und drangen in das sehr hohe Bergland und die öden Steinmassen des eigentlichen Judäa ein. Alle halbe Stunde steht ein Wachthaus, in dem Mannschaften der benachbarten Dörfer etabliert sind.

Anderthalb Stunden vor Jerusalem erwarteten uns die Deutschen, etwa 25 zu Pferde. Sie allein bilden hier eine Kolonie, die andern Nationalitäten sind nur sporadisch und eigentlich nur in Klöstern, Hospizen und andern kirchlichen Anstalten vertreten. Die Deutschen sind Kaufleute und Handwerker, ein

phantastischer Zug hat sie hergetrieben und hält sie fest. Alle Fremden aber suchen den Schutz des Norddeutschen Bundes zu gewinnen, als hätten sie das Gefühl unsrer aufstrebenden Macht. Man reist schon mit dem Stolz, ein Norddeutscher zu sein.

Der Empfang that dem Herzen wohl; wir gewannen nun die Höhe, wo alle Behörden, Konsuln, Religionen, Völkerschaften sich zum Empfang gruppiert hatten. Ein buntes Bild voller anregender Elemente. Am stolzesten die griechische Kirche; am originellsten die Juden, die mich mit einem Schlage durch ihre Erscheinung nach Posen zurückversetzten; am wärmsten war die Begrüßung der sechs Diakonissinen, die hier eine Krankenanstalt leiten, so frei von allen Aeußerlichkeiten, so rein menschlich, daß uns allen die Thränen über die Backen liefen.

Unser Herr war bei der ganzen Feier so schön an Körper und Geist, daß er alle Welt hinriß; er zweifelt gelegentlich daran, ob es ihm gelingen wird, hier in der Fremde neben den großen Souveränen die Würde seines Hauses und die Macht seines Landes hinreichend zu repräsentieren. Ich bin der Ueberzeugung, es können zehn Kaiser hinter ihm her reisen, es sticht ihn keiner aus. Aber es ist schade, daß er sich hiermit manchmal die Laune verdirbt.

Nun zogen wir ein; das schreiende Volk mit Palmenwedeln vorauf, der Kronprinz als Dragoner auf schönem Schimmel als Mittelpunkt, dann das Gefolge, viel Sonne und viel Staub. Durch alle Empfänge und Truppenaufstellungen hindurch begaben wir uns nach der heiligen Grabeskirche. Bekanntlich führen hier die verschiedenen christlichen Konfessionen zur höheren Ehre Gottes und zur Freude der Türken die unwürdigsten Schauspiele auf, prügeln sich um die Verehrung der heiligen Stätten; nur die türkische Peitsche hält sie in Ordnung. Auf meine Frage an den Pascha, ob die Protestanten ihm denn auch hierin Sorge machten, antwortete er: ‚Nein, ihre Religion ist ja der unsern ganz ähnlich.‘

Wir sahen dann die Tempelreste und gingen nach dem Oelberg; die schöne Aussicht über die Stadt, nach dem Jordan und dem toten Meere wurde durch den Sonnenuntergang mit den prächtigsten Farben geschmückt, und die durch die Oertlichkeit reich beschäftigte Phantasie gewann Gelegenheit, sich voll geltend zu machen.

Am 5. früh setzten wir uns zu Pferde, um nach Hebron zu reiten, der Grabstätte Abrahams, Isaaks und Jakobs, die sich in einer Moschee befindet und auch den Mohammedanern heilig ist; so heilig, daß nur ein Ferman des Sultans den Christenhunden die Moschee öffnet. Wir hatten einen solchen, und der Kronprinz hoffte, daß wir nun auch in die wirkliche Grabhöhle dringen könnten, die seit dem 12. Jahrhundert niemand betrat und wo die Archäologen merkwürdige Inschriften vermuten. Die Hoffnung, der Wissenschaft zu dienen, verleitete den Herrn, nach Hebron zu gehen; leider war es eine Täuschung, und wir machten umsonst bei der kolossalen Hitze den schweren Ritt. Todmüde kamen wir spät abends an und lagen um elf im Bett.

Am nächsten Tage sahen wir Bethlehem und die dortige Schule des Berliner

Jerusalem-Vereins. Alle heiligen Stätten sind widerlich durch den Popanz, der überall daran gehängt ist; auch hier streiten sich Griechen, Armenier und Lateiner um den Vorrang, und die Türken müssen Ordnung stiften.

Nachher wurde hier in Kirchenbauangelegenheiten verhandelt, was für mich eine harte Arbeit war, da unser Generalkonsul nicht an den Zügel wollte. Der Kronprinz sollte einen Bauplatz für eine protestantische Kirche übernehmen, den der Sultan unserm König geschenkt hatte. Der Pascha aber und der griechische Archimandrit, der auch einen Schein von Anrecht auf den Grund und Boden hatte, waren nicht früher zu bewegen, den Besitztitel zu übergeben, als bis der Kronprinz sich entschloß, jedem von beiden den Großcordon des Kronenordens zu verleihen.

Heute hatten wir Gottesdienst, wobei der Kronprinz für sich allein in der Sakristei das Abendmahl nahm. Dann sahen wir noch einige protestantische Institute, unter denen sich die von den Diakonissinnen geleiteten höchst vorteilhaft auszeichneten. Es ist mir immer ein Hochgenuß, diese protestantisch-deutschen Elemente so kräftig blühend zu finden. In der einen Anstalt begrüßten 85 arabische Kinder den Kronprinzen mit folgendem Liede:

Melodie: Ich bin ein Preuße ...
,Ein hochbeglücktes Häuflein deiner Treuen,
O Kronprinz, bietet ein Willkommen dir.
Es möchte gern der Freude Blumen streuen
Im heil'gen Land auf heil'gem Boden hier.
Fest sind der Liebe Bande
Hier und im Vaterlande,
Drum rufen alle wir aus Herzensgrund:
Dem Kronprinz Heil auf Palästinas Grund!'

Eine merkwürdige Huldigung, die uns alle weich machte.

Um vier ritten wir ab; gutes Nachtquartier im Zeltlager, Diner von sechs Gängen, mit Wein, Sodawasser, Limonade; andern Morgens Aufbruch, in Ramleh Rast mit Imbis: Brot, Göttinger Wurst, Rotwein, Limonade. Um Mittag langten wir mit entsetzlich müden Pferden in Jaffa an und begegneten am Thor dem Kaiser von Oesterreich, der den Prinzen außerordentlich freundlich begrüßte. Er war vom Sultan brillant beritten gemacht, während wir Mietsklepper hatten. Morgen in Beyrut sind auch wir wieder Gäste des Padischah.

Um zwei gingen wir an Bord, und um vier segelten wir auf ziemlich hoher See. Von der heimischen Politik haben wir bisher nur gehört, daß Heydt gefallen. Ich hebe ihn nicht wieder auf; aber auf den Nachfolger bin ich neugierig."

(Fortsetzung folgt.)

Der Christus von Mariahilf.

Novelle

von

Ferdinand v. Hornstein.

Der Pfarrer von Ried war eben damit beschäftigt, in seinem Gärtchen Gemüse zu holen, als der Diener des alten Barons Randegg ihm über den Zaun zurief, der gnädige Herr ließe Hochwürden bitten, doch gleich ins Schloß zu kommen, er hätte am Morgen wieder einen schweren Anfall gehabt und möchte gern den Herrn Pfarrer noch sprechen.

Niemand hätte durch diese Nachricht in größere Aufregung versetzt werden können als der behäbige geistliche Herr. Denn obgleich ihm bekannt war, daß es mit dem Baron sehr schlecht stehe, so wußte er doch auch, daß sein Patronatsherr in den dreißig Jahren, seit sie sich kannten, in geistlichen Dingen nur von ihm Gebrauch gemacht hatte, wenn es sich um Auszüge aus dem Kirchenbuch, um Ausbesserungen von Familiengräbern oder ähnliche „Kapital"fragen handelte. Dagegen hatten sie oftmals einen guten Tropfen zusammen getrunken, und in solchen Dingen ließ sich der alte Herr auch gern von seinem fast um zehn Jahre jüngeren Gesellschafter Rat und Beistand erteilen.

Aber mit seinem zunehmenden Herzleiden, das ihn oft andre Aerzte und Gegenden aufsuchen ließ, waren die Zusammenkünfte immer seltener geworden, und so mochten gewiß anderthalb Jahre vergangen sein, seit sie zum letztenmal im Erker des Turmzimmers vergnügt beisammen gesessen und den „Heurigen" probiert hatten.

An diese gemütliche Vesperstunde mußte der Pfarrer lebhaft denken, als er um dieselbe Zeit, kurz nach der erhaltenen Nachricht, mit seinem Ministranten dem alten, auf einer kleinen Anhöhe gelegenen Schloß zueilte, in dem der Besitzer unter der zwar gewissenhaften, aber wenig liebreichen Fürsorge einer alten Haushälterin seinen Junggesellenhochmut büßen mußte. Aber die Wehmut, die den Geistlichen bei dem Gedanken überfiel, daß dies vielleicht sein letzter Besuch bei dem jovialen alten Herrn sei, ward doch durch die Freude übertroffen, daß Gott dem gnädigen Herrn in der Sterbestunde noch die Augen geöffnet habe und ihn sein sündhaftes Leben wenigstens noch schön und christlich beschließen lasse.

Dieser Gedanke hatte seinem gutmütigen vollen Gesicht, das mit den kleinen Aeuglein und dem schlauen Munde an einen humoristischen Schauspieler erinnerte, einen so strahlenden Ausdruck gegeben, daß er sich an der Thüre des Krankenzimmers gewaltsam zusammennehmen mußte, um eine dem Ernst des Augenblickes entsprechende Miene zu machen.

Als er aber behutsam die Thüre öffnete, lachte ihn das „alte Schweden"-gesicht so vergnügt an, und die bleiche, abgemagerte Hand streckte sich ihm so

munter entgegen, als ob er gekommen wäre, um einen Bruder Studio aus dem Bett zum Frühschoppen abzuholen.

„Das is schön, lieber Freund!“ rief der Kranke, während dem Eintretenden alle Freude vergangen war. „Warum machen S' denn so ein erschrocken's G'sicht? Sie sehn ja, es geht mir ganz gut. Grad is der Doktor wieder fortgegangen. Nur heut morgen hab' ich einen solchen Anfall g'habt, daß ich schon g'meint hab', es wär' der letzte, und drum hab' ich Sie rufen lassen, damit wir uns noch ein bissel unterhalten. Denn man weiß nie, wenn so ein verdammter Anfall wiederkommt.“

„Freilich nicht, lieber Herr Baron,“ entgegnete der Pfarrer. „Darum freut es mich ja so herzlich, daß Sie nach mir geschickt haben, und daß ich noch rechtzeitig komme, um Ihnen die Tröstungen ...“

„Ah was!“ fuhr der Kranke dazwischen. „Sie wissen doch, wie gern ich Sie immer g'habt hab', wenn ich auch den Hokuspokus nicht mitg'macht hab', und wie leid mir's gethan hat, daß wir in der letzten Zeit so wenig zusammengekommen sin, und darum freut 's mich so, daß ich Ihnen noch einmal sagen kann ...“

„Mich auch, lieber gnädiger Herr,“ unterbrach ihn der Pfarrer, der zur Hauptsache drängte. „Aber gerade, weil es Ihnen, Gott sei Dank, wieder auf kurze Zeit besser geht, sollten wir den kostbaren Augenblick benutzen ...“

„Da haben Sie recht,“ sagte der Baron, ihn am Arm packend, und rief seinem Diener im Nebenzimmer: „Franz, hol einmal eine Flasche Rüdesheimer Auslese, in dem Kistl, du weißt schon!“

„Aber Sie werden doch nicht jetzt in dem Zustand ...“, stotterte der Pfarrer erschreckt, „Sie können mir doch nicht zumuten ...“

„Was?“ rief der Schloßherr, „zumuten? Kennen Sie den Wein? Hab'n Sie einmal einen 93er verkostet? So einen Tropfen hab'n Sie in Ihrem Leben nicht getrunken.“

„Das glaub' ich,“ sagte der Pfarrer, dem selbst dieser Trost seinen wirklichen Schmerz nicht lindern konnte, „aber ich habe gedacht, Sie wollten eine andre Wegzehrung mit ins Jenseits nehmen. Und darum thut es mir weh, Sie jetzt so zu finden, weil ich immer so an Ihnen gehangen habe.“

„Lieber Herr Pfarrer,“ begann jetzt der Baron mit warmem Ton und heftete seine großen Augen auf den Seelsorger, während er sich im Bett aufrichtete. „Hören Sie mich einmal ruhig an! — Ich hab' Sie rufen lassen, weil ich Ihnen Adieu sagen wollte. Denn ich hab' sonst keine Verwandte und Freunde hier, und es wär' mir auch leid g'wesen, wenn Sie g'meint hätten, ich wollt' mich am Schluß heimlich aus dem Staub machen, nachdem wir dreißig Jahre lang so gut mitsammen ausgekommen sin. Aber grad deshalb hätten Sie mich auch kennen sollen und mir nicht zutrauen, daß ich am Schluß noch fahnenflüchtig werd' und vor dem Feind um Pardon fleh' ...“ Der Pfarrer wollte etwas sagen, aber der Baron fiel ihm ins Wort. „Nein, nein, das hätten S' nicht thun sollen, Herr Pfarrer. Das hat mir grad immer so gut an Ihnen

g'fallen, daß Sie nicht an jedem schlechten Kerl das Himmelreich hab'n verdienen wollen, und daß Sie mit mir umgegangen sin, als ob ich auch ein ehrlicher christlicher Mensch wär', wie die Bauernrammel, die jeden Tag zweimal in die Kirch' laufen. Aber grad darum, weil Sie Ihr ganzes Leben lang so tolerant gewesen sin, so lassen S' mir, bitt' ich, auch die letzte Stund', die ich noch hab', eine Ruh', daß wir als gute Freund' auseinandergehen. Denn die G'schichten da beleidigen mich."

„Beleidigen!" seufzte der Pfarrer, „das war nicht meine Absicht. Denn ich wußte, daß bei Ihnen zu dieser Fahnenflucht ein ungeheurer Mut gehört hätte. Aber Sie haben Ihr Herz verschlossen, und Gott hat Ihnen die Kraft nicht mehr geben können."

„Er hätt' lang genug Zeit g'habt," antwortete der Baron, durch die geschickte Antwort des geistlichen Herrn zugleich gereizt und nachdenklich gemacht. „Ich bin jetzt ein Sechziger und hab' mich die lange Zeit immer noch mehr um ihn gekümmert, als er um mich. Ich sag' das nur als Thatsache. Denn es is mir lieber so. Ich hab' nie gern bereut, und als besserer Mensch wär' ich auch nicht glücklicher g'wesen."

„Woher wissen Sie denn das?" sagte der Pfarrer. „Sie haben ja den Frieden einer reinen und gottgefälligen Seele nie gekannt."

„Ich bin Gott mehr entgegengekommen, als Sie denken," antwortete der Gutsherr, „aber er hat nix von mir wissen wollen."

„Das bilden Sie sich nur ein. Sie haben nie recht auf ihn vertraut."

„O ja," sagte der Baron, „und das is das einzige, was ich in meinem Leben bereu'. Denn ich hab' mich in ihm getäuscht, und seitdem hab' ich das Vertrauen in ihn verloren."

„In Gott, in unsern Herrn und Heiland Jesus Christus?" rief der Geistliche aufs äußerste überrascht.

„Ja, in den, der am Kreuz gehängt is, aber in einen ganz bestimmten. Denn ein jeder stellt sich unter Christus was Bestimmtes vor. Und der meine war viel reiner und mächtiger als der Ihre. Denn Ihrer hat mich nicht einmal in die Kirch' hineingebracht, und der meine hat mich mit dem schönsten Frauenzimmer auseinandergebracht, der ich im ganzen Leben begegnet bin."

„Und deshalb haben Sie kein Vertrauen mehr zu ihm gehabt?" fragte der Pfarrer bitter.

„O nein. Ihm zulieb' hab' ich sie ja fahren lassen," entgegnete der Baron, „aber lassen wir das. Da kommt der Wein. So. Stellen Sie 'n auf den Tisch neben das Bett. Und dann rücken S' dem Herrn Pfarrer den großen Lehnstuhl her."

Der Geistliche wollte sich anfangs wehren, aber das Gespräch und besonders seine letzte Wendung interessierte ihn doch zu sehr, und da auf seine feierliche Weise dem Kranken nichts anzuhaben war, so dachte er, vielleicht auf diese gemütliche Art, was ihn interessierte, aus ihm herauszubekommen. Er ließ sich daher seufzend in den abgewetzten Ahnenstuhl nieder und hielt protestierend

seine Hand über das Glas, aber so, daß der Diener zwischen den Fingern eingießen konnte.

„Soll ich den Ministranten dann fortschicken?“ fragte der Diener darauf.

„Nein, er soll nur draußen warten,“ sagte der Pfarrer.

„Dann geb'n S' ihm aber wenigstens ein Glas Wein!“ rief der Baron.

„Nein!“ protestierte der Pfarrer heftig. Aber der Baron zwinkerte dem Diener an der Thüre noch einmal zu, und das war für das Schicksal des Ministranten entscheidend.

Als der Diener draußen war, nahm der Schloßherr sein Glas und wendete sich zu seinem Gast:

„Prosit, lieber Freund! Ich kann nicht sagen: Auf Wiedersehen! Denn bei meinen Aussichten wäre das ein schlechtes Vergnügen für Sie. Wenn wir aber doch noch einmal irgendwo zusammenkommen sollten, dann frozzelt keiner den andern. Denn was G'wisses hat doch keiner wissen können.“

Und dann stieß er mit zitternder Hand an.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte der Pfarrer.

„Meinetwegen. Warum denn nicht?“ fügte der Hausherr gutmütig bei und stieß noch einmal an: „Gelobt sei Jesus Christus! Einmal weil er den Wein hat wachsen lassen, zweitens weil er einen so prächtigen Vertreter hat und drittens weil er mir nicht mehr die Kraft gegeben hat, im Sterben zu deprezieren. Denn das hätt' ich ihm nie verziehen. So aber sterb' ich versöhnt mit meinem Gott. Das können Sie jedermann sagen.“

Der Geistliche war durch den guten Wein und die letzten Worte schon milder gestimmt. Denn die gutmütige Ironie, mit der die Reden des alten Herrn durchsetzt waren, hatte für alle, die ihn näher kannten, nichts Verletzendes. Und beim Wiedererzählen, dachte der geistliche Herr, könne man sie ja weglassen, und nur die letzten Worte erwähnen, um jede falsche Auffassung zu verhüten. Er verfiel daher wieder in seinen alten, behaglichen Plauderton und fragte den Baron, wie er denn eigentlich mit Gott zerfallen sei. Er habe das vorhin nur angedeutet, und doch sei es das Wichtigste, was er ihm in seinem Leben gesagt habe.

Der Baron machte eine abwehrende Bewegung. „Es ist zu lang. Sie verstehn mich auch nicht.“

„Ich werde versuchen, mich auf Ihren Standpunkt zu stellen. Sagen Sie's!“ drängte der Pfarrer. „Ich bin überzeugt, daß es nur ein Mißverständnis ist und wäre zufrieden, wenn Sie nur Ihr Unrecht noch einsähen. Mehr verlange ich in dieser Stunde gar nicht mehr von Ihnen.“

„No, meinetwegen, damit Sie auch noch sagen können, ich hätt' Ihnen gebeichtet,“ knutterte der alte Herr in seinen Knebelbart. „Wenn Sie enttäuscht sin, is es nicht meine Schuld. Ich hätt' Sie gern noch von was Bessserm unterhalten.“

„Dazu bin ich gar nicht hier,“ entgegnete der Seelsorger.

„Um so besser,“ sagte der Kranke und richtete sein Kopfkissen zurecht. „Also

nachher hören S' zu! Aber unterbrechen S' mich nicht, wenn's Ihnen zu weltlich wird! Das g'hört alles dazu. Ich hab' so nicht mehr viel Zeit." Dann atmete er noch einmal tief und sagte: „So. — Ueber meinen Charakter brauch' ich Ihnen nicht viel zu sagen. Sie wissen, daß ich's mit der Moral nie genau g'nommen hab'. Aber zu meiner Ehre muß ich gestehn, daß ich mit dem Alter nicht besser g'worden bin wie die andern, sondern daß ich vor fünf undvierzig Jahr'n — ja, ja, so lang wird's her sein — ein anständigerer Mensch war als heut."

„Wieso zu Ihrer Ehre?" fragte der Geistliche verwundert.

„No ja, ich mein' in puncto puncti," erwiderte der Beichtende. „Denn da is es doch eigentlich wichtiger, wie ma in der Jugend war, als im Alter."

„Sie waren also damals rein und unverdorben?"

„Nein, das will ich nicht sagen. Ich war halt wie wir alle mit zwanzig Jahr'. Aber ich hab' damals wenigstens noch so — ideale Stimmungen g'habt, — no ja, das werd'n S' schon hören. Ich hab' also damals auch mein Verhältnis g'habt und zwar mit einer ganz famosen Person. Die hätten S' kennen sollen, Herr Pfarrer! Ich sag' Ihnen, ein Weib wie die Sünde, groß, rothaarig, mit solche Aug'n und einer Büste ..."

„Ich kann mir's schon vorstellen," meinte der Pfarrer, um die Beschreibung abzuschneiden.

„Desto besser," sagte der Baron. „Mit einem Wort, wie nur eine Wienerin ausschauen kann. Sie wissen ja. Ich war nämlich damals in Wien auf vier Wochen, weil ich österreichische Verwandte dort g'habt hab'. Das heißt, das war der offizielle Grund. Eigentlich bin ich hin wegen der Person, mit der ich damals schon bekannt war. Ich hab' sie nämlich im Coupé kennen gelernt bei einem Eisenbahnunglück, wie wir beide nachher hab'n zusammen übernachten müssen — aber das führt zu weit —, ihren Ehering hat sie auch verloren g'habt — kurzum, wie ich nach Wien gekommen bin, war das Unglück schon g'schehen!

„Unsre ganze Sorge war jetzt nur, zu verhüten, daß das Unglück nicht noch größer wird, wenn jemand davon erfährt. Drum bin ich in einem entlegnen Beisel abg'stiegen, in das sich keins von meinen vornehmen Verwandten hineingetraut hätt', wenn sie mir zufällig auf der Straß' begegnet wären. Aber auch da war's der Miezi noch zu unsicher. Nur in ein Privatlogis kommt sie, hat sie versichert, und zwar müßt's in der Mariahilferstraß' sein in einem großen Haus, das einen Durchgang hat, wo ein Schneider drin wohnt."

„Im Durchgang?" fragte der Pfarrer erstaunt.

„Ach was. In einem Haus, wo ein Schneider wohnt mit einem Durchgang," verbesserte der Erzähler etwas nervös, „damit sie eine Ausred' hätt' und gleich auf der andern Seite hinaus könnt'. Das is doch sehr einfach. Nur das Finden war's nicht," fuhr er im alten Ton fort. „Einen g'schlagenen Tag bin ich herumgelaufen, bis ich endlich in so ein Haus hineingekommen bin. Aber dafür hätt' ich auch nix Bessers auftreiben können. Ein Haus, wo ma

in Oestreich hineigegangen und in Ungarn herausgekommen is, und unten lauter Läden und Ausgäng' auf die Straßen, so daß sich zwei kaum selber haben finden können, und innen ein Riesenhof mit lauter Bäum' und Gerasselwerk drinnen und den ganzen Hof entlang ein Korridor, daß ma einen Steckbrief hinter ei'm hat dreinschicken können. Aber das war alles noch nix. Wie ich glücklich am End' von dem Hof war und zum andern Durchgang wieder hinaus wollt' gegenüber der Mariahilferstraß', steht groß an einer offnen Seitenthür, noch im Hof: Stanislaus Herzl, Damenschneider, und seitwärts davon war ein weißer Zettel: Möbliertes Zimmer mit Vorkammer zu vermieten an einen soliden Herrn.

„Das war mein Fall. Ich geh' hinein, komm' zuerst über den langen Korridor, der sich unheimlich nach rechts hinzieht, und dann auf eine dunkle Steintrepp' mit einer großen leeren Nische in der Wand auf dem ersten Absatz. Dort geh' ich hinauf, jeder Schritt hallt in dem alten Haus — ich seh' keinen Menschen, auch keinen Schneider, aber im zweiten Stock, gleich am diesseitigen End' des Gangs die Wohnung, wo mein Zimmer zu vermieten war, bei einem Hof- und Gerichtsadvokaten Ludwig Stark.

„No ja. Warum soll ich nicht einmal bei einem Advokaten wohnen, hab' ich mir gedacht, während ich ang'schellt hab'. Wer weiß, wozu ich den brauchen kann in meiner Lag'. Weniger hat mir die Nummer dreizehn g'fallen über der Thür. Einerlei. Schau'n wir uns einmal das Zimmer an, hab' ich g'sagt, bin hineingegangen und nach fünf Minuten hab' ich's auch schon g'nommen g'habt.

„Allerdings war ja kein großes Risiko dabei. Der Preis war dreiundzwanzig Gulden, und ich hab' ausdrücklich erklärt, ich könnt' mich nur für einen Monat binden, weil ich nachher wieder abreisen müßt'. Dafür hab' ich der Frau aber das Recht zug'standen, wenn sie unter der Zeit einen Mieter findet, der das Zimmer länger nimmt, so zieh' ich aus, wenn sie mir's ein paar Tag' vorher sagt. Denn ich wollt' absichtlich recht coulant sein, um meine Wirtsleut günstig für mich zu stimmen. Drum hab' ich auch gleich einfließen lassen, ich wär' ein recht ruhiger Mieter und käm' nur hie und da, um zu arbeiten, wenn's im Hotel zu lärmend wär'. Sie sollten sich im übrigen gar nicht um mich kümmern. Wenn ich was bräucht', würd' ich's schon sagen. Das Fragen und Nachschauen thät mich in meiner Arbeit genieren. Die Hauptsach' wär' der Hausschlüssel, damit ich recht ruhig hereinkönnt, ohne sie zu stören. Dann hab' ich noch ein paar Gulden angezahlt und g'sagt, daß ich am nächsten Tag käm' und meine Sachen brächt'.

„So weit wär' also alles ganz gut, hab' ich gedacht, wie ich wieder fortgegangen bin, und war stolz drauf, daß ich alles so schlau ang'fangen hab'. Denn es war mein erstes Absteigquartier. Und so Sachen sin gar nicht so leicht, das werd'n Sie auch wissen."

„Ich habe davon gehört," bemerkte der Geistliche ernst und nahm einen Schluck aus seinem Glase.

„Schön," sagte der Baron. „Am nächsten Tag bin ich also eingezogen, aber halt — ich hab' noch was vergessen — vorher hab' ich mir lauter neue Toilettensachen gekauft, zwei Schwämme, zwei Zahnbürsten, zwei Seifen, zwei . . ."

„Schon gut," sagte der Pfarrer, „das ist ja nebensächlich."

„Nein," entgegnete der Kranke mit Nachdruck, „das is gar nicht nebensächlich bei einer so eleganten Frau. Was glauben Sie denn?"

„Für die Erzählung mein' ich ja."

„Dafür erst recht nicht. Denn die Büchsen, Fläscheln und Puderquasten haben mich ein Heidengeld gekostet, und das is für später sehr wichtig."

„Also dann fahren Sie meinetwegen fort," seufzte der Pfarrer. „Ich kann mir nur nicht denken, was das alles mit Christus zu thun hat."

„Warten S' nur!" sagte der Baron, „das kommt später. Am andern Tag bin ich also in die Wohnung eingezogen und hab' alles ausgepackt, das heißt nur die Garnitur für mich, die andre hab' ich im Koffer g'lassen. Dann hab' ich mir Feuer b'stellt — denn 's war erst Anfang März — und nachher einen großen Eimer Wasser. Mit dem hab' ich eine Zeitlang herumgeplätschert und dann durch die Thürritz noch einen verlangt, aber nur in die Vorkammer, um die Magd dran zu gewöhnen. Wieder nach einer Zeit hab' ich dann ang'fangen laut zu sprechen wie ein Schauspieler, erst Monologe, dann Dialoge, und hab' die Hausleut' fragen lassen, ob sie meine Uebungen nicht stören. Wie mich die Magd aber versichert hat, daß sie gar nix g'hört hätten, so hab' ich mich ins Bett g'legt und nur noch ganz leis geflüstert. Und das haben s' dann merkwürdigerweis g'hört. Denn wie ich fort bin, hat mich die Frau gebeten, ich möcht' mich doch ja nicht genieren und so laut reden, wie ich wollt'. Ich hab' aber erklärt, die Rücksicht könnt' ich nur annehmen, wenn sie immer ihre Thüren zuhätten, solang ich da wär', und hab' für den übernächsten Tag um fünf Uhr, wo die Miezi zu mir kommen wollt', Feuer b'stellt. Dann bin ich in meinem Uebermut so die Trepp' hinunterg'sprungen, daß ich gleich in die Nische hineing'fallen bin. Und da bin ich auf einen sonderbaren Gedanken gekommen. ‚Jesses,' hab' ich g'sagt, ‚da g'hört die Miezi hinein als Venus!' Und die Dummheit, denken Sie sich, hat mich bis in den Schlaf verfolgt. Denn die G'schichte mit der Garçonwohnung hat mich auch aufg'regt das erste Mal, und da können Sie sich denken, was für Zeug dabei herausgekommen is."

„Aber der Traum ist doch nicht notwendig zur Erzählung," sagte der Pfarrer ängstlich.

„Und wie!" entgegnete der Baron. „Durch den haben sich nämlich gewisse Vorstellungen bei mir mit gewissen Dingen verknüpft, so daß nur dadurch die Ueberraschung und der Eindruck zu verstehen is, den ein ganz unerwartetes Ereignis am Schluß auf mich gemacht hat. Aber das kommt alles später. In der Nacht hat mir also geträumt, wir wären zum erstenmal am Nachmittag in dem Zimmer und hätten 's uns grad bequem g'macht, besonders die Miezi, wie

auf einmal nebendran ein Lärm entsteht, Stühl' und Schränk' weggeschoben werden und die Miezi entsetzt aufspringt: ‚O Gott! Mein Mann!'

„Zu derselben Zeit hör' ich auch schon eine fürchterliche Sarastrostimm', und die Thür giebt nach, so daß die Miezi in ihrem Schrecken nix Bessers weiß, als wie sie war zur andern Thür hinaus und die Trepp' hinunter und in ihrer Todesangst in die Nische hinein.

„Da — zu meinem Erstaunen seh' ich, wie ich an ihr vorbeischieß', daß sie in ihrer Angst die Geistesgegenwart g'habt hat und schnell, während sie zurückschaut, die Venus Kallipygos macht, so daß ihr Mann in dem Halbdunkel sie wirklich für eine Statue hält und an ihr vorbeirennt, mir nach den langen Korridor, der gar kein End' g'nommen hat, und nachher durch alle Läden und Magazin' und Durchgäng' in dem entsetzlichen Haus, bis ich endlich eine offne Thür seh' und hineinstürz'.

„Aber da schreit mich gleich ein Weib wie eine Bavaria an:

„‚Was wollen Sie denn, Sie schrecklicher Mensch?'

„‚Einen Anzug, um Gottes willen!' ruf' ich, ‚sonst bin ich verloren.'

„‚Mein Mann ist Damenschneider,' schreit sie, ‚machen Sie, daß Sie fortkommen!'

„‚Was?' ruf' ich erstaunt. ‚Dann schicken S' den Herrn Herzl gleich hinunter in die Nisch'n, daß er der Venus ein Kleid anzieht, die erfriert ja sonst.'

„‚Sind Sie verrückt?' schreit sie drauf.

„‚Nein, aber in flagranti,' ruf' ich. Aber im selben Moment kommt auch schon der Schneider mit der halbtoten Miezi, und wie seine Frau das Weib bei ihm sieht, und er mich in dem Zustand bei seiner Frau, stürzt sie gleich auf die Miezi los und der Mann auf mich und setzt mir die Scher' auf die Brust:

„‚Stirb, Verräter! Du hast meine Frau verführt!'

„‚Reden S' doch nicht so dumm!' sag' ich, ‚Sie sin doch nicht der Herr von Mappus.' Und wie ich den Namen nenn', krieg' ich einen solchen Schrecken darüber, daß ich die arme Miezi kompromittiert hab' — daß ich aufwach'."

Hier hielt der alte Baron in Wirklichkeit erschrocken inne und sagte:

„Jesses, jetzt wissen Sie den Namen auch. — Aber das macht nix," beruhigte er sich dann. „Gelt, Sie sagen nix, Herr Pfarrer, sonst könnt' ich wirklich kein ruhiges Gewissen mehr haben."

„Was glauben Sie denn?" versicherte der Geistliche. „Ich bin doch Seelsorger und habe andre Dinge in meinem Leben gehört. Wenn Sie sonst nichts bedrückt ..."

„Dank Ihnen," sagte der Kranke. „Wirklich, Sie sin ein Ehrenmann. Schad', daß ich so wenig Zeit mehr hab', ich hätt' noch Stückeln g'wußt aus meinem Leben — und die erfahrt jetz niemand mehr! Denn auf meine andern Freund', die Lumpen, war kein Verlaß. Aber Sie trinken ja gar nicht. Schmeckt Ihnen der Wein nicht?"

„Schön,“ sagte der Baron. „Am nächsten Tag bin ich also eingezogen, aber halt — ich hab' noch was vergessen — vorher hab' ich mir lauter neue Toilettensachen gekauft, zwei Schwämme, zwei Zahnbürsten, zwei Seifen, zwei . . .“

„Schon gut,“ sagte der Pfarrer, „das ist ja nebensächlich.“

„Nein,“ entgegnete der Kranke mit Nachdruck, „das is gar nicht nebensächlich bei einer so eleganten Frau. Was glauben Sie denn?“

„Für die Erzählung mein' ich ja.“

„Dafür erst recht nicht. Denn die Büchsen, Fläscheln und Puderquasten haben mich ein Heidengeld gekostet, und das is für später sehr wichtig.“

„Also dann fahren Sie meinetwegen fort,“ seufzte der Pfarrer. „Ich kann mir nur nicht denken, was das alles mit Christus zu thun hat.“

„Warten S' nur!“ sagte der Baron, „das kommt später. Am andern Tag bin ich also in die Wohnung eingezogen und hab' alles ausgepackt, das heißt nur die Garnitur für mich, die andre hab' ich im Koffer g'lassen. Dann hab' ich mir Feuer b'stellt — denn 's war erst Anfang März — und nachher einen großen Eimer Wasser. Mit dem hab' ich eine Zeitlang herumgeplätschert und dann durch die Thürritz noch einen verlangt, aber nur in die Vorkammer, um die Magd dran zu gewöhnen. Wieder nach einer Zeit hab' ich dann ang'fangen laut zu sprechen wie ein Schauspieler, erst Monologe, dann Dialoge, und hab' die Hausleut' fragen lassen, ob sie meine Uebungen nicht stören. Wie mich die Magd aber versichert hat, daß sie gar nix g'hört hätten, so hab' ich mich ins Bett g'legt und nur noch ganz leis geflüstert. Und das haben s' dann merkwürdigerweis g'hört. Denn wie ich fort bin, hat mich die Frau gebeten, ich möcht' mich doch ja nicht genieren und so laut reden, wie ich wollt'. Ich hab' aber erklärt, die Rücksicht könnt' ich nur annehmen, wenn sie immer ihre Thüren zuhätten, solang ich da wär', und hab' für den übernächsten Tag um fünf Uhr, wo die Miezi zu mir kommen wollt', Feuer b'stellt. Dann bin ich in meinem Uebermut so die Trepp' hinunterg'sprungen, daß ich gleich in die Nische hineing'fallen bin. Und da bin ich auf einen sonderbaren Gedanken gekommen. ‚Jesses,‘ hab' ich g'sagt, ‚da g'hört die Miezi hinein als Venus!‘ Und die Dummheit, denken Sie sich, hat mich bis in den Schlaf verfolgt. Denn die G'schichte mit der Garçonwohnung hat mich auch aufg'regt das erste Mal, und da können Sie sich denken, was für Zeug dabei herausgekommen is.“

„Aber der Traum ist doch nicht notwendig zur Erzählung,“ sagte der Pfarrer ängstlich.

„Und wie!“ entgegnete der Baron. „Durch den haben sich nämlich gewisse Vorstellungen bei mir mit gewissen Dingen verknüpft, so daß nur dadurch die Ueberraschung und der Eindruck zu verstehen is, den ein ganz unerwartetes Ereignis am Schluß auf mich gemacht hat. Aber das kommt alles später. In der Nacht hat mir also geträumt, wir wären zum erstenmal am Nachmittag in dem Zimmer und hätten 's uns grad bequem g'macht, besonders die Miezi, wie

auf einmal nebendran ein Lärm entsteht, Stühl' und Schränk' weggeschoben werden und die Miezi entsetzt aufspringt: ‚O Gott! Mein Mann!‘

„Zu derselben Zeit hör' ich auch schon eine fürchterliche Sarastrostimm', und die Thür giebt nach, so daß die Miezi in ihrem Schrecken nix Bessers weiß, als wie sie war zur andern Thür hinaus und die Trepp' hinunter und in ihrer Todesangst in die Nische hinein.

„Da — zu meinem Erstaunen seh' ich, wie ich an ihr vorbeischieß', daß sie in ihrer Angst die Geistesgegenwart g'habt hat und schnell, während sie zurückschaut, die Venus Kallipygos macht, so daß ihr Mann in dem Halbdunkel sie wirklich für eine Statue hält und an ihr vorbeirennt, mir nach den langen Korridor, der gar kein End' g'nommen hat, und nachher durch alle Läden und Magazin' und Durchgäng' in dem entsetzlichen Haus, bis ich endlich eine offne Thür seh' und hineinstürz'.

„Aber da schreit mich gleich ein Weib wie eine Bavaria an:

„‚Was wollen Sie denn, Sie schrecklicher Mensch?‘

„‚Einen Anzug, um Gottes willen!‘ ruf' ich, ‚sonst bin ich verloren.‘

„‚Mein Mann ist Damenschneider,‘ schreit sie, ‚machen Sie, daß Sie fortkommen!‘

„‚Was?‘ ruf' ich erstaunt. ‚Dann schicken S' den Herrn Herzl gleich hinunter in die Nisch'n, daß er der Venus ein Kleid anzieht, die erfriert ja sonst.‘

„‚Sind Sie verrückt?‘ schreit sie drauf.

„‚Nein, aber in flagranti,‘ ruf' ich. Aber im selben Moment kommt auch schon der Schneider mit der halbtoten Miezi, und wie seine Frau das Weib bei ihm sieht, und er mich in dem Zustand bei seiner Frau, stürzt sie gleich auf die Miezi los und der Mann auf mich und setzt mir die Scher' auf die Brust:

„‚Stirb, Verräter! Du hast meine Frau verführt!‘

„‚Reden S' doch nicht so dumm!‘ sag' ich, ‚Sie sin doch nicht der Herr von Mappus.‘ Und wie ich den Namen nenn', krieg' ich einen solchen Schrecken darüber, daß ich die arme Miezi kompromittiert hab' — daß ich aufwach'.“

Hier hielt der alte Baron in Wirklichkeit erschrocken inne und sagte:

„Jesses, jetzt wissen Sie den Namen auch. — Aber das macht nix,“ beruhigte er sich dann. „Gelt, Sie sagen nix, Herr Pfarrer, sonst könnt' ich wirklich kein ruhiges Gewissen mehr haben.“

„Was glauben Sie denn?“ versicherte der Geistliche. „Ich bin doch Seelsorger und habe andre Dinge in meinem Leben gehört. Wenn Sie sonst nichts bedrückt ...“

„Dank Ihnen,“ sagte der Kranke. „Wirklich, Sie sin ein Ehrenmann. Schad', daß ich so wenig Zeit mehr hab', ich hätt' noch Stückeln g'wußt aus meinem Leben — und die erfahrt jetz niemand mehr! Denn auf meine andern Freund', die Lumpen, war kein Verlaß. Aber Sie trinken ja gar nicht. Schmeckt Ihnen der Wein nicht?“

„Schön," sagte der Baron. „Am nächsten Tag bin ich also eingezogen, aber halt — ich hab' noch was vergessen — vorher hab' ich mir lauter neue Toilettensachen gekauft, zwei Schwämme, zwei Zahnbürsten, zwei Seifen, zwei ..."

„Schon gut," sagte der Pfarrer, „das ist ja nebensächlich."

„Nein," entgegnete der Kranke mit Nachdruck, „das is gar nicht nebensächlich bei einer so eleganten Frau. Was glauben Sie denn?"

„Für die Erzählung mein' ich ja."

„Dafür erst recht nicht. Denn die Büchsen, Fläscheln und Puderquasten haben mich ein Heidengeld gekostet, und das is für später sehr wichtig."

„Also dann fahren Sie meinetwegen fort," seufzte der Pfarrer. „Ich kann mir nur nicht denken, was das alles mit Christus zu thun hat."

„Warten S' nur!" sagte der Baron, „das kommt später. Am andern Tag bin ich also in die Wohnung eingezogen und hab' alles ausgepackt, das heißt nur die Garnitur für mich, die andre hab' ich im Koffer g'lassen. Dann hab' ich mir Feuer b'stellt — denn 's war erst Anfang März — und nachher einen großen Eimer Wasser. Mit dem hab' ich eine Zeitlang herumgeplätschert und dann durch die Thürritz noch einen verlangt, aber nur in die Vorkammer, um die Magd dran zu gewöhnen. Wieder nach einer Zeit hab' ich dann ang'fangen laut zu sprechen wie ein Schauspieler, erst Monologe, dann Dialoge, und hab' die Hausleut' fragen lassen, ob sie meine Uebungen nicht stören. Wie mich die Magd aber versichert hat, daß sie gar nix g'hört hätten, so hab' ich mich ins Bett g'legt und nur noch ganz leis geflüstert. Und das haben s' dann merkwürdigerweis g'hört. Denn wie ich fort bin, hat mich die Frau gebeten, ich möcht' mich doch ja nicht genieren und so laut reden, wie ich wollt'. Ich hab' aber erklärt, die Rücksicht könnt' ich nur annehmen, wenn sie immer ihre Thüren zuhätten, solang ich da wär', und hab' für den übernächsten Tag um fünf Uhr, wo die Miezi zu mir kommen wollt', Feuer b'stellt. Dann bin ich in meinem Uebermut so die Trepp' hinunterg'sprungen, daß ich gleich in die Nische hineing'fallen bin. Und da bin ich auf einen sonderbaren Gedanken gekommen. ‚Jesses,' hab' ich g'sagt, ‚da g'hört die Miezi hinein als Venus!' Und die Dummheit, denken Sie sich, hat mich bis in den Schlaf verfolgt. Denn die G'schichte mit der Garçonwohnung hat mich auch aufg'regt das erste Mal, und da können Sie sich denken, was für Zeug dabei herausgekommen is."

„Aber der Traum ist doch nicht notwendig zur Erzählung," sagte der Pfarrer ängstlich.

„Und wie!" entgegnete der Baron. „Durch den haben sich nämlich gewisse Vorstellungen bei mir mit gewissen Dingen verknüpft, so daß nur dadurch die Ueberraschung und der Eindruck zu verstehen is, den ein ganz unerwartetes Ereignis am Schluß auf mich gemacht hat. Aber das kommt alles später. In der Nacht hat mir also geträumt, wir wären zum erstenmal am Nachmittag in dem Zimmer und hätten 's uns grad bequem g'macht, besonders die Miezi, wie

auf einmal nebendran ein Lärm entsteht, Stühl' und Schränk' weggeschoben werden und die Miezi entsetzt aufspringt: ‚O Gott! Mein Mann!‘

„Zu derselben Zeit hör' ich auch schon eine fürchterliche Sarastrostimm', und die Thür giebt nach, so daß die Miezi in ihrem Schrecken nix Bessers weiß, als wie sie war zur andern Thür hinaus und die Trepp' hinunter und in ihrer Todesangst in die Nische hinein.

„Da — zu meinem Erstaunen seh' ich, wie ich an ihr vorbeischieß', daß sie in ihrer Angst die Geistesgegenwart g'habt hat und schnell, während sie zurückschaut, die Venus Kallipygos macht, so daß ihr Mann in dem Halbdunkel sie wirklich für eine Statue hält und an ihr vorbeirennt, mir nach den langen Korridor, der gar kein End' g'nommen hat, und nachher durch alle Läden und Magazin' und Durchgäng' in dem entsetzlichen Haus, bis ich endlich eine offne Thür seh' und hineinstürz'.

„Aber da schreit mich gleich ein Weib wie eine Bavaria an:

„‚Was wollen Sie denn, Sie schrecklicher Mensch?‘

„‚Einen Anzug, um Gottes willen!‘ ruf' ich, ‚sonst bin ich verloren.‘

„‚Mein Mann ist Damenschneider,‘ schreit sie, ‚machen Sie, daß Sie fortkommen!‘

„‚Was?‘ ruf' ich erstaunt. ‚Dann schicken S' den Herrn Herzl gleich hinunter in die Nisch'n, daß er der Venus ein Kleid anzieht, die erfriert ja sonst.‘

„‚Sind Sie verrückt?‘ schreit sie drauf.

„‚Nein, aber in flagranti,‘ ruf' ich. Aber im selben Moment kommt auch schon der Schneider mit der halbtoten Miezi, und wie seine Frau das Weib bei ihm sieht, und er mich in dem Zustand bei seiner Frau, stürzt sie gleich auf die Miezi los und der Mann auf mich und setzt mir die Scher' auf die Brust:

„‚Stirb, Verräter! Du hast meine Frau verführt!‘

„‚Reden S' doch nicht so dumm!‘ sag' ich, ‚Sie sin doch nicht der Herr von Mappus.‘ Und wie ich den Namen nenn', krieg' ich einen solchen Schrecken darüber, daß ich die arme Miezi kompromittiert hab' — daß ich aufwach'.“

Hier hielt der alte Baron in Wirklichkeit erschrocken inne und sagte:

„Jesses, jetzt wissen Sie den Namen auch. — Aber das macht nix,“ beruhigte er sich dann. „Gelt, Sie sagen nix, Herr Pfarrer, sonst könnt' ich wirklich kein ruhiges Gewissen mehr haben.“

„Was glauben Sie denn?“ versicherte der Geistliche. „Ich bin doch Seelsorger und habe andre Dinge in meinem Leben gehört. Wenn Sie sonst nichts bedrückt . . .“

„Dank Ihnen,“ sagte der Kranke. „Wirklich, Sie sin ein Ehrenmann. Schad', daß ich so wenig Zeit mehr hab', ich hätt' noch Stückeln g'wußt aus meinem Leben — und die erfahrt jetz niemand mehr! Denn auf meine andern Freund', die Lumpen, war kein Verlaß. Aber Sie trinken ja gar nicht. Schmeckt Ihnen der Wein nicht?“

„Ausgezeichnet!“ sagte der Seelsorger und nahm wieder einen Schluck. Und dann fügte er wehmütig bei: „Schade, daß wir ihn nicht früher getrunken haben. Heute hab' ich doch keine Sammlung, das werden Sie verstehen.“

„Warum denn nicht?“ rief der alte Herr. „Jetz können S' ja doch nix Bessers thun, als mir noch eine Freud' machen. Wenn ich einmal tot bin, dann haben S' immer noch Zeit zum Beten.“

„Aber Sie nicht,“ entgegnete der Seelsorger bekümmert.

„Das is auch nicht für jeden,“ meinte der Baron wieder. „Schauen Sie, wenn alle Menschen arbeiten und beten wollten, dann hätten ja die fleißigen und frommen Leut' nix zu thun. Das is mein vollster Ernst.“ Und damit schenkte er seinem Gast ein und trank ihm zu, so daß dieser ihm wohl oder übel Bescheid thun mußte. Dann schloß er ein wenig die Augen und ließ seinen energischen Kopf in die Kissen sinken. Aber schon nach kurzer Zeit richtete er sich wieder mit einem Ruck in die Höhe wie ein alter Haudegen und sagte, während er sich auf seinen linken Arm stützte: „Wo bin ich gleich stehen geblieben? Ja so. Aber vorher hab' ich noch was vergessen, daß ich nämlich der Miezi alles post' restant' g'schrieben hab', worauf sie mir sehr erfreut wieder g'schrieben hat, daß sie den übernächsten Tag, wo ich das Feuer b'stellt hab', zu mir käm'. Drum hab' ich die Hauptprob' vorher g'macht. Aber Sie wissen, wie die Weiber sin (das konnte der Pfarrer nicht ableugnen, denn er hatte in seinem Beruf mehr Gelegenheit als andre, sie kennen zu lernen), am Rendezvoustag selber noch in der Früh kommt eine Absag', es wär' ihr unmöglich, ihr Versprechen zu halten, weil sie einen Katarrh hätt' und nicht ausgehn dürft'.

„Sie können sich denken, wie mich das geärgert hat, nachdem ich schon auf alles so gut vorbereitet war. Sie waren ja auch einmal jung (das konnte der Pfarrer wieder nicht bestreiten). Aber weil ich schon einmal g'sagt hab', daß ich komm' und Feuer hab' machen lassen, bin ich trotzdem um fünf Uhr in die Wohnung und hab' mir gedacht: ‚Wer weiß, wofür 's gut is, vielleicht hab' ich bei der Prob' doch noch was vergessen.‘ Und richtig, wie ich vor der Thür meinen Hausschlüssel herauszieh', um leis aufzumachen, sperrt das G'lump nicht auf, so daß ich im Schloß wie in einem Zahn herumstochern muß, bis mich die Köchin g'hört hat und mir aufg'macht hat.

„‚Zum Donnerwetter,‘ sag' ich. ‚Was is denn das? Der Schlüssel sperrt ja nicht.‘

„‚Ja, ich hab' innen zug'sperrt g'habt,‘ sagt die Köchin. ‚Das thu ich immer, wenn ich allein zu Haus bin.‘

„‚Das is ja recht lustig,‘ sag' ich sehr erregt. ‚Da nützt mich der Schlüssel sehr viel, wenn ich nicht damit aufsperren kann.‘

„‚Aber Euer Gnaden,‘ sagt sie, ‚wenn i z'Haus bin, brauchen S' den Schlüssel ja eh net.‘

„Da war schwer drauf erwidern. Denn wenn der alte Drachen g'merkt hätt', daß ich nicht g'sehn sein will, so hätt' die ganze Familie das nächste Mal

durch die Schlüssellöcher und Thürritzen g'schaut. Drum hab' ich ihr auch noch recht geben müssen und hab' nur g'sagt, es wär' mir doch lieber, wenn ich selbst aufsperren könnt', weil ich oft aus und ein müßt' und nicht immer warten möcht'. Heimlich hab' ich mir aber gedacht, ‚das nächste Mal komm' ich zuerst allein und lass' die Miezi derweil bei der Nische warten, und wenn die Alte wieder in der Küch' is, lass' ich die Junge 'nein.' Denn die Miezi war sehr bekannt in Wien, und ihr Mann hat schon einmal einen anonymen Brief gekriegt.

„No, wenigstens war ich jetz damit versöhnt, daß aus dem Rendezvous nix g'worden is. Aber gelangweilt hab' ich mich an dem Nachmittag wie nie in meinem Leben! Denn ich hab' doch nicht gleich wieder gehen können, wenn ich eigens ein Feuer b'stell' und schon einmal ein Zimmer miet'. Das wär' ja zu auffallend g'wesen. Aber wieder waschen und deklamieren, war auch fad und unnötig. Drum hab' ich mich zuerst ans Feuer hing'setzt und eing'schürt, daß es fast den Ofen zerrissen hätt', und nachher hab' ich die weißen Leinenüberzüg' von den alten Möbeln aufgeknöpft und nachg'schaut was drunter is; und wie eins ausg'schaut hat wie's andre, hab' ich mich auf das schlechte Sofa g'legt, wo ma sich anseilen hat müssen, daß ma nicht herunterg'fallen is. Und im Hotel hätt' ich so ein gutes gehabt! ‚Aber halte aus!' hab' ich mir g'sagt, ‚der Lohn kann nicht ausbleiben.' Und dabei hab' ich mir die Bilder an der Wand ang'schaut, wo auch ein Heiligenbild drunter war, grad überm Bett. Das hat mich geniert. Denn in solchen Sachen hab' ich immer ein Stilgefühl g'habt. Drum bin ich auch nie in die Kirch' gegangen, weil ich g'wußt hab', daß ich da nicht 'neinpaß. Ich bin also aufg'standen und hab' das Heiligenbild umgedreht gegen die Wand, und dann bin ich im Zimmer auf- und abgegangen, weil das Feuer schon ausgebrannt war. Denn der Ofen war nur so ein Blender, der einen rechten Spektakel g'macht hat wie die Künstler heutzutag, wo auch nix dabei 'rauskommt.

„Inzwischen is es immer dunkler g'worden, und weil ich kein Licht g'habt hab', bin ich ans Fenster und hab' zug'schaut, wie gegenüber die Lampen angezündet worden sin. Da war nämlich ein Riesenhaus mit ein paar hundert Fenster, wo ma überall hineing'sehn hat. No, das hat schon an sich was Melancholisches, lauter so kleine Löcher in der Mauer, ohne Rahmen, wo eins ausschaut wie das andre und dazu in der Dämmerung bei Regenwetter, wenn ein Licht ums andre angezündet wird. Wie ich aber auch noch g'sehen hab', daß lauter Arbeiter drin g'wohnt hab'n und kleine Leut', die sich bei dem schlechten Licht die Augen herausg'schaut hab'n für ein paar Kreuzer, oft zehn um eine Lamp', da hab' ich die Perkalvorhäng' herunterg'lassen und gedacht: ‚Arme Leut! Wenn die das Geld hätten, was mich das Malefizzimmer schon gekostet hat!'

„Aber das Mitleid hat nicht lang gedauert. Wie ich gar nix mehr g'sehn hab' und 's immer erst viertel über sechs Uhr war, hab' ich mir gedacht: ‚Die Leut' hab'n 's eigentlich sehr schön. Die hab'n G'sellschaft und können arbeiten.

Und da hab' ich in der Verzweiflung schon meinen Hut g'sucht, um fortzugehn, wie mir eing'fallen is, daß ich, wenn ich jetz geh', besser gar nicht gekommen wär'. Denn das versteht noch eher ein Mensch, als wenn man sich eine Stund' in der Dunkelheit ins Zimmer hereinsetzt, wenn ma g'sagt hat, daß ma zum Arbeiten kommt. So hab' ich mir also die Lamp' anzünden lassen, eine elende Oellamp', die das grade Gegenteil vom Ofen war. Denn die hat nicht geblendet, sondern nur g'schwitzt, was noch dazu eine Kunst war in dem Zimmer. Sie hat aber auch eine Mordsmüh' g'habt, bis sie gebrannt hat. No, mir war's recht. Zeit hab' ich ja g'habt und derweil bin ich noch auf einen ganz guten Gedanken gekommen. ‚Fragst die Köchin,' hab' ich mir gedacht, ‚ob sie nix zum Lesen hat'. Und das hab' ich auch gethan und dazu g'sagt, ich hätt' leider meine Arbeit vergessen und könnt' jetz vor dem Theater nicht mehr in mein Hotel, ob sie mir kein Buch leihen könnt'.

„‚Na,' sagt sie, sie hätt' nur a Kochbuch und an apostolischen Kalender.'

„‚Nur her damit,' sag' ich, ‚der is mir grad recht, mir is so, als wär' ich schon ein Jahr da'.

„Und wie sie mir 'n gebracht hat, stürz' ich mit einem wahren Heißhunger auf die Bilder und Bibelsprüch, und wie nix mehr zum Anschauen da war, hab' ich auch noch den Roman ang'fangen.

„Plötzlich klopft's.

„‚Herein!'

„‚Ich möcht' Euer Gnaden nur fragen, ob Sie nix mehr wünschen, weil jetz unten zug'sperrt wird.'

„‚Was?' schrei' ich ganz entsetzt und werf' den Kalender hin. ‚Ich muß ja hinaus. Wie viel Uhr is es denn?'

„‚Drei Viertel auf zehn Uhr.'

„‚Ja wie ist denn das möglich?' Und vor lauter Angst, daß ich aus dem Malefizhaus mit seine hundert Thüren am End' gar nimmer hinauskomm', zieh' ich meinen Mantel gar nicht an, sondern pack' nur alles zusammen und lauf' auf die Straß' hinunter.

„Nach dem Tag hab' ich mir zuerst vorg'nommen, wenigstens eine Woch' auszubleiben und zu schreiben, daß ich verreisen müßt'. Denn mit der Miezi war's auch noch lang nix. Aber schon am zweiten Tag hat mich's so interessiert, wie die G'schicht' im Kalender ausgeht, daß ich's nimmer ausg'halten hab', und am Nachmittag wieder hin bin.

„No diesmal war's schon gemütlicher. Das Wetter war schöner, das Feuer hat auch besser gebrannt, und mit der Miezi hab' ich mich jetz doch schon vertrösten müssen. Drum hab' ich wieder eine neue G'schicht' im Kalender ang'fangen, und wie keine mehr da war, hab' ich sogar die Heiligeng'schichten g'lesen und die Auszüg' aus dem Neuen Testament, das mich so schon so lang int'ressiert hat, weil ich immer so viel drüber reden g'hört hab'. No und da muß ich zu Ihrer Ehre sagen, Herr Pfarrer, daß da wirklich Stellen drin waren, die mir sehr gut g'fallen hab'n. Es is ja wahr, es wird ein bissel

viel von einem verlangt, aber wenn's weniger wär', thäten's die Leut' ja auch nicht, und einen guten Einfluß im allgemeinen kann ma den Sprüchen nicht abstreiten. Das hab' ich an mir selber g'merkt."

Der Pfarrer verzog ironisch seinen Mund über diese Kritik, trank aber doch aus Freude sein ganzes Glas aus. Denn er wußte, daß dieses Zugeständnis des alten Herrn mehr zu bedeuten hatte als hundert Rosenkränze eines seiner übrigen Pfarrkinder.

Der Baron wollte ihm wieder einschenken, fiel jedoch dabei erschöpft zurück und bat den Pfarrer, es selbst zu besorgen, der dem Kranken auch den Gefallen that. Denn er hatte sich jetzt auch äußerlich mehr mit seiner sonderbaren Lage ausgesöhnt, die ihn zwang, als Seelsorger am Sterbebett eines seiner Schutzbefohlenen ein galantes Liebesabenteuer anhören zu müssen.

Der „alte Schwede" nahm aber wieder seine ganze Energie zusammen und fuhr in seiner Erzählung fort:

„So hab' ich mich also allmählich an die Bude gewöhnt, und es war mir sogar eine ganz angenehme Abwechslung, am Morgen in meinem Hotel und am Nachmittag in meiner Privatwohnung. Ich hab' jetz auch nimmer eigens zu sagen brauchen, wann ich komm' und wegen dem Heizen, und die Hausfrau und die Köchin haben auch mehr Vertrauen in mich gekriegt, wie ich öfter gekommen bin und so einen anständigen Lebenswandel g'führt hab'. ‚Wenn ich jetz sogar einmal die Miezi mitbrächt' und sie sie sehen würden,' hab' ich mir g'sagt, ‚so müßten sie mir die Erholung gönnen.' Aber sie war noch immer nicht so weit, und es hat mir auch gar nimmer so pressiert. Besonders seit mir die Köchin erzählt hat, daß ich der erste Mieter wär', und daß das Zimmer bis dahin der alten Großmutter gehört hätt', solang sie am Leben war. No, das war grad kein neuer Reiz für die Wohnung, aber wenigstens hab' ich jetz die Möbel und das grüne Papier über der Lamp' besser verstanden.

„So hab' ich mich also, wie g'sagt, recht behaglich g'fühlt in dem Zimmer, und auch die Nummer über der Wohnungsthür hat mich nimmer geniert. Nur vor der Nische hab' ich seit dem Traum eine gewisse Scheu g'habt. Denn jeden Abend, wenn ich vorbeigegangen bin, hab' ich irgend eine andre Erscheinung drin g'sehn, bald ein nackiges Frauenzimmer oder den Teufel oder sonst irgend ein Gespenst. Und da haben alle Viechereien, die ich g'macht hab', nix g'holfen. Wenn ich mich sogar hineing'stellt hab', war ich in meiner Einbildung selber der Teufel oder ein nackiges Frauenzimmer, was ungefähr auf das gleiche herauskommt. Das is schon einmal in meiner Phantasie g'legen.

„No, so werd'n ungefähr zehn Tag' vergangen sein, seit die Miezi krank g'worden is, da krieg' ich auf einmal einen Brief, daß sie am andern Tag kommt, da und dahin, wie's früher schon ausg'macht war. Ein G'schmier und eine Freud' acht Seiten lang und jedes Wort unterstrichen.

„Sie können sich denken, wie mir da die Augen herausg'hängt sin nach so langer Zeit trotz aller Grundsätz' und der Großmutter und dem Neuen Testament, vielleicht grad deswegen. Denn das is das allerschlimmste, wenn ma einmal

solid sein will und es nicht g'wöhnt is. Drum war jetz der Teufel erst recht los, und wie ich g'wußt hab', daß sie sicher kommt, war mir auf einmal jede Viertelstund' zu lang zum Warten. Die ganze Nacht hab' ich ausgerechnet, wie viel Zeit vergehen darf, während ich die Thür offen lass' und sie aus der Nische nachkommt, und obgleich ich g'wußt hab', daß sie immer um eine Stund' zu spät dran is, bin ich am nächsten Tag noch um eine Stund' früher als aus-g'macht war in der Mariahilfergaß g'wesen. Den Eingang wollt' sie nämlich benutzen, und ich wär', ohne sie zu grüßen, dann schnell den Weg vorangegangen, während sie nachgekommen wär' bis zum Absatz bei der Nische.

„Aber wie ich so eine halbe Stund' herumstampf' auf dem Pflaster und schon jedes Gummiband im Ladenfenster auswendig g'wußt hab', da krieg' ich auf einmal Angst, ob sie auch sicher oben Feuer g'macht hab'n, damit sich die Miezi in dem Zustand nicht gleich wieder erkältet. Ich lauf' also noch einmal durch den Hof den ersten Treppenabsatz hinauf und — Donnerwetter! fahr' ich zurück — was is da? In der Nische in dem Halbdunkel mit einem jammervollen Blick hängt — ein leibhaftiger gekreuzigter Heiland.

„Sie können sich denken, wie ich erschrocken bin." (Aber auch der Geistliche, der seit der Dazwischenkunft des Weibes in seinen Erwartungen aufs traurigste getäuscht war, bekam bei dieser überraschenden Wendung einen solchen Schreck, daß er sein Weinglas, das er schon am Mund hatte, wieder niedersetzte und sein Gegenüber mit leuchtenden Augen anstarrte.) „Ich hab' nämlich," fuhr der Baron fort, „im ersten Augenblick drauf g'schworen, daß es keine Einbildung von mir sein kann, so bleich und lebendig hat mich die Figur an-g'schaut, und es war auch keine Einbildung, das is das Wunderbare, sondern es war eine künstlerisch schöne, aus Holz g'schnitzte Figur, die sie grad an dem Tag hingehängt hab'n müssen. Wie das gekommen is, ob sie die Figur nur repariert hab'n oder neu ang'schafft, hab' ich nie erfahren. Das is auch gleich. Die Hauptsach' is, daß mir die plötzliche unerwartete Erscheinung, die wie aus einer andern Welt herüber mich ang'schaut hat und grad an der Stell', wo ich immer den Teufel g'sehen hab' und die Miezi hätt' erwarten sollen, daß mir die Jammergestalt in dem Augenblick einen solchen Eindruck g'macht hat, daß ich um kein Weib in der Welt an dem g'schnitzten Bild vorüber wär'. So bin ich also an derselben Stell' stehn geblieben, gewiß eine halbe Stund', und hab' immer das schöne, leidende G'sicht ang'schaut, und dabei sin mir die Sprüch' alle eing'fallen, die ich erst gelesen hab', besonders mit den vielen Seligen, den Armen und den Sanftmütigen, Sie wissen schon, was ich mein', und nachher hab' ich meinen Hut heruntergezogen und gegrüßt, aber mit keinem solchen Hokuspokus wie die alten Weiber, sondern wie ma einen Ehrenmann grüßt. Und dann bin ich wieder zurück in die Mariahilferstraß'.

„Zum Glück bin ich grad noch recht gekommen. Denn die Miezi war diesmal ausnahmsweis pünktlich. Wie sie mich aber nicht grüßen hat wollen, bin ich gradenwegs auf sie zu und hab' g'sagt: ‚Geh nur wieder, Miezi, heut' is nix.‘

„‚Was?‘ ruft sie ganz verstört. ‚Warum denn nicht?‘

„‚Auf der Trepp' giebt einer Obacht,‘ sag' ich, „da kann ma nicht vorbei.‘

„Jetzt hätten S' den Schmerz von der Miezi sehen sollen. Ganz erbarmt hat sie mich. Aber was hätt' ich machen sollen? Ich war ja selber traurig, daß nix draus g'worden is. No und so hab'n wir uns halt beide getröstet und sin eine Zeitlang spazieren gegangen und dann in eine Konditorei. Aber rechte Stimmung is doch keine aufgekommen. Denn zu dem braucht ma kein ‚Verhältnis‘, da unterhält sich ein jed's besser allein. Und dazu is gekommen, daß ich auch noch recht unsicher war in meiner Zurückhaltung und immer Angst g'habt hab', ich könnt' der Miezi alles erzählen, und dann könnt' sie mich am End' doch noch herumkriegen, wenigstens im Hotel oder wo anders. Denn an dem Tag hab' ich nix mehr wollen, nirgends, da war mir schon die Stimmung vergangen.

„So hab' ich mich halt durchg'frettet die paar Stunden und dann für den übernächsten Tag wieder was ausg'macht. Denn bis dahin, hab' ich geglaubt, is mein unnatürlicher Zustand wieder vorüber, oder ich find' irgend einen andern Ausweg.

„Wie das Frauenzimmer aber wieder fort war, is mir das ganze sonderbare Erlebnis erst recht zum Bewußtsein gekommen, und ich hab' mir gedacht, ob bei dem rothaarigen Weib nicht wirklich der Teufel mit im Spiel sein könnt'. Denn das Haar hat manchmal auch so sonderbar geknistert und geleuchtet, wenn ma drüber g'fahren is, und am Körper hat sie so ein paar komische schwarze Flecken g'habt. No, wissen S', wirklich an den Teufel geglaubt hab' ich auch damals nicht, aber wenn ma solche Vorstellungen oder Bilder auch nur in der Phantasie hat, so is das nicht angenehm."

„Wir wissen alle nicht, wie der Teufel wirklich aussieht," sagte der Pfarrer, „aber daß es einen giebt, haben Sie doch daran gesehen, daß Sie ihm damals selbst ausgewichen sind."

„No, das is Ansichtssache," entgegnete der Baron. „Uebrigens bin ich nicht vor dem Teufel, sondern vor dem Christusbild ausg'wichen. Und das hat mich nachträglich noch g'freut, während die Freud' bei der Miezi jedesmal ganz kurz war und ich mich nachher immer geärgert hab'. Drum hab' ich mir vorg'nommen, 's einmal so zu probieren und mich vorderhand gar nimmer näher mit ihr einzulassen. Aber das war sehr schwer. Schon das nächste Mal hab' ich nimmer g'wußt, was ich sagen soll wegen der Wohnung. Denn die übertriebne Angst von mir neulich war ihr schon verdächtig, wo *sie* nicht einmal so ängstlich war.

„Wie ich drum wieder mit einer andern Ausred' gekommen bin, hat sie mich nur über ihren Busen herunter ang'schaut und g'sagt: ‚So so!‘ Und nachher hat sie den Kopf in die Höh' g'worfen und weg g'schaut. Wahrscheinlich hat sie geglaubt, ich hätt' während ihrer Krankheit, um den Mietzins hereinzubringen, eine andre bei mir einquartiert. Um ihr den Verdacht zu nehmen, hab' ich g'lacht und selbst g'sagt, daß sie fein das nicht glauben soll; da könnt' ich ihr

mein Ehrenwort geben. Aber jetz is sie erst recht neugierig g'worden und hat mich so lang gedrängt, bis ich ihr g'sagt hab', ja, es wär' noch ein andrer Grund, aber den könnt' ich ihr nicht sagen. Weiß Gott, was sie sich jetz eingebildet hat. Ich weiß nur, daß sie von da an auf einmal in einen ironischen Ton verfallen is und mich ‚ihren kleinen Hampelmann' g'nannt hat und so dummes Zeug, wie ma mit kleine Kinder spricht. Und dabei is sie ganz nah mit ihrem Kopf an mein G'sicht gekommen und hat die Oberlipp' so in die Höh' gezogen und recht läppisch gethan. Und wie sie g'merkt hat, daß mich das ärgert, da hat sie recht g'lacht und mich getätschelt und mir g'sagt, wie gut ich ihr g'fall'. Darüber bin ich natürlich immer ärgerlicher g'worden; denn sie war gar nicht viel größer als ich, nur voller und pompöser. Und so sin wir schließlich auseinander, ohne was auszumachen.

„Natürlich bin ich die nächste Zeit auch nimmer in mein Zimmer gegangen. Den dramatischen Eindruck vom letztenmal wollt' ich nicht verwischen, und seit ich g'wußt hab', daß es mit der Miezi aus is, hat das Zimmer eigentlich seinen Zweck verloren g'habt. Ich bin drum nur nach einer Woche ungefähr noch einmal hin, um meine Sachen abzuholen, weil der Monat ohnehin fast um war bis auf fünf oder sechs Tag', und die hab' ich meine Hausleut' gern g'schenkt, damit sie wieder über das Logis verfügen könnten.

„No, so weit war alles schön und gut. Ich hab' bis dahin das anständige Leben weiterg'führt und mich sehr wohl dabei g'fühlt. Drum hab' ich auch das Geld, was mich das Zimmer und alles drum und dran gekostet hat, verschmerzt und sogar mit einer gewissen Wehmut die ganze doppelte Haushaltung wieder zusammengepackt. Dann hab' ich die Köchin g'fragt, ob sie nix mehr für mich ausg'legt hätt', und wie sie den Kopf g'schüttelt hat, hab' ich ihr noch ein Trinkgeld und den Kalender gegeben und nach der gnädigen Frau g'fragt. „Ihn" hab' ich gar nie zu sehen gekriegt. Aber ‚sie' war an dem Tag auch fort. Drum hab' ich mich ihr noch in absentia empfehlen lassen und ihr bestens gedankt, obgleich sie nix gethan hat, als den Mietzins eing'steckt und mir ein paarmal in den Weg g'laufen is.

„No, das war gleich. In der Stimmung, in der ich war, hab' ich lieber was zu viel gethan. Denn die Zeit war doch ein Wendepunkt in meinem Leben. Drum hab' ich voll Rührung noch einmal alles ang'schaut, die Staubüberzüg' und die Oellamp', das unbenutzte Bett und das Heiligenbild, die Näherinnen gegenüber und den großen Hof, wo die Bäum' schon ausg'schlagen haben und grad eine Drehorgel g'spielt hat, daß einem vor Sehnsucht das Herz aufgegangen is. Und nachher hab' ich mein braunes Handkofferl g'nommen und bin zum erstenmal laut und fest und mit einem guten Gewissen langsam zur Thür hinausgegangen."

„Bravo!" rief da der geistliche Herr, als ob dieser Abgang die größte christliche That gewesen wäre, die ihm im Leben vorgekommen, und er schlug dabei mit der Hand auf den Schenkel, während sein gutmütiges Gesicht vor Freude ganz auseinander ging. „Darauf muß ich wirklich trinken. Da würde der liebe

Gott selbst mittrinken.“ Und damit schenkte er sein Glas voll bis zum Rand und schlürfte das flüssige Gold mit solchem Wohlbehagen, als hätte er damit dem Teufel eine arme Seele abtrinken können.

Aber der Baron sagte: „Warten S' nur! Ich bin noch nicht fertig. Die Nummer dreizehn über der Thür und der Christus sin noch da. No, die Nummer hab' ich noch einmal lachend ang'schaut und g'sagt: ‚So thut ma den Zahlen wie den Menschen im Leben unrecht!‘ Am Christusbild unten aber hab' ich mein Kofferl hing'stellt mit der Miezi ihrem Waschsach und hab' noch eine Ansprach' g'halten, während zum erstenmal die Sonn' hereing'schienen hat in die dunkle Nische und sie ganz erleuchtet hat. Und dann hab' ich noch einmal tief gegrüßt und bin zum Haus hinausgegangen.

„So,“ fügte der Baron dann schnell hinzu, ehe der Geistliche noch etwas sagen konnte. „Jetzt trinken S' noch einmal, Herr Pfarrer, weil 's Ihnen jetz so schmeckt. So eine gute Gelegenheit kriegen S' nimmer.“

Und um diese seinem Gast zu geben und sich selbst zu kräftigen, machte er eine längere Pause und nickte dabei ein, während der Pfarrer wieder nachdenklich der Aufforderung seines Gastgebers nachkam.

Nach einer kleinen Viertelstunde schnellte der alte Herr wieder in die Höhe und sagte:

„Ich bin ein schöner Wirt. Was? Aber lang kann ich nicht geschlafen haben, das seh' ich an Ihrem Glas.“

Der Pfarrer wollte jetzt in ihn dringen, sich doch länger Ruhe zu gönnen nach dem anstrengenden Sprechen, er käme dann in einigen Stunden oder am nächsten Morgen wieder. Aber der Baron sagte:

„Nein, nein, mein lieber Freund. Das glaub' ich, daß Sie jetz fort möchten. Aber jetz hören S' nur auch noch den zweiten Teil mit an! Es dauert so nimmer lang.“ Und dann fuhr er fort:

„An dem Tag hab' ich eigentlich in ein Museum gehen wollen. Aber weil das Wetter so schön war und mir's in meiner Stimmung zu eng in der Stadt g'worden is, so hab' ich schnell das Kofferl mit dem Komfortabel ins Hotel g'schafft und bin dann mit der Bahn vor die Stadt hinaus g'fahren. No und je weiter ich hinausgekommen bin, desto weiter und leichter und freier is mir's ums Herz g'worden. Und bald hab' ich das Paradies für einen Vorort von Wien g'halten und alle Menschen für Engel, sogar die Miezi, und das bloße Spazierengehn is mir schon wie ein Gottesdienst vorgekommen, und alles war ein Frieden, ein Rausch und eine Seligkeit — wie ma halt als Lausbub die Welt anschaut.“

Bei diesen Worten drehte sich der alte Herr zum erstenmal von seinem Gast weg gegen die Wand, um seine Rührung nicht zu zeigen. Dann erzählte er nach einer kleinen Pause weiter:

„No, in dem Dusel bin ich erst spät in der Nacht heimgekommen und war noch im besten Schlaf, wie ich an der äußern Thür klopfen hör'. Ich hab' nämlich in einem kleinen Nebenzimmer g'schlafen, das zum Hauptzimmer dazu

g'hört hat. Drum hat das Klopfen nur so von fern in meinen Schlaf hereingeklungen wie die Wirklichkeit, die sich noch nicht recht traut. Wie's aber immer stärker g'worden is, bin ich ärgerlich aufg'sprungen und hab' mich in meine Deck' eing'wickelt, um hinauszuschauen. Denn ich hab' g'meint, es hätt' wer vom Hotel angeklopft, und wollt' schon aufbegehren. Wie ich aber die Thür aufmach' steht zu meiner Ueberraschung ein wildfremder Mensch draußen und fragt:

„‚Sind Sie der Herr Baron Randegg?'

„‚Jawohl,' sag' ich, während ich die Thür wieder zumach'. ‚Was wollen Sie denn? Sie sehen ...'

„‚Mein Name ist Doktor Ludwig Stark, Hof- und Gerichtsadvokat. Sie haben ein Zimmer bei mir gemietet ...'

„‚Ah! — Sonderbar!' denk' ich mir. ‚Was kann der von mir wollen um acht Uhr in der Früh? Da hätt' er's doch bequemer g'habt, mir zu schreiben, statt die vier Treppen heraufzusteigen.'

„Und dabei ruf' ich hinaus: ‚Gewiß. Aber leider kann ich Sie jetz nicht annehmen.'

„‚Ich warte so lang!' ruft er durch die Thür.

„‚Ach was! Das geht ja nicht,' sag' ich, schon ärgerlich über die Belagerung. ‚Können Sie mir denn nicht schnell mitteilen, worum sich's handelt.'

„‚Sie werden sich erinnern,' fangt er jetz mit einem unangenehmen Gerichtston an, ‚daß auf dem Zettel, den Sie unterschrieben haben, eine halbmonatliche Kündigung vereinbart ist.'

„‚Allerdings,' sag' ich ruhig, ‚aber ...'

„‚Sie haben aber nicht gekündigt,' fallt er mir ins Wort, ‚sondern haben in unsrer Abwesenheit mit Ihren Effekten heimlich die Wohnung verlassen.'

„‚Was?'" schrei' ich und reiß' die Thür auf, daß mir der Wind gleich die Bettdeck' von den Beinen wegreißt.

„‚Bedecken Sie sich, Sie erkälten sich', sagt er, während er sich mit eingezognen Schultern zur Thür hereinschiebt.

„‚Ich danke,' sag' ich, ‚Sie sind ja sehr rücksichtsvoll', und drapier' mich wieder mit meiner Bettdeck'.

„Wie er aber inzwischen festen Fuß bei mir g'faßt hat, fährt er wieder im alten Ton fort: ‚Sie haben mir also zunächst den Mietzins für den kommenden Monat zu zahlen, und dann erst können Sie mir kündigen.'

„‚Aber zum Donnerwetter,' fahr' ich erregt dazwischen, ‚ich hab' doch ausdrücklich zu Ihrer Frau g'sagt, daß ich das Zimmer nur für einen Monat nehm', daß ich mich nicht länger binden kann, weil ich fortreis', daß ich ihr aber das Recht einräum', das Zimmer jederzeit an einen andern zu vermieten ...'

„‚Das ist mir gleich, was Sie mit meiner Frau ausgemacht haben,' sagt er, ohne mich anzusehn und fährt mit der Hand nervös durch seinen schmutziggelben Vollbart, ‚auf dem Zettel steht halbmonatliche Kündigung, und den haben Sie unterschrieben.'

„‚Ja,' sag' ich aufs äußerste indigniert, ‚aber vorher hab' ich Ihrer Frau

g'sagt, daß ich doch was andres mit ihr ausgemacht hätt' als auf dem Zettel stünd', und da hat Ihre Frau g'sagt, das thät nichts machen, sie wüßt' ja unsre Abmachung, aber ihr Mann hätt' ihr eigens den Zettel gegeben, und er sei jetz nicht da. Und weil ich g'sehen hab', beton' ich sehr scharf, daß ich's mit einer „Dame“ zu thun hab'.‘

„‚Das geht mich nichts an,‘ fährt er dazwischen, ‚meine Frau kann sagen, was sie will. Ich kann nicht für jede Dummheit, die sie macht, verantwortlich sein.‘

„Aber in dem Fall müssen Sie für Ihre Frau eintreten, wenn sie in Ihrem Namen und an Ihrer Stelle Verpflichtungen eingeht. Sonst müssen Sie Ihre Wohnung selbst vermieten.“

„‚Drum hab' ich eben den Zettel geschrieben,‘ sagt er wieder, ‚denn ich kenn' meine Frau, die macht mir immer solche Geschichten.‘

„‚Also richtet sich Ihr Benehmen mehr gegen Ihre Frau als gegen mich,‘ sag' ich und schau' ihn voll Verachtung von oben bis unten an. Und dabei fällt mir die Deck' wieder herunter.

„‚Legen Sie sich nieder!‘ sagt der Ehrenmann drauf, ‚ich setz' mich so lang an Ihr Bett.‘

„‚Ich danke,‘ sag' ich. ‚Ich bin jetz so mit Ihnen fertig.‘

„‚Das werden wir ja sehen,‘ sagt er mit verbissener Hartnäckigkeit. ‚Sie sind mir dreiundzwanzig Gulden schuldig. Aber ich will mich mit zehn begnügen. Wenn Sie nicht wollen, gehn wir zum Richter.‘

„‚Das is doch unerhört,‘ ruf' ich, ‚eine solche Pression!‘ Und meine Wut über den Ueberfall am frühen Morgen war so groß, daß ich jetz unmöglich mein Portemonnaie hätt' aufmachen können und ihm das Geld geben. Ich nehm' mich aber trotzdem zusammen, so gut's geht und sag': ‚Ich bin Ihnen nichts schuldig zum letztenmal. Führen Sie mich zu Ihrer Frau. Ich will es Ihnen vor ihr beweisen, daß ich das alles mit ihr ausgemacht hab'.‘

„‚Aber lieber Herr,‘ sagt er jetz auf einmal mit der künstlichen Wiener Gemütlichkeit. ‚Das is ja ganz alles eins. Das glaub' ich Ihnen ja eh . . .‘ Und bei dem letzten Wort knickt er mit die Knie ein und fuchtelt mit die Arm', daß der ganze Kerl wie ein degenerierter Gorilla ausg'schaut hat.

„Ich aber trau' kaum meine Ohren, wie ich das hör'. Denn ich hab' immer noch ang'nommen, daß der Kerl mich für einen Schwindler g'halten hat. Drum ruf' ich aufs äußerste überrascht: ‚Wie? Sie geben also zu, daß ich moralisch im Recht bin?‘

„‚Aber das hab' ich Ihnen ja schon g'sagt und gieb 's Ihnen schriftlich, wenn Sie wollen, aber das nutzt Ihnen nix, wenn Sie den Schein unterschrieben haben.‘

„‚Was?‘ ruf' ich aus, ‚das nutzt mir nix?‘ Und mein ganzes Weltgebäude von Menschenliebe und Gerechtigkeit wird auf einmal zusammengeblasen wie wenn's aus lauter Guldenzettel g'wesen wär'. ‚Wenn ich im Recht bin, und Ihre Frau bestätigt mir's, und Sie geben mir's schriftlich, das nutzt mir nix?

Deswegen werd' ich doch verurteilt, weil alles nur auf den Buchstaben ankommt? Das nennt man also Juristerei, und das is Ihr Beruf? Pfui Teufel! Da will ich doch sehn, ob wirklich Treu' und Glauben und Ehre und Recht gar nix mehr gelten in der Welt.'

„,Das werden Sie ja sehen,' sagt er ganz ruhig und schaut mich mit seinen scheuen stechenden Augen über die Brille weg an: ,Wollen Sie also bezahlen? sonst geh' ich aufs Gericht.'

„,Nein!' schrei' ich voll Empörung und reiß' die Thür auf: ,Gehen Sie, Sie Ehrenmann!'

„Und dann hab' ich nur noch seinen magern schäbigen Hinterkopf g'sehn und g'hört, daß er mir was nachg'rufen hat."

Hier wandte sich der Baron seinem nachdenklichen Zuhörer noch mehr zu und sagte mit bitterem Lächeln: „Das war ein Unterschied, Herr Pfarrer, der vorige Tag und der da!"

Und dann legte er sich ganz zurück und erzählte im Liegen weiter: „Zuerst hab' ich mich am Kopf g'faßt und g'fragt, ob denn alles wahr is, was ich da g'sehn und g'hört hab', und dann is mir die letzte Drohung eing'fallen, und da hab' ich mir gedacht: ,Das is ja Unsinn, der will dich nur schrecken. Der geht jetz nach Haus und fragt seine Frau noch einmal, und die wird ihm schon erklären, was das bedeutet, was er grad von mir zu hören bekommen hat.' Und dann bin ich wieder ins Bett und hab' mir die Scene ausg'malt, die 's jetz in der Mariahilferstraß' geben wird: Ohrfeigen und Weinen und Fluchen und Thürenzuschlagen. Denn wenn der Kerl sagt, daß sie ihm bei Gericht doch immer Recht geben, warum sollt' er sich da genieren?

„So hab' ich mich den ganzen Vormittag herumgewälzt im Bett und nicht g'wußt, was ich machen soll. No — und schließlich hab' ich mir g'sagt: ,Es pressiert ja nicht so. Selbst wenn er's zum Aeußersten kommen läßt, vor morgen is ja nicht dran zu denken, daß er was thut. Zuerst muß er seine Frau prügeln, dann muß er sich alles überlegen und dann erst die Klag' aufsetzen. Bis dahin find' ich schon einen Ausweg.' Denn ich hab' mir fest vorg'nommen, daß ich um keinen Preis einen Prozeß anfang', und wenn ich für ein ganzes Jahr noch den Mietzins zahlen müßt'. Weil ich mich aber selber mit dem Kerl nimmer hab' einlassen können, so hab' ich gedacht, das beste is, ich erzähl' die G'schicht dem Grafen Alwig, mit dem ich zu Mittag gegessen hab', der kennt sich in Wien aus und kann mir auch einen Advokaten sagen. Bis ich ihn aber endlich allein hab' sprechen können, is es zu spät g'wesen, um zum Advokaten zu gehn, und wir hab'n bis zum andern Tag warten müssen.

„No, es wär' doch gleich g'wesen. Denn am andern Morgen, wie ich grad einen Brief schreib' und an was ganz anders denk', klopft's und herein tritt ein Mordskerl mit einem Schnurrbart wie ein Wachtmeister und Stiefeln wie ein Landbriefträger und zieht aus seinem ruppigen Lodenmantel — eine Vorladung vor Gericht, die ich unterschreiben soll.

„,So, jetz is um dich g'schehn,' denk' ich mir. ,Jetz wissen sie's schon im

Hotel. Jetz kannst nach Amerika auswandern.' Ich hab' mich aber doch noch so beherrscht, daß ich ruhig sitzen geblieben bin und dem Gerichtsvollzieher seinen Fetzen aus der Hand g'nommen hab', als ob ich jeden Tag so einen zum Frühstück bekäm'. Und wie er dann sehr freundlich war, hab' ich mir auch noch überlegt, ob ich dem Kerl ein Trinkgeld geben soll, weil doch jeder eins kriegt, der uns was abnimmt, Geld oder die Ehr', das is einerlei. Aber zum Glück hab' ich nicht gleich eins g'funden, sonst hätten s' mich noch wegen Bestechung eing'sperrt.

„Ah, das war eine Stund'! Das werd' ich nie vergessen, wie ich dann die Trepp' hinuntergegangen bin, pfeifend und mit dem Stock schlenkernd, damit sie mir nix anmerken sollen! Und dann hab' ich einen Fiaker g'nommen — denn aufs Geld is mir's jetz nimmer angekommen — und bin zu meinem Freund g'fahren. Der war aber nicht da, und die Adreß vom Advokaten hab' ich auch nicht g'wußt, und so is es halb sechs Uhr g'worden, bis wir zusammen zum Doktor Pfanner gekommen sin. No, dem hab' ich alles erzählt, und wie ich fertig war, sagt er: ‚Die Sache steht für Sie nicht so schlecht, weil Sie gleich beim Unterschreiben den Einwand gemacht haben. Da ist das beste, Sie gehen selbst mit mir aufs Gericht.'

„‚Was?' ruf' ich erschrocken, ‚aufs Gericht? Drum bin ich ja zu Ihnen gekommen, damit ich nicht aufs Gericht muß. Das wär' mir ja schrecklich. Kann ich mich denn nicht vergleichen?'

„‚O ja,' sagt der Advokat, ‚aber der Termin is schon am Montag um zehn Uhr und morgen is Sonntag. Am schnellsten und einfachsten is alles erledigt, wenn Sie mit mir hingehen. Dann sind wir in einer halben Stunde fertig.'

„‚Ah,' denk' ich, ‚wenn ich das geahnt hätt'! Aber jetz is mir alles gleich. Nur fertig damit. Vor Gericht wissen sie's so, da is es gleich besser, ich geh' selber hin und erklär' alles.'

„No, von da bis zum Montag früh hab' ich natürlich kein Aug' zugethan. Denn ich war damals ein schüchterner Jüngling und hab' so was nie erlebt g'habt. Trotzdem hab' ich nie dran gezweifelt, daß mir der, der mich in das ganze Schlamassel hineing'ritten hat, auch wieder glänzend heraushilft. Und das war doch recht und selbstverständlich, Herr Pfarrer, daß ich das feste Vertrauen in Christus gehabt hab'?"

„Freilich, freilich," antwortete der geistliche Herr. Denn die Frage war so gestellt, daß er gar nicht anders konnte.

Der Baron aber fuhr fort: „No, so sin wir halt um zehn Uhr aufs Bezirksgericht gegangen, und mein Gegner, der schon wie ein nervöses Raubtier mit eingezognen Schultern im Korridor auf und ab gegangen is, hat schön über seine Brill' hinausg'spitzt, wie er g'sehn hat, daß ich mit dem ersten Advokaten von Wien daherkomm'. Aber der Richter hat ebenfalls g'schaut, wie er mich g'sehn hat und gelächelt. Vielleicht hat er geglaubt, ich hätt' den schwarzen Gehrock und den hochfeinen Cylinder, den ich mir eigens zum Prozeß ang'schafft

hab', auch nicht bezahlt. Vielleicht hat's ihn aber auch g'freut, daß er wieder einmal einen Baron als Gast vor sich g'sehn hat. Jedenfalls hat er sich so was gedacht. Denn wie mein Advokat nachher die ganze Sach' sehr klar und eindringlich vorgetragen hat, da hat er wieder g'schmunzelt, aber diesmal zu meinen Gunsten, und g'sagt: ‚Ah, das is freilich was anders! Das hat schon wie ein Fluchtversuch ausgesehn.‘ Denn in der Anklageschrift (setzte der Baron erklärend hinzu) is g'standen, ‚daß mit Rücksicht darauf, daß der Beklagte schleunigst von Wien abreisen dürfte, die sofortige Zustellung der Klage an ihn geboten erscheine.‘

„Nach dieser günstigen Einleitung für mich is der Kläger dran gekommen und hat g'sagt, daß er sich anfangs gefreut hätt', einen so feinen Aftermieter zu bekommen, wie ich aber nachher fast nie in die Wohnung gekommen sei, da wär' ihm die Sache sehr verdächtig vorgekommen. Aber er wolle hier nicht untersuchen, zu welchem Zweck ich das Zimmer gemietet hätte ...

„‚Das gehört nicht hierher!‘ ruft da der Richter sehr streng, und ich fahr' auf: ‚Beweisen Sie mir, daß ich einmal etwas Unrechtes in dem Zimmer gethan hab'! Ich hab' nur das Neue Testament gelesen.‘

„‚So,‘ sagt er, ‚warum haben Sie dann dabei in verschiedenen Stimmen gesprochen und den Lockenwickel gebraucht?‘

„Darauf will ich mich rechtfertigen und aufbegehren, daß der Kerl auch noch mein Kofferl untersucht hat, aber der Richter ruft noch einmal voll Zorn und Ungeduld: ‚Das ist ja gleich, das geht uns hier nichts an,‘ und mein Advokat schreit noch mehr, und so hab'n sie mir das einzige Mal, wo ich mich glänzend hätt' verteidigen können, das Wort abg'schnitten.

„Aber die Einzelheiten da führen zu weit,“ sagte der Baron mit ermüdetem Gesichtsausdruck, „alles kann ich mich auch nimmer so genau erinnern. Ich weiß nur, daß der Richter sich immer mehr über den Kerl geärgert hat, und daß er schon drauf und dran war, die Klag' abzuweisen. Aber da hat mir mein Gedächtnis leider in dem wichtigen Moment einen Streich g'spielt. Denn ich hab' geglaubt, ich hätt' den Mietvertrag erst unterschrieben, wie ich das zweite Mal gekommen bin, während sich's beim zweiten Mal nur um eine Quittung gehandelt hat, und da hat mein Advokat alles drauf hinausg'spielt, daß ich am ersten Tag den Vertrag für den einen Monat mündlich fest abgeschlossen und sogar noch eine Anzahlung gemacht hätt' und daß die spätere Unterschrift des Zettels mit der Kündigung nur noch eine nebensächliche Formalität gegenüber dem Hauptvertrag am ersten Tag gewesen wär'. Das is natürlich für den moralischen Thatbestand gar nicht in Betracht gekommen, aber weil mein Advokat sich auf den Punkt g'stützt hat, so hat mein Gegner die Blöße benutzt und g'sagt, wenn man ihm nicht glaubt, dann holt er seine Frau, die wär' vor der Thür und könnt' es ihm bezeugen. Aber davon hat der Richter absolut nix wissen wollen. Die ganze G'schicht war ihm schon so peinlich, und daß jetz auch noch eine Dame mithereingezogen würde, um die paar Gulden, is ihm ganz gegen den Strich gegangen. Denn er war eigentlich ein feiner Kerl und hat mit seinem

schwarzen Schnurrbärtl und dem schmalen Backenbart wie ein Diplomat aus-g'sehn. Aber der andre hat drauf bestanden, und so hat er ihn schließlich doch noch die Frau holen lassen.

„Natürlich is jetz die Streiterei erst recht losgegangen, wo ein Frauenzimmer dabei war; obgleich sie wie ein eing'schüchtertes Huhn sich an den Katheder hingedrückt und ganz leis in den Richter hineing'redet hat. Aber sie hat mir doch das meiste zug'stehn müssen bis auf ein paar Nebensachen und den Zettel. Und auf den hab'n sie sich jetz beide g'stürzt, als ob ich deshalb für jeden vernünftigen Menschen um ein Haar weniger im Recht g'wesen wär', weil ich den Fetzen Papier nicht am zweiten Tag, sondern beim ersten Mal unterschrieben hab'. So hab'n sie jetz zu zweit die Hauptsach' ganz nebennaus gedrückt, und der Richter hat wieder g'schwankt, bis auf einmal mein Advokat den Mietzettel anschaut und schreit: ‚Ha, — da sieht man's — Herr Richter — ich bitte! Wenn das Datum, das auf dem Zettel steht, das des ersten Tages war, wie der Kläger behauptet, so ist der Kläger ein sehr interessanter Mann. Denn weil er den Zettel im voraus für seine Frau geschrieben hat und in der Anrede schon der Name meines Klienten genannt ist, so hat der Kläger also schon im voraus gewußt, daß der Herr Baron Randegg am 2. März bei ihm ein Zimmer mieten wird. Das ist wirklich interessant.‘ Und dabei wendet sich mein Beistand triumphierend seinem Gegner zu.

„Jetz hätten Sie aber den sehen sollen. ‚Ah, das ist infam! So etwas war noch nicht da! Den Namen hat der Herr selbst geschrieben, und jetzt behauptet er ...‘ Währenddem hab' ich noch gar nicht g'wußt, worum sich's eigentlich handelt, und seh' mir den Zettel an und sag' ganz ruhig: ‚Freilich hab' ich das g'schrieben, ich hab' die Blankostellen beim Unterschreiben ausg'füllt.‘

„‚Und doch behaupten Sie ...‘

„‚Ich behaupte ja nichts ...‘

„‚Aber Sie haben durch Ihren Advokaten versucht ...‘

„‚Ich hab' ja gar nichts davon gewußt.‘

„Aber mein Gegner schreit trotzdem in höchster Entrüstung:

„‚Ah, das ist doch —! Frau, sprich nicht mehr mit dem Menschen!‘

„Sagt der Ehrenmann von mir! Und ich steh' da verlegen und geärgert und unsicher geworden, und mein Advokat war auch betucht, weil er so eine scharfsinnige Dummheit g'macht hat, und alles das benutzt der geriebene Tropf, um uns als Lumpen hinzustellen, unsre Aussagen überhaupt anzuzweifeln, und kriegt dabei rein mit der Schnauz' ein solches Uebergewicht, daß der Richter achselzuckend und bedauernd zu mir sagt: ‚Da sich die Aussagen widersprechen, so kann ich leider nichts machen. Bitte, lesen Sie!‘ Und damit giebt er mir einen alten Schmöker, wo drin steht, daß im Zweifel, wenn bei Mietverträgen schriftliche und mündliche Abmachungen vorliegen, die schriftlichen den Vorzug haben.

„So bin ich also doch noch zum Zahlen verurteilt worden, und meine einzige Genugthuung war nur, daß der Richter zu mir g'sagt hat: ‚Sie haben moralisch

vollständig korrekt und einwandfrei gehandelt. Sie waren in bona fide. Sie konnten als Fremder das Gesetz nicht kennen.' Und auch der Kläger, wie er sein Geld g'habt hat, hat mir dasselbe noch einmal versichert und mich respektvoll gegrüßt, ich hab' ihn aber gar nimmer ang'schaut und bin fortgegangen.

„Das war also der Wahrspruch Gottes, des höchsten Richters, das war sein Eintreten für einen jungen Menschen, der vertrauensselig zu ihm aufg'schaut hat und den er selbst in die peinlichste Lag' seines Lebens gebracht hat! Denn ohne ihn hätt' ich sicher das Zimmer benutzt und wär' noch wochenlang drin geblieben, und dann wär' der ganze Streit nicht entstanden. Aber — lassen S' mich ausreden! — auch das hätt' ich ihm nicht übelg'nommen, wenn er wenigstens um die ganze Sach' sich nicht gekümmert hätt', weil ihm das Objekt zu geringfügig war. Denn auch dann hätt' ich mit dem Advokaten und dem Richter noch g'winnen müssen. Aber daß er, um alle anständigen Menschen in dem Prozeß zu verderben, mit dem Halunken noch unter einer Decke steckt, wie ma an dem ganzen Verlauf des Prozesses g'sehn hat, das hab' ich ihm nie verzeihen können; denn gegen eine solche Macht können selbst die besten Juristen nicht aufkommen."

Hier machte der Pfarrer, der schon lang etwas sagen wollte, wieder einen energischen Versuch zu Wort zu kommen, aber der Baron, der in der Aufregung über das alte Erlebnis immer frischer und feuriger geworden war, schnitt ihm sehr entschieden das Wort ab:

„Warten S' nur! Ich bin noch nicht fertig. Sogar das war noch nicht das Schlimmste. Denn wie ich wieder in die frische Luft und in die Sonn' gekommen bin, war ich so froh, daß die ganze Angst und Quälerei aus war, daß ich bei Tisch meinen ganzen Aerger mit Humor und Appetit hinunterg'fressen hab'. Erst gegen Abend, wie die Abspannung nach der langen Aufregung herausgekommen is, da bin ich melancholisch und weich g'worden, und wie ich dann im Dunkel das zerriss'ne G'sicht mit den scheuen gelben Augen und dem schäbigen Hinterkopf vor mir g'sehn hab', da hab' ich auch noch Mitleid mit dem Schubiak gekriegt und hätt' ihm am liebsten noch hundert Gulden dreingegeben. ‚Denn wenn ein gebildeter Mensch mit solchen Mitteln um seine Existenz kämpft,' hab' ich mir g'sagt, ‚dann is er zu bedauern, mag er sein, wer er will.'

„Aber am nächsten Morgen, wie ich die Zeitung in die Hand nehm', da war's vorbei mit Humor und Mitleid!

„Steht da in den Gerichtsanzeigen, wie ich zufällig hinschau', mein Name und dabei die ganze Anklag' und Verurteilung, und grad die Einzelheiten nicht, die alles ins richtige Licht g'stellt hätten.

„Ah bin ich da aufg'hupft, wie ich das g'lesen hab'! ‚Das is ja haarsträubend, das is ja entsetzlich!' ruf' ich. ‚Was fang' ich denn da an? Und das lesen meine Verwandten, die gar nicht g'wußt hab'n, daß ich hier bin, und alle Leut', die mich kennen und ganz Wien!' —

„Wie recht ich g'habt hab', und was für Brief' ich gekriegt hab', damit will ich Sie gar nicht aufhalten. Nur einen möcht' ich Ihnen sagen, den ich

am andern Tag von der Miezi bekommen hab' und wo ein paar eing'wickelte Sachen drin g'legen sin. Warten S' nur. Wie hat er denn g'heißen? Ja:

„‚Mein lieber kleiner Hamplmann!

„‚Zu meiner großen Ueberraschung habe ich heute Dein Geheimnis, warum Du mich nicht mehr in die Wohnung hast lassen wollen, in der Zeitung gelesen. Jetzt habe ich freilich Dein Zartgefühl begriffen, warum Du mir's allein nicht hast sagen wollen, weil ich Dich in die fürchterlichen Ausgaben gestürzt habe, die Dich beinahe mit dem Strafgesetz in Konflikt gebracht hätten. Aber das schrecklichste dabei ist mir, daß ich auch noch Andenken von Dir habe, die noch viel mehr wert sind und die ich Dir hiermit zurückschicke, daß Du wenigstens in der nächsten Zeit damit Dein Zimmer bezahlen kannst.

„‚Ach! Wenn ich das früher gewußt hätte, mein kleiner Gogo! Wie leid Du mir thust! Und das alles Deiner bösen, undankbaren Miezi wegen! Am meisten hat mich jedoch gerührt, daß Du mich in Deinem Prozeß nicht als Zeugin hast vorladen lassen. Denn das wäre mir doch peinlich gewesen. Herzlichsten Dank für Dein Taktgefühl! (Das Wort dreimal unterstrichen und dabei drei Ausrufungszeichen.)

„‚Lebe wohl, mein edler Freund! Denn Du wirst jetzt doch schleunigst von Wien abreisen wollen. Aber wenn ich Dich auch gewiß nicht so bald wiedersehen werde, so hab' ich doch den sicheren Trost, daß Du nach dem Erlebten nie vergessen wirst

Deine „teure“ Miezi.‘

„‚Teure‘ mit Anführungszeichen. Und als Nachschrift is drunterg'standen:

„‚Hätte ich nicht zum Abschluß die ganze Gesellschaft (die vor Gericht hat sie g'meint) noch zum Mittagessen einladen sollen?‘

„So,“ sagte der Baron, „das war der letzte Brief von der Miezi. Können Sie verstehn, daß ich den nach mehr als vierzig Jahren noch auswendig weiß? Können Sie sich denken, was so ein Brief auf einen schüchternen, ritterlichen jungen Mann von zwanzig Jahren für einen Eindruck macht? Zu einer Zeit, wo das Selbstbewußtsein und alle Ehrbegriffe fast krankhaft in uns ausgebildet sin? Können Sie sich denken, daß ich danach auch von meinem Christus nix mehr hab' wissen wollen und in keine Kirch' mehr gegangen bin, weil mich jedes Kruzifix an die miserable G'schicht erinnert hat?“

Der Pfarrer, der trotz des Ernstes seiner Lage doch so viel Humor besaß, um bei dem Brief der Miezi das Gesicht zu verziehen, war wieder sehr ernst geworden und wollte jetzt endlich mit der Verteidigung seines Herrn beginnen. Der Baron machte es ihm aber wieder unmöglich und rief:

„Ich weiß alles, was Sie sagen wollen: Wer Christus nur seines Vorteils wegen liebt und so weiter ... Sie haben recht, obgleich Sie auch nur beten, damit Sie vom Uebel erlöst werden und nicht damit Sie erst recht hineinkommen. Drauf sagen Sie, daß man um Christi willen dulden und Verfolgung erleiden müsse. Ja, das hab' ich g'merkt, da haben Sie wieder recht. ‚Daß ich alles

verdient hätt', weil mein Umgang mit der Miezi eine Sünde war'. Auch wahr. Hab' ich nicht selber gleich g'sagt, daß sie schön war wie die Sünde? Auch das is richtig, daß ich vielleicht noch bessere Erfahrungen g'macht hätt', wenn ich länger g'wartet hätt' — alles zugegeben. Aber — jetzt komm' ich: Wer sagt Ihnen denn, daß mein Christentum das Ihre war? Ihr's is das Christentum der Mühseligen und Sterbenden, die Angst haben müssen, damit sie an Gott glauben und ihn erst lieben, wenn sie geprügelt werden. Aber mein's war das Christentum der Uebermütig-Seligen, der zum Leben Erwachenden, das im Glück kommt wie die Melancholie und die Freude verklärt wie der Humor den Schmerz. Ihr Christentum is Entsagung und Demut, das meine war Sehnsucht und Wehmut, Ihr Christus is von der Jungfrau geboren und am Kreuz gestorben, der meine is am Kreuz geboren und am Witz eines leichtsinnigen Weibes gestorben. Ihrer is der Gott der Wahrheit, meiner war der der Dichtung und der Phantasie. Ihr Christus is der Allerweltsgott, den sich jeder vorstellen kann, wie er mag und der nach dem Tod wieder lebendig wird. Der meine is der Christus von Mariahilf, der ganz bestimmte, der nie mehr aufersteht, wenn er einmal gestorben is."

„Der überhaupt nie gelebt hat," sagte der Pfarrer mit blitzenden Augen, „der nur Wahn und Phantasie war, wie Sie selbst sagen, der das Licht nicht bringen kann, weil er die Nacht nicht kennt, der Sie sterben und verderben läßt, wie er Sie schon einmal ins Unglück gebracht hat."

„So?" sagte der Baron ruhig, „aber der Ihre? Lebt denn der? Hat der je so ein Wunder vollbracht, wie mich von einem schönen Weib zurückzuhalten? Warum bringen Sie ihn mir denn nicht? Wo is er denn? Auch nur in Ihrer Phantasie. Drum können Sie mir ihn ebensowenig verständlich machen wie Ihren Geschmack oder sonst was, das Ihnen ganz persönlich g'hört. Denn das wahrhaft Christliche in uns is das, was die Schulmeisterei der andern und die Furcht und das Jüdische in uns noch überlassen. Drum geben S' Ihnen keine Müh' mehr, mein Lieber! In dem Punkt verstehn wir uns doch nie. Und es is auch christlicher, wenn wir in Frieden und Eintracht noch ein Glas Wein mitsammen trinken, als wenn wir das letzte Mal in Streit auseinandergehn. Denn der größte Triumph und das größte Wunder in meinem Leben nach dem, was ich Ihnen erzählt hab', bleibt doch, daß wir zwei so gut mitsammen ausgekommen sin."

Und nach diesen Worten tranken sie noch einmal und schüttelten sich zum Abschied die Hände, aber keiner brachte mehr ein Wort hervor. Denn auch der Pfarrer war, nachdem er die letzte Hoffnung auf Bekehrung aufgegeben hatte, ganz Christ geworden und weinte sogar, als er das Schloß verließ.

Als er jedoch nach drei Tagen an der Gruft des alten Herrn stand, der seinem nächsten Anfall erlegen war, da wußte er die Pflichten, die ihm seine Stellung auferlegte, mit seiner christlichen Freundes- und Nächstenliebe trefflich zu vereinigen, indem er folgende Ansprache hielt:

„Geliebte in Christo!

„Wir stehen hier an dem Sarge eines Mannes, der uns allen die lange Zeit, die er unter uns weilte, ein lieber und verehrungswürdiger Herr gewesen ist. Denn er war nicht nur den wenigen, die ihm persönlich näher traten, ein treuer Freund, er war auch ein gerechter und wohlthätiger Mensch, der die wahren Schätze sammelte, die kein Rost und keine Motten fressen, getreu den Worten des Evangeliums, das er nur einmal im Auszug gelesen hat. Denn wo die andern in der Finsternis gestrauchelt wären, da hat Gott der Herr dem hochseligen Herrn Baron die Gnade gegeben, auch ohne die Leuchte des Glaubens im Dunkel den richtigen Weg zu finden. Freilich hat er dabei auch des hohen Glückes nicht teilhaftig werden können, das allen Strenggläubigen aus dem regelmäßigen Verkehr mit ihrem Gott und dem Genuß der heiligen Sakramente erwächst, aber es ist um so wunderbarer, daß bei seiner zurückgezogenen Lebensweise, in der er selbst mich oft längere Zeit nicht sah, doch das Licht zu ihm gekommen ist und ihn zu guten Thaten erleuchtet hat. Leider hat ihn eine allen einsamen Menschen eigne Scheu, ihr Inneres preiszugeben, davon abgehalten, sich mir als Beichtvater anzuvertrauen. Doch selbst in den minder wichtigen Fragen, in denen er mich zu Rate zog, hatte ich Gelegenheit, oft plötzlich einen Blick in seine Seele zu thun und dabei mehr Offenheit und Wahrheit zu finden als bei vielen von euch im Augenblick tiefster Zerknirschung und der Anklage vor Gott. Am meisten hat mich jedoch gefreut, daß der hochselige Herr Baron vor wenigen Tagen, als er sein Ende herannahen fühlte, noch selber nach mir geschickt und mir dabei ausdrücklich die Erlaubnis gegeben hat, dies öffentlich bekannt zu machen, denn das hätte ein Feind der katholischen Kirche nie gethan. Es ist ja wahr, die heiligen Sakramente habe ich ihm leider nicht mehr spenden können, aber der Sterbende hat mir in länger als einer Stunde gebeichtet, was über vierzig Jahre lang sein Gewissen bedrückt hatte. Und dabei kam der nun Verewigte selbst darauf zu sprechen, wie er einmal in seiner Jugend voll Andacht und Rührung vor einem Kruzifix gestanden und sich dadurch sogar von einem Pfade der Sünde habe zurückhalten lassen, so daß er infolge davon um Christi willen in die peinlichste Lage seines Lebens kam. Nun frage ich euch, Männer und Frauen, Jungfrauen und Jünglinge, ob einer unter euch ist, der sich durch das Bild des Erlösers jemals auch nur vom geringsten Vergnügen hätte abhalten lassen? Habt ihr doch selbst den gekreuzigten Leib unsers Herrn über euern Betten hängen und lehnt die Leiter an das Kruzifix, wenn ihr zum Fenster eurer Geliebten steigt. Darum nehmt euch ein Beispiel an unserm hochseligen Herrn Baron, der vielleicht schon jetzt mit demselben Christus vereinigt ist, vor dem er damals gestanden hat und mit dem er später infolge eines Mißverständnisses leider so auseinanderkam, daß er ihn nicht einmal mehr gegrüßt hat.

„Aber Gott ist nicht nur der König der Könige, sondern auch der erste Edelmann in seinem Reich, und ich bin fest überzeugt, daß er den hochseligen

Herrn Baron, wenn er ihn wiedersieht, sogar zuerst grüßen wird. Denn wen er einmal zu sich in den Himmel nimmt, den behandelt er auch als seinen Gast.

„Und damit beten wir noch ein stilles Vaterunser für unsern lieben gnädigen Herrn, dessen irdische Hülle wir jetzt zu seinen Vätern legen. Er ruhe in Frieden."

Fürst Hohenlohe als Reichskanzler.

Von einem unabhängigen Politiker.

(Schluß).

Ein greiser Lotse hatte das Ruder des Reichsschiffes ergriffen, aber seine Faust steuerte es mit der nervigen Kraft eines Jünglings, und sein sicherer Blick durchdrang den Nebel und verachtete die Klippen. „Volldampf voraus!" war sein Wahlspruch, nicht im Sinne der wagehalsigen, nimmer wägenden Jugend, aber mit der Zähigkeit und Bedachtsamkeit des vielerfahrenen Alters und der Kraft und dem Zielbewußtsein einer niemals alternden Vaterlandsliebe.

Der am 5. Dezember 1894 im Weißen Saale des Königlichen Schlosses von Seiner Majestät dem Kaiser eröffnete Reichstag sollte unter dem neuen Kanzler zum ersten Male in dem neuen prunkvollen Reichstagsgebäude tagen. Daß seine Leitsterne auch ein neuer Kurs und neue größere Gesichtspunkte sein würden, sollte sich bald erweisen.

Die erste Kanzlerrede, die der Fürst am 12. Dezember 1894 im Parlamente hielt, kann eine eigentliche Programmrede nicht genannt werden. Mit diplomatischer Zurückhaltung wies er er ganz im allgemeinen auf die Ziele hin, die seine Politik zu verfolgen gedenke. „Suum cuique", die alte Hohenzollerndevise, war gewissermaßen der rote Faden, der seine Worte durchzog. Aber mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit betonte er, daß er nicht gesonnen sei, die Fußstapfen seines Vorgängers zu wandeln: „Ich will Ihnen kein Programm entwickeln, das würde nur dann am Platze sein, wenn es sich bei meinem Eintritt in das Amt um einen sogenannten Systemwechsel gehandelt hätte. Das war nicht der Fall und konnte um so weniger der Fall sein, als sämtliche Gesetzentwürfe oder die meisten Gesetzentwürfe, die Ihnen vorgelegt werden, schon zur Zeit meines Vorgängers beraten und teilweise abgeschlossen waren. Damit will ich nicht sagen, daß ich in allen Punkten die Wege meines Vorgängers gehen werde."

Es möge mir gestattet sein, an dieser Stelle mit einigen Worten der Reden Hohenlohes zu gedenken. Man hat ihm, besonders von der linken Seite des Hauses, vielfach den Vorwurf mangelnder Redegabe gemacht, man hat ihm auch

verübeln zu müssen geglaubt, daß er gelegentlich seine Reden abzulesen pflegte. Und in der That, das wilde Feuer eines Bebel, der sarkastisch dozierende Ton Eugen Richters oder der schwülstige Pathos des seligen Dr. Lieber waren dem Fürsten nicht gegeben. Sein Organ war ein wenig klangvolles und die feine Nuancierung seiner Vortragsweise nicht für das Verständnis des großen Publikums zugeschnitten. Wie er sprach, mag darum begreiflicherweise nicht nach jedermanns Geschmack gewesen sein, — was er sprach aber war immer bedeutungsvoll, tiefgehend, von schärfster Logik und einer geradezu klassischen Form. Jede einzelne Rede des Fürsten ist in ihrer Art stilistisch und inhaltlich ein Kabinettstück. Dieser hochgebildete, in jeder Faser seines Seins und Lebens deutsch fühlende Mann beherrschte seine deutsche Muttersprache mit einer souveränen Meisterschaft, die an die besten Zeiten deutscher Sprachpflege erinnerte. Wer seine Reden gehört oder besser noch gelesen hat, wird mir ohne weiteres zugeben, daß wir ihresgleichen auch in der Glanzzeit des deutschen Parlaments kaum wiederfinden. Daß er zuweilen das Konzept zu benutzen pflegte, wird ihm kein Wohlgesinnter verübeln. Die übergroße Last von Arbeit, die der greise Fürst auf seine Schultern genommen hatte, und die körperlichen Beschwerden seines hohen Alters dürfen ihm hie und da wohl die Zeit und Kraft zur Memorierung seiner wundervollen Reden vorenthalten haben. Diesen selbst die vollverdiente Bewunderung zu versagen, wird nur dem Uebelwollenden gelingen.

Es ist wahrhaft staunenswert, mit welcher Schnelligkeit der Fürst sich in sein schwieriges Amt einarbeitete, und wie bald er mit scharfem und unbeeinflußbar klarem Blick das weite Feld der inneren und äußeren Politik übersah. Wenn es ihm anfangs nicht gelang, im Innern die Erfolge zu erzielen, die man von ihm erwartete — ich möchte hier besonders auf das Scheitern der sogenannten Umsturzvorlage hinweisen, so lag das einerseits daran, daß der Fürst das Vermächtnis seines Vorgängers nicht mit voller Ueberzeugung zu eignem geistigen Eigentum zu gestalten vermochte. Andrerseits war der Geist, den die Aera Caprivi über den Reichstag ausgegossen, ebensowenig dazu angethan, dem obersten Regierungsvertreter von vornhinein die Wege in gewünschter Weise zu ebnen, als die Zusammensetzung dieser Körperschaft geeignet war, einer Politik, die in ihrem Bestreben, allen gerechtfertigten Forderungen zu entsprechen, über den Parteien schwebte, förderlich zu sein. Agrarier und Ultramontane, Konservative und Christlich-Soziale, Kathedersozialisten und Sozialdemokraten, mit einem Worte die verschiedensten Opportunitätsparteien, deren jede sich die besten Brocken aus dem großen Kessel herauszufischen bemüht war, unter einen Hut zu bringen, das konnte auch einem Hohenlohe nicht ohne weiteres gelingen. Die Folge aber wird beweisen, daß seiner abwägenden Ausdauer und seinem durch nichts zu trübenden Scharfblick sowie seiner inneren, nie erlahmenden Energie dieses und noch manches andre in nicht viel späterer Zeit dennoch glänzend gelungen ist.

Vorerst erwies sich der Einfluß des Fürsten auf andern Gebieten in der

erfreulichsten Weise. Durch die Ernennung des Freiherrn v. Wilmowski zum Chef der Reichskanzlei hatte er es verstanden, einen Mann von ebenso vornehmem Charakter als eminenter Arbeitskraft und großzügiger Gesinnungsweise zur Mitarbeiterschaft heranzuziehen. Aus der Zusammenarbeit dieser beiden hervorragenden Männer entwickelte sich eine herzliche Freundschaft, die bis zum Heimgang Hohenlohes ungetrübt fortbestanden hat. Weiter sei hier der Besuch erwähnt, den der Kanzler mit seinem Sohne Alexander dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruhe abstattete. Wir gehen in der Annahme wohl nicht fehl, daß durch diesen Besuch der Boden vorbereitet wurde, aus dem der neue Kontakt zwischen Kaiser und Altreichskanzler erwuchs, den das deutsche Volk mit Jubel begrüßte. Wie Kaiser Wilhelm II. mit dem Kronprinzen am 26. März 1895 Bismarck zu seinem 80. Geburtstage persönlich beglückwünschte und ihm mit Worten schmeichelhaftester Anerkennung und aufrichtiger Verehrung den Ehrenpallasch überreichte, wird noch in aller Gedächtnis sein. Nur wenige aber werden heute noch die Hand erblicken, die die Fäden der damals angeknüpften Aussöhnung zwischen Jung- und Altdeutschland zum bindenden Knoten verschlang.

Die Ernennung des Freiherrn Zorn von Bulach zum Unterstaatssekretär des Reichslandes berührte dort wie überall sympathisch. Der Fürst hatte in Straßburg Gelegenheit gehabt, diesen aufrichtig deutsch-national gesinnten reichsländischen Edelmann persönlich kennen, seine Gesinnung und seine Fähigkeiten schätzen zu lernen. Der Beweis persönlichen Wohlwollens, den der Fürst durch diese Ernennung den Reichslanden gab und in dem Hohenlohe zugleich seinen festen Entschluß dokumentierte, an der Politik der Versöhnung, die er als Statthalter im Reichslande geübt, auch als höchster Beamter des Reiches festzuhalten, hat nicht unwesentlich den Weg geebnet, der in allerneuester Zeit durch die Aufhebung des Diktaturparagraphen von Seiner Majestät dem Kaiser beschritten worden ist.

Auch die Berufung des Grafen Wilhelm Bismarck zum Oberpräsidenten von Ostpreußen, als Nachfolger des Grafen Udo zu Stolberg, ist der Initiative des neuen Kanzlers zuzuschreiben. Sie war nicht nur ein Akt der Courtoisie gegenüber dem großen Alten im Sachsenwalde, sie war ebenso der Ausdruck ehrlicher Anerkennung für die Qualitäten des Grafen Bismarck, die Hohenlohe allezeit sehr hoch eingeschätzt hat. Ich hörte den Fürsten nach dem frühen Hingang Wilhelm Bismarcks im Tone aufrichtigen Mitgefühles äußern, „daß Preußen in dem Entschlafenen einen seiner allertüchtigsten Beamten verloren habe!“

So konnte nach und nach auch die politische Gegnerschaft des Fürsten sich der Ueberzeugung nicht mehr verschließen, daß mit dem neuen Kanzler auch ein neuer Kurs eingesetzt habe. Dieser Ueberzeugung verlieh die „Tägliche Rundschau“ in anerkennenswerter Ehrlichkeit mit folgenden Worten Ausdruck: „Wir kommen doch vorwärts in der Aera Hohenlohe, unser deutscher Wuchs bricht allmählich wieder durch. Es kommen schon Augenblicke, wo man ganz

zuversichtlich aufatmet und den Frühling unsers Volkstums ganz deutlich wittert.

„So war's bei der Veröffentlichung des Gesetzentwurfes über den unlauteren Wettbewerb, so neulich auch bei den kräftigen Worten des Ministers v. Köller an die Polen, so auch bei dem Empfang des Bundes der Landwirte durch den Kaiser und bei der kräftigen Musik, die sich im Feenpalast darangeschlossen hat. Mit dem Falle Caprivis hat sich nicht nur ein Personen-, sondern ein Systemwechsel vollzogen. Wir kommen vorwärts!"

Langsam, aber zielbewußt griff der Kanzler mit fester Hand in die Zügel der inneren Politik, während die äußere, unter seiner bewährten, alle Chancen klug abwägenden Leitung die glänzendsten Erfolge zeitigte. Die unverhohlene Abneigung, die Hohenlohe der von den Konservativen ganz besonders eifrig betriebenen Verschärfung des preußischen Vereinsgesetzes entgegenbrachte, zeitigte eine Spannung zwischen ihm und der einflußreichen konservativen Partei, die während der Amtsthätigkeit des Fürsten wohl nie ganz gewichen, die Erfolge seiner Thätigkeit zu Deutschlands Heil aber nur wenig oder gar nicht beeinträchtigt hat.

Das neue bürgerliche Gesetzbuch, das Börsengesetz, das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes, das Margarinegesetz u. a. m. wurden von Hohenlohe mit großem Geschick im Reichstage vertreten und zu ersprießlichem Abschluß gebracht.

Nach außen hin waren es vor allen Dingen die zielbewußte Dreibundspolitik, der freundschaftliche Anschluß an Rußland, die Politik der Versöhnung gegenüber Frankreich und das energische Eingreifen in die unlauteren Fäden der englischen Machenschaften, die die Position des Reiches dem Auslande gegenüber neu festigten und sein Ansehen hoben. Die Gerüchte einer schleichenden Kanzlerkrise, die im Februar 1896 hie und da auftauchten, konnten unter solchen Umständen von dem tiefer blickenden Politiker nicht ernst genommen werden. Es hieß, der Kaiser wünsche neue große Kriegsflottenpläne durchzusetzen, Hohenlohe aber sei dagegen; er weise darauf hin, daß die deutschen Schiffswerften gar nicht so rasch bauen, die Marineverwaltung nicht so rasch Mannschaften ausbilden und der Reichstag schwerlich so schnell für derartige weitgreifende Flottenpläne gewonnen werden können. Dem Kaiser wäre der greise Fürst zu langsam und bedächtig, und er sehe sich nach einer jüngeren Persönlichkeit mit mehr Initiative um. Die Möglichkeit, daß damals derartige Meinungsverschiedenheiten zwischen Kaiser und Kanzler vorlagen, ist nicht ohne weiteres abzuleugnen. Jedenfalls hat sich der Kaiser durch die Thatsachen dann doch überzeugen lassen müssen, daß die Bedenken seines bewährten Ratgebers durchaus begründet waren.

Die Gelegenheit, mit England abzurechnen, bot der Reichstagsbeschluß betreffend die Einberufung einer internationalen Währungskonferenz (8. Februar 1896). Hohenlohe lehnte namens der Regierung diesen Beschluß ab, indem er zwar anerkannte, daß die Hebung und Befestigung des Silberpreises ein erstrebenswertes Ziel sei, worüber eine internationale Verständigung erzielt werden müsse.

Die Vorbedingung für eine solche aber sei die Wiedereröffnung der indischen Münzstätten für die unbeschränkte Silberausprägung. Er sei aber durch die englische Regierung dahin verständigt worden, daß hierauf in absehbarer Zeit nicht zu rechnen sei.

Der englische Staatssekretär Balfour beging hierauf die unbegreifliche Taktlosigkeit, gelegentlich einer Rede am 20. Februar diese Thatsache einfach abzuleugnen. Wie energisch das Vorgehen des Kanzlers gewesen sein muß, wird dadurch bewiesen, daß schon am 27. Februar Courzon die Haltlosigkeit der Balfourschen und die Richtigkeit der Hohenloheschen Erklärungen öffentlich anerkannte.

Dieser glänzende staatsmännische Sieg des Fürsten, dessen Ergebnis eine diplomatische Bloßstellung des englischen Kabinetts war, wie man sie sich beschämender kaum denken kann, ist ihm von der dortigen Diplomatie nie vergessen worden. Sie ließ in der Folge nicht nach in ihrem Eifer, die auswärtige Politik des deutschen Kanzlers zu durchkreuzen, allerdings stets mit negativem Erfolg. Den Fechterkünsten eines Salisbury war der greise Kämpe von des großen Wilhelm Tafelrunde allezeit gewachsen. Die für unsern italienischen Bundesgenossen niederschmetternden Ereignisse in Abessinien gaben Hohenlohe Gelegenheit, mit Nachdruck und dem gewohnten Erfolge zur Erhaltung und Kräftigung des Dreibundes sein Wollen und Können in die Wagschale zu werfen. Bei dieser Gelegenheit prallten deutsche und englische Politik wieder einmal hart aneinander. Hohenlohes Wunsch war es, den französischen Revanchegelüsten durch Freundschaft mit Rußland und Entgegenkommen gegen Frankreich innerhalb der europäischen Politik den Boden abzugraben; — Salisbury, eingedenk der blamablen Niederlage, die der Fürst ihm beigebracht, setzte alle Hebel in Bewegung, die Revanche-Idee und die Erinnerung an das verlorene Paradies Elsaß-Lothringen bei den Franzosen wieder anzufachen. Er verfolgte den Plan, Italien aus dem Dreibund herauszulocken und diesen, der sich nicht geneigt zeigte, die englische Politik gegen Rußland zu unterstützen, zu zersprengen. Es ist lediglich Hohenlohes Verdienst, wenn den englischen Bestrebungen der Erfolg versagt blieb. Sein Zusammentreffen mit dem österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Goluchowski legte die Grundlage zu neuer Festigung der Fundamente des Dreibundes. Wenn wir heute der Thatsache der Erneuerung dieses Staatenbundes gegenüberstehen, so dürfen wir auch hier nicht verkennen, daß es die Hand Hohenlohes war, die dem absterbenden Baum das frische Pfropfreis okulierte, aus dem er nun zu neuerem und frischerem Leben erblüht ist.

Wie vollständig die staatsmännische Weisheit Englands einem Hohenlohe gegenüber versagte, das ersehen wir aus der gemeinsamen Intervention Deutschlands, Rußlands und Frankreichs nach der für China unglücklichen Beendigung des chinesisch-japanischen Krieges in vorwiegender Rücksicht auf die deutschen Handelsinteressen. —

Am 21. März 1896 feierte der deutsche Reichstag das 25jährige Jubiläum seiner ersten Sitzung. Das markanteste Moment dieser Sitzung war zweifellos

die herrliche Rede Hohenlohes, die in einer bewundernden und neidlosen Apotheose des großen Bismarck ausklang; er wies auf die Heldengestalt Kaiser Friedrichs, „unsers Kronprinzen“, hin, der durch die Liebe, die er sich im ganzen deutschen Volke, in Süd und Nord erworben, das erste Band geschlungen hat, das die deutschen Stämme zum gemeinsamen Kampf vereinte. Dann fuhrt er fort: „Einer aber, der größte unter den Männern jener Zeit, steht noch aufrecht da wie eine der Eichen des Sachsenwaldes, Fürst Bismarck, der mit sorgendem Blick den Geschicken des Reiches folgt und manch mahnendes Wort an die Epigonen der großen Zeit richtet. Der Mann, der, als wir nach den ersten gescheiterten Einheitsversuchen an der Zukunft Deutschlands verzweifeln wollten, seinerseits weder die Hoffnung noch den Mut sinken ließ, der in langer, mühevoller diplomatischer Arbeit die Wege ebnete, die zu der einheitlichen Gestaltung des Reiches führten, und der, als der Augenblick gekommen, als die Saat gereift war, den Augenblick erfaßte und mit der ihm eignen Kraft die Schwierigkeiten überwand, die sich ihm von allen Seiten entgegenstellten. So ist er, der treue Diener seines Herrn, der eigentliche Schaffer des Reiches geworden.“ — Und dann zum Schluß: „Lassen Sie uns — und hier spreche ich zu den politischen Gegnern des ersten Kanzlers — lassen Sie uns die Tage des Kampfes und Streites vergessen, und vereinigen wir uns alle zu dem Rufe: Fürst Bismarck lebe hoch!“

Solch freie, mannhafte und schöne Worte waren an dieser Stelle lange nicht gehört worden. Der sie sprach, bewies durch sie die volle Würdigkeit zur Uebernahme der politischen Erbschaft des eisernen Kanzlers.

Es fehlte damals dem Fürsten nicht an der wohlverdienten Anerkennung. Der Schwager des Kaisers, Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, brachte gelegentlich des 74. Geburtstages Hohenlohes einen Trinkspruch aus, der von Verehrung und Dankbarkeit getragen war. Er würdigte voll die Motive, die den greisen Kanzler seinerzeit zur Uebernahme seines mühseligen Amtes veranlaßten. Der Fürst sei, als der Kaiser ihn zum Reichskanzler berief, eingedenk der Traditionen seines Hauses, das seine Kräfte stets in den Dienst der deutschen Sache gestellt, gekommen, um dem Gebäude, an dessen Grundlagen er gearbeitet und woran er später bauen geholfen, als verantwortlicher Leiter vorzustehen. Seinem Wesen getreu, habe er gesucht, lieber zu verbinden, als zu trennen. Vor seiner Persönlichkeit, der alle Parteien ausnahmelos Ehrfurcht entgegenbringen, verstumme die Parteileidenschaft. Möge es dem Fürsten und dem Deutschen Reich vergönnt sein, daß er noch lange am Steuer des Staatsschiffes stehe und es durch die brandenden Wogen als erprobter Führer glücklich hindurchgeleite.

Heil dem deutschen Fürsten, der solche Worte gefunden, Worte, die im Herzen jedes patriotischen Deutschen begeisterten Wiederhall erwecken mußten.

Ein moralischer Sieg von besonderer Bedeutung muß es genannt werden, daß selbst die liberale Presse, die dem Fürsten von Anfang an Mißtrauen, wenn nicht feindliche Gesinnung entgegengebracht hatte, sich veranlaßt sah, in das

Urteil Ernst Günthers rückhaltlos einzustimmen. Die „Vossische Zeitung“ betonte, daß der heutige Reichskanzler nicht der Mann der krassen Reaktion und des Verfassungsstreites ist, als der er von den Feinden des Liberalismus begrüßt wurde. „In der auswärtigen Politik ist Fürst Hohenlohe ebenso bedächtig wie thatkräftig gewesen. Es ist ihm gelungen, gute Beziehungen zu allen Staaten zu unterhalten, insbesondere aber die Festigkeit des Dreibundes aller Welt vor Augen zu führen. Deutschland ist weder vereinsamt noch ohnmächtig. Es steht geachtet da nach außen und stark im Innern. Gewiß, wir haben viele Wünsche, die der Erfüllung harren, wir vermissen manches, was wir für nötig halten. Aber wir haben auch die Ueberzeugung gewonnen, daß der Vater dieser Hindernisse nicht der Fürst ist“ ...

Geradezu erstaunenswert ist es, daß Hohenlohe trotz seines hohen Alters und der ungeheuren Arbeitslast, die er zu bewältigen hatte, stets die Zeit fand, dorthin zu eilen, wo seine persönliche Anwesenheit nützlich oder notwendig war. So wohnte er der Eröffnung des Reichsgerichts in Leipzig bei, so sehen wir ihn im April 1896 in Paris, wo er in aller Stille in einem Privathaus Veranlassung nahm, mit dem französischen Ministerpräsidenten Bourgeois zu konferieren. Die Einladung der französischen Regierung an die deutsche zum Besuch der Pariser Weltausstellung darf wohl als eine Frucht dieser Konferenz betrachtet und als Faktor der Hohenloheschen Versöhnungspolitik nicht unterschätzt werden. — So begleitete er das deutsche Kaiserpaar nach Wien.

Inzwischen bereiteten sich im Innern kritische Dinge vor. Am 18. Mai erklärte Fürst Hohenlohe im Reichstage, daß er im Herbst die Vorlage einer Reform der Militär-Strafgerichtsordnung einbringen werde, die sich auf den Grundsätzen der modernen Rechtsanschauung aufbauen würde. Diese Absicht scheint in hohen, besonders militärischen Kreisen auf heftigen Widerstand gestoßen zu sein. Denn sie hatte die Verabschiedung des Abteilungschefs im Kriegsministerium, Generals v. Spitz, und den Rücktritt des Kriegsministers Generals Bronsart v. Schellendorf (14. August 1896) zur direkten Folge. Die Gerüchte einer akuten Kanzlerkrise konnten unter diesen Umständen nicht wohl ausbleiben, und es darf aller Wahrscheinlichkeit nach angenommen werden, daß sie dieses Mal schwerwiegender Gründe nicht entbehrten. Der zähen Ausdauer und Charakterfestigkeit sowie der sieghaften Ueberzeugungstreue des greisen Fürsten, der seinen Rücktritt gerade in einem solchen, politisch überaus bedrohlichen Moment aus dem Gesichtswinkel der Fahnenflucht ansehen mußte, gelang es, auch diesmal den Sturm zu beschwören. Er trotzte nicht allein dem gegen ihn gerichteten gefährlichen Ansturm, er schlug ihn gänzlich zu Boden, und es glückte ihm, seinen kaiserlichen Herrn von der Notwendigkeit der erstrebten Reform vollkommen zu überzeugen. Die radikale Presse ließ es natürlich an hämischen Angriffen gegen den großen Staatsmann, den sie mit den Kosenamen „Dekorativer Reichskanzler, Titular-Reichskanzler“ u. s. w. bedachte, nicht fehlen. Das von jenen Herren am wenigsten erwartete Resultat dieses Sturmes im Wasserglase war eine Publikation im Reichsanzeiger, die unzweideutig erklärte,

„Seine Majestät der Kaiser sei damit einverstanden, daß im Herbst eine Gesetzvorlage, betreffend die Militärgerichtsreform im Sinne Hohenlohes, eingebracht werde.“ Damit war der Kanzler aus allen Krisengerüchten und Anfeindungen ganz wesentlich gestärkt hervorgegangen.

Leider war es dem Fürsten beschieden, in diesen an politischen Mühen und Kämpfen reichen Tagen manchen herben persönlichen Verlust beklagen zu müssen. Nachdem am 14. Februar 1896 der Tod seinen Bruder, den österreichischen Oberhofmarschall Prinzen Konstantin, dahingerafft, verstarb auch sein zweiter Bruder, der Kardinal Prinz Gustav Hohenlohe, mit dem ihn die herzlichsten Bande brüderlicher Liebe, Freundschaft und geistiger Interessengemeinschaft von Jugend auf eng vereinten, am 30. Oktober 1896 zu Tivoli bei Rom. In ihm schied ein römischer Kirchenfürst dahin, der allezeit ein treues deutsches Herz im Busen trug. Die „Neue Freie Presse“ sagte von ihm: „Einst gab es einen Papst von deutscher Abstammung; im Dom zu Bamberg liegt er begraben. Heute staunt man darüber, daß jemals ein deutscher Papst möglich war. Aber auch darüber wird man bald staunen, daß es einen Kardinal gab, der den Mut besaß, in Rom ein Deutscher zu sein. Und noch dazu einer, dessen Bruder der deutsche Reichskanzler ist . . .“

Die korrekte und taktvolle Stellungnahme Hohenlohes zu den Enthüllungen der „Hamburger Nachrichten“ über einen bis 1890 mit Rußland bestehenden Geheimvertrag ist genugsam bekannt. Der Fürst durfte hierzu mit ehrlicher Ueberzeugung bemerken, „daß die Beziehungen zu Rußland keinen Augenblick aufgehört hätten, gute und freundschaftliche zu sein.“

Von eminenter Bedeutung für die auswärtige Politik waren die Verhandlungen Hohenlohes mit dem Grafen Goluchowsky und dem Nachfolger des Fürsten Lobanow, dem russischen Minister des Aeußern Grafen Murawieff, zu Berlin im Januar 1897. Ersterer, der zum Fest des hohen Ordens vom Schwarzen Adler in der Reichshauptstadt erschienen war, galt schon seiner Nationalität wegen für wenig russenfreundlich gesinnt, und seine englischen und französischen Sympathien (die Gattin des Grafen ist eine Französin) waren kein Geheimnis. Der Kanzler hat es Goluchowsky gegenüber schwerlich an Deutlichkeit fehlen lassen darüber, daß es Deutschlands Politik sei, die Russen im Orient unbehindert ihre Wege gehen zu lassen, und daß der österreichische Bundesgenosse diese Ansicht notgedrungen teilen müsse.

Die Fabeln, die man über die angebliche Deutschenfeindlichkeit Murawieffs in die Welt gesetzt hatte, verflüchtigten sich schnell, als der russische Staatsmann, nachdem er in Berlin eingehend mit Hohenlohe konferiert hatte, Seiner Majestät dem Kaiser in Kiel seine Aufwartung machte. Dieser Höflichkeitsakt durfte mit Recht für einen ostentativen russischen Freundschaftsbeweis gelten.

Ueber allem Menschengetriebe walten die höheren Mächte. Leid und Freude wechseln im Leben des Geringsten wie in demjenigen des Mächtigen. So war es auch dem greisen Fürsten beschieden, nachdem er vor nicht langer Zeit zwei geliebte Brüder verloren, in körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische mit seiner

ihm in inniger Neigung verbundenen und geistig nahestehenden Gemahlin am 16. Februar 1891 das Fest der goldenen Hochzeit zu feiern. Die reichsten Sympathiekundgebungen von allen Seiten wurden ihm zu teil. Freunde und Verwandte sammelten sich um das Jubelpaar. Aber die Zeit beschaulicher Muße war dem Fürsten allezeit knapp zugemessen gewesen. Die Verhältnisse im Innern spitzten sich wieder einmal zu. Im März wurde vom Staatssekretär des Reichsmarineamtes v. Hollmann gänzlich unerwartet und zur größten Ueberraschung des Parlaments ein neuer Flottenvermehrungsplan eingebracht, wie man behauptet ohne Wissen des Kanzlers. Hohenlohes abdämpfende Erklärung wirkte kalmierend im Parlament. Die obligaten Krisengerüchte blieben natürlich nicht aus. Zwar ward Hollmann durch den Admiral Tirpitz ersetzt, aber Hohenlohe blieb, trotz der vom Freiherrn v. Stumm verbreiteten angeblichen kaiserlichen Worte über einen großen Ministerkladderadatsch, ruhig im Amt. Es war seiner bewundernswerten Vermittlergabe auch hier gelungen, allen Uebereilungen vorzubeugen.

Eine der schwersten Stunden seiner Amtsthätigkeit als Ministerpräsident muß es für den greisen Fürsten gewesen sein, als er nur ungern und entgegen seinen eignen Intentionen im Abgeordnetenhause den Entwurf zur verschärfenden Aenderung des preußischen Vereinsgesetzes einbrachte. Daß er es überhaupt that, ist, das dürfen wir wohl als sicher annehmen, nur dem Umstand zuzuschreiben, daß der Fürst im vornhinein von dem negativen Erfolge dieses Versuches überzeugt war. Seiner eignen Meinung verlieh er deutlich genug Ausdruck dadurch, daß er seinen Sohn und politischen Sekretär, Prinzen Alexander, im Reichstag für den als Gegendemonstration von einer großen Abgeordnetenmehrheit eingebrachten Antrag zu einem Vereinsnotgesetz stimmen ließ.

Die sattsam bekannten Prozesse Leckert-Lützow-Tausch befreiten den Kanzler von der Mitarbeiterschaft der Herren v. Böttcher und v. Marschall. Durch die Berufung des römischen Botschafters Bernhard v. Bülow zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes zog der Fürst einen hochgebildeten und bewährten Diplomaten zur Mitarbeiterschaft heran, dem er für die Folge die Zügel der auswärtigen Politik mit ganz anderm Vertrauen und in viel ausgiebigerem Maße überlassen durfte, als es bei Herrn v. Marschall der Fall gewesen war. Die Ernennung des inzwischen durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens in den Adelsstand erhobenen Herrn v. Miquel zum Vizepräsidenten mag den Wünschen des Kanzlers weniger entsprochen haben, denn die Wege dieser beiden Männer gingen je länger, je mehr auseinander. Persönliche Rancune indessen kannte der edle Charakter Hohenlohes nicht, auch war sein Gerechtigkeitsgefühl viel zu ausgeprägt, um gegen die Wahl des kaiserlichen Herrn zu opponieren, wo es einen Mann betraf, der sich zweifellos große Verdienste erworben hatte. (Juni 1897.) In diesen Tagen eilte der Kanzler, begleitet von seinem treuen Mitarbeiter Herr v. Wilmowski und Herrn v. Bülow, zum letzten Male zum großen Alten im Sachsenwald. Vier Stunden weilten die Herren in Friedrichsruh, um noch einmal den Rat Bismarcks in bewegter Zeit zu hören. — Fünfzehn Monate

später war der treue Diener seines Herrn, war der Gründer des Reiches seinem alten Kaiser in die Ewigkeit nachgefolgt.

Während selbst die hervorragende deutsche Presse von einem schweren Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler wegen der Reform der Militär-Strafprozeßordnung fabelte, einigte sich der Kaiser mit dem Prinzregenten von Bayern über diese Reform in Hohenloheschem Sinne. Daß eine solche Einigung mit dem Regenten des Landes, das, auf sein Reservatrecht pochend, gegenüber dem erwähnten Plan seither eine schroff ablehnende Haltung eingenommen hatte, überhaupt möglich war, wird eine gerechte Geschichtsschreibung in der Hauptsache dem Verdienste Hohenlohes zuschreiben müssen. So war der Fürst in der Lage, sein Versprechen glänzend einlösen zu können. Auch die auswärtige Politik brachte Ueberraschungen und Erfolge: das energische und erfolgreiche Auftreten Deutschlands in Haiti, die Besetzung von Kiautschou und, last not least, das langsame Einlenken der englischen Politik.

Im Innern mehrten sich leider die Anzeichen des Gegensatzes zwischen Herrn v. Miquel, der agrarische Politik machen wollte einerseits und dem Kanzler und Herrn v. Bülow anderseits. Charakteristisch hierfür war die Briefaffaire des Prinzen zu Schönaich-Carolath. Im Jahre 1898 wurden die Neuwahlen zum Reichstag vollzogen. Im Wahlkreis Guben-Lübben, der seit langen Jahren von dem nationalliberalen Prinzen zu Schönaich vertreten war, stellten die Konservativen nun einen eignen Kandidaten in der Person des Herrn v. Heydebrand auf. Im Wahlkreis wurde zugleich verbreitet, der Reichskanzler wünsche v. Heydebrands Wahl. Auf eine Anfrage Schönaichs erwiderte der Fürst, daß er auch dieses Mal die Wahl des Prinzen von Herzen wünsche, damit dieser seine ersprießliche Thätigkeit fortsetzen könne. Schönaich veröffentlichte das Schreiben. Die „Kreuzzeitung“ brachte hierauf eine Berichtigung des Inhaltes, der Brief Hohenlohes bedeute nur einen Höflichkeitsakt, wäre aber nicht geschrieben worden, wenn der Fürst etwas von der Kandidatur des Herrn v. Heydebrand geahnt hätte. Auch sei er unangenehm berührt, daß sein Brief im Wahlkampf „gemißbraucht“ worden sei. Die Berichtigung war in einer Form abgefaßt, die auf die Verfasserschaft des Fürsten Hohenlohe selbst oder doch auf seine Inspiration hinwies. Schönaich bat nunmehr brieflich den Kanzler um Aufklärung und erhielt die telegraphische Antwort, daß die Berichtigung in der „Kreuzzeitung“ von einem Unberufenen herrühre. Der Fürst habe seinem Briefe nichts hinzuzufügen und ermächtige den Prinzen ausdrücklich zur Veröffentlichung desselben. Als darauf die „Kreuzzeitung“ erwiderte, die Berichtigung sei ihr von autoritativer Seite zugegangen, erschien in den offiziösen „Berliner politischen Nachrichten“ eine Erklärung, die diese Behauptung in der schärfsten Weise als unwahr kennzeichnete. Die damals allgemein verbreitete Ansicht, das ganze Intriguenspiel sei von Miquel oder seinem Anhang in Scene gesetzt worden, ist bis heute unwiderlegt geblieben.

Ungemein sympathisch berührt gegenüber diesen unerquicklichen Quertreibereien die Auslassung des „Frankfurter Generalanzeigers“ zu Beginn der

neuen Reichstagsverhandlungen: „Eine Vorurteilslosigkeit, wie sie bei dem Fürsten Hohenlohe sich findet, ist selten. Er wußte wohl, wie die Strömung der Jahrhundertneige geht und stand trotzdem in ihr, ein aufrechter Mann, fest. Mochte in Sachsen das Wahlrecht geknebelt werden, mochte in Preußen die Köllerei Ueberwasser haben, er blieb in politischen Dingen in gutem Sinne liberal und zögerte keinen Augenblick, dem Parlament das Versprechen zu leisten, das Vereinswesen durch Abschaffung des Verbindungsverbots fördern zu wollen.

Fürst Bismarck zwang mit heldischer Faust den Widerstand auch an höchster Stelle unter das Joch seiner Staatsraison, Graf Caprivi führte darauf im strikten Gegensatz dazu nur die erhaltenen Befehle als getreuer Troupier zur Vollendung. Fürst Hohenlohe dagegen unterscheidet sich von beiden gar sehr. Weder ist er der gehorsame Vollstrecker, noch der gewaltige Erzwinger. Er ist ein stiller, vornehmer Mann, dem nichts Menschliches fremd ist und der den Widerstreit der Meinungen ruhig sich austoben läßt, bis seine abgeklärte Lebensweisheit zur Anerkennung gelangt.“ —

Der schwerste Schlag, den der greise Fürst erlitt, war der kurz vor Weihnachten 1897 (21. Dezember) erfolgte Tod seiner Gattin. Den Verlust der hochbedeutenden Frau, die ihm ein halbes Jahrhundert hindurch eine treue und verständnisvolle Lebensgefährtin gewesen war, hat er nie ganz verwinden können. Tief gebeugt, nahezu gebrochen, zögerte der Fürst dennoch nicht, die schwere Bürde des Reichskanzleramtes in opferwilliger Treue gegen Reich und Kaiser auch fernerhin zu tragen. Aber es ist nicht zu verkennen, daß der große Staatsmann, der am 31. März 1899 seinen achtzigsten Geburtstag beging, zu ermüden begann. Die neuen Strömungen, der stetig wachsende Materialismus im Innern, die von hoher Stelle ausgehende Initiative zu einer Weltmachtpolitik nach außen, die dem fernschauenden Sinn des Fürsten eine uferlose bedünken mußte, die er aber nicht mehr einzudämmen vermochte, wirkten schwer verstimmend. Dazu kamen die verletzenden Intriguen, die die Kanalvorlage innerhalb Preußens gegen Hohenlohe zeitigten und deren geistige Vaterschaft sehr wahrscheinlich dem Herrn v. Miquel zuzuschreiben ist, die Schwenkung der deutschen auswärtigen Politik gegenüber England, die er nicht zu billigen vermochte, die Greuel des Burenkrieges und so manches andre, Undank und Unverstand von allen Seiten. Was ihn damals bewegte, fand bezeichnenden Ausdruck in der Rede, die er beim zweihundertjährigen Jubiläum der Akademie der Wissenschaften hielt: „... Diese ansehnliche Versammlung hat für mich eine besondere Bedeutung. Meine Herren, ich bin alt geworden in dem Glauben an den Fortschritt der Menschheit, an den aufsteigenden Fortschritt. Nun gestehe ich, daß mein Glauben in den letzten Jahren etwas erschüttert worden ist. Der naturnotwendige Kampf ums Dasein hat in neuerer Zeit eine Richtung, eine Form angenommen, die an Vorgänge in der Tierwelt erinnert und die einen Fortschritt in absteigender Linie befürchten läßt. Da ist es denn wohlthuend, zahlreiche hervorragende Vertreter der

Digitized by Google

Wissenschaft, die Heroen der Geistesarbeit hier versammelt zu sehen und daraus die tröstende Ueberzeugung zu schöpfen, daß noch genügend geistige Kraft und Macht vorhanden ist, um die drohende Flut der materiellen Interessen auf ihr richtiges Maß zurückzudämmen."

Wie gesagt, Fürst Hohenlohe war müde. Er mußte erkennen, daß die Ziele des scheidenden Jahrhunderts nicht mehr diejenigen waren, die er mit gutem Gewissen als die seinigen bezeichnen durfte. Die Kolonialpolitik hat der Fürst stets nur für ein notwendiges Uebel gehalten, die auswärtigen Angelegenheiten wußte er bei Herrn v. Bülow in Händen, die den von oben kommenden Wünschen aus Ueberzeugung die Wege ebneten. Nicht die Energie war ihm verloren gegangen, das bewies sein kräftiges und erfolgreiches Eingreifen zu Gunsten der Flottenvorlage; aber die Strömungen der Zeit sowohl wie sein hohes Alter berechtigten ihn zu dem Wunsche, die schwere Last der Kanzlerschaft niederzulegen. Als endlich die Ermordung des deutschen Gesandten in China, Freiherrn v. Ketteler, die bewaffnete Aktion Deutschlands in Ostasien zeitigte, deren Folgen der Fürst wohl nicht mehr verantworten zu können glaubte, trat er am 18. Oktober 1900 freiwillig von seinem Amt zurück. Bereits acht Monate später starb er auf der Durchreise zu Ragaz in der Schweiz im Alter von 82 Jahren an Herzlähmung. Er starb sozusagen in den Sielen. Von Jugend auf hat er sich und seine Arbeitskraft bedingungslos dem Vaterland zur Verfügung gestellt, obwohl sein großes Vermögen ihm erlaubt hätte, ein freies und sorgloses Leben zu genießen. In der Arbeit ergraut, war er der Ruhe nicht mehr gewachsen. „Die Aufgabe des Fürsten Hohenlohe," sagte die „Tägliche Rundschau", „ist von der Mitwelt nicht immer richtig gewürdigt worden; nicht selten ist schnöder Undank sein Lohn gewesen. Man wollte wieder einen Kanzler haben, der groß und mächtig hervortrat, das parlamentarische Schlachtfeld beherrschte, die am Staatswerk mitarbeitenden Kräfte herrisch bezwang und dessen Hand überall zu spüren war. Ein solcher Mann ist Hohenlohe nicht gewesen, konnte und wollte er auch nicht sein. Die Geschichte wird darüber zu urteilen haben, ob ein solcher Mann überhaupt in jenen Jahren an jener Stelle möglich gewesen wäre. Wir wollen dem Mann uns dankbar bezeigen, daß er uns mit seltener Weisheit den Uebergang vermittelte zwischen der Epoche Bismarck und dem neuen Zeitalter."

Es liegt Wahres und Falsches in diesen Worten. Wahres, denn die weitblickende Politik des Fürsten kannte den Wert der Kompromisse und baute ihre Erfolge gerne auf deren Fundament; Falsches, denn Hohenlohe war eine durchaus positive Natur, die trotz aller Konzilianz, wenn es not that, mit eiserner Faust einzugreifen verstand. Er hat als Kanzler viel und Bedeutendes positiv geschaffen und ließ sich niemals die Zügel der Reichsleitung aus der Hand nehmen. Er wußte die Leiter der einzelnen Ressorts, wenn es sein mußte, der eignen Ueberzeugung stets gefügig zu machen und übte in diesen selbst einen Einfluß aus, dessen Umfang der Oeffentlichkeit wenig bekannt geworden ist. Nichts konnte bezeichnender sein für den Fürsten als Mensch und als Staats-

mann, wie die Worte, die er in „das goldene Buch des deutschen Volkes an der Jahrhundertwende“ [1]) eintrug:

„Fortiter in re, suaviter in modo.“

Die Lehre Lombrosos.

Von

Dr. Reinhard Frank,

o. Professor an der Universität Tübingen.

Es ist eine oft beobachtete Erscheinung, daß die populäre Vorstellung von dem Wesen wissenschaftlicher Theorien deren wahrem Inhalte nicht entspricht. So begegnet man noch heute der Ansicht, daß die Sozialdemokratie „teilen“ wolle, und wenn das große Publikum den Darwinismus einfach als die Lehre der Abstammung des Menschen vom Affen bezeichnet, so ist das zwar nicht gerade falsch, trifft aber nicht den Kern der Sache. Einem verhängnisvollen Mißverständnis war auch die Theorie des italienischen Irrenarztes Cesare Lombroso ausgesetzt. Als man vor etwa einem Vierteljahrhundert außerhalb seines Heimatlandes zum erstenmal von seinen Ansichten über die Natur des Verbrechers hörte, entstand in halb Europa Heulen und Zähneklappern: „Hat Lombroso recht, wenn er den Verbrecher für geisteskrank erklärt, so ist die Strafe fortan unzulässig, und der Wegfall der Strafe bedeutet den Untergang der menschlichen Kultur.“

Abgesehen von dem Schlußsatze ist an diesem Einwande nicht weniger als alles falsch.

Zunächst hat Lombroso niemals behauptet, daß der Verbrecher geisteskrank sei, sondern schon in der ersten Auflage seines grundlegenden Werkes Verbrecher und Geisteskranke als verschiedene Menschenklassen einander gegenübergestellt. [2]) Sodann trifft es in keiner Weise zu, daß Lombroso die Strafe beseitigen wolle. Wer freilich mit dem Begriffe der Strafe die Vorstellung einer vergeltenden oder sühnenden Gerechtigkeit verbindet, wird die von ihm vorgeschlagene „Strafe“ nicht als solche anerkennen, sondern auf eine Stufe mit den Maßregeln stellen,

---

[1]) Leipzig, J. J. Weber 1899.

[2]) L'Uomo delinquente (1876) S. 156 ff. — Eingehend wendet sich Lombroso in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft 1. Bd. S. 108 ff. gegen das erwähnte Mißverständnis. Auch die Anhänger Lombrosos lehnen die Identifizierung der Verbrecher mit den Geisteskranken ab. Vergl. Garofalo, Criminalogia (1885) S. 94 ff. Kurella, Naturgeschichte des Verbrechers (1893) S. 2.

die man gegen ein schädliches Tier ergreift. Indessen ist der begriffliche Zusammenhang von Gerechtigkeit und Strafe keineswegs sicher, dagegen soviel gewiß, daß Lombroso und seine „positive“ Schule eine ganz besonders energische Reaktion gegen das Verbrechen empfehlen, ja gerade der von ihnen befehdeten „klassischen“ Schule den Vorwurf machen, sie verhätschele den Verbrecher auf Kosten der menschlichen Gesellschaft.[1]) Und endlich! selbst wenn Lombroso Verbrecher und Irre vermengt hätte, so würde er dadurch nicht zu einem Verzicht auf die Strafe genötigt, weil er (mit seinen Anhängern) die Reaktion gegen das Verbrechen nicht nach der Schuld, sondern nach der Gefährlichkeit bemißt und deshalb in gleicher Weise gegen geisteskranke wie gegen geistig gesunde Verbrecher zuläßt.[2])

In Wahrheit muß also die Grundanschauung Lombrosos doch eine andre sein, als das große Publikum mit Einschluß vieler Juristen annimmt. Ich möchte sie dahin zusammenfassen, daß Lombroso in dem Verbrecher einen Wilden sieht. Genauer: der Verbrecher ist ihm ein mit geistigen und körperlichen Anomalien behaftetes Wesen. Diese Anomalien lassen einen Rückschluß auf jene zu, und beide weisen bei den verschiedenen verbrecherischen Individuen eine solche Uebereinstimmung auf, daß man von einem Typus der Verbrecher im allgemeinen oder doch von einem Typus gewisser Verbrecherklassen (zum Beispiel der Mörder, der Diebe) sprechen kann.[3]) Die Verbrechertypen sind atavistische Rückschläge, das heißt: so wie uns heute der Verbrecher entgegentritt, so waren vor Jahrtausenden unsre Urahnen und so sind noch heute die Wilden.

Wer solche Anschauungen vertritt, fühlt sich durch Regungen des Mitgefühls wenig bewegt und kann gegenüber dem Verbrecher Maßregeln ergreifen, vor denen zurückschrickt, wer in ihm den Menschen achtet und anerkennt. Denn ist der Verbrecher ein atavistischer Rückschlag, so verbinden uns mit ihm nicht wesentlich engere Beziehungen als mit unsern Vettern, die sich in den Tropen auf den Bäumen schaukeln und bei uns in Tierbuden zu sehen sind.

Aber auch diese Formulierung der Lombrososchen Lehre entspricht ihrem wahren Sinne nach nicht ganz, namentlich nicht dem, den sie in ihrer weiteren Entwicklung angenommen hat.

Schon in der ersten Auflage seines Uomo delinquente hatte Lombroso das Vorkommen des Verbrechertypus doch nur bei den schwersten Verbrechern behauptet (s. bes. S. 201), im Getöse des bald entbrannten Kampfes aber war diese Einschränkung nicht genügend beachtet worden. Die Diskussion hatte sich mehr und mehr auf die Frage konzentriert, ob es einen Verbrechertypus gebe

---

[1]) Ferri, Das Verbrechen als soziale Erscheinung. Uebersetzt von Kurella (1896) S. 5. (Das italienische Original führt den Titel: Sociologia criminale.)

[2]) Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung. In deutscher Uebersetzung von M. O. Fraenkel 2. Bd. (1890) S. 259.

[3]) Vergl. Lombroso, L'Anthropologie criminelle (1896) S. 8. 9. Hier führt er aus, er habe eingesehen, daß es keinen einheitlichen Verbrechertypus gebe, wohl aber verschiedene Spezialtypen.

und wie eventuell seine Eigentümlichkeiten zu bestimmen seien. In diesen Kampf, der naturgemäß hauptsächlich von Medizinern geführt wurde, griff im Jahre 1887 als juristischer Kämpe Lombrosos Freund Garofalo ein, indem er ungefähr folgendes ausführte.[1]) Ihr streitet über das Vorhandensein und das Wesen des Verbrechertypus, aber ihr vergeßt, daß die verbrecherische Persönlichkeit doch eine verbrecherische Handlung voraussetzt. Zunächst gilt es, den Begriff des Verbrechens festzustellen, und erst wenn diese Aufgabe gelöst ist, kann man fragen, ob der Verbrecher selbst bestimmte physische oder psychische Eigentümlichkeiten hat. Bei jener Definition müssen die Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten der Gesetzgebung außer Betracht bleiben; worum es sich handelt, das ist allein der Begriff des natürlichen Verbrechens. Nach eingehenden Erörterungen kommt Garofalo zu dem Ergebnisse, daß das natürliche Verbrechen in einer Handlung bestehe, die die fundamentalen altruistischen Empfindungen des Mitleids und der Rechtschaffenheit (pietà e probità) verletzt. Nun sind allerdings auch diese moralischen Empfindungen einer allmählichen Entwicklung und Umbildung ausgesetzt, aber die Eigentümlichkeit des Verbrechers liegt ja darin, daß er in einem Widerspruch zu dem moralischen Empfindungsleben der Gegenwart steht; gerade hierin zeigt sich der atavistische Charakter seines Wesens, und nur bei Verbrechen der bezeichneten Art kann von einem Verbrechertypus die Rede sein. Anderseits aber fehlt dieser auch nur bei denjenigen Verbrechen, die nicht zu den natürlichen gehören.[2])

Garofalos Definition des natürlichen Verbrechens hat auch unter seinen Freunden vielfach Widerspruch gefunden, jedenfalls aber zur Folge gehabt, daß Lombroso selbst eine Reihe von Verbrechen hervorhebt, bei denen weder von geistigen noch von körperlichen Anomalien des Thäters die Rede sein könne. Zu den „Pseudoverbrechern“ rechnet er namentlich alle, die nur fahrlässig delinquieren, sowie „solche, die Handlungen begehen, die der Gesellschaft nicht geradezu Schaden bringen, aber vom Gesetz auf Grund der öffentlichen Meinung oder des herrschenden Vorurteils als Verbrechen oder Vergehen angesehen werden.“[3]) Als Beispiele der letzteren Art nennt Lombroso: Diebstähle, Brandstiftungen, Verletzungen, Zweikämpfe und Fälschungen, die durch außerordentliche Umstände veranlaßt werden.[4])

Aber noch nach einer andern Seite hin mußte die Lehre des Meisters schärfer ausgearbeitet werden. Zwar hatte Lombroso schon in der ersten Auflage manche Andeutungen gemacht, aus denen sich schließen ließ, daß er den Verbrechertypus selbst bei schweren Verbrechen nicht durchweg behaupte, sondern auch hier auf gewisse Verbrecherarten beschränke. Indessen hatte er diesen Gedanken nicht genügend betont, und später mußte er es selbst für einen Fehler erklären,

---

1) S. die S. 188, Anmerkung 2 citierte Schrift. Sie ist in das Französische übersetzt worden (4. édition 1895).

2) S. 95 ff. der französischen Ausgabe.

3) Der Verbrecher, 2. Band S. 275.

4) Das. S. 284. 286.

daß er ursprünglich den Verbrechertypus zu sehr generalisiert habe.[1]) In ähnlicher Weise nun wie Garofalo innerhalb der verbrecherischen Handlungen hat ein andrer Jurist, Ferri, innerhalb der verbrecherischen Persönlichkeiten unterschieden, indem er verbrecherische Irre, geborene Verbrecher, Verbrecher aus erworbener Gewohnheit, Gelegenheitsverbrecher und Leidenschaftsverbrecher einander gegenüberstellt.[2]) In den neueren Auflagen seines Uomo delinquente hat sich Lombroso dieser Einteilung völlig angeschlossen. Sieht man von den verbrecherischen Irren ab, so erscheint als der eigentliche Träger des Verbrechertypus der geborene Verbrecher, der delinquente nato. Bei den übrigen Kategorien ist der anatomische Typus entweder überhaupt nicht oder doch nur in geringem Maße nachweisbar. Im Mittelpunkt der Betrachtung wird deshalb immer die zweite Klasse stehen.

Was ist nun aber ein „geborener" Verbrecher? Selbstverständlich ist es weder in Italien noch sonst wo üblich, daß das Kind mit eigner verbrecherischer Vergangenheit belastet auf die Welt kommt. Geboren wird also ein Verbrecher niemals. Und doch soll es geborene Verbrecher geben. Noch merkwürdiger: ein geborener Verbrecher kann sogar sterben, ohne jemals ein Verbrechen begangen zu haben. Allerdings wird er meist zu den Leuten gehören, die sich in „latenter Kriminalität" befinden, das heißt auf gut deutsch, fortwährend mit dem Aermel an das Zuchthaus streifen.[3]) Aber auch ohne jemals ein Verbrechen zu begehen, ist er ein geborener Verbrecher, denn er gehört nach seinen physischen und psychischen Eigenschaften der Rasse der Verbrecher an.

Das klingt absurd und hat doch einen guten Sinn. Auch im gewöhnlichen Leben spricht man von einem geborenen Dichter und versteht darunter einen solchen, der die dichterische Beanlagung mit auf die Welt gebracht und nicht erst erworben hat. Vielleicht würde der Sprachgebrauch das Attribut des geborenen Dichters dem von Geburt zum Dichten Beanlagten auch dann zuerkennen, wenn er niemals von seiner natürlichen Begabung Gebrauch gemacht hätte. Erwägt man dies, so wird man den Grundgedanken Lombrosos in folgender Weise fassen können:

> Es giebt Menschen, die zufolge ihrer psychischen Eigentümlichkeiten in hervorragendem Maße geneigt sind, verbrecherischen Anreizen zum Opfer zu fallen. Ihre psychischen Eigenschaften sind vererbt und an physischen Anomalien erkennbar. Die psychischen und die physischen Anomalien lassen sich in ihrer Gesamtheit zu einem Typus des Verbrechers oder doch zu Typen einzelner Verbrecherarten zusammenfassen. Sie erklären sich als ein Rückschlag in frühere Entwicklungsstadien der Menschheit.

---

[1]) Zeitschr. f. d. gesamte Strafrechtswissenschaft 1. Bd. S. 128.
[2]) Das Verbrechen als soziale Erscheinung S. 85.
[3]) Garofalo, Criminalogie (franz. Ausgabe) S. 107.

Damit glaube ich das wesentlichste Dogma der Lombrososchen Schule richtig formuliert zu haben — vielleicht nicht zur Freude ihrer Gegner, aber auch nicht zu der ihrer Anhänger; denn daß es von Natur rohe oder besonders sinnlich veranlagte, der Bildung schwer zugängliche Menschen giebt, weiß jeder, namentlich der Pädagog. Auch darüber kann kein berechtigter Zweifel aufkommen, daß solche Menschen auf verbrecherische Anreize leichter reagieren als andre. Und endlich ist es nicht minder bekannt, daß sich zuweilen Menschen durch ihren abnormen äußeren Habitus, wie vorstehende Kieferknochen, schiefe Augen und andre körperliche Unregelmäßigkeiten auszeichnen. Das eigentlich Neue reduziert sich also auf die Behauptung des Zusammenhangs der körperlichen und der geistigen Anomalien sowie auf die andre Behauptung, daß beide als atavistische Erscheinungen aufzufassen seien.

Dieser letztere Teil der Lombrososchen Lehre kann hier, als dem Gebiet der reinen Hypothese angehörig, außer Betracht bleiben. Absolut neu ist freilich auch die Behauptung nicht, daß zwischen der Körperbildung und den Charaktereigenschaften ein Zusammenhang bestehe. Man braucht nur den Namen Gall zu nennen, um den meisten Gebildeten die Erinnerung daran wachzurufen, daß ähnliche Lehren schon ein halbes Jahrhundert vor Lombroso vorgetragen worden sind. Immerhin ist die Art und Weise, wie dieser Zusammenhang begründet wird, bei Lombroso eine wesentlich andre als bei seinen Vorgängern. Hierauf näher einzugehen, ist aber Sache des Mediziners; der Jurist muß sich mit dem Hinweise darauf begnügen, daß Lombroso in Deutschland außer dem schlesischen Arzte Kurella und bis zu einem gewissen Grade dem Wiener Psychiater Benedikt kaum einen namhaften Anhänger gefunden hat. Mit besonderer Ausführlichkeit haben sich die Gerichtsärzte Baer und Näcke gegen ihn gewendet;[1]) eine kurze, geistvolle Abweisung hat ihm der Würzburger Psychiater Rieger zuteil werden lassen;[2]) am schmerzlichsten aber mag es für Lombroso gewesen sein, daß selbst die unter seinen Auspizien berufenen kriminal-anthropologischen Kongresse wiederholt die Fundamente seiner Lehre als unhaltbar bezeichnet haben.[3])

Trotz aller Gegnerschaft kann Baer indessen nicht bestreiten, daß der psychische Zustand der Verbrecher hinter dem der freien Bevölkerung auch innerhalb derselben sozialen Schicht zurückbleibt.[4]) In Beziehung auf diese und ähnliche Bemerkungen Baers hat der jetzige Gießener Psychiater Sommer auf der 1894 in Dresden abgehaltenen Jahresversammlung der deutschen Irrenärzte ausgeführt, daß Baer das Wesentliche der Lombrososchen Lehre anerkenne. Denn dies dürfe nicht in der Behauptung eines Zusammenhangs zwischen körperlichen

---

[1]) Baer, Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung (1893). Näcke, Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe (1894).

[2]) Kriminal-Anatomie und Kriminal-Psychologie in der Beil. zur Allgem. Ztg. 1894 Nr. 142. 143.

[3]) S. bes. Rosenfeld in der Zeitschr. f. d. gesamte Strafrechtswissenschaft Bd. 13 S. 161 ff.

[4]) S. 245.

und geistigen Anomalien, sondern in der Konstatierung der Thatsache gefunden werden, daß die letzteren „endogen“ bedingt, das heißt auf Vererbung und nicht auf äußere Umstände zurückführbar seien. In diesem Sinne, aber unter scharfer Ablehnung des äußeren Verbrechertypus, sowie aller praktischen Konsequenzen bekennt sich Sommer selbst als Anhänger Lombrosos.[1])

Ob der italienische Gelehrte zugiebt, daß mit diesem Torso seiner Lehre deren wesentlicher Gehalt gerettet wäre, ist mir nicht bekannt. Von größerem Interesse ist folgendes. Während Sommer den Verbrechertypus leugnet und gleichwohl in gewissem Sinne zu den Anhängern Lombrosos gezählt werden kann, giebt es auf der andern Seite Forscher, die den Verbrechertypus gelten lassen, aber sich zu den Gegnern Lombrosos rechnen. Auf den ersten Blick scheint das nur so denkbar zu sein, als ob sie den Typus abweichend von Lombroso konstruierten. In Wahrheit aber besteht der Gegensatz in etwas anderm. Redet man nämlich von einem Verbrechertypus, so kann man diesen mit Lombroso als anthropologischen oder aber als sozialen auffassen. Ebenso wie man manche Leute schon äußerlich nach ihrer Berufsart unterscheidet, zum Beispiel den Städter von dem Bauern, den Geistlichen von dem Industriellen, ist es denkbar, daß sich auch der Verbrecher von dem ehrlichen Menschen äußerlich abhebt. Nach Lombroso sind also gewisse Menschen von Geburt aus mit körperlichen Eigentümlichkeiten behaftet, und diese Menschen werden Verbrecher. Nach der entgegengesetzten Richtung, als deren Hauptvertreter der Franzose Tarde zu nennen ist, fehlen diese Eigentümlichkeiten bei der Geburt, aber sie werden dadurch erworben, daß es den Menschen gefallen hat, in die Kaste der Verbrecher einzutreten.[2])

Wie die vorhergehende Darstellung zeigt, hat die Lehre Lombrosos nach den verschiedensten Seiten hin anregend gewirkt, aber auch selbst im Laufe der Zeit mannigfache Wandlungen erfahren. Mit beiden Umständen hängt es zusammen, daß seine Schule jetzt nicht mehr in dem Maße geschlossen ist, wie es früher der Fall war. Namentlich Ferri — nebenbei bemerkt derselbe, dessen impulsives Auftreten in der italienischen Kammer kürzlich so viel von sich reden machte — betont die in den sozialen Verhältnissen liegenden Ursachen des Verbrechens so stark, daß seine Auffassung die Brücke bildet zu der „dritten“ italienischen Schule, über deren Lehren ein Aufsatz von Rosenfeld im 4. Band der Mitteilungen der internationalen kriminalistischen Vereinigung S. 1 ff. vortrefflich orientiert. In einem Punkte aber — und zwar gerade in dem juristisch bedeutsamsten — sind die Anhänger Lombrosos noch heute einig, in der Forderung nämlich, daß die Strafe ihrer Art und ihrem Maße nach der Natur der verbrecherischen Persönlichkeit entsprechen solle.

Für die traditionelle Auffassung ist es selbstverständlich, daß der Mord strenger bestraft wird als der Diebstahl, und der schwere Diebstahl strenger als

---

[1]) Allgem. Zeitschr. f. Psychiatrie Bd. 51 S. 781 ff.
[2]) Tarde, Criminalité comparée (1898) S. 53.

der leichte. Ebenso wie die Strafen stufen wir die Verbrechen gegeneinander ab, und besonders die Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts, deren Ideen das positive Strafrecht auf das nachhaltigste beeinflußt haben, sah ihre Aufgabe darin, eine dem Verbrechen „gemäße“ Strafe zu finden. Nun leugnen zwar die Anhänger Lombrosos nicht die Möglichkeit, zwischen schweren und leichten Verbrechen und zwischen schweren und leichten Strafen zu unterscheiden, was sie aber mit Entschiedenheit bestreiten, ist die Kommensurabilität von Verbrechen und Strafen. Namentlich Ferri hat diesem Gedanken einen drastischen Ausdruck geliehen: die Frage, welche Strafe dem Verbrechen gemäß sei, ist nach ihm ebenso berechtigt, als ob man fragen wollte, wie vieler Hammerschläge es bedürfe, um einen Irrtum zu beseitigen.[1])

Im Gegensatz hierzu lautet die Fragestellung der positiven Schule: welche Strafe entspricht der Persönlichkeit des Verbrechers?

Auch dem geltenden Recht ist diese Frage nicht fremd. Denn wenn es auch grundsätzlich die Strafe nach der Schwere des Verbrechens bemißt, so trägt es doch der verbrecherischen Persönlichkeit wenigstens in einzelnen Beziehungen Rechnung. Dahin gehört es, daß das Reichsstrafgesetzbuch bei mehreren Delikten den Verbrecher deshalb strenger bestraft, weil er sich im Rückfalle befindet, und daß es andrerseits bei längerer Freiheitsstrafe eine Entlassung schon vor voller Verbüßung deshalb gestattet, weil sich der Verbrecher in der Anstalt gut geführt hat. Immerhin bildet im positiven Recht die Abmessung der Strafe nach der Persönlichkeit des Verbrechers eine Ausnahme, und die praktische Bedeutung der Lombrososchen Schule besteht wesentlich darin, daß sie die Ausnahme zur Regel erheben will.

Wie aber soll sich die Strafe dem Verbrecher anpassen? Für diese Frage ist die streng deterministische Weltanschauung Lombrosos von vornherein bestimmend gewesen. Das Verbrechen ist ihm ein Naturphänomen und ebenso notwendig wie Geburt und Tod. Kann von Willensfreiheit und Schuld des Verbrechers keine Rede sein, so ist es auch nicht möglich, die Strafe nach dem Grade des Verschuldens zu bemessen. Vielmehr bleibt als einziger Gesichtspunkt der der Gefährlichkeit des Verbrechens. Denn Aufgabe der Strafe ist der Schutz der Gesellschaft.[2])

Die Ausgestaltung dieser „Theorie der sozialen Verteidigung“ haben, wie bei andern Lehren Lombrosos, wieder Garofalo und Ferri übernommen. Jener verbindet mit den Gedanken des Meisters in genialer Weise Darwinsche Ideen, indem er die Prinzipien der Anpassung und der Ausstoßung als maßgebend für die Strafe erklärt. Genauer: die Strafe kann nach Garofalo nur einen doppelten Sinn haben: entweder den, daß sie den verbrecherischen Instinkten ein Gegengewicht schafft und den früheren Verbrecher auf diese Weise in ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft umwandelt (Anpassung)

---

[1]) La justice pénale (1898) S. 65.

[2]) L'Uomo delinquente (1. Aufl.) S. 202. 208.

— oder den andern, daß sie den Verbrecher aus der menschlichen Gesellschaft oder der durch ihn gefährdeten Umgebung entfernt (Ausstoßung). Als Mittel der Anpassung erscheinen bei Garofalo Geldstrafe und Entschädigung des Verletzten. Wo Anpassung nicht möglich ist, tritt die Ausstoßung ein, und diese vollzieht sich in verschiedenen Formen, die sich je nach dem Grade der Gefährlichkeit von der Todesstrafe bis zur Entfernung aus einem bestimmten Orte abstufen.[1])

Trotz vieler Abweichungen im einzelnen wird Ferri im Grunde von dem gleichen Gedanken beherrscht. Nur insofern glaube ich einen tieferen Gegensatz zwischen beiden konstatieren zu können, als sie die Anpassungsfähigkeit des Verbrechers nach verschiedenen Kriterien beurteilen. Während nämlich Garofalo den in Frage stehenden Schluß aus dem Verbrechen und dessen Nebenumständen ziehen will, gewinnt man bei Ferri den Eindruck, daß er das Hauptgewicht auf die anatomischen Abnormitäten legt. Im einzelnen empfiehlt Ferri gegen geborene und Gewohnheitsverbrecher Ausstoßung durch Verweisung in eine Ackerbaukolonie, gegen Gelegenheits- und Leidenschaftsverbrecher Zwang zur Schadloshaltung des Verletzten.[2])

Zeigt sich uns Ferri hinsichtlich der praktischen Ausnutzung des Verbrechertypus als besonders konsequenten Lombrosianer, so hat doch weder er noch meines Wissens irgend ein andrer Positivist die Folgerungen aus der Behauptung des Verbrechertypus voll und ganz gezogen. Denn ist es wahr, daß sich wenigstens der *geborene* Verbrecher aus körperlichen Abnormitäten erkennen läßt, so versteht man durchaus nicht, weshalb man ruhig warten soll, bis er wirklich ein Verbrechen begangen hat. Normalerweise *muß* er ja zu gegebener Zeit töten, rauben, stehlen — ist es da nicht eine Sünde gegen Staat und Gesellschaft, ihn so lange frei herumlaufen zu lassen, bis sich die äußere Veranlassung zum Verbrechen bietet? Ihre Pflicht würden die Behörden vielmehr nur dann erfüllen, wenn sie jeden Menschen nach Erreichung eines bestimmten Lebensalters körperlich oder auch geistig untersuchten und ohne weiteres alle die beseitigten, bei denen sich die Eigentümlichkeiten des geborenen Verbrechers vorfänden.

Tarde soll einmal gesagt haben: Lombroso wirkt wie Kaffee, er nährt nicht, aber er regt an. Jedenfalls hat sich das Anregende seiner Lehre auch in Deutschland gezeigt. Denn wer der Ansicht ist, daß sich das Wesen der Strafe in ihrer Wirkung auf die verbrecherische Persönlichkeit erschöpft, der ist — mag er heißen wie er will — von dem italienischen Irrenarzt in seinen Anschauungen zum mindesten bestärkt worden. Aber auch die am weitesten links stehenden unter den deutschen Kriminalisten unterscheiden sich von Lombroso dadurch, daß sie den Verbrechertypus leugnen, das Hauptgewicht auf die sozialen Faktoren des Verbrechens legen und als Erkenntnismittel für die verbrecherische Persönlichkeit die Strafanstalt verwerten wollen.

---

[1]) Criminalogie S. 201 ff. 403 ff.

[2]) Das Verbrechen als soziale Erscheinung S. 402 ff., Justice pénale S. 73 ff.

Hierauf beruht der Vorschlag der „unbestimmten Strafurteile“. Da nämlich der Richter den Verbrecher nicht genügend kennt, also nicht weiß, welche Strafe gerade für ihn paßt, so soll die Dauer der Freiheitsstrafe nicht von dem Richter bei der Urteilsfällung, sondern von andern Behörden auf Grund der Erfahrungen bestimmt werden, die man in der Strafanstalt mit dem Verbrecher macht. Dieser und andre Gedanken bedeuten ebenso wie die Lehre Lombrosos einen Bruch mit der Forderung des Gleichmaßes von Verbrechen und Strafe, einen Bruch mit der Idee der Gerechtigkeit in dem überkommenen Sinne.

Hierin und in der Leugnung der Willensfreiheit liegt das Bindeglied zwischen den italienischen Positivisten und den deutschen Reformern, irrtümlich ist aber die häufig behauptete Identität der italienischen und der deutschen Bewegung, ja, der neueste Stand der Dinge diesseits der Alpen läßt vermuten, daß die deutsche „soziologische“ Auffassung von Verbrechen und Strafe eher ein Kompromiß mit der „klassischen“ Richtung als mit der „positiven“ eingehen wird.

Das Sehen unter normalen und abnormen Verhältnissen.

Von

Dr. A. Bielschowsky, Dozent an der Universität Leipzig.

Im Sprachgebrauch bedeutet „Auge“ dasselbe wie „Sehorgan“. Man sagt: „Ich habe schlechte Augen“; es hieße richtiger: „Ich kann schlecht sehen.“ Es giebt nämlich Fälle von Schwachsichtigkeit und Blindheit, bei denen an den Augen gar nichts Krankhaftes zu finden ist. Das Sehorgan, von dessen Beschaffenheit das Sehvermögen abhängt, ist ein umfangreicher und komplizierter Apparat, zusammengesetzt aus drei Hauptbestandteilen: dem Auge, dem Sehnerven und dessen Wurzelgebiet im Gehirn. Der Prozeß des „Sehens“ spielt sich in letzter Instanz in der Hirnrinde ab: hier entstehen die Gesichtsempfindungen auf Grund eines seinem Wesen nach noch unbekannten Vorgangs, der in der Regel durch die vom Auge und Sehnerven zufließenden, aber auch durch direkte Reize hervorgerufen wird. Auch wenn Augen und Sehnerven zu Grunde gegangen sind, giebt es noch Gesichtsempfindungen, solange nur die Hirnrinde noch funktionsfähig ist. Man kann von Blinden, die nicht mehr im stande sind, hell und dunkel zu unterscheiden, eingehende Beschreibungen zu hören bekommen von eigentümlichen Figuren und leuchtenden Farben, die sie „sehen“. Derartige Gesichtsempfindungen, die natürlich keinerlei Beziehung zur Außenwelt haben, sind der Ausdruck für Er-

regungsvorgänge in der Hirnrinde, die durch deren direkte Reizung — z. B. durch Druckschwankungen in den Blutgefäßen — ausgelöst werden. Ist aber die Funktion jenes Bezirks der Hirnrinde, den man als Endglied des Sehorgans betrachten kann, vernichtet, so ist auch bei völliger Intaktheit von Auge und Sehnerv kein Sehen möglich.

Das Auge, dem wir beim Sehakt soeben nur eine vermittelnde Rolle zugestanden haben, hat jedoch eine besondere Bedeutung dadurch, daß es die Gesichtsempfindungen gewissermaßen zu Spiegelbildern der Außenwelt werden läßt und uns auf diese Weise die Orientierung im Raume ermöglicht, was der Tastsinn, das zweite Organ des „Raumsinns", nur in sehr beschränktem Umfange vermag. Hierzu verhilft dem Auge vor allem der Umstand, daß durch das („objektive") Licht in der Netzhaut eigenartige Prozesse von im wesentlichen chemischem Charakter hervorgerufen werden, die den in der Netzhaut endigenden Sehnerven und durch dessen Vermittlung auch seine Ursprungsstätte im Gehirn in Erregung versetzen. Weder das Gehirn noch der Sehnerv ist direkt durch Licht erregbar, wenn auch durch andersartige (mechanische, chemische, elektrische) Reizung jener beiden Lichtempfindungen ausgelöst werden.

Hierfür mögen folgende Belege angeführt werden:

Ein umschriebener Bezirk des Augenhintergrundes ist „blind", d. h. durch Licht unerregbar, wovon man sich durch einen einfachen Versuch überzeugen kann. Man schließe z. B. das linke Auge und fixiere mit dem rechten eine kleine Marke auf dunklem Grunde, während ein weißes Scheibchen in horizontaler Richtung langsam von der Marke aus nach rechts verschoben wird. In einer gewissen Entfernung von letzterer — die unablässig fixiert werden muß — verschwindet plötzlich die Scheibe und taucht erst bei weiterem Verschieben wieder auf. Das Unsichtbarwerden der Scheibe beruht darauf, daß ihr Bild im Auge in jenem Augenblick auf die Eintrittsstelle des Sehnerven in die Netzhaut fiel und der Sehnerv — wie wir gehört haben — durch Licht nicht direkt erregbar ist.

Bei der Entfernung des z. B. durch Krankheit zerstörten Auges wird im Moment der Durchschneidung des Sehnerven von (nicht narkotisierten) Patienten eine blendend helle Lichtempfindung angegeben, die also hier durch rein mechanischen Reiz ausgelöst wird.

Von den Bestandteilen des Auges interessiert uns außer der Netzhaut, dem lichtempfindlichen Endapparate des Sehnerven, namentlich auch der lichtbrechende (dioptrische) Apparat, speziell also die Hornhaut und die (Krystall-)Linse. Erstere ist eine durchsichtige, annähernd halbkugelig gekrümmte Membran, die in die Vorderwand des Augapfels eingefügt ist; letztere ein normalerweise krystallklarer Körper von breiiger Konsistenz und der Form einer bikonvexen Linse. Sie ist von einer elastischen Kapsel umgeben und in einem Bandapparat so aufgehängt, daß ihr vorderer Pol in der Ebene der Pupille gelegen ist. Ins Auge tretende Lichtstrahlen erleiden zunächst an der Hornhaut, dann an der Vorder- und zuletzt an der Hinterfläche der Linse eine Ablenkung von ihrer Verlaufsrichtung, und zwar im Sinne einer immer stärker werdenden Konvergenz. Um die Darstellung zu vereinfachen, wollen wir

uns die Brechkraft des ganzen dioptrischen Apparates in einer einzigen brechenden Fläche vereinigt denken: dann finden wir das Schema des Auges in einem primitiven photographischen Apparat, bestehend aus einem an der Innenfläche geschwärzten Kasten, der in seiner vorderen Oeffnung eine Konvex-(Sammel-) Linse und als Hinterwand eine lichtempfindliche Platte enthält. Soll die Platte scharfe Bilder von den Außendingen erhalten, so muß sie in der Brennebene der Linse gelegen sein, d. h. die durch letztere „gesammelten" (konvergent gemachten) Lichtstrahlen, die von einem Punkte des Außenraums ausgehen, müssen sich auf der Platte wieder in einem Punkte schneiden.

Dementsprechend ist das normal gebaute Auge ein solches, bei dem die Netzhaut in der Brennebene des dioptrischen Apparates liegt.

Ist der photographische Apparat auf ein fernes Objekt eingestellt, so geben näher gelegene Dinge auf der Platte unscharfe, verwaschene Bilder. Warum? Das ferne Objekt entsendet annähernd parallel verlaufende, das nähere hingegen divergierende Strahlen. Wie aus der schematischen Zeichnung (Fig. 1a) hervorgeht, schneiden sich die von dem nahen Punkt P ausgehenden Strahlen erst hinter der Platte (AB). Jeder Punkt eines nahen Objektes giebt daher auf der Platte statt eines punktförmigen ein flächenhaftes Bild (C D in Fig. 1 a), das an Lichtstärke geringer und gegen die unbeleuchtete Umgebung nicht scharf abgesetzt ist („Zerstreuungskreis"). Als Bild einer senkrechten Linie würde man unter solchen Umständen ein mehr oder weniger breites Band mit verwaschenen Rändern erhalten. Ist der Apparat auf den nahe gelegenen Außenpunkt P eingestellt (Fig. 1b), was durch Verschiebung der Platte von E nach F erreicht wird, so werden die von ferneren Punkten kommenden, also parallel beziehungsweise weniger divergent verlaufenden Strahlen schon vor der Platte vereinigt und geben auf dieser Zerstreuungsbilder.

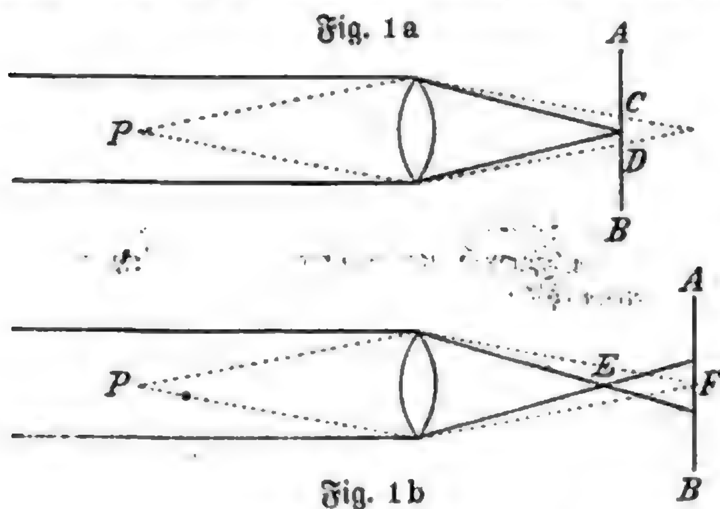


Fig. 1a

Fig. 1b

Auch das Auge kann entweder ferne oder nahe Objekte scharf sehen, nicht aber beides zur selben Zeit. Dies zeigt ein einfacher Versuch. Man halte einen feinmaschigen Schleier (oder ein Drahtnetz) zwischen Augen und ein in bequemer Leseweite liegendes Buch. Betrachtet man den Schleier, so ist es unmöglich, zu gleicher Zeit mehr als ganz verschwommene Umrisse von der Druckschrift des Buches zu sehen. Blickt man aber durch den Schleier auf das Buch, so vermag man während des Lesens keinerlei Konturen von dem Maschenwerk des Schleiers zu erkennen.

Wie dieser Versuch und die tägliche Erfahrung lehrt, kann sich das Auge — wenigstens bei den meisten Menschen unter vierzig Jahren — in raschem und beliebigem Wechsel für nahe und ferne Objekte „accommodieren". Während aber beim photographischen Apparat hierzu eine jedesmalige Verschiebung der Platte notwendig ist, bleibt die Netzhaut im Auge unverändert an ihrem Platz, nur die Brechkraft des Auges wird nach Bedarf gesteigert oder verringert. Es ist eins der vielen Verdienste des genialen v. Helmholtz, den sinnreichen Mechanismus der Accomodation des menschlichen Auges richtig erkannt zu haben. Beim Sehen in die Ferne ist die Krystalllinse unter dem Einfluß der straffen Spannung ihres Aufhängebandes abgeflacht, ihr Dickendurchmesser beträchtlich kleiner, als wenn sie aus ihrem Bande gelöst ist. Wandert der Blick von einem fernen auf ein nahes Objekt, so läßt die Thätigkeit eines Muskels, der mit dem Aufhängeband der Linse in Verbindung steht, ersteres erschlaffen, und alsbald strebt die Linse vermöge ihrer Elastizität der Kugelform so weit zu, als es durch Nachlaß der Spannung ermöglicht ist. Der Gewinn des normalen jugendlichen Auges an Brechkraft ist hierbei gerade so groß, daß die von jenem nahen, die Aufmerksamkeit fesselnden Objekt entsendeten Strahlen auf der Netzhaut ein scharfes Bild entwerfen können.

Wie alle Gewebe des Körpers, so verliert auch die Linse mit vorrückendem Alter an Elastizität; der Dickenzuwachs bei Entspannung ihres Aufhängebandes wird immer kleiner, und nach dem sechzigsten Lebensjahre ist die Linse überhaupt keiner Gestaltsänderung mehr fähig. Die ersten auf diesen Vorgang zu beziehenden Störungen stellen sich in der Regel Mitte oder Ende der vierziger Jahre ein: das Gefühl der Anstrengung und leichter Ermüdbarkeit der Augen beim Lesen sehr kleiner Schrift oder beim Sticken, Nähen u. s. w.; das Bestreben, die Nahearbeit in möglichst große Entfernung vom Auge zu verlegen und schließlich die völlige Unfähigkeit zu derartigen Arbeiten. Daß nicht ein Nachlassen der Sehkraft diesen Störungen zu Grunde liegt, ergiebt sich aus der ungeminderten Sehtüchtigkeit beim Fernsehen, wie aus der Einfachheit und Promptheit, mit der den Beschwerden abzuhelfen ist: was die Linse im Auge nicht mehr zu leisten vermag, wird durch eine vor das Auge gesetzte Konvexlinse erreicht, nämlich die zur Einstellung des Auges auf nahe Objekte erforderliche Erhöhung seiner Brechkraft. Die Alterssichtigkeit, wie die eben erörterte Störung genannt wird, ist also keine Erkrankung, sondern nur der Ausdruck für den normalerweise und ganz regelmäßig eintretenden Elastizitätsverlust der Linse.

Wenn wir uns in Fig. 1a die lichtempfindliche Platte A B näher an die Linse herangerückt denken, so haben wir ein Schema des übersichtigen Auges vor uns. Früher hat man die Uebersichtigkeit mit der Alters- (oder Weit-) sichtigkeit identifiziert auf Grund der gemeinsamen Eigenschaft, durch Konvexgläser korrigierbar zu sein. Aber die beiden optischen Fehler sind prinzipiell verschieden voneinander: ein alters-(weit-)sichtiges Auge, wenn es sonst normal gebaut ist, empfängt von fernen Objekten scharfe Netzhautbilder, ist

also für parallele Strahlen eingestellt, nur vermag es sich für divergent einfallende, von nahen Objekten ausgehende Strahlen (durch Erhöhung seiner Brechkraft) nicht oder nur ungenügend zu accommodieren. Der Fehler des übersichtigen Auges hingegen liegt, wie der oben gemachte Hinweis auf die Lage von A B in der Fig. 1a andeutete, in einer abnormen Kürze des Augapfels bei ganz normaler Brechkraft und Accommodationsfähigkeit. Die Folge des zu kurzen Baues zeigt Fig. 2: parallel eintretende Strahlen vereinigen sich erst hinter der Netzhaut, da diese vor der Brennebene des dioptrischen Apparates gelegen ist.

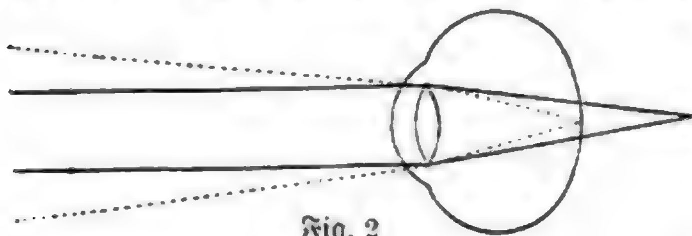


Fig. 2

Ein übersichtiges Auge vermag — solange die Linse sich im Ruhezustande befindet — nicht einmal von fernen, geschweige denn von nahen Gegenständen scharfe Netzhautbilder zu erhalten. Dies wäre nur möglich, wenn die Lichtstrahlen schon vor dem Eintritt ins Auge konvergent verliefen (vergl. die punktierten Linien in Fig. 2); solche Strahlen giebt es aber nicht, denn die allerfernsten Objekte senden nur parallele Strahlen aus. Dem Uebel kann auf zweierlei Art abgeholfen werden: durch willkürliche Erhöhung der Brechkraft (Accommodation), wobei die Brennstrecke des dioptrischen Systems gerade um so viel verkürzt wird, daß die Netzhaut wieder in die Brennebene zu liegen kommt, oder mit Hilfe eines Konvexglases, das, vor das Auge gesetzt, den Lichtstrahlen denjenigen Grad von Konvergenz giebt, den sie haben müssen, um auf der Netzhaut zur Vereinigung zu gelangen. Hieraus ergiebt sich folgendes: ist der Fehler im Bau des Auges, d. h. also die Uebersichtigkeit nicht zu hochgradig und verfügt das Individuum noch über ein ausreichendes Accommodationsvermögen, so ist deutliches Sehen schon ohne Konvexgläser möglich. Der Beginn der Alterssichtigkeit fällt jedoch beim Uebersichtigen in eine frühere Periode als beim Normalsichtigen, da der erstere stets einen Ueberschuß von Accommodation zum Ausgleich des Baufehlers seines Auges aufzubringen hat. Während der Normalsichtige auch im Alter stets ohne Brille gut in die Ferne sehen kann, braucht der Uebersichtige, sobald seine Linse die Fähigkeit der Wölbungsvermehrung eingebüßt hat, neben seiner Nahebrille noch eine zweite Brille für die Ferne, was nach dem oben Gesagten leicht verständlich ist.

Ganz analoge optische Verhältnisse wie bei dem Uebersichtigen im Alter bestehen bei Fehlen der Linse, z. B. nach ihrer operativer Entfernung wegen Trübung (Star). Die Brechkraft eines solchen Auges ist so vermindert, daß sich parallele Strahlen erst weit hinter der Netzhaut schneiden, ebenso wie bei einem hochgradig übersichtigen Auge. Da ohne Linse der Brechungsfehler nicht spontan ausgleichbar ist, bedarf es zum deutlichen Sehen für jede Entfernung eines Konvexglases, das deutliches Sehen nur innerhalb eines eng begrenzten Spielraumes gestattet. Ein am Star operierter Handwerker, der seine Arbeit in 50—60 Centimeter Entfernung vom Auge verrichtet, hätte also drei

Brillen nötig: die schwächste zum Sehen in die Ferne, eine stärkere für seine Arbeit, die stärkste zum Lesen und Schreiben (in 30—40 Centimeter).

Kehren wir nochmals zu Fig. 1 zurück. Läge die Netzhaut nicht entsprechend der Line A B in Fig. 1 a, dem Schema eines für die Ferne eingestellten normalsichtigen Auges, sondern weiter zurück, also hinter der Brennebene des dioptrischen Systems (wie A B in Fig. 1 b), so haben wir ein Schema des kurzsichtigen Auges vor uns. Dieses ist — im Gegensatz zu dem abnorm kurzen übersichtigen — ein abnorm langes Auge. Wir entnehmen jenem Schema, daß parallel eintretende Strahlen sich vor der Netzhaut schneiden (E in Fig. 1b), ferne Objekte also unscharf — in Zerstreuungskreisen — erscheinen müssen. Nur wenn die Strahlen, von einem relativ nahen Punkte (P in Fig. 1 b) ausgehend, mit einer gewissen Divergenz ins Auge gelangen, kann auch ein punktförmiges Bild (F in Fig. 1 b) auf der Netzhaut zu stande kommen. Jener Außenpunkt, der Fernpunkt des kurzsichtigen Auges, liegt diesem um so näher, je höher die Kurzsichtigkeit, d. h. je länger das betreffende Auge ist. Der Accommodation bedarf der Kurzsichtige nur zur Einstellung auf noch näher, also diesseits des Fernpunktes gelegene Objekte. Demzufolge zeigt sich bei ihm die Alterssichtigkeit nur für den Fall, daß der Abstand des Fernpunktes vom Auge größer ist als die Entfernung, in der die betreffende Naharbeit verrichtet werden muß. Liegt der Fernpunkt z. B. in 30 Centimeter, so braucht der Kurzsichtige bis an sein Lebensende zum Lesen und Schreiben keine Brille, da die Objekte in dieser Entfernung im nichtaccommodierten Auge scharfe Netzhautbilder geben.

Wie aber verhilft man dem Kurzsichtigen zum deutlichen Sehen ferner Objekte? Damit die Netzhaut in die Brennebene des dioptrischen Systems zu liegen kommt, müssen wir dessen Brennweite entsprechend verlängern, das heißt also die Brechkraft des Auges mindern. Dies geschieht durch Konkav- oder Zerstreuungslinsen, deren Wirkung Fig. 3 veranschaulicht. Die ausgezogenen Linien zeigen den Strahlengang ohne Konkavlinse, die punktierten Linien seine Abänderung durch Vorsetzen der die Kurzsichtigkeit eben korrigierenden Linse.

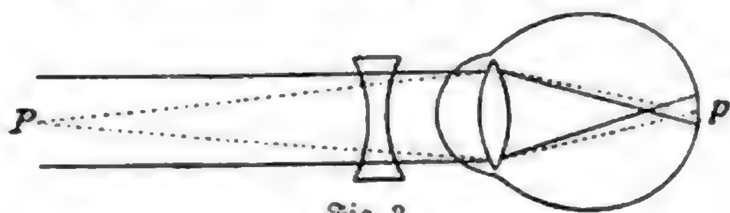


Fig. 3

Wir sehen, daß die parallel zum Auge verlaufenden Strahlen, nachdem sie die Konkavlinse passiert haben, divergent sind, als kämen sie von einem Punkt P her. Dieser ist der Fernpunkt des kurzsichtigen Auges, die von ihm ausgehenden Strahlen vereinigen sich in der Netzhaut (p).

Als optischer Fehler des Auges bildet die Kurzsichtigkeit, wie wir gesehen haben, das vollkommene Gegenstück zur Uebersichtigkeit. Eine Sonderstellung nehmen indessen diejenigen Fälle von Kurzsichtigkeit ein, die während des Wachstums des Individuums eine rapide Zunahme zeigen und außerordentlich hohe Grade erreichen können. Denn die abnorme Verlängerung des Aug-

apfels, die in der Zunahme der Kurzsichtigkeit zum Ausdruck gelangt, bedingt eine so starke Dehnung seiner Wandung, daß deren zartere Bestandteile, namentlich Aderhaut und Netzhaut, sehr häufig ernsten Schaden nehmen. Die nebenstehende Fig. 4 zeigt die natürlichen Größenverhältnisse eines annähernd normalsichtigen und eines höchstgradig kurzsichtigen Auges im Umriß; der Unterschied im Längsdurchmesser beträgt 8 Millimeter. Für die schweren Formen der Kurzsichtigkeit muß man wohl eine angeborene Disposition der betreffenden Augen annehmen, die darin besteht, daß eine zu schwache Wandung den während des Lebens einwirkenden, gleich zu erörternden Schädlichkeiten gegenüber nicht genügende Widerstandsfähigkeit besitzt. Durch eingehende statistische Untersuchungen (H. Cohn) ist festgestellt, daß die Augen der Neugeborenen ebensowenig wie die Augen wilder Völkerschaften kurzsichtig sind, daß unter den Kindern der Prozentsatz der Kurzsichtigen steigt mit der Höhe der Schulklasse und der Höhe der an die Schüler gestellten Anforderungen (unter den Gymnasiasten sind viel mehr Kurzsichtige als unter gleichaltrigen Volksschülern), und daß endlich die Kurzsichtigkeit in Berufszweigen, in denen dauernd feine Arbeit in der Nähe zu verrichten ist (bei Lithographen, Schriftsetzern), außerordentlich verbreitet ist. Hieraus folgt, daß wir in der Nahearbeit Schädlichkeiten zu suchen haben, die ein abnormes Längenwachstum des Auges wenn nicht veranlassen, so doch zweifellos unterstützen. Wahrscheinlich ist es der Druck der beim Nahesehen zur Verwendung kommenden äußeren Augenmuskeln, wodurch eine seitliche Abplattung und bei krankhafter Nachgiebigkeit der Wandung eine Ausdehnung des Auges in der Längsrichtung bewirkt wird. Die Thatsache, daß die schwersten Formen der Kurzsichtigkeit bei Kindern hochgradig kurzsichtiger Eltern gefunden werden, spricht für die wichtige Rolle, die der Vererbung bei der Anlage zur Kurzsichtigkeit zukommt. Was zur Einschränkung und Verhütung der Kurzsichtigkeit zu thun ist, ergiebt sich nach dem Gesagten eigentlich von selbst: die Nahearbeit muß unter Bedingungen geleistet werden, die die erwähnten schädlichen Einflüsse so wenig als möglich zur Wirkung gelangen lassen. Für diesen Zweck hat die moderne Schulhygiene schon viel geleistet durch gute Beleuchtung der Schulzimmer und rationell gebaute Sitzplätze und Schreibpulte, die eine aufrechte und bequeme Körperhaltung ermöglichen. Die Einrichtung regelmäßiger Untersuchungen der Kinder durch behördlich verpflichtete Schulärzte läßt frühzeitig das Bestehen eines fehlerhaften Baues der Augen erkennen und durch Verordnung korrigierender Brillen, die namentlich den Kurzsichtigen erst das Arbeiten in der normalen Distanz (35—40 Centimeter vom Auge) ermöglichen, eventueller Verschlimmerung vorbeugen. Kinder, bei denen die Höhe der vom Arzt gefundenen Kurzsichtigkeit schon eine unmittelbare Gefahr bedeutet,

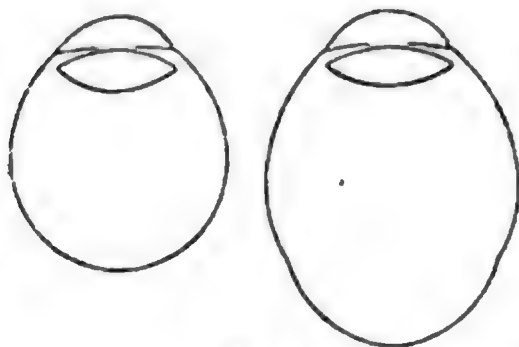


Fig. 4

sind von feineren Arbeiten in der Nähe, z. B. Zeichnen, weiblichen Handarbeiten und dergleichen, am besten ganz zu befreien; ihre Widerstandsfähigkeit muß durch gute Ernährung, reichlichen Aufenthalt im Freien, regelmäßige und häufige Erholungspausen während der Arbeit möglichst zu heben versucht werden.

Die Behandlung der höchstgradigen Kurzsichtigkeit hat in neuester Zeit eine bedeutende Vervollkommnung erfahren durch die *operative Entfernung der Krystalllinse*.

Die hieraus resultierende *Minderung der Brechkraft* des dioptrischen Apparates bringt eine derartige *Verlängerung der Brennweite* des letzteren mit sich, daß die *Netzhaut in die Brennebene* oder wenigstens in deren unmittelbare Nähe zu liegen kommt. Die Operierten sehen dann günstigsten Falls *ferne* Objekte ohne (Konkav-)Gläser deutlich und brauchen nur für die Nähe eine schwache Konvexbrille als Ersatz für das (mit der Linse) verloren gegangene Accommodationsvermögen.

Der unmittelbare Erfolg der operativen Behandlung beruht somit auf der zweckmäßigen Abänderung der Brechungsverhältnisse im kurzsichtigen Auge; weiterhin wird dadurch, daß dem Betreffenden eine bequeme Nahearbeit in hinreichend großer Entfernung ermöglicht ist, die Gefahr des fortschreitenden Längenwachstums des Auges vermindert, wenn nicht dauernd beseitigt.

Im obigen sind nur die wichtigsten und darum meist interessierenden Formen derjenigen Sehstörungen besprochen worden, die in normaler Weise eintretenden Veränderungen (*Alterssichtigkeit*) und in fehlerhaftem Bau der Augen begründet sind (*Kurz- und Uebersichtigkeit*). In eine andre Kategorie gehören die Störungen, die aus einer *schlechten Beschaffenheit des dioptrischen Apparates* selbst entspringen. Außer den *Linsentrübungen*, die als *angeborene* oder im Leben entstandene „Stare“ bekannt sind, zählen hierzu namentlich die so häufig vorkommenden *Flecken in der Hornhaut*, die als die Reste ehemaliger Hornhautentzündungen oder -geschwüre die betreffenden Hornhautpartien für Lichtstrahlen entweder unpassierbar machen oder aber eine so unregelmäßige Brechung der letzteren verursachen, daß keine scharfen Netzhautbilder zu stande kommen können. In Fällen dieser Art kann durch Brillen natürlich höchstens eine geringe, auch durch operative Maßnahmen nur unter besonderen Umständen eine nennenswerte Besserung erzielt werden.

Die bisher erörterten Sehstörungen haben das Gemeinsame, daß sie rein *physikalischen Ursprungs* sind, indem sie nur von der Art und Weise des Strahlenverlaufs innerhalb des Auges abhängig sind. Ihnen gegenüber kann man als zweite Hauptgruppe die Störungen des *lichtempfindlichen oder nervösen* Apparates des Sehorganes aufstellen, der sich zusammensetzt aus der *Netzhaut*, innerhalb der dem Licht ein erregender Einfluß auf die Endausbreitung des Sehnerven ermöglicht wird, dem *Sehnerven*, der die Erregung fortleitet, und seinem Wurzelgebiet in der *Rinde des Hinterhauptlappens des Gehirns*, aus dessen Erregung die Gesichtsempfindungen hervorgehen. Bleibt bei jemand, der über „schlechtes Sehen“ klagt, auch nach Korrektur einer

eventuellen Bauanomalie der Augen durch entsprechende Brillengläser das Sehvermögen mangelhaft und liegen keine Hindernisse im dioptrischen Apparat vor, so gehört diese Sehstörung in die erwähnte zweite Hauptgruppe, und es gilt nur zu ermitteln, welcher Teil des lichtempfindlichen oder des nervösen Apparates erkrankt ist. Auf die daraufbezüglichen subjektiven und objektiven Untersuchungsmethoden und deren mögliche Ergebnisse näher einzugehen, ist in dem engen Rahmen dieser Abhandlung nicht angängig.

Welchen Nutzen hat das Studium des Erdmagnetismus dem Menschen gebracht?

Von

J. Ch. A. Nippoldt

am K. Meteorologisch-Magnetischen Observatorium Potsdam.

Es ist ein Lieblingswort unsrer Tage, wenn wir sagen: wir stehen im Zeitalter der Naturwissenschaften. Forscht man jedoch genauer nach, so findet man, daß es, wenigstens während der letzten Jahrzehnte, weniger die Wissenschaft der allumfassenden Natur ist, unter deren Zeichen wir leben, als vielmehr die angewandte Physik und Chemie, die Naturwissenschaft des Laboratoriums. Gewiß ist es eine des Menschengeistes würdige Sache, wenn er die Ergebnisse von Theorie und Experiment zu seinem direkten Nutzen verwertet, allein darüber darf nicht vergessen werden, daß es der Forschung letztes Ziel und Ende nicht ist, die Naturkräfte anzuwenden oder lediglich unter den vereinfachten Umständen eines Laboratoriumversuches zu verfolgen, sondern daß die Aufgabe eine höhere ist, die darin besteht, die gesammelten Erfahrungen zur Ergründung der Natur im weitesten Sinne zu verwenden. Das Wechselspiel der Naturkräfte im gesamten Weltall bietet die zu lösende Aufgabe; die Resultate der Theorie und Laboratoriumspraxis stellen lediglich die hierzu notwendigen Werkzeuge und Hilfsmittel dar. Diese letzteren vollständig kennen zu lernen und ihrer Herr zu werden, hat lange Zeit mühsamer Arbeit gekostet und wird solche noch viel kosten. Es ist sogar eine weitgehende Spezialisierung des einzelnen nicht zu umgehen gewesen. Um so freudiger vernehmen wir heutzutage, wie viele, scheinbar weit voneinander entfernte Spezialwissensgebiete einander begegnen. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, betrachtet man doch jetzt die Vorgänge des galvanischen Elementes, der Gewitter- und Luftelektrizität, das Wesen des Blutes und der andern tierischen und pflanzlichen Säfte u. a. m. von dem einheitlichen Gesichtspunkt der Ionen-

theorie aus. Je mehr Wissensgebiete sich aber vereinen, desto umfassender wird die moderne Naturwissenschaft, desto näher kommt sie dem Ideale. Es kann also recht wohl ein ganz spezialisiertes Wissensgebiet von Wert, von Nutzen für die Erkenntnis des Naturganzen werden; es kann auch einen gewissen Wert für die momentanen Bedürfnisse des Menschen haben, was wir dann einen praktischen Nutzen nennen.

Die Kräfte, wie sie im Weltall vorkommen, die Medien, auf die sie einwirken, sind keine andern, als sie dem Physiker zu Diensten stehen. Wir sprechen daher von einer kosmischen Physik, zu der in erster Linie die Astrophysik und die Geophysik gehören, d. i. die Physik des Weltalls und die der Erde allein. Der Erdmagnetismus ist ein Zweig der letzteren Wissensart.

Bis vor kurzem war es dem, der nicht gerade Fachmann war, wohl unbekannt geblieben, daß es überhaupt für den Erdmagnetismus eigne Pflegestätten giebt, sogenannte „magnetische Observatorien“. Da auf einmal wurde man, und recht unliebsam, an ihre Existenz erinnert, indem sie gegen die Errichtung so mancher elektrischen Straßenbahn Einspruch erhoben. Es dauerte nicht lange, und man stellte den Vertretern der erdmagnetischen Forschung die Frage, zu was denn der Erdmagnetismus nütze sei. — Diese Frage zeugt von einer gewissen Undankbarkeit gegen das bisher von diesem Wissenszweige Geleistete, die unsrer schnell denkenden und rasch vergessenden Zeit charakteristisch ist.

Man zählt die Einführung des Kompasses in Europa mit zu einem der Momente, die den Beginn der Neuzeit im historischen Sinne kennzeichnen, und dies mit Recht. Man stelle sich nur einmal vor, es existiere keine solche Kraft wie der Erdmagnetismus, dann wäre die nächste Folge die, daß unsre Schiffahrt an die Küste gebunden wäre, wie ehedem. Dies aber zöge nach sich, daß auch heute noch Italien die größte See- und Handelsmacht wäre, China könnte seine Waren nutzbringend nur über Rußland auf dem Landwege zu uns gelangen lassen; Australien und die ozeanischen Inseln wären womöglich noch nicht einmal entdeckt und überhaupt unsre Kenntnis der Erde sehr lückenhaft. Eine Reihe wichtiger Kolonialprodukte flösse uns sehr spärlich zu, und die daher geringe Menge an Nutz- und Edelmetallen, an Kautschuk und andern Rohmateriale würden eine solche Entwicklung der Industrie, wie wir sie heute so froh genießen, unmöglich gemacht haben. Daß die politische Gestaltung der menschlichen Gesellschaft der Erde eine total andre wäre als jetzt, ist ebenfalls klar, wenn es auch vielleicht zweifelhaft, ob man dies als einen Nachteil auffassen sollte.

Daß dem heute nicht so ist, verdanken wir zum Teil auch dem Erdmagnetismus mit seiner Richtkraft, die die kleine Nadel des Kompasses zwingt, eine bestimmte Richtung anzunehmen.

Allerdings ganz so einfach, wie man es ursprünglich erwartete, liegen die Verhältnisse nicht: die Nadel zeigt nicht genau nach Norden, sondern schließt mit der wahren Nordrichtung einen Winkel ein, den der Seefahrer die „Variation“ nennt, der aber allgemeiner unter dem Namen „Deklination“ bekannt ist. Kolumbus war bekanntlich der erste, der entdeckte, daß diese Deklination sich ändert, wenn

man seinen Aufenthaltsort ändert. Seine verschiedenen Reisen führten ihn zur Annahme einer Linie ohne Deklination, einer Linie, wo also die Nadel nach dem wahren Norden zeigte.

Diese Entdeckung ist nachmals von einer großen praktischen Bedeutung geworden, indem Papst Alexander VI. bestimmte, daß alles Land, das östlich von dieser Linie ohne Deklination noch entdeckt werde, Portugal zugehören, und alles Land westlich von ihr, Spanien zufallen solle. Man ahnte damals nicht, daß diese Linie ihre Lage einst ändern werde.

Es lassen sich natürlich auch solche Orte durch Linien miteinander verbinden, die alle eine bestimmte Deklination zeigen; man nennt solche Kurven „Isogonen“. Da man auch sie für unveränderlich hielt, so hoffte man, lediglich aus der Mißweisung des Kompasses den Ort des Schiffes auf See bestimmen zu können, was namentlich dann von Wert gewesen wäre, wenn trübes Wetter oder andre Umstände astronomische Ortsbestimmungen unmöglich gemacht oder vereitelt hätten. So erwuchs das Problem der Längenbestimmung auf See mit Hilfe des Kompasses, und um dies Problem zu lösen, sind mehrere staatlicherseits organisierte Expeditionen ausgesandt worden, die dann zur Anfertigung von Seekarten führten, die für die damals hauptsächlich befahrenen Meere die Deklination zu finden gestatteten. Diese verlief in vielen Gegenden so ungünstig, daß eine Ortsbestimmung auf diese Art nicht auszuführen war, weswegen man versuchte, mit Hilfe einer andern Eigenschaft des Erdmagnetismus der Lösung näher zu kommen. Diese Eigenschaft besteht darin, daß eine z. B. wie eine Wage aufgehängte Magnetnadel sich geneigt einstellt gegen den Horizont, und zwar um einen Winkel geneigt, den man die „Inklination“ nennt. Auch der Wert dieses Winkels ändert sich auf der Erde von Ort zu Ort, und man kann daher auch für ihn Linien gleicher Inklination ziehen, die „Isoklinen“. Auch die ersten Isoklinenkarten hatten keinen andern Zweck, als den der Längenbestimmung auf See.

Heute hat man es aufgegeben, mit Hilfe des Erdmagnetismus allein eine sichere Ortsbestimmung zu bekommen, und stützt sich auf die inzwischen vereinfachten und doch präziser gewordenen astronomischen Ortsbestimmungen, während die Deklination dazu dient, den Kurs zu halten, d. h. diejenige Richtung einzuhalten, die man nach der letzten astronomischen Ortsbestimmung einhalten muß, um dorthin zu gelangen, wo man hin will. Dazu ist aber das erste Erfordernis, daß man gute Isogonenkarten besitzt, und das zweite, daß man gute Instrumente zur Verfügung hat.

Es ist mit eine der Hauptaufgaben der erdmagnetischen Observatorien, die Richtigkeit dieser Isogonenkarten auf die Dauer zu gewährleisten.

Da naturgemäß auf hoher See selbst erdmagnetische Messungen seltener vorgenommen werden können, so beruht unsre ganze Kenntnis von der Verteilung des Erdmagnetismus über die Erde hauptsächlich auf den Messungen an Land, seien es nun Kontinente oder Inseln. Die Pflege dieser Beobachtungen und die dauernde Kontrolle über die allmählichen Aenderungen sind die Aufgabe der erdmagnetischen Observatorien. Ihre dauernde Störung durch die

vagabundierenden Ströme elektrischer Straßen- oder Fernbahnen würde dies unmöglich machen und somit dem Seeverkehr schaden. Der Einwand, ein magnetisches Observatorium dürfe dem Verkehr kein Hindernis in den Weg legen, ist also hinfällig. Es dürfte wohl auch in weiterem Kreise bekannt sein, daß namentlich die deutschen, vom Direktor der Deutschen Seewarte, Geheimrat v. Neumayer, herausgegebenen magnetischen Karten als gute Karten gelten, und wir Deutschen dürfen daher uns nicht durch augenblickliche Interessen die Führung auf diesem Gebiete nehmen lassen.

Was die Güte der Kompasse an Bord betrifft, so ist es hier mit der exakten mechanischen Arbeit allein noch nicht gethan; es muß ein solches Instrument auch gut „kompensiert“, d. h. von dem Einfluß befreit sein, den das am Schiffskörper befindliche Eisen auf die Nadel ausübt. Diese Kompensation ist eine schwierige Aufgabe, muß aber mit aller Sorgfalt durchgeführt werden, falls man nicht Gefahr laufen will, entweder nur auf Umwegen an sein Reiseziel zu kommen, oder an unerwarteten Klippen oder Küsten zu scheitern. Jedes Schiff, besonders aber eiserne, müssen daher vor jeder Fahrt den Einfluß des Eisens, d. i. die sogenannte „Deviation“ sorgfältig bestimmen. Die praktische Bedeutung, die dadurch die erdmagnetische Meßkunst für die Marine gewinnt, hat (namentlich für die Zwecke unsrer Kriegsflotte) zur Erbauung des kaiserlichen Marineobservatoriums in Wilhelmshaven geführt, aber auch an der deutschen Seewarte selbst beschäftigt sich eine eigne Abteilung mit dem Untersuchen des Schiffskompasses, einer Arbeit, deren Durchführung zurzeit große Schwierigkeiten bereitet, da man eben der elektrischen Straßenbahnen wegen nur nachts beobachten kann und dann nur wenige Stunden.

Wie wichtig genaue Kenntnis des Erd- und Schiffsmagnetismus für die Schiffsführung ist, illustriert folgende, den Annalen der Hydrographie (herausgegeben von der deutschen Seewarte) aus einer Uebersicht über die Seeunfälle deutscher Schiffe entnommene Zusammenstellung:

Am 24. Oktober 1895 strandete an der holländischen Küste der Dampfer „Thasos“, da er auf Umbauten am Schiff nicht genügend Rücksicht genommen hatte, so daß sein Kompaß falsche Angaben lieferte. Noch gröber war die Fahrlässigkeit bei dem Vollschiff „Andromeda“, das am 15. März 1888 an der englischen Küste verunglückte, da der Einfluß der Ladung, die aus Eisen bestand, nicht in Betracht gezogen wurde. Noch sehr glimpflich kam die eiserne Bark „Gutenberg“ davon, die am 27. Dezember 1887 bei Hasborogh auf Strand geriet, aber wieder abgebracht werden konnte. Hier war der Kompaß in einer Verfassung, die ihn zum Navigieren unbrauchbar machte; hatte doch der eine Kompaß sogar eine derartige Beule, daß sich die Nadel kaum bewegen konnte. Einen Monat vorher strandete der Dampfer „Hektor“ an der englischen Ostküste, da er zwar vor der Ausreise seine Kompasse hatte reparieren lassen, nicht aber eine Bestimmung der dadurch doch geänderten Deviation vorgenommen hatte. Am 5. Dezember desselben Jahres strandete ebenfalls infolge nicht berücksichtigter Eisenladung der Dampfer „Union“ bei Lemvig.

Es giebt auf See Stellen, wo die Richtung der Deklination von Natur aus so gestört ist, daß ein Schiff, das unerwarteterweise in ein solches Gebiet segelt, vollkommen vom Kurs abkommt und Gefahr läuft, zu scheitern. Eine solche, ganz besonders berüchtigte Gegend ist die Schäreninsel Jussarö im Finnischen Meerbusen, wo innerhalb 20 Jahren fünf Schiffe verunglückten. Nunmehr ist die Gegend eingehend magnetisch aufgenommen. Gerade die Ostsee birgt viele solcher Stellen, so z. B. bei Söderarm, Oeland und Bornholm. Der praktische Wert guter magnetischer Aufnahmen erhellt hier ohne weiteres.

Auch auf dem Lande spielt die Orientierung mit Hilfe der Magnetnadel eine Rolle; soll doch gerade auf Landreisen, nämlich in der Mandschurei, die Südweisung der Nadel (wie die Chinesen sagten) zu allererst in Anwendung gekommen sein. Reisende in unkultivierten Ländern bedienen sich ihrer heute noch mit Vorteil, und es liest sich interessant, wie die englischen Berichterstatter die Niederlage ihrer Landsleute gegen die Buren bei Stormberg aus der mangelhaften magnetischen Vermessung der Gegend erklären. Am ausgedehntesten ist jedoch die Anwendung des Erdmagnetismus im Bergbau und zwar nach mancherlei Richtung hin, so zur Untersuchung des Erzes auf Eisengehalt, der Auffindung von Eisenerzlagern und zur geodätischen Aufnahme der unterirdischen Stollen und Gänge. Hier bekommt der Erdmagnetismus eine solche Bedeutung, daß Bergwerke sogar für ihre eignen Zwecke erdmagnetische Observatorien anlegen. Es hat sich hier eine eigne Nomenklatur, eine besondere Beobachtungskunst und ein anders geartetes Instrumentarium ausgebildet, als dies sonst an Land üblich ist. Was für einen großen praktischen Nutzen die Einführung magnetischer Vermessungen in die Markscheidekunst — sie geschah im 14. Jahrhundert — mit sich führte, zeigen die zeitraubenden und umständlichen Methoden, deren man sich bis dahin bediente, und die sehr häufig den mit ihrer Hilfe gebauten Stollen an ganz andrer Stelle münden ließen, als beabsichtigt war. Sehr oft gingen solche Stollen, statt einander zu treffen, neben- oder übereinander vorbei, und man sah sich genötigt, quere Durchhaue von einem zum andern zu schaffen.

Gelegentlich der Besprechung der verderblichen Einflüsse der Insel Jussarö wurde oben erwähnt, daß es auf See Stellen abnormen magnetischen Verhaltens gäbe; man trifft solche Gebiete auch auf dem festen Lande, zunächst überall da, wo größere Massen eisenhaltigen Gesteines, sei es unter dem Seespiegel, sei es unter der festen Erdoberfläche, gelagert sind. Um solche „Anomalien“, wie sie der Erdmagnetiker nennt, zu finden, genügt es nicht, lediglich die Richtung der Nadel zu bestimmen, man muß auch bestimmen, wie stark sie vom Erdmagnetismus von der wahren Nordrichtung abgezogen wird; denn nur aus der Größe einer Kraft kann man berechnen, wie weit ihr Sitz entfernt ist. Die systematische Untersuchung einer Gegend, d. h. die Bestimmung von „Intensität“ des Erdmagnetismus und seiner Richtung nennt man eine „magnetische Aufnahme- oder Landesvermessung“. Mit Hilfe solcher Aufnahmen gelingt es, Eisenlager zu entdecken, wo sie vielleicht nicht vermutet wurden. Jussarö selbst bietet ein solches Beispiel, da nach den Ergebnissen der magnetischen Aufnahme eine Gesellschaft

von Finanzleuten und Industriellen sich bildete, die den gewerblichen Abbau der so gefundenen Eisenlager in Angriff nahm. Auch das europäische Rußland ist reich an solchen ausgedehnten Anomalien. Im Gouvernement Kursk ist man eifrig dabei, Bohrlöcher in die Tiefe zu treiben, um die allerdings tiefliegenden Eisenlager zugänglich zu machen. In Südrußland war der Betrieb zwar schon lange im Gange, ehe magnetische Aufnahmen das Vorhandensein einer Anomalie ergaben; doch zeigt diese nunmehr erst die Ausdehnung des Gebietes an.

Nicht immer rühren Anomalien von verborgenen Eisenlagern her. Auch die Abwesenheit von Gestein, d. h. Hohlräume der Erdrinde machen sich bemerkbar, wenn hier auch noch nicht volle wissenschaftliche Sicherheit herrscht. Jedenfalls zeigen sich an vielen Orten, wo magnetische Anomalien auftreten, auch geologische Spalten oder gar auch ein anormales Verhalten der Erdschwere, was eben auf Hohlräume schließen läßt. Beispiele sind die Anomalie, die, schon in Südengland nachweisbar, mitten durch Frankreich von Nord nach Süd zieht, die andre, die man in Pennsylvanien entdeckte, und das magnetische Verhalten in der Gegend der fossa magna, einer großen Erdbebenspalte in Japan. Alles dies führt auf einen gewissen Zusammenhang der erdmagnetischen mit geologischen Verhältnissen, und es scheint recht wahrscheinlich, daß wir im Erdmagnetismus ein Mittel finden, die Geologie tiefer Schichten der Erdrinde, die uns sonst nicht zugänglich, zu ergründen. In vulkanischem Gebiete, wo außer den erkalteten Lavenschichten auch Thonlager vorhanden, besteht sogar die Möglichkeit, die Reihenfolge prähistorischer Ausbrüche und damit das relative Alter der einzelnen Schichten festzustellen. Der Erdmagnetismus verspricht also einen praktischen Nutzen für die Geologie.

Außerordentlich groß ist die Bedeutung dieser Naturkraft für unsre gesamte physikalische und technische Meßkunst geworden. Nicht nur die Vielseitigkeit in der Verwendung der verschiedenen Typen von Magnetometern und Galvanometern kommt hier in Betracht; es dürfte bekannt sein, daß die Grundlage unsers so praktischen Maßsystems im Verfolg erdmagnetischer Untersuchungen geschaffen worden, die Gauß und W. Weber einst in Angriff genommen; ich meine das absolute Maßsystem. Denselben Forschern verdanken wir ferner eine große Zahl neuer erdmagnetischer Apparate und Beobachtungsmethoden, die dann zum Teil später auch in andre Zweige der messenden Physik eingeführt wurden, so den Erdinduktor, die Bifilaraufhängung, die Spiegelablesung, das Galvanometer und last not least den magnetelektrischen Telegraphen. Ganz gewaltig und in wenigen Worten gar nicht zu schildern ist der Nutzen, den die theoretische Physik und Mathematik aus der Theorie des Erdmagnetismus schöpfte und stetig weiter erfährt. Allein Gauß verdanken wir die Idee und Theorie des Potentials, die höheren Kugelfunktionen, die Bestätigung des Coulombschen Gesetzes auch für die Fernewirkung der Magnete, den Begriff magnetisches Moment, magnetische Achse u. a. m. Der Gesichtskreis, der uns hier eröffnet wurde, ist heute noch unabsehbar. Ohne diese Hilfe ständen die Theorie und Technik heute nicht so stolz da, wie sie es nunmehr thun können. Es ist ein richtiges, zutreffendes

Wort, das v. Bezold in einem Vortrage über den Erdmagnetismus vor dem Elektrotechnischen Verein zu Berlin aussprach, indem er sagte, der Erdmagnetismus sei gewissermaßen die Mutter der Elektrotechnik.

Mögen die vorliegenden Zeilen darthun, daß damit seine Rolle noch nicht ausgespielt ist, er im Gegenteil verspricht, noch manchen auch praktischen Nutzen zu leisten. Im übrigen ist ein jedes Wissensgebiet so gut existenzberechtigt wie z. B. irgend ein noch so sehr individualisiertes Kunstgebiet, wenn nur beide ihren Zweck darin sehen, den Menschengeist auf eine höhere Erkenntnis des Guten, Wahren und Schönen zu heben. In unsrer natur-philosophischen Zeit verleben die um ihrer selbst willen getriebenen Wissenschaften aber gewissermaßen das, was in rein philosophischen Zeitaltern die Poesie und Dichtkunst war: sie verkörpern das Zeitideal. Einst waren die Lessing und Schiller die geistigen Heroen der Nation, heute heißen sie Helmholtz und Hertz.

Die Komödie im Leben.

Von

Tommaso Salvini.

Keiner ist mehr dazu berufen, einen prüfenden Blick auf die Mängel und die Eigentümlichkeiten, auf die Tugenden und die Verschuldungen des Menschengeschlechts zu werfen, als wir, die wir die dramatische Kunst ausüben; keiner kann diese Dinge besser als wir erklären und auf ihren Grund zurückführen, da uns dabei, wenn auch nicht Unfehlbarkeit, so doch gründliche Sachkenntnis leitet.

Ich will nicht von den kriminellen Verschuldungen reden, sie fallen in den Bereich des Strafgesetzbuchs, auch nicht von den Tugenden, für die unser Gewissen und die Anerkennung unsrer Mitmenschen uns entschädigen, sondern mich nur mit den Fehlern beschäftigen, die, wenn auch nicht strafbar, so doch zu mißbilligen sind.

Neid, Scheelsucht, Eitelkeit, Eifersucht, Geiz, Begehrlichkeit, Dünkel, Stolz und anmaßende Unwissenheit — das, und wenn wir allenfalls noch die Sinnenlust dazu nehmen, möchten, wenn nicht alle, so doch die hauptsächlichsten der verkehrten Triebe des Gesellschaftslebens sein.

Um gerecht und billig zu sein, darf man über den schlechten die guten Eigenschaften nicht übersehen. Ich leugne sie nicht, sondern lasse sie gelten, aber mein Vorhaben ist, die Fehler zu beleuchten, und nicht, den Lobredner der Tugenden abzugeben. Die ersteren müssen gebessert und bekämpft werden; wohl denjenigen, die nur die letzteren besitzen!

Shakespeare hat einmal gesagt, die Welt sei ein Schauspiel, und die Menschen seien die Schauspieler, die die Scene des Lebens beträten und von ihr wieder verschwänden; ich möchte hinzufügen, daß der Mensch von seiner Geburt an ein Komödiant ist. In der That, das kaum geborene Kind stellt sich, als ob es weine, um dieses oder jenes zu erhalten; es spielt daher Komödie. Hat es auch kein andres Mittel, sich verständlich zu machen, so ruft es doch immerhin die Verstellung zu Hilfe; es ist um so mehr der geborene Egoist, als ihm die Schmerzen der Mutter, an deren Brust es ruht, nicht zu Herzen gehen, und es allzu oft nur über die Leiden lacht, die es ihr verursacht. Es thut das unbewußt, wird man sagen, aber nichtsdestoweniger beginnt der Instinkt sich zu offenbaren. Niemand erweist sich als einen scheußlicheren Wüterich gegen unschuldige Insekten als ein kleiner Junge, niemand als einen größeren Vandalen, wenn es gilt, eine Wand zu beschmieren oder zu besudeln, und wenn sie eben auch erst frisch getünscht wäre. Aus dem kleinen Burschen wird ein Lügner und Betrüger, ein Prahlhans, und das um so mehr, je unwissender er ist; er möchte sich gern den Anschein eines Erwachsenen geben, allein er wählt dazu sehr ungeeignete Mittel; er zieht das Spiel, die Frauenzimmer, die Vergnügungen dem Lernen vor, und wenn die Eltern oder die Lehrer nicht wären, die ihn zu ernster Beschäftigung anhalten, würde er sich dem Laster oder dem süßen Nichtsthun ergeben. Und der Erwachsene? Ihm stehen jedenfalls weniger mildernde Umstände zur Seite, als dem erst Heranwachsenden. Die Zellen seines Gehirns sind größer, reifer, stabiler und gestatten ihm eine bessere Selbstkontrolle. Nichtsdestoweniger ist er nicht gegen Fehler gefeit und vor allem nicht gegen denjenigen, sich für etwas zu halten oder halten zu lassen, was er nicht ist. So behaupten z. B. die Päpste, sie seien unfehlbar, und maßen sich ein Vorrecht der Gottheit an. Die Könige wollen unnahbar sein, als ob ihr Fleisch und Bein verschieden von dem der übrigen Menschen wäre. Die Adligen behaupten seit der Vertreibung der Mauren aus Spanien, das blaue Blut ebenso wie das rote zu besitzen. Die Priester denken an den Totenbahren und Altären an das leckere Mittagsmahl, das sie erwartet, oder an die schönen Sünderinnen, die im Beichtstuhl zu ihnen kommen werden. Die Staatsminister räumen mit den dem Interesse des Landes dienenden, von ihren Vorgängern getroffenen Maßnahmen auf, um etwas Neues zu bieten. Die Advokaten führen mit Vorliebe die Prozesse der Reichen, auch wenn sie wissen, daß diese ungerecht sind. Die Aerzte heilen stets die Kranken, wenn sie nicht sterben. Dem Beamten fehlt niemals die Zeit, daran zu denken, wie er wenig oder gar nichts thun könne! Die Künstler sind meistens unzufrieden mit dem Lohne, den sie für ihre Mühe erhalten. Die Arbeiter klagen, sie seien schlecht bezahlt, und im allgemeinen lungern die Leute herum, um weniger zu arbeiten und mehr zu verdienen. Alle aber spielen im Leben ihre Komödie! Die Gesellschaft ist ein großes Theater, die Menschen sind auf ihm die Darsteller, und die öffentliche Meinung ist das Publikum; je nach dem Verlauf der einzelnen Fälle zischt es oder spendet es Beifall; wenige Stücke und wenige Darsteller werden beifällig aufgenommen, viele abgelehnt und ausgezischt.

Diese Ansichten, die viele für die Ausgeburt eines Pessimisten halten werden, sind das Ergebnis einer langen Lebenserfahrung; sie beruhen auf der genauen Beobachtung des gesellschaftlichen Lebens im allgemeinen; sie sind die Urteile eines Mannes, der Glauben, Gewissen und Religion besitzt! Gott allein entzieht sich der Beurteilung. Allein, wenn das göttliche Wesen nicht erörtert werden kann und darf, so ist ein gleiches nicht der Fall mit den fehlerhaften Bestrebungen der Menschheit. Wäre diese Menschheit nicht wie sie ist, wie sie (leider allzu oft nur!) gewesen ist, und wie sie immer sein wird, so würde es mich von Herzen freuen, ihr Loblied zu singen; aber wie soll ich meinem Herzen nicht Luft machen gegenüber der Böswilligkeit und dem Unverstand dieser Schauspieler, die so schlecht spielen und noch schlechter ihre Rolle in der Komödie der Welt zur Geltung bringen? Sie drängen sich so unverschämt in meine Domäne ein, daß ich für sie vor Scham erröte!

Ich gebe zu, daß einzelne Rollen vortrefflich gespielt werden. Zum Beispiel die der Mutter, ein Musterbild der Liebe und Selbstaufopferung; die der Naiven, der gehorsamen Tochter und tugendhaften, zärtlichen Liebhaberin; die des jugendlichen Helden, der sein Leben für das Vaterland opfert — und schließlich die des Wohlthäters, der, ohne auf Lohn zu rechnen, die Leiden der Armen und Elenden lindert; die übrigen aber sind alle miteinander Hunde, Hunde und nochmals Hunde! Ich bediene mich dieses etwas starken Ausdrucks, der gleichwohl im Sprachgebrauch ist, wenn auch ein Edelmann aus Florenz gesagt haben soll, es sei ein Lob, wenn man jemand „Sohn eines Hundes nenne“, und man müsse, um ihn zu beleidigen, eher „Sohn eines Menschen“ zu ihm sagen. Der Mann hatte gar nicht so unrecht. Und da sage mir noch einer, der Mensch sei nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen! Eine unerhörte Gotteslästerung! Ein schlechter und tadelnswerter Ausdruck! Ist er oft nicht schlimmer als ein wildes Tier? Gebraucht er nicht die Vernunft, das Gottesgeschenk, um schändliche Thaten zu begehen? Und wenn er sich nicht zu diesen Ausschreitungen hinreißen läßt, ist er nicht ein Neidhammel, ein Lügner, ein Betrüger, ein Schelm, ein Egoist, ein Prahlhans? Wer darf sich berühmen, daß er in seinem Leben frei auch von nur einem dieser Fehler gewesen? Niemand. Und wenn irgendwo die Grabschrift vorkommt oder vorgekommen ist: „Hier ruht eine Ausnahme,“ kann man sich darauf verlassen, daß es sich dabei um einen anständigen und ehrlichen Mann gehandelt hat.

Man sagt, die Urvölker hätten den Luxus nicht gekannt: sie seien einfach, schlicht und ehrlich gewesen; ja man behauptet, das lateinische Wort „æquitas“ (Rechtschaffenheit) stamme von den alten Aequiern her, die das rechtschaffenste und bravste Volk Italiens gewesen seien. Ach, warum gleichen die heutigen Völkerschaften ihnen nicht! Die einen suchen unwirtliche und noch niemals bewohnte Gegenden zu kolonisieren; die andern eignen sich mit Gewalt in fremdem Besitze befindliche Gebiete an und nehmen unter dem Vorwande, die Zivilisation dorthin zu tragen, oder unter dem, es handle sich um strategisch oder kommerziell wichtige Positionen, dem Fremden sein Eigentum weg. Komödie und immer wieder

Komödie! Eine ernste Komödie, betitelt: Raub, Verlogenheit, Korruption!... Man wird mir sagen: „Warum bleibst du denn in diesem Theater der Welt, wenn es dir Aergernis bereitet und du darüber erröten mußt? Niemand wehrt dir den Ausgang.“ Etwas gemach! Es geschieht sicherlich nicht deinetwegen, wenn ich dort bleibe; ich habe mein Eintrittsgeld bezahlt und will nichts von dem Schauspiel verlieren, wie wenig erbaulich es auch sein mag!

Ich habe etwas weiter oben gesagt, der Schreiber dieser Zeilen sei ein Mann von Gewissen, Glaube und Religion. Das Gewissen legt mir die Verpflichtung auf, die schlechten Tendenzen der Schauspieler zu bekämpfen und womöglich den Versuch zu ihrer Besserung zu machen. Der Glaube weist mich auf die Familie hin, und die Religion verbietet mir, ein Geschenk zu vernichten, das nicht mir gehört. Ach, wenn die Welt kein andres Hilfsmittel hätte, als die Gemeinschaft mit euch, ihr Menschen, wer weiß, ob dann der Glaube, das Gewissen und selbst die Religion es fertig gebracht hätten, es mich auf ihr aushalten zu lassen! Aber die Liebe zu den Familienangehörigen, das Mitgefühl für die großen Verstandeskräfte, die Bewunderung für die großartigen Wunder der Natur sind ein großes Gegengewicht, ein Reizmittel, das einen verführt, zu sich heranzieht und, Gott sei Dank, vergessen läßt.

Wenn ich bis jetzt von der ernsten und schlimmen Komödie gesprochen habe, freut es mich, daß ich nunmehr von der scherzhaften Komödie handeln kann, von der, die lediglich zum Lachen reizt, und deren Darsteller wohl kleine Fehler haben, aber Fehler, die man leicht verzeiht, weil sie zur Heiterkeit stimmen. Ich will einige kleine Geschichtchen erzählen, die mir passiert sind, und die zum Teil von der Unwissenheit und zum Teil von der Oberflächlichkeit der sogenannten Gebildeten handeln. So unglaublich es klingt, so hat es dennoch Leute gegeben, die, nachdem sie mich im „Othello“ gesehen hatten, mir eine Schmeichelei sagen wollten und mich fragten, ob der Autor wohl noch andre Stücke für mich schreiben werde. Eines Abends, als ich aufgefordert worden war, das „Gastmahl des Königs Alboin“ von Prati zu deklamieren, in dem erzählt wird, wie Alboin seine Gemahlin Rosamunde gezwungen habe, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, sagte mir eine Dame der Aristokratie: „Ach, wie großartig haben Sie diesen Monolog Hamlets vorgetragen!“ Arme Dame! Sie verwechselte den Schädel eines Königs mit dem eines Hofnarren! Andre fragten mich, aus wie vielen Akten die Tragödien Alfieris bestünden, wieder andre, ob Goldoni aus Rom oder aus Florenz gebürtig gewesen sei, und nochmals andre, ob die Oper „Die Favoritin“ von Rossini sei! Ich könnte noch tausend andre derartige Stückchen erzählen, über die man sich die Seiten vor Lachen halten möchte. Und das alles wurde ganz ernsthaft, im Tone der Ueberzeugung und mit Kennermiene vorgebracht. Warum denn, frage ich, muß man, wenn man etwas nicht weiß, sich den Anschein geben, als verstünde man es? O Welt, bessere dich!

Ruhm und Preis euch, ihr Anständigen, ihr alten Aequier, ihr Geistesbegabten, ihr wirklich Gebildeten und doch Bescheidenen, ihr mit Billigkeit

Urteilenden; ohne euch wäre die Welt unerträglich! Soweit auch ihr Komödie spielt, ist es eine gesunde, moralische und belehrende Komödie; sie unterhält und fesselt mich. Aber man wird mir sagen: „Und Sie, mein Herr, haben Sie keine Fehler?“ Ach, mein Gott, wer hat keine? Ich vielleicht mehr als mancher andre, doch keine unerträglichen, sondern verzeihliche, und darunter ganz besonders einen, den man selbst nicht bemerkt oder über den man doch leicht hinwegsieht, den, mit allzuviel Freimut das zu sagen, was ich denke. Willst du ihn mir verzeihen, lieber Leser? Ich hoffe es, und du wirst es wohl um so eher thun, wenn du in Betracht ziehst, daß diese sich gegen einen großen Teil der Gesellschaft richtenden Kritiken und Ausstellungen von dem lebhaftesten Wunsche eingegeben sind, die Mehrheit zum Heile der anständigen Minderheit gebessert und vervollkommnet zu sehen.

Florenz, 1902.

Lola Montez.

Ein geheimer Bericht über Bayern im Jahre 1847.

Mitgeteilt von

August Fournier.

An dem ersten Märztage des Jahres 1847 war ganz München in unerhörter Bewegung. Zwei Wochen zuvor war ein Ministerium gefallen. Dann war die Universität auf den Plan getreten und ein beliebter Professor Knall und Fall quiesciert worden. Darob große Entrüstung der Studentenschaft, die, mit der unvermeidlichen Unterstützung des Straßenpöbels, einen Tumult in Scene setzte, der schließlich sogar zur Beschimpfung des Königs führte. An alledem Schuld trug ein abenteuerndes schönes Weib, geistreich und frech, die Tänzerin Lola Montez, die im Oktober des Vorjahres nach München gekommen war und alsbald den für Frauenreize ungemein empfänglichen Ludwig I. derart zu ihrem Sklaven gemacht hatte, daß auch das Gebiet der Staatspolitik ihrem Einfluß nicht entrückt blieb. Das hat sie in die Geschichte gebracht, in der ihr ein kleines Plätzchen nicht bestritten werden kann.

Das Ministerium Abel hatte durch seine immer kräftiger auftretenden ultramontanen Tendenzen bereits zu Ende des Jahres 1846 das Mißtrauen des Königs erweckt. Auch er, der Romantiker, blieb der Ueberzeugung nicht unzugänglich, die selbst in konservativen Kreisen Bayerns bereits offen ausgesprochen worden war: die Klerikalen gebrauchten die Religion nur als Vorwand für ihre rückschrittliche Politik. Im Bewußtsein der Unsicherheit ihrer Stellung benutzten Abel und seine Genossen die erste Gelegenheit, die sich darbot, um zu gehen,

ehe sie dazu aufgefordert wurden. Diese Gelegenheit fand sich, als Ludwig I. die schöne Spanierin zur Gräfin erheben und ihr zu diesem Zwecke das bayrische Indigenat verleihen wollte. Zu solchem Akte war die Kontrasignatur der Regierung erforderlich. Das Ministerium verweigerte sie und bat um seine Entlassung. Das geschah mit einem dem Monarchen überreichten Memorandum, das die Sache des Königtums in Gefahr erklärte, „weil Bayern sich von einer Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ist, regiert glaubt und so mancher Thatsache gegenüber nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermag.“ Da diese für den König geradezu verletzende Urkunde, von der man ihm versichert hatte, sie sei nur in einem einzigen Exemplare vorhanden, doch auffallend rasch den Weg durch das Land und in die Presse fand, war das Ministerium in der erwünschten Lage, mit einem gewissen Eklat aus dem Amte scheiden zu können; es erhielt die erbetene Demission. Zu Abels Nachfolger ernannte Ludwig den Freiherrn Zu-Rhein, in dem er einen Mann zu finden wünschte, „der namentlich in religiöser Hinsicht ernst seiner Kirche zugethan ist, ohne die Uebergriffe in die Sphäre des Staates gutzufinden, zu denen ohne Festhalten der staatsrechtlichen Grenzen jede Kirche geneigt ist.“

Diese Vermengung ihrer Persönlichkeit mit großen staatlichen Veränderungen, die der fortschrittlichen Richtung dienten, hat Lola Montez damals, trotz ihrem schamlos dreisten Wesen, in weiteren Kreisen eine Art Anerkennung finden lassen. So schrieb z. B. Grillparzer nach den Münchener Ereignissen folgende Verse nieder:

„So eint sich unserm Geist die Leidenschaft,
Die ihn beirrt, zum Schlimmen oft erregt.
Doch liegt in ihr auch unsres Guten Kraft;
Dem Blinden gleicht sie, der den Lahmen trägt.
Denn harrtest du, bis aus Vernunft und Recht
Entstünde, was das Recht und die Vernunft gebot,
Schlimm wär's bestellt ums menschliche Geschlecht;
Der Trieb erzeugt die Handlung, die uns not.
Drum kehrt euch nicht verachtend von dem Weib,
In deren Arm ein König ward zum Mann:
Sie gab dem besseren Gedanken Leib,
Verlor sich selbst, allein die Welt gewann.“

Vorgänge, die weit über Bayerns Grenzen hinaus Aufsehen erregten, waren vor allem für die Regierung des benachbarten Oesterreich von begreiflichem Interesse. Seit Jahrzehnten schon verfolgte man in Wien die Regungen des süddeutschen Volksgeistes mit der größten Aufmerksamkeit, und ab und zu sandte die oberste Polizeihofstelle ihre geheimen Agenten dahin, um von der öffentlichen Stimmung möglichst genaue Kunde zu erhalten, genauere als sie auf dem Wege der diplomatischen Vertretung zu erlangen war. Jetzt schien dies insbesondere geboten, da der Posten eines österreichischen Gesandten in München unbesetzt war. So ging denn, sofort nachdem die Wirren in der bayrischen Hauptstadt in Wien bekannt geworden waren, ein Vertrauter des Polizeiministeriums Namens

Hineis dahin ab, um schleunigst „über die letzten Ereignisse, politischen Wirren und die Volksstimmung nähere Notizen zu sammeln." Er hat seinen Auftrag rasch und pünktlich ausgeführt und konnte, schon am 20. März wieder nach Wien zurückgekehrt, seinem obersten Chef einen umfassenden Bericht erstatten. Aus welchen Quellen er seine Informationen schöpfte, hat er nur in einzelnen Fällen angedeutet. Er ist bescheiden genug, „für die absolute oder objektive Wahrheit jeder einzelnen Notiz nicht bürgen und vollkommen einstehen" zu wollen. Aber gerade diese Einschränkung sichert ihm ein gewisses Zutrauen, wenn er andrerseits erklärt, nichts aufgenommen oder berichtet zu haben, „was sich nicht in der öffentlichen Meinung, in dem Volksgefühle und der gegenwärtigen Volksstimmung Bayerns deutlich abspiegelt und manifestiert." Jedenfalls dürfte es, da die Münchener Vorgänge, die zu dem Sturze des Ministeriums Abel führten, die verschiedenartigste Darstellung und Beurteilung gefunden haben, nicht überflüssig erscheinen, diese neue, aus den Archiven des ehemaligen österreichischen Staatsministeriums stammende Quelle in die historische Litteratur einzufügen.

Der Bericht, aus dem wir allgemein Bekanntes fortlassen, lautet nach einigen einleitenden Worten folgendermaßen:

1. Die letzten Ereignisse in München.

Als die Lola im vorigen Jahre nach München kam, wollte sie im Theater tanzen, was ihr jedoch von der Intendanz nicht gestattet werden wollte. Sie verfügte sich hierüber sogleich zu dem König, hatte gleich im Vorzimmer mit dem diensthuenden Kammerdiener einen heftigen Streit, weil er sie nicht vorlassen wollte, bis endlich der König, von dem anmaßenden und kecken Auftreten unterrichtet, befahl, sie vorzulassen, er würde ihr schon selbst den Kopf waschen. Als sie eintrat, ward der König sichtlich überrascht und sogleich für sie eingenommen, und hier soll die auch in München vielseitig erzählte Scene vor sich gegangen sein, daß die Lola, als der König einigen Zweifel über die Realität der ersichtlichen Wölbung ihres Busens andeutete, eine Schere von des Königs Schreibtisch nahm und sich damit das Kleid vor der Brust aufschnitt. Von diesem Momente an soll die Anknüpfung des jetzigen Verhältnisses sich datieren, das mit der Zeit sich bis zu seiner jetzigen Intensität ununterbrochen fortgesponnen hat.[1])

Der König wurde späterhin darauf sehr bedacht, die Lola in Bayern zu naturalisieren. Schon im vorigen Jahre versuchte er es bei dem Münchener Magistrate, der Lola durch Ankauf eines Bürgerhauses das Münchener Bürgerrecht zu verschaffen, soll aber mit diesem Plane an der Energie und dem Widerwillen des Magistrates und des Bürgerausschusses gegen die Lola gescheitert sein. Nun nahm er sich vor, ihr das bayrische Indigenat zu verschaffen, was

[1]) Constantin v. Höfler, einer der gemaßregelten Professoren der Münchener Universität, pflegte die Scene ebenso zu erzählen und fügte nur noch hinzu, es sei nicht nur die herrliche Form der Büste Lolas gewesen, die des Königs Sinne gefangen nahm, sondern insbesondere ein Reiz Lolas, wie ihn Homer dem Peleiden Achilleus nachrühmte.

jedoch wieder im Staatsrate durchfiel und wogegen besonders der Staatsrat und Regierungspräsident in München v. Hörmann sich energisch in einem votum separatum ausgesprochen haben soll, weshalb er auch augenblicklich quiesciert wurde. Im Volke wird jedoch erzählt, er sei deshalb abgesetzt worden, weil man ihm hinter sehr viele administrative Mißbräuche und Schlechtigkeiten gekommen sei.[1]) Der König wollte den einmal gefaßten Plan nicht so leicht aufgeben und befahl dem ehemaligen Minister Grafen Bray, das Indigenatsdekret für die Lola auszufertigen, was Graf Bray jedoch entschieden verweigerte und zugleich seine Entlassung nahm. Nun richteten die übrigen Minister v. Abel, Gumppenberg, Seinsheim und Schrenk das bekannte Memorandum, datiert vom 11. vorigen Monats, an den König, wovon ich eine Abschrift beizuschließen unterlasse, da es ohnehin hohen Orts bereits bekannt ist.[2]) Das Memorandum verursachte ein furchtbares Aufsehen und bedeutende Aufregung, die Minister traten ab und das neue Ministerium vom 1. März trat an deren Stelle, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, der König werde die Indigenatsfrage der Lola nicht neuerlich in Anregung bringen.[3]) ...

Nun entstand eine bedeutende Aufregung und Machination in München, besonders in den höheren, politisch durchgebildeten Kreisen. Der Magistrat und die Stadtverordneten Münchens sandten an Abel eine Adresse mit dem Ausdrucke des Dankes, und eine ähnliche Adresse wurde vom akademischen Senate der Universität, jedoch mit mehr politischer Färbung, vorgeschlagen, beraten, jedoch nicht angenommen. Hiebei hat sich besonders der Professor an der philosophischen Fakultät, Dr. Lassaulx, bemerklich gemacht und nichts weniger als im königlichen Sinne debattiert, was der König, wie einige behaupten, durch eine Indiskretion des Universitätsrektor Weißbrodt erfahren und hierüber den Lassaulx mit einer ganz unbedeutenden Pension quiesciert hat. Kaum war dies den Studenten, bei denen Lassaulx sehr beliebt war, am 1. d. M. bekannt geworden, als sie sich noch am Vormittage vor der Wohnung des Lassaulx versammelten und ihm eine öffentliche Ovation durch Vivat- und Pereatrufen darbrachten. Sie wollten damals unmittelbar von Lassaulx in der ersten Aufregung zu der Wohnung der Lola, als der Veranlasserin aller dieser Ereignisse, ziehen, woran sie jedoch von Lassaulx selbst durch Vorstellungen verhindert wurden, und man

---

[1]) Die Parteischrift Erdmanns, Lola Montez und die Jesuiten, Hamburg 1847, S. 107, weiß von dem Regierungspräsidenten von Oberbayern, Hörmann, nur zu erzählen, daß er bei den politischen Untersuchungen 1833 mit Härte gegen die angeklagten Studenten vorgegangen und dadurch unpopulär geworden sei. Seine Quiescierung erfolgte am 24. Februar 1847.

[2]) Das Memorandum ist gedruckt bei Erdmann, S. 80 ff., und neuerdings in der „Deutschen Revue“ Mai-Heft 1900, im Auszuge erwähnt von Heigel, König Ludwig I. S. 262.

[3]) Der neue Justizminister v. Maurer unterzeichnete zwar das Indigenatsdekret, warnte aber den König, davon Gebrauch zu machen. Ob dieser eine förmliche Zusage gab, ist nicht bekannt und wohl kaum anzunehmen, da die Standeserhöhung der Tänzerin alsbald erfolgte; sie wurde zur Gräfin Landsfeld erhoben.

ist in München allgemein der Ansicht, daß, wenn die Studenten damals gleich über die Lola hergefallen wären, als sie von Militär noch unbewacht war, ihr von dem allgemein gegen sie äußerst erbitterten Volke wahrscheinlich der Garaus gemacht worden sein dürfte.

Von den Studenten wurde damals unter anderm ein Fackelzug verabredet, den sie abends dem Professor Lassaulx bringen wollten, zu welchem Endzwecke sie sich nachmittags abermals versammelt hatten. Da dieser Fackelzug von der Polizei verhindert wurde, begaben sie sich in die Theresienstraße zu dem Hause der Lola und machten den bekannten Skandal. Obgleich den Kern dieses Krawalls die Studenten ausmachten, so sollen hierbei nicht mehr als höchstens 60 bis 80 von ihnen anwesend und thätig gewesen sein, so daß der übrige Auflauf aus den verschiedenartigsten Elementen der Bevölkerung, meistens jedoch aus der untersten Volksklasse, bestanden hat, während die bessere Bevölkerung mehr den Zuschauer von der Ferne spielte, jedoch auch insofern mithetzte, daß unter das gemeine Volk und an die Gassenbuben Geld verteilt wurde, um nur recht mitzuschreien. Die ganze Geschichte konzentrierte sich bei dem Hause der Lola, das jedoch bereits früher vom Militär besetzt war. Man begnügte sich sonach lediglich mit Schreien und Fenstereinwerfen, und als der König mit dem Polizeidirektor Mark und umgeben von Gendarmen selbst am Platze erschien, wurde er mit so heftigem Geschrei empfangen, daß er die Notwendigkeit einsah, sich zurückzuziehen, wobei ihn der Schwarm unter fortwährendem Schreien und Höhnen bis zur Residenz begleitete und zuletzt auch dort einige Fenster einwarf, bald darauf aber von dem ernster einschreitenden Militär zerstreut wurde.[1])

Schon vormittags sah man sich durch die bedenkliche Haltung und die bekannt gewordenen Pläne der Studenten veranlaßt, für den Nachmittag auch die Bürgermiliz zu entbieten, und Herzog Max, als ihr Kommandant, erhielt die notwendige Weisung. Um die Bürgermiliz nicht unmittelbar in die Theresienstraße, wo Lola wohnt, beordern zu müssen, wurde sie zum Erscheinen in voller Armatur zum Residenzschloß aufgeboten. Die Milizordonnanzen jedoch, die das Ansuchen zum Ausrücken zu besorgen hatten, thaten es, wie in München allgemein erzählt wird, in folgender Form: „Nachmittags um 4 Uhr ist zur Residenz in voller Armatur auszurücken; es kommt aber kauer.“ Von der Bürgerkavallerie sind auch nur 4, und von der Infanterie nur 60 Bürger erschienen, da viele zum Schutze der Lola nicht ausrücken wollten, sehr vielen aber, die doch erschienen wären, von ihren Weibern die Uniformröcke versteckt wurden, da besonders unter dem weiblichen Teile der Bevölkerung Münchens gegen die

[1]) Nach andern Berichten hätte der König unbehelligt von der Menge das Haus der Montez betreten können und wäre erst beim Verlassen des Hauses insultiert worden. S. Heigel, S. 266. Erdmann, dessen Schrift die Tendenz verfolgt, den König nicht im Zwiespalt mit dem Volke zu zeigen, erwähnt nur die Steinwürfe gegen die Fenster der Residenz. Dagegen sagt ein Brief an Bray über diese Vorgänge, der König sei beim Hin- und Herwege nicht mit der gebührenden Ehrfurcht behandelt worden („Deutsche Revue“, Mai 1900, Seite 183).

Lola die heftigste Aufregung und Haß vorhanden ist. Der Herzog Max erhielt vom König einen schriftlichen Verweis wegen der bewiesenen schlechten Haltung der Bürgermiliz.

Den andern Tag, am 2. d. M., versammelte sich abermals eine sehr große Menge Volkes in der Theresienstraße, wurde jedoch von Gendarmen und Militär an jedem weiteren Ausbruche verhindert, da auch ein sehr großer Teil hiervon nur aus Neugierigen bestand, um die Spuren des Auflaufs, den angerichteten Schaden an Fenstern und dergleichen zu sehen. Zugleich erließ am 2. d. M. die Polizeidirektion an das Publikum und der akademische Senat an die Studenten kräftige Aufforderungen zur Ruhe, unter Androhung gesetzlicher Strafe, und es wurde verboten, daß sich auf der Straße größere Volkshaufen als von höchstens 8 bis 10 Personen versammeln dürfen. Da unter anderm am 5. d. M. der philosophische Lehrkurs mit Aufschiebung der üblichen Semestralprüfungen geschlossen wurde, so ist weiters die Ruhe nicht gestört worden. Auch Dr. Thiersch, Dekan der philosophischen Fakultät, richtete am 5. d. M. eine kräftige Rede an die im Atrium der Universität versammelten Studenten, worauf von ihrer Seite mit dem Rufe: „Es lebe der König“ erwidert wurde. Die Tage darauf haben die meisten Hörer der Philosophie, die an diesem Tumulte am meisten beteiligt waren, München verlassen und gingen auf Ferien.

Am 7. d. M. wurde übrigens der König und die Königin, als sie in ihrer Loge im Theater erschienen, von seiten des zahlreich versammelten Publikums mit Vivatrufen und Applaus empfangen, und wenn auch diese Ovation, wie in München allgemein behauptet wurde, früher vielleicht vorbereitet gewesen sein mag, so schien sie mir, der ich zugegen war, so ziemlich allgemein und aufrichtig gewesen zu sein.

Seit dem 2. d. M. wurden auch infolge königlicher Verordnung sämtliche ausländische Zeitungen einer Nachzensur unterworfen, die jedoch gegenwärtig de facto nur gegen politische Zeitungen geübt wird, und es erregte in München eine bedeutende Sensation, als selbst deutsche Blätter mit ausgeschnittenen Stellen ausgegeben und mehrere Nummern französischer Zeitungen, selbst der „Débats“, gänzlich verboten und selbst dem Münchener Leseverein nicht ausgefolgt wurden.

Gegenwärtig ist München insoweit ruhig, daß nichts weiteres in der nächsten Zeit zu befürchten stehen dürfte, wenn es die Lola unterläßt, das Volk durch ihr keckes, freches und aufforderndes Auftreten und Benehmen zu reizen, und andrerseits die sich entgegenstehenden Parteien es nicht versuchen, das Volk in ihrem Sinne und zu ihren Parteiendzwecken zu bearbeiten und aufzuhetzen.

2. Parteien, Volksstimmung, Münchener öffentliche und soziale Zustände und Verhältnisse.

Die vorangeschilderten Ereignisse und Zustände werden nun von den beiden sich entgegenstehenden Parteien in der verschiedenartigsten Richtung und Sinne benutzt und ausgebeutet. Es dürfte übrigens bald ein völliger Umschwung in der Lage der sich gegenüberstehenden Parteien bewerkstelligt werden, und auch

ihre bisherigen Namen: „Katholische“ und „Akatholische Partei“ bald geändert werden.

Die jetzt am Ruder stehende sogenannte akatholische Partei will alle konfessionellen Zänkereien, Religionsinteressen und das Sektenwesen von den gegenwärtigen Wirren gänzlich fern halten, sich mit Vermeidung aller religiösen Anfeindung oder Bekämpfung, rein nur am politischen Felde bewegen, und nennt sich auch bereits die „liberale“ oder „intelligente Partei“, im Gegensatze zu der abgetretenen katholischen Partei, die im vorliegenden Streite allerdings die Religionsinteressen für gefährdet hält und das religiöse Volksgefühl und den in Bayern sehr vorherrschenden Religionseifer als Waffe sich zu bewahren bemüht ist. Nach meiner Wahrnehmung und gewonnenen Ueberzeugung muß ich hier als eine zu sehr in die Augen springende Thatsache unumwunden aussprechen, daß sich der größte Teil des höher stehenden, gebildeten Publikums in München, ohne Unterschied der Religion, zu der neuen Partei offen hinneigt und über den geschehenen Umsturz der Dinge allgemein frohlockt.

Die neue Partei ist in voller Thätigkeit und macht alle Anstrengungen, um ihre Pläne und Entwürfe weiter fortzuspinnen und sich vor allem andern zu verstärken und zu konsolidieren. So sollen die meisten polemisierenden, die jetzige Regierung und ihre Richtung verteidigenden Artikel in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ aus der Feder des jetzigen Ministers Zu-Rhein unmittelbar herrühren. Ueber die Personen der jetzigen Minister und ihre Fähigkeiten herrscht jedoch keine besondere vorteilhafte Meinung, mit Ausnahme der Minister Zu-Rhein und Maurer, die als mehr fähige Männer geschildert werden, die vielleicht Meister der gegenwärtigen Bewegung bleiben dürften. Um sich zu verstärken, will man den Wiedereintritt des Grafen Bray bewerkstelligen, weshalb Unterhandlungen im Zuge sein sollen, und zugleich den Fürsten Wallerstein aus Paris zurückrufen, um ihm das Ministerium des Aeußern anzuvertrauen. Er wird als ein Mann von Fähigkeit, Talent und vieler Rednergabe geschildert.[1])

Die neue Partei beabsichtigt insbesondere die Presse mehr zu entfesseln und für sich wirken zu lassen. In dieser Beziehung werden die verschiedenartigsten Pläne gehegt. Einige wollen die „Allgemeine Zeitung“ für ihre Endzwecke benützen, obgleich dieses Blatt andern wieder gar nicht zusagt und in ihrer gegenwärtigen Richtung und Haltung gänzlich unbrauchbar erscheint. Andre wollen sich mit der im Badischen projektierten „Deutschen Zeitung“ liieren und sie zu ihren Parteiendzwecken benützen, während der größere Teil die Errichtung eines neuen politischen Organs in der Form der französischen Zeitung

---

[1]) Das Ministerium Zu-Rhein-Maurer war in der That nur von kurzer Dauer. Der letztere, dem Bayern die Trennung der Justiz von der Verwaltung dankt, hatte es zur Bedingung gestellt, dem Kreise der Gräfin Landsfeld fern bleiben zu dürfen, was diese als Beleidigung auffaßte. Ihren Vorstellungen beim König erlag der Minister, worauf auch Zu-Rhein das Portefeuille niederlegte. Nun wurde thatsächlich Fürst Oettingen-Wallerstein mit der Bildung der Kabinetts betraut, in das auch der Reisekavalier der neuen Gräfin, Staatsrat Berks — zum allgemeinen Verdruß — Aufnahme fand.

„La Presse" mit einem Feuilleton beabsichtigt und die notwendigen Fonds hiezu durch Aktien aufbringen will. Auch Saphir soll für dieses Blatt gewonnen werden, weshalb ihm auch schon Anträge gemacht worden sein sollen. Die „Allgemeine Zeitung" macht jedoch die möglichsten Anstrengungen, um das Auftauchen eines solchen bedeutenden politischen Organs in München selbst zu verhindern, und deshalb ist jetzt der Mitinteressent der „Allgemeinen Zeitung" und Schwager des Cotta, Baron Reischach, in München anwesend, um ein Kompromiß mit der neuen Partei zu stande zu bringen und jene Bedingungen festzusetzen, unter denen sich die „Allgemeine Zeitung" der neuen Partei zur Verfügung stellen könnte. Man zweifelt jedoch, daß eine solche Uebereinkunft zu stande kommen kann, da die „Allgemeine Zeitung" schon wegen Oesterreich auf alle Pläne der neuen Partei nicht eingehen könne. Ich habe unmittelbar in Augsburg, sowohl im Redaktionsbureau als von technischen Offizianten des Cotta erfahren, daß die „Allgemeine Zeitung" gegenwärtig in einer Auflage von 10 000 Exemplaren gedruckt werde, wovon nach Oesterreich allein 5000 Exemplare versendet werden. Dieser bedeutende Absatz in die österreichischen Staaten wird für Cotta als ein viel zu wichtiger Grund angesehen, als daß er sich mit der neuen Partei besonders liieren und auf alle ihre Pläne eingehen könnte. Doch selbst von der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" werden gegenwärtig auf die zu erfolgende größere Entfesselung der bayrischen Presse bedeutende Hoffnung gehegt und in dieser Beziehung vollkommene Zufriedenheit mit dem geschehenen Umschwunge der Dinge geäußert."

Die neue Partei will sich auch durchaus an Preußen anschließen, eine Richtung, die insbesondere die jetzige Kronprinzessin in Bayern anbahnen und begünstigen soll.[1]) Auch ist die neue Partei der Ansicht, die gegenwärtige Vakanz des österreichischen Gesandtschaftspostens werde bei so wichtigen Vorfallenheiten nicht lange dauern.

Die vorangeschilderten Interessen und Verhältnisse bewegen jedoch nur einen kleinen Teil der Bevölkerung Münchens, nämlich den sogenannten politisch durchgebildeten Teil und die bestehenden politischen Parteien und Koterien. Das Volk selbst in Masse, ja selbst der größte Teil der Münchener Bürger, Gewerbsleute und sonstiger Einwohner bis zu einer ziemlichen Höhe ihrer bürgerlichen oder sozialen Stellung, wissen von allem diesen sehr wenig oder gar nichts, kümmern sich auch nichts um diese oder jene Minister und haben für die Folgen dieser politischen Wirren und des hieraus sich ergebenden Umschwungs, außer einem dunkeln und unklaren Gefühle, gar kein oder sehr wenig Verständnis, kurz, werden von der herrschenden Partei im Schlepptau mitgezogen. Doch scheint die neue Partei sehr geneigt zu sein und diesfalls schon Versuche gemacht zu haben, politische Gährung selbst unter die untersten Volksschichten zu verbreiten, da ich von Leuten, von denen ich die vollkommene Ueberzeugung gewonnen habe, daß sie nicht wissen und verstehen, was sie reden, wiederholt die

---

[1]) Prinzessin Marie von Preußen, die Gemahlin des nachmaligen Königs Max II.

Aeußerung vernommen habe, die Lola habe wenigstens den „schwarzen Schleier“, oder wie andre sich ausdrücken: „den Pfaffenschleier“ gehoben.

Ein einziges Gefühl scheint Bayern und zwar sämtliche Volksklassen und Individuen zu durchglühen, und das ist die Verachtung und der Haß gegen die Lola, mit Ausnahme der neuen Partei, die sie wohl auch gründlich verachtet und verabscheut, jedoch ihr doch zum Danke verpflichtet zu sein scheint. Schon in Schärding, wo ich in Bayern eintraf, durch das ganze Land bis München und von da bis Salzburg, wo ich Bayern verließ, herrscht in dieser Beziehung nur ein Gefühl und eine Stimmung. Landgerichtsbeamte, die ich zufällig in München traf, und zwar aus verschiedenen Gegenden, versicherten mich, dieses sei überall der Fall. In welches Bräu- oder Wirtshaus oder sonst was immer für ein öffentliches Lokal man am Lande in Bayern eintritt, überall hört man von diesem Skandal erzählen, oder kann die Leute sehr leicht hiezu veranlassen, wenn man nur diese Saite anschlägt, wobei man schauderhafte Dinge und Uebertreibungen der vorgefallenen Thatsachen erfährt. In München selbst ist dies weniger der Fall, weil sich die Leute, wie man sagt, wegen der erst jetzt errichteten geheimen Polizei, doch mehr und besonders gegen Unbekannte genieren.

Wie sehr sich der Bayer in seinem Nationalstolze durch das Verhältnis dieser Person zum König gekränkt fühlt, beweist der in München für die Lola allgemein geltende Spitzname: „Die Gouvernante vom Lande“. Eine politische Aufregung habe ich bei der Volksmasse in Bayern nicht wahrgenommen, noch ein Verständnis oder Interesse an den gegenwärtigen politischen Wirren des Landes vorgefunden, und nur der Lolahaß, bigottische Hetzereien oder die Bierpreise scheinen die Handhaben zur Bewegung des gemeinen Volkes in Bayern zu sein. Der Bauer spricht über teure Zeiten, über Getreidepreise, Auswintern der Saaten, über die vom König erteilte Bewilligung zur Getreideausfuhr in die Schweiz und nach Frankreich, ein Umstand, der gegen den König im Lande sehr viel Aufregung, und zwar in den verschiedenartigsten Volksklassen, veranlaßt, wobei jedesmal auf Oesterreich hingewiesen wird, das die Ausfuhrzölle für Getreide erhöht. Der Münchener Bürger und das Volk redet über die Lola und die hierauf bezügliche Verirrung des Königs, über die Bierpreise, Lokalangelegenheiten und Vorfälle, über den Getreidehandel und Viktualienpreise, Ausfuhr des Getreides, Gewerbs- und Handelsangelegenheiten, und klagt auch darum über den König, daß er die Münchener Bürger und Kommune zu so vielen Bauten gezwungen und veranlaßt habe, die ihr bedeutendes Kommunalvermögen gänzlich verschlangen, so daß die Stadt gegenwärtig schon 8000 (?) Gulden Schulden zu machen gezwungen war. In der Beamtenwelt ist vielseitige Bewegung lediglich jedoch wegen der durch die letzten Ministerialänderungen berührten persönlichen und individuellen Interessen, und es wird von nichts anderm als von Versetzungen, Beförderungen und dergleichen Amtssachen gesprochen. Die Beamtenwelt, insbesondere jene der niederen Kategorie, scheint dem König vollkommen ergeben zu sein. Unter dem Militär erregt das Verhältnis des Königs zu der Lola ein großes Aergernis und Abscheu und wird

auf die skandalöseste Weise besprochen. Da dieses zu den Ohren des Königs gelangen mußte, so wurde den Offizieren der Wille des Königs im geeigneten Wege bekannt gegeben, sich über dieses Verhältnis aller Gespräche und Bemerkungen zu enthalten. Seitdem reden die Offiziere zwar nichts mehr vom König und der Lola, sondern von einem gewissen „Herrn Maier" und der „Pepi", substituierte Namen des Königs und der Lola. Die Treue des Militärs scheint übrigens noch in keiner Beziehung zu wanken oder gewankt zu haben, außer der bedenklichen Haltung des Prinz Karl-Kürassierregiments bei dem letzten Lola-Tumulte, wo die Kürassiere keineswegs die ihnen erteilten Befehle pünktlich vollzogen, sondern mit dem Publikum fraternisiert haben sollen. Dies ist auch keineswegs zu wundern, wenn man einen Blick auf die Militärverfassung und Militärverhältnisse in Bayern wirft.

Der Bayer hat 6 Jahre Kapitulation, dient dabei in der Regel nur 2 oder 3 Jahre, sehr oft aber nur einige Monate oder ein Jahr, und jeder bleibt selbst als Soldat immer vorherrschend das, was er früher war, ohne daß man ihm einen besonderen militärischen Geist oder Haltung absehen könnte. Der bloße Anblick des bayrischen Militärs beweist dies schon hinlänglich. Der Gemeine hat die Erlaubnis zum Nebenverdienste und besonders zum Fortbetriebe seiner Profession in einem nicht zu billigenden Grade. Er arbeitet als Geselle für einen Meister in dienstfreien Stunden, putzt Stiefeln, verrichtet Taglöhnerarbeit oder pfuscht als Gewerbsstörer auf seiner erlernten Profession und verkauft dann ungeniert die zusammengeflickten Hosen, Leibeln, Westen und dergleichen hausierend in Schankhäusern. Kann er Nebenverdienst ausweisen, so wird ihm der Dienst sehr erleichtert, und er muß in die Menage nicht mitzahlen. In der Kaserne ist der Gemeine ganz allein ohne unmittelbare Aufsicht und Einwirkung des Offiziers, da nur der Regimentsadjutant in der Kaserne wohnt, während die übrigen Offiziere in Privathäusern einquartiert sind. In allen Bräu- und Wirtshäusern, Schenken, Kaffeehäusern und andern öffentlichen Orten findet man das Militär mit dem Zivil vollkommen und ohne alle Absonderung gemischt und mit einander vollkommen fraternisierend. Man trinkt und spielt zusammen, neckt und hetzt sich wechselseitig in so derben und kernigen Ausdrücken, die hart an Beleidigung anstreifen, kurz die Haltung des Militärs gegen das Zivil ist von der Art, als wenn beide ganz und gar einer und derselben Kaste angehören würden. Im Dienste benimmt sich der Soldat vollkommen ungeniert und frei. Man kann mit dem am Posten stehenden Manne ungescheut diskurieren, sich Auskünfte geben lassen, die sehr bereitwillig und umständlich erteilt werden und geschickt angebotene Gratifikationen hierfür werden selbst am Posten angenommen. Kurz, es existiert eine solche Mischung und Fraternität des Militärs mit dem Zivil, daß man in kitzligen Fällen kaum etwas mit dem bayrischen Militär gegen das dortige Volk und Publikum in München ausrichten dürfte, insbesondere, wenn die Lola abermalige Veranlassung zu Unruhen geben sollte. Ich selbst hörte in einem Kaffeehause über den letzten Lola-Tumult von einem ziemlich bejahrten Offizier die Aeußerung ungeniert machen: „Wenn ich noch

einmal zu dieser Sch........ kommandiert werden sollte, so rücke ich ganz bestimmt nicht aus," was unter seinen mitanwesenden Kameraden nur Anklang fand.

In Beziehung auf die königliche Familie herrschen die verschiedenartigsten Sym- und Antipathien im Volke. Ueber den König bezüglich seines jetzigen Verhältnisses zu der Lola herscht allgemeiner Unwillen, Abscheu und Entrüstung, und es werden über ihn die skandalösesten Dinge erzählt. Dies Volk scheint ordentlich vergessen zu haben, was er für das Land und insbesondere für München gewirkt hat, und nur dann und wann wird sich begütigend dieses Wirkens erinnert. Allgemein wird der König von der mittleren und niederen Volksklasse für verwirrt erklärt und die Notwendigkeit berührt, daß er einen Mitregenten erhalten müsse. Man wartet hiebei auf die Rückkunft des Kronprinzen und meint, dann müsse etwas geschehen. Den Gerüchten, der Kronprinz sei lebensgefährlich in Sizilien verwundet worden, wird im Volke noch immer Glauben beigemessen, indem man meint, man will diesen Unfall vertuschen. In den mittleren und unteren Volksklassen ist übrigens die beklagenswerte Ansicht festgewurzelt, der König lasse lieber seinen Thron als die Lola fahren und daß es in dieser Beziehung zum Bruche kommen müsse. So oft irgendwoher, und besonders aus Oesterreich, ein Kurier ankommt oder abgeht, so wird sogleich von Vorbereitungen zur Thronentsagung, Außerlandgehen des Königs und von Geldsendungen hierzu gesprochen, da der „Alte" (i. e. König) wohl wisse, daß es nicht mehr lange dauern könne.

Die Königin ist hingegen sehr beliebt, und durch die letzten Ereignisse wurden alle Sympathien und das Mitgefühl für sie, besonders aber bei der weiblichen Bevölkerung, nur gekräftigt. Die Ueberzeugung herrscht überall vor, daß es jetzt für Bayern ein Unglück wäre und wahrscheinlich zum völligen Bruche der Dinge beitragen müßte, wenn die Königin außer Landes gehen sollte. Zum Glücke scheint sie durch das Verhältnis des Königs zu der Lola nicht in dem Grade berührt und gekränkt zu sein, als man es vermuten sollte, und es verlautet in München nicht das geringste, daß die Königin bis jetzt die Absicht oder den Willen zu erkennen gegeben hätte, außer Landes zu gehen. Für ihre Hinwegsetzung über diesen Skandal dürfte auch der Umstand sprechen, daß sie auch jetzt noch, nach dem Lola-Exzesse, mit dem König zugleich im Theater erscheint, wenn auch die Lola zugegen ist, wie es am 12. d. M. der Fall war.

Sehr zu bedauern ist es, daß der Kronprinz gar nicht im Volke beliebt zu sein scheint. Es wird über ihn von nichts anderm als von seinen Liebesverhältnissen und Abenteuern, Liederlichkeiten und von jenen Vernachlässigungen und Kränkungen gesprochen, die er seiner liebenswürdigen Gemahlin zufügt. Letzterer Punkt schadet ihm im Volke am meisten und um so mehr, als die Kronprinzessin eine außerordentlich liebenswürdige Prinzessin sein soll, die allgemein geliebt und verehrt wird. Man kann in der That die Wahrnehmung nicht verhehlen, daß der Kronprinz noch weniger Sympathien für sich im Volke hat als sogar der König selbst in dem gegenwärtigen Zeitpunkte. Die übrigen

Glieder der königlichen Familie als Prinz Karl, Herzog Max, die Prinzen Luitpold und Adalbert stehen dem Volke mehr ferne und haben dafür weniger Interesse, als daß sie besondere Volkssympathien veranlassen sollten; doch scheinen gegen sie auch keine Antipathien vorzuherrschen.

Daß das abgetretene Ministerium der katholischen Geistlichkeit zu viel Macht einräumte und Uebergriffe erlaubte, wird allgemein behauptet und selbst im niederen gläubigen Volke gefühlt. So erzählten mir zwei Landgerichtsbeamte übereinstimmend, wovon einer in Oberbayern und der andre in Unterfranken angestellt ist, daß die Pfarrer am Lande Konduitlisten über den moralischen Wandel der Beamten an die Regierung regelmäßig einzuschicken pflegen, wobei sie sich den Uebergriff erlaubten, auch die amtliche Haltung und das Benehmen des Beamten mit zu zensieren, und daß auf diese Konduitlisten von der Regierung sehr viel gehalten würde. Da die Bestätigung der Patrimonialgerichtsbeamten in Bayern von der Regierung abhängt und sie in königliche Dienste avancieren, so war der Beamte bisher so ziemlich in der Hand der Geistlichkeit, daher aufgebracht und gedrückt, und freut sich auch des gegenwärtigen Umschwungs, von dem er erwartet, daß solche Sachen aufhören würden. In diesen Verhältnissen sei auch die Ursache des übermütigen Auftretens der Geistlichkeit am Lande zu suchen, wo jeder Koadjutor (eine niederere Charge als Kaplan) die Anforderung mache, alles müsse sich vor ihm beugen. Die Geistlichen hätten sich auch Uebergriffe in rein politisch-administrativen Gegenständen und Amtshandlungen erlaubt, und für die von ihnen begünstigten Parteien in politischen und polizeilichen Entscheidungen Vorstellungen oder Rekurse an die Regierung ergriffen, die oft berücksichtigt, niemals jedoch als ganz ungesetzlich oder unstatthaft der Geistlichkeit verwiesen worden wären. Wegen dieses bisherigen Einflusses der Geistlichkeit und seiner gegenwärtigen Gefährdung durch den Umschwung der Dinge fürchtet die neue Partei sehr die herannahende Osterzeit, wo das Landvolk in ganz Bayern beichtet, und man hegt die Besorgnis, diese Gelegenheit werde von der Geistlichkeit sicher dahin benutzt werden, um das Landvolk gegen den König und das Lola-Verhältnis noch mehr aufzuhetzen, um so die neue Partei vom Ruder zu bringen, die dieses Verhältnis des Königs dulde. Auch dem König dürften alle diese Bestrebungen wohl bekannt sein, und es wird in München als wahres Faktum erzählt, daß der König kurze Zeit nach dem Lola-Tumulte zwei Landgeistliche in München auf der Gasse begegnet und in seiner excentrischen Weise mit der Frage überrascht hätte: „No! betet ihr denn fleißig am Lande für euern narrischen König?“ worauf die verblüfften Geistlichen lediglich nur ein: „Ja, Euer Majestät“ hervorgebracht hätten. Ebenso soll in einer französischen Erziehungsschule in München der Religionslehrer die diese Schule besuchenden Mädchen alle Tage ungescheut für den verwirrten König beten lassen, daß ihn Gott bald erleuchte und er seine Maitresse wegjage, indem es ihn nichts nütze, Kirchen gebaut und sonstige gute Werke verrichtet zu haben, wenn er nunmehr einen so sündhaften Lebenswandel führe. Eine Frau v. Sennefelder, deren Tochter aus dieser Schule

nach Hause kam und die Mutter fragte, was eine Maitresse sei, erzählte diesen Vorfall dem Saphir und nahm ihre Tochter aus dieser Schule sogleich heraus. In dieser Weise, fürchtet man, werde die Geistlichkeit wirken und wahrscheinlich eine noch größere Aufregung des Volkes oder gar Excesse veranlassen. In München fürchtet man auch insbesondere, daß es dann wieder von seiten des Volkes losgehen dürfte, wenn die Lola in ihr neues im Bau begriffenes Hotel[1]) übersiedeln werde, was ohne bedeutendes Aufsehen nicht ablaufen wird.

3. Notizen über Lola Montez und ihre Verhältnisse.

Man ist in München vielseitig der Ansicht, hätte die Lola getanzt und der König hätte sie zum ersten Male im Theater als Tänzerin gesehen, ohne eine so stürmische, teilweise interessante Introduktion bei ihm, so wäre die Geschichte wahrscheinlich in dem Genre der früheren Liebesverhältnisse des Königs mit der Vespermann, Dahn ꝛc. abgegangen und hätte keinen so excentrischen Charakter angenommen.

Lola wohnte anfangs im Hotel zum Hirschen beim Harvar und kam in Gesellschaft eines Engländers nach München, ihres wahrscheinlichen Souteneurs. Gleich im Anfange hatte sie in diesem Hotel mit dem Dienstpersonal die heftigsten Auftritte und Kämpfe und prügelte einmal den dortigen Hausknecht mit der Reitpeitsche durch, was das ganze Dienstpersonal gegen sie sehr erbittert hatte. Einmal gaben die Münchener Bürger einen geschlossenen Ball in dem Saale dieses Hotels, wobei die Lola mit ihrem Engländer unverschämt genug war, sich in die Thüre des Tanzsaales zu stellen, die Gesellschaft frech zu lorgnettieren und unverschämte Bemerkungen über sie zu machen. Als der Wirt, von der Gesellschaft aufgefordert, ihr hierüber Vorstellungen machte und deshalb mit ihr in einen Streit geriet, gab sie ihm eine Ohrfeige, worüber sie samt ihrem Engländer von dem Wirte und einem Schneidermeister über die Stiege herabgeworfen wurde. Den andern Tag mußte sie ausziehen und wohnt jetzt seit langer Zeit in der vom König für sie gemieteten Wohnung in der Theresienstraße Nr. 8 a, wo auch der letzte Exceß vorfiel.

Ihrer Figur und ihrem äußeren interessanten Wesen nach sieht sie so ziemlich der hiesigen Hofschauspielerin Peche gleich, ist jedoch üppiger und hat ein volleres Gesicht, sehr schöne dunkelblaue Augen bei kohlschwarzen Augenbrauen und Haaren, hat einen hübschen Mund, einen gesättigten brünetten Teint, sieht jedoch ziemlich abgelebt aus und dürfte bei dreißig Jahre alt sein.[2]) Sie muß ein Wesen von einem äußerst unverschämten, excentrischen Charakter und mit einem mehr als gewöhnlichen männlichen Mute begabt sein. In ihrem Verhält-

---

[1]) In der Barerstraße Nr. 7.

[2]) Sie war 1820 zu Montrose in Schottland als uneheliches Kind eines schottischen Offiziers und einer Kreolin geboren worden. Jedenfalls war ihre spanische Herkunft für Ludwig I., der eben damals das Spanische erlernt hatte, mit ein besonderer Anreiz gewesen. Er liebte es, sich mit ihr in dieser Sprache zu unterhalten und von ihr sich Cervantes und Calderon vorlesen zu lassen. (Heigel, S. 258, „Deutsche Revue“, Mai 1900.)

nisse zum König übernimmt sie sich auf eine sehr beklagenswerte Weise und trägt es ganz offen zur Schau. So unterschrieb sie sich anfangs wiederholt in ihren Briefen „Maitresse du Roi“, bis es ihr der König verboten hatte. In den Läden Münchens zahlte sie selten die bedeutenderen Einkäufe, sondern pflegte zu sagen: „Sie kennen mich schon, der König, oder mein Louis, wird es schon zahlen.“ Sie war sogar frech genug, in den Münchener Lokalblättern Anzeigen einrücken zu lassen, daß sie weiterhin keine Gnadengesuche annehmen könne. Einem Schaffer, dessen Hund das Hündchen der Lola auf der Gasse gebeutelt hatte, gab sie in conspectu populi mehrere Ohrfeigen, und damals schon wäre ein Aufstand entstanden, wenn die Gendarmerie nicht zur rechten Zeit bei der Hand gewesen wäre. Nach dem letzten Tumulte vor ihrem Hause soll sie einem sie besuchenden Fremden auf die Frage, wen sie am häufigsten bei sich sehe, geantwortet haben: „La Canaille et le Roi“. Mit den Parteien in dem Hause, wo sie wohnt, hatte sie anfangs sehr viel gemeine Excesse und Reibungen, wobei sie H... und Packerlmensch tituliert wurde, bis endlich mehrere Parteien zur Polizei gefordert und ihnen Ruhe bei sonst exemplarischer Bestrafung aufgetragen wurde. Schuhe, Mieder und sonstige Kleidungsstücke soll sie sich von den betreffenden Gewerbsleuten ungescheut an jedem Teile des Körpers nackt anmessen lassen ...[1])

Der König baut gegenwärtig für die Lola ein ganz neues Haus in der Barerstraße, das mit eisernen Fensterläden versehen ist, damit sie bei einem abermaligen Aufstande vor Steinwürfen und Schüssen gesichert sei. Mit dem Hauseigentümer Irlein, bei dem die Lola gegenwärtig wohnt, ist der König in Unterhandlung, um der Lola auch das jetzt von ihr bewohnte Haus zu kaufen, und hat zugleich dem Irlein, der ein Maurermeister ist, den Auftrag gegeben, noch einen dritten Platz auszusuchen und anzukaufen, worauf der König ein drittes Haus für sie bauen lassen will. Der Irlein war vor kurzem ein mittelloser Mann, jetzt wird sein Vermögen infolge königlicher Munificenz auf 60000 Gulden geschätzt. Auch hat ihm der König erlaubt, sich noch eine besondere Gnade auszubitten, was jedoch Irlein bis jetzt zu thun unterlassen hat. Nach der Versicherung dieses Irlein soll der König alle Tage drei- bis viermal zu der Lola kommen.

Nach dem Lola-Excesse, besonders als sich am zweiten Tage abermals zahlreiche Volkshaufen in drohender Haltung vor dem Hause der Lola versammelten, war sie willens, München zu verlassen, wovon sie der König jedoch abgehalten und bei fünfzehn ihm ergebene Offiziere zu ihr geschickt hat, um sie der Treue und des Schutzes der Truppen versichern zu lassen.

Seit dem Tumulte steht ein Gendarm Posten mit Ober- und Untergewehr

[1]) Hier folgt in dem Berichte eine Stelle über die Art ihres Verkehrs mit dem Könige, der ihr den vertrauten Umgang mit dem Artillerieoberleutnant N. gestattet habe. Mit dem letzteren habe dann das gesamte Offizierscorps alle Beziehung abgebrochen. Die Montez selbst hat später in ihren Vorträgen über ihre Erlebnisse des Königs Leidenschaft für sie als eine edlere bezeichnet. (Heigel, S. 258.)

gegenüber von ihrem Hause, um sie zu sichern, und häufige Patrouillen durchziehen diese Gasse. Wenn sie ausfährt, so reitet beiläufig zwanzig Schritte vor und hinter ihrem Wagen ein Gendarm. Unter solcher Bedeckung sah ich sie wenigstens am 8. d. M. in ihr neues Haus fahren, wo sie ausstieg und bei einer halben Stunde verweilte, während die berittenen Gendarmen bei ihrem Wagen hielten. Vor dem Hause versammelten sich sogleich mehrere Menschen, die neugierig durch die Spiegelfenster in die ebenerdigen Zimmer guckten, worauf ein dritter Gendarm aus dem Hause kam und sie sämtlich abschaffte, und zwar die Widerspenstigen, die nicht gehen wollten, hiezu „im Namen des Königs“ aufforderte. Bei einem späteren Besuche in ihrem neuen Hause, wobei sie der König begleitete, gefiel der Lola ein Plafond nicht, und sie drang in den König, ihn übermalen zu lassen, worauf der König nicht eingehen wollte. Hierauf fragte sie den mit seinem Gehilfen anwesenden Maler, was der Plafond koste, der ihr erwiderte: „Fünfhundert Gulden.“ Die Lola bemerkte darauf, sie wolle sich ihn aus Eignem malen lassen, und zum König gewendet, sagte sie in gebrochenem Deutsch: „Du bist ein alter Geizhals,“ der über diese deutsche Phrase von der Lola, die er immer zum Deutsch lernen antreibt, so erfreut war, daß er sogleich die Umarbeitung des Plafonds anordnete.

In München wird allgemein erzählt, der König habe der Lola zum letzten Geburtstage 40000 Gulden und ein Silberservice um 6000 Gulden geschenkt. Im Theater erscheint sie ungeniert, selbst wenn der König und die Königin anwesend sind, und zwar in einer neben der großen mittleren Hofloge befindlichen und für sie bestimmten Loge. Uebrigens wird in München jedermann, der mit ihr umgeht, von der öffentlichen Meinung proskribiert und von der übrigen Gesellschaft ausgeschlossen, so daß der Schriftsteller Plötz, als von ihm bekannt wurde, er besuche das Haus der Lola, von der Table d'hote, wo er täglich speiste, von den übrigen Gästen sogleich ausgeschlossen worden ist. Saphir wurde sowohl vom Könige als der Lola bereits eingeladen, sie zu besuchen, was er jedoch erst unmittelbar vor seiner Abreise zu thun gedenkt, um nicht in der öffentlichen Meinung derart zu sinken, daß er mit seinen Vorlesungen scheitern dürfte.

Ihre Tendenz, sich in politische Dinge zu mischen, dürfte gleich anfangs nicht zu verkennen gewesen sein, denn sie soll gleich im Anfange der wegen ihr zwischen dem Könige und den Ministern entstehenden Reibungen wiederholt und offen sich geäußert haben, sie werde nicht eher ruhen, bis das „Pfaffen-“ oder „Kuttenministerium“ gestürzt sei. Ihre Umgebung und Gesellschaft besteht aus ihrer Gesellschafterin, der ehemaligen Tänzerin am Kärnthnerthortheater Angioletta Maier, ihrem Liebhaber, dem Oberleutnant N., der in politischer Beziehung eine Null sein soll, dann aus dem königlichen Stabsarzte Curtius, dem Ministerialrate und Professor Herrmann und dem Schriftsteller und stehenden Münchener Korrespondenten für die „Allgemeine Zeitung“ Plötz, und die zwei letzteren dürften für sie wahrscheinlich die Einflüsterer in politischen Dingen abgeben. Die neue Partei verabscheut wohl die Lola ebenfalls vom Grunde des Herzens,

glaubt aber doch zum Danke gegen sie verpflichtet zu sein für den durch sie veranlaßten Umschwung der Dinge. So soll sich der Herzog Max hierüber offen geäußert haben: „Wir alle in Bayern sind der Lola wohl viel Dank schuldig, denn ohne sie wäre es noch nicht zum Bruche gekommen; nur schade, daß alles aus einer so schmutzigen Quelle kömmt.“

Diese Notizen bilden beiläufig das erzielte Resultat meiner Sendung nach München, und wenn ich auch, wie es in der Natur der Sache schon an und für sich gelegen ist, für die absolute oder objektive Wahrheit jeder einzelnen Notiz nicht bürgen und vollkommen einstehen kann, so hielt ich mir doch die durch das in mich gesetzte Vertrauen bedingte Pflicht stets und streng vor den Augen, nichts dabei aufzunehmen und zu berichten, was sich nicht in der öffentlichen Meinung, in dem Volksgefühle und der gegenwärtigen Volksstimmung Bayerns deutlich abspiegelt und manifestiert, so daß die vorliegende Schilderung ein ziemlich treues Bild der gegenwärtigen Bewegung und Volksstimmung in München abgeben dürfte.

Wien, 20. März 1847.

Hineis.

*

Soweit der Bericht. Die Ruhe im Innern, die er für Bayern herankommen sah, war nicht oder doch nur ganz vorübergehend eingetreten. Das überdreiste Benehmen der Gräfin Landsfeld ließ die Bevölkerung auch weiterhin an dem Verhältnis des Königs zu ihr Anstoß nehmen. Studenten, die sich in ihrer Gesellschaft einfanden, wurden in Verruf erklärt, und es erfolgten neue Auftritte an der Universität. Die Aufregung hatte sich nicht gelegt, als das „tolle Jahr“ anbrach. Vergebens suchte der Premierminister, Fürst Oettingen-Wallerstein, die Parteien auf dem Boden moderner Reformen zu einigen und zu versöhnen; er mußte abtreten. Im Februar 1848 kam es bei Görres' Leichenbegängnis — er war der erbittertste Gegner der Favoritin gewesen — zu neuen Tumulten, die endlich zur Verabschiedung der Montez führten. Noch nach ihrer Abreise tobte der Pöbel in der Barerstraße und begann ihre Villa zu demolieren. Aber nun zeigte es sich, daß die Bewegung doch tiefer ging: das Volk forderte in lauten Demonstrationen vom König den Zusammentritt der Stände, ein gerechtes Wahlsystem und größere politische Freiheiten, und Ludwig, der ernste Zusammenstöße vermeiden wollte und vielleicht auch der Haltung des Militärs nicht ganz sicher war, gab nach. In einem Manifest vom 6. März verhieß er vollständige Preßfreiheit, ein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit, eine Wahlreform, die Beeidigung des Heeres auf die Verfassung und dergleichen mehr. Als diese Zugeständnisse in den Kreisen seiner Familie Widerspruch fanden, und als das bloße Gerücht, die Landsfeld sei zurückgekehrt, einen neuen Aufruhr erzeugte, legte er am 19. März die Krone nieder. Für die Montez ist er nicht mehr eingetreten. Er selbst hatte noch am 17. ein Dekret unterzeichnet, das sie des bayrischen Indigenats verlustig erklärte. Nach dem, was ihm über sie zu Ohren gekommen war, schien er sie seines Schutzes nicht mehr wert zu halten. Nur

mit materiellen Mitteln unterstützte er sie, als sie sich in England verheiratet hatte, bis ihm ein Erpressungsversuch vollends die Augen öffnete. Von ihrem Manne geschieden, ging Lola nach Amerika, wo sie aus ihren Münchener Erlebnissen und mancherlei phantastischer Erfindung ein Spektakelstück zusammenbraute, in dem sie selbst zum Gaudium der kalifornischen Goldsucher auftrat. Im Jahre 1861 starb sie in New York an den Folgen eines Nervenschlags. In der letzten Zeit war sie in Wort und Schrift für die Emanzipation der Frauen aufgetreten. Ihr Leben war just keine Empfehlung für ihre Idee gewesen.

Ueber Entstehung und willkürliche Bestimmung des Geschlechts.[1]

Von

Prof. Dr. **Albert Döderlein** in Tübingen.

Es ist Ihnen, m. H., gewiß erinnerlich, welches Aufsehen vor einigen Jahren durch die sensationellen Mitteilungen des Wiener Embryologen Schenk erregt worden ist, die dahin gingen, daß es ihm gelungen sei, ein Verfahren zur willkürlichen Bestimmung des Geschlechts bei der Zeugung des Menschen aufzufinden. Es wäre dies eine geradezu weltbewegende Entdeckung, die ebenso in das Schicksal des einzelnen Familienlebens eingreifen würde, wie sie auch die ganze Menschheit, ja das ganze Weltgetriebe infolge durchgreifender Aenderung des Zahlenverhältnisses der Geschlechter zu einander zu revolutionieren vermöchte, und Schenk wäre die Lösung eines Problems gelungen, an dem schon seit Jahrtausenden der Forschungsgeist vergeblich sich abgemüht hat.

Wenn ich mir heute erlaube, Ihnen unsre gegenwärtige Kenntnis über die Entstehung des Geschlechts und die auf die willkürliche Bestimmung des Geschlechts gerichtete Forschung mitzuteilen, so möchte ich Sie mit der geschichtlichen Darlegung der durch so vielfache Irrtümer verwirrten Frage verschonen, Sie vielmehr nur mit den recht interessanten Untersuchungsergebnissen der modernen Wissenschaft bekannt machen.

Lassen Sie mich damit beginnen, daß ich Sie mit jenem Vorgang bekannt mache, der in geheimnisvollster Verborgenheit den Beginn des Lebens markiert, dessen Kenntnis durch zwei Entdeckungen, die für alle embryologischen Entwickelungsfragen das Fundament abgeben, geoffenbart wurde, nämlich die Entdeckung der männlichen Samenzellen durch Leeuwenhoeck (1677) und die des Säugetiereies durch Karl Ernst v. Baer (1827).

---

[1]) Nach einem am 12. November 1901 in Tübingen gehaltenen Vortrag.

Diese beiden anatomisch nun gut bekannten und natürlich jetzt mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik wohl durchforschten Samenzellen müssen in eine Konjugation eintreten und vollkommen miteinander verschmelzen, soll ein neues Wesen entstehen.

Das Zusammentreffen dieser beiden Samenzellen erfolgt innerhalb der weiblichen Geschlechtsorgane und zwar mit größter Wahrscheinlichkeit im Eileiter, wo das aus dem Graafschen Follikel ausgetretene Ei auf seiner mehrtägigen Wanderung von den dank ihrer Eigenbewegung lokomotionsfähigen und dem Ei entgegenschwimmenden Spermatozoen erwartet und aufgesucht wird.

Der Konzeptionsvorgang selbst besteht darin, daß eine vollkommene Verschmelzung der beiden Samenzellen stattfindet, so daß aus diesen eine Zelle wird, aus der sich dann durch fortgesetzte, ins Unendliche gehende Teilung und bestimmte Gruppierung und Differenzierung dieser entstehenden Massen der Organismus aufbaut. Beide Samenzellen haben dabei den gleichen Kernanteil abgegeben, so daß beide Erzeuger den gleichen Anspruch auf Vererbung ihrer selbst haben. Man war nicht zu allen Zeiten von der gleichen Wertigkeit der beiden Samenelemente überzeugt. So glaubte man früher, daß dem Ei selbst keine wesentliche Qualität zur Hervorbringung eines neuen Individuums fehle, daß es also nicht notwendig sei, daß das Spermatozoon noch eine Kernmasse hinzutrage. Mit der Entdeckung, daß zwei körperliche Elemente in eines verschmelzen müssen, so daß jedes der beiden Erzeuger eine substantielle Masse zur Bildung des neuen Wesens beitragen muß, ist die stoffliche Verwandtschaft der beiden Eltern zu den Kindern klargelegt, und Goethes Xenie kennzeichnet nicht nur in poetischer Schönheit, sondern auch in anatomischer Wahrheit die vielumstrittene Vererbungsfrage:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder.
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Nach einer älteren Anschauung haucht der Same dem Ei die Seele ein, daher die alte Bezeichnung aura seminalis, den Stoff zum neuen Wesen liefert aber Ei und Mutter allein. Es ist ohne weiteres klar, daß für viele Fragen, und auch die uns heute interessierende Entwicklungsfrage, diese abweichenden Anschauungen über das Verhältnis der beiden Erzeuger zu dem Erzeugten sehr verschiedene Schlußfolgerungen zeitigten und daß durch die nunmehr gegebene anatomische Grundlage die Forschung sich wesentlich einheitlicher gestaltet.

Wann erfolgt nun bei der Entstehung eines Individuums die Bestimmung des Geschlechts?

Wir müssen hier drei aprioristische Möglichkeiten anerkennen.

1. Das Ei selbst könnte Geschlechtscharakter tragen, so daß also aus dem Eierstock männliche und weibliche Eier zur Lösung gelangen und zur Befruchtung kommen.

2. Die Bestimmung des Geschlechts könnte bei der Konzeption, also bei der Verschmelzung der beiden Samenelemente erfolgen; wird doch in diesem Augenblick und gerade durch die Verbindung der beiden Samenelemente der Stempel des neuerstehenden Individuums in physischer und psychischer Beziehung geprägt. Die Samenzellen selbst wären dann als geschlechtslos anzusehen, und erst ihre Vereinigung würde aus ganz unbekannten, vielleicht auch ganz unerforschbaren, sagen wir dem Zufall oder sagen wir der Vorsehung anheimgegebenen Umständen das Geschlecht bestimmen.

3. Muß aber auch die Möglichkeit ins Auge gefaßt werden, daß das Geschlecht sich erst später, innerhalb der ersten Entwicklungswochen bis -monate, bestimmt. Dann wären nicht nur die Samenzellen geschlechtslos, sondern auch die aus ihrer Vereinigung hervorgegangene Bildung, und es könnten Einflüsse geltend gemacht werden, die erst nachher, nunmehr natürlich von der Mutter, ausgehen. Diese Anschauung hat ihre Stütze in der Thatsache, daß die Geschlechtsanlage bis zum dritten Monat hin für beide Geschlechter vollkommen gleich ist, daß wir also von einem Hermaphroditismus sprechen könnten, der uns allen in der ersten Entwicklungsjugend zu eigen war.

Betrachten wir nun, was für Forschungsergebnisse wir diesen theoretischen Voraussetzungen gegenüberstellen können.

Es bethätigte sich der Erforschungseifer für diese Frage in zwei ganz verschiedenen Richtungen. Die eine und ältere ging darauf aus, bestimmte und immer wiederkehrende Unregelmäßigkeiten in dem Auftreten des Zahlenverhältnisses der Geschlechter zu einander im großen nachweisen zu lassen, wodurch der Statistik Gesetze abzulauschen wären, die vielleicht schließlich der Willkür die Thür öffnen könnten.

Die zweite Richtung geht in biologischen Bahnen und sucht durch das Studium der Entwicklung bei einfachen, niederen Tieren, deren Entstehung in eine kurze Beobachtungsdauer zusammengedrängt ist, deren Eier außerhalb des Körpers befruchtet und deren Embryonen künstlich gezüchtet werden können, dem Geheimnis der Natur auf die Spur zu kommen.

Wenden wir uns nun zuerst der Populationsstatistik zu, die uns hochinteressante Dinge lehrt. Dank der staatlichen Einrichtung der statistischen Aemter und der Anzeigepflicht sind wir im stande, auf viele Millionen einzelner Fälle sich belaufende Berechnungen anzustellen, die ergeben, daß in Europa allseitig ein Geschlechtsverhältnis der Neugeborenen von 106,3 Knaben zu 100,0 Mädchen besteht. Es wird also ein bedeutender Ueberschuß an Knaben geboren, dessen Größe uns dann noch eindringlicher vor Augen tritt, wenn wir

ihn auf eine Million Lebewesen beziehen, bei welcher wir einer männlichen Majorität von 63000 begegnen. Ueber die Ursache dieses Knabenüberschusses liegen natürlich zahlreiche Vermutungen vor, mit denen ich Sie aber nicht belästigen will. Nur die eine Auffassung möchte ich erwähnen, die wohl am meisten für sich hat, daß wir hier einer Vererbung im großen Sinn gegenüberstehen. Wie einzelne Ehen, so sollen auch einzelne Rassen ausgezeichnet sein durch die Neigung, mehr Knaben oder mehr Mädchen zu produzieren. Man unterscheidet demzufolge arrhenotoke und thelytoke Ehen, denen als Mittelding die tropotoken gegenüberstehen. Arrhenotoke Völker, also solche mit konstantem Knabenüberschuß, gelten als günstiger gestellt im Kampf ums Dasein als thelytoke. Sie bleiben also im Darwinschen Sinn die Sieger und erlangen das Uebergewicht über die thelytoken Rassen. Der Knabenüberschuß würde sich als eine Nützlichkeitseinrichtung vererben. Allerdings muß auch hier eine Grenze eingehalten werden. Ein Uebermaß wirkt schädlich, wie der Umstand zeigt, daß das Aussterben von Volksstämmen mit einem ungewöhnlichen und übermäßigen Ansteigen der Männer Hand in Hand geht. Die Sandwichinsulaner, die von 1832 bis 1872 um 68 Prozent in der Bevölkerungszahl abgenommen hatten, zeigten im Jahr 1856 ein Geschlechtsverhältnis von 109 : 100, und dieses stieg bis zum Jahr 1872 auf 125,3. Aehnliches wurde beim Aussterben der Neuseelandbewohner beobachtet.

In Europa bleibt das Geschlechtsverhältnis von 106,3 seit langem konstant, und wir erfreuen uns also gegenwärtig bei einer konstanten Bevölkerungszunahme noch eines gesunden Knabenüberschusses, so daß wir zum Kampfe der Völker untereinander wohl gerüstet sind. Sie werden vielleicht über diese Thatsache des Knabenüberschusses nicht wenig erstaunt sein, lesen wir doch tagtäglich von der Frauenfrage, die ihre Entstehung und ihr Wachsen nur einem immer mehr überhandnehmenden Mädchen- oder Frauenüberschuß verdanken kann. Es verfehlen bei uns zu viele Mädchen ihren naturwissenschaftlichen Daseinszweck, eine Ehe einzugehen mit den sich daraus ergebenden Folgerungen. Der Widerspruch löst sich ungezwungen. Wäre das Geschlechtsverhältnis der Neugeborenen auch für die späteren Altersklassen vorhanden, dann schrumpfte die Frauenfrage wohl von selbst in sich zusammen. Es ergiebt aber die Statistik die unbarmherzige Thatsache, daß sich das Geschlechtsverhältnis im Lauf der späteren Lebensjahre umkehrt.

In dem Kindesalter bis zum zehnten Lebensjahre läßt sich noch ein Uebergewicht der Knaben feststellen, in der Entwicklungszeit aber vom zehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahr gleicht sich das Geschlechtsverhältnis langsam aus, die Geschlechtskurven kreuzen sich im Paritätspunkt, und im dritten Lebensjahrzehnt kommen auf 100 Knaben bereits 102,7 Mädchen. In unserer monogamischen Bevölkerungsmillion entfällt also schon ein Ueberschuß von 27 000 Mädchen. Dieser steigt nun andauernd so, daß in dem Alter von über 70 Lebensjahren das Verhältnis 100 : 122,3 beträgt.

Diese statistischen Ergebnisse führen zu dem folgewichtigen Schluß, daß der

in Europa herrschende Ueberschuß von erwachsenen, weiblichen Individuen nicht einem physiologischen Naturgesetz entspringt, sondern vielmehr dem gewaltsamen Eingreifen krankhafter Veränderungen. Dem Werden steht ein zu frühes Vergehen gegenüber, dem Entstehen das Sterben.

Bei näherem Nachforschen ergiebt sich ursprünglich sogar ein für das männliche Geschlecht noch viel günstigeres Zahlenverhältnis, insofern sich schon vor der Geburt die größere Vergänglichkeit des männlichen Geschlechts geltend macht. Das Geschlechtsverhältnis der Konzeption ist nämlich nicht, wie das der Neugeborenen 106 : 100, sondern sogar 115 : 100, schon in der Entwicklungszeit also fallen mehr zu Knaben bestimmte Lebewesen dem Untergang anheim. Bei den Totgeburten ist das Geschlechtsverhältnis 129,4. Bei allen wichtigen Lebensakten also droht dem männlichen Geschlecht größere Gefahr.

Es ergiebt sich daraus die naheliegende Folgerung, daß wir das Geschlechtsverhältnis der Lebenden dadurch zu beeinflussen vermögen, daß wir die Ursache für diese Dezimierung des männlichen Geschlechts erforschen und aus der Welt schaffen, wodurch wir einen Zustand erreichen könnten, daß in unserer Bevölkerungsmillion 450000 Frauen 550000 Männern gegenüber ständen. Durch diese der Hygiene, der Bekämpfung von Schädlichkeiten, aufzugebenden Steigerung des männlichen Geschlechts würde sich dann das weibliche Geschlecht derart reduzieren, daß die Frau ein sehr viel mehr begehrtes Wesen darstellt. An Stelle der Frauenfrage träte der Kampf um die Frau. Wir hätten damit eine Möglichkeit der Beeinflussung des Geschlechtsverhältnisses der Lebenden respektive der Erwachsenen, die wir umsomehr festhalten und verfolgen müssen, als sie einmal durchaus im Bereiche des Erreichbaren liegt und andrerseits eine wenn auch vielleicht nicht mehr allseitig gewünschte, so doch natürliche Ablenkung der „Frauenfrage“ mit sich brächte.

Die Anschauung, daß etwa die höhere Zahl der Knabengeburten nur deshalb von der Vorsehung gestattet und gewollt ist, weil ihr ein größeres Vergehen des männlichen Geschlechts als ein unbezwingbares Naturgesetz gegenübersteht, dürfen wir doch wohl nur als eine Phrase bezeichnen. Ebenso müssen wir wohl auch von der Hand weisen, daß die Entwicklung der Knaben zu welcher Zeit ihres Daseins auch immer eine schwierigere wäre, weil wir etwa, wie dieses behauptet worden ist, aus einem edleren Stoff wären, also ein besseres Gewächs darstellten, das mehr Sonne und Licht und besseren Bodens bedarf, wodurch das weibliche Geschlecht gewissermaßen als ein stofflich „minderwertiges“ gekennzeichnet wäre.

Formieren wir nun aber in unsrer Populationsstatistik des Geschlechtsverhältnisses einzelne Gruppen nach besonderen Gesichtspunkten hinsichtlich der Erzeuger, z. B. nach deren absolutem oder relativem Alter, nach Rasseneigentümlichkeiten, Kreuzung oder Verwandtschaft, Ernährungsverhältnissen um, so ergeben sich höchst bemerkenswerte Unregelmäßigkeiten, deren Abweichung von dieser Normzahl diese Statistik besonders verwertbar für unsre Frage macht.

Einem Tübinger Professor der Tierheilkunde, Johann Daniel Hofacker, der

vom Jahr 1813 bis 1828 hierorts thätig war, verdanken wir eine Erkenntnis, die von dem Engländer Sadler bestätigt worden ist und als das Hofacker-Sadlersche Gesetz in der Wissenschaft gilt.

Die Schafzüchter wurden zuerst darauf aufmerksam, daß das Geschlechtsverhältnis der Nachkömmlinge ein verschiedenes ist, je nach dem Alter der Erzeuger. Sind die Eltern beide gleich alt und zwar weder ganz jung noch sehr alt, so ist das Geschlechtsverhältnis der Erzeugten ungefähr ein gleiches, also 100 : 100. Das weibliche Geschlecht der Erzeugten prävaliert, wenn die Widder jung oder alt sind, während andrerseits die männliche Nachkommenschaft überwiegt, wenn die Mütter jung oder alt waren.

Diese bei Schafherden gewonnene Beobachtung prüfte zuerst Hofacker an Menschen, zu welchem Zweck er 1996 Geburten nach den hiesigen Familienregistern mit den Altersverhältnissen der Eltern in 386 Ehen feststellte.

Er fand:

War der Vater jünger als die Mutter oder gleich alt, so ist das Geschlechtsverhältnis 90,1,

Vater 4—6 Jahre älter als die Mutter . . .	108,
„ 6—9 „ „ „ „ „ . . .	124,
„ 9—12 „ „ „ „ „ . . .	143,
beide Eltern jung	116,
beide Eltern alt	164.

Diese von Hofacker für den Menschen gefundene Thatsache, die dann Sadler in England bestätigte, gilt als eine der wichtigsten Stützen für die Anschauung, daß beide Erzeuger auf die Geschlechtsbestimmung einen Einfluß haben. Es wäre danach nicht zulässig anzunehmen, daß das Ei von Haus aus geschlechtlich veranlagt ist, sonst würde ja selbstverständlich das Altersverhältnis der Erzeuger an der Geschlechtsbildung keinen Teil nehmen können, wie es aus dem Hofackerschen Gesetz abgeleitet werden muß. Auch für die Anschauung, daß mütterliche Einflüsse innerhalb der ersten Entwicklungszeit das Geschlecht des bis dahin hermaphroditischen Embryo determiniere, läßt sich nicht mit dem Hofackerschen Gesetz vereinbaren, auch danach wäre ja eine Beeinflussung durch den Vater ausgeschlossen. Das Hofackersche Gesetz, das übrigens nicht unbestritten geblieben ist, würde das Hauptargument für die Annahme geben, daß durch die Verschmelzung der beiden Samenzellen, also bei der Konzeption selbst, das Geschlecht bestimmt wird, und beide Samenzellen respektive beide Erzeuger die Geschlechtsbestimmung beeinflussen. Aber auch ein anderes würde sich aus der Bestätigung des Hofackerschen Gesetzes ergeben, daß wir in der That eine gewisse Willkür in der Geschlechtsbeeinflussung möglich hätten. Es ist nicht recht schicklich, diese Schlußfolgerungen auf das Menschengeschlecht zu beziehen, und ich möchte es Ihnen selbst überlassen, sich darüber Ihre Gedanken auszumalen. Wohl aber könnte ein derartiges Gesetz für die Tierzüchter Bedeutung gewinnen, wie dies ja auch thatsächlich bereits der Fall ist.

Aus großen Gestüten sind Berechnungen von rund 70000 Geburten bei

Pferden vorliegend, wobei sich ergeben hat, daß das Geschlechtsverhältnis sich folgendermaßen gestaltet:

Bei bis zu 8 Jahr alten Hengsten stellt sich das Geschlechtsverhältnis der Erzeugten auf 91,0, vom 9. bis zum 14. Jahre erzeugten die Betreffenden ein Geschlechtsverhältnis von 103,9, worauf in der späteren Zeit das Verhältnis wieder auf 91,6 sank. Waren Pferd und Stute gleich alt und jung, so war das Geschlechtsverhältnis 95, waren die Eltern gleich alt und beide in höherem Alter, so ergiebt sich ein Geschlechtsverhältnis von 160. Die Pferdezüchter stellten deshalb folgende Norm auf:

„Paare alte Stuten mit jungen Hengsten, wenn du verhältnismäßig mehr männliche Fohlen haben willst“ und:

„Paare junge Stuten mit alten Hengsten, wenn du verhältnismäßig mehr weibliche Fohlen haben willst.“

Ueber die Verhältnisse bei den Schafen liegen die vorher schon erwähnten Beobachtungen vor, und auch für andre Tierklassen wurden schon ähnliche Ratschläge erteilt und befolgt.

Außer diesen Altersbeziehungen der Erzeuger aber sind den statistischen Forschungen noch manche andre merkwürdige Einflüsse auf das Geschlechtsverhältnis des Neugeborenen bei Tieren und Menschen bekannt geworden. Dahin gehört z. B. die Beobachtung, daß nach Kriegsjahren, die einen großen Teil der männlichen Bevölkerung der betreffenden Nationen dahingerafft haben, der Knabenüberschuß beträchtlich steigt.

Die Deutung dieser Thatsache ist nicht leicht. Man kann sie sich freilich sehr leicht machen, indem man die Vorsehung anruft und ausspricht, daß das weise Walten der Natur den Ausfall an Männern rasch zu decken sucht. Der nach Thatsächlichem aber suchende Naturforscher begnügt sich auch hier nicht mit solchen Phrasen, sondern will eine besondere Qualität der Samenzellen für diese merkwürdige Erscheinung ansprechen. Aber auch hier sind wir nur auf Vermutungen und Deduktionen angewiesen. Ein um diese Frage sehr verdienter Forscher Namens Düsing hat die Anschauung ausgesprochen, daß das Alter des Spermas von gewissem Einfluß auf die Geschlechtsbildung ist. Ist die geschlechtliche Inanspruchnahme der Männer eine sehr starke, wie eben zu den Zeiten, wo sie dezimiert sind, dann kommen relativ viel junge Spermatozoen zur Befruchtung, während andrerseits bei einem Ueberschuß von Männern die Spermatozoen zu langer Reife Zeit haben. Ich verkenne natürlich nicht auch hier die schwache Seite dieser Schlußfolgerung, möchte aber doch hervorheben, daß auch bei Tieren ähnliche Beobachtungen vorliegen. Eine starke geschlechtliche Inanspruchnahme der Zuchthengste z. B. oder der Stiere erhöht das Geschlechtsverhältnis.

Weiterhin von Einfluß auf das Geschlechtsverhältnis der Erzeugten soll die Rassenverwandtschaft der Erzeuger sein. Kreuzung begünstigt die Erzeugung von Mädchen, Inzucht von Knaben. Die Juden erfreuen sich bei ihren Stammesehen einer hohen Knabenziffer, nämlich 107,64, während bei den Mischehen sich

das Geschlechtsverhältnis auf 103,8 stellt. Es sprechen dafür, daß der Knabenüberschuß bei der Inzucht ein höherer ist, auch noch andre Umstände, so der, daß bei einer Berechnung aus 13 Millionen Geburten in Preußen bei den ehelichen Kindern das Geschlechtsverhältnis 106,3 beträgt, während bei den unehelichen dasselbe auf 105,5 sinkt und zwar, wie man annimmt, infolge der stärkeren Kreuzung der unehelichen Erzeuger. Auf denselben Umstand wird weiterhin die Thatsache zurückgeführt, daß in Städten ein niedrigeres Geschlechtsverhältnis sich findet als auf dem Land. Bei der fluktuierenden Bevölkerung der Stadt und der größeren Auswahl wird hier eine größere Kreuzung stattfinden, während auf dem Lande mehr Inzucht statthat, worauf allerdings auch die Unterschiede der jeweiligen Ernährungsverhältnisse von Einfluß sein sollen.

Auch bei Tieren ist eine konforme Beobachtung gemacht. Das Geschlechtsverhältnis des englischen Vollbluts beträgt 108,6, das des englischen Halbbluts aber 89,1.

Eine gewisse, wenn auch vielleicht nur temporäre Beeinflussung des Geschlechtsverhältnisses soll auch den Ernährungsverhältnissen zukommen. In Zeiten von Hungersnot ist ein merkwürdiger Anstieg des Knabenüberschusses beobachtet, und im Frühling und Sommer unter den günstigeren Ernährungsbedingungen werden allenthalben mehr Mädchen erzeugt, während im Herbst und Winter der Knabenüberschuß ansteigt.

Dies sind, meine Herrn, die wesentlichsten aus den statistischen Beobachtungen sich ergebenden Thatsachen und Schlußfolgerungen. Vermögen sie uns auch einerseits nicht befriedigende Aufschlüsse zu geben, insofern wir keine einheitliche Beeinflussung der Geschlechtsbestimmung kennen lernten, vielmehr eine ganze Reihe von heterogenen Einflüssen anerkennen müssen, so lehren sie uns andrerseits, daß die Geschlechtsbestimmung von zahlreichen Faktoren beeinflußt wird.

Als positives Ergebnis darf hervorgehoben werden, daß weder das Ei allein noch das Spermatozoon allein, weder Vater noch auch die Mutter ausschließlich das Geschlecht der Nachkommen bestimmen, sondern daß es gewisse Beziehungen sind, in denen die beiden Erzeuger zu einander stehen, die von Einfluß auf die Bewegung der Geschlechtsziffer werden. Ferner ergiebt sich aus diesen mannigfachen Feststellungen, daß es allerdings nur bis zu einem gewissen recht bescheidenen Wahrscheinlichkeitsgrade in die Willkür der Erzeuger gesetzt wird, das Geschlechtsverhältnis der Erzeugten nach der einen oder andern Richtung hin zu beeinflussen. Im einzelnen Fall allerdings ist die Wahrscheinlichkeit des Eintreffens der beabsichtigten Wirkung eine so geringe, daß sich wohl mehr Enttäuschungen als Erfüllungen ergeben würden. Wollte ein Mann oder eine Frau auf einem dieser angedeuteten Wege die Bestimmung des Geschlechts der Nachkommen beeinflussen, so müßten die Erzeuger wenigstens mit einer größeren Zahl von Kindern das Exempel erproben, abgesehen davon, daß Umstände in Betracht gezogen werden müßten, die eigentlich recht unbequem werden

könnten. Ich will nicht jetzt die Kriegszeiten oder die Hungersnotperioden heranziehen, die wohl nicht in die willkürlichen Beeinflussungsmomente eingereiht werden dürften, ich will nur auf die Altersbeziehungen und Rasseneigentümlichkeiten hinweisen, die bisher wenigstens wohl noch nicht ausschlaggebend bei der Wahl der oder des Erkorenen mitsprachen.

In einem empfindlichen Gegensatz zu diesen Ergebnissen der Statistik steht nun die neuere Richtung der Forschung über die Geschlechtsbestimmung, die auf biologischen Studien sich aufbaut und zu dem Hauptergebnis führt, daß das Ei von Haus aus Geschlechtscharakter trägt und die Bestimmung des Geschlechts nicht durch bei der Befruchtung sich geltend machende Einflüsse geändert wird. So wurde z. B. in einem kleinen Wurm des Seewassers nachgewiesen, daß der Eierstock zwei durch ihre Größe leicht unterscheidbare Arten von Eiern trägt, große, aus denen sich stets weibliche Tiere entwickelten, und kleinere, aus denen männliche wurden.

Eine andre Beobachtung verdanken wir Pflüger, der an Fröschen der verschiedensten Herkunft, nämlich in der Umgebung von Bonn, Utrecht und Königsberg gesammelt, einen bedeutenden Unterschied des Geschlechtsverhältnisses fand. Dieses im Bonner Laboratorium zu Tage tretende Geschlechtsverhältnis der dort aufgezüchteten Tiere war, mochten auch die Entwicklungsbedingungen wie immer sein, stets in Uebereinstimmung mit dem der in Freiheit geborenen Tiere. Ob die ostpreußischen, holländischen und rheinischen Frösche somit an ihrem Geburtsort oder unter den ganz andern Bedingungen des Aquariums zur Welt kamen, das Geschlechtsverhältnis behielt das heimatliche Gepräge.

Man kann solchen verdienstvollen Untersuchungen gegenüber keinen Zweifel laut werden lassen, wohl aber dürfen wir der Anschauung Raum geben, daß dies Erscheinungen sind, die eben den bestimmten Tierarten eigen sind, und es wäre doch sehr trügerisch, ohne weiteres solche, noch dazu an niederen Tieren erbrachte Thatsachen auf andre höher gestellte oder gar den Menschen übertragen zu wollen. Es ist eben im Tierreich so vieles Eigentümliche, und z. B. die Thatsache, daß bei den Bienen sich wiederum eine ganz andre Erscheinung zeigt, lehrt eben die Schwierigkeiten derartiger Schlußfolgerungen. Bei den Bienen haben wir sowohl eine parthenogenetische als auch geschlechtliche Fortpflanzung. Die unbefruchteten Eier entwickeln sich ausschließlich zu männlichen Nachkommen, zur Hervorbringung von weiblichen Individuen ist die Befruchtung der Bieneneier nötig. Wie trügerisch wäre es, aus dieser Thatsache irgend welche Schlußfolgerung für andre Tierspezies zu ziehen!

Es fehlt auch nicht an Beobachtungen aus dem Tierreich, die der Beeinflussung der Geschlechtsbildung durch die Ernährung das Wort reden. Landois gelang es, bei einer bestimmten Schmetterlingsart, den Eckflüglern, je nach der Ernährung der jungen Räupchen Männchen oder Weibchen aus ihnen entstehen zu lassen, eine allerdings jetzt wieder bestrittene Beobachtung.

Die Reblaus (Phylloxera) legt für gewöhnlich Eier, aus denen nur ungeflügelte Weibchen auskommen; tritt Nahrungsmangel ein, so tritt eine ge-

flügelte parthenogenetische Generation auf, die außer Weibchen auch Männchen enthält.

Bei dem grauen Polypen des Süßwassers konnte man im selben Individuum je nach der Ernährung Ovarien oder Hoden beliebig erzeugen.

Sie sehen also eine Vielseitigkeit der Variationen, die irgend welche Uebertragungen und Schlußfolgerungen ausschließen, und wir müssen am Ende gestehen, daß sowohl die Populationsstatistik wie auch die Biologie wohl viele interessante Dinge hinsichtlich der Geschlechtsbestimmung zu Tag gefördert hat, daß sich aber alles nicht vereinen läßt zu einer verwertbaren Nutzanwendung.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die genannten Beobachtungen den Schluß rechtfertigen, daß bei niederen Tieren mit ihren einfachen Entwicklungsverhältnissen eine Geschlechtsbestimmung ohne weiteres ausführbar ist, es wäre aber durchaus verfehlt, daraus vollgewichtige Schlüsse für die Geschlechtsbestimmung bei den höher gestellten Säugetieren oder gar beim Menschen zu machen, wo die Verhältnisse so außerordentlich mehr verwickelt liegen. Es ist wahrscheinlich, daß hier sehr zahlreiche Faktoren das Geschlecht beeinflussen und bestimmen können, wodurch natürlich die Möglichkeit einer Beeinflussung ferngerückt ist.

Schenk freilich macht sich die Sache außerordentlich einfach, indem er ohne weiteres annimmt, daß das Geschlecht im Ei festgelegt sei und während der Entwicklung des Eies innerhalb des Eierstocks bestimmt werde, und zwar sollen es die Ernährungsverhältnisse der Mutter sein, die hierauf von entscheidendem Einfluß werden.

Es wäre eine ebenso undankbare als müßige Aufgabe, wollte ich Ihnen aus den verschiedenen Publikationen von Schenk die zum Teil sich widersprechenden Argumentationen vorführen. Sie gipfeln in der Anschauung, daß ein weiblicher Körper, der einen nicht vollkommenen Stoffwechsel aufweist, der Art, daß zum Teil unverbrannte Stoffe den Körper verlassen, keinen vollen Reifegrad der Eier hervorzubringen vermöchte. Sie bleiben auf einem gewissen unvollständigen Entwicklungsgrad stehen, sind „vielleicht auch minder gut genährt“ und deshalb „nicht so vollkommen veranlagt und scheinen daher nur geeignet, sich zu einem weiblichen Individuum zu gestalten“. (!) Welche Zahl von irrtümlichen Voraussetzungen und auch ganz und gar in der Luft stehenden Schlußfolgerungen sind schon in diesen wenigen aus Schenks Publikationen entnommenen Worten enthalten!

Als Anhaltspunkt für die Beurteilung, ob der Körper einen vollkommenen Stoffwechsel besitzt oder nicht, sieht Schenk das Vorhandensein oder Fehlen von Spuren von Zucker im Harn an. Hat eine Frau Zuckerspuren im Harn, so ist ihr Stoffwechsel nicht genügend geregelt, und in ihr wachsen weibliche Eier; regelt man den Stoffwechsel durch eine entsprechende Ernährungskur, so daß diese letzten Reste von Zucker verschwinden, so ist der Stoffwechsel ein regerer, die Eier werden besser ernährt, reifen mehr aus, wie er sagt, die Frau gebärt Knaben.

Diesen Standpunkt vertrat Schenk in seiner ersten Veröffentlichung, während er in seiner zweiten neueren noch hinzugefügt hat, daß er außer der Beeinflussung der Zuckerausscheidung auch das Körpergewicht berücksichtige. Er verlangt einen bis zu einem gewissen Grade vorherrschenden Eiweißzerfall und zwar in 24 Stunden einen Stoffumsatz von 110 Gramm Eiweiß. Nimmt bei einem solchen nebenher das Körpergewicht ab, und zwar in der Vorbereitung um mindestens 2—3 Kilogramm, so sind wiederum die Bedingungen zur Erzeugung von Knaben gegeben. Um noch sicherer zu gehen, empfiehlt Schenk für den Fall, daß vielleicht auch die ersten Embryonalmonate beeinflussend auf die Geschlechtsbestimmung werden, daß die Frau diese Knabenernährungskur auch in den ersten Schwangerschaftsmonaten fortsetze. Auf wie schwachen Füßen wissenschaftlich die Hypothese von Schenk beruht, dürfte wohl nach dem, was wir als die Ergebnisse der Forschung sowohl bezüglich der Populationsstatistik, wie bezüglich der Biologie kennen gelernt haben, ohne weiteres einleuchtend sein.

Sie werden aber fragen, welche Beweise hat denn Schenk nun für seine Theorie erbracht? Er verfügt nunmehr im ganzen über 36 Fälle, die ihn zu dem Ausspruch berechtigen sollen, daß er „mit einer gewissen Sicherheit“ für die Richtigkeit seiner Lehre eintreten kann. Ob er Mißerfolge mit seiner Kur auch erzielte, ist nicht gesagt, es ist aber wohl anzunehmen, daß er sie erlebt hat, denn er selbst hält ja seine Beeinflussung nur bis zu einem gewissen Grade für möglich. Wenn wir noch dazu erfahren, daß sein Material keineswegs solche Frauen nur betraf, die bis dahin nur Mädchen geboren hatten, wie dies eigentlich Voraussetzung für seine Versuche hätte sein sollen, sondern wenn wir lesen, daß es zum Teil junge Erstgebärende gewesen sind, die mit dem Wunsche eines Knaben sich an ihn gewandt haben, oder solche, die schon mehrere Kinder, teils Knaben, teils Mädchen geboren hatten, so dürfte wohl jeder Unbefangene ohne weiteres zu der Annahme hinneigen, daß Schenk einer Selbsttäuschung unterlegen ist.

Wir kommen also zu dem Schlusse, daß die willkürliche Bestimmung des Geschlechts beim Menschen nicht oder wenigstens noch nicht möglich ist.

Ist es wünschenswert, dieses Problen zu lösen? — Kaum! Denn wahrscheinlich würde sich ja dann der Knabenüberschuß bedenklich steigern. Man male sich die daraus sich ergebenden Folgezustände aus, und wir würden wahrscheinlich keine angenehmen Weltzustände finden.

Aber auch das Glück der einzelnen Familien würde keineswegs dadurch gefördert, wenn auch solche, die zu den thelytoken gehören und dies schmerzlich empfinden, die Lösung dieses Problems in ihrem Interesse sehnlichst herbeiwünschen.

Eines aber dürfte aus den Ergebnissen der Forschungen über dieses Gebiet fruchtbar hervortreten, nämlich daß wir den physiologischen Knabenüberschuß durch hygienische Maßregeln mehr als bisher zu erhalten bestrebt sein müssen. Die Natur in ihrem weisen Walten zu unterstützen, was wir ja damit thun,

führt zweifellos zu gesünderen Zuständen, als etwa die gewaltsame Umkehr des Natürlichen anstreben zu wollen. **Wir müssen wünschen, daß das Geheimnis der Geschlechtsbestimmung beim Menschen gehütet, nicht aber zerstört wird.**

Napoleon I. als Brautwerber um Josephinens Hand.

Nachweis einer Brieffälschung.

Von

Aloys Schulte.

Wie es eine napoleonische Legende giebt, so hat sich eine solche auch um Josephine gebildet. Die Ehescheidung gab ihr einen Schein von Tugenden, und über ihre Fehler und Sünden wurde ein Schleier gelegt. Die feinsinnige Forschung Massons hat uns Josephine gezeigt, wie sie wirklich war. Dieser reichverdiente Forscher hat ein hochbedeutendes Stück aus der Korrespondenz Josephinens nicht mehr benutzt, das bis dahin die Auffassung der Werbung des jungen Generals vollständig beherrschte. Gründe für die Verachtung dieser Quelle hat er nicht angegeben, und so hat auch Turquan in seinem etwas romanhaften Buche über die Generalin Bonaparte den Brief wieder benutzt.

Es gilt nachzuweisen, daß dieser Brief wirklich eine Fälschung weit jüngerer Zeit ist, und daß die alte Auffassung der Werbung um Josephine für immer einer neuen weichen muß.

Wir wissen nicht, an wen der Brief gerichtet ist; wenn der Oberst Jung in seinem bekannten Werke: „Napoléon et son temps" als Empfängerin eine Tante Josephinens bezeichnet, die um den Vater ihres ersten Gemahls lebte, so ist das lediglich eine vage Vermutung, die mit den ersten Sätzen in direktem Widerspruch steht. Zunächst möge der Wortlaut in der Uebersetzung folgen:

„Man will, daß ich mich wieder verheirate, meine teure Freundin. Alle meine Freunde raten dazu, meine Tante befiehlt es mir fast, und meine Kinder bitten mich darum. Warum sind Sie nicht hier, um mir Ihre Ansicht über diese wichtige Angelegenheit mitzuteilen und mich davon zu überzeugen, daß ich diese Ehe nicht verweigern kann, die die Unbehaglichkeit meiner jetzigen Lage ändert? Ihre Freundschaft, der ich schon so vieles verdanke, würde Sie klar in meine Interessen eindringen lassen, und ich könnte mich ohne Schwanken entschließen, sobald Sie gesprochen hätten.

„Sie haben bei mir den General Bonaparte gesehen, wohlan, er ist es, der als Vater den Waisen Alexandre de Beauharnais' dienen will und als Gemahl seiner Witwe.

„Sie lieben ihn? werden Sie mich fragen. — Aber ... Nein. — Sie haben also gegen ihn eine Abneigung. — Nein, aber ich bin in einem Zustande der Lauigkeit, der mir mißfällt, und den die Frommen ärgerlicher finden als das Ganz und Gar. Die Liebe ist eine Art von Kultus, und mit ihr müßte ich mich ganz anders fühlen, als ich es thue, und deshalb wollte ich gern Ihren Rat, welcher der ständigen Unentschlossenheit meines schwachen Charakters ein Ende machen würde. Partei zu ergreifen, war für meine kreolische Gemächlichkeit immer zu anstrengend, sie findet es unendlich viel bequemer, dem Willen andrer zu folgen.

„Ich bewundere den Mut des Generals, den Umfang seiner Kenntnisse über alle Dinge, von denen er gleichmäßig gut spricht, die Lebhaftigkeit seines Geistes, die ihn den Gedanken andrer erfassen läßt, bevor er ausgesprochen ist; aber mich erschreckt, ich gestehe es, die Herrschaft, die er über alles, was ihn umgiebt, ausüben will. Sein forschender Blick hat etwas Eigentümliches, Unerklärliches, der selbst den Direktoren imponiert; urteilen Sie, ob er nicht eine Frau einschüchtern wird. Endlich, was mir eigentlich gefallen sollte, die Kraft einer Leidenschaft, von der er mit einer Energie spricht, die an ihrer Wahrhaftigkeit nicht mehr zweifeln läßt, ist gerade das, was die Zustimmung verhindert, die ich oft bereit bin, zu geben.

„Da ich die erste Jugend hinter mir habe, darf ich da hoffen, lange diese stürmische Zärtlichkeit zu bewahren, die beim General einem Anfall von Delirium gleicht? Wenn er, nachdem wir einmal vereint sind, aufhören würde, mich zu lieben, wird er mir nicht das vorwerfen, was er für mich gethan hat? Wird er nicht glänzendere Partien bedauern, die er hätte machen können? Was werde ich antworten können? Was werde ich thun? — Ich werde weinen. — Dieses schöne Hilfsmittel! rufen Sie aus. — Mein Gott, ich weiß, daß das zu nichts dient; aber zu allen Zeiten ist das die einzige Zuflucht, die ich habe finden können, wenn man mein armes, so leicht verletzbares Herz verwundet. Schreiben Sie mir sofort, und fürchten Sie nicht, mich zu schmälen, wenn Sie finden, daß ich unrecht habe. Sie wissen, was von Ihnen kommt, ist guter Aufnahme sicher.

„Barras versichert, daß, wenn ich den General heirate, er ihm den Oberbefehl über die in Italien kämpfende Armee verschaffen wird. Als gestern Bonaparte mir von dieser Gunst sprach, über die seine Waffenbrüder sehr murren, obwohl sie ihm noch nicht erteilt ist, sagte er mir: ‚Glauben Sie denn, daß ich eine Protektion brauche, um vorwärts zu kommen? Sie werden alle eines Tages sehr glücklich sein, wenn ich ihnen meine schenke. Mein Degen ist an meiner Seite, und mit ihm werde ich hoch hinaufkommen.‘

„Was sagen Sie von dieser Zuversicht auf den Erfolg? Ist das nicht der Beweis eines Vertrauens, der aus übermäßiger Eigenliebe entspringt? Ein Brigadegeneral will die Häupter der Regierung protegieren! Das ist in der That sehr wenig wahrscheinlich. Ich weiß nicht, aber mitunter reißt mich diese lächerliche Zuversicht fort, alles für möglich zu halten, was dieser eigenartige Mensch

mir in den Kopf setzt; und bei seiner Einbildungskraft, wer kann da berechnen, was er unternehmen wird?

„Wir vermissen Sie alle hier, und wir trösten uns nur dadurch über Ihre verlängerte Abwesenheit, indem wir jeden Augenblick von Ihnen sprechen und Ihnen auf Schritt und Tritt in dem schönen Lande, das Sie durcheilen, folgen. Wenn ich sicher wäre, Sie in Italien zu finden, so würde ich morgen heiraten, unter der Bedingung, dem General folgen zu dürfen; aber wir würden uns vielleicht auf dem Wege kreuzen, so finde ich es klüger, auf Ihre Antwort zu warten, ehe ich mich entscheide. Beschleunigen Sie die Antwort und auch Ihre Heimkehr.

„Madame Tallien beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß sie Sie zärtlich liebt. Sie ist immer schön und gut, ihren unbegrenzten Kredit verwendet sie nur dazu, um für die Unglücklichen, die sich an sie wenden, Gnaden zu verschaffen, und indem sie zu den Gnaden eine Art von Befriedigung hinzufügt, erscheint sie fast als diejenige, die verpflichtet ist. Ihre Freundschaft für mich ist erfinderisch und zart; ich versichere Sie, daß mein Freundschaftsgefühl, ihr gegenüber, dem gleicht, das ich für Sie hege: das giebt Ihnen meine Idee von einer Zuneigung zu ihr.

„Hortense wird immer liebenswürdiger: ihr reizender Wuchs entwickelt sich immer mehr, und wenn ich es wollte, so hätte ich eine schöne Gelegenheit, ärgerliche Betrachtungen über die böse Zeit anzustellen, die die einen auf Kosten der andern verschönert. Es ist ein Glück, daß ich andre Dinge im Kopf habe, wahrhaftig, und ich gleite leicht über dunkle Gedanken hinweg, um mich mit einer Zukunft zu beschäftigen, die verspricht, glücklich zu werden, da wir beide ja bald vereinigt sein werden, um uns nicht mehr zu trennen. Ohne diese Ehe, die mir Kopfzerbrechen macht, würde ich trotz allem sehr lustig sein, aber solange ich damit zu thun haben werde, werde ich mich foltern. Ich habe mich daran gewöhnt, zu leiden, und wenn ich zu neuen Schmerzen bestimmt sein sollte, so glaube ich sie ertragen zu können, wenn nur meine Kinder, meine Tante und Sie mir erhalten bleiben.

„Wir sind übereingekommen, die Schlußformeln der Briefe zu unterdrücken, daher adieu, meine Freundin."

Der Brief ist zu schön, um echt sein zu können. Die „schönen" Schriftstücke, die das Entzücken des Publikums sind, wecken beim kritischen Historiker nur den Verdacht.

Wer andre Briefe Josephinens gelesen, sieht sofort, daß bei ihrer vernachlässigten Bildung sie einen solchen Brief überhaupt nicht schreiben konnte. Der Stil und die Ausdrucksweise veranlaßten schon 1857 Aubenas, den Geschichtschreiber Josephinens, den Brief für eine Fälschung zu erklären, womit er aber nicht durchdrang. Wie scharf findet sie die Grundlage des Lebens Napoleons heraus, die Kunst, die Menschen mit Vertrauen auf sich zu erfüllen! Josephine sollte sich so genau gekannt haben, und sie sollte es über sich gebracht haben, sich selbst als Kreolin zu charakterisieren? Sie erzählt Dinge, die der Wahrheit

direkt widerstreiten. Freilich hat Barras sich selbst als den gerühmt, der Bonaparte das Kommando verschafft habe; aber gegen das Wort eines der verlogensten Menschen, die je die Erde gesehen, steht das Wort von Carnot, der ausdrücklich die Mitteilungen von Barras' bestreitet. Carnot war die Autorität für das Kriegswesen, er kannte Bonaparte und seine Entwürfe, die auszuführen oder auch nur zu begreifen nun schon seit zwei Jahren alle Generale sich als unfähig erwiesen. Das Kommando war nicht eine Morgengabe für Josephinens Gemahl, es war direkt von ihm erstritten. Und Bonaparte sollte bei all seinem Selbstvertrauen sich so verwegen über die Direktoren erhoben haben? Die Erzählung wie die Charakteristik stammt nicht aus dem Winter 1795/96, sondern sie gehören einer weit späteren Zeit an. Eine Person, die den Charakter des Kaisers und der Kaiserin gut kannte, hat nachträglich den Brief gefertigt. Ihre Kinder sollen sie um die Ehe gebeten haben? Von Hortense wissen wir im Gegenteil, daß der General ihr mißfiel. Ihre Freundin reist in Italien, und sie hält es für möglich, sie als Generalin Bonaparte dort zu treffen? Für eine, die zum Vergnügen reist, war aber hinter den französischen Linien nichts zu suchen, da gab es Lazarette, unsichere Straßen und die Ausschreitungen der Truppen, und die Generalin Bonaparte konnte nur dort sich aufhalten, sie konnte sich in die friedlichen Teile der Halbinsel nicht wagen. Dieser Passus kann nicht vor dem Feldzuge 1796 geschrieben sein, er ist erst verständlich aus dem überraschenden Erfolg. Die Aeußerungen über die berühmte Notre Dame de Thermidor enthalten eine allgemeine Charakteristik; aber die in Italien reisende Dame kennt sie ja, und sie würde von ihr lebensvolle Einzelheiten gewünscht haben. Der Schlußpassus ist wiederum ein Verräter. Hatten die Damen wirklich das Fortlassen der Schlußredensarten abgemacht, warum wird denn nicht einfach so verfahren?

Neben all diesen Einzelmomenten stehen zwei Gründe, die an sich vollständig zwingend sind. Josephine giebt ihrem ersten Gemahl das Adelsprädikat, und das in einer Zeit, in der das Adelsverbot vollständig unerschüttert aufrecht stand. Ein solcher Fehler ist auch bei der Denkweise Josephinens ausgeschlossen; sie hatte sich vollständig in die Revolution und ihre Anschauungen eingelebt. Absolut entscheidend ist aber, daß sie, die Witwe eines Generals, die Freundin von Hoche, also eine Dame, die ganz genau die militärischen Titulaturen und Aemter kannte, Bonaparte einen falschen Titel giebt. Sie bezeichnet ihn als Brigadegeneral, er war aber seit dem 24. Vendémiaire (16. Oktober) bereits Divisionsgeneral, und vor dem 1. November allerfrühestens kann der Brief nicht geschrieben sein; denn in ihm ist von den Direktoren die Rede, und deren Wahl erfolgte am 9. beziehungsweise 13. Brumaire (31. Oktober beziehungsweise 4. November). Es giebt keinen Ausweg. Seit dem 16. Oktober wußte Josephine den Rang Bonapartes sicherlich ganz genau, sie konnte ihn nicht falsch angeben, zumal nicht, wenn sie gerade die Niedrigkeit des Ranges in den Gegensatz zum Direktorium bringen wollte.

Der Brief erschien als ein undatierter Brief der Madame Beauharnais an

Madame *** im Jahre 1840 in dem Buche des hochverdienten Forschers und Sammlers, des alten Offiziers Baron de Coston, der vor allem in Südwestfrankreich Zeugnisse für die Anfänge seines alten Kaisers suchte und sie in seiner Biographie des premières années de Napoléon Bonaparte veröffentlichte. Leider hat Coston fast niemals die Herkunft seiner Briefe und mündlichen Mitteilungen angemerkt, auch in unserm Falle fehlt jede Angabe, woher das früher so hochgeschätzte Stück stammt.

Es giebt aber noch einen älteren Druck des Briefes als den bei Coston. Er findet sich zuerst in den 1829 erschienenen Mémoires sur l'Imperatrice Joséphine, ses contemporains, la cour de Navarre et de la Malmaison Bd. 3, S. 196 ff. Die Verfasserin dieser Erinnerungen war Georgette Ducrest, Tochter des Marquis Ducrest, Kanzler des Herzogs von Orleans, die erst nach der Ehescheidung in die Umgebung der Kaiserin kam. Sie hat möglichst viele Briefe mitgeteilt, aber jeder Anflug von Kritik fehlt ihr. Einige Jahre vorher waren in Paris die Mémoires et correspondance de l'Impératrice Joséphine (Paris, Plancher 1820) erschienen, von denen Prinz Eugen sofort im Moniteur erklärte, daß in dem Buche nicht eine Zeile sei, die wirklich von seiner Mutter herstamme, ebensowenig eine Zeile, die seine Schwester oder er geschrieben. Diese denkbarst vollständige Ableugnung ist wohl nicht zur Kenntnis des Fräuleins Ducrest gekommen, sie nahm vielmehr ruhig fast alle Briefe in ihr Buch hinüber. Zähle ich richtig, so hat sie von 59 nur 9 verschmäht und selbst solche Stücke geduldig aufgenommen, die der Fälscher selbst nicht als echt verbürgen zu können erklärte. Dem Fräulein fehlte jede kritische Ader, sie hat denn auch noch weiter eine Reihe von Stücken aufgenommen, die gefälscht sind. So einen Brief Josephinens an ihre Kinder aus dem Kerker, einen an ihren Gemahl Bonaparte, die beide ohne Zweifel gefälscht sind. Unser Stück taucht also in durchaus übler Umgebung auf.

Der Brief ist somit eine Fälschung, und damit fällt von den wenigen gleichzeitigen Zeugnissen über die Werbung das Umfangreichste fort.

Wir behalten eine Einladung vom 23. Februar 1796 für den Bürger Réal, die beweist, daß sie noch damals die Honneurs im Hause des sittenlosen Barras machte, und drei Stücke des Briefwechsels zwischen den Liebenden. Ich will hier zwei von ihnen mitteilen, um zu zeigen, wie scharf die wirkliche historische Josephine von der Josephine der Brieffälschung abweicht. Erst nach dem 13. Vendémiaire hat Napoleon seine zukünftige Gemahlin kennen gelernt. Sie schreibt ihm am 6. Brumaire (28. Oktober):

„Sie kommen nicht mehr zu einer Freundin, die Sie liebt. Sie haben sie ganz vergessen und Sie haben unrecht, denn sie ist Ihnen zärtlich zugethan. Kommen Sie morgen zum Dejeuner; ich fühle das Bedürfnis, Sie zu sehen und mit Ihnen über Ihre Interessen zu plaudern. Gute Nacht, mein Freund, ich umarme Sie. Witwe Beauharnais."

Man ist erstaunt über die Freiheit der Dame, die nur durch den Ton der Zeit einigermaßen verständlich wird. Ein Brief Bonapartes hat folgenden Wortlaut:

apfels, die in der Zunahme der Kurzsichtigkeit zum Ausdruck gelangt, bedingt eine so starke Dehnung seiner Wandung, daß deren zartere Bestandteile, namentlich Aderhaut und Netzhaut, sehr häufig ernsten Schaden nehmen. Die nebenstehende Fig. 4 zeigt die natürlichen Größenverhältnisse eines annähernd normalsichtigen und eines höchstgradig kurzsichtigen Auges im Umriß; der Unterschied im Längsdurchmesser beträgt 8 Millimeter. Für die schweren Formen der Kurzsichtigkeit muß man wohl eine angeborene Disposition der betreffenden Augen annehmen, die darin besteht, daß eine zu schwache Wandung den während des Lebens einwirkenden, gleich zu erörternden Schädlichkeiten gegenüber nicht genügende Widerstandsfähigkeit besitzt. Durch eingehende statistische Untersuchungen (H. Cohn) ist festgestellt, daß die Augen der Neugeborenen ebensowenig wie die Augen wilder Völkerschaften kurzsichtig sind, daß unter den Kindern der Prozentsatz der Kurzsichtigen steigt mit der Höhe der Schulklasse und der Höhe der an die Schüler gestellten Anforderungen (unter den Gymnasiasten sind viel mehr Kurzsichtige als unter gleichaltrigen Volksschülern), und daß endlich die Kurzsichtigkeit in Berufszweigen, in denen dauernd feine Arbeit in der Nähe zu verrichten ist (bei Lithographen, Schriftsetzern), außerordentlich verbreitet ist. Hieraus folgt, daß wir in der Naharbeit Schädlichkeiten zu suchen haben, die ein abnormes Längenwachstum des Auges wenn nicht veranlassen, so doch zweifellos unterstützen. Wahrscheinlich ist es der Druck der beim Nahesehen zur Verwendung kommenden äußeren Augenmuskeln, wodurch eine seitliche Abplattung und bei krankhafter Nachgiebigkeit der Wandung eine Ausdehnung des Auges in der Längsrichtung bewirkt wird. Die Thatsache, daß die schwersten Formen der Kurzsichtigkeit bei Kindern hochgradig kurzsichtiger Eltern gefunden werden, spricht für die wichtige Rolle, die der Vererbung bei der Anlage zur Kurzsichtigkeit zukommt. Was zur Einschränkung und Verhütung der Kurzsichtigkeit zu thun ist, ergiebt sich nach dem Gesagten eigentlich von selbst: die Naharbeit muß unter Bedingungen geleistet werden, die die erwähnten schädlichen Einflüsse so wenig als möglich zur Wirkung gelangen lassen. Für diesen Zweck hat die moderne Schulhygiene schon viel geleistet durch gute Beleuchtung der Schulzimmer und rationell gebaute Sitzplätze und Schreibpulte, die eine aufrechte und bequeme Körperhaltung ermöglichen. Die Einrichtung regelmäßiger Untersuchungen der Kinder durch behördlich verpflichtete Schulärzte läßt frühzeitig das Bestehen eines fehlerhaften Baues der Augen erkennen und durch Verordnung korrigierender Brillen, die namentlich den Kurzsichtigen erst das Arbeiten in der normalen Distanz (35—40 Centimeter vom Auge) ermöglichen, eventueller Verschlimmerung vorbeugen. Kinder, bei denen die Höhe der vom Arzt gefundenen Kurzsichtigkeit schon eine unmittelbare Gefahr bedeutet,

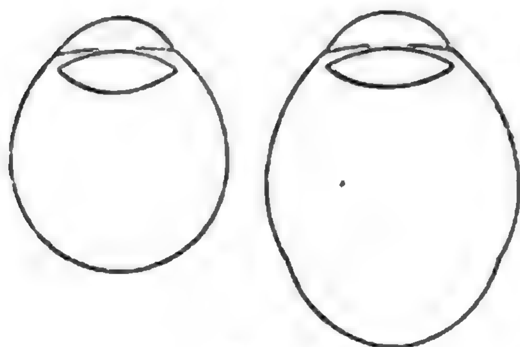


Fig. 4

sind von feineren Arbeiten in der Nähe, z. B. Zeichnen, weiblichen Handarbeiten und dergleichen, am besten ganz zu befreien; ihre Widerstandsfähigkeit muß durch gute Ernährung, reichlichen Aufenthalt im Freien, regelmäßige und häufige Erholungspausen während der Arbeit möglichst zu heben versucht werden.

Die Behandlung der höchstgradigen Kurzsichtigkeit hat in neuester Zeit eine bedeutende Vervollkommnung erfahren durch die *operative Entfernung der Krystalllinse.*

Die hieraus resultierende *Minderung der Brechkraft* des dioptrischen Apparates bringt eine derartige *Verlängerung der Brennweite* des letzteren mit sich, daß die *Netzhaut in die Brennebene* oder wenigstens in deren unmittelbare Nähe zu liegen kommt. Die Operierten sehen dann günstigsten Falls *ferne* Objekte ohne (Konkav-)Gläser deutlich und brauchen nur für die Nähe eine schwache Konvexbrille als Ersatz für das (mit der Linse) verloren gegangene Accommodationsvermögen.

Der unmittelbare Erfolg der operativen Behandlung beruht somit auf der zweckmäßigen Abänderung der Brechungsverhältnisse im kurzsichtigen Auge; weiterhin wird dadurch, daß dem Betreffenden eine bequeme Nahearbeit in hinreichend großer Entfernung ermöglicht ist, die Gefahr des fortschreitenden Längenwachstums des Auges vermindert, wenn nicht dauernd beseitigt.

Im obigen sind nur die wichtigsten und darum meist interessierenden Formen derjenigen Sehstörungen besprochen worden, die in normaler Weise eintretenden Veränderungen (*Alterssichtigkeit*) und in fehlerhaftem Bau der Augen begründet sind (*Kurz- und Uebersichtigkeit*). In eine andre Kategorie gehören die Störungen, die aus einer *schlechten Beschaffenheit des dioptrischen Apparates* selbst entspringen. Außer den *Linsentrübungen*, die als *angeborene* oder im Leben entstandene „Stare“ bekannt sind, zählen hierzu namentlich die so häufig vorkommenden *Flecken in der Hornhaut*, die als die Reste ehemaliger Hornhautentzündungen oder -geschwüre die betreffenden Hornhautpartien für Lichtstrahlen entweder unpassierbar machen oder aber eine so unregelmäßige Brechung der letzteren verursachen, daß keine scharfen Netzhautbilder zu stande kommen können. In Fällen dieser Art kann durch Brillen natürlich höchstens eine geringe, auch durch operative Maßnahmen nur unter besonderen Umständen eine nennenswerte Besserung erzielt werden.

Die bisher erörterten Sehstörungen haben das Gemeinsame, daß sie rein *physikalischen* Ursprungs sind, indem sie nur von der Art und Weise des Strahlenverlaufs innerhalb des Auges abhängig sind. Ihnen gegenüber kann man als zweite Hauptgruppe die Störungen des *lichtempfindlichen oder nervösen* Apparates des Sehorganes aufstellen, der sich zusammensetzt aus der *Netzhaut*, innerhalb der dem Licht ein erregender Einfluß auf die Endausbreitung des Sehnerven ermöglicht wird, dem *Sehnerven*, der die Erregung fortleitet, und seinem Wurzelgebiet in der *Rinde des Hinterhauptlappens des Gehirns*, aus dessen Erregung die Gesichtsempfindungen hervorgehen. Bleibt bei jemand, der über „schlechtes Sehen“ klagt, auch nach Korrektur einer

Digitized by Google

eventuellen Bauanomalie der Augen durch entsprechende Brillengläser das Sehvermögen mangelhaft und liegen keine Hindernisse im dioptrischen Apparat vor, so gehört diese Sehstörung in die erwähnte zweite Hauptgruppe, und es gilt nur zu ermitteln, welcher Teil des lichtempfindlichen oder des nervösen Apparates erkrankt ist. Auf die daraufbezüglichen subjektiven und objektiven Untersuchungsmethoden und deren mögliche Ergebnisse näher einzugehen, ist in dem engen Rahmen dieser Abhandlung nicht angängig.

Welchen Nutzen hat das Studium des Erdmagnetismus dem Menschen gebracht?

Von

J. Ch. A. Nippoldt

am K. Meteorologisch-Magnetischen Observatorium Potsdam.

Es ist ein Lieblingswort unsrer Tage, wenn wir sagen: wir stehen im Zeitalter der Naturwissenschaften. Forscht man jedoch genauer nach, so findet man, daß es, wenigstens während der letzten Jahrzehnte, weniger die Wissenschaft der allumfassenden Natur ist, unter deren Zeichen wir leben, als vielmehr die angewandte Physik und Chemie, die Naturwissenschaft des Laboratoriums. Gewiß ist es eine des Menschengeistes würdige Sache, wenn er die Ergebnisse von Theorie und Experiment zu seinem direkten Nutzen verwertet, allein darüber darf nicht vergessen werden, daß es der Forschung letztes Ziel und Ende nicht ist, die Naturkräfte anzuwenden oder lediglich unter den vereinfachten Umständen eines Laboratoriumversuches zu verfolgen, sondern daß die Aufgabe eine höhere ist, die darin besteht, die gesammelten Erfahrungen zur Ergründung der Natur im weitesten Sinne zu verwenden. Das Wechselspiel der Naturkräfte im gesamten Weltall bietet die zu lösende Aufgabe; die Resultate der Theorie und Laboratoriumspraxis stellen lediglich die hierzu notwendigen Werkzeuge und Hilfsmittel dar. Diese letzteren vollständig kennen zu lernen und ihrer Herr zu werden, hat lange Zeit mühsamer Arbeit gekostet und wird solche noch viel kosten. Es ist sogar eine weitgehende Spezialisierung des einzelnen nicht zu umgehen gewesen. Um so freudiger vernehmen wir heutzutage, wie viele, scheinbar weit voneinander entfernte Spezialwissensgebiete einander begegnen. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, betrachtet man doch jetzt die Vorgänge des galvanischen Elementes, der Gewitter- und Luftelektrizität, das Wesen des Blutes und der andern tierischen und pflanzlichen Säfte u. a. m. von dem einheitlichen Gesichtspunkt der Jonen-

theorie aus. Je mehr Wissensgebiete sich aber vereinen, desto umfassender wird die moderne Naturwissenschaft, desto näher kommt sie dem Ideale. Es kann also recht wohl ein ganz spezialisiertes Wissensgebiet von Wert, von Nutzen für die Erkenntnis des Naturganzen werden; es kann auch einen gewissen Wert für die momentanen Bedürfnisse des Menschen haben, was wir dann einen praktischen Nutzen nennen.

Die Kräfte, wie sie im Weltall vorkommen, die Medien, auf die sie einwirken, sind keine andern, als sie dem Physiker zu Diensten stehen. Wir sprechen daher von einer kosmischen Physik, zu der in erster Linie die Astrophysik und die Geophysik gehören, d. i. die Physik des Weltalls und die der Erde allein. Der Erdmagnetismus ist ein Zweig der letzteren Wissensart.

Bis vor kurzem war es dem, der nicht gerade Fachmann war, wohl unbekannt geblieben, daß es überhaupt für den Erdmagnetismus eigne Pflegestätten giebt, sogenannte „magnetische Observatorien". Da auf einmal wurde man, und recht unliebsam, an ihre Existenz erinnert, indem sie gegen die Errichtung so mancher elektrischen Straßenbahn Einspruch erhoben. Es dauerte nicht lange, und man stellte den Vertretern der erdmagnetischen Forschung die Frage, zu was denn der Erdmagnetismus nütze sei. — Diese Frage zeugt von einer gewissen Undankbarkeit gegen das bisher von diesem Wissenszweige Geleistete, die unsrer schnell denkenden und rasch vergessenden Zeit charakteristisch ist.

Man zählt die Einführung des Kompasses in Europa mit zu einem der Momente, die den Beginn der Neuzeit im historischen Sinne kennzeichnen, und dies mit Recht. Man stelle sich nur einmal vor, es existiere keine solche Kraft wie der Erdmagnetismus, dann wäre die nächste Folge die, daß unsre Schiffahrt an die Küste gebunden wäre, wie ehedem. Dies aber zöge nach sich, daß auch heute noch Italien die größte See- und Handelsmacht wäre, China könnte seine Waren nutzbringend nur über Rußland auf dem Landwege zu uns gelangen lassen; Australien und die ozeanischen Inseln wären womöglich noch nicht einmal entdeckt und überhaupt unsre Kenntnis der Erde sehr lückenhaft. Eine Reihe wichtiger Kolonialprodukte flösse uns sehr spärlich zu, und die daher geringe Menge an Nutz- und Edelmetallen, an Kautschuk und anderm Rohmateriale würden eine solche Entwicklung der Industrie, wie wir sie heute so froh genießen, unmöglich gemacht haben. Daß die politische Gestaltung der menschlichen Gesellschaft der Erde eine total andre wäre als jetzt, ist ebenfalls klar, wenn es auch vielleicht zweifelhaft, ob man dies als einen Nachteil auffassen sollte.

Daß dem heute nicht so ist, verdanken wir zum Teil auch dem Erdmagnetismus mit seiner Richtkraft, die die kleine Nadel des Kompasses zwingt, eine bestimmte Richtung anzunehmen.

Allerdings ganz so einfach, wie man es ursprünglich erwartete, liegen die Verhältnisse nicht: die Nadel zeigt nicht genau nach Norden, sondern schließt mit der wahren Nordrichtung einen Winkel ein, den der Seefahrer die „Variation" nennt, der aber allgemeiner unter dem Namen „Deklination" bekannt ist. Kolumbus war bekanntlich der erste, der entdeckte, daß diese Deklination sich ändert, wenn

man seinen Aufenthaltsort ändert. Seine verschiedenen Reisen führten ihn zur Annahme einer Linie ohne Deklination, einer Linie, wo also die Nadel nach dem wahren Norden zeigte.

Diese Entdeckung ist nachmals von einer großen praktischen Bedeutung geworden, indem Papst Alexander VI. bestimmte, daß alles Land, das östlich von dieser Linie ohne Deklination noch entdeckt werde, Portugal zugehören, und alles Land westlich von ihr, Spanien zufallen solle. Man ahnte damals nicht, daß diese Linie ihre Lage einst ändern werde.

Es lassen sich natürlich auch solche Orte durch Linien miteinander verbinden, die alle eine bestimmte Deklination zeigen; man nennt solche Kurven „Isogonen“. Da man auch sie für unveränderlich hielt, so hoffte man, lediglich aus der Mißweisung des Kompasses den Ort des Schiffes auf See bestimmen zu können, was namentlich dann von Wert gewesen wäre, wenn trübes Wetter oder andre Umstände astronomische Ortsbestimmungen unmöglich gemacht oder vereitelt hätten. So erwuchs das Problem der Längenbestimmung auf See mit Hilfe des Kompasses, und um dies Problem zu lösen, sind mehrere staatlicherseits organisierte Expeditionen ausgesandt worden, die dann zur Anfertigung von Seekarten führten, die für die damals hauptsächlich befahrenen Meere die Deklination zu finden gestatteten. Diese verlief in vielen Gegenden so ungünstig, daß eine Ortsbestimmung auf diese Art nicht auszuführen war, weswegen man versuchte, mit Hilfe einer andern Eigenschaft des Erdmagnetismus der Lösung näher zu kommen. Diese Eigenschaft besteht darin, daß eine z. B. wie eine Wage aufgehängte Magnetnadel sich geneigt einstellt gegen den Horizont, und zwar um einen Winkel geneigt, den man die „Inklination“ nennt. Auch der Wert dieses Winkels ändert sich auf der Erde von Ort zu Ort, und man kann daher auch für ihn Linien gleicher Inklination ziehen, die „Isoklinen“. Auch die ersten Isoklinenkarten hatten keinen andern Zweck, als den der Längenbestimmung auf See.

Heute hat man es aufgegeben, mit Hilfe des Erdmagnetismus allein eine sichere Ortsbestimmung zu bekommen, und stützt sich auf die inzwischen vereinfachten und doch präziser gewordenen astronomischen Ortsbestimmungen, während die Deklination dazu dient, den Kurs zu halten, d. h. diejenige Richtung einzuhalten, die man nach der letzten astronomischen Ortsbestimmung einhalten muß, um dorthin zu gelangen, wo man hin will. Dazu ist aber das erste Erfordernis, daß man gute Isogonenkarten besitzt, und das zweite, daß man gute Instrumente zur Verfügung hat.

Es ist mit eine der Hauptaufgaben der erdmagnetischen Observatorien, die Richtigkeit dieser Isogonenkarten auf die Dauer zu gewährleisten.

Da naturgemäß auf hoher See selbst erdmagnetische Messungen seltener vorgenommen werden können, so beruht unsre ganze Kenntnis von der Verteilung des Erdmagnetismus über die Erde hauptsächlich auf den Messungen an Land, seien es nun Kontinente oder Inseln. Die Pflege dieser Beobachtungen und die dauernde Kontrolle über die allmählichen Aenderungen sind die Aufgabe der erdmagnetischen Observatorien. Ihre dauernde Störung durch die

vagabundierenden Ströme elektrischer Straßen- oder Fernbahnen würde dies unmöglich machen und somit dem Seeverkehr schaden. Der Einwand, ein magnetisches Observatorium dürfe dem Verkehr kein Hindernis in den Weg legen, ist also hinfällig. Es dürfte wohl auch in weiterem Kreise bekannt sein, daß namentlich die deutschen, vom Direktor der Deutschen Seewarte, Geheimrat v. Neumayer, herausgegebenen magnetischen Karten als gute Karten gelten, und wir Deutschen dürfen daher uns nicht durch augenblickliche Interessen die Führung auf diesem Gebiete nehmen lassen.

Was die Güte der Kompasse an Bord betrifft, so ist es hier mit der exakten mechanischen Arbeit allein noch nicht gethan; es muß ein solches Instrument auch gut „kompensiert", d. h. von dem Einfluß befreit sein, den das am Schiffskörper befindliche Eisen auf die Nadel ausübt. Diese Kompensation ist eine schwierige Aufgabe, muß aber mit aller Sorgfalt durchgeführt werden, falls man nicht Gefahr laufen will, entweder nur auf Umwegen an sein Reiseziel zu kommen, oder an unerwarteten Klippen oder Küsten zu scheitern. Jedes Schiff, besonders aber eiserne, müssen daher vor jeder Fahrt den Einfluß des Eisens, d. i. die sogenannte „Deviation" sorgfältig bestimmen. Die praktische Bedeutung, die dadurch die erdmagnetische Meßkunst für die Marine gewinnt, hat (namentlich für die Zwecke unsrer Kriegsflotte) zur Erbauung des kaiserlichen Marineobservatoriums in Wilhelmshaven geführt, aber auch an der deutschen Seewarte selbst beschäftigt sich eine eigne Abteilung mit dem Untersuchen des Schiffskompasses, einer Arbeit, deren Durchführung zurzeit große Schwierigkeiten bereitet, da man eben der elektrischen Straßenbahnen wegen nur nachts beobachten kann und dann nur wenige Stunden.

Wie wichtig genaue Kenntnis des Erd- und Schiffsmagnetismus für die Schiffsführung ist, illustriert folgende, den Annalen der Hydrographie (herausgegeben von der deutschen Seewarte) aus einer Uebersicht über die Seeunfälle deutscher Schiffe entnommene Zusammenstellung:

Am 24. Oktober 1895 strandete an der holländischen Küste der Dampfer „Thasos", da er auf Umbauten am Schiff nicht genügend Rücksicht genommen hatte, so daß sein Kompaß falsche Angaben lieferte. Noch gröber war die Fahrlässigkeit bei dem Vollschiff „Andromeda", das am 15. März 1888 an der englischen Küste verunglückte, da der Einfluß der Ladung, die aus Eisen bestand, nicht in Betracht gezogen wurde. Noch sehr glimpflich kam die eiserne Bark „Gutenberg" davon, die am 27. Dezember 1887 bei Hasborogh auf Strand geriet, aber wieder abgebracht werden konnte. Hier war der Kompaß in einer Verfassung, die ihn zum Navigieren unbrauchbar machte; hatte doch der eine Kompaß sogar eine derartige Beule, daß sich die Nadel kaum bewegen konnte. Einen Monat vorher strandete der Dampfer „Hektor" an der englischen Ostküste, da er zwar vor der Ausreise seine Kompasse hatte reparieren lassen, nicht aber eine Bestimmung der dadurch doch geänderten Deviation vorgenommen hatte. Am 5. Dezember desselben Jahres strandete ebenfalls infolge nicht berücksichtigter Eisenladung der Dampfer „Union" bei Lemvig.

Es giebt auf See Stellen, wo die Richtung der Deklination von Natur aus so gestört ist, daß ein Schiff, das unerwarteterweise in ein solches Gebiet segelt, vollkommen vom Kurs abkommt und Gefahr läuft, zu scheitern. Eine solche, ganz besonders berüchtigte Gegend ist die Schäreninsel Jussarö im Finnischen Meerbusen, wo innerhalb 20 Jahren fünf Schiffe verunglückten. Nunmehr ist die Gegend eingehend magnetisch aufgenommen. Gerade die Ostsee birgt viele solcher Stellen, so z. B. bei Söderarm, Oeland und Bornholm. Der praktische Wert guter magnetischer Aufnahmen erhellt hier ohne weiteres.

Auch auf dem Lande spielt die Orientierung mit Hilfe der Magnetnadel eine Rolle; soll doch gerade auf Landreisen, nämlich in der Mandschurei, die Südweisung der Nadel (wie die Chinesen sagten) zu allererst in Anwendung gekommen sein. Reisende in unkultivierten Ländern bedienen sich ihrer heute noch mit Vorteil, und es liest sich interessant, wie die englischen Berichterstatter die Niederlage ihrer Landsleute gegen die Buren bei Stormberg aus der mangelhaften magnetischen Vermessung der Gegend erklären. Am ausgedehntesten ist jedoch die Anwendung des Erdmagnetismus im Bergbau und zwar nach mancherlei Richtung hin, so zur Untersuchung des Erzes auf Eisengehalt, der Auffindung von Eisenerzlagern und zur geodätischen Aufnahme der unterirdischen Stollen und Gänge. Hier bekommt der Erdmagnetismus eine solche Bedeutung, daß Bergwerke sogar für ihre eignen Zwecke erdmagnetische Observatorien anlegen. Es hat sich hier eine eigne Nomenklatur, eine besondere Beobachtungskunst und ein anders geartetes Instrumentarium ausgebildet, als dies sonst an Land üblich ist. Was für einen großen praktischen Nutzen die Einführung magnetischer Vermessungen in die Markscheidekunst — sie geschah im 14. Jahrhundert — mit sich führte, zeigen die zeitraubenden und umständlichen Methoden, deren man sich bis dahin bediente, und die sehr häufig den mit ihrer Hilfe gebauten Stollen an ganz andrer Stelle münden ließen, als beabsichtigt war. Sehr oft gingen solche Stollen, statt einander zu treffen, neben- oder übereinander vorbei, und man sah sich genötigt, quere Durchhaue von einem zum andern zu schaffen.

Gelegentlich der Besprechung der verderblichen Einflüsse der Insel Jussarö wurde oben erwähnt, daß es auf See Stellen abnormen magnetischen Verhaltens gäbe; man trifft solche Gebiete auch auf dem festen Lande, zunächst überall da, wo größere Massen eisenhaltigen Gesteines, sei es unter dem Seespiegel, sei es unter der festen Erdoberfläche, gelagert sind. Um solche „Anomalien“, wie sie der Erdmagnetiker nennt, zu finden, genügt es nicht, lediglich die Richtung der Nadel zu bestimmen, man muß auch bestimmen, wie stark sie vom Erdmagnetismus von der wahren Nordrichtung abgezogen wird; denn nur aus der Größe einer Kraft kann man berechnen, wie weit ihr Sitz entfernt ist. Die systematische Untersuchung einer Gegend, d. h. die Bestimmung von „Intensität“ des Erdmagnetismus und seiner Richtung nennt man eine „magnetische Aufnahme- oder Landesvermessung“. Mit Hilfe solcher Aufnahmen gelingt es, Eisenlager zu entdecken, wo sie vielleicht nicht vermutet wurden. Jussarö selbst bietet ein solches Beispiel, da nach den Ergebnissen der magnetischen Aufnahme eine Gesellschaft

von Finanzleuten und Industriellen sich bildete, die den gewerblichen Abbau der so gefundenen Eisenlager in Angriff nahm. Auch das europäische Rußland ist reich an solchen ausgedehnten Anomalien. Im Gouvernement Kursk ist man eifrig dabei, Bohrlöcher in die Tiefe zu treiben, um die allerdings tiefliegenden Eisenlager zugänglich zu machen. In Südrußland war der Betrieb zwar schon lange im Gange, ehe magnetische Aufnahmen das Vorhandensein einer Anomalie ergaben; doch zeigt diese nunmehr erst die Ausdehnung des Gebietes an.

Nicht immer rühren Anomalien von verborgenen Eisenlagern her. Auch die Abwesenheit von Gestein, d. h. Hohlräume der Erdrinde machen sich bemerkbar, wenn hier auch noch nicht volle wissenschaftliche Sicherheit herrscht. Jedenfalls zeigen sich an vielen Orten, wo magnetische Anomalien auftreten, auch geologische Spalten oder gar auch ein anormales Verhalten der Erdschwere, was eben auf Hohlräume schließen läßt. Beispiele sind die Anomalie, die, schon in Südengland nachweisbar, mitten durch Frankreich von Nord nach Süd zieht, die andre, die man in Pennsylvanien entdeckte, und das magnetische Verhalten in der Gegend der fossa magna, einer großen Erdbebenspalte in Japan. Alles dies führt auf einen gewissen Zusammenhang der erdmagnetischen mit geologischen Verhältnissen, und es scheint recht wahrscheinlich, daß wir im Erdmagnetismus ein Mittel finden, die Geologie tiefer Schichten der Erdrinde, die uns sonst nicht zugänglich, zu ergründen. In vulkanischem Gebiete, wo außer den erkalteten Lavenschichten auch Thonlager vorhanden, besteht sogar die Möglichkeit, die Reihenfolge prähistorischer Ausbrüche und damit das relative Alter der einzelnen Schichten festzustellen. Der Erdmagnetismus verspricht also einen praktischen Nutzen für die Geologie.

Außerordentlich groß ist die Bedeutung dieser Naturkraft für unsre gesamte physikalische und technische Meßkunst geworden. Nicht nur die Vielseitigkeit in der Verwendung der verschiedenen Typen von Magnetometern und Galvanometern kommt hier in Betracht; es dürfte bekannt sein, daß die Grundlage unsers so praktischen Maßsystems im Verfolg erdmagnetischer Untersuchungen geschaffen worden, die Gauß und W. Weber einst in Angriff genommen; ich meine das absolute Maßsystem. Denselben Forschern verdanken wir ferner eine große Zahl neuer erdmagnetischer Apparate und Beobachtungsmethoden, die dann zum Teil später auch in andre Zweige der messenden Physik eingeführt wurden, so den Erdinduktor, die Bifilaraufhängung, die Spiegelablesung, das Galvanometer und last not least den magnetelektrischen Telegraphen. Ganz gewaltig und in wenigen Worten gar nicht zu schildern ist der Nutzen, den die theoretische Physik und Mathematik aus der Theorie des Erdmagnetismus schöpfte und stetig weiter erfährt. Allein Gauß verdanken wir die Idee und Theorie des Potentials, die höheren Kugelfunktionen, die Bestätigung des Coulombschen Gesetzes auch für die Fernewirkung der Magnete, den Begriff magnetisches Moment, magnetische Achse u. a. m. Der Gesichtskreis, der uns hier eröffnet wurde, ist heute noch unabsehbar. Ohne diese Hilfe ständen die Theorie und Technik heute nicht so stolz da, wie sie es nunmehr thun können. Es ist ein richtiges, zutreffendes

Wort, das v. Bezold in einem Vortrage über den Erdmagnetismus vor dem Elektrotechnischen Verein zu Berlin aussprach, indem er sagte, der Erdmagnetismus sei gewissermaßen die Mutter der Elektrotechnik.

Mögen die vorliegenden Zeilen darthun, daß damit seine Rolle noch nicht ausgespielt ist, er im Gegenteil verspricht, noch manchen auch praktischen Nutzen zu leisten. Im übrigen ist ein jedes Wissensgebiet so gut existenzberechtigt wie z. B. irgend ein noch so sehr individualisiertes Kunstgebiet, wenn nur beide ihren Zweck darin sehen, den Menschengeist auf eine höhere Erkenntnis des Guten, Wahren und Schönen zu heben. In unsrer natur-philosophischen Zeit verleben die um ihrer selbst willen getriebenen Wissenschaften aber gewissermaßen das, was in rein philosophischen Zeitaltern die Poesie und Dichtkunst war: sie verkörpern das Zeitideal. Einst waren die Lessing und Schiller die geistigen Heroen der Nation, heute heißen sie Helmholtz und Hertz.

Die Komödie im Leben.

Von

Tommaso Salvini.

Keiner ist mehr dazu berufen, einen prüfenden Blick auf die Mängel und die Eigentümlichkeiten, auf die Tugenden und die Verschuldungen des Menschengeschlechts zu werfen, als wir, die wir die dramatische Kunst ausüben; keiner kann diese Dinge besser als wir erklären und auf ihren Grund zurückführen, da uns dabei, wenn auch nicht Unfehlbarkeit, so doch gründliche Sachkenntnis leitet.

Ich will nicht von den kriminellen Verschuldungen reden, sie fallen in den Bereich des Strafgesetzbuchs, auch nicht von den Tugenden, für die unser Gewissen und die Anerkennung unsrer Mitmenschen uns entschädigen, sondern mich nur mit den Fehlern beschäftigen, die, wenn auch nicht strafbar, so doch zu mißbilligen sind.

Neid, Scheelsucht, Eitelkeit, Eifersucht, Geiz, Begehrlichkeit, Dünkel, Stolz und anmaßende Unwissenheit — das, und wenn wir allenfalls noch die Sinnenlust dazu nehmen, möchten, wenn nicht alle, so doch die hauptsächlichsten der verkehrten Triebe des Gesellschaftslebens sein.

Um gerecht und billig zu sein, darf man über den schlechten die guten Eigenschaften nicht übersehen. Ich leugne sie nicht, sondern lasse sie gelten, aber mein Vorhaben ist, die Fehler zu beleuchten, und nicht, den Lobredner der Tugenden abzugeben. Die ersteren müssen gebessert und bekämpft werden; wohl denjenigen, die nur die letzteren besitzen!

Shakespeare hat einmal gesagt, die Welt sei ein Schauspiel, und die Menschen seien die Schauspieler, die die Scene des Lebens beträten und von ihr wieder verschwänden; ich möchte hinzufügen, daß der Mensch von seiner Geburt an ein Komödiant ist. In der That, das kaum geborene Kind stellt sich, als ob es weine, um dieses oder jenes zu erhalten; es spielt daher Komödie. Hat es auch kein andres Mittel, sich verständlich zu machen, so ruft es doch immerhin die Verstellung zu Hilfe; es ist um so mehr der geborene Egoist, als ihm die Schmerzen der Mutter, an deren Brust es ruht, nicht zu Herzen gehen, und es allzu oft nur über die Leiden lacht, die es ihr verursacht. Es thut das unbewußt, wird man sagen, aber nichtsdestoweniger beginnt der Instinkt sich zu offenbaren. Niemand erweist sich als einen scheußlicheren Wüterich gegen unschuldige Insekten als ein kleiner Junge, niemand als einen größeren Vandalen, wenn es gilt, eine Wand zu beschmieren oder zu besudeln, und wenn sie eben auch erst frisch getünscht wäre. Aus dem kleinen Burschen wird ein Lügner und Betrüger, ein Prahlhans, und das um so mehr, je unwissender er ist; er möchte sich gern den Anschein eines Erwachsenen geben, allein er wählt dazu sehr ungeeignete Mittel; er zieht das Spiel, die Frauenzimmer, die Vergnügungen dem Lernen vor, und wenn die Eltern oder die Lehrer nicht wären, die ihn zu ernster Beschäftigung anhalten, würde er sich dem Laster oder dem süßen Nichtsthun ergeben. Und der Erwachsene? Ihm stehen jedenfalls weniger mildernde Umstände zur Seite, als dem erst Heranwachsenden. Die Zellen seines Gehirns sind größer, reifer, stabiler und gestatten ihm eine bessere Selbstkontrolle. Nichtsdestoweniger ist er nicht gegen Fehler gefeit und vor allem nicht gegen denjenigen, sich für etwas zu halten oder halten zu lassen, was er nicht ist. So behaupten z. B. die Päpste, sie seien unfehlbar, und maßen sich ein Vorrecht der Gottheit an. Die Könige wollen unnahbar sein, als ob ihr Fleisch und Bein verschieden von dem der übrigen Menschen wäre. Die Adligen behaupten seit der Vertreibung der Mauren aus Spanien, das blaue Blut ebenso wie das rote zu besitzen. Die Priester denken an den Totenbahren und Altären an das leckere Mittagsmahl, das sie erwartet, oder an die schönen Sünderinnen, die im Beichtstuhl zu ihnen kommen werden. Die Staatsminister räumen mit den dem Interesse des Landes dienenden, von ihren Vorgängern getroffenen Maßnahmen auf, um etwas Neues zu bieten. Die Advokaten führen mit Vorliebe die Prozesse der Reichen, auch wenn sie wissen, daß diese ungerecht sind. Die Aerzte heilen stets die Kranken, wenn sie nicht sterben. Dem Beamten fehlt niemals die Zeit, daran zu denken, wie er wenig oder gar nichts thun könne! Die Künstler sind meistens unzufrieden mit dem Lohne, den sie für ihre Mühe erhalten. Die Arbeiter klagen, sie seien schlecht bezahlt, und im allgemeinen lungern die Leute herum, um weniger zu arbeiten und mehr zu verdienen. Alle aber spielen im Leben ihre Komödie! Die Gesellschaft ist ein großes Theater, die Menschen sind auf ihm die Darsteller, und die öffentliche Meinung ist das Publikum; je nach dem Verlauf der einzelnen Fälle zischt es oder spendet es Beifall; wenige Stücke und wenige Darsteller werden beifällig aufgenommen, viele abgelehnt und ausgezischt.

Diese Ansichten, die viele für die Ausgeburt eines Pessimisten halten werden, sind das Ergebnis einer langen Lebenserfahrung; sie beruhen auf der genauen Beobachtung des gesellschaftlichen Lebens im allgemeinen; sie sind die Urteile eines Mannes, der Glauben, Gewissen und Religion besitzt! Gott allein entzieht sich der Beurteilung. Allein, wenn das göttliche Wesen nicht erörtert werden kann und darf, so ist ein gleiches nicht der Fall mit den fehlerhaften Bestrebungen der Menschheit. Wäre diese Menschheit nicht wie sie ist, wie sie (leider allzu oft nur!) gewesen ist, und wie sie immer sein wird, so würde es mich von Herzen freuen, ihr Loblied zu singen; aber wie soll ich meinem Herzen nicht Luft machen gegenüber der Böswilligkeit und dem Unverstand dieser Schauspieler, die so schlecht spielen und noch schlechter ihre Rolle in der Komödie der Welt zur Geltung bringen? Sie drängen sich so unverschämt in meine Domäne ein, daß ich für sie vor Scham erröte!

Ich gebe zu, daß einzelne Rollen vortrefflich gespielt werden. Zum Beispiel die der Mutter, ein Musterbild der Liebe und Selbstaufopferung; die der Naiven, der gehorsamen Tochter und tugendhaften, zärtlichen Liebhaberin; die des jugendlichen Helden, der sein Leben für das Vaterland opfert — und schließlich die des Wohlthäters, der, ohne auf Lohn zu rechnen, die Leiden der Armen und Elenden lindert; die übrigen aber sind alle miteinander Hunde, Hunde und nochmals Hunde! Ich bediene mich dieses etwas starken Ausdrucks, der gleichwohl im Sprachgebrauch ist, wenn auch ein Edelmann aus Florenz gesagt haben soll, es sei ein Lob, wenn man jemand „Sohn eines Hundes nenne", und man müsse, um ihn zu beleidigen, eher „Sohn eines Menschen" zu ihm sagen. Der Mann hatte gar nicht so unrecht. Und da sage mir noch einer, der Mensch sei nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen! Eine unerhörte Gotteslästerung! Ein schlechter und tadelnswerter Ausdruck! Ist er oft nicht schlimmer als ein wildes Tier? Gebraucht er nicht die Vernunft, das Gottesgeschenk, um schändliche Thaten zu begehen? Und wenn er sich nicht zu diesen Ausschreitungen hinreißen läßt, ist er nicht ein Neidhammel, ein Lügner, ein Betrüger, ein Schelm, ein Egoist, ein Prahlhans? Wer darf sich berühmen, daß er in seinem Leben frei auch von nur einem dieser Fehler gewesen? Niemand. Und wenn irgendwo die Grabschrift vorkommt oder vorgekommen ist: „Hier ruht eine Ausnahme," kann man sich darauf verlassen, daß es sich dabei um einen anständigen und ehrlichen Mann gehandelt hat.

Man sagt, die Urvölker hätten den Luxus nicht gekannt: sie seien einfach, schlicht und ehrlich gewesen; ja man behauptet, das lateinische Wort „æquitas" (Rechtschaffenheit) stamme von den alten Aequiern her, die das rechtschaffenste und bravste Volk Italiens gewesen seien. Ach, warum gleichen die heutigen Völkerschaften ihnen nicht! Die einen suchen unwirtliche und noch niemals bewohnte Gegenden zu kolonisieren; die andern eignen sich mit Gewalt in fremdem Besitze befindliche Gebiete an und nehmen unter dem Vorwande, die Zivilisation dorthin zu tragen, oder unter dem, es handle sich um strategisch oder kommerziell wichtige Positionen, dem Fremden sein Eigentum weg. Komödie und immer wieder

Komödie! Eine ernste Komödie, betitelt: Raub, Verlogenheit, Korruption!... Man wird mir sagen: „Warum bleibst du denn in diesem Theater der Welt, wenn es dir Aergernis bereitet und du darüber erröten mußt? Niemand wehrt dir den Ausgang.“ Etwas gemach! Es geschieht sicherlich nicht deinetwegen, wenn ich dort bleibe; ich habe mein Eintrittsgeld bezahlt und will nichts von dem Schauspiel verlieren, wie wenig erbaulich es auch sein mag!

Ich habe etwas weiter oben gesagt, der Schreiber dieser Zeilen sei ein Mann von Gewissen, Glaube und Religion. Das Gewissen legt mir die Verpflichtung auf, die schlechten Tendenzen der Schauspieler zu bekämpfen und womöglich den Versuch zu ihrer Besserung zu machen. Der Glaube weist mich auf die Familie hin, und die Religion verbietet mir, ein Geschenk zu vernichten, das nicht mir gehört. Ach, wenn die Welt kein andres Hilfsmittel hätte, als die Gemeinschaft mit euch, ihr Menschen, wer weiß, ob dann der Glaube, das Gewissen und selbst die Religion es fertig gebracht hätten, es mich auf ihr aushalten zu lassen! Aber die Liebe zu den Familienangehörigen, das Mitgefühl für die großen Verstandeskräfte, die Bewunderung für die großartigen Wunder der Natur sind ein großes Gegengewicht, ein Reizmittel, das einen verführt, zu sich heranzieht und, Gott sei Dank, vergessen läßt.

Wenn ich bis jetzt von der ernsten und schlimmen Komödie gesprochen habe, freut es mich, daß ich nunmehr von der scherzhaften Komödie handeln kann, von der, die lediglich zum Lachen reizt, und deren Darsteller wohl kleine Fehler haben, aber Fehler, die man leicht verzeiht, weil sie zur Heiterkeit stimmen. Ich will einige kleine Geschichtchen erzählen, die mir passiert sind, und die zum Teil von der Unwissenheit und zum Teil von der Oberflächlichkeit der sogenannten Gebildeten handeln. So unglaublich es klingt, so hat es dennoch Leute gegeben, die, nachdem sie mich im „Othello“ gesehen hatten, mir eine Schmeichelei sagen wollten und mich fragten, ob der Autor wohl noch andre Stücke für mich schreiben werde. Eines Abends, als ich aufgefordert worden war, das „Gastmahl des Königs Alboin“ von Prati zu deklamieren, in dem erzählt wird, wie Alboin seine Gemahlin Rosamunde gezwungen habe, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, sagte mir eine Dame der Aristokratie: „Ach, wie großartig haben Sie diesen Monolog Hamlets vorgetragen!“ Arme Dame! Sie verwechselte den Schädel eines Königs mit dem eines Hofnarren! Andre fragten mich, aus wie vielen Akten die Tragödien Alfieris beständen, wieder andre, ob Goldoni aus Rom oder aus Florenz gebürtig gewesen sei, und nochmals andre, ob die Oper „Die Favoritin“ von Rossini sei! Ich könnte noch tausend andre derartige Stückchen erzählen, über die man sich die Seiten vor Lachen halten möchte. Und das alles wurde ganz ernsthaft, im Tone der Ueberzeugung und mit Kennermiene vorgebracht. Warum denn, frage ich, muß man, wenn man etwas nicht weiß, sich den Anschein geben, als verstünde man es? O Welt, bessere dich!

Ruhm und Preis euch, ihr Anständigen, ihr alten Aequier, ihr Geistesbegabten, ihr wirklich Gebildeten und doch Bescheidenen, ihr mit Billigkeit

Urteilenden; ohne euch wäre die Welt unerträglich! Soweit auch ihr Komödie spielt, ist es eine gesunde, moralische und belehrende Komödie; sie unterhält und fesselt mich. Aber man wird mir sagen: „Und Sie, mein Herr, haben Sie keine Fehler?“ Ach, mein Gott, wer hat keine? Ich vielleicht mehr als mancher andre, doch keine unerträglichen, sondern verzeihliche, und darunter ganz besonders einen, den man selbst nicht bemerkt oder über den man doch leicht hinwegsieht, den, mit allzuviel Freimut das zu sagen, was ich denke. Willst du ihn mir verzeihen, lieber Leser? Ich hoffe es, und du wirst es wohl um so eher thun, wenn du in Betracht ziehst, daß diese sich gegen einen großen Teil der Gesellschaft richtenden Kritiken und Ausstellungen von dem lebhaftesten Wunsche eingegeben sind, die Mehrheit zum Heile der anständigen Minderheit gebessert und vervollkommnet zu sehen.

Florenz, 1902.

Lola Montez.

Ein geheimer Bericht über Bayern im Jahre 1847.

Mitgeteilt von

August Fournier.

An dem ersten Märztage des Jahres 1847 war ganz München in unerhörter Bewegung. Zwei Wochen zuvor war ein Ministerium gefallen. Dann war die Universität auf den Plan getreten und ein beliebter Professor Knall und Fall quiesciert worden. Darob große Entrüstung der Studentenschaft, die, mit der unvermeidlichen Unterstützung des Straßenpöbels, einen Tumult in Scene setzte, der schließlich sogar zur Beschimpfung des Königs führte. An alledem Schuld trug ein abenteuerndes schönes Weib, geistreich und frech, die Tänzerin Lola Montez, die im Oktober des Vorjahres nach München gekommen war und alsbald den für Frauenreize ungemein empfänglichen Ludwig I. derart zu ihrem Sklaven gemacht hatte, daß auch das Gebiet der Staatspolitik ihrem Einfluß nicht entrückt blieb. Das hat sie in die Geschichte gebracht, in der ihr ein kleines Plätzchen nicht bestritten werden kann.

Das Ministerium Abel hatte durch seine immer kräftiger auftretenden ultramontanen Tendenzen bereits zu Ende des Jahres 1846 das Mißtrauen des Königs erweckt. Auch er, der Romantiker, blieb der Ueberzeugung nicht unzugänglich, die selbst in konservativen Kreisen Bayerns bereits offen ausgesprochen worden war: die Klerikalen gebrauchten die Religion nur als Vorwand für ihre rückschrittliche Politik. Im Bewußtsein der Unsicherheit ihrer Stellung benutzten Abel und seine Genossen die erste Gelegenheit, die sich darbot, um zu gehen,

ehe sie dazu aufgefordert wurden. Diese Gelegenheit fand sich, als Ludwig I. die schöne Spanierin zur Gräfin erheben und ihr zu diesem Zwecke das bayrische Indigenat verleihen wollte. Zu solchem Akte war die Kontrasignatur der Regierung erforderlich. Das Ministerium verweigerte sie und bat um seine Entlassung. Das geschah mit einem dem Monarchen überreichten Memorandum, das die Sache des Königtums in Gefahr erklärte, „weil Bayern sich von einer Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ist, regiert glaubt und so mancher Thatsache gegenüber nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermag.“ Da diese für den König geradezu verletzende Urkunde, von der man ihm versichert hatte, sie sei nur in einem einzigen Exemplare vorhanden, doch auffallend rasch den Weg durch das Land und in die Presse fand, war das Ministerium in der erwünschten Lage, mit einem gewissen Eklat aus dem Amte scheiden zu können; es erhielt die erbetene Demission. Zu Abels Nachfolger ernannte Ludwig den Freiherrn Zu-Rhein, in dem er einen Mann zu finden wünschte, „der namentlich in religiöser Hinsicht ernst seiner Kirche zugethan ist, ohne die Uebergriffe in die Sphäre des Staates gutzufinden, zu denen ohne Festhalten der staatsrechtlichen Grenzen jede Kirche geneigt ist.“

Diese Vermengung ihrer Persönlichkeit mit großen staatlichen Veränderungen, die der fortschrittlichen Richtung dienten, hat Lola Montez damals, trotz ihrem schamlos dreisten Wesen, in weiteren Kreisen eine Art Anerkennung finden lassen. So schrieb z. B. Grillparzer nach den Münchener Ereignissen folgende Verse nieder:

„So eint sich unserm Geist die Leidenschaft,
Die ihn beirrt, zum Schlimmen oft erregt.
Doch liegt in ihr auch unsres Guten Kraft;
Dem Blinden gleicht sie, der den Lahmen trägt.
Denn harrtest du, bis aus Vernunft und Recht
Entstünde, was das Recht und die Vernunft gebot,
Schlimm wär's bestellt ums menschliche Geschlecht;
Der Trieb erzeugt die Handlung, die uns not.
Drum kehrt euch nicht verachtend von dem Weib,
In deren Arm ein König ward zum Mann:
Sie gab dem besseren Gedanken Leib,
Verlor sich selbst, allein die Welt gewann.“

Vorgänge, die weit über Bayerns Grenzen hinaus Aufsehen erregten, waren vor allem für die Regierung des benachbarten Oesterreich von begreiflichem Interesse. Seit Jahrzehnten schon verfolgte man in Wien die Regungen des süddeutschen Volksgeistes mit der größten Aufmerksamkeit, und ab und zu sandte die oberste Polizeihofstelle ihre geheimen Agenten dahin, um von der öffentlichen Stimmung möglichst genaue Kunde zu erhalten, genauere als sie auf dem Wege der diplomatischen Vertretung zu erlangen war. Jetzt schien dies insbesondere geboten, da der Posten eines österreichischen Gesandten in München unbesetzt war. So ging denn, sofort nachdem die Wirren in der bayrischen Hauptstadt in Wien bekannt geworden waren, ein Vertrauter des Polizeiministeriums Namens

Hineis dahin ab, um schleunigst „über die letzten Ereignisse, politischen Wirren und die Volksstimmung nähere Notizen zu sammeln.“ Er hat seinen Auftrag rasch und pünktlich ausgeführt und konnte, schon am 20. März wieder nach Wien zurückgekehrt, seinem obersten Chef einen umfassenden Bericht erstatten. Aus welchen Quellen er seine Informationen schöpfte, hat er nur in einzelnen Fällen angedeutet. Er ist bescheiden genug, „für die absolute oder objektive Wahrheit jeder einzelnen Notiz nicht bürgen und vollkommen einstehen“ zu wollen. Aber gerade diese Einschränkung sichert ihm ein gewisses Zutrauen, wenn er andrerseits erklärt, nichts aufgenommen oder berichtet zu haben, „was sich nicht in der öffentlichen Meinung, in dem Volksgefühle und der gegenwärtigen Volksstimmung Bayerns deutlich abspiegelt und manifestiert.“ Jedenfalls dürfte es, da die Münchener Vorgänge, die zu dem Sturze des Ministeriums Abel führten, die verschiedenartigste Darstellung und Beurteilung gefunden haben, nicht überflüssig erscheinen, diese neue, aus den Archiven des ehemaligen österreichischen Staatsministeriums stammende Quelle in die historische Litteratur einzufügen.

Der Bericht, aus dem wir allgemein Bekanntes fortlassen, lautet nach einigen einleitenden Worten folgendermaßen:

1. Die letzten Ereignisse in München.

Als die Lola im vorigen Jahre nach München kam, wollte sie im Theater tanzen, was ihr jedoch von der Intendanz nicht gestattet werden wollte. Sie verfügte sich hierüber sogleich zu dem König, hatte gleich im Vorzimmer mit dem diensthuenden Kammerdiener einen heftigen Streit, weil er sie nicht vorlassen wollte, bis endlich der König, von dem anmaßenden und kecken Auftreten unterrichtet, befahl, sie vorzulassen, er würde ihr schon selbst den Kopf waschen. Als sie eintrat, ward der König sichtlich überrascht und sogleich für sie eingenommen, und hier soll die auch in München vielseitig erzählte Scene vor sich gegangen sein, daß die Lola, als der König einigen Zweifel über die Realität der ersichtlichen Wölbung ihres Busens andeutete, eine Schere von des Königs Schreibtisch nahm und sich damit das Kleid vor der Brust aufschnitt. Von diesem Momente an soll die Anknüpfung des jetzigen Verhältnisses sich datieren, das mit der Zeit sich bis zu seiner jetzigen Intensität ununterbrochen fortgesponnen hat.[1])

Der König wurde späterhin darauf sehr bedacht, die Lola in Bayern zu naturalisieren. Schon im vorigen Jahre versuchte er es bei dem Münchener Magistrate, der Lola durch Ankauf eines Bürgerhauses das Münchener Bürgerrecht zu verschaffen, soll aber mit diesem Plane an der Energie und dem Widerwillen des Magistrates und des Bürgerausschusses gegen die Lola gescheitert sein. Nun nahm er sich vor, ihr das bayrische Indigenat zu verschaffen, was

[1]) Constantin v. Höfler, einer der gemaßregelten Professoren der Münchener Universität, pflegte die Scene ebenso zu erzählen und fügte nur noch hinzu, es sei nicht nur die herrliche Form der Büste Lolas gewesen, die des Königs Sinne gefangen nahm, sondern insbesondere ein Reiz Lolas, wie ihn Homer dem Peleiden Achilleus nachrühmte.

jedoch wieder im Staatsrate durchfiel und wogegen besonders der Staatsrat und Regierungspräsident in München v. Hörmann sich energisch in einem votum separatum ausgesprochen haben soll, weshalb er auch augenblicklich quiesciert wurde. Im Volke wird jedoch erzählt, er sei deshalb abgesetzt worden, weil man ihm hinter sehr viele administrative Mißbräuche und Schlechtigkeiten gekommen sei.[1]) Der König wollte den einmal gefaßten Plan nicht so leicht aufgeben und befahl dem ehemaligen Minister Grafen Bray, das Indigenatsdekret für die Lola auszufertigen, was Graf Bray jedoch entschieden verweigerte und zugleich seine Entlassung nahm. Nun richteten die übrigen Minister v. Abel, Gumppenberg, Seinsheim und Schrenk das bekannte Memorandum, datiert vom 11. vorigen Monats, an den König, wovon ich eine Abschrift beizuschließen unterlasse, da es ohnehin hohen Orts bereits bekannt ist.[2]) Das Memorandum verursachte ein furchtbares Aufsehen und bedeutende Aufregung, die Minister traten ab und das neue Ministerium vom 1. März trat an deren Stelle, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, der König werde die Indigenatsfrage der Lola nicht neuerlich in Anregung bringen.[3]) ...

Nun entstand eine bedeutende Aufregung und Machination in München, besonders in den höheren, politisch durchgebildeten Kreisen. Der Magistrat und die Stadtverordneten Münchens sandten an Abel eine Adresse mit dem Ausdrucke des Dankes, und eine ähnliche Adresse wurde vom akademischen Senate der Universität, jedoch mit mehr politischer Färbung, vorgeschlagen, beraten, jedoch nicht angenommen. Hiebei hat sich besonders der Professor an der philosophischen Fakultät, Dr. Lassaulx, bemerklich gemacht und nichts weniger als im königlichen Sinne debattiert, was der König, wie einige behaupten, durch eine Indiskretion des Universitätsrektor Weißbrodt erfahren und hierüber den Lassaulx mit einer ganz unbedeutenden Pension quiesciert hat. Kaum war dies den Studenten, bei denen Lassaulx sehr beliebt war, am 1. d. M. bekannt geworden, als sie sich noch am Vormittage vor der Wohnung des Lassaulx versammelten und ihm eine öffentliche Ovation durch Vivat- und Pereatrufen darbrachten. Sie wollten damals unmittelbar von Lassaulx in der ersten Aufregung zu der Wohnung der Lola, als der Veranlasserin aller dieser Ereignisse, ziehen, woran sie jedoch von Lassaulx selbst durch Vorstellungen verhindert wurden, und man

---

[1]) Die Parteischrift Erdmanns, Lola Montez und die Jesuiten, Hamburg 1847, S. 107, weiß von dem Regierungspräsidenten von Oberbayern, Hörmann, nur zu erzählen, daß er bei den politischen Untersuchungen 1833 mit Härte gegen die angeklagten Studenten vorgegangen und dadurch unpopulär geworden sei. Seine Quiescierung erfolgte am 24. Februar 1847.

[2]) Das Memorandum ist gedruckt bei Erdmann, S. 80 ff., und neuerdings in der „Deutschen Revue" Mai-Heft 1900, im Auszuge erwähnt von Heigel, König Ludwig I. S. 262.

[3]) Der neue Justizminister v. Maurer unterzeichnete zwar das Indigenatsdekret, warnte aber den König, davon Gebrauch zu machen. Ob dieser eine förmliche Zusage gab, ist nicht bekannt und wohl kaum anzunehmen, da die Standeserhöhung der Tänzerin alsbald erfolgte; sie wurde zur Gräfin Landsfeld erhoben.

ist in München allgemein der Ansicht, daß, wenn die Studenten damals gleich über die Lola hergefallen wären, als sie von Militär noch unbewacht war, ihr von dem allgemein gegen sie äußerst erbitterten Volke wahrscheinlich der Garaus gemacht worden sein dürfte.

Von den Studenten wurde damals unter anderm ein Fackelzug verabredet, den sie abends dem Professor Lassaulx bringen wollten, zu welchem Endzwecke sie sich nachmittags abermals versammelt hatten. Da dieser Fackelzug von der Polizei verhindert wurde, begaben sie sich in die Theresienstraße zu dem Hause der Lola und machten den bekannten Skandal. Obgleich den Kern dieses Krawalls die Studenten ausmachten, so sollen hierbei nicht mehr als höchstens 60 bis 80 von ihnen anwesend und thätig gewesen sein, so daß der übrige Auflauf aus den verschiedenartigsten Elementen der Bevölkerung, meistens jedoch aus der untersten Volksklasse, bestanden hat, während die bessere Bevölkerung mehr den Zuschauer von der Ferne spielte, jedoch auch insofern mithetzte, daß unter das gemeine Volk und an die Gassenbuben Geld verteilt wurde, um nur recht mitzuschreien. Die ganze Geschichte konzentrierte sich bei dem Hause der Lola, das jedoch bereits früher vom Militär besetzt war. Man begnügte sich sonach lediglich mit Schreien und Fenstereinwerfen, und als der König mit dem Polizeidirektor Mark und umgeben von Gendarmen selbst am Platze erschien, wurde er mit so heftigem Geschrei empfangen, daß er die Notwendigkeit einsah, sich zurückzuziehen, wobei ihn der Schwarm unter fortwährendem Schreien und Höhnen bis zur Residenz begleitete und zuletzt auch dort einige Fenster einwarf, bald darauf aber von dem ernster einschreitenden Militär zerstreut wurde.[1])

Schon vormittags sah man sich durch die bedenkliche Haltung und die bekannt gewordenen Pläne der Studenten veranlaßt, für den Nachmittag auch die Bürgermiliz zu entbieten, und Herzog Max, als ihr Kommandant, erhielt die notwendige Weisung. Um die Bürgermiliz nicht unmittelbar in die Theresienstraße, wo Lola wohnt, beordern zu müssen, wurde sie zum Erscheinen in voller Armatur zum Residenzschloß aufgeboten. Die Milizordonnanzen jedoch, die das Ansuchen zum Ausrücken zu besorgen hatten, thaten es, wie in München allgemein erzählt wird, in folgender Form: „Nachmittags um 4 Uhr ist zur Residenz in voller Armatur auszzurücken; es kommt aber kaner." Von der Bürgerkavallerie sind auch nur 4, und von der Infanterie nur 60 Bürger erschienen, da viele zum Schutze der Lola nicht ausrücken wollten, sehr vielen aber, die doch erschienen wären, von ihren Weibern die Uniformröcke versteckt wurden, da besonders unter dem weiblichen Teile der Bevölkerung Münchens gegen die

---

[1]) Nach andern Berichten hätte der König unbehelligt von der Menge das Haus der Montez betreten können und wäre erst beim Verlassen des Hauses insultiert worden. S. Heigel, S. 266. Erdmann, dessen Schrift die Tendenz verfolgt, den König nicht im Zwiespalt mit dem Volke zu zeigen, erwähnt nur die Steinwürfe gegen die Fenster der Residenz. Dagegen sagt ein Brief an Bray über diese Vorgänge, der König sei beim Hin- und Herwege nicht mit der gebührenden Ehrfurcht behandelt worden („Deutsche Revue", Mai 1900, Seite 183).

Lola die heftigste Aufregung und Haß vorhanden ist. Der Herzog Max erhielt vom König einen schriftlichen Verweis wegen der bewiesenen schlechten Haltung der Bürgermiliz.

Den andern Tag, am 2. d. M., versammelte sich abermals eine sehr große Menge Volkes in der Theresienstraße, wurde jedoch von Gendarmen und Militär an jedem weiteren Ausbruche verhindert, da auch ein sehr großer Teil hiervon nur aus Neugierigen bestand, um die Spuren des Auflaufs, den angerichteten Schaden an Fenstern und dergleichen zu sehen. Zugleich erließ am 2. d. M. die Polizeidirektion an das Publikum und der akademische Senat an die Studenten kräftige Aufforderungen zur Ruhe, unter Androhung gesetzlicher Strafe, und es wurde verboten, daß sich auf der Straße größere Volkshaufen als von höchstens 8 bis 10 Personen versammeln dürfen. Da unter anderm am 5. d. M. der philosophische Lehrkurs mit Aufschiebung der üblichen Semestralprüfungen geschlossen wurde, so ist weiters die Ruhe nicht gestört worden. Auch Dr. Thiersch, Dekan der philosophischen Fakultät, richtete am 5. d. M. eine kräftige Rede an die im Atrium der Universität versammelten Studenten, worauf von ihrer Seite mit dem Rufe: „Es lebe der König" erwidert wurde. Die Tage darauf haben die meisten Hörer der Philosophie, die an diesem Tumulte am meisten beteiligt waren, München verlassen und gingen auf Ferien.

Am 7. d. M. wurde übrigens der König und die Königin, als sie in ihrer Loge im Theater erschienen, von seiten des zahlreich versammelten Publikums mit Vivatrufen und Applaus empfangen, und wenn auch diese Ovation, wie in München allgemein behauptet wurde, früher vielleicht vorbereitet gewesen sein mag, so schien sie mir, der ich zugegen war, so ziemlich allgemein und aufrichtig gewesen zu sein.

Seit dem 2. d. M. wurden auch infolge königlicher Verordnung sämtliche ausländische Zeitungen einer Nachzensur unterworfen, die jedoch gegenwärtig de facto nur gegen politische Zeitungen geübt wird, und es erregte in München eine bedeutende Sensation, als selbst deutsche Blätter mit ausgeschnittenen Stellen ausgegeben und mehrere Nummern französischer Zeitungen, selbst der „Débats", gänzlich verboten und selbst dem Münchener Leseverein nicht ausgefolgt wurden.

Gegenwärtig ist München insoweit ruhig, daß nichts weiteres in der nächsten Zeit zu befürchten stehen dürfte, wenn es die Lola unterläßt, das Volk durch ihr keckes, freches und aufforderndes Auftreten und Benehmen zu reizen, und andrerseits die sich entgegenstehenden Parteien es nicht versuchen, das Volk in ihrem Sinne und zu ihren Parteiendzwecken zu bearbeiten und aufzuhetzen.

2. Parteien, Volksstimmung, Münchener öffentliche und soziale Zustände und Verhältnisse.

Die vorangeschilderten Ereignisse und Zustände werden nun von den beiden sich entgegenstehenden Parteien in der verschiedenartigsten Richtung und Sinne benutzt und ausgebeutet. Es dürfte übrigens bald ein völliger Umschwung in der Lage der sich gegenüberstehenden Parteien bewerkstelligt werden, und auch

ihre bisherigen Namen: „Katholische“ und „Akatholische Partei“ bald geändert werden.

Die jetzt am Ruder stehende sogenannte akatholische Partei will alle konfessionellen Zänkereien, Religionsinteressen und das Sektenwesen von den gegenwärtigen Wirren gänzlich fern halten, sich mit Vermeidung aller religiösen Anfeindung oder Bekämpfung, rein nur am politischen Felde bewegen, und nennt sich auch bereits die „liberale“ oder „intelligente Partei“, im Gegensatze zu der abgetretenen katholischen Partei, die im vorliegenden Streite allerdings die Religionsinteressen für gefährdet hält und das religiöse Volksgefühl und den in Bayern sehr vorherrschenden Religionseifer als Waffe sich zu bewahren bemüht ist. Nach meiner Wahrnehmung und gewonnenen Ueberzeugung muß ich hier als eine zu sehr in die Augen springende Thatsache unumwunden aussprechen, daß sich der größte Teil des höher stehenden, gebildeten Publikums in München, ohne Unterschied der Religion, zu der neuen Partei offen hinneigt und über den geschehenen Umsturz der Dinge allgemein frohlockt.

Die neue Partei ist in voller Thätigkeit und macht alle Anstrengungen, um ihre Pläne und Entwürfe weiter fortzuspinnen und sich vor allem andern zu verstärken und zu konsolidieren. So sollen die meisten polemisierenden, die jetzige Regierung und ihre Richtung verteidigenden Artikel in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ aus der Feder des jetzigen Ministers Zu-Rhein unmittelbar herrühren. Ueber die Personen der jetzigen Minister und ihre Fähigkeiten herrscht jedoch keine besondere vorteilhafte Meinung, mit Ausnahme der Minister Zu-Rhein und Maurer, die als mehr fähige Männer geschildert werden, die vielleicht Meister der gegenwärtigen Bewegung bleiben dürften. Um sich zu verstärken, will man den Wiedereintritt des Grafen Bray bewerkstelligen, weshalb Unterhandlungen im Zuge sein sollen, und zugleich den Fürsten Wallerstein aus Paris zurückrufen, um ihm das Ministerium des Aeußern anzuvertrauen. Er wird als ein Mann von Fähigkeit, Talent und vieler Rednergabe geschildert.[1])

Die neue Partei beabsichtigt insbesondere die Presse mehr zu entfesseln und für sich wirken zu lassen. In dieser Beziehung werden die verschiedenartigsten Pläne gehegt. Einige wollen die „Allgemeine Zeitung“ für ihre Endzwecke benützen, obgleich dieses Blatt andern wieder gar nicht zusagt und in ihrer gegenwärtigen Richtung und Haltung gänzlich unbrauchbar erscheint. Andre wollen sich mit der im Badischen projektierten „Deutschen Zeitung“ liieren und sie zu ihren Parteiendzwecken benützen, während der größere Teil die Errichtung eines neuen politischen Organs in der Form der französischen Zeitung

---

[1]) Das Ministerium Zu-Rhein-Maurer war in der That nur von kurzer Dauer. Der letztere, dem Bayern die Trennung der Justiz von der Verwaltung dankt, hatte es zur Bedingung gestellt, dem Kreise der Gräfin Landsfeld fern bleiben zu dürfen, was diese als Beleidigung auffaßte. Ihren Vorstellungen beim König erlag der Minister, worauf auch Zu-Rhein das Portefeuille niederlegte. Nun wurde thatsächlich Fürst Oettingen-Wallerstein mit der Bildung des Kabinetts betraut, in das auch der Reisekavalier der neuen Gräfin, Staatsrat Berks — zum allgemeinen Verdruß — Aufnahme fand.

„La Presse“ mit einem Feuilleton beabsichtigt und die notwendigen Fonds hiezu durch Aktien aufbringen will. Auch Saphir soll für dieses Blatt gewonnen werden, weshalb ihm auch schon Anträge gemacht worden sein sollen. Die „Allgemeine Zeitung“ macht jedoch die möglichsten Anstrengungen, um das Auftauchen eines solchen bedeutenden politischen Organs in München selbst zu verhindern, und deshalb ist jetzt der Mitinteressent der „Allgemeinen Zeitung“ und Schwager des Cotta, Baron Reischach, in München anwesend, um ein Kompromiß mit der neuen Partei zu stande zu bringen und jene Bedingungen festzusetzen, unter denen sich die „Allgemeine Zeitung“ der neuen Partei zur Verfügung stellen könnte. Man zweifelt jedoch, daß eine solche Uebereinkunft zu stande kommen kann, da die „Allgemeine Zeitung“ schon wegen Oesterreich auf alle Pläne der neuen Partei nicht eingehen könne. Ich habe unmittelbar in Augsburg, sowohl im Redaktionsbureau als von technischen Offizianten des Cotta erfahren, daß die „Allgemeine Zeitung“ gegenwärtig in einer Auflage von 10 000 Exemplaren gedruckt werde, wovon nach Oesterreich allein 5000 Exemplare versendet werden. Dieser bedeutende Absatz in die österreichischen Staaten wird für Cotta als ein viel zu wichtiger Grund angesehen, als daß er sich mit der neuen Partei besonders liieren und auf alle ihre Pläne eingehen könnte. Doch selbst von der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ werden gegenwärtig auf die zu erfolgende größere Entfesselung der bayrischen Presse bedeutende Hoffnung gehegt und in dieser Beziehung vollkommene Zufriedenheit mit dem geschehenen Umschwunge der Dinge geäußert.“

Die neue Partei will sich auch durchaus an Preußen anschließen, eine Richtung, die insbesondere die jetzige Kronprinzessin in Bayern anbahnen und begünstigen soll.[1]) Auch ist die neue Partei der Ansicht, die gegenwärtige Vakanz des österreichischen Gesandtschaftspostens werde bei so wichtigen Vorfallenheiten nicht lange dauern.

Die vorangeschilderten Interessen und Verhältnisse bewegen jedoch nur einen kleinen Teil der Bevölkerung Münchens, nämlich den sogenannten politisch durchgebildeten Teil und die bestehenden politischen Parteien und Koterien. Das Volk selbst in Masse, ja selbst der größte Teil der Münchener Bürger, Gewerbsleute und sonstiger Einwohner bis zu einer ziemlichen Höhe ihrer bürgerlichen oder sozialen Stellung, wissen von allem diesen sehr wenig oder gar nichts, kümmern sich auch nichts um diese oder jene Minister und haben für die Folgen dieser politischen Wirren und des hieraus sich ergebenden Umschwungs, außer einem dunkeln und unklaren Gefühle, gar kein oder sehr wenig Verständnis, kurz, werden von der herrschenden Partei im Schlepptau mitgezogen. Doch scheint die neue Partei sehr geneigt zu sein und diesfalls schon Versuche gemacht zu haben, politische Gährung selbst unter die untersten Volksschichten zu verbreiten, da ich von Leuten, von denen ich die vollkommene Ueberzeugung gewonnen habe, daß sie nicht wissen und verstehen, was sie reden, wiederholt die

---

[1]) Prinzessin Marie von Preußen, die Gemahlin des nachmaligen Königs Max II.

Aeußerung vernommen habe, die Lola habe wenigstens den „schwarzen Schleier", oder wie andre sich ausdrücken: „den Pfaffenschleier" gehoben.

Ein einziges Gefühl scheint Bayern und zwar sämtliche Volksklassen und Individuen zu durchglühen, und das ist die Verachtung und der Haß gegen die Lola, mit Ausnahme der neuen Partei, die sie wohl auch gründlich verachtet und verabscheut, jedoch ihr doch zum Danke verpflichtet zu sein scheint. Schon in Schärding, wo ich in Bayern eintraf, durch das ganze Land bis München und von da bis Salzburg, wo ich Bayern verließ, herrscht in dieser Beziehung nur ein Gefühl und eine Stimmung. Landgerichtsbeamte, die ich zufällig in München traf, und zwar aus verschiedenen Gegenden, versicherten mich, dieses sei überall der Fall. In welches Bräu- oder Wirtshaus oder sonst was immer für ein öffentliches Lokal man am Lande in Bayern eintritt, überall hört man von diesem Skandal erzählen, oder kann die Leute sehr leicht hiezu veranlassen, wenn man nur diese Saite anschlägt, wobei man schauderhafte Dinge und Uebertreibungen der vorgefallenen Thatsachen erfährt. In München selbst ist dies weniger der Fall, weil sich die Leute, wie man sagt, wegen der erst jetzt errichteten geheimen Polizei, doch mehr und besonders gegen Unbekannte genieren.

Wie sehr sich der Bayer in seinem Nationalstolze durch das Verhältnis dieser Person zum König gekränkt fühlt, beweist der in München für die Lola allgemein geltende Spitzname: „Die Gouvernante vom Lande". Eine politische Aufregung habe ich bei der Volksmasse in Bayern nicht wahrgenommen, noch ein Verständnis oder Interesse an den gegenwärtigen politischen Wirren des Landes vorgefunden, und nur der Lolahaß, bigottische Hetzereien oder die Bierpreise scheinen die Handhaben zur Bewegung des gemeinen Volkes in Bayern zu sein. Der Bauer spricht über teure Zeiten, über Getreidepreise, Auswintern der Saaten, über die vom König erteilte Bewilligung zur Getreideausfuhr in die Schweiz und nach Frankreich, ein Umstand, der gegen den König im Lande sehr viel Aufregung, und zwar in den verschiedenartigsten Volksklassen, veranlaßt, wobei jedesmal auf Oesterreich hingewiesen wird, das die Ausfuhrzölle für Getreide erhöht. Der Münchener Bürger und das Volk redet über die Lola und die hierauf bezügliche Verirrung des Königs, über die Bierpreise, Lokalangelegenheiten und Vorfälle, über den Getreidehandel und Viktualienpreise, Ausfuhr des Getreides, Gewerbs- und Handelsangelegenheiten, und klagt auch darum über den König, daß er die Münchener Bürger und Kommune zu so vielen Bauten gezwungen und veranlaßt habe, die ihr bedeutendes Kommunalvermögen gänzlich verschlangen, so daß die Stadt gegenwärtig schon 8000 (?) Gulden Schulden zu machen gezwungen war. In der Beamtenwelt ist vielseitige Bewegung lediglich jedoch wegen der durch die letzten Ministerialänderungen berührten persönlichen und individuellen Interessen, und es wird von nichts anderm als von Versetzungen, Beförderungen und dergleichen Amtssachen gesprochen. Die Beamtenwelt, insbesondere jene der niederen Kategorie, scheint dem König vollkommen ergeben zu sein. Unter dem Militär erregt das Verhältnis des Königs zu der Lola ein großes Aergernis und Abscheu und wird

auf die skandalöseste Weise besprochen. Da dieses zu den Ohren des Königs gelangen mußte, so wurde den Offizieren der Wille des Königs im geeigneten Wege bekannt gegeben, sich über dieses Verhältnis aller Gespräche und Bemerkungen zu enthalten. Seitdem reden die Offiziere zwar nichts mehr vom König und der Lola, sondern von einem gewissen „Herrn Maier“ und der „Pepi“, substituierte Namen des Königs und der Lola. Die Treue des Militärs scheint übrigens noch in keiner Beziehung zu wanken oder gewankt zu haben, außer der bedenklichen Haltung des Prinz Karl-Kürassierregiments bei dem letzten Lola-Tumulte, wo die Kürassiere keineswegs die ihnen erteilten Befehle pünktlich vollzogen, sondern mit dem Publikum fraternisiert haben sollen. Dies ist auch keineswegs zu wundern, wenn man einen Blick auf die Militärverfassung und Militärverhältnisse in Bayern wirft.

Der Bayer hat 6 Jahre Kapitulation, dient dabei in der Regel nur 2 oder 3 Jahre, sehr oft aber nur einige Monate oder ein Jahr, und jeder bleibt selbst als Soldat immer vorherrschend das, was er früher war, ohne daß man ihm einen besonderen militärischen Geist oder Haltung absehen könnte. Der bloße Anblick des bayrischen Militärs beweist dies schon hinlänglich. Der Gemeine hat die Erlaubnis zum Nebenverdienste und besonders zum Fortbetriebe seiner Profession in einem nicht zu billigenden Grade. Er arbeitet als Geselle für einen Meister in dienstfreien Stunden, putzt Stiefeln, verrichtet Taglöhnerarbeit oder pfuscht als Gewerbsstörer auf seiner erlernten Profession und verkauft dann ungeniert die zusammengeflickten Hosen, Leibeln, Westen und dergleichen hausierend in Schankhäusern. Kann er Nebenverdienst ausweisen, so wird ihm der Dienst sehr erleichtert, und er muß in die Menage nicht mitzahlen. In der Kaserne ist der Gemeine ganz allein ohne unmittelbare Aufsicht und Einwirkung des Offiziers, da nur der Regimentsadjutant in der Kaserne wohnt, während die übrigen Offiziere in Privathäusern einquartiert sind. In allen Bräu- und Wirtshäusern, Schenken, Kaffeehäusern und andern öffentlichen Orten findet man das Militär mit dem Zivil vollkommen und ohne alle Absonderung gemischt und mit einander vollkommen fraternisierend. Man trinkt und spielt zusammen, neckt und hetzt sich wechselseitig in so derben und kernigen Ausdrücken, die hart an Beleidigung anstreifen, kurz die Haltung des Militärs gegen das Zivil ist von der Art, als wenn beide ganz und gar einer und derselben Kaste angehören würden. Im Dienste benimmt sich der Soldat vollkommen ungeniert und frei. Man kann mit dem am Posten stehenden Manne ungescheut diskurieren, sich Auskünfte geben lassen, die sehr bereitwillig und umständlich erteilt werden und geschickt angebotene Gratifikationen hierfür werden selbst am Posten angenommen. Kurz, es existiert eine solche Mischung und Fraternität des Militärs mit dem Zivil, daß man in kitzligen Fällen kaum etwas mit dem bayrischen Militär gegen das dortige Volk und Publikum in München ausrichten dürfte, insbesondere, wenn die Lola abermalige Veranlassung zu Unruhen geben sollte. Ich selbst hörte in einem Kaffeehause über den letzten Lola-Tumult von einem ziemlich bejahrten Offizier die Aeußerung ungeniert machen: „Wenn ich noch

einmal zu dieser Sch........ kommandiert werden sollte, so rücke ich ganz bestimmt nicht aus," was unter seinen mitanwesenden Kameraden nur Anklang fand.

In Beziehung auf die königliche Familie herrschen die verschiedenartigsten Sym- und Antipathien im Volke. Ueber den König bezüglich seines jetzigen Verhältnisses zu der Lola herscht allgemeiner Unwillen, Abscheu und Entrüstung, und es werden über ihn die skandalösesten Dinge erzählt. Dies Volk scheint ordentlich vergessen zu haben, was er für das Land und insbesondere für München gewirkt hat, und nur dann und wann wird sich begütigend dieses Wirkens erinnert. Allgemein wird der König von der mittleren und niederen Volksklasse für verwirrt erklärt und die Notwendigkeit berührt, daß er einen Mitregenten erhalten müsse. Man wartet hiebei auf die Rückkunft des Kronprinzen und meint, dann müsse etwas geschehen. Den Gerüchten, der Kronprinz sei lebensgefährlich in Sizilien verwundet worden, wird im Volke noch immer Glauben beigemessen, indem man meint, man will diesen Unfall vertuschen. In den mittleren und unteren Volksklassen ist übrigens die beklagenswerte Ansicht festgewurzelt, der König lasse lieber seinen Thron als die Lola fahren und daß es in dieser Beziehung zum Bruche kommen müsse. So oft irgendwoher, und besonders aus Oesterreich, ein Kurier ankommt oder abgeht, so wird sogleich von Vorbereitungen zur Thronentsagung, Außerlandgehen des Königs und von Geldsendungen hierzu gesprochen, da der „Alte" (i. e. König) wohl wisse, daß es nicht mehr lange dauern könne.

Die Königin ist hingegen sehr beliebt, und durch die letzten Ereignisse wurden alle Sympathien und das Mitgefühl für sie, besonders aber bei der weiblichen Bevölkerung, nur gekräftigt. Die Ueberzeugung herrscht überall vor, daß es jetzt für Bayern ein Unglück wäre und wahrscheinlich zum völligen Bruche der Dinge beitragen müßte, wenn die Königin außer Landes gehen sollte. Zum Glücke scheint sie durch das Verhältnis des Königs zu der Lola nicht in dem Grade berührt und gekränkt zu sein, als man es vermuten sollte, und es verlautet in München nicht das geringste, daß die Königin bis jetzt die Absicht oder den Willen zu erkennen gegeben hätte, außer Landes zu gehen. Für ihre Hinwegsetzung über diesen Skandal dürfte auch der Umstand sprechen, daß sie auch jetzt noch, nach dem Lola-Exzesse, mit dem König zugleich im Theater erscheint, wenn auch die Lola zugegen ist, wie es am 12. d. M. der Fall war.

Sehr zu bedauern ist es, daß der Kronprinz gar nicht im Volke beliebt zu sein scheint. Es wird über ihn von nichts anderm als von seinen Liebesverhältnissen und Abenteuern, Liederlichkeiten und von jenen Vernachlässigungen und Kränkungen gesprochen, die er seiner liebenswürdigen Gemahlin zufügt. Letzterer Punkt schadet ihm im Volke am meisten und um so mehr, als die Kronprinzessin eine außerordentlich liebenswürdige Prinzessin sein soll, die allgemein geliebt und verehrt wird. Man kann in der That die Wahrnehmung nicht verhehlen, daß der Kronprinz noch weniger Sympathien für sich im Volke hat als sogar der König selbst in dem gegenwärtigen Zeitpunkte. Die übrigen

Glieder der königlichen Familie als Prinz Karl, Herzog Max, die Prinzen Luitpold und Adalbert stehen dem Volke mehr ferne und haben dafür weniger Interesse, als daß sie besondere Volkssympathien veranlassen sollten; doch scheinen gegen sie auch keine Antipathien vorzuherrschen.

Daß das abgetretene Ministerium der katholischen Geistlichkeit zu viel Macht einräumte und Uebergriffe erlaubte, wird allgemein behauptet und selbst im niederen gläubigen Volke gefühlt. So erzählten mir zwei Landgerichtsbeamte übereinstimmend, wovon einer in Oberbayern und der andre in Unterfranken angestellt ist, daß die Pfarrer am Lande Konduitlisten über den moralischen Wandel der Beamten an die Regierung regelmäßig einzuschicken pflegen, wobei sie sich den Uebergriff erlaubten, auch die amtliche Haltung und das Benehmen des Beamten mit zu zensieren, und daß auf diese Konduitlisten von der Regierung sehr viel gehalten würde. Da die Bestätigung der Patrimonialgerichtsbeamten in Bayern von der Regierung abhängt und sie in königliche Dienste avancieren, so war der Beamte bisher so ziemlich in der Hand der Geistlichkeit, daher aufgebracht und gedrückt, und freut sich auch des gegenwärtigen Umschwungs, von dem er erwartet, daß solche Sachen aufhören würden. In diesen Verhältnissen sei auch die Ursache des übermütigen Auftretens der Geistlichkeit am Lande zu suchen, wo jeder Koadjutor (eine niederere Charge als Kaplan) die Anforderung mache, alles müsse sich vor ihm beugen. Die Geistlichen hätten sich auch Uebergriffe in rein politisch-administrativen Gegenständen und Amtshandlungen erlaubt, und für die von ihnen begünstigten Parteien in politischen und polizeilichen Entscheidungen Vorstellungen oder Rekurse an die Regierung ergriffen, die oft berücksichtigt, niemals jedoch als ganz ungesetzlich oder unstatthaft der Geistlichkeit verwiesen worden wären. Wegen dieses bisherigen Einflusses der Geistlichkeit und seiner gegenwärtigen Gefährdung durch den Umschwung der Dinge fürchtet die neue Partei sehr die herannahende Osterzeit, wo das Landvolk in ganz Bayern beichtet, und man hegt die Besorgnis, diese Gelegenheit werde von der Geistlichkeit sicher dahin benutzt werden, um das Landvolk gegen den König und das Lola-Verhältnis noch mehr aufzuhetzen, um so die neue Partei vom Ruder zu bringen, die dieses Verhältnis des Königs dulde. Auch dem König dürften alle diese Bestrebungen wohl bekannt sein, und es wird in München als wahres Faktum erzählt, daß der König kurze Zeit nach dem Lola-Tumulte zwei Landgeistliche in München auf der Gasse begegnet und in seiner excentrischen Weise mit der Frage überrascht hätte: „No! betet ihr denn fleißig am Lande für euern narrischen König?“ worauf die verblüfften Geistlichen lediglich nur ein: „Ja, Euer Majestät“ hervorgebracht hätten. Ebenso soll in einer französischen Erziehungsschule in München der Religionslehrer die diese Schule besuchenden Mädchen alle Tage ungescheut für den verwirrten König beten lassen, daß ihn Gott bald erleuchte und er seine Maitresse wegjage, indem es ihn nichts nütze, Kirchen gebaut und sonstige gute Werke verrichtet zu haben, wenn er nunmehr einen so sündhaften Lebenswandel führe. Eine Frau v. Sennefelder, deren Tochter aus dieser Schule

nach Hause kam und die Mutter fragte, was eine Maitresse sei, erzählte diesen Vorfall dem Saphir und nahm ihre Tochter aus dieser Schule sogleich heraus. In dieser Weise, fürchtet man, werde die Geistlichkeit wirken und wahrscheinlich eine noch größere Aufregung des Volkes oder gar Excesse veranlassen. In München fürchtet man auch insbesondere, daß es dann wieder von seiten des Volkes losgehen dürfte, wenn die Lola in ihr neues im Bau begriffenes Hotel[1]) übersiedeln werde, was ohne bedeutendes Aufsehen nicht ablaufen wird.

3. Notizen über Lola Montez und ihre Verhältnisse.

Man ist in München vielseitig der Ansicht, hätte die Lola getanzt und der König hätte sie zum ersten Male im Theater als Tänzerin gesehen, ohne eine so stürmische, teilweise interessante Introduktion bei ihm, so wäre die Geschichte wahrscheinlich in dem Genre der früheren Liebesverhältnisse des Königs mit der Vespermann, Dahn rc. abgegangen und hätte keinen so excentrischen Charakter angenommen.

Lola wohnte anfangs im Hotel zum Hirschen beim Harvar und kam in Gesellschaft eines Engländers nach München, ihres wahrscheinlichen Souteneurs. Gleich im Anfange hatte sie in diesem Hotel mit dem Dienstpersonal die heftigsten Auftritte und Kämpfe und prügelte einmal den dortigen Hausknecht mit der Reitpeitsche durch, was das ganze Dienstpersonal gegen sie sehr erbittert hatte. Einmal gaben die Münchener Bürger einen geschlossenen Ball in dem Saale dieses Hotels, wobei die Lola mit ihrem Engländer unverschämt genug war, sich in die Thüre des Tanzsaales zu stellen, die Gesellschaft frech zu lorgnettieren und unverschämte Bemerkungen über sie zu machen. Als der Wirt, von der Gesellschaft aufgefordert, ihr hierüber Vorstellungen machte und deshalb mit ihr in einen Streit geriet, gab sie ihm eine Ohrfeige, worüber sie samt ihrem Engländer von dem Wirte und einem Schneidermeister über die Stiege herabgeworfen wurde. Den andern Tag mußte sie ausziehen und wohnt jetzt seit langer Zeit in der vom König für sie gemieteten Wohnung in der Theresienstraße Nr. 8 a, wo auch der letzte Exceß vorfiel.

Ihrer Figur und ihrem äußeren interessanten Wesen nach sieht sie so ziemlich der hiesigen Hofschauspielerin Peche gleich, ist jedoch üppiger und hat ein volleres Gesicht, sehr schöne dunkelblaue Augen bei kohlschwarzen Augenbrauen und Haaren, hat einen hübschen Mund, einen gesättigten brünetten Teint, sieht jedoch ziemlich abgelebt aus und dürfte bei dreißig Jahre alt sein.[2]) Sie muß ein Wesen von einem äußerst unverschämten, excentrischen Charakter und mit einem mehr als gewöhnlichen männlichen Mute begabt sein. In ihrem Verhält-

---

[1]) In der Barerstraße Nr. 7.

[2]) Sie war 1820 zu Montrose in Schottland als uneheliches Kind eines schottischen Offiziers und einer Kreolin geboren worden. Jedenfalls war ihre spanische Herkunft für Ludwig I., der eben damals das Spanische erlernt hatte, mit ein besonderer Anreiz gewesen. Er liebte es, sich mit ihr in dieser Sprache zu unterhalten und von ihr sich Cervantes und Calderon vorlesen zu lassen. (Heigel, S. 258, „Deutsche Revue“, Mai 1900.)

nisse zum König übernimmt sie sich auf eine sehr beklagenswerte Weise und trägt es ganz offen zur Schau. So unterschrieb sie sich anfangs wiederholt in ihren Briefen „Maitresse du Roi“, bis es ihr der König verboten hatte. In den Läden Münchens zahlte sie selten die bedeutenderen Einkäufe, sondern pflegte zu sagen: „Sie kennen mich schon, der König, oder mein Louis, wird es schon zahlen.“ Sie war sogar frech genug, in den Münchener Lokalblättern Anzeigen einrücken zu lassen, daß sie weiterhin keine Gnadengesuche annehmen könne. Einem Schaffer, dessen Hund das Hündchen der Lola auf der Gasse gebeutelt hatte, gab sie in conspectu populi mehrere Ohrfeigen, und damals schon wäre ein Aufstand entstanden, wenn die Gendarmerie nicht zur rechten Zeit bei der Hand gewesen wäre. Nach dem letzten Tumulte vor ihrem Hause soll sie einem sie besuchenden Fremden auf die Frage, wen sie am häufigsten bei sich sehe, geantwortet haben: „La Canaille et le Roi“. Mit den Parteien in dem Hause, wo sie wohnt, hatte sie anfangs sehr viel gemeine Excesse und Reibungen, wobei sie H... und Packerlmensch tituliert wurde, bis endlich mehrere Parteien zur Polizei gefordert und ihnen Ruhe bei sonst exemplarischer Bestrafung aufgetragen wurde. Schuhe, Mieder und sonstige Kleidungsstücke soll sie sich von den betreffenden Gewerbsleuten ungescheut an jedem Teile des Körpers nackt anmessen lassen ...[1])

Der König baut gegenwärtig für die Lola ein ganz neues Haus in der Barerstraße, das mit eisernen Fensterläden versehen ist, damit sie bei einem abermaligen Aufstande vor Steinwürfen und Schüssen gesichert sei. Mit dem Hauseigentümer Irlein, bei dem die Lola gegenwärtig wohnt, ist der König in Unterhandlung, um der Lola auch das jetzt von ihr bewohnte Haus zu kaufen, und hat zugleich dem Irlein, der ein Maurermeister ist, den Auftrag gegeben, noch einen dritten Platz auszusuchen und anzukaufen, worauf der König ein drittes Haus für sie bauen lassen will. Der Irlein war vor kurzem ein mittelloser Mann, jetzt wird sein Vermögen infolge königlicher Munificenz auf 60000 Gulden geschätzt. Auch hat ihm der König erlaubt, sich noch eine besondere Gnade auszubitten, was jedoch Irlein bis jetzt zu thun unterlassen hat. Nach der Versicherung dieses Irlein soll der König alle Tage drei- bis viermal zu der Lola kommen.

Nach dem Lola-Excesse, besonders als sich am zweiten Tage abermals zahlreiche Volkshaufen in drohender Haltung vor dem Hause der Lola versammelten, war sie willens, München zu verlassen, wovon sie der König jedoch abgehalten und bei fünfzehn ihm ergebene Offiziere zu ihr geschickt hat, um sie der Treue und des Schutzes der Truppen versichern zu lassen.

Seit dem Tumulte steht ein Gendarm Posten mit Ober- und Untergewehr

[1]) Hier folgt in dem Berichte eine Stelle über die Art ihres Verkehrs mit dem Könige, der ihr den vertrauten Umgang mit dem Artillerieoberleutnant N. gestattet habe. Mit dem letzteren habe dann das gesamte Offizierscorps alle Beziehung abgebrochen. Die Montez selbst hat später in ihren Vorträgen über ihre Erlebnisse des Königs Leidenschaft für sie als eine edlere bezeichnet. (Heigel, S. 258.)

gegenüber von ihrem Hause, um sie zu sichern, und häufige Patrouillen durchziehen diese Gasse. Wenn sie ausfährt, so reitet beiläufig zwanzig Schritte vor und hinter ihrem Wagen ein Gendarm. Unter solcher Bedeckung sah ich sie wenigstens am 8. d. M. in ihr neues Haus fahren, wo sie ausstieg und bei einer halben Stunde verweilte, während die berittenen Gendarmen bei ihrem Wagen hielten. Vor dem Hause versammelten sich sogleich mehrere Menschen, die neugierig durch die Spiegelfenster in die ebenerdigen Zimmer guckten, worauf ein dritter Gendarm aus dem Hause kam und sie sämtlich abschaffte, und zwar die Widerspenstigen, die nicht gehen wollten, hiezu „im Namen des Königs“ aufforderte. Bei einem späteren Besuche in ihrem neuen Hause, wobei sie der König begleitete, gefiel der Lola ein Plafond nicht, und sie drang in den König, ihn übermalen zu lassen, worauf der König nicht eingehen wollte. Hierauf fragte sie den mit seinem Gehilfen anwesenden Maler, was der Plafond koste, der ihr erwiderte: „Fünfhundert Gulden.“ Die Lola bemerkte darauf, sie wolle sich ihn aus Eignem malen lassen, und zum König gewendet, sagte sie in gebrochenem Deutsch: „Du bist ein alter Geizhals,“ der über diese deutsche Phrase von der Lola, die er immer zum Deutsch lernen antreibt, so erfreut war, daß er sogleich die Umarbeitung des Plafonds anordnete.

In München wird allgemein erzählt, der König habe der Lola zum letzten Geburtstage 40000 Gulden und ein Silberservice um 6000 Gulden geschenkt. Im Theater erscheint sie ungeniert, selbst wenn der König und die Königin anwesend sind, und zwar in einer neben der großen mittleren Hofloge befindlichen und für sie bestimmten Loge. Uebrigens wird in München jedermann, der mit ihr umgeht, von der öffentlichen Meinung proskribiert und von der übrigen Gesellschaft ausgeschlossen, so daß der Schriftsteller Plötz, als von ihm bekannt wurde, er besuche das Haus der Lola, von der Table d'hote, wo er täglich speiste, von den übrigen Gästen sogleich ausgeschlossen worden ist. Saphir wurde sowohl vom Könige als der Lola bereits eingeladen, sie zu besuchen, was er jedoch erst unmittelbar vor seiner Abreise zu thun gedenkt, um nicht in der öffentlichen Meinung derart zu sinken, daß er mit seinen Vorlesungen scheitern dürfte.

Ihre Tendenz, sich in politische Dinge zu mischen, dürfte gleich anfangs nicht zu verkennen gewesen sein, denn sie soll gleich im Anfange der wegen ihr zwischen dem Könige und den Ministern entstehenden Reibungen wiederholt und offen sich geäußert haben, sie werde nicht eher ruhen, bis das „Pfaffen-“ oder „Kutteuministerium“ gestürzt sei. Ihre Umgebung und Gesellschaft besteht aus ihrer Gesellschafterin, der ehemaligen Tänzerin am Kärnthnerthortheater Angioletta Maier, ihrem Liebhaber, dem Oberleutnant N., der in politischer Beziehung eine Null sein soll, dann aus dem königlichen Stabsarzte Curtius, dem Ministerialrate und Professor Herrmann und dem Schriftsteller und stehenden Münchener Korrespondenten für die „Allgemeine Zeitung“ Plötz, und die zwei letzteren dürften für sie wahrscheinlich die Einflüsterer in politischen Dingen abgeben. Die neue Partei verabscheut wohl die Lola ebenfalls vom Grunde des Herzens,

glaubt aber doch zum Danke gegen sie verpflichtet zu sein für den durch sie veranlaßten Umschwung der Dinge. So soll sich der Herzog Max hierüber offen geäußert haben: „Wir alle in Bayern sind der Lola wohl viel Dank schuldig, denn ohne sie wäre es noch nicht zum Bruche gekommen; nur schade, daß alles aus einer so schmutzigen Quelle kömmt.“

Diese Notizen bilden beiläufig das erzielte Resultat meiner Sendung nach München, und wenn ich auch, wie es in der Natur der Sache schon an und für sich gelegen ist, für die absolute oder objektive Wahrheit jeder einzelnen Notiz nicht bürgen und vollkommen einstehen kann, so hielt ich mir doch die durch das in mich gesetzte Vertrauen bedingte Pflicht stets und streng vor den Augen, nichts dabei aufzunehmen und zu berichten, was sich nicht in der öffentlichen Meinung, in dem Volksgefühle und der gegenwärtigen Volksstimmung Bayerns deutlich abspiegelt und manifestiert, so daß die vorliegende Schilderung ein ziemlich treues Bild der gegenwärtigen Bewegung und Volksstimmung in München abgeben dürfte.

Wien, 20. März 1847.

Hineis.

*

Soweit der Bericht. Die Ruhe im Innern, die er für Bayern herankommen sah, war nicht oder doch nur ganz vorübergehend eingetreten. Das überdreiste Benehmen der Gräfin Landsfeld ließ die Bevölkerung auch weiterhin an dem Verhältnis des Königs zu ihr Anstoß nehmen. Studenten, die sich in ihrer Gesellschaft einfanden, wurden in Verruf erklärt, und es erfolgten neue Auftritte an der Universität. Die Aufregung hatte sich nicht gelegt, als das „tolle Jahr“ anbrach. Vergebens suchte der Premierminister, Fürst Oettingen-Wallerstein, die Parteien auf dem Boden moderner Reformen zu einigen und zu versöhnen; er mußte abtreten. Im Februar 1848 kam es bei Görres' Leichenbegängnis — er war der erbittertste Gegner der Favoritin gewesen — zu neuen Tumulten, die endlich zur Verabschiedung der Montez führten. Noch nach ihrer Abreise tobte der Pöbel in der Barerstraße und begann ihre Villa zu demolieren. Aber nun zeigte es sich, daß die Bewegung doch tiefer ging: das Volk forderte in lauten Demonstrationen vom König den Zusammentritt der Stände, ein gerechtes Wahlsystem und größere politische Freiheiten, und Ludwig, der ernste Zusammenstöße vermeiden wollte und vielleicht auch der Haltung des Militärs nicht ganz sicher war, gab nach. In einem Manifest vom 6. März verhieß er vollständige Preßfreiheit, ein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit, eine Wahlreform, die Beeidigung des Heeres auf die Verfassung und dergleichen mehr. Als diese Zugeständnisse in den Kreisen seiner Familie Widerspruch fanden, und als das bloße Gerücht, die Landsfeld sei zurückgekehrt, einen neuen Aufruhr erzeugte, legte er am 19. März die Krone nieder. Für die Montez ist er nicht mehr eingetreten. Er selbst hatte noch am 17. ein Dekret unterzeichnet, das sie des bayrischen Indigenats verlustig erklärte. Nach dem, was ihm über sie zu Ohren gekommen war, schien er sie seines Schutzes nicht mehr wert zu halten. Nur

mit materiellen Mitteln unterstützte er sie, als sie sich in England verheiratet hatte, bis ihm ein Erpressungsversuch vollends die Augen öffnete. Von ihrem Manne geschieden, ging Lola nach Amerika, wo sie aus ihren Münchener Erlebnissen und mancherlei phantastischer Erfindung ein Spektakelstück zusammenbraute, in dem sie selbst zum Gaudium der kalifornischen Goldsucher auftrat. Im Jahre 1861 starb sie in New York an den Folgen eines Nervenschlags. In der letzten Zeit war sie in Wort und Schrift für die Emanzipation der Frauen aufgetreten. Ihr Leben war just keine Empfehlung für ihre Idee gewesen.

Ueber Entstehung und willkürliche Bestimmung des Geschlechts.[1]

Von

Prof. Dr. **Albert Döderlein** in Tübingen.

Es ist Ihnen, m. H., gewiß erinnerlich, welches Aufsehen vor einigen Jahren durch die sensationellen Mitteilungen des Wiener Embryologen Schenk erregt worden ist, die dahin gingen, daß es ihm gelungen sei, ein Verfahren zur willkürlichen Bestimmung des Geschlechts bei der Zeugung des Menschen aufzufinden. Es wäre dies eine geradezu weltbewegende Entdeckung, die ebenso in das Schicksal des einzelnen Familienlebens eingreifen würde, wie sie auch die ganze Menschheit, ja das ganze Weltgetriebe infolge durchgreifender Aenderung des Zahlenverhältnisses der Geschlechter zu einander zu revolutionieren vermöchte, und Schenk wäre die Lösung eines Problems gelungen, an dem schon seit Jahrtausenden der Forschungsgeist vergeblich sich abgemüht hat.

Wenn ich mir heute erlaube, Ihnen unsre gegenwärtige Kenntnis über die Entstehung des Geschlechts und die auf die willkürliche Bestimmung des Geschlechts gerichtete Forschung mitzuteilen, so möchte ich Sie mit der geschichtlichen Darlegung der durch so vielfache Irrtümer verwirrten Frage verschonen, Sie vielmehr nur mit den recht interessanten Untersuchungsergebnissen der modernen Wissenschaft bekannt machen.

Lassen Sie mich damit beginnen, daß ich Sie mit jenem Vorgang bekannt mache, der in geheimnisvollster Verborgenheit den Beginn des Lebens markiert, dessen Kenntnis durch zwei Entdeckungen, die für alle embryologischen Entwickelungsfragen das Fundament abgeben, geoffenbart wurde, nämlich die Entdeckung der männlichen Samenzellen durch Leeuwenhoeck (1677) und die des Säugetiereies durch Karl Ernst v. Baer (1827).

---

[1]) Nach einem am 12. November 1901 in Tübingen gehaltenen Vortrag.

Diese beiden anatomisch nun gut bekannten und natürlich jetzt mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik wohl durchforschten Samenzellen müssen in eine Konjugation eintreten und vollkommen miteinander verschmelzen, soll ein neues Wesen entstehen.

Das Zusammentreffen dieser beiden Samenzellen erfolgt innerhalb der weiblichen Geschlechtsorgane und zwar mit größter Wahrscheinlichkeit im Eileiter, wo das aus dem Graafschen Follikel ausgetretene Ei auf seiner mehrtägigen Wanderung von den dank ihrer Eigenbewegung lokomotionsfähigen und dem Ei entgegenschwimmenden Spermatozoen erwartet und aufgesucht wird.

Der Konzeptionsvorgang selbst besteht darin, daß eine vollkommene Verschmelzung der beiden Samenzellen stattfindet, so daß aus diesen eine Zelle wird, aus der sich dann durch fortgesetzte, ins Unendliche gehende Teilung und bestimmte Gruppierung und Differenzierung dieser entstehenden Massen der Organismus aufbaut. Beide Samenzellen haben dabei den gleichen Kernanteil abgegeben, so daß beide Erzeuger den gleichen Anspruch auf Vererbung ihrer selbst haben. Man war nicht zu allen Zeiten von der gleichen Wertigkeit der beiden Samenelemente überzeugt. So glaubte man früher, daß dem Ei selbst keine wesentliche Qualität zur Hervorbringung eines neuen Individuums fehle, daß es also nicht notwendig sei, daß das Spermatozoon noch eine Kernmasse hinzutrage. Mit der Entdeckung, daß zwei körperliche Elemente in eines verschmelzen müssen, so daß jedes der beiden Erzeuger eine substantielle Masse zur Bildung des neuen Wesens beitragen muß, ist die stoffliche Verwandtschaft der beiden Eltern zu den Kindern klargelegt, und Goethes Xenie kennzeichnet nicht nur in poetischer Schönheit, sondern auch in anatomischer Wahrheit die vielumstrittene Vererbungsfrage:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder.
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Nach einer älteren Anschauung haucht der Same dem Ei die Seele ein, daher die alte Bezeichnung aura seminalis, den Stoff zum neuen Wesen liefert aber Ei und Mutter allein. Es ist ohne weiteres klar, daß für viele Fragen, und auch die uns heute interessierende Entwicklungsfrage, diese abweichenden Anschauungen über das Verhältnis der beiden Erzeuger zu dem Erzeugten sehr verschiedene Schlußfolgerungen zeitigten und daß durch die nunmehr gegebene anatomische Grundlage die Forschung sich wesentlich einheitlicher gestaltet.

Wann erfolgt nun bei der Entstehung eines Individuums die Bestimmung des Geschlechts?

Wir müssen hier drei aprioristische Möglichkeiten anerkennen.

1. Das Ei selbst könnte Geschlechtscharakter tragen, so daß also aus dem Eierstock männliche und weibliche Eier zur Lösung gelangen und zur Befruchtung kommen.

2. Die Bestimmung des Geschlechts könnte bei der Konzeption, also bei der Verschmelzung der beiden Samenelemente erfolgen; wird doch in diesem Augenblick und gerade durch die Verbindung der beiden Samenelemente der Stempel des neuerstehenden Individuums in physischer und psychischer Beziehung geprägt. Die Samenzellen selbst wären dann als geschlechtslos anzusehen, und erst ihre Vereinigung würde aus ganz unbekannten, vielleicht auch ganz unerforschbaren, sagen wir dem Zufall oder sagen wir der Vorsehung anheimgegebenen Umständen das Geschlecht bestimmen.

3. Muß aber auch die Möglichkeit ins Auge gefaßt werden, daß das Geschlecht sich erst später, innerhalb der ersten Entwicklungswochen bis -monate, bestimmt. Dann wären nicht nur die Samenzellen geschlechtslos, sondern auch die aus ihrer Vereinigung hervorgegangene Bildung, und es könnten Einflüsse geltend gemacht werden, die erst nachher, nunmehr natürlich von der Mutter, ausgehen. Diese Anschauung hat ihre Stütze in der Thatsache, daß die Geschlechtsanlage bis zum dritten Monat hin für beide Geschlechter vollkommen gleich ist, daß wir also von einem Hermaphroditismus sprechen könnten, der uns allen in der ersten Entwicklungsjugend zu eigen war.

Betrachten wir nun, was für Forschungsergebnisse wir diesen theoretischen Voraussetzungen gegenüberstellen können.

Es bethätigte sich der Erforschungseifer für diese Frage in zwei ganz verschiedenen Richtungen. Die eine und ältere ging darauf aus, bestimmte und immer wiederkehrende Unregelmäßigkeiten in dem Auftreten des Zahlenverhältnisses der Geschlechter zu einander im großen nachweisen zu lassen, wodurch der Statistik Gesetze abzulauschen wären, die vielleicht schließlich der Willkür die Thür öffnen könnten.

Die zweite Richtung geht in biologischen Bahnen und sucht durch das Studium der Entwicklung bei einfachen, niederen Tieren, deren Entstehung in eine kurze Beobachtungsdauer zusammengedrängt ist, deren Eier außerhalb des Körpers befruchtet und deren Embryonen künstlich gezüchtet werden können, dem Geheimnis der Natur auf die Spur zu kommen.

Wenden wir uns nun zuerst der Populationsstatistik zu, die uns hochinteressante Dinge lehrt. Dank der staatlichen Einrichtung der statistischen Aemter und der Anzeigepflicht sind wir im stande, auf viele Millionen einzelner Fälle sich belaufende Berechnungen anzustellen, die ergeben, daß in Europa allseitig ein Geschlechtsverhältnis der Neugeborenen von 106,3 Knaben zu 100,0 Mädchen besteht. Es wird also ein bedeutender Ueberschuß an Knaben geboren, dessen Größe uns dann noch eindringlicher vor Augen tritt, wenn wir

ihn auf eine Million Lebewesen beziehen, bei welcher wir einer männlichen Majorität von 63000 begegnen. Ueber die Ursache dieses Knabenüberschusses liegen natürlich zahlreiche Vermutungen vor, mit denen ich Sie aber nicht belästigen will. Nur die eine Auffassung möchte ich erwähnen, die wohl am meisten für sich hat, daß wir hier einer Vererbung im großen Sinn gegenüberstehen. Wie einzelne Ehen, so sollen auch einzelne Rassen ausgezeichnet sein durch die Neigung, mehr Knaben oder mehr Mädchen zu produzieren. Man unterscheidet demzufolge arrhenotoke und thelytoke Ehen, denen als Mittelding die tropotoken gegenüberstehen. Arrhenotoke Völker, also solche mit konstantem Knabenüberschuß, gelten als günstiger gestellt im Kampf ums Dasein als thelytoke. Sie bleiben also im Darwinschen Sinn die Sieger und erlangen das Uebergewicht über die thelytoken Rassen. Der Knabenüberschuß würde sich als eine Nützlichkeitseinrichtung vererben. Allerdings muß auch hier eine Grenze eingehalten werden. Ein Uebermaß wirkt schädlich, wie der Umstand zeigt, daß das Aussterben von Volksstämmen mit einem ungewöhnlichen und übermäßigen Ansteigen der Männer Hand in Hand geht. Die Sandwichinsulaner, die von 1832 bis 1872 um 68 Prozent in der Bevölkerungszahl abgenommen hatten, zeigten im Jahr 1856 ein Geschlechtsverhältnis von 109 : 100, und dieses stieg bis zum Jahr 1872 auf 125,3. Aehnliches wurde beim Aussterben der Neuseelandbewohner beobachtet.

In Europa bleibt das Geschlechtsverhältnis von 106,3 seit langem konstant, und wir erfreuen uns also gegenwärtig bei einer konstanten Bevölkerungszunahme noch eines gesunden Knabenüberschusses, so daß wir zum Kampfe der Völker untereinander wohl gerüstet sind. Sie werden vielleicht über diese Thatsache des Knabenüberschusses nicht wenig erstaunt sein, lesen wir doch tagtäglich von der Frauenfrage, die ihre Entstehung und ihr Wachsen nur einem immer mehr überhandnehmenden Mädchen- oder Frauenüberschuß verdanken kann. Es verfehlen bei uns zu viele Mädchen ihren naturwissenschaftlichen Daseinszweck, eine Ehe einzugehen mit den sich daraus ergebenden Folgerungen. Der Widerspruch löst sich ungezwungen. Wäre das Geschlechtsverhältnis der Neugeborenen auch für die späteren Altersklassen vorhanden, dann schrumpfte die Frauenfrage wohl von selbst in sich zusammen. Es ergiebt aber die Statistik die unbarmherzige Thatsache, daß sich das Geschlechtsverhältnis im Lauf der späteren Lebensjahre umkehrt.

In dem Kindesalter bis zum zehnten Lebensjahre läßt sich noch ein Uebergewicht der Knaben feststellen, in der Entwicklungszeit aber vom zehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahr gleicht sich das Geschlechtsverhältnis langsam aus, die Geschlechtskurven kreuzen sich im Paritätspunkt, und im dritten Lebensjahrzehnt kommen auf 100 Knaben bereits 102,7 Mädchen. In unserer monogamischen Bevölkerungsmillion entfällt also schon ein Ueberschuß von 27 000 Mädchen. Dieser steigt nun andauernd so, daß in dem Alter von über 70 Lebensjahren das Verhältnis 100 : 122,3 beträgt.

Diese statistischen Ergebnisse führen zu dem folgewichtigen Schluß, daß der

in Europa herrschende Ueberschuß von erwachsenen, weiblichen Individuen nicht einem physiologischen Naturgesetz entspringt, sondern vielmehr dem gewaltsamen Eingreifen krankhafter Veränderungen. Dem Werden steht ein zu frühes Vergehen gegenüber, dem Entstehen das Sterben.

Bei näherem Nachforschen ergiebt sich ursprünglich sogar ein für das männliche Geschlecht noch viel günstigeres Zahlenverhältnis, insofern sich schon vor der Geburt die größere Vergänglichkeit des männlichen Geschlechts geltend macht. Das Geschlechtsverhältnis der Konzeption ist nämlich nicht, wie das der Neugeborenen 106 : 100, sondern sogar 115 : 100, schon in der Entwicklungszeit also fallen mehr zu Knaben bestimmte Lebewesen dem Untergang anheim. Bei den Totgeburten ist das Geschlechtsverhältnis 129,4. Bei allen wichtigen Lebensakten also droht dem männlichen Geschlecht größere Gefahr.

Es ergiebt sich daraus die naheliegende Folgerung, daß wir das Geschlechtsverhältnis der Lebenden dadurch zu beeinflussen vermögen, daß wir die Ursache für diese Dezimierung des männlichen Geschlechts erforschen und aus der Welt schaffen, wodurch wir einen Zustand erreichen könnten, daß in unserer Bevölkerungsmillion 450 000 Frauen 550 000 Männern gegenüber ständen. Durch diese der Hygiene, der Bekämpfung von Schädlichkeiten, aufzugebenden Steigerung des männlichen Geschlechts würde sich dann das weibliche Geschlecht derart reduzieren, daß die Frau ein sehr viel mehr begehrtes Wesen darstellt. An Stelle der Frauenfrage träte der Kampf um die Frau. Wir hätten damit eine Möglichkeit der Beeinflussung des Geschlechtsverhältnisses der Lebenden respektive der Erwachsenen, die wir umsomehr festhalten und verfolgen müssen, als sie einmal durchaus im Bereiche des Erreichbaren liegt und andrerseits eine wenn auch vielleicht nicht mehr allseitig gewünschte, so doch natürliche Ablenkung der „Frauenfrage“ mit sich brächte.

Die Anschauung, daß etwa die höhere Zahl der Knabengeburten nur deshalb von der Vorsehung gestattet und gewollt ist, weil ihr ein größeres Vergehen des männlichen Geschlechts als ein unbezwingbares Naturgesetz gegenübersteht, dürfen wir doch wohl nur als eine Phrase bezeichnen. Ebenso müssen wir wohl auch von der Hand weisen, daß die Entwicklung der Knaben zu welcher Zeit ihres Daseins auch immer eine schwierigere wäre, weil wir etwa, wie dieses behauptet worden ist, aus einem edleren Stoff wären, also ein besseres Gewächs darstellten, das mehr Sonne und Licht und besseren Bodens bedarf, wodurch das weibliche Geschlecht gewissermaßen als ein stofflich „minderwertiges“ gekennzeichnet wäre.

Formieren wir nun aber in unsrer Populationsstatistik des Geschlechtsverhältnisses einzelne Gruppen nach besonderen Gesichtspunkten hinsichtlich der Erzeuger, z. B. nach deren absolutem oder relativem Alter, nach Rasseneigentümlichkeiten, Kreuzung oder Verwandtschaft, Ernährungsverhältnissen um, so ergeben sich höchst bemerkenswerte Unregelmäßigkeiten, deren Abweichung von dieser Normzahl diese Statistik besonders verwertbar für unsre Frage macht.

Einem Tübinger Professor der Tierheilkunde, Johann Daniel Hofacker, der

vom Jahr 1813 bis 1828 hierorts thätig war, verdanken wir eine Erkenntnis, die von dem Engländer Sadler bestätigt worden ist und als das Hofacker-Sadlersche Gesetz in der Wissenschaft gilt.

Die Schafzüchter wurden zuerst darauf aufmerksam, daß das Geschlechtsverhältnis der Nachkömmlinge ein verschiedenes ist, je nach dem Alter der Erzeuger. Sind die Eltern beide gleich alt und zwar weder ganz jung noch sehr alt, so ist das Geschlechtsverhältnis der Erzeugten ungefähr ein gleiches, also 100 : 100. Das weibliche Geschlecht der Erzeugten prävaliert, wenn die Widder jung oder alt sind, während andrerseits die männliche Nachkommenschaft überwiegt, wenn die Mütter jung oder alt waren.

Diese bei Schafherden gewonnene Beobachtung prüfte zuerst Hofacker an Menschen, zu welchem Zweck er 1996 Geburten nach den hiesigen Familienregistern mit den Altersverhältnissen der Eltern in 386 Ehen feststellte.

Er fand:

War der Vater jünger als die Mutter oder gleich alt, so ist das Geschlechtsverhältnis 90,1,

Vater 4—6 Jahre älter als die Mutter . . .	108,
„ 6—9 „ „ „ „ „ . . .	124,
„ 9—12 „ „ „ „ „ . . .	143,
beide Eltern jung	116,
beide Eltern alt	164.

Diese von Hofacker für den Menschen gefundene Thatsache, die dann Sadler in England bestätigte, gilt als eine der wichtigsten Stützen für die Anschauung, daß beide Erzeuger auf die Geschlechtsbestimmung einen Einfluß haben. Es wäre danach nicht zulässig anzunehmen, daß das Ei von Haus aus geschlechtlich veranlagt ist, sonst würde ja selbstverständlich das Altersverhältnis der Erzeuger an der Geschlechtsbildung keinen Teil nehmen können, wie es aus dem Hofackerschen Gesetz abgeleitet werden muß. Auch für die Anschauung, daß mütterliche Einflüsse innerhalb der ersten Entwicklungszeit das Geschlecht des bis dahin hermaphroditischen Embryo determiniere, läßt sich nicht mit dem Hofackerschen Gesetz vereinbaren, auch danach wäre ja eine Beeinflussung durch den Vater ausgeschlossen. Das Hofackersche Gesetz, das übrigens nicht unbestritten geblieben ist, würde das Hauptargument für die Annahme geben, daß durch die Verschmelzung der beiden Samenzellen, also bei der Konzeption selbst, das Geschlecht bestimmt wird, und beide Samenzellen respektive beide Erzeuger die Geschlechtsbestimmung beeinflussen. Aber auch ein anderes würde sich aus der Bestätigung des Hofackerschen Gesetzes ergeben, daß wir in der That eine gewisse Willkür in der Geschlechtsbeeinflussung möglich hätten. Es ist nicht recht schicklich, diese Schlußfolgerungen auf das Menschengeschlecht zu beziehen, und ich möchte es Ihnen selbst überlassen, sich darüber Ihre Gedanken auszumalen. Wohl aber könnte ein derartiges Gesetz für die Tierzüchter Bedeutung gewinnen, wie dies ja auch thatsächlich bereits der Fall ist.

Aus großen Gestüten sind Berechnungen von rund 70000 Geburten bei

gegenüber von ihrem Hause, um sie zu sichern, und häufige Patrouillen durchziehen diese Gasse. Wenn sie ausfährt, so reitet beiläufig zwanzig Schritte vor und hinter ihrem Wagen ein Gendarm. Unter solcher Bedeckung sah ich sie wenigstens am 8. d. M. in ihr neues Haus fahren, wo sie ausstieg und bei einer halben Stunde verweilte, während die berittenen Gendarmen bei ihrem Wagen hielten. Vor dem Hause versammelten sich sogleich mehrere Menschen, die neugierig durch die Spiegelfenster in die ebenerdigen Zimmer guckten, worauf ein dritter Gendarm aus dem Hause kam und sie sämtlich abschaffte, und zwar die Widerspenstigen, die nicht gehen wollten, hiezu „im Namen des Königs“ aufforderte. Bei einem späteren Besuche in ihrem neuen Hause, wobei sie der König begleitete, gefiel der Lola ein Plafond nicht, und sie drang in den König, ihn übermalen zu lassen, worauf der König nicht eingehen wollte. Hierauf fragte sie den mit seinem Gehilfen anwesenden Maler, was der Plafond koste, der ihr erwiderte: „Fünfhundert Gulden.“ Die Lola bemerkte darauf, sie wolle sich ihn aus Eignem malen lassen, und zum König gewendet, sagte sie in gebrochenem Deutsch: „Du bist ein alter Geizhals,“ der über diese deutsche Phrase von der Lola, die er immer zum Deutsch lernen antreibt, so erfreut war, daß er sogleich die Umarbeitung des Plafonds anordnete.

In München wird allgemein erzählt, der König habe der Lola zum letzten Geburtstage 40000 Gulden und ein Silberservice um 6000 Gulden geschenkt. Im Theater erscheint sie ungeniert, selbst wenn der König und die Königin anwesend sind, und zwar in einer neben der großen mittleren Hofloge befindlichen und für sie bestimmten Loge. Uebrigens wird in München jedermann, der mit ihr umgeht, von der öffentlichen Meinung proskribiert und von der übrigen Gesellschaft ausgeschlossen, so daß der Schriftsteller Plötz, als von ihm bekannt wurde, er besuche das Haus der Lola, von der Table d'hote, wo er täglich speiste, von den übrigen Gästen sogleich ausgeschlossen worden ist. Saphir wurde sowohl vom Könige als der Lola bereits eingeladen, sie zu besuchen, was er jedoch erst unmittelbar vor seiner Abreise zu thun gedenkt, um nicht in der öffentlichen Meinung derart zu sinken, daß er mit seinen Vorlesungen scheitern dürfte.

Ihre Tendenz, sich in politische Dinge zu mischen, dürfte gleich anfangs nicht zu verkennen gewesen sein, denn sie soll gleich im Anfange der wegen ihr zwischen dem Könige und den Ministern entstehenden Reibungen wiederholt und offen sich geäußert haben, sie werde nicht eher ruhen, bis das „Pfaffen-“ oder „Kuttenministerium“ gestürzt sei. Ihre Umgebung und Gesellschaft besteht aus ihrer Gesellschafterin, der ehemaligen Tänzerin am Kärnthnerthortheater Angioletta Maier, ihrem Liebhaber, dem Oberleutnant N., der in politischer Beziehung eine Null sein soll, dann aus dem königlichen Stabsarzte Curtius, dem Ministerialrate und Professor Herrmann und dem Schriftsteller und stehenden Münchener Korrespondenten für die „Allgemeine Zeitung“ Plötz, und die zwei letzteren dürften für sie wahrscheinlich die Einflüsterer in politischen Dingen abgeben. Die neue Partei verabscheut wohl die Lola ebenfalls vom Grunde des Herzens,

glaubt aber doch zum Danke gegen sie verpflichtet zu sein für den durch sie veranlaßten Umschwung der Dinge. So soll sich der Herzog Max hierüber offen geäußert haben: „Wir alle in Bayern sind der Lola wohl viel Dank schuldig, denn ohne sie wäre es noch nicht zum Bruche gekommen; nur schade, daß alles aus einer so schmutzigen Quelle kömmt.“

Diese Notizen bilden beiläufig das erzielte Resultat meiner Sendung nach München, und wenn ich auch, wie es in der Natur der Sache schon an und für sich gelegen ist, für die absolute oder objektive Wahrheit jeder einzelnen Notiz nicht bürgen und vollkommen einstehen kann, so hielt ich mir doch die durch das in mich gesetzte Vertrauen bedingte Pflicht stets und streng vor den Augen, nichts dabei aufzunehmen und zu berichten, was sich nicht in der öffentlichen Meinung, in dem Volksgefühle und der gegenwärtigen Volksstimmung Bayerns deutlich abspiegelt und manifestiert, so daß die vorliegende Schilderung ein ziemlich treues Bild der gegenwärtigen Bewegung und Volksstimmung in München abgeben dürfte.

Wien, 20. März 1847.

Hineis.

*

Soweit der Bericht. Die Ruhe im Innern, die er für Bayern herankommen sah, war nicht oder doch nur ganz vorübergehend eingetreten. Das überdreiste Benehmen der Gräfin Landsfeld ließ die Bevölkerung auch weiterhin an dem Verhältnis des Königs zu ihr Anstoß nehmen. Studenten, die sich in ihrer Gesellschaft einfanden, wurden in Verruf erklärt, und es erfolgten neue Auftritte an der Universität. Die Aufregung hatte sich nicht gelegt, als das „tolle Jahr“ anbrach. Vergebens suchte der Premierminister, Fürst Oettingen-Wallerstein, die Parteien auf dem Boden moderner Reformen zu einigen und zu versöhnen; er mußte abtreten. Im Februar 1848 kam es bei Görres' Leichenbegängnis — er war der erbittertste Gegner der Favoritin gewesen — zu neuen Tumulten, die endlich zur Verabschiedung der Montez führten. Noch nach ihrer Abreise tobte der Pöbel in der Barerstraße und begann ihre Villa zu demolieren. Aber nun zeigte es sich, daß die Bewegung doch tiefer ging: das Volk forderte in lauten Demonstrationen vom König den Zusammentritt der Stände, ein gerechtes Wahlsystem und größere politische Freiheiten, und Ludwig, der ernste Zusammenstöße vermeiden wollte und vielleicht auch der Haltung des Militärs nicht ganz sicher war, gab nach. In einem Manifest vom 6. März verhieß er vollständige Preßfreiheit, ein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit, eine Wahlreform, die Beeidigung des Heeres auf die Verfassung und dergleichen mehr. Als diese Zugeständnisse in den Kreisen seiner Familie Widerspruch fanden, und als das bloße Gerücht, die Landsfeld sei zurückgekehrt, einen neuen Aufruhr erzeugte, legte er am 19. März die Krone nieder. Für die Montez ist er nicht mehr eingetreten. Er selbst hatte noch am 17. ein Dekret unterzeichnet, das sie des bayrischen Indigenats verlustig erklärte. Nach dem, was ihm über sie zu Ohren gekommen war, schien er sie seines Schutzes nicht mehr wert zu halten. Nur

mit materiellen Mitteln unterstützte er sie, als sie sich in England verheiratet hatte, bis ihm ein Erpressungsversuch vollends die Augen öffnete. Von ihrem Manne geschieden, ging Lola nach Amerika, wo sie aus ihren Münchener Erlebnissen und mancherlei phantastischer Erfindung ein Spektakelstück zusammenbraute, in dem sie selbst zum Gaudium der kalifornischen Goldsucher auftrat. Im Jahre 1861 starb sie in New York an den Folgen eines Nervenschlags. In der letzten Zeit war sie in Wort und Schrift für die Emanzipation der Frauen aufgetreten. Ihr Leben war just keine Empfehlung für ihre Idee gewesen.

Ueber Entstehung und willkürliche Bestimmung des Geschlechts.[1]

Von

Prof. Dr. **Albert Döderlein** in Tübingen.

Es ist Ihnen, m. H., gewiß erinnerlich, welches Aufsehen vor einigen Jahren durch die sensationellen Mitteilungen des Wiener Embryologen Schenk erregt worden ist, die dahin gingen, daß es ihm gelungen sei, ein Verfahren zur willkürlichen Bestimmung des Geschlechts bei der Zeugung des Menschen aufzufinden. Es wäre dies eine geradezu weltbewegende Entdeckung, die ebenso in das Schicksal des einzelnen Familienlebens eingreifen würde, wie sie auch die ganze Menschheit, ja das ganze Weltgetriebe infolge durchgreifender Aenderung des Zahlenverhältnisses der Geschlechter zu einander zu revolutionieren vermöchte, und Schenk wäre die Lösung eines Problems gelungen, an dem schon seit Jahrtausenden der Forschungsgeist vergeblich sich abgemüht hat.

Wenn ich mir heute erlaube, Ihnen unsre gegenwärtige Kenntnis über die Entstehung des Geschlechts und die auf die willkürliche Bestimmung des Geschlechts gerichtete Forschung mitzuteilen, so möchte ich Sie mit der geschichtlichen Darlegung der durch so vielfache Irrtümer verwirrten Frage verschonen, Sie vielmehr nur mit den recht interessanten Untersuchungsergebnissen der modernen Wissenschaft bekannt machen.

Lassen Sie mich damit beginnen, daß ich Sie mit jenem Vorgang bekannt mache, der in geheimnisvollster Verborgenheit den Beginn des Lebens markiert, dessen Kenntnis durch zwei Entdeckungen, die für alle embryologischen Entwickelungsfragen das Fundament abgeben, geoffenbart wurde, nämlich die Entdeckung der männlichen Samenzellen durch Leeuwenhoeck (1677) und die des Säugetiereies durch Karl Ernst v. Baer (1827).

---

[1]) Nach einem am 12. November 1901 in Tübingen gehaltenen Vortrag.

Diese beiden anatomisch nun gut bekannten und natürlich jetzt mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik wohl durchforschten Samenzellen müssen in eine Konjugation eintreten und vollkommen miteinander verschmelzen, soll ein neues Wesen entstehen.

Das Zusammentreffen dieser beiden Samenzellen erfolgt innerhalb der weiblichen Geschlechtsorgane und zwar mit größter Wahrscheinlichkeit im Eileiter, wo das aus dem Graafschen Follikel ausgetretene Ei auf seiner mehrtägigen Wanderung von den dank ihrer Eigenbewegung lokomotionsfähigen und dem Ei entgegenschwimmenden Spermatozoen erwartet und aufgesucht wird.

Der Konzeptionsvorgang selbst besteht darin, daß eine vollkommene Verschmelzung der beiden Samenzellen stattfindet, so daß aus diesen eine Zelle wird, aus der sich dann durch fortgesetzte, ins Unendliche gehende Teilung und bestimmte Gruppierung und Differenzierung dieser entstehenden Massen der Organismus aufbaut. Beide Samenzellen haben dabei den gleichen Kernanteil abgegeben, so daß beide Erzeuger den gleichen Anspruch auf Vererbung ihrer selbst haben. Man war nicht zu allen Zeiten von der gleichen Wertigkeit der beiden Samenelemente überzeugt. So glaubte man früher, daß dem Ei selbst keine wesentliche Qualität zur Hervorbringung eines neuen Individuums fehle, daß es also nicht notwendig sei, daß das Spermatozoon noch eine Kernmasse hinzutrage. Mit der Entdeckung, daß zwei körperliche Elemente in eines verschmelzen müssen, so daß jedes der beiden Erzeuger eine substantielle Masse zur Bildung des neuen Wesens beitragen muß, ist die stoffliche Verwandtschaft der beiden Eltern zu den Kindern klargelegt, und Goethes Xenie kennzeichnet nicht nur in poetischer Schönheit, sondern auch in anatomischer Wahrheit die vielumstrittene Vererbungsfrage:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder.
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Nach einer älteren Anschauung haucht der Same dem Ei die Seele ein, daher die alte Bezeichnung aura seminalis, den Stoff zum neuen Wesen liefert aber Ei und Mutter allein. Es ist ohne weiteres klar, daß für viele Fragen, und auch die uns heute interessierende Entwicklungsfrage, diese abweichenden Anschauungen über das Verhältnis der beiden Erzeuger zu dem Erzeugten sehr verschiedene Schlußfolgerungen zeitigten und daß durch die nunmehr gegebene anatomische Grundlage die Forschung sich wesentlich einheitlicher gestaltet.

Wann erfolgt nun bei der Entstehung eines Individuums die Bestimmung des Geschlechts?

Wir müssen hier drei aprioristische Möglichkeiten anerkennen.

1. Das Ei selbst könnte Geschlechtscharakter tragen, so daß also aus dem Eierstock männliche und weibliche Eier zur Lösung gelangen und zur Befruchtung kommen.

2. Die Bestimmung des Geschlechts könnte bei der Konzeption, also bei der Verschmelzung der beiden Samenelemente erfolgen; wird doch in diesem Augenblick und gerade durch die Verbindung der beiden Samenelemente der Stempel des neuerstehenden Individuums in physischer und psychischer Beziehung geprägt. Die Samenzellen selbst wären dann als geschlechtslos anzusehen, und erst ihre Vereinigung würde aus ganz unbekannten, vielleicht auch ganz unerforschbaren, sagen wir dem Zufall oder sagen wir der Vorsehung anheimgegebenen Umständen das Geschlecht bestimmen.

3. Muß aber auch die Möglichkeit ins Auge gefaßt werden, daß das Geschlecht sich erst später, innerhalb der ersten Entwicklungswochen bis -monate, bestimmt. Dann wären nicht nur die Samenzellen geschlechtslos, sondern auch die aus ihrer Vereinigung hervorgegangene Bildung, und es könnten Einflüsse geltend gemacht werden, die erst nachher, nunmehr natürlich von der Mutter, ausgehen. Diese Anschauung hat ihre Stütze in der Thatsache, daß die Geschlechtsanlage bis zum dritten Monat hin für beide Geschlechter vollkommen gleich ist, daß wir also von einem Hermaphroditismus sprechen könnten, der uns allen in der ersten Entwicklungsjugend zu eigen war.

Betrachten wir nun, was für Forschungsergebnisse wir diesen theoretischen Voraussetzungen gegenüberstellen können.

Es bethätigte sich der Erforschungseifer für diese Frage in zwei ganz verschiedenen Richtungen. Die eine und ältere ging darauf aus, bestimmte und immer wiederkehrende Unregelmäßigkeiten in dem Auftreten des Zahlenverhältnisses der Geschlechter zu einander im großen nachweisen zu lassen, wodurch der Statistik Gesetze abzulauschen wären, die vielleicht schließlich der Willkür die Thür öffnen könnten.

Die zweite Richtung geht in biologischen Bahnen und sucht durch das Studium der Entwicklung bei einfachen, niederen Tieren, deren Entstehung in eine kurze Beobachtungsdauer zusammengedrängt ist, deren Eier außerhalb des Körpers befruchtet und deren Embryonen künstlich gezüchtet werden können, dem Geheimnis der Natur auf die Spur zu kommen.

Wenden wir uns nun zuerst der Populationsstatistik zu, die uns hochinteressante Dinge lehrt. Dank der staatlichen Einrichtung der statistischen Aemter und der Anzeigepflicht sind wir im stande, auf viele Millionen einzelner Fälle sich belaufende Berechnungen anzustellen, die ergeben, daß in Europa allseitig ein Geschlechtsverhältnis der Neugeborenen von 106,3 Knaben zu 100,0 Mädchen besteht. *Es wird also ein bedeutender Ueberschuß an Knaben geboren*, dessen Größe uns dann noch eindringlicher vor Augen tritt, wenn wir

Digitized by Google

ihn auf eine Million Lebewesen beziehen, bei welcher wir einer männlichen Majorität von 63000 begegnen. Ueber die Ursache dieses Knabenüberschusses liegen natürlich zahlreiche Vermutungen vor, mit denen ich Sie aber nicht belästigen will. Nur die eine Auffassung möchte ich erwähnen, die wohl am meisten für sich hat, daß wir hier einer Vererbung im großen Sinn gegenüberstehen. Wie einzelne Ehen, so sollen auch einzelne Rassen ausgezeichnet sein durch die Neigung, mehr Knaben oder mehr Mädchen zu produzieren. Man unterscheidet demzufolge arrhenotoke und thelytoke Ehen, denen als Mittelding die tropotoken gegenüberstehen. Arrhenotoke Völker, also solche mit konstantem Knabenüberschuß, gelten als günstiger gestellt im Kampf ums Dasein als thelytoke. Sie bleiben also im Darwinschen Sinn die Sieger und erlangen das Uebergewicht über die thelytoken Rassen. Der Knabenüberschuß würde sich als eine Nützlichkeitseinrichtung vererben. Allerdings muß auch hier eine Grenze eingehalten werden. Ein Uebermaß wirkt schädlich, wie der Umstand zeigt, daß das Aussterben von Volksstämmen mit einem ungewöhnlichen und übermäßigen Ansteigen der Männer Hand in Hand geht. Die Sandwichinsulaner, die von 1832 bis 1872 um 68 Prozent in der Bevölkerungszahl abgenommen hatten, zeigten im Jahr 1856 ein Geschlechtsverhältnis von 109 : 100, und dieses stieg bis zum Jahr 1872 auf 125,3. Aehnliches wurde beim Aussterben der Neuseelandbewohner beobachtet.

In Europa bleibt das Geschlechtsverhältnis von 106,3 seit langem konstant, und wir erfreuen uns also gegenwärtig bei einer konstanten Bevölkerungszunahme noch eines gesunden Knabenüberschusses, so daß wir zum Kampfe der Völker untereinander wohl gerüstet sind. Sie werden vielleicht über diese Thatsache des Knabenüberschusses nicht wenig erstaunt sein, lesen wir doch tagtäglich von der Frauenfrage, die ihre Entstehung und ihr Wachsen nur einem immer mehr überhandnehmenden Mädchen- oder Frauenüberschuß verdanken kann. Es verfehlen bei uns zu viele Mädchen ihren naturwissenschaftlichen Daseinszweck, eine Ehe einzugehen mit den sich daraus ergebenden Folgerungen. Der Widerspruch löst sich ungezwungen. Wäre das Geschlechtsverhältnis der Neugeborenen auch für die späteren Altersklassen vorhanden, dann schrumpfte die Frauenfrage wohl von selbst in sich zusammen. Es ergiebt aber die Statistik die unbarmherzige Thatsache, daß sich das Geschlechtsverhältnis im Lauf der späteren Lebensjahre umkehrt.

In dem Kindesalter bis zum zehnten Lebensjahre läßt sich noch ein Uebergewicht der Knaben feststellen, in der Entwicklungszeit aber vom zehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahr gleicht sich das Geschlechtsverhältnis langsam aus, die Geschlechtskurven kreuzen sich im Paritätspunkt, und im dritten Lebensjahrzehnt kommen auf 100 Knaben bereits 102,7 Mädchen. In unserer monogamischen Bevölkerungsmillion entfällt also schon ein Ueberschuß von 27 000 Mädchen. Dieser steigt nun andauernd so, daß in dem Alter von über 70 Lebensjahren das Verhältnis 100 : 122,3 beträgt.

Diese statistischen Ergebnisse führen zu dem folgewichtigen Schluß, daß der

in Europa herrschende Ueberschuß von erwachsenen, weiblichen Individuen nicht einem physiologischen Naturgesetz entspringt, sondern vielmehr dem gewaltsamen Eingreifen krankhafter Veränderungen. Dem Werden steht ein zu frühes Vergehen gegenüber, dem Entstehen das Sterben.

Bei näherem Nachforschen ergiebt sich ursprünglich sogar ein für das männliche Geschlecht noch viel günstigeres Zahlenverhältnis, insofern sich schon vor der Geburt die größere Vergänglichkeit des männlichen Geschlechts geltend macht. Das Geschlechtsverhältnis der Konzeption ist nämlich nicht, wie das der Neugeborenen 106 : 100, sondern sogar 115 : 100, schon in der Entwicklungszeit also fallen mehr zu Knaben bestimmte Lebewesen dem Untergang anheim. Bei den Totgeburten ist das Geschlechtsverhältnis 129,4. Bei allen wichtigen Lebensakten also droht dem männlichen Geschlecht größere Gefahr.

Es ergiebt sich daraus die naheliegende Folgerung, daß wir das Geschlechtsverhältnis der Lebenden dadurch zu beeinflussen vermögen, daß wir die Ursache für diese Dezimierung des männlichen Geschlechts erforschen und aus der Welt schaffen, wodurch wir einen Zustand erreichen könnten, daß in unserer Bevölkerungsmillion 450000 Frauen 550000 Männern gegenüber ständen. Durch diese der Hygiene, der Bekämpfung von Schädlichkeiten, aufzugebenden Steigerung des männlichen Geschlechts würde sich dann das weibliche Geschlecht derart reduzieren, daß die Frau ein sehr viel mehr begehrtes Wesen darstellt. An Stelle der Frauenfrage träte der Kampf um die Frau. Wir hätten damit eine Möglichkeit der Beeinflussung des Geschlechtsverhältnisses der Lebenden respektive der Erwachsenen, die wir umsomehr festhalten und verfolgen müssen, als sie einmal durchaus im Bereiche des Erreichbaren liegt und andrerseits eine wenn auch vielleicht nicht mehr allseitig gewünschte, so doch natürliche Ablenkung der „Frauenfrage“ mit sich brächte.

Die Anschauung, daß etwa die höhere Zahl der Knabengeburten nur deshalb von der Vorsehung gestattet und gewollt ist, weil ihr ein größeres Vergehen des männlichen Geschlechts als ein unbezwingbares Naturgesetz gegenübersteht, dürfen wir doch wohl nur als eine Phrase bezeichnen. Ebenso müssen wir wohl auch von der Hand weisen, daß die Entwicklung der Knaben zu welcher Zeit ihres Daseins auch immer eine schwierigere wäre, weil wir etwa, wie dieses behauptet worden ist, aus einem edleren Stoff wären, also ein besseres Gewächs darstellten, das mehr Sonne und Licht und besseren Bodens bedarf, wodurch das weibliche Geschlecht gewissermaßen als ein stofflich „minderwertiges“ gekennzeichnet wäre.

Formieren wir nun aber in unsrer Populationsstatistik des Geschlechtsverhältnisses einzelne Gruppen nach besonderen Gesichtspunkten hinsichtlich der Erzeuger, z. B. nach deren absolutem oder relativem Alter, nach Rasseneigentümlichkeiten, Kreuzung oder Verwandtschaft, Ernährungsverhältnissen um, so ergeben sich höchst bemerkenswerte Unregelmäßigkeiten, deren Abweichung von dieser Normzahl diese Statistik besonders verwertbar für unsre Frage macht.

Einem Tübinger Professor der Tierheilkunde, Johann Daniel Hofacker, der

vom Jahr 1813 bis 1828 hierorts thätig war, verdanken wir eine Erkenntnis, die von dem Engländer Sadler bestätigt worden ist und als das Hofacker-Sadlersche Gesetz in der Wissenschaft gilt.

Die Schafzüchter wurden zuerst darauf aufmerksam, daß das Geschlechtsverhältnis der Nachkömmlinge ein verschiedenes ist, je nach dem Alter der Erzeuger. Sind die Eltern beide gleich alt und zwar weder ganz jung noch sehr alt, so ist das Geschlechtsverhältnis der Erzeugten ungefähr ein gleiches, also 100 : 100. Das weibliche Geschlecht der Erzeugten prävaliert, wenn die Widder jung oder alt sind, während andrerseits die männliche Nachkommenschaft überwiegt, wenn die Mütter jung oder alt waren.

Diese bei Schafherden gewonnene Beobachtung prüfte zuerst Hofacker an Menschen, zu welchem Zweck er 1996 Geburten nach den hiesigen Familienregistern mit den Altersverhältnissen der Eltern in 386 Ehen feststellte.

Er fand:

War der Vater jünger als die Mutter oder gleich alt, so ist das Geschlechtsverhältnis 90,1,

Vater 4—6 Jahre älter als die Mutter . . .	108,
„ 6—9 „ „ „ „ „ . . .	124,
„ 9—12 „ „ „ „ „ . . .	143,
beide Eltern jung	116,
beide Eltern alt	164.

Diese von Hofacker für den Menschen gefundene Thatsache, die dann Sadler in England bestätigte, gilt als eine der wichtigsten Stützen für die Anschauung, daß beide Erzeuger auf die Geschlechtsbestimmung einen Einfluß haben. Es wäre danach nicht zulässig anzunehmen, daß das Ei von Haus aus geschlechtlich veranlagt ist, sonst würde ja selbstverständlich das Altersverhältnis der Erzeuger an der Geschlechtsbildung keinen Teil nehmen können, wie es aus dem Hofackerschen Gesetz abgeleitet werden muß. Auch für die Anschauung, daß mütterliche Einflüsse innerhalb der ersten Entwicklungszeit das Geschlecht des bis dahin hermaphroditischen Embryo determiniere, läßt sich nicht mit dem Hofackerschen Gesetz vereinbaren, auch danach wäre ja eine Beeinflussung durch den Vater ausgeschlossen. Das Hofackersche Gesetz, das übrigens nicht unbestritten geblieben ist, würde das Hauptargument für die Annahme geben, daß durch die Verschmelzung der beiden Samenzellen, also bei der Konzeption selbst, das Geschlecht bestimmt wird, und beide Samenzellen respektive beide Erzeuger die Geschlechtsbestimmung beeinflussen. Aber auch ein anderes würde sich aus der Bestätigung des Hofackerschen Gesetzes ergeben, daß wir in der That eine gewisse Willkür in der Geschlechtsbeeinflussung möglich hätten. Es ist nicht recht schicklich, diese Schlußfolgerungen auf das Menschengeschlecht zu beziehen, und ich möchte es Ihnen selbst überlassen, sich darüber Ihre Gedanken auszumalen. Wohl aber könnte ein derartiges Gesetz für die Tierzüchter Bedeutung gewinnen, wie dies ja auch thatsächlich bereits der Fall ist.

Aus großen Gestüten sind Berechnungen von rund 70000 Geburten bei

Pferden vorliegend, wobei sich ergeben hat, daß das Geschlechtsverhältnis sich folgendermaßen gestaltet:

Bei bis zu 8 Jahr alten Hengsten stellt sich das Geschlechtsverhältnis der Erzeugten auf 91,0, vom 9. bis zum 14. Jahre erzeugten die Betreffenden ein Geschlechtsverhältnis von 103,9, worauf in der späteren Zeit das Verhältnis wieder auf 91,6 sank. Waren Pferd und Stute gleich alt und jung, so war das Geschlechtsverhältnis 95, waren die Eltern gleich alt und beide in höherem Alter, so ergiebt sich ein Geschlechtsverhältnis von 160. Die Pferdezüchter stellten deshalb folgende Norm auf:

„Paare alte Stuten mit jungen Hengsten, wenn du verhältnismäßig mehr männliche Fohlen haben willst“ und:

„Paare junge Stuten mit alten Hengsten, wenn du verhältnismäßig mehr weibliche Fohlen haben willst.“

Ueber die Verhältnisse bei den Schafen liegen die vorher schon erwähnten Beobachtungen vor, und auch für andre Tierklassen wurden schon ähnliche Ratschläge erteilt und befolgt.

Außer diesen Altersbeziehungen der Erzeuger aber sind den statistischen Forschungen noch manche andre merkwürdige Einflüsse auf das Geschlechtsverhältnis des Neugeborenen bei Tieren und Menschen bekannt geworden. Dahin gehört z. B. die Beobachtung, daß nach Kriegsjahren, die einen großen Teil der männlichen Bevölkerung der betreffenden Nationen dahingerafft haben, der Knabenüberschuß beträchtlich steigt.

Die Deutung dieser Thatsache ist nicht leicht. Man kann sie sich freilich sehr leicht machen, indem man die Vorsehung anruft und ausspricht, daß das weise Walten der Natur den Ausfall an Männern rasch zu decken sucht. Der nach Thatsächlichem aber suchende Naturforscher begnügt sich auch hier nicht mit solchen Phrasen, sondern will eine besondere Qualität der Samenzellen für diese merkwürdige Erscheinung ansprechen. Aber auch hier sind wir nur auf Vermutungen und Deduktionen angewiesen. Ein um diese Frage sehr verdienter Forscher Namens Düsing hat die Anschauung ausgesprochen, daß das Alter des Spermas von gewissem Einfluß auf die Geschlechtsbildung ist. Ist die geschlechtliche Inanspruchnahme der Männer eine sehr starke, wie eben zu den Zeiten, wo sie dezimiert sind, dann kommen relativ viel junge Spermatozoen zur Befruchtung, während andrerseits bei einem Ueberschuß von Männern die Spermatozoen zu langer Reife Zeit haben. Ich verkenne natürlich nicht auch hier die schwache Seite dieser Schlußfolgerung, möchte aber doch hervorheben, daß auch bei Tieren ähnliche Beobachtungen vorliegen. Eine starke geschlechtliche Inanspruchnahme der Zuchthengste z. B. oder der Stiere erhöht das Geschlechtsverhältnis.

Weiterhin von Einfluß auf das Geschlechtsverhältnis der Erzeugten soll die Rassenverwandtschaft der Erzeuger sein. Kreuzung begünstigt die Erzeugung von Mädchen, Inzucht von Knaben. Die Juden erfreuen sich bei ihren Stammesehen einer hohen Knabenziffer, nämlich 107,64, während bei den Mischehen sich

das Geschlechtsverhältnis auf 103,8 stellt. Es sprechen dafür, daß der Knabenüberschuß bei der Inzucht ein höherer ist, auch noch andre Umstände, so der, daß bei einer Berechnung aus 13 Millionen Geburten in Preußen bei den ehelichen Kindern das Geschlechtsverhältnis 106,3 beträgt, während bei den unehelichen dasselbe auf 105,5 sinkt und zwar, wie man annimmt, infolge der stärkeren Kreuzung der unehelichen Erzeuger. Auf denselben Umstand wird weiterhin die Thatsache zurückgeführt, daß in Städten ein niedrigeres Geschlechtsverhältnis sich findet als auf dem Land. Bei der fluktuierenden Bevölkerung der Stadt und der größeren Auswahl wird hier eine größere Kreuzung stattfinden, während auf dem Lande mehr Inzucht statthat, worauf allerdings auch die Unterschiede der jeweiligen Ernährungsverhältnisse von Einfluß sein sollen.

Auch bei Tieren ist eine konforme Beobachtung gemacht. Das Geschlechtsverhältnis des englischen Vollbluts beträgt 108,6, das des englischen Halbbluts aber 89,1.

Eine gewisse, wenn auch vielleicht nur temporäre Beeinflussung des Geschlechtsverhältnisses soll auch den Ernährungsverhältnissen zukommen. In Zeiten von Hungersnot ist ein merkwürdiger Anstieg des Knabenüberschusses beobachtet, und im Frühling und Sommer unter den günstigeren Ernährungsbedingungen werden allenthalben mehr Mädchen erzeugt, während im Herbst und Winter der Knabenüberschuß ansteigt.

Dies sind, meine Herrn, die wesentlichsten aus den statistischen Beobachtungen sich ergebenden Thatsachen und Schlußfolgerungen. Vermögen sie uns auch einerseits nicht befriedigende Aufschlüsse zu geben, insofern wir keine einheitliche Beeinflussung der Geschlechtsbestimmung kennen lernten, vielmehr eine ganze Reihe von heterogenen Einflüssen anerkennen müssen, so lehren sie uns andrerseits, daß die Geschlechtsbestimmung von zahlreichen Faktoren beeinflußt wird.

Als positives Ergebnis darf hervorgehoben werden, daß weder das Ei allein noch das Spermatozoon allein, weder Vater noch auch die Mutter ausschließlich das Geschlecht der Nachkommen bestimmen, sondern daß es gewisse Beziehungen sind, in denen die beiden Erzeuger zu einander stehen, die von Einfluß auf die Bewegung der Geschlechtsziffer werden. Ferner ergiebt sich aus diesen mannigfachen Feststellungen, daß es allerdings nur bis zu einem gewissen recht bescheidenen Wahrscheinlichkeitsgrade in die Willkür der Erzeuger gesetzt wird, das Geschlechtsverhältnis der Erzeugten nach der einen oder andern Richtung hin zu beeinflussen. Im einzelnen Fall allerdings ist die Wahrscheinlichkeit des Eintreffens der beabsichtigten Wirkung eine so geringe, daß sich wohl mehr Enttäuschungen als Erfüllungen ergeben würden. Wollte ein Mann oder eine Frau auf einem dieser angedeuteten Wege die Bestimmung des Geschlechts der Nachkommen beeinflussen, so müßten die Erzeuger wenigstens mit einer größeren Zahl von Kindern das Exempel erproben, abgesehen davon, daß Umstände in Betracht gezogen werden müßten, die eigentlich recht unbequem werden

könnten. Ich will nicht jetzt die Kriegszeiten oder die Hungersnotperioden heranziehen, die wohl nicht in die willkürlichen Beeinflussungsmomente eingereiht werden dürften, ich will nur auf die Altersbeziehungen und Rasseneigentümlichkeiten hinweisen, die bisher wenigstens wohl noch nicht ausschlaggebend bei der Wahl der oder des Erkorenen mitsprachen.

In einem empfindlichen Gegensatz zu diesen Ergebnissen der Statistik steht nun die neuere Richtung der Forschung über die Geschlechtsbestimmung, die auf biologischen Studien sich aufbaut und zu dem Hauptergebnis führt, daß das Ei von Haus aus Geschlechtscharakter trägt und die Bestimmung des Geschlechts nicht durch bei der Befruchtung sich geltend machende Einflüsse geändert wird. So wurde z. B. in einem kleinen Wurm des Seewassers nachgewiesen, daß der Eierstock zwei durch ihre Größe leicht unterscheidbare Arten von Eiern trägt, große, aus denen sich stets weibliche Tiere entwickelten, und kleinere, aus denen männliche wurden.

Eine andre Beobachtung verdanken wir Pflüger, der an Fröschen der verschiedensten Herkunft, nämlich in der Umgebung von Bonn, Utrecht und Königsberg gesammelt, einen bedeutenden Unterschied des Geschlechtsverhältnisses fand. Dieses im Bonner Laboratorium zu Tage tretende Geschlechtsverhältnis der dort aufgezüchteten Tiere war, mochten auch die Entwicklungsbedingungen wie immer sein, stets in Uebereinstimmung mit dem der in Freiheit geborenen Tiere. Ob die ostpreußischen, holländischen und rheinischen Frösche somit an ihrem Geburtsort oder unter den ganz andern Bedingungen des Aquariums zur Welt kamen, das Geschlechtsverhältnis behielt das heimatliche Gepräge.

Man kann solchen verdienstvollen Untersuchungen gegenüber keinen Zweifel laut werden lassen, wohl aber dürfen wir der Anschauung Raum geben, daß dies Erscheinungen sind, die eben den bestimmten Tierarten eigen sind, und es wäre doch sehr trügerisch, ohne weiteres solche, noch dazu an niederen Tieren erbrachte Thatsachen auf andre höher gestellte oder gar den Menschen übertragen zu wollen. Es ist eben im Tierreich so vieles Eigentümliche, und z. B. die Thatsache, daß bei den Bienen sich wiederum eine ganz andre Erscheinung zeigt, lehrt eben die Schwierigkeiten derartiger Schlußfolgerungen. Bei den Bienen haben wir sowohl eine parthenogenetische als auch geschlechtliche Fortpflanzung. Die unbefruchteten Eier entwickeln sich ausschließlich zu männlichen Nachkommen, zur Hervorbringung von weiblichen Individuen ist die Befruchtung der Bieneneier nötig. Wie trügerisch wäre es, aus dieser Thatsache irgend welche Schlußfolgerung für andre Tierspezies zu ziehen!

Es fehlt auch nicht an Beobachtungen aus dem Tierreich, die der Beeinflussung der Geschlechtsbildung durch die Ernährung das Wort reden. Landois gelang es, bei einer bestimmten Schmetterlingsart, den Eckflüglern, je nach der Ernährung der jungen Räupchen Männchen oder Weibchen aus ihnen entstehen zu lassen, eine allerdings jetzt wieder bestrittene Beobachtung.

Die Reblaus (Phylloxera) legt für gewöhnlich Eier, aus denen nur ungeflügelte Weibchen auskommen; tritt Nahrungsmangel ein, so tritt eine ge-

flügelte parthenogenetische Generation auf, die außer Weibchen auch Männchen enthält.

Bei dem grauen Polypen des Süßwassers konnte man im selben Individuum je nach der Ernährung Ovarien oder Hoden beliebig erzeugen.

Sie sehen also eine Vielseitigkeit der Variationen, die irgend welche Uebertragungen und Schlußfolgerungen ausschließen, und wir müssen am Ende gestehen, daß sowohl die Populationsstatistik wie auch die Biologie wohl viele interessante Dinge hinsichtlich der Geschlechtsbestimmung zu Tag gefördert hat, daß sich aber alles nicht vereinen läßt zu einer verwertbaren Nutzanwendung.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die genannten Beobachtungen den Schluß rechtfertigen, daß bei niederen Tieren mit ihren einfachen Entwicklungsverhältnissen eine Geschlechtsbestimmung ohne weiteres ausführbar ist, es wäre aber durchaus verfehlt, daraus vollgewichtige Schlüsse für die Geschlechtsbestimmung bei den höher gestellten Säugetieren oder gar beim Menschen zu machen, wo die Verhältnisse so außerordentlich mehr verwickelt liegen. Es ist wahrscheinlich, daß hier sehr zahlreiche Faktoren das Geschlecht beeinflussen und bestimmen können, wodurch natürlich die Möglichkeit einer Beeinflussung ferngerückt ist.

Schenk freilich macht sich die Sache außerordentlich einfach, indem er ohne weiteres annimmt, daß das Geschlecht im Ei festgelegt sei und während der Entwicklung des Eies innerhalb des Eierstocks bestimmt werde, und zwar sollen es die Ernährungsverhältnisse der Mutter sein, die hierauf von entscheidendem Einfluß werden.

Es wäre eine ebenso undankbare als müßige Aufgabe, wollte ich Ihnen aus den verschiedenen Publikationen von Schenk die zum Teil sich widersprechenden Argumentationen vorführen. Sie gipfeln in der Anschauung, daß ein weiblicher Körper, der einen nicht vollkommenen Stoffwechsel aufweist, der Art, daß zum Teil unverbrannte Stoffe den Körper verlassen, keinen vollen Reifegrad der Eier hervorzubringen vermöchte. Sie bleiben auf einem gewissen unvollständigen Entwicklungsgrad stehen, sind „vielleicht auch minder gut genährt“ und deshalb „nicht so vollkommen veranlagt und scheinen daher nur geeignet, sich zu einem weiblichen Individuum zu gestalten“. (!) Welche Zahl von irrtümlichen Voraussetzungen und auch ganz und gar in der Luft stehenden Schlußfolgerungen sind schon in diesen wenigen aus Schenks Publikationen entnommenen Worten enthalten!

Als Anhaltspunkt für die Beurteilung, ob der Körper einen vollkommenen Stoffwechsel besitzt oder nicht, sieht Schenk das Vorhandensein oder Fehlen von Spuren von Zucker im Harn an. Hat eine Frau Zuckerspuren im Harn, so ist ihr Stoffwechsel nicht genügend geregelt, und in ihr wachsen weibliche Eier; regelt man den Stoffwechsel durch eine entsprechende Ernährungskur, so daß diese letzten Reste von Zucker verschwinden, so ist der Stoffwechsel ein regerer, die Eier werden besser ernährt, reifen mehr aus, wie er sagt, die Frau gebärt Knaben.

Diesen Standpunkt vertrat Schenk in seiner ersten Veröffentlichung, während er in seiner zweiten neueren noch hinzugefügt hat, daß er außer der Beeinflussung der Zuckerausscheidung auch das Körpergewicht berücksichtige. Er verlangt einen bis zu einem gewissen Grade vorherrschenden Eiweißzerfall und zwar in 24 Stunden einen Stoffumsatz von 110 Gramm Eiweiß. Nimmt bei einem solchen nebenher das Körpergewicht ab, und zwar in der Vorbereitung um mindestens 2—3 Kilogramm, so sind wiederum die Bedingungen zur Erzeugung von Knaben gegeben. Um noch sicherer zu gehen, empfiehlt Schenk für den Fall, daß vielleicht auch die ersten Embryonalmonate beeinflussend auf die Geschlechtsbestimmung werden, daß die Frau diese Knabenernährungskur auch in den ersten Schwangerschaftsmonaten fortsetze. Auf wie schwachen Füßen wissenschaftlich die Hypothese von Schenk beruht, dürfte wohl nach dem, was wir als die Ergebnisse der Forschung sowohl bezüglich der Populationsstatistik, wie bezüglich der Biologie kennen gelernt haben, ohne weiteres einleuchtend sein.

Sie werden aber fragen, welche Beweise hat denn Schenk nun für seine Theorie erbracht? Er verfügt nunmehr im ganzen über 36 Fälle, die ihn zu dem Ausspruch berechtigen sollen, daß er „mit einer gewissen Sicherheit“ für die Richtigkeit seiner Lehre eintreten kann. Ob er Mißerfolge mit seiner Kur auch erzielte, ist nicht gesagt, es ist aber wohl anzunehmen, daß er sie erlebt hat, denn er selbst hält ja seine Beeinflussung nur bis zu einem gewissen Grade für möglich. Wenn wir noch dazu erfahren, daß sein Material keineswegs solche Frauen nur betraf, die bis dahin nur Mädchen geboren hatten, wie dies eigentlich Voraussetzung für seine Versuche hätte sein sollen, sondern wenn wir lesen, daß es zum Teil junge Erstgebärende gewesen sind, die mit dem Wunsche eines Knaben sich an ihn gewandt haben, oder solche, die schon mehrere Kinder, teils Knaben, teils Mädchen geboren hatten, so dürfte wohl jeder Unbefangene ohne weiteres zu der Annahme hinneigen, daß Schenk einer Selbsttäuschung unterlegen ist.

Wir kommen also zu dem Schlusse, daß die willkürliche Bestimmung des Geschlechts beim Menschen nicht oder wenigstens noch nicht möglich ist.

Ist es wünschenswert, dieses Problem zu lösen? — Kaum! Denn wahrscheinlich würde sich ja dann der Knabenüberschuß bedenklich steigern. Man male sich die daraus sich ergebenden Folgezustände aus, und wir würden wahrscheinlich keine angenehmen Weltzustände finden.

Aber auch das Glück der einzelnen Familien würde keineswegs dadurch gefördert, wenn auch solche, die zu den thelytoken gehören und dies schmerzlich empfinden, die Lösung dieses Problems in ihrem Interesse sehnlichst herbeiwünschen.

Eines aber dürfte aus den Ergebnissen der Forschungen über dieses Gebiet fruchtbar hervortreten, nämlich daß wir den physiologischen Knabenüberschuß durch hygienische Maßregeln mehr als bisher zu erhalten bestrebt sein müssen. Die Natur in ihrem weisen Walten zu unterstützen, was wir ja damit thun,

führt zweifellos zu gesünderen Zuständen, als etwa die gewaltsame Umkehr des Natürlichen anstreben zu wollen. Wir müssen wünschen, daß das Geheimnis der Geschlechtsbestimmung beim Menschen gehütet, nicht aber zerstört wird.

Napoleon I. als Brautwerber um Josephinens Hand.

Nachweis einer Brieffälschung.

Von

Aloys Schulte.

Wie es eine napoleonische Legende giebt, so hat sich eine solche auch um Josephine gebildet. Die Ehescheidung gab ihr einen Schein von Tugenden, und über ihre Fehler und Sünden wurde ein Schleier gelegt. Die feinsinnige Forschung Massons hat uns Josephine gezeigt, wie sie wirklich war. Dieser reichverdiente Forscher hat ein hochbedeutendes Stück aus der Korrespondenz Josephinens nicht mehr benutzt, das bis dahin die Auffassung der Werbung des jungen Generals vollständig beherrschte. Gründe für die Verachtung dieser Quelle hat er nicht angegeben, und so hat auch Turquan in seinem etwas romanhaften Buche über die Generalin Bonaparte den Brief wieder benutzt.

Es gilt nachzuweisen, daß dieser Brief wirklich eine Fälschung weit jüngerer Zeit ist, und daß die alte Auffassung der Werbung um Josephine für immer einer neuen weichen muß.

Wir wissen nicht, an wen der Brief gerichtet ist; wenn der Oberst Jung in seinem bekannten Werke: „Napoléon et son temps“ als Empfängerin eine Tante Josephinens bezeichnet, die um den Vater ihres ersten Gemahls lebte, so ist das lediglich eine vage Vermutung, die mit den ersten Sätzen in direktem Widerspruch steht. Zunächst möge der Wortlaut in der Uebersetzung folgen:

„Man will, daß ich mich wieder verheirate, meine teure Freundin. Alle meine Freunde raten dazu, meine Tante befiehlt es mir fast, und meine Kinder bitten mich darum. Warum sind Sie nicht hier, um mir Ihre Ansicht über diese wichtige Angelegenheit mitzuteilen und mich davon zu überzeugen, daß ich diese Ehe nicht verweigern kann, die die Unbehaglichkeit meiner jetzigen Lage ändert? Ihre Freundschaft, der ich schon so vieles verdanke, würde Sie klar in meine Interessen eindringen lassen, und ich könnte mich ohne Schwanken entschließen, sobald Sie gesprochen hätten.

„Sie haben bei mir den General Bonaparte gesehen, wohlan, er ist es, der als Vater den Waisen Alexandre de Beauharnais' dienen will und als Gemahl seiner Witwe.

„Sie lieben ihn? werden Sie mich fragen. — Aber ... Nein. — Sie haben also gegen ihn eine Abneigung. — Nein, aber ich bin in einem Zustande der Lauigkeit, der mir mißfällt, und den die Frommen ärgerlicher finden als das Ganz und Gar. Die Liebe ist eine Art von Kultus, und mit ihr müßte ich mich ganz anders fühlen, als ich es thue, und deshalb wollte ich gern Ihren Rat, welcher der ständigen Unentschlossenheit meines schwachen Charakters ein Ende machen würde. Partei zu ergreifen, war für meine kreolische Gemächlichkeit immer zu anstrengend, sie findet es unendlich viel bequemer, dem Willen andrer zu folgen.

„Ich bewundere den Mut des Generals, den Umfang seiner Kenntnisse über alle Dinge, von denen er gleichmäßig gut spricht, die Lebhaftigkeit seines Geistes, die ihn den Gedanken andrer erfassen läßt, bevor er ausgesprochen ist; aber mich erschreckt, ich gestehe es, die Herrschaft, die er über alles, was ihn umgiebt, ausüben will. Sein forschender Blick hat etwas Eigentümliches, Unerklärliches, der selbst den Direktoren imponiert; urteilen Sie, ob er nicht eine Frau einschüchtern wird. Endlich, was mir eigentlich gefallen sollte, die Kraft einer Leidenschaft, von der er mit einer Energie spricht, die an ihrer Wahrhaftigkeit nicht mehr zweifeln läßt, ist gerade das, was die Zustimmung verhindert, die ich oft bereit bin, zu geben.

„Da ich die erste Jugend hinter mir habe, darf ich da hoffen, lange diese stürmische Zärtlichkeit zu bewahren, die beim General einem Anfall von Delirium gleicht? Wenn er, nachdem wir einmal vereint sind, aufhören würde, mich zu lieben, wird er mir nicht das vorwerfen, was er für mich gethan hat? Wird er nicht glänzendere Partien bedauern, die er hätte machen können? Was werde ich antworten können? Was werde ich thun? — Ich werde weinen. — Dieses schöne Hilfsmittel! rufen Sie aus. — Mein Gott, ich weiß, daß das zu nichts dient; aber zu allen Zeiten ist das die einzige Zuflucht, die ich habe finden können, wenn man mein armes, so leicht verletzbares Herz verwundet. Schreiben Sie mir sofort, und fürchten Sie nicht, mich zu schmälen, wenn Sie finden, daß ich unrecht habe. Sie wissen, was von Ihnen kommt, ist guter Aufnahme sicher.

„Barras versichert, daß, wenn ich den General heirate, er ihm den Oberbefehl über die in Italien kämpfende Armee verschaffen wird. Als gestern Bonaparte mir von dieser Gunst sprach, über die seine Waffenbrüder sehr murren, obwohl sie ihm noch nicht erteilt ist, sagte er mir: ‚Glauben Sie denn, daß ich eine Protektion brauche, um vorwärts zu kommen? Sie werden alle eines Tages sehr glücklich sein, wenn ich ihnen meine schenke. Mein Degen ist an meiner Seite, und mit ihm werde ich hoch hinaufkommen.‘

„Was sagen Sie von dieser Zuversicht auf den Erfolg? Ist das nicht der Beweis eines Vertrauens, der aus übermäßiger Eigenliebe entspringt? Ein Brigadegeneral will die Häupter der Regierung protegieren! Das ist in der That sehr wenig wahrscheinlich. Ich weiß nicht, aber mitunter reißt mich diese lächerliche Zuversicht fort, alles für möglich zu halten, was dieser eigenartige Mensch

mir in den Kopf setzt; und bei seiner Einbildungskraft, wer kann da berechnen, was er unternehmen wird?

„Wir vermissen Sie alle hier, und wir trösten uns nur dadurch über Ihre verlängerte Abwesenheit, indem wir jeden Augenblick von Ihnen sprechen und Ihnen auf Schritt und Tritt in dem schönen Lande, das Sie durcheilen, folgen. Wenn ich sicher wäre, Sie in Italien zu finden, so würde ich morgen heiraten, unter der Bedingung, dem General folgen zu dürfen; aber wir würden uns vielleicht auf dem Wege kreuzen, so finde ich es klüger, auf Ihre Antwort zu warten, ehe ich mich entscheide. Beschleunigen Sie die Antwort und auch Ihre Heimkehr.

„Madame Tallien beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß sie Sie zärtlich liebt. Sie ist immer schön und gut, ihren unbegrenzten Kredit verwendet sie nur dazu, um für die Unglücklichen, die sich an sie wenden, Gnaden zu verschaffen, und indem sie zu den Gnaden eine Art von Befriedigung hinzufügt, erscheint sie fast als diejenige, die verpflichtet ist. Ihre Freundschaft für mich ist erfinderisch und zart; ich versichere Sie, daß mein Freundschaftsgefühl, ihr gegenüber, dem gleicht, das ich für Sie hege: das giebt Ihnen meine Idee von einer Zuneigung zu ihr.

„Hortense wird immer liebenswürdiger: ihr reizender Wuchs entwickelt sich immer mehr, und wenn ich es wollte, so hätte ich eine schöne Gelegenheit, ärgerliche Betrachtungen über die böse Zeit anzustellen, die die einen auf Kosten der andern verschönert. Es ist ein Glück, daß ich andre Dinge im Kopf habe, wahrhaftig, und ich gleite leicht über dunkle Gedanken hinweg, um mich mit einer Zukunft zu beschäftigen, die verspricht, glücklich zu werden, da wir beide ja bald vereinigt sein werden, um uns nicht mehr zu trennen. Ohne diese Ehe, die mir Kopfzerbrechen macht, würde ich trotz allem sehr lustig sein, aber solange ich damit zu thun haben werde, werde ich mich foltern. Ich habe mich daran gewöhnt, zu leiden, und wenn ich zu neuen Schmerzen bestimmt sein sollte, so glaube ich sie ertragen zu können, wenn nur meine Kinder, meine Tante und Sie mir erhalten bleiben.

„Wir sind übereingekommen, die Schlußformeln der Briefe zu unterdrücken, daher adieu, meine Freundin."

Der Brief ist zu schön, um echt sein zu können. Die „schönen" Schriftstücke, die das Entzücken des Publikums sind, wecken beim kritischen Historiker nur den Verdacht.

Wer andre Briefe Josephinens gelesen, sieht sofort, daß bei ihrer vernachlässigten Bildung sie einen solchen Brief überhaupt nicht schreiben konnte. Der Stil und die Ausdrucksweise veranlaßten schon 1857 Aubenas, den Geschichtschreiber Josephinens, den Brief für eine Fälschung zu erklären, womit er aber nicht durchdrang. Wie scharf findet sie die Grundlage des Lebens Napoleons heraus, die Kunst, die Menschen mit Vertrauen auf sich zu erfüllen! Josephine sollte sich so genau gekannt haben, und sie sollte es über sich gebracht haben, sich selbst als Kreolin zu charakterisieren? Sie erzählt Dinge, die der Wahrheit

direkt widerstreiten. Freilich hat Barras sich selbst als den gerühmt, der Bonaparte das Kommando verschafft habe; aber gegen das Wort eines der verlogensten Menschen, die je die Erde gesehen, steht das Wort von Carnot, der ausdrücklich die Mitteilungen von Barras' bestreitet. Carnot war die Autorität für das Kriegswesen, er kannte Bonaparte und seine Entwürfe, die auszuführen oder auch nur zu begreifen nun schon seit zwei Jahren alle Generale sich als unfähig erwiesen. Das Kommando war nicht eine Morgengabe für Josephinens Gemahl, es war direkt von ihm erstritten. Und Bonaparte sollte bei all seinem Selbstvertrauen sich so verwegen über die Direktoren erhoben haben? Die Erzählung wie die Charakteristik stammt nicht aus dem Winter 1795/96, sondern sie gehören einer weit späteren Zeit an. Eine Person, die den Charakter des Kaisers und der Kaiserin gut kannte, hat nachträglich den Brief gefertigt. Ihre Kinder sollen sie um die Ehe gebeten haben? Von Hortense wissen wir im Gegenteil, daß der General ihr mißfiel. Ihre Freundin reist in Italien, und sie hält es für möglich, sie als Generalin Bonaparte dort zu treffen? Für eine, die zum Vergnügen reist, war aber hinter den französischen Linien nichts zu suchen, da gab es Lazarette, unsichere Straßen und die Ausschreitungen der Truppen, und die Generalin Bonaparte konnte nur dort sich aufhalten, sie konnte sich in die friedlichen Teile der Halbinsel nicht wagen. Dieser Passus kann nicht vor dem Feldzuge 1796 geschrieben sein, er ist erst verständlich aus dem überraschenden Erfolg. Die Aeußerungen über die berühmte Notre Dame de Thermidor enthalten eine allgemeine Charakteristik; aber die in Italien reisende Dame kennt sie ja, und sie würde von ihr lebensvolle Einzelheiten gewünscht haben. Der Schlußpassus ist wiederum ein Verräter. Hatten die Damen wirklich das Fortlassen der Schlußredensarten abgemacht, warum wird denn nicht einfach so verfahren?

Neben all diesen Einzelmomenten stehen zwei Gründe, die an sich vollständig zwingend sind. Josephine giebt ihrem ersten Gemahl das Adelsprädikat, und das in einer Zeit, in der das Adelsverbot vollständig unerschüttert aufrecht stand. Ein solcher Fehler ist auch bei der Denkweise Josephinens ausgeschlossen; sie hatte sich vollständig in die Revolution und ihre Anschauungen eingelebt. Absolut entscheidend ist aber, daß sie, die Witwe eines Generals, die Freundin von Hoche, also eine Dame, die ganz genau die militärischen Titulaturen und Aemter kannte, Bonaparte einen falschen Titel giebt. Sie bezeichnet ihn als Brigadegeneral, er war aber seit dem 24. Vendémiaire (16. Oktober) bereits Divisionsgeneral, und vor dem 1. November allerfrühestens kann der Brief nicht geschrieben sein; denn in ihm ist von den Direktoren die Rede, und deren Wahl erfolgte am 9. beziehungsweise 13. Brumaire (31. Oktober beziehungsweise 4. November). Es giebt keinen Ausweg. Seit dem 16. Oktober wußte Josephine den Rang Bonapartes sicherlich ganz genau, sie konnte ihn nicht falsch angeben, zumal nicht, wenn sie gerade die Niedrigkeit des Ranges in den Gegensatz zum Direktorium bringen wollte.

Der Brief erschien als ein undatierter Brief der Madame Beauharnais an

Madame *** im Jahre 1840 in dem Buche des hochverdienten Forschers und Sammlers, des alten Offiziers Baron de Coston, der vor allem in Südwestfrankreich Zeugnisse für die Anfänge seines alten Kaisers suchte und sie in seiner Biographie des premières années de Napoléon Bonaparte veröffentlichte. Leider hat Coston fast niemals die Herkunft seiner Briefe und mündlichen Mitteilungen angemerkt, auch in unserm Falle fehlt jede Angabe, woher das früher so hochgeschätzte Stück stammt.

Es giebt aber noch einen älteren Druck des Briefes als den bei Coston. Er findet sich zuerst in den 1829 erschienenen Mémoires sur l'Imperatrice Joséphine, ses contemporains, la cour de Navarre et de la Malmaison Bd. 3, S. 196 ff. Die Verfasserin dieser Erinnerungen war Georgette Ducrest, Tochter des Marquis Ducrest, Kanzler des Herzogs von Orleans, die erst nach der Ehescheidung in die Umgebung der Kaiserin kam. Sie hat möglichst viele Briefe mitgeteilt, aber jeder Anflug von Kritik fehlt ihr. Einige Jahre vorher waren in Paris die Mémoires et correspondance de l'Impératrice Joséphine (Paris, Plancher 1820) erschienen, von denen Prinz Eugen sofort im Moniteur erklärte, daß in dem Buche nicht eine Zeile sei, die wirklich von seiner Mutter herstamme, ebensowenig eine Zeile, die seine Schwester oder er geschrieben. Diese denkbarst vollständige Ableugnung ist wohl nicht zur Kenntnis des Fräuleins Ducrest gekommen, sie nahm vielmehr ruhig fast alle Briefe in ihr Buch hinüber. Zähle ich richtig, so hat sie von 59 nur 9 verschmäht und selbst solche Stücke geduldig aufgenommen, die der Fälscher selbst nicht als echt verbürgen zu können erklärte. Dem Fräulein fehlte jede kritische Ader, sie hat denn auch noch weiter eine Reihe von Stücken aufgenommen, die gefälscht sind. So einen Brief Josephinens an ihre Kinder aus dem Kerker, einen an ihren Gemahl Bonaparte, die beide ohne Zweifel gefälscht sind. Unser Stück taucht also in durchaus übler Umgebung auf.

Der Brief ist somit eine Fälschung, und damit fällt von den wenigen gleichzeitigen Zeugnissen über die Werbung das Umfangreichste fort.

Wir behalten eine Einladung vom 23. Februar 1796 für den Bürger Réal, die beweist, daß sie noch damals die Honneurs im Hause des sittenlosen Barras machte, und drei Stücke des Briefwechsels zwischen den Liebenden. Ich will hier zwei von ihnen mitteilen, um zu zeigen, wie scharf die wirkliche historische Josephine von der Josephine der Brieffälschung abweicht. Erst nach dem 13. Vendémiaire hat Napoleon seine zukünftige Gemahlin kennen gelernt. Sie schreibt ihm am 6. Brumaire (28. Oktober):

„Sie kommen nicht mehr zu einer Freundin, die Sie liebt. Sie haben sie ganz vergessen und Sie haben unrecht, denn sie ist Ihnen zärtlich zugethan. Kommen Sie morgen zum Dejeuner; ich fühle das Bedürfnis, Sie zu sehen und mit Ihnen über Ihre Interessen zu plaudern. Gute Nacht, mein Freund, ich umarme Sie. Witwe Beauharnais."

Man ist erstaunt über die Freiheit der Dame, die nur durch den Ton der Zeit einigermaßen verständlich wird. Ein Brief Bonapartes hat folgenden Wortlaut:

„Ich erwache voll von Gedanken an Dich. Dein Bild und der bezaubernde gestrige Abend haben meinen Sinnen keine Ruhe gelassen. Süße und unvergleichliche Josephine, welch seltsame Wirkung üben Sie auf mein Herz aus. Sie sind betrübt, ich sehe Sie traurig, sind Sie unruhig . . . Meine Seele ist von Schmerz zerrissen, es giebt für Ihren Freund keine Ruhe mehr. Aber soll es für mich denn noch eine geben, wenn ich dem tiefen Gefühle, das mich beherrscht, folgend auf Ihren Lippen und an Ihrem Herzen die Flamme sauge, die mich verbrennt? Ach, in dieser Nacht habe ich wohl gesehen, daß Ihr Bild nicht Sie selbst sind. Du reisest zu Mittag ab. Ich werde Dich in drei Stunden sehen. Darauf wartend, mio dolce amor, tausend Küsse, aber gieb mir nicht einen, sie versengen mein Blut.“

So heiß brannte in Napoleon die Liebe. Aber beide Briefe verbieten uns, Josephine die Rolle zuzuweisen, die ihr angeblicher Brief an die Freundin darbietet. Sie war nicht im Schwanken, sie hatte den General mit der Kunst ihrer Grazie an sich gezogen, mit ihren seelischen und körperlichen Vorzügen hatte sie ihn gefesselt. Sie selbst empfand nicht die stürmischen Gefühle des Generals, aber sie gab ihnen nach. In jener Zeit waren die sittlichen Begriffe völlig abgestumpft, die kirchliche Ehe war verschwunden, die staatliche wurde leicht gelöst; und in dieser Zeit hätte dieses schwache, kokette, gutmütige, arme und doch so unendlich vergnügungssüchtige Wesen, das allein auf sich gestellt war und dem keinerlei moralische oder religiöse Grundbegriffe anerzogen waren, nicht erliegen sollen? Bonapartes Ehe ist aus einer Liaison hervorgegangen, und Josephine war es, die den General an sich gezogen. Sie hat später die Sünden ihrer Jugend schwer gebüßt. Doch ich habe meine Aufgabe schon überschritten, der angebliche Brief der Generalswitwe an eine Freundin ist die fein durchgeführte Stilübung eines Fälschers.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Länderkunde.

Kambodscha. Der Große See und seine Fischerei.[1]

Von

Adhémard Leclère, franz. Minister-Resident in Kambodscha.

II.

Die Vorrichtungen zum Fischfang können in zwei Klassen geteilt werden, in solche, die aus Stricken, und solche, die aus Bambus und Rotang bestehen.

[1] Im ersten Teil (Juliheft) dieses Aufsatzes muß es überall statt Pnom Pen Phnom Pénh heißen; statt Ingkor Angkor und statt Kampong-Jvai Kampong-Svay.

Zur ersten Klasse gehören: 1. Das Mong, ein Schleppnetz, das oft 1600 bis 2000 Meter lang und 1,80 Meter breit ist und aus Teilen von 10 bis 12 Metern Länge besteht, die am untern Ende mit Steinen oder Blei beschwert sind. Der mittlere Teil, Mea (der Onkel) genannt, ist der breiteste und hat Maschen von 45 bis 50 Millimetern; rechts und links davon befinden sich je ein Teil mit Maschen von 60 Millimetern; die andern haben Maschen von 75 Millimetern.

Wenn dieses Riesennetz in den Flüssen verwendet wird, ist es natürlich kürzer, und seine einzelnen Netze haben einheitliche Maschenweite. Das Netz, dessen Maschen 75 Millimeter weit sind, heißt Mong-Bos (das fegende Netz), das mit 65 Millimetern heißt Mong-Dok (das geschleppte), und das mit den engsten Maschen, das für die kleinsten Fische, heißt Mong-Peak (das enge).

Das eigentliche Mong oder das Mong-Thom, das große Netz, wird nur im Großen und Kleinen See angewendet. Es wird in der Mitte geteilt, und jeder Teil liegt sorgfältig gerollt auf einer Barke, so daß er im gegebenen Augenblick rasch ins Wasser gelassen werden kann. Wachen werden ausgestellt, um den See und das Verhalten der darüber hinfliegenden Vögel zu beobachten und das Kommen der Fischzüge anzukündigen. Sowie ein solcher in Sicht und seine Richtung angegeben ist, setzen sich die das Netz enthaltenen Barken in Bewegung, treffen sich an einem möglichst weit entfernt liegenden Punkte, vereinigen die beiden Teile des Netzes, werfen das Mea ins Wasser und entfernen sich dann voneinander, indem sie einen möglichst großen Bogen beschreiben, so daß das ins Wasser gleitende Netz so viel Fische als möglich einschließt; endlich binden sie das Netz an ein transportables Gitter aus Bambusstäben, das in aller Eile durch in den weichen Bodenschlamm eingetriebene Pflöcke befestigt wird und das 16 bis 20 Meter lang und etwa 2,50 Meter hoch ist. Wenn zwei Drittel des Netzes ausgeworfen sind, beginnen die Leute in den weiter hinten postierten Barken einen schrecklichen Lärm mit Gongs und Tamtams, um die Fische zu erschrecken und sie in den eingeschlossenen Raum zu treiben. Sobald die beiden Barken das Gitter erreicht haben, greifen alle Hände zu, um das Netz heraufzuziehen, bis das Mea, das höher ist als die übrigen Teile, die Oeffnung verschließt. Diese Arbeit dauert oft mehrere Stunden, denn das Netz schleift über den weichen Schlamm hin, und das Wasser und die Fische bieten einen gewissen Widerstand. Ist endlich das Mea gehoben und mit Pflöcken gut befestigt, so lassen die Leute die Fische ermatten, hoffnungslos werden, wie die Kambodschaner sagen; sie sind gefangen, und es ist keine Gefahr mehr, daß sie entkommen. Die Leute essen, trinken Branntwein, den der Patron freigebig verteilt, und ruhen sich aus. Das von dem Netz und dem Gitter umschlossene Reservoir ist voll von Fischen, die darin herumwimmeln wie in dem Bottich eines Fischhändlers. Es ist ein fesselndes Schauspiel, wie die armen geängstigten Tiere in dem Gehege hin und her schießen, um einen Ausgang zu finden, und sich aus dem Wasser schnellen, um das Netz zu überspringen, was ihnen auch manchmal gelingt. Wenn dann die Fischer sich gestärkt und ausgeruht haben, springen sie ins Wasser, ergreifen die Fische einen nach dem andern und werfen sie in die Boote, die, bis an den Rand gefüllt mit all dem Leben, zum Ufer hinfahren, wo die Köpferinnen und Ausweiderinnen ihre Opfer mit dem Messer in der Hand erwarten.

2. Das Thnang besteht aus einer großen, von zwei Bambusrohren gebildeten Gabel, die sich auf einen kurzen Stiel stützt, und deren Schenkel durch einen Querstab auseinandergehalten werden. An diese Gabel ist ein Netz befestigt, das aus Schnüren von kaum einem Millimeter Durchmesser geknüpft ist und dessen Maschen höchstens zehn Millimeter weit sind. Das Thnang wird mit der Oeffnung gegen die Strömung gekehrt ins Wasser gesenkt und mit der Hand herausgezogen. Man wendet es zuweilen auch im See an, aber lohnend ist seine Verwendung nur in den Flüssen und nur in schmalen Flüssen mit starker Strömung.

3. Das Son Tony ist eine Art Grundangel, bestehend aus einer langen, festen Leine aus bestem, stark gedrehtem Thmey (chinesischem Nesselgarn), von der in Abständen von etwa

einem Meter 100 bis 200 an ebensolchen Schnüren befestigte starke Messingangeln herabhängen. Als Köder werden kleine Fische verwendet, die derart am Rücken auf die Angel gespießt sind, daß sie noch eine geraume Weile leben und durch ihre Bewegungen die großen Tiere anlocken, auf deren Fang es abgesehen ist. Dieses sehr einfache Gerät wird selten im See verwendet; es leistet aber sehr gute Dienste in kleinen Flüssen und Bächen, wo es quer über den Wasserlauf gelegt und so an Baumästen oder Wurzeln befestigt wird, daß es nur wenig unter der Oberfläche des Wassers horizontal hängt.

4. Das Samnanh ist eine Art Wurfgarn, dessen unterer Teil durch eine bleierne Kette beschwert ist. Es kann im See verwendet werden, wo ich es habe auswerfen und mit 20 bis 30 ansehnlichen Fischen herausziehen gesehen, aber die Fischer bedienen sich seiner hauptsächlich in den Flüssen mit schlammigem oder sandigem Grunde.

Die Vorrichtungen aus Bambus und Rotang, die die Fischer des Sees und seiner Zuflüsse, die Fischer von Beruf verwenden, sind das Thnos oder die Sperre, und das Lop oder die Reuse.

Das Thnos besteht aus sehr langen und 2,50 bis 3 Meter hohen Gittern aus Bambusstäben, die durch Rotangbänder miteinander verbunden sind. Es wird an Pfählen befestigt, die ins Flußbett eingerammt werden, und gliedert sich in drei Teile: Das Kien ist gebildet aus zwei im spitzen Winkel gegeneinander gestellten Gittern, die sich nicht in der Mitte des Flußbettes treffen, sondern nahe dem einen Ufer, dort, wo die Strömung am stärksten ist; dieser Teil mündet in den zweiten Teil, das Hum, eine ebenfalls aus zwei Bambusgittern gebildete ovale Kammer, an die sich dann der dritte Teil, das Song, anschließt. In das Song führt aus dem Hum, ebenso wie aus dem Kien in dieses, ein elastischer Schlitz, der wohl den Fischen Durchlaß gewährt, ihnen aber den Rückweg unmöglich macht. Das Song bildet ein großes Reservoir, umschlossen von ebensolchen Bambusgittern wie die vorhergehenden, deren Enden aber am Ufer befestigt sind. Wir sehen also, wie die Fische, mit der Strömung herabkommend, von den Seitenwänden des Kien in das Hum geleitet werden, aus dem sie keinen andern Ausweg finden, als in das Song, wo sie dann gefangen sind. Das Kien, sagen die Kambodschaner, ist die Falle, das Hum der Vorhof und das Song das Gefängnis. Den Fischern, die gegen Zahlung der betreffenden Gebühr das Recht erworben haben, diesen Apparat im Flusse aufzurichten, gewährt er den Vorteil, daß sie schon im Monat Januar, sowie das Wasser um die Hälfte gefallen ist, und drei Monate früher als im See, mit dem Fischen beginnen können.

Das Lop ist ein aus Bambusstäben und Rotang verfertigter, drei „Brassen“ (5 Meter) langer und 75 Centimeter im Durchmesser haltender Cylinder. Sein hinteres Ende ist geschlossen, das vordere ist offen und enthält einen Bambustrichter von 1,25 Meter Länge, der die Fische gegen einen zweiten, ebenfalls 1,25 Meter langen Trichter, den Vorhof leitet, dessen elastische Spitze in den letzten Teil, das Reservoir mündet, das 2,50 Meter lang ist. Das Lop wird in seichten Wasserläufen, an schmalen Stellen unter dem Ufergebüsch ausgelegt. Es ist das Gerät des kleinen Fischers, der nur fischt, um seinen Hunger zu stillen, oder um sich einen Leckerbissen zu verschaffen. Es wird abends ausgelegt und am nächsten Abend eingezogen; manchmal auch des Morgens und des Abends, wenn es viel Fische giebt.

III.

Soll ich nun erzählen, wie die Fische in Haufen vor die Weiber geworfen, von diesen geköpft, aufgeschlitzt, mit Händen und Füßen geöffnet, mit Hilfe langer Perlmuttermuscheln ausgeweidet, wenn sie groß sind in drei lange Streifen geschnitten und endlich eingesalzen werden? Soll ich erzählen, wie die Fischblase herausgenommen und beiseite gelegt wird, um den Chinesen verkauft zu werden, die Gelatine für ihre Speisen daraus bereiten; wie dem Halse des Preas ein kleines Stück Fleisch, das Tou, entnommen wird, das, gesalzen und getrocknet, einen sehr geschätzten Leckerbissen bildet, und den Kiementeilen des Ran andre kleine Stücke, das Kaun phlieng, das, bloß an der Sonne getrocknet, nicht minder seine

Liebhaber findet; wie man diese Gattung brät, jene Gattung einsalzt; wie man den Preas so lange verwesen läßt, bis er auf dem Wasser schwimmt, ehe er eingesalzen wird? Soll ich erzählen, wie die Fische, die an der Sonne trocknen, alle Tage abgebürstet werden müssen, um sie von den Würmern zu reinigen, die aus den Eiern gekrochen sind, die die großen Fliegen hineingelegt haben? Das würde mich zu weit führen, würde zu viel Raum in Anspruch nehmen, und das Bild, das ich von all dem entwerfen könnte, würde niemals eine Vorstellung von dem Schauspiel geben, das sich mir in jenem April 1893 bot, während die glühende Sonne aus einem wolkenlosen Himmel auf den See niederbrannte, der ihre Strahlen wie ein Spiegel zurückwarf. Die nassen, schlüpfrigen Fische glänzten silberig, das Blut floß in Strömen, die dunkelgrünen Fliegen summten mir um die Ohren, der Rauch erhob sich kerzengerade aus den Herden, auf denen in großen eisernen Kesseln das goldgelbe Oel gekocht wurde, und ein entsetzlicher Gestank erfüllte die Luft und verursachte mir Uebelkeiten. Noch sehe ich vor mir die in Fetzen gekleideten, zerzausten, schmutzigen, übelriechenden, über und über mit Oel und Fett beschmierten Weiber mit scheußlichen Gesichtern, schwarzen Lippen und Zähnen, Tabak und Bethel kauend und ihren roten Speichel in das rote Blut spuckend; es sind entsetzliche Weiber, die häßlichsten aller menschlichen Rassen, sie sind berauscht von all dem Blutgeruch, sie lachen und schwitzen, kreischen sich gegenseitig Abscheulichkeiten zu, trinken Reisbranntwein, und morden, morden, morden ohne eines Augenblicks Pause, bekleidet mit bis übers Knie aufgeschürzten Beinkleidern und kurzen, den Gürtel nicht bedeckenden Jacken, aus denen die langen, schlaffen Brüste herabhängen.

IV.

Kehren wir zum Fischfang zurück. Dieser ist keineswegs frei; nicht jeder darf fischen, der Lust dazu hat. Die Fischereirechte des Sees und der Flüsse werden vom Staate Kambodscha verpachtet und bringen dem Protektorat eine bedeutende Summe: zwischen 537000 und 550000 Francs jährlich ein. Die Pachtkontrahenten geben ihre Rechte an kleinere Unternehmer weiter und erzielen, wie es heißt, beträchtliche Gewinne. Nicht jeder kann Fischereiunternehmer sein, denn es gehört dazu ein gewisses Kapital. Man muß entweder selbst wohlhabend sein oder Kapitalisten finden, die einem vertrauen, und muß das Geschäft gut genug verstehen, um sich zu getrauen, noch einen erheblichen Gewinn über die 24 bis 36 Prozent zu erzielen, die man als Interessen für das Kapital bezahlen muß. Eine Fischerei im Großen See erfordert Vorauslagen von ungefähr 15000 bis 20000 Francs, dreimal so viel als in einem der Flüsse. Diese Summen begreifen die Gehalte der Arbeiter und Arbeiterinnen, ihren Unterhalt, die Kleider, den Branntwein, Tabak und Bethel, worauf sie Anspruch haben, nicht aber den Pachtschilling für das Fischereirecht, der sehr bedeutend ist, da die Großpächter dafür 550000 Francs an den Staat bezahlen. Trotzdem erzielen die Fischereiunternehmer, selbst im ersten Jahr, wo sie alles neu anschaffen müssen, einen Gewinn von 5000 bis 6000 Francs im Großen See und von 2000 bis 3000 Francs in den Flüssen. Das zweite Jahr und die folgenden können bis 10000 Francs im See und 5000 Francs in den Flüssen abwerfen. „Aber welche Mühe und Plage erfordert das," sagte mir ein Unternehmer, „welche unablässige Beaufsichtigung aller der Leute: der Fischer, damit sie einen recht weiten Bogen mit dem Netz beschreiben, damit sie kräftig und ausdauernd rudern; der Frauen, damit sie die Fische sorgfältig ausweiden, einsalzen und abbürsten. Es müssen weit vorgeschobene Wachen ausgestellt werden, um das Herankommen des Fischzuges anzukündigen. Wir dürfen niemals in unsern Anstrengungen nachlassen, aus Freude einen guten Fang gemacht zu haben, sondern müssen immer wieder trachten, einen besseren zu machen. Und wenn alles vorüber ist, sehen Sie mich an, ist man so schwarz und gebraten, wie ein am Feuer getrockneter Fisch." Mein reicher Unternehmer sprach wahr. Ein kleiner, dürrer Mensch, nur Haut, Knochen und Sehnen, mit nah beisammenstehenden kleinen Augen, die Haut gelb und fettglänzend, mit zwanzig grauen Haaren am Kinn und sechs auf der Oberlippe, sah er thatsächlich aus wie am Feuer geröstet. Aber

welche Energie in den Augen, welche Kraft in den mageren Armen und Beinen, in dem dürren, sehnigen Körper, an dem Krankheiten, das sah man, keinen Angriffspunkt fanden.

Einige Monate später, im September, fuhr ich den Fluß in einer Schaluppe hinab. An einem großen Floß und zwei kleinen Dschunken vorbeikommend, die mit Fischen beladen waren, erkannte ich meinen Unternehmer. Ich ließ anhalten. „Nun," fragte ich ihn, „sind Sie mit dem Fang zufrieden?" „Ja," sagte er, „sehr zufrieden. Ich habe 13000 Pikuls[1]) Fische eingesalzen, viel mehr als im letzten Jahr, und werde einen guten Gewinn erzielen, mindestens 12000 Francs, denn die Fische werden zu guten Preisen verkauft werden. China verlangt große Quantitäten, und die chinesischen Käufer werden sich darum reißen. Auch Singapore hat größeren Bedarf als im letzten Jahr, und Java hat große Bestellungen gemacht. Das Oel wird sehr teuer sein, und ebenso der Fischleim, da dieser nun auch nach Europa geht. Leider habe ich davon nicht so viel produzieren können, als ich Material gehabt hätte, denn der Fang war diesmal so groß, daß ich alle meine Leute beim Fischen, Ausweiden und Einsalzen beschäftigen mußte; kaum waren die Weiber mit einem Fischzuge fertig, da brachten die Männer schon einen neuen. Da mußten denn die Köpfe, die Blasen mit den Eingeweiden weggeworfen werden; es waren zu viel. Ich hätte zehn Weiber mehr gebraucht und hatte sie nicht. Mit noch zehn Weibern hätte ich 1200 Francs mehr verdient."

Er beschenkte mich mit einem sehr schönen und vor allem sehr guten Fisch, den er aus einem Behälter auf dem Floß holen ließ. In diesem Behälter führte er etwa 500 Fische mit, die er lebend auf dem Markte von Phnom-Pénh innerhalb zweier Tage nach seinem Eintreffen zu verkaufen gedachte. Mit einem kräftigen Händedruck nahm ich Abschied von ihm.

So gehen auf dem Großen See ungezählte Tonnen Oeles, ungezählte Tonnen von Fischleim verloren, die leicht Käufer finden, die bis auf unsre heimischen Märkte gelangen könnten, wenn ein Unternehmer sich mit einer armseligen Dampfschaluppe auf den See begeben, alle die weggeworfenen Abfälle für so gut wie nichts erwerben und an Ort und Stelle verkochen würde. Ich bin überzeugt, daß er mit viel weniger Mühe als mein Fischer einen beträchtlichen Gewinn erzielen würde. Nun sind es 37 Jahre, daß wir in Kambodscha sind, und während dieser 37 Jahre hat sich noch kein Franzose gefunden, der diese Fabrikation versucht und der obendrein den Ankauf aller gesalzenen Fische und den Salzverkauf an die Fischer unternommen hätte. Noch keiner, der all diesen Reichtum aufgelesen hätte, der jetzt nutzlos den Fluß hinabschwimmt und sein Wasser verpestet. Leider!

[1]) 1 Pikul = circa 60 Kilo.

Die Veröffentlichung der

„Erinnerungen aus meinem Berufsleben"

von **Generaloberst Frhr. v. Loë**

ist durch dessen Mission zum Papstjubiläum nach Rom sowie durch die rheinischen Festlichkeiten 2c. unterbrochen worden. Der Herr Verfasser hat sich aber bereit erklärt, so bald als möglich mit seinen „Erinnerungen" in der „Deutschen Revue" fortzufahren.

Die Redaktion.

Litterarische Berichte.

Der Kampf um die Cheopspyramide. Eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs. Von Max v. Eyth. Heidelberg 1901. Verlag von Karl Winter.

„Greif nur hinein ins volle Menschenleben", das gilt von den Büchern, mit denen Herr v. Eyth die deutsche Litteratur bereichert hat. Gerade weil er kein berufsmäßiger Schreiber ist, der auf jedem Weihnachtsmarkt mit einem neuen Buch erscheinen muß, tragen seine Werke den starken persönlichen Zug, der ihre Dauer verbürgt. Die Poesie in der Welt der modernen Technik ist seine Domäne; auch im vorliegenden Buch bilden seine Erlebnisse als Kulturtechniker im Dienst des ägyptischen Prinzen Halim den Zettel einer Geschichte, die sich den großen humoristischen Schöpfungen der Weltlitteratur zur Seite stellt. Es ist kein regelrechter Roman, und der Kunstrichter, der ängstlich auf die Grenzen der Kunstformen bedacht ist, wird den Kopf schütteln über die Art, wie der Erzähler von der Ichform in die epische Darstellung hinüberspringt oder umgekehrt, je nachdem es ihm paßt. Ihm ist's wie seinem großen Landsmann und Vorgänger Friedrich Vischer nur um die Wirkung zu thun. Und die Gestalten des englischen Ingenieurs, dem die Cheopspyramide als Baumaterial für ein großes Stauwerk ihre schönste Bestimmung erfüllen soll, und seines gelehrten Bruders, der in derselben Pyramide eine Uroffenbarung, den Schlüssel zum Verständnis des Weltalls verehrt, sind dem Leser unvergeßlich als Typen unsrer Zeit, wie Don Quichote und Sancho Pansa es ihrer Zeit waren. Von tiefster Poesie getränkt ist die indische Fürstentochter und Nichte der feindlichen Brüder, und der Märchenwettkampf, in dem sie und der deutsche Maler die innerlichen Hindernisse ihrer Liebe überwinden. —lth—

Das Blinkfeuer von Brüsterort. Von Johannes Richard zur Megede. Stuttgart und Leipzig 1901. Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 4.—

Der Hauptinhalt dieses Romans läßt sich im wesentlichen kurz wiedergeben. Esther v. Westrem, die Gattin eines Rittmeisters, trifft mit einem ehemaligen Kameraden ihres Mannes, einem Herrn v. Dühling, in einem Ostseebad des Samlandes zusammen. Sie findet diesen liebenswürdiger als ihren Gatten, mit dem sie nicht harmoniert. Ersterer hat den Militärdienst quittiert, um dem Gerede zu entgehen, da er sich, wie bekannt wurde, in die Gattin seines Regimentskommandeurs ernstlich verliebt hatte. Letztere freilich hatte, ohne daß es Dühling merkte, mit ihm nur kokettiert. Jetzt nimmt nun Esther allmählich sein ganzes Herz gefangen. Sie ist es, die jetzt auch die Entscheidung herbeiführt: sie erlangt von ihrem Gatten die Einwilligung zur Ehescheidung. Aber in diesem Augenblick erhält Dühling von der „Kommandeuse" die Mitteilung von dem Tode ihres Mannes. Zugleich aber klärt sie ihn auch über ihr Verhältnis zu ihm auf. Durch diese Nachricht niedergeschmettert, verzichtet jener auf jedes Glück, auch auf Esther. Diese scheidet daher freiwillig aus dem Leben, während er sich der Bewirtschaftung seines Guts hinzugeben gedenkt.

Die Ausführung dieses Romans ist durchweg spannend, mit großer Kunst geschrieben. Die Schilderung des Badelebens, der Badegesellschaft, der Dünen u. s. w. ist vorzüglich. Die Heldin des Romans ist Esther, eine trefflich herausgearbeitete Gestalt voll Kraft und Leben. Ihr Partner Dühling besitzt nicht ihre Energie; er erreicht nicht die sittliche Höhe dieser Frau. Durch ihn als Kontrastfigur wird aber Esther bedeutend gehoben.

Mit diesem neuen Roman wird der berühmte Verfasser wieder großes Lob ernten. Der ganze Aufbau und die Entwicklung der Liebesgeschichte Esthers und Dühlings verdient und erregt Bewunderung. E. M.

Die gelbe Gefahr als Moralproblem. Von H. v. Samson-Himmelstjerna. Berlin 1902. Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke).

Bei dem Eintritt normaler Verhältnisse in China wird für uns eine möglichst objektive Kenntnis von Land und Leuten daselbst noch mehr wie früher von Vorteil sein; Verfasser hat sich bemüht, diese zu vermitteln, zwar nicht aus eigner Kenntnis, aber auf Grund sorgfältigsten Studiums von Werken der hervorragendsten Kenner Chinas aller Nationen von der ältesten bis zur Neuzeit. Des Verfassers systematische Schilderung der hauptsächlichen Lebensverhältnisse in China klärt uns auch über deren Werdeprozeß auf, so daß wir im stande sind, die uns meist fremdartig anmutenden Einrichtungen zu würdigen und nicht allzusehr zu erstaunen, wenn Verfasser zeigt, wie das religionslose chinesische Volkstum erhebliche sittliche Werte in sich birgt, zu deren Vermehrung die christliche Mission bisher nicht gerade beigetragen

hat. Die Ueberlegenheit der westlichen intellektuellen Kultur ist dem Verfasser selbstverständlich, die Eigentümlichkeit seines Buches sowie die Erklärung von dessen nicht ohne weiteres zu verstehenden Titel liegt also in dem sittlichen Maßstabe, mit denen Verfasser die chinesischen Dinge mißt. Verfasser sieht voraus, daß der dereinst sicher zu erwartende Wettbewerb der noch in einfachen Lebensverhältnissen befindlichen chinesischen Masse für die europäischen Kulturstaaten zu einer großen Gefahr werden muß, zumal wenn nach der über kurz oder lang unvermeidlichen Beseitigung der unfähigen verbrauchten Mandschudynastie die Leitung der gewaltigen chinesischen Volksmenge sich in zielbewußten Händen befinden wird. Dann sei dem Ansturme der gelben Rasse nur zu widerstehen, wenn die Nationen des Abendlandes zu gesunderen Lebensverhältnissen zurückkehrten, die vor allem in verbesserter Moral ihren Ausdruck finden müßten; nur wenn sie von ihrem Hochmute lassen würden, der sie bisher zu ganz unberechtigten Eingriffen in die von den Chinesen in vieltausendjähriger Entwicklung erworbenen Rechte und Güter jeder Art veranlaßt hat, nur dann sei der feindliche Zusammenstoß der weißen und gelben Rasse vermeidbar, nur dann vermögen beide ihr Teil zu liefern zur Gesamtsumme der menschlichen Kultur und Zivilisation. Diese kurzen Andeutungen über das eigenartige Buch müssen hier genügen; ein näherer Einblick wird den Leser durch eine Fülle von Merkwürdigem und Ungeahntem belohnen.

J. Friedheim.

Das Schloß des Tiberius und andre Römerbauten auf Capri. Von C. Weichhardt. Leipzig, K. F. Köhler. Geb. M. 10.

Der Herausgeber, ein Architekt, der mit dem Zeichenstift und der Feder mit gleicher Gewandtheit umzugehen weiß, hat sich durch seine genialen, aber durchaus sachgemäßen und wohlbegründeten Rekonstruktionen der Bauwerke des alten Pompeji und seiner Umgebung die Zustimmung aller Kenner und den Dank aller Kunstfreunde erworben. Seine auf die bildliche Wiederbelebung der Schöpfungen der klassischen Baukunst gerichteten Bestrebungen hat er, wie wir sagen dürfen, mit gleichem Erfolge und mit gleich überzeugender Beweiskraft in dem obigen reich und geistvoll illustrierten Werke fortgesetzt. Neben der Rekonstruktion des stolzen, von unheimlichen Sagen umwobenen Palastes des Tiberius (der sogenannten Villa Jovis), der in drei bis vier Geschossen auf einem jäh ins Meer abfallenden Vorgebirge emporstieg, hat Weichhardt auch die Wiederherstellung der übrigen Römerbauten auf der Insel versucht, von denen noch Ruinen oder doch für die Feststellung der Grundrisse ausreichende Reste vorhanden sind. Seine Annahme, daß der größte Teil der capresischen Römerbauten bereits von Augustus ausgeführt und von Tiberius nur übernommen und für seine Zwecke umgebaut worden sei, bedarf freilich einer kräftigeren Begründung, als der Verfasser sie zu bieten vermag. Seine phantasievolle Rekonstruktion einer augusteischen Palastanlage wird trotzdem mit Dank aufgenommen werden. Das kleine Prachtwerk wird jedem Freunde Capris die unvergeßlichen Erinnerungen, die er heimgenommen hat, noch vertiefen.

A. R.

Unser Herz. Roman von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen übersetzt von M. zur Megede. Vierte Auflage. (Nr. 7 der Romansammlung „Deva“). Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1901. 160 Seiten.

Guy de Maupassant ist noch immer trotz aller Nacheiferer der erste Novellist des modernen Frankreich. Er ist nicht bloß ein Wirklichkeitspoet, der die äußeren Erscheinungen des Lebens kennt und plastisch wiedergiebt, sondern auch ein Ergründer der geheimsten und verworrensten Seelenregungen und ein technisch vollendeter Darsteller dessen, was er erforscht. Zu seinen aufrichtigsten und bedeutungsvollsten Büchern gehört der hier in trefflicher Uebersetzung vorliegende Roman. Die Schwächlichkeit des Helden wird man nicht dem Autor zur Last legen, wenn man verständig genug ist, eine epische Dichtung nicht nach dem moralischen Wert oder Unwert der in ihr geschilderten Charaktere und Ereignisse zu beurteilen, sondern danach, ob es dem Dichter gelungen ist, ein lebensvolles, nicht nur technisch interessierendes, sondern auch durch geistige Tiefe ausgezeichnetes Kunstwerk zu schaffen.

Br.

Ein Wort zur Schulfrage. Eine ernste und dringliche Mahnung zu einer zeitgemäßen Reform unsrer höheren Schulen, namentlich der Gymnasien. Von Eduard Freiherrn v. Lade. Dritte Auflage. Wiesbaden 1901.

Freiherr v. Lade, als Verfasser der „Hygienischen Winke“, als Gründer der Lehranstalt für Obst- und Weinbau zu Geisenheim und wegen andrer gemeinsinniger Leistungen hochverdient, unternimmt es in der vorliegenden kleinen, nunmehr bereits in dritter Auflage verbreiteten Schrift, die Sache des Realienunterrichts gegen die alte philologische Methode der Jugenderziehung zu verfechten. In den heutigen Naturwissenschaften eine wesentliche Grundlage unsrer Bildung erblickend, und die moderne Philosophie, Poesie und Geschichte der antiken unendlich vorziehend, sieht er nicht ab, was wir vieles von Homer, Herodot, Sophokles, Thukydides, Cicero, Plato, Tacitus u. s. w. lernen können, da sie einer so

viel unwissenderen Zeit entstammen. Was sind sie gegen Kant, Humboldt und Goethe? Daß die Alten obenein in fremden Sprachen geschrieben haben, die der Schüler mühselig erlernen muß, ehe er zu dem relativ weniger kennenswerten Inhalt gelangt, macht dem Verfasser die Sache nicht besser. Er hält auch die Erwerbung selbständigen Denkens um so mehr gefördert durch naturwissenschaftliche als durch grammatische Methoden, als im ersteren Fall nützlicher Stoff, im letzteren unnütze Vokabeln der schließliche Materialgewinn des ganzen Zeitaufwandes zu sein pflegen. Man sieht, die kleine Schrift ist aus dem Ganzen gegossen. Mit dem Freimut die Wärme der Ueberzeugung vereinigend, giebt der Verfasser eine konzise Skizze des neuzeitigen Einspruchs gegen die alte Bildungs- und Schulungsansicht und Praxis. Vom Kaiser geführt, macht sich die neue Auffassung in Preußen mehr und mehr geltend. Giebt sich die alte deshalb überwunden? Die alte, die dem Studium der beiden klassischen Sprachen einen selbständigen logischen und psychologischen Wert beilegt und den klassischen Litteraturen Vorzüge vindiziert, die die modernen Litteraturen, eben weil sie in andern Richtungen excellieren, niemals besitzen können? Die alte, die von Popes Axiom ausgeht: The principal study of man is man? A.

Vollendete und Ringende. Dichter und Dichtungen der Neuzeit geschildert von Richard Maria Werner. Mit 19 Porträts. Minden in Westfalen, J. C. C. Bruns' Verlag 1900.

Zwanzig Essays sind es, die uns hier der Lemberger Professor der deutschen Sprache und Litteratur R. M. Werner darbietet. Drei der behandelten Dichter sind „vollendete“: Leitner, Frankl, Geibel. Zwei andre sind seit dem Erscheinen des Buches ebenfalls vom Leben geschieden: Ad. Pichler und L. Jacobowski. Dramatiker sind aus dem Werke absichtlich fern gehalten. Von Romantik über Realismus zu neuer Romantik, das ist nach des Verfassers eigner Bezeichnung der führende Gedanke bei der Auswahl der Aufsätze. Außer den erwähnten sind es noch folgende Dichter, in deren geistiges Sein uns der Verfasser einen Blick thun läßt: Heyse, Waldmüller, Maximilian Schmidt, Baron Torresani, Cl. Viebig, R. Dehmel, C. Busse. Daneben hat Werner mit Recht auch noch unbekanntere Dichter und Dichterinnen wie Th. Justus, W. Fischer, J. J. David, S. Höchstetter aufgenommen. In allen diesen Abhandlungen verrät sich eine feine Empfindung und ein klares, gesundes Urteil. Dazu kommt, daß Werner überall mit seinem persönlichen Gefühl hervortritt; was er giebt, ist keine objektive Darstellung, sondern durchweg subjektive Schilderung. Dadurch hat das Buch an Lebendigkeit und Anschaulichkeit gewonnen. Schließlich seien die Schlußabschnitte „Tod und Sterben“, „Moderne Messiasdichtungen“, „Unsere Zeit“, die von außerordentlicher Belesenheit zeugen, noch besonders hervorgehoben. E. M.

Philosophische Bibliothek. Band 20, 80, 102. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 1901.

Der Dürrsche Verlag, der den reichen und wertvollen Bestand der philosophischen Bibliothek neuerdings übernommen hat, bemüht sich mit Erfolg, dem Unternehmen die erhöhte Teilnahme des Publikums zuzuführen, indem er Neuausgaben älterer Bände veranstaltet und neue Bände als Fortsetzung anreiht. Uns liegt Band 80 vor: Platos Staat, von Schleiermacher übersetzt, von Kirchmann (1870) erläutert und von Siegert bearbeitet. Die Schleiermachersche Uebersetzung hat gewiß noch heute ihre Vorzüge, indessen die Kirchmannschen Urteile sind veraltet und dem gegenwärtigen Leser herzlich gleichgültig. Erträglicher und lehrreicher sind die erläuternden und prüfenden Anmerkungen, die Ueberweg der von ihm übersetzten Abhandlung Berkeleys über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis beigefügt hatte. (1869, Band 20). Am frischesten wirkt natürlich die Einleitung und Uebersetzung von Berkeleys drei Dialogen, die der Leipziger Privatdozent Hr. Raoul Richter im 102. Bande bietet. M. D.

Zwei Novellen (Malwa—Konowalow). Von Maxim Gorjki. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1901. 199 Seiten.

Warum wohl dieser Russe so rasch und nachhaltig das Interesse aller Gebildeten erweckt hat? Nicht glänzender Stil, sprühender Witz oder Bilderreichtum ist's, was ihn anziehend macht. Davon ist auch das vorliegende Werk eine neue Bestätigung! Grau in grau liebt Gorjki zu malen, und ein dumpfer Druck bemächtigt sich des Lesers bei diesen traurigen Bildern aus einer trostlosen Lebenssphäre. Aber die Macht der Wahrheit, gepaart mit einer naiven Kunst, sie darzustellen, übt einen Zauber aus, dem sich empfängliche Herzen nicht leicht entziehen werden. In „Malwa“ lernen wir ein Naturkind kennen, in dessen Seele sich Laune und Berechnung, wilder Egoismus und opferwillige Liebe, rohe Sinnenlust und Durst nach Höherem seltsam mischen. Noch mehr jedoch interessiert „Konowalow“, in dem wir deutlicher als in irgend einer seiner Figuren die eigne Lebensgeschichte des Verfassers abgespiegelt finden. Man wünscht nur, der Mann, den herbe Erfahrungen zu seinem Schriftstellernamen führten (Gorjki = „der Bittere“) möchte vor dem traurigen End-

geschick seines Konowalow bewahrt bleiben und er möchte in einer sonnigeren Schaffensperiode uns freundlichere Bilder mit gleicher Kraft und Lebenswahrheit bieten dürfen.

Die Uebersetzung verdient volle Anerkennung, zumal wenn man die Schwierigkeit der Uebertragung aus der eigenartigen Sprach- und Gedankenwelt niederer Schichten eines fremden Volks kennt und würdigt.

--ck.

Hinter der Maske. Sudermann und Hauptmann in den Dramen „Johannes", „Die drei Reiherfedern", „Schluck und Jau" von Arnim Gimmerthal. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1901. 154 S. 3 Mark.

Gimmerthal sucht mit viel Scharfsinn den Charakter des „Johannes" als einen einheitlichen nachzuweisen. Kurz und präzis ist seine Darstellung. Ausführlich hat er dagegen die „Reiherfedern" besprochen. Er kommt zu dem Resultat, daß Sudermann sich in diesem Werk selbst charakterisiere, daß Witte (-Lorbaß) der Dichter selbst sei. Diese Auffassung vertritt neuestens, ohne daß Gimmerthal darum zu wissen scheint, auch Oskar Blumenthal („Federkrieg" S. 29 ff.). Sie hat sehr viel für sich und ist auch von Professor Paulsen in Berlin gebilligt worden. G. Hauptmanns „Schluck und Jau" faßt Gimmerthal als das zu den „Reiherfedern" gehörige Satyrspiel. — Die ganze Schrift bietet wertvolles Material zum Verständnis der genannten Dichtungen. E. M.

Haeckel und seine Gegner. Von Dr. Rudolf Steiner. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag, 1900.

Der Kampf um die „Welträtsel". Ernst Haeckel, die „Welträtsel" und die Kritik. Von Heinrich Schmidt (Jena). Bonn, Verlag von Emil Strauß, 1900.

Wie der Referent über Haeckels Philosophie denkt, hat er den Lesern dieser Zeitschrift ausführlich darlegen dürfen. Sein Standpunkt gegenüber den beiden genannten Schriften, die eine Verteidigung Haeckels darstellen, ergiebt sich daraus von selbst. Doch muß auch ein Gegner Haeckels anerkennen, daß Schmidt mit Geschick und Energie die von ihm zusammengestellten Kritiken teils verteidigt, teils angreift, und daß Steiner den materialistischen Monismus auf die denkbar beste Weise begründet und weiterführt. Steiner verwirft den Glauben an eine übernatürliche Weltordnung und will die Welterklärung auf das Gebiet der Erscheinungen beschränken. Er sucht nachzuweisen, daß auch anscheinend vorurteilsfreie, den theologischen Vorstellungen nicht unterworfene Gelehrte thatsächlich doch in alten und unwissenschaftlichen Ueberlieferungen befangen seien, und er bestimmt Haeckels Verdienst in folgenden Sätzen: „Haeckel hat also dadurch, daß er das Verhältnis der individuellen Entwicklungsgeschichte (Ontogenie) zur Stammesgeschichte (Phylogenie) suchte, die naturwissenschaftliche Erklärung der mannigfaltigen organischen Formen gegeben. Er hat als Naturphilosoph die menschliche Erkenntnisforderung erfüllt, die Schiller aus der Beobachtung des Goetheschen Geistes gewonnen hat: er ist aufgestiegen von der einfachen Organisation Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen." M. D.

Handels- und Machtpolitik. Reden und Aufsätze, im Auftrage der „Freien Vereinigung für Flottenvorträge" herausgegeben von Gustav Schmoller, Max Sering, Adolf Wagner. Zwei Bände. Stuttgart 1900. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 208 und 246 Seiten.

Diese Aufsätze begründen in fesselnder Form vom wissenschaftlichen Standpunkt aus die Ueberzeugung, daß Deutschland nur mit Hilfe einer starken Flotte fähig sei, die errungene politische und wirtschaftliche Stellung zu wahren und sich die Bedingungen für eine glückliche und große Zukunft zu sichern. Wir nennen die Titel einiger der wichtigsten Abschnitte: „Die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands und die Flottenvorlage" von G. Schmoller, „Weltpolitik und Sozialreform" von E. Francke, „Deutschland und der Weltmarkt" von P. Voigt, „Die Handelspolitik der Großstaaten und die Kriegsflotte" von M. Sering, „Die Flottenverstärkung und unsre Finanzen" von A. Wagner, „Die Entwicklung und Bedeutung der deutschen Reederei" von E. v. Halle, „Deutschlands Interessen in China" von H. Schumacher. Br.

Aus Kunst und Leben. Studien und Reisebilder von Friedrich Schaarschmidt. München 1901. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 226 Seiten.

Wie es der Titel des geschmackvoll ausgestatteten Bandes schon andeutet, haben wir eine Sammlung einzelner Aufsätze zur Kunstgeschichte und Naturschilderungen vor uns. Daß die letzteren von dem so oft beschriebenen Italien handeln, soll niemand abhalten, das Werk zur Hand zu nehmen, denn was Schaarschmidt von den Mediceischen Villen und Gärten bei Florenz, von Neapel und der von Fremden selten besuchten Insel Ischia zu plaudern weiß, trägt so den Stempel eines liebenswürdigen und feinobbeachtenden Geistes, daß diese Reisebriefe auch einem verwöhnten Geschmacke zusagen

Digitized by Google

werden. Besonders hingewiesen sei auch auf den Aufsatz über das Galilei-Museum in Florenz, in dessen Beschreibung eine fesselnde Darstellung der Tragödie dieses Märtyrers der Inquisition verflochten ist. Von den wissenschaftlichen Arbeiten, die das Buch Schaarschmidts enthält, erwähnen wir eine Monographie über „die Lampe im Altertum“, ferner die Untersuchung „Goethe in seinen Beziehungen zu einigen rheinischen Künstlern seiner Zeit,“ durch die der Verfasser das Verhältnis Goethes zu den damaligen Düsseldorfer Malern und vor allem zu dem von dem Dichter verkannten Cornelius klarlegt. Ein Aufsatz endlich „Nationale Kunst“ tritt nach einem Rückblick auf die auch für die deutsche Kunst glorreiche Zeit der Reformation dafür ein, daß „der nationale Charakter unsrer Kunst sich schärfer ausprägen muß, wenn sie der Bedeutung des deutschen Volkes entsprechen soll.“ Indem Schaarschmidt sich aber ausdrücklich dagegen verwahrt, als wolle er diesen nationalen Charakter etwa in der bloßen Wahl der Mittel finden, verlangt er zur Verwirklichung seiner Forderung in erster Linie die Erziehung „des Volkes im allerweitesten Sinne“ zur Kunst und zwar zunächst zur deutschen Kunst. Dann erst würden wir lernen, daß es auch in der Kunst eine Muttersprache gebe, und die Künstler würden „in dieser ihrer ureignen Sprache singen und sagen.“ F. W. J.

La Divina Commedia di Dante Alighieri. Riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini. Volume primo. L'Inferno. Seconda edizione intieramente rifatta ed accresciuta di una concordanza della Divina Commedia. Leipzig, F. A. Brodhaus. 1900.

Der berühmte Danteforscher, der zu den hervorragendsten Kennern des großen italienischen Dichters gehört, veröffentlicht hier den ersten Band der zweiten Auflage seines groß und umfassend angelegten Kommentars über das Hauptwerk Dantes, das wegen der Schwierigkeit seines Verständnisses wohl mehr genannt als wirklich gekannt wird. Bei der Menge der Streitpunkte, die sich gerade in der Danteforschung vorfinden, hat die Diskussion zum Teil einen gereizten Charakter angenommen, der der sachlichen Förderung recht wenig dienlich ist. Um so mehr ist es Scartazzini anzurechnen, wenn er niemals aus der vornehmen Ruhe, die allein der Würde der Wissenschaft entspricht, heraustritt und lieber auf die Anführung von Ansichten verzichtet, deren Erörterung ohne persönlich verletzende Schärfe nicht möglich war, als selbst in den gerügten Fehler zu verfallen. Es ist eine Riesenarbeit, die der Herausgeber hier bewältigt hat, und es werden sich wenige Punkte finden, in denen sein Kommentar, der sich natürlich durchweg auf die neuesten Forschungen stützt, versagt.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Arber, Lilli, Hysterisch. Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—

Bäck, Dr. Leo, Harnacks Vorlesungen über das Wesen des Christentums. Breslau, Wilh. Koebner. 60 Pf.

Brendli, Rudolf, Vom Wildhag. Leichte Strophen. 2. Auflage. Zürich, Caesar Schmidt. M. 2.—

Brenner, Prof. Dr. O., Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—

Bruns, Margarete, Der Stil unsrer Kleidung. Mit einer Einleitung von Max Bruns und 24 Abbildungen. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 1.—

Chiavacci, Vincenz, Bei uns z' Haus. Genrebilder aus dem Wiener Leben. Dritte Auflage. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 2.40.

Cosby, Dudley S. A., The Irish Land problem and how to solve it. A defence of the Irish Landlords. London, R. Brimley Johnson.

Crane, Walter, Die Grundlagen der Zeichnung. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. Gebunden M. 14.—

Dreyfus-Brisac, Edmond, Un faux classique. Nicolas Boileau. Etudes littéraires comparées. Paris, Calmann-Levy. Fr. 3.50.

Dukmeyer, Friedrich, Die Deutschen in Tolstois Schilderung. München, Staegmeyr'sche Verlagshandlung. 50 Pf.

Falzari, F., Oroto. Ein Sommernachtstraum in drei Bildern. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—

Glaube an unser Volk, Der. Nationale Briefe aus Deutsch-Oesterreich. Linz a. d. D., Oesterreichische Verlagsanstalt. M. 1.—

Greyerz, Dr. Otto v., Albrecht Haller als Dichter. Oeffentlicher Vortrag, gehalten zu Bern. Dresden, Hans Schultze. M. 1.—

Guilbert, Yvette, Der Brettlkönig. Roman. Autorisierte Uebersetzung von Paul Bornstein. München, Alb. Langen.

Hansjakob, Heinrich, Letzte Fahrten. Erinnerungen. Illustriert von Curt Liebich. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 4.—

Helmolt, Dr. Hans F., Weltgeschichte. VIII. Band 1. Hälfte: Westeuropa im Zeitalter der Revolution, Napoleons I. und der Reaktion. Die staatlichen und gesellschaftlichen Neugestaltungen in Europa zwischen 1830 und 1859. (Vollständig in 8 Bänden gebunden à M. 10.— oder in 16 broschierten Halbbänden à M. 4.—). Mit Karten, Farbendrucktafeln und schwarzen Beilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Hennig, Richard, Jugend und Natur. Unmoderne Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—

Hoensbroech, Graf v., Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Zweiter Band: Die ultramontane Moral. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 12.—

Kirchhoff, Prof. Dr. Alfred, Was ist national? Vortrag im Thür.-Sächsischen Verein für Erdkunde zu Halle a. S. am 26. Februar 1902. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 80 Pf.

Körners sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von O. F. Gensichen und einem Bildnis des Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 2.—

Kressmann, Major a. D. Albert, Zur Gründung einer Deutschen National-Schule. Denkschrift. Karlsruhe i. B., Verlag der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei. M. 1.—

Kunstgewerbliche Stilproben. Ein Leitfaden zur Untersuchung der Kunststile für Schulen und zum Selbstunterrichte. Mit Erläuterungen von Prof. Dr. K. Berling. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 248 Abbildungen auf 32 Tafeln. Leipzig, K. W. Hiersemann. M. 2.—

Leinhaas, G. A., Erinnerungen an Victoria, Kaiserin und Königin Friedrich. Mainz, V. v. Zabern. M. 2.—

Orano, Domenico, Il sacco di Roma del m. d. XXVII. Studi e Documenti. Vol. I. I Ricordi di Marcello Alberini. Roma, Ermanno Loescher & Co. M. 8.—

Ott, Adolf, Memento mori! Roman aus dem Hochgebirge. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.60.

Paulsen, Prof. Friedrich, Der Höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 40 Pf.

Perfall, Anton Frhr. v., An der Tafel des Lebens. Roman. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 4.80.

Reichenau v., Generalleutnant z. D., Einfluss der Schilde auf die Entwickelung des Feldartilleriematerials und der Taktik. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 1.60.

Renan, Ernest, Das Leben Jesu. Aus dem Französischen von Paul Seliger. Meyers Volksbücher Nr. 1302 bis 1306. Leipzig, Bibliographisches Institut. 50 Pf.

Scholz, Wilhelm v., Der Spiegel. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. M. 2.50.

Schwager, Friedrich, Die katholische Mission in Südschantung. Heft 7 von „Frankfurter Zeitgemäße Broschüren". Hamm, Breer & Thiemann. 50 Pf.

Seltene und wertvolle Werke aus allen Wissenschaften. Katalog 5 gratis und franko bei Stähelin & Lauenstein, Wien I, Hoher Markt 5.

Storch, Dr. E., Versuch einer psychophysiologischen Darstellung des Bewusstseins, zugleich ein Beitrag zur Lehre von der Function der Grosshirnrinde. Mit 27 Abbildungen. Berlin, S. Karger. M. 4.—

Strecker, Reinhard, Maifrost. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.

Strecker, Dr. Reinhard, Der ästhetische Genuß. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.

Sutermeister, Eugen, Klänge aus stiller Welt. Gedichte. Zürich, Caesar Schmidt. M. 2.—

Tiring, Dr. Gustav, Die soziale Frage und das Prinzip der Solidarität. I. Band: Grundlegung. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.50.

Tobias, Wilhelm, Theodor v. Bernhardi und Theodor Goldstücker. Idolatrie und Idealismus. Betrachtungen eines Achtundvierzigers. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Vendramin, Lorenz, High Life. Groteske Komödie in vier Akten. München, Albert Langen. M. 1.50.

Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Auflage. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rich. Friedrich, Prof. Dr. E. Lehmann, Prof. Dr. Frz. Moldenhauer und Prof. Dr. E. Schwabe vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Alfred Baldamus. Zweiter Band: Mittelalter. Vollständig in vier Bänden à M. 6.—. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Wihan, Prof. Robert, Menschenglück und Veredlung. Ein Versuch, alle unanfechtbaren Thesen in diesen wichtigsten Fragen der Menschheit festzustellen und zur Anerkennung und Beachtung zu bringen. Trautenau (Böhmen), Selbstverlag des Verfassers. M. 1.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Reise-Lektüre

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

in eleganter Ausstattung.

Geheftet zum Preise von 1 M. 50 Pfg. pro Band:

Maxim Gorjki, Zwei Novellen. Malwa — Konowalow. 3. Auflage. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. Gebunden M. 2.50.

Karl Prümer, Die Kneippkur. Eine feuchtfröhliche Studie. Mit Bildern von Gustav Köhler.

Geheftet zum Preise von 2 Mark pro Band:

J. Bajovar, Alpenrosen und Gentianen. Eine Episode aus dem Leben König Ludwig II. von Bayern. 14. Auflage. Gebunden M. 3.—

Oscar Blumenthal, Unerbetene Briefe. 2. Auflage. Gebunden M. 3.—

Joh. van Dewall, Aus meinen Kadettenjahren. Lose Blätter. Illustriert. 3. Auflage. Gebunden M. 3.—

Joh. van Dewall, Kadettengeschichten. Erinnerungen aus meinen Kadettenjahren. Illustriert. 3. Auflage.

Emile Erhard, Ein Fragezeichen. Novelle. Gebunden M. 3.—

Maxim Gorjki, Foma Gordjejew. Roman. 3. Auflage. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. Gebunden M. 3.—

Albert Roderich, Künstlerfahrten. Humoresken. Mit 51 Illustrationen von C. Zellmer.

Leo Tolstoj, Auferstehung. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von Adolf Heß. 10. Auflage. Gebunden M. 3.—

J. Baron Weyssenhoff, Ein Uebermensch. Leben und Gedanken des Herrn Siegmund von Podfilipski. Aus dem Polnischen übersetzt von B. W. Segel. Gebunden M. 3.—

Geheftet zum Preise von 2 Mark 50 Pfg.

Ossip Schubin, Ein müdes Herz. Erzählung. 4. Auflage. Gebunden M. 3.50.

Geheftet zum Preise von 3 Mark pro Band:

G. von Berlepsch, Thalia in der Sommerfrische. Novelle. 2. Auflage. Gebunden M. 4.—

Karl Detlef, Die geheimnisvolle Sängerin. Roman. Mit 95 Illustrationen.

Joh. van Dewall, Eine grosse Dame. Roman. 3. Auflage. Mit 155 Illustrationen.

Joh. van Dewall, Der Ulan. Roman. 3. Auflage. Mit 141 Illustrationen.

Joh. van Dewall, Der Spielprofessor. Roman. 3. Auflage. Mit 176 Illustrationen.

Joh. van Dewall, Unkraut im Weizen. Roman. 3. Auflage. Mit 118 Illustrationen.

Adele Hindermann, Bühnenvölkchen. Erzählung. Gebunden M. 4.—

Rudyard Kipling, Das Licht erlosch. Roman. Aus dem Englischen neu übersetzt von Leopold Rosenzweig. 5. Auflage. Gebunden M. 4.—

Maximilian Krauss, Unter den Frauentürmen. Roman aus dem Münchner Leben. Geb. M. 4.—

Otto von Leitgeb, Das Gänsemännlein. Erzählung. Illustriert von Wilh. Hoffmann. Gebunden M. 4.—

Stanislaus Lucas, Steppenstürme. Bilder aus dem russischen Leben. Gebunden M. 4.—

Johannes Rich. zur Megede, Das Blinkfeuer von Brüsterort. 3. Auflage. Gebunden M. 4.—

Johannes Rich. zur Megede, Unter Zigeunern. Roman. 3. Auflage. Gebunden M. 4.—

Johannes Rich. zur Megede, Kismet. Frühlingstage in St. Surin. — Schloß Tombrowska. 2. Auflage. Gebunden M. 4.—

Wilh. Meyer-Förster, Karl Heinrich. Erzählung. Illustriert von Adolf Wald. 10. Auflage. Gebunden M. 4.—

Wilh. Meyer-Förster, Heidenstamm. Roman. 4. Auflage. Gebunden M. 4.—

Wilh. Meyer-Förster, Die Fahrt um die Erde. Roman. Gebunden M. 4.—

Adolf Palm, Im Lindenhof. Lob der Armut. Die Muttergottes von Altötting. Drei Erzählungen. Gebunden M. 4.—

Felix v. Stenglin, Ein Dichterling. Roman. Gebunden M. 4.—

Grosser klarer Druck — Gutes Papier.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. In den meisten Bahnhof-Buchhandlungen vorrätig.

CHOCOLAT SUCHARD

Spezialitäten:

Suchard's Dessert-Chocoladen.
Suchard's Chocolat fondant.
Suchard's Pralinés, Noisettes, Dujas.
Suchard's Cacao (1 K = 200 Tassen).

Letzte Neuheit:

SUCHARD'S MILKA

Vollrahm-Chocolade.

Suchard's Milka besteht aus den feinsten und ausgewähltesten Rohmaterialien und bildet demgemäss ein ebenso leicht verdauliches wie stärkendes Nahrungsmittel ohne gleichen. **Suchard's Milka** ist wegen ihres stark hervortretenden Rahmgeschmacks und ihrer exquisiten Feinheit eine überall gesuchte und beliebte Dessert-Chocolade. Eine Tafel **Suchard's Milka** (100 Gramm) enthält ebensoviel Nährstoff als eine gute Mahlzeit.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reiff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Siebenundzwanzigster Jahrgang September 1902 Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis Seite

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1902

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Lebensversicherungs- und Ersparnis-Bank

Alte Stuttgarter **in Stuttgart** Gegr. 1854.

Versicherungsbestand Ende 1901	M.	626 565 702
Bankvermögen Ende 1901	„	197 774 032
darunter Extra- u. Divid.-Reserven	„	35 048 304
Seit Best. zu Gunsten d. Versich. erzielte Überschüsse	„	99 798 199
Überschuss in 1901	„	7 714 271

Neue einbändige Ausgabe.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Nikolaus Lenaus sämtliche Werke.

Mit einer biographischen Einleitung von Otto Franz Gensichen und dem Bildnis des Dichters. Ein Band von 897 Seiten Lex.-Okt. Eleg. gebunden **nur 2 Mark.**

Feine Ausgabe auf stärkerem Papier: Geheftet M. 4.—, in elegantem Halbfranzband M. 6.—

Als eine willkommene Gabe zur Jahrhundertfeier der Geburt des Sängers der Schwermut, der im Wahnsinn geendet hat, erscheint diese neue, mit großer Sorgfalt zusammengestellte Ausgabe seiner sämtlichen Werke. Sie schließt sich im Format wie in der Ausstattung genau unsern bekannten einbändigen Klassiker-Ausgaben an. Allen Verehrern des Dichters sei diese elegante, handliche und dabei außerordentlich billige Ausgabe seiner sämtlichen Werke warm empfohlen.

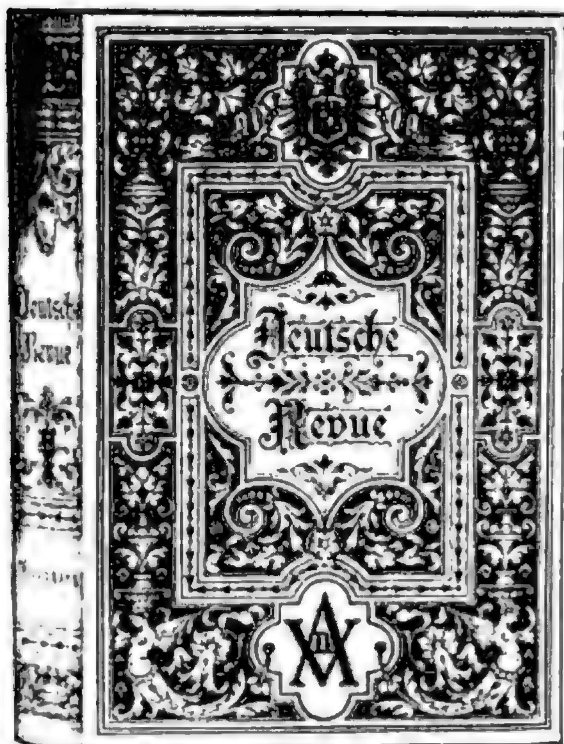
In einbändigen Ausgaben erschienen früher in unserm Verlage:

Goethes Werke. Gebunden **nur 4 Mark.**
Schillers Werke. Gebunden **nur 3 Mark.**
Shakespeares dramatische Werke. Gebunden **nur 3 Mark.**
Heines sämtliche Werke. Gebunden **nur 3 Mark.**
Hauffs Werke. Gebunden **nur 3 Mark.**
Lessings Werke. Gebunden **nur 3 Mark.**
Uhlands sämtliche Werke. Gebunden **nur 4 Mark.**
Körners sämtliche Werke. Gebunden **nur 2 Mark.**

Der Hamburgische Correspondent nennt diese Ausgaben **Unica des deutschen Buchgewerbes.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Original-Einband-Decken zur „Deutschen Revue“.



Den geehrten Abonnenten auf die „Deutsche Revue“ empfehlen wir zum Einbinden der Zeitschrift die in unsrer Buchbinderei hergestellten

Original-Einband-Decken

nach nebenstehender Abbildung

in brauner Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken.

Preis jeder Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum dritten Band des Jahrgangs 1902 (Juli- bis September-Heft) kann sofort bezogen werden.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894—1901 werden auf Bestellung auch jetzt noch geliefert.

☞ Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, der gefälligst mit deutlicher Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch die unsre Zeitschrift bezogen wird.

Die verehrl. Postabonnenten belieben sich an die nächstgelegene Buchhandlung zu wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Auf Wunsch liefern wir gegen Franko-Einsendung des Betrags die Decken auch direkt.

Stuttgart, Neckarstr. 121/23. **Deutsche Verlags-Ans**

Der bewaffnete europäische Frieden und die Abrüstungsfrage.

Von

Generalleutnant z. D. **Metzler.**

Mit dem Friedensmanifest des Kaisers von Rußland trat seit einigen Jahren die Frage des „Ewigen Friedens“ in die erste Etappe der bis zu einem gewissen Grade ernsthaft zu nehmenden Projekte. Seit dieser Zeit wurde viel Für und Wider geschrieben — aber auch viel kriegerische Erscheinungen zogen an unsern Augen vorüber und — Krieg folgte auf Krieg in schnellster Reihenfolge! Die „Ewige Friedensfrage“ könnte mithin durch die Wucht der Thatsachen als gelöst, und zwar zu Ungunsten der Friedensfreunde à tout prix, betrachtet werden. Da es sich aber gebührt, eine so überaus tief ins Leben einschneidende Frage objektiv und mit weit ausschauendem Auge zu betrachten, so gebührt es sich auch, die letzten Kriege als Argumente nicht heranzuziehen. Nordamerika ging gegen Spanien, England gegen Südafrika vor, ohne zum Krieg gerüstet zu sein, einfach im Gefühl des Stärkeren den richtigen Augenblick zur Besitzvergrößerung ergreifend. Solche Kriege sind nie aus der Welt zu schaffen, sie werden auch nie durch ein Haager Schiedsgericht inhibiert werden. Auf ihren Erfolgen beruhte und beruht auch in Zukunft die Größe aller Staaten. Solche Kriege, auch die im Ausland und selbst die der kleinen europäischen Staaten schalten wir aus unsern Betrachtungen vollständig aus. Wir konzentrieren sie nur auf die großen europäischen Landmächte.

Wir stellen uns auf den Standpunkt, daß jetzt eine gewisse Kriegsfurcht bei manchen, ein Friedensbedürfnis bei andern besteht und daß als Resultat dieser Gefühle der Wille, den Frieden zu erhalten, zum Ausdruck kommt.

Thatsächlich sind alle Staaten, mit Ausnahme Rußlands, fast auf dem Höhepunkt ihrer Rüstungen angelangt; sie stehen sich mit Gewehr bei Fuß ein-

ander gegenüber. Dies ist doch sicherlich ein Zeichen, daß es thöricht wäre, sich in die in nebelhafter Ferne liegende Aera zu versetzen, in der von der Unmöglichkeit jedwelcher Kriege geträumt werden könnte. Wer sich hierüber belehren will, der nehme den trefflichen Aufsatz des Generals Vogel v. Falckenstein „Der ewige Frieden“ (Februarheft der „Deutschen Revue“ 1902, D. Red.) zur Hand.

Kriege sind unvermeidbar, solange Nationen mit ihren Bedürfnissen bestehen und solange Nationen gewillt sind, mächtig zu sein oder mächtiger zu werden und solange sie ihre Ehre wahren wollen. Bei dem augenblicklichen Stand der politischen Verhältnisse in Europa und der durch sie bedingten Bündnisse balancieren so ziemlich die Kräfte der beiden Hauptgruppen. Es ist daher anzunehmen, daß es zu keinem Kriege kommt, solange politische Verschiebungen nicht stattfinden. Jede einzelne Gruppe und jeder einzelne Staat entschließt sich jetzt schwerer zu einem Krieg wie in früherer Zeit, da das ganze Volk weit mehr in Mitleidenschaft gezogen wird. Im jetzigen Wehrsystem liegt mithin eine gewisse Friedensgarantie, und wir stellen die Behauptung auf, daß die Spanne Zeit bis zum Ausbruch eines großen Krieges um so länger wird, je länger die Großmächte auf ihrem jetzigen Wehrsystem beharren und je länger sie volkswirtschaftlich gleichmäßig gut den Stand auf dem Quivive-Fuß ertragen können. Entschließt sich in Zukunft ein Staat zur Kriegserklärung, so muß der Politiker nicht nur vom Kriegsminister und vom Chef des Generalstabes, sondern auch vom Finanzminister die Antwort erhalten haben, daß die militärische wie die finanzielle Mobilmachung beendet ist.

Nehmen wir an, dem letzteren sei diese schwierige Arbeit gelungen und er habe Vorsorge getroffen, daß Massenheere auf ziemlich lange Zeit verpflegt werden können, ohne daß die Existenzfähigkeit des Landes zerstört würde.[1]) Fragen aber der Politiker und der Finanzminister den Militär, auf wie lange Zeit die Mittel zum Kriegführen wohl bereitgestellt werden müßten, so wird dieser nicht in der Lage sein, eine auch nur einigermaßen bestimmte Antwort zu geben, denn mit der Verwendung von Millionenheeren stehen wir vor einem Novum. Im nachstehenden seien die Gedanken entwickelt, die sich dem beobachtenden Militär im Hinblick auf die Gegenwart und den Zukunftskrieg aufdrängen.

Zunächst ein Blick auf die jetzige Rüstung im Frieden!

Daß jeder Staat sucht, seine gesamte männliche Bevölkerung zur dereinstigen Wahrung seiner Interessen in den Waffen auszubilden, ist ein Gebot der jetzigen Verhältnisse. Sieht man von den Unterschieden ab, die in den einzelnen Staaten

---

[1]) Für einen Krieg auf dem Festlande hat v. Renauld in der „Finanziellen Mobilmachung der deutschen Wehrmacht“ pro Mann und Tag nur 6 Mark, gegen 5 Mark im Kriege 1870/71 ermittelt. Dies würde bei der Mobilisierung der gesamten deutschen Wehrkraft in Höhe von 4 Millionen 330000 Mann eine tägliche Ausgabe von 26 Millionen Mark bedingen. Hierzu tritt der Ausfall, der durch die Störung von Handel und Wandel eintritt, und es kommen ferner die Ausgaben für die mobilisierte Marine hinzu.

im Ergreifen der Mittel zu Tage treten — Länge der Dienstzeit, Schonung der Privatinteressen, Mindestmaß der Größe und Tauglichkeit — so ist zu erkennen, daß durch die allgemeine Wehrpflicht die Gesamterziehung der jungen Männer, die während ihrer Einziehung die Hochschule der Volkserziehung besuchen, in eine bessere Bahn geleitet wird. Diesem Vorteil tritt hinzu, daß die männliche Jugend körperlich gekräftigt und hierdurch ein Mittel zur Hebung des Nationalwohlstandes gewonnen wird, und schließlich ist es nicht hoch genug anzuschlagen, daß die allgemeine Wehrpflicht zur Erhaltung des mit den Existenzbedingungen eines Volkes aufs engste verbundenen kriegerischen Geistes wesentlich beiträgt.

Diesen Vorteilen, die die allgemeine Wehrpflicht im Gefolge hat, stehen aber auch Nachteile gegenüber, wenn sie allzu straff durchgeführt wird. Sie treten sowohl bei der Friedensarmee wie beim Uebergang auf den Kriegsfuß und bei der Kriegführung mit Massenheeren zu Tage. Von diesen Nachteilen seien angeführt:

Die militärische Ausbildung des einzelnen kann bei der Jahr für Jahr hinzutretenden starken Rekrutenquote und bei der großen Anzahl von einzuziehenden Mannschaften des Beurlaubtenstandes zur Auffrischung ihres militärischen Wertes nicht so intensiv betrieben werden wie bei geringerem Friedensstand, da das Ausbildungspersonal nicht in demselben Verhältnis gewachsen oder an Güte gewonnen hat. Bei dem Bedürfnis nach großen Armeen ist man in den Anforderungen an die Felddienstfähigkeit und Größe heruntergegangen. Das Gesamtmaterial der Friedensarmee sinkt mithin an Wert mit einem gewissermaßen forcierten Drang nach ihrer Größe.

In dem Streben des Ausbildungspersonals, insbesondere in dem der Offiziere bis zum Hauptmann einschließlich aufwärts, mit dem ihnen zur Verfügung gestellten Material möglichst viel zu leisten, liegt eine Last, die ihm eine nur geringe Zeit zu seiner eignen wissenschaftlichen und militärisch-theoretischen Weiterbildung beläßt.

Je größer die Armeen sind, desto schwerer entschließt sich eine Heeresverwaltung, Aenderungen in der Bewaffnung, Ausrüstung, Bekleidung, die als Verbesserungen erkannt werden, einzuführen, weil weit höhere Kosten entstehen und weil die Einberufung einer weit größeren Anzahl von Reservisten zu ihrer Neuausbildung notwendig wird. Es kann mit diesem schwieriger gemachten Entschluß zur Einführung von Verbesserungen der Nachteil verknüpft sein, daß andre Armeen eine technische Ueberlegenheit gewinnen. Bei dieser Frage fällt die jetzige Schnelligkeit in der Reihenfolge der Fortschritte auf technischem Gebiet erschwerend ins Gewicht.

Der Uebergang auf den Kriegsfuß ist für große Heere schwieriger wie für kleine, der strategische Aufmarsch erfordert mehr Zeit, und das Moment der Ueberraschenden kann demgemäß in geringerem Grad ausgenutzt werden.

Die Kriegführung selbst aber mit den Massenheeren, so wie diese jetzt von allen Staaten beabsichtigt wird, muß in ihrem Verlauf die größten Ueberraschungen bringen. Der vorbereitenden Heeresverwaltung, dem Strategen und

dem Taktiker eröffnet ein in Aussicht stehender Krieg mit Millionenmassen das weiteste Terrain zu Ueberlegungen, zu Kombinationen und zu Zweifeln.

An ausgebildeten Mannschaften kann mit den nachstehenden Zahlen gerechnet werden:

Rußland	mit	5	Millionen	400 000	Mann
Deutschland	„	4	„	330 000	„
Frankreich	„	4	„	110 000	„
Oesterreich	„	2	„	340 000	„
Italien	„	1	„	900 000	„

An Mannschaften im aktiven Dienst plus den in der Reserve stehenden und ausgebildeten Leuten reduzieren sich die Zahlen für

Rußland	auf	3	Millionen	970 000	Mann
Deutschland	„	3	„	527 000	„
Frankreich	„	3	„	365 000	„
Oesterreich	„	1	„	346 000	„
Italien	„	1	„	262 000	„

Die in der ersteren Uebersicht gegebenen Zahlen der waffenfähigen Mannschaften bilden im Verhältnis zu der Gesamtzahl der arbeitsfähigen männlichen Bevölkerung im Alter von 21 bis 60 Jahren 21% für Rußland und Oesterreich, 24% für Italien, 36% für Deutschland und 41% für Frankreich. Vom nationalökonomischen Standpunkt aus wird demnach bei Ausbruch eines Krieges Frankreich am schärfsten, Rußland und Oesterreich am geringsten in Anspruch genommen.[1]) Nimmt man nur die Hälfte der in der zweiten Uebersicht gegebenen Zahlen als solche an, mit denen vorm Feinde zu rechnen ist, so erhellt, daß das Schlagwort „Millionenheere“ nicht unberechtigt ist. Es wird zur Beleuchtung der Schwierigkeiten, die der Führung und Verpflegung dieser „Millionenheere“ erwachsen, nicht uninteressant sein, uns einiger Zahlen aus dem deutsch-französischen Krieg zu erinnern. Die höchste Gesamteffektivstärke der deutschen Truppen wurde im Februar 1871 mit 1 Million 350 000 Mann erreicht, hiervon gehörten aber nur 937 000 zur mobilen Armee, und von diesen gehörten 684 000 zur Feldarmee. Also nur für 684 000 Mann hatte der Generalstab die Operationsentwürfe zu machen. Die höchste Zahl der in Frankreich stehenden und zu verpflegenden Mannschaften erreichte nie die Million, und der höchste Rationssatz war für 233 000 Pferde von der Intendantur zu beschaffen. Das sind recht kleine Zahlen im Vergleich zu den jetzt in Aussicht stehenden!

Ueber die Schwierigkeiten, die den Operationen der Massenheere erwachsen, über die Einwirkungen der Waffenverbesserungen, die voraussichtliche Dauer des nächsten Krieges, die neuartigen Faktoren, die zur Beendigung eines Krieges mitsprechen, über die vorteilhafteste Gliederung der Massenheere und vieles andre

---

[1]) Diese Zahlen sind dem trefflichen Werke des Generals Rediger und Oberst Gulewitsch im russischen Generalstabe entnommen.

ist schon unendlich viel geschrieben worden. Wir verschonen den Leser mit Wiederholungen und verweisen zur allgemeinen Orientierung über fast alle in Betracht zu ziehenden Fragen nur auf „Das Volk in Waffen" und zum Zweck eingehender Orientierung auf „Krieg- und Heerführung" von Colmar, Freiherrn v. d. Goltz. Wir beschränken uns hier, im Hinblick auf die deutsche Armee, zur Betonung des Ernstes, der in der jetzigen Situation mit ihrer Zahlenwut liegt, auf die Feststellung eines einzigen Satzes und auf das Aufwerfen einer einzigen Frage.

Der Satz lautet: Die Massen sind da, weit beträchtlicher als 1870/71, sie sind aber sehr viel weicher geworden, und es liegt im Schoße der Zukunft, ob sie noch dieselben blutigen Verluste ertragen können; der Zukunftskrieg aber, der für unsre Existenz zu führen ist, muß durchgekämpft werden, ohne daß der Armee vorher die köstliche Gelegenheit gegeben war, wie in den Feldzügen 1864 und 1866 vom Kleineren zum Größeren sich kriegerisch emporzuarbeiten; Führer mit Kriegserfahrung und hochberechtigtem Selbstvertrauen zogen 1870 gegen den Feind, den Führern im Zukunftskriege aber gähnt die „Oede des Schlachtfeldes" entgegen, gegen dessen Ueberraschungen sie nur durch theoretisches Wissen und Exerzierplatzerfahrungen gerüstet sein können.

Die Frage lautet: Werden wir wieder einen Moltke haben mit seinem genialen „System der Aushilfe" als Strategie, mit der Uebertragung des Wissens auf ein Kriegshandwerk unter veränderten Verhältnissen, mit der Kunst des Handelns unter schwierigen Bedingungen und schwierig, ja zeitweise unglücklich sich gestaltenden Kriegslagen? Auf das ununterbrochene Glück von 1870/71 kann man doch nicht rechnen, und dem neuen Führer wächst die neue, jetzt niemals in Rechnung gestellte Aufgabe hinzu, auch unter ungünstigen Verhältnissen sich zu bewähren.

Die Zeit scheint uns gekommen zu sein, da man die Verlegenheiten ernsthaft empfindet, in die die Massenheere die Führung wie die Intendantur versetzen können, trotz der neuesten Verkehrstechnik und der Erleichterung des Nachrichten- und Meldedienstes. Nachstehend ein Beweis für diese Annahme. C. v. B.-K., ein von uns hochgeschätzter Militärschriftsteller, der stets den Wert der Psyche und des Schneids betonte, der demnach recht genau den Minderwert von Reserveformationen kennen muß, kommt, zweifellos im Banne des jetzigen Systems des Operierens mit Massen, in erster Linie zu dem überraschenden Ausspruche: „Sowohl das Wechselvolle und Rasche in der modernen Kriegführung, als das Bedürfnis, eine Zahlenüberlegenheit möglichst bald zur Geltung zu bringen, legt den Gedanken nahe, die Reserven der Infanterie derart mit den aktiven Truppen zu vermischen, daß zwischen beiden qualitativ und quantitativ kein Unterschied bestehe, daß der Name ‚Reservetruppen' ganz abzuschaffen sei."

Wenn C. v. B.-K. sagt: „Wir glauben, mit einem so gebildeten Feldheer würde man des Sieges sicher sein, wenn man dadurch eine erhebliche örtliche Ueberlegenheit an Zahl erzielt und sofort offensiv wird, gegenüber einem Feinde,

Glaube an unser Volk, Der. Nationale Briefe aus Deutsch-Oesterreich. Linz a. d. D., Oesterreichische Verlagsanstalt. M. 1.—

Greyerz, Dr. Otto v., Albrecht Haller als Dichter. Oeffentlicher Vortrag, gehalten zu Bern. Dresden, Hans Schultze. M. 1.—

Guilbert, Yvette, Der Brettlkönig. Roman. Autorisierte Uebersetzung von Paul Bornstein. München, Alb. Langen.

Hansjakob, Heinrich, Letzte Fahrten. Erinnerungen. Illustriert von Curt Liebich. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 4.—

Helmolt, Dr. Hans F., Weltgeschichte. VIII. Band 1. Hälfte: Westeuropa im Zeitalter der Revolution, Napoleons I. und der Reaktion. Die staatlichen und gesellschaftlichen Neugestaltungen in Europa zwischen 1830 und 1859. (Vollständig in 8 Bänden gebunden à M. 10.— oder in 16 broschierten Halbbänden à M. 4.—). Mit Karten, Farbendrucktafeln und schwarzen Beilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Hennig, Richard, Jugend und Natur. Unmoderne Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—

Hoensbroech, Graf v., Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Zweiter Band: Die ultramontane Moral. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 12.—

Kirchhoff, Prof. Dr. Alfred, Was ist national? Vortrag im Thür.-Sächsischen Verein für Erdkunde zu Halle a. S. am 26. Februar 1902. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 80 Pf.

Körners sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von O. F. Gensichen und einem Bildnis des Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 2.—

Kressmann, Major a. D. Albert, Zur Gründung einer Deutschen National-Schule. Denkschrift. Karlsruhe i. B., Verlag der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei. M. 1.—

Kunstgewerbliche Stilproben. Ein Leitfaden zur Untersuchung der Kunststile für Schulen und zum Selbstunterrichte. Mit Erläuterungen von Prof. Dr. K. Berling. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 248 Abbildungen auf 32 Tafeln. Leipzig, K. W. Hiersemann. M. 2.—

Leinhaas, G. A., Erinnerungen an Victoria, Kaiserin und Königin Friedrich. Mainz, V. v. Zabern. M. 2.—

Orano, Domenico, Il sacco di Roma del m. d. XXVII. Studi e Documenti. Vol. I. I Ricordi di Marcello Alberini. Roma, Ermanno Loescher & Co. M. 8.—

Ott, Adolf, Memento mori! Roman aus dem Hochgebirge. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.60.

Paulsen, Prof. Friedrich, Der Höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 40 Pf.

Perfall, Anton Frhr. v., An der Tafel des Lebens. Roman. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 4.80.

Reichenau v., Generalleutnant z. D., Einfluss der Schilde auf die Entwickelung des Feldartilleriematerials und der Taktik. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 1.60.

Renan, Ernest, Das Leben Jesu. Aus dem Französischen von Paul Seliger. Meyers Volksbücher Nr. 1302 bis 1306. Leipzig, Bibliographisches Institut. 50 Pf.

Scholz, Wilhelm v., Der Spiegel. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. M. 2.50.

Schwager, Friedrich, Die katholische Mission in Südschantung. Heft 7 von „Frankfurter Zeitgemäße Broschüren". Hamm, Breer & Thiemann. 50 Pf.

Seltene und wertvolle Werke aus allen Wissenschaften. Katalog 5 gratis und franko bei Stähelin & Lauenstein, Wien I, Hoher Markt 5.

Storch, Dr. E., Versuch einer psychophysiologischen Darstellung des Bewusstseins, zugleich ein Beitrag zur Lehre von der Function der Grosshirnrinde. Mit 27 Abbildungen. Berlin, S. Karger. M. 4.—

Strecker, Reinhard, Maifrost. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.

Strecker, Dr. Reinhard, Der ästhetische Genuß. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.

Sutermeister, Eugen, Klänge aus stiller Welt. Gedichte. Zürich, Caesar Schmidt. M. 2.—

Tiring, Dr. Gustav, Die soziale Frage und das Prinzip der Solidarität. I. Band: Grundlegung. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.50.

Tobias, Wilhelm, Theodor v. Bernhardi und Theodor Goldstücker. Idolatrie und Idealismus. Betrachtungen eines Achtundvierzigers. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Vendramin, Lorenz, High Life. Groteske Komödie in vier Akten. München, Albert Langen. M. 1.50.

Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Auflage. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rich. Friedrich, Prof. Dr. E. Lehmann, Prof. Dr. Frz. Moldenhauer und Prof. Dr. E. Schwabe vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Alfred Baldamus. Zweiter Band: Mittelalter. Vollständig in vier Bänden à M. 6.—. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Wihan, Prof. Robert, Menschenglück und Veredlung. Ein Versuch, alle unanfechtbaren Thesen in diesen wichtigsten Fragen der Menschheit festzustellen und zur Anerkennung und Beachtung zu bringen. Trautenau (Böhmen), Selbstverlag des Verfassers. M. 1.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Reise-Lektüre

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

in eleganter Ausstattung.

Geheftet zum Preise von 1 M. 50 Pfg. pro Band:

Maxim Gorjki, Zwei Novellen. Malwa — Konowalow. 3. Auflage. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. Gebunden M. 2.50.

Karl Prümer, Die Kneippkur. Eine feuchtfröhliche Studie. Mit Bildern von Gustav Köhler.

Geheftet zum Preise von 2 Mark pro Band:

J. Bajovar, Alpenrosen und Gentianen. Eine Episode aus dem Leben König Ludwig II. von Bayern. 14. Auflage. Gebunden M. 3.—

Oscar Blumenthal, Unerbetene Briefe. 2. Auflage. Gebunden M. 3.—

Joh. van Dewall, Aus meinen Kadettenjahren. Lose Blätter. Illustriert. 3. Auflage. Gebunden M. 3.—

Joh. van Dewall, Kadettengeschichten. Erinnerungen aus meinen Kadettenjahren. Illustriert. 3. Auflage.

Emile Erhard, Ein Fragezeichen. Novelle. Gebunden M. 3.—

Maxim Gorjki, Foma Gordjejew. Roman. 3. Auflage. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. Gebunden M. 3.—

Albert Roderich, Künstlerfahrten. Humoresken. Mit 51 Illustrationen von C. Sellmer.

Leo Tolstoj, Auferstehung. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von Adolf Heß. 10. Auflage. Gebunden M. 3.—

J. Baron Weyssenhoff, Ein Uebermensch. Leben und Gedanken des Herrn Siegmund von Podfilipski. Aus dem Polnischen übersetzt von B. W. Segel. Gebunden M. 3.—

Geheftet zum Preise von 2 Mark 50 Pfg.

Ossip Schubin, Ein müdes Herz. Erzählung. 4. Auflage. Gebunden M. 3.50.

Geheftet zum Preise von 3 Mark pro Band:

G. von Berlepsch, Thalia in der Sommerfrische. Novelle. 2. Auflage. Gebunden M. 4.—

Geheftet zum Preise von 3 Mark pro Band:

Karl Detlef, Die geheimnisvolle Sängerin. Roman. Mit 95 Illustrationen.

Joh. van Dewall, Eine grosse Dame. Roman. 3. Auflage. Mit 155 Illustrationen.

Joh. van Dewall, Der Ulan. Roman. 3. Auflage. Mit 141 Illustrationen.

Joh. van Dewall, Der Spielprofessor. Roman. 3. Auflage. Mit 176 Illustrationen.

Joh. van Dewall, Unkraut im Weizen. Roman. 3. Auflage. Mit 118 Illustrationen.

Adele Hindermann, Bühnenvölkchen. Erzählung. Gebunden M. 4.—

Rudyard Kipling, Das Licht erlosch. Roman. Aus dem Englischen neu übersetzt von Leopold Rosenzweig. 5. Auflage. Gebunden M. 4.—

Maximilian Krauss, Unter den Frauentürmen. Roman aus dem Münchner Leben. Geb. M. 4.—

Otto von Leitgeb, Das Gänsemännlein. Erzählung. Illustriert von Wilh. Hoffmann. Gebunden M. 4.—

Stanislaus Lucas, Steppenstürme. Bilder aus dem russischen Leben. Gebunden M. 4.—

Johannes Rich. zur Megede, Das Blinkfeuer von Brüsterort. 3. Auflage. Gebunden M. 4.—

Johannes Rich. zur Megede, Unter Zigeunern. Roman. 3. Auflage. Gebunden M. 4.—

Johannes Rich. zur Megede, Kismet. Frühlingstage in St. Surin. — Schloß Tombrowska. 2. Auflage. Gebunden M. 4.—

Wilh. Meyer-Förster, Karl Heinrich. Erzählung. Illustriert von Adolf Wald. 10. Auflage. Gebunden M. 4.—

Wilh. Meyer-Förster, Heidenstamm. Roman. 4. Auflage. Gebunden M. 4.—

Wilh. Meyer-Förster, Die Fahrt um die Erde. Roman. Gebunden M. 4.—

Adolf Palm, Im Lindenhof. Lob der Armut. Die Muttergottes von Altötting. Drei Erzählungen. Gebunden M. 4.—

Felix v. Stenglin, Ein Dichterling. Roman. Gebunden M. 4.—

Grosser klarer Druck — Gutes Papier.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. In den meisten Bahnhof-Buchhandlungen vorrätig.

Glaube an unser Volk, Der. Nationale Briefe aus Deutsch-Oesterreich. Linz a. d. D., Oesterreichische Verlagsanstalt. M. 1.—

Greyerz, Dr. Otto v., Albrecht Haller als Dichter. Oeffentlicher Vortrag, gehalten zu Bern. Dresden, Hans Schultze. M. 1.—

Guilbert, Yvette, Der Brettlkönig. Roman. Autorisierte Uebersetzung von Paul Bornstein. München, Alb. Langen.

Hansjakob, Heinrich, Letzte Fahrten. Erinnerungen. Illustriert von Curt Liebich. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 4.—

Helmolt, Dr. Hans F., Weltgeschichte. VIII. Band 1. Hälfte: Westeuropa im Zeitalter der Revolution, Napoleons I. und der Reaktion. Die staatlichen und gesellschaftlichen Neugestaltungen in Europa zwischen 1830 und 1859. (Vollständig in 8 Bänden gebunden à M. 10.— oder in 16 broschierten Halbbänden à M. 4.—). Mit Karten, Farbendrucktafeln und schwarzen Beilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Hennig, Richard, Jugend und Natur. Unmoderne Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—

Hoensbroech, Graf v., Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Zweiter Band: Die ultramontane Moral. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 12.—

Kirchhoff, Prof. Dr. Alfred, Was ist national? Vortrag im Thür.-Sächsischen Verein für Erdkunde zu Halle a. S. am 26. Februar 1902. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 80 Pf.

Körners sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von O. F. Gensichen und einem Bildnis des Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 2.—

Kressmann, Major a. D. Albert, Zur Gründung einer Deutschen National-Schule. Denkschrift. Karlsruhe i. B., Verlag der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei. M. 1.—

Kunstgewerbliche Stilproben. Ein Leitfaden zur Untersuchung der Kunststile für Schulen und zum Selbstunterrichte. Mit Erläuterungen von Prof. Dr. K. Berling. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 248 Abbildungen auf 32 Tafeln. Leipzig, K. W. Hiersemann. M. 2.—

Leinhaas, G. A., Erinnerungen an Victoria, Kaiserin und Königin Friedrich. Mainz, B. v. Zabern. M. 2.—

Orano, Domenico, Il sacco di Roma del m. d. XXVII. Studi e Documenti. Vol. I. I Ricordi di Marcello Alberini. Roma, Ermanno Loescher & Co. M. 8.—

Ott, Adolf, Memento mori! Roman aus dem Hochgebirge. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.60.

Paulsen, Prof. Friedrich, Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 40 Pf.

Perfall, Anton Frhr. v., An der Tafel des Lebens. Roman. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 4.80.

Reichenau v., Generalleutnant z. D., Einfluss der Schilde auf die Entwickelung des Feldartilleriematerials und der Taktik. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 1.60.

Renan, Ernest, Das Leben Jesu. Aus dem Französischen von Paul Seliger. Meyers Volksbücher Nr. 1302 bis 1306. Leipzig, Bibliographisches Institut. 50 Pf.

Scholz, Wilhelm v., Der Spiegel. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. M. 2.50.

Schwager, Friedrich, Die katholische Mission in Südschantung. Heft 7 von „Frankfurter Zeitgemäße Broschüren". Hamm, Breer & Thiemann. 50 Pf.

Seltene und wertvolle Werke aus allen Wissenschaften. Katalog 5 gratis und franko bei Stähelin & Lauenstein, Wien I, Hoher Markt 5.

Storch, Dr. E., Versuch einer psychophysiologischen Darstellung des Bewusstseins, zugleich ein Beitrag zur Lehre von der Function der Grosshirnrinde. Mit 27 Abbildungen. Berlin, S. Karger. M. 4.—

Strecker, Reinhard, Maifrost. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.

Strecker, Dr. Reinhard, Der ästhetische Genuß. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.

Sutermeister, Eugen, Klänge aus stiller Welt. Gedichte. Zürich, Caesar Schmidt. M. 2.—

Tiring, Dr. Gustav, Die soziale Frage und das Prinzip der Solidarität. I. Band: Grundlegung. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.50.

Tobias, Wilhelm, Theodor v. Bernhardi und Theodor Goldstücker. Idolatrie und Idealismus. Betrachtungen eines Achtundvierzigers. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Vendramin, Lorenz, High Life. Groteske Komödie in vier Akten. München, Albert Langen. M. 1.50.

Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Auflage. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rich. Friedrich, Prof. Dr. E. Lehmann, Prof. Dr. Frz. Moldenhauer und Prof. Dr. E. Schwabe vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Alfred Baldamus. Zweiter Band: Mittelalter. Vollständig in vier Bänden à M. 6.—. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Wihan, Prof. Robert, Menschenglück und Veredlung. Ein Versuch, alle unanfechtbaren Thesen in diesen wichtigsten Fragen der Menschheit festzustellen und zur Anerkennung und Beachtung zu bringen. Trautenau (Böhmen), Selbstverlag des Verfassers. M. 1 50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Reise-Lektüre

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

in eleganter Ausstattung.

Geheftet zum Preise von 1 M. 50 Pfg. pro Band:

Maxim Gorjki, Zwei Novellen. Malwa — Konowalow. 3. Auflage. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. Gebunden M. 2.50.

Karl Prümer, Die Kneippkur. Eine feuchtfröhliche Studie. Mit Bildern von Gustav Köhler.

Geheftet zum Preise von 2 Mark pro Band:

J. Bajovar, Alpenrosen und Gentianen. Eine Episode aus dem Leben König Ludwig II. von Bayern. 14. Auflage. Gebunden M. 3.—

Oscar Blumenthal, Unerbetene Briefe. 2. Auflage. Gebunden M. 3.—

Joh. van Dewall, Aus meinen Kadettenjahren. Lose Blätter. Illustriert. 3. Auflage. Gebunden M. 3.—

Joh. van Dewall, Kadettengeschichten. Erinnerungen aus meinen Kadettenjahren. Illustriert. 3. Auflage.

Emile Erhard, Ein Fragezeichen. Novelle. Gebunden M. 3.—

Maxim Gorjki, Foma Gordjejew. Roman. 3. Auflage. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. Gebunden M. 3.—

Albert Roderich, Künstlerfahrten. Humoresken. Mit 51 Illustrationen von E. Sellmer.

Leo Tolstoj, Auferstehung. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von Adolf Heß. 10. Auflage. Gebunden M. 3.—

J. Baron Weyssenhoff, Ein Uebermensch. Leben und Gedanken des Herrn Siegmund von Podfilipski. Aus dem Polnischen übersetzt von B. W. Segel. Gebunden M. 3.—

Geheftet zum Preise von 2 Mark 50 Pfg.

Ossip Schubin, Ein müdes Herz. Erzählung. 4. Auflage. Gebunden M. 3.50.

Geheftet zum Preise von 3 Mark pro Band:

G. von Berlepsch, Thalia in der Sommerfrische. Novelle. 2. Auflage. Gebunden M. 4.—

Geheftet zum Preise von 3 Mark pro Band:

Karl Detlef, Die geheimnisvolle Sängerin. Roman. Mit 95 Illustrationen.

Joh. van Dewall, Eine grosse Dame. Roman. 3. Auflage. Mit 155 Illustrationen.

Joh. van Dewall, Der Ulan. Roman. 3. Auflage. Mit 141 Illustrationen.

Joh. van Dewall, Der Spielprofessor. Roman. 3. Auflage. Mit 176 Illustrationen.

Joh. van Dewall, Unkraut im Weizen. Roman. 3. Auflage. Mit 118 Illustrationen.

Adele Hindermann, Bühnenvölkchen. Erzählung. Gebunden M. 4.—

Rudyard Kipling, Das Licht erlosch. Roman. Aus dem Englischen neu übersetzt von Leopold Rosenzweig. 5. Auflage. Gebunden M. 4.—

Maximilian Krauss, Unter den Frauentürmen. Roman aus dem Münchner Leben. Geb. M. 4.—

Otto von Leitgeb, Das Gänsemännlein. Erzählung. Illustriert von Wilh. Hoffmann. Gebunden M. 4.—

Stanislaus Lucas, Steppenstürme. Bilder aus dem russischen Leben. Gebunden M. 4.—

Johannes Rich. zur Megede, Das Blinkfeuer von Brüsterort. 3. Auflage. Gebunden M. 4.—

Johannes Rich. zur Megede, Unter Zigeunern. Roman. 3. Auflage. Gebunden M. 4.—

Johannes Rich. zur Megede, Kismet. Frühlingstage in St. Surin. — Schloß Tombrowska. 2. Auflage. Gebunden M. 4.—

Wilh. Meyer-Förster, Karl Heinrich. Erzählung. Illustriert von Adolf Wald. 10. Auflage. Gebunden M. 4.—

Wilh. Meyer-Förster, Heidenstamm. Roman. 4. Auflage. Gebunden M. 4.—

Wilh. Meyer-Förster, Die Fahrt um die Erde. Roman. Gebunden M. 4.—

Adolf Palm, Im Lindenhof. Lob der Armut. Die Muttergottes von Altötting. Drei Erzählungen. Gebunden M. 4.—

Felix v. Stenglin, Ein Dichterling. Roman. Gebunden M. 4.—

Grosser klarer Druck — Gutes Papier.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. In den meisten Bahnhof-Buchhandlungen vorrätig.

Digitized by Google

CHOCOLAT SUCHARD

Spezialitäten:

Suchard's Dessert-Chocoladen.
Suchard's Chocolat fondant.
Suchard's Pralinés, Noisettes, Dujas.
Suchard's Cacao (1 K = 200 Tassen).

Letzte Neuheit:

SUCHARD'S MILKA

Vollrahm-Chocolade.

Suchard's Milka besteht aus den feinsten und ausgewähltesten Rohmaterialien und bildet demgemäss ein ebenso leicht verdauliches wie stärkendes Nahrungsmittel ohne gleichen. **Suchard's Milka** ist wegen ihres stark hervortretenden Rahmgeschmacks und ihrer exquisiten Feinheit eine überall gesuchte und beliebte Dessert-Chocolade. Eine Tafel **Suchard's Milka** (100 Gramm) enthält ebensoviel Nährstoff als eine gute Mahlzeit.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Red…

Siebenundzwanzigster Jahrgang September 1902 Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1902

Preis des Jahrganges 24 Mark.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Lebensversicherungs- und Ersparnis-Bank

Alte Stuttgarter **in Stuttgart** Gegr. 1854.

Versicherungsbestand Ende 1901	M. 626 565 702
Bankvermögen Ende 1901	„ 197 774 032
darunter Extra- u. Divid.-Reserven	„ 35 048 304
Seit Best. zu Gunsten d. Versich. erzielte Überschüsse	„ 99 798 199
Überschuss in 1901	„ 7 714 271

Neue einbändige Ausgabe.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Nikolaus Lenaus sämtliche Werke.

Mit einer biographischen Einleitung von Otto Franz Gensichen und dem Bildnis des Dichters. Ein Band von 397 Seiten Lex.-Okt. Eleg. gebunden **nur 2 Mark.**

Feine Ausgabe auf stärkerem Papier: Geheftet M. 4.—, in elegantem Halbfranzband M. 6.—

Als eine willkommene Gabe zur Jahrhundertfeier der Geburt des Sängers der Schwermut, der im Wahnsinn geendet hat, erscheint diese neue, mit großer Sorgfalt zusammengestellte Ausgabe seiner sämtlichen Werke. Sie schließt sich im Format wie in der Ausstattung genau unsern bekannten einbändigen Klassiker-Ausgaben an. Allen Verehrern des Dichters sei diese elegante, handliche und dabei außerordentlich billige Ausgabe seiner sämtlichen Werke warm empfohlen.

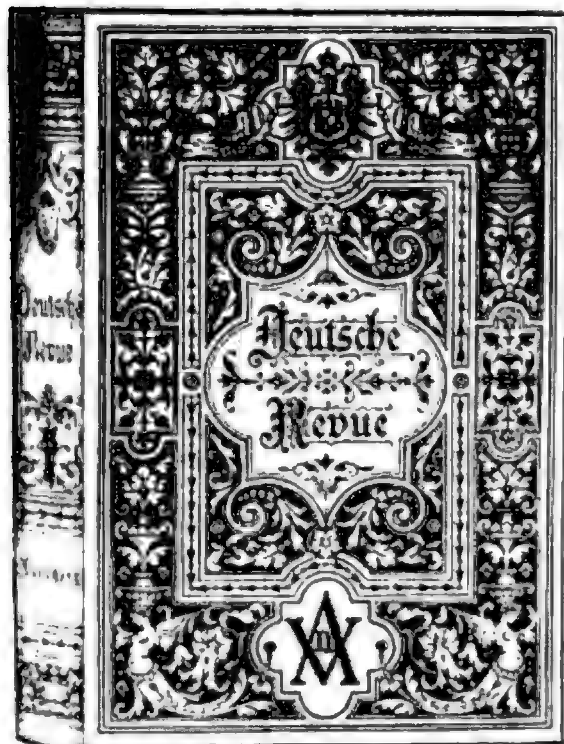
In einbändigen Ausgaben erschienen früher in unserm Verlage:

Goethes Werke. Gebunden **nur 4 Mark.**
Schillers Werke. Gebunden **nur 3 Mark.**
Shakespeares dramatische Werke. Gebunden **nur 3 Mark.**
Heines sämtliche Werke. Gebunden **nur 3 Mark.**
Hauffs Werke. Gebunden **nur 3 Mark.**
Lessings Werke. Gebunden **nur 3 Mark.**
Uhlands sämtliche Werke. Gebunden **nur 4 Mark.**
Körners sämtliche Werke. Gebunden **nur 2 Mark.**

Der Hamburgische Correspondent nennt diese Ausgaben **Unica des deutschen Buchgewerbes.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Original-Einband-Decken zur „Deutschen Revue".



Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Den geehrten Abonnenten auf die „Deutsche Revue" empfehlen wir zum Einbinden der Zeitschrift die in unsrer Buchbinderei hergestellten

Original-Einband-Decken

nach nebenstehender Abbildung

in brauner Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken.

Preis jeder Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum dritten Band des Jahrgangs 1902 (Juli- bis September-Heft) kann sofort bezogen werden.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894—1901 werden auf Bestellung auch jetzt noch geliefert.

☞ Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, der gefälligst mit deutlicher Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch die unsre Zeitschrift bezogen wird.

Die verehrl. Postabonnenten belieben sich an die nächstgelegene Buchhandlung zu wenden, d
ämter Einband-Decken nicht bezogen werd
Wunsch liefern wir gegen Franko-Einsendu
die Decken auch direkt.

Deutsche Verl

Der bewaffnete europäische Frieden und die Abrüstungsfrage.

Von

Generalleutnant z. D. Metzler.

Mit dem Friedensmanifest des Kaisers von Rußland trat seit einigen Jahren die Frage des „Ewigen Friedens" in die erste Etappe der bis zu einem gewissen Grade ernsthaft zu nehmenden Projekte. Seit dieser Zeit wurde viel Für und Wider geschrieben — aber auch viel kriegerische Erscheinungen zogen an unsern Augen vorüber und — Krieg folgte auf Krieg in schnellster Reihenfolge! Die „Ewige Friedensfrage" könnte mithin durch die Wucht der Thatsachen als gelöst, und zwar zu Ungunsten der Friedensfreunde à tout prix, betrachtet werden. Da es sich aber gebührt, eine so überaus tief ins Leben einschneidende Frage objektiv und mit weit ausschauendem Auge zu betrachten, so gebührt es sich auch, die letzten Kriege als Argumente nicht heranzuziehen. Nordamerika ging gegen Spanien, England gegen Südafrika vor, ohne zum Krieg gerüstet zu sein, einfach im Gefühl des Stärkeren den richtigen Augenblick zur Besitzvergrößerung ergreifend. Solche Kriege sind nie aus der Welt zu schaffen, sie werden auch nie durch ein Haager Schiedsgericht inhibiert werden. Auf ihren Erfolgen beruhte und beruht auch in Zukunft die Größe aller Staaten. Solche Kriege, auch die im Ausland und selbst die der kleinen europäischen Staaten schalten wir aus unsern Betrachtungen vollständig aus. Wir konzentrieren sie nur auf die großen europäischen Landmächte.

Wir stellen uns auf den Standpunkt, daß jetzt eine gewisse Kriegsfurcht bei manchen, ein Friedensbedürfnis bei andern besteht und daß als Resultat dieser Gefühle der Wille, den Frieden zu erhalten, zum Ausdruck kommt.

Thatsächlich sind alle Staaten, mit Ausnahme Rußlands, fast auf dem Höhepunkt ihrer Rüstungen angelangt; sie stehen sich mit Gewehr bei Fuß ein-

ander gegenüber. Dies ist doch sicherlich ein Zeichen, daß es thöricht wäre, sich in die in nebelhafter Ferne liegende Aera zu versetzen, in der von der Unmöglichkeit jedwelcher Kriege geträumt werden könnte. Wer sich hierüber belehren will, der nehme den trefflichen Aufsatz des Generals Vogel v. Falckenstein „Der ewige Frieden" (Februarheft der „Deutschen Revue" 1902, D. Red.) zur Hand.

Kriege sind unvermeidbar, solange Nationen mit ihren Bedürfnissen bestehen und solange Nationen gewillt sind, mächtig zu sein oder mächtiger zu werden und solange sie ihre Ehre wahren wollen. Bei dem augenblicklichen Stand der politischen Verhältnisse in Europa und der durch sie bedingten Bündnisse balancieren so ziemlich die Kräfte der beiden Hauptgruppen. Es ist daher anzunehmen, daß es zu keinem Kriege kommt, solange politische Verschiebungen nicht stattfinden. Jede einzelne Gruppe und jeder einzelne Staat entschließt sich jetzt schwerer zu einem Krieg wie in früherer Zeit, da das ganze Volk weit mehr in Mitleidenschaft gezogen wird. Im jetzigen Wehrsystem liegt mithin eine gewisse Friedensgarantie, und wir stellen die Behauptung auf, daß die Spanne Zeit bis zum Ausbruch eines großen Krieges um so länger wird, je länger die Großmächte auf ihrem jetzigen Wehrsystem beharren und je länger sie volkswirtschaftlich gleichmäßig gut den Stand auf dem Quivive-Fuß ertragen können. Entschließt sich in Zukunft ein Staat zur Kriegserklärung, so muß der Politiker nicht nur vom Kriegsminister und vom Chef des Generalstabes, sondern auch vom Finanzminister die Antwort erhalten haben, daß die militärische wie die finanzielle Mobilmachung beendet ist.

Nehmen wir an, dem letzteren sei diese schwierige Arbeit gelungen und er habe Vorsorge getroffen, daß Massenheere auf ziemlich lange Zeit verpflegt werden können, ohne daß die Existenzfähigkeit des Landes zerstört würde.[1]) Fragen aber der Politiker und der Finanzminister den Militär, auf wie lange Zeit die Mittel zum Kriegführen wohl bereitgestellt werden müßten, so wird dieser nicht in der Lage sein, eine auch nur einigermaßen bestimmte Antwort zu geben, denn mit der Verwendung von Millionenheeren stehen wir vor einem Novum. Im nachstehenden seien die Gedanken entwickelt, die sich dem beobachtenden Militär im Hinblick auf die Gegenwart und den Zukunftskrieg aufdrängen.

Zunächst ein Blick auf die jetzige Rüstung im Frieden!

Daß jeder Staat sucht, seine gesamte männliche Bevölkerung zur dereinstigen Wahrung seiner Interessen in den Waffen auszubilden, ist ein Gebot der jetzigen Verhältnisse. Sieht man von den Unterschieden ab, die in den einzelnen Staaten

---

[1]) Für einen Krieg auf dem Festlande hat v. Renauld in der „Finanziellen Mobilmachung der deutschen Wehrmacht" pro Mann und Tag nur 6 Mark, gegen 5 Mark im Kriege 1870/71 ermittelt. Dies würde bei der Mobilisierung der gesamten deutschen Wehrkraft in Höhe von 4 Millionen 330000 Mann eine tägliche Ausgabe von 26 Millionen Mark bedingen. Hierzu tritt der Ausfall, der durch die Störung von Handel und Wandel eintritt, und es kommen ferner die Ausgaben für die mobilisierte Marine hinzu.

im Ergreifen der Mittel zu Tage treten — Länge der Dienstzeit, Schonung der Privatinteressen, Mindestmaß der Größe und Tauglichkeit — so ist zu erkennen, daß durch die allgemeine Wehrpflicht die Gesamterziehung der jungen Männer, die während ihrer Einziehung die Hochschule der Volkserziehung besuchen, in eine bessere Bahn geleitet wird. Diesem Vorteil tritt hinzu, daß die männliche Jugend körperlich gekräftigt und hierdurch ein Mittel zur Hebung des Nationalwohlstandes gewonnen wird, und schließlich ist es nicht hoch genug anzuschlagen, daß die allgemeine Wehrpflicht zur Erhaltung des mit den Existenzbedingungen eines Volkes aufs engste verbundenen kriegerischen Geistes wesentlich beiträgt.

Diesen Vorteilen, die die allgemeine Wehrpflicht im Gefolge hat, stehen aber auch Nachteile gegenüber, wenn sie allzu straff durchgeführt wird. Sie treten sowohl bei der Friedensarmee wie beim Uebergang auf den Kriegsfuß und bei der Kriegführung mit Massenheeren zu Tage. Von diesen Nachteilen seien angeführt:

Die militärische Ausbildung des einzelnen kann bei der Jahr für Jahr hinzutretenden starken Rekrutenquote und bei der großen Anzahl von einzuziehenden Mannschaften des Beurlaubtenstandes zur Auffrischung ihres militärischen Wertes nicht so intensiv betrieben werden wie bei geringerem Friedensstand, da das Ausbildungspersonal nicht in demselben Verhältnis gewachsen oder an Güte gewonnen hat. Bei dem Bedürfnis nach großen Armeen ist man in den Anforderungen an die Felddienstfähigkeit und Größe heruntergegangen. Das Gesamtmaterial der Friedensarmee sinkt mithin an Wert mit einem gewissermaßen forcierten Drang nach ihrer Größe.

In dem Streben des Ausbildungspersonals, insbesondere in dem der Offiziere bis zum Hauptmann einschließlich aufwärts, mit dem ihnen zur Verfügung gestellten Material möglichst viel zu leisten, liegt eine Last, die ihm eine nur geringe Zeit zu seiner eignen wissenschaftlichen und militärisch-theoretischen Weiterbildung beläßt.

Je größer die Armeen sind, desto schwerer entschließt sich eine Heeresverwaltung, Aenderungen in der Bewaffnung, Ausrüstung, Bekleidung, die als Verbesserungen erkannt werden, einzuführen, weil weit höhere Kosten entstehen und weil die Einberufung einer weit größeren Anzahl von Reservisten zu ihrer Neuausbildung notwendig wird. Es kann mit diesem schwieriger gemachten Entschluß zur Einführung von Verbesserungen der Nachteil verknüpft sein, daß andre Armeen eine technische Ueberlegenheit gewinnen. Bei dieser Frage fällt die jetzige Schnelligkeit in der Reihenfolge der Fortschritte auf technischem Gebiet erschwerend ins Gewicht.

Der Uebergang auf den Kriegsfuß ist für große Heere schwieriger wie für kleine, der strategische Aufmarsch erfordert mehr Zeit, und das Moment der Ueberraschenden kann demgemäß in geringerem Grad ausgenutzt werden.

Die Kriegführung selbst aber mit den Massenheeren, so wie diese jetzt von allen Staaten beabsichtigt wird, muß in ihrem Verlauf die größten Ueberraschungen bringen. Der vorbereitenden Heeresverwaltung, dem Strategen und

dem Taktiker eröffnet ein in Aussicht stehender Krieg mit Millionenmassen das weiteste Terrain zu Ueberlegungen, zu Kombinationen und zu Zweifeln.

An ausgebildeten Mannschaften kann mit den nachstehenden Zahlen gerechnet werden:

Rußland	mit	5	Millionen	400 000	Mann
Deutschland	„	4	„	330 000	„
Frankreich	„	4	„	110 000	„
Oesterreich	„	2	„	340 000	„
Italien	„	1	„	900 000	„

An Mannschaften im aktiven Dienst plus den in der Reserve stehenden und ausgebildeten Leuten reduzieren sich die Zahlen für

Rußland	auf	3	Millionen	970 000	Mann
Deutschland	„	3	„	527 000	„
Frankreich	„	3	„	365 000	„
Oesterreich	„	1	„	346 000	„
Italien	„	1	„	262 000	„

Die in der ersteren Uebersicht gegebenen Zahlen der waffenfähigen Mannschaften bilden im Verhältnis zu der Gesamtzahl der arbeitsfähigen männlichen Bevölkerung im Alter von 21 bis 60 Jahren 21% für Rußland und Oesterreich, 24% für Italien, 36% für Deutschland und 41% für Frankreich. Vom nationalökonomischen Standpunkt aus wird demnach bei Ausbruch eines Krieges Frankreich am schärfsten, Rußland und Oesterreich am geringsten in Anspruch genommen.[1]) Nimmt man nur die Hälfte der in der zweiten Uebersicht gegebenen Zahlen als solche an, mit denen vorm Feinde zu rechnen ist, so erhellt, daß das Schlagwort „Millionenheere“ nicht unberechtigt ist. Es wird zur Beleuchtung der Schwierigkeiten, die der Führung und Verpflegung dieser „Millionenheere“ erwachsen, nicht uninteressant sein, uns einiger Zahlen aus dem deutsch-französischen Krieg zu erinnern. Die höchste Gesamteffektivstärke der deutschen Truppen wurde im Februar 1871 mit 1 Million 350 000 Mann erreicht, hiervon gehörten aber nur 937 000 zur mobilen Armee, und von diesen gehörten 684 000 zur Feldarmee. Also nur für 684 000 Mann hatte der Generalstab die Operationsentwürfe zu machen. Die höchste Zahl der in Frankreich stehenden und zu verpflegenden Mannschaften erreichte nie die Million, und der höchste Rationssatz war für 233 000 Pferde von der Intendantur zu beschaffen. Das sind recht kleine Zahlen im Vergleich zu den jetzt in Aussicht stehenden!

Ueber die Schwierigkeiten, die den Operationen der Massenheere erwachsen, über die Einwirkungen der Waffenverbesserungen, die voraussichtliche Dauer des nächsten Krieges, die neuartigen Faktoren, die zur Beendigung eines Krieges mitsprechen, über die vorteilhafteste Gliederung der Massenheere und vieles andre

---

[1]) Diese Zahlen sind dem trefflichen Werke des Generals Rediger und Oberst Gulewitsch im russischen Generalstabe entnommen.

ist schon unendlich viel geschrieben worden. Wir verschonen den Leser mit Wiederholungen und verweisen zur allgemeinen Orientierung über fast alle in Betracht zu ziehenden Fragen nur auf „Das Volk in Waffen“ und zum Zweck eingehender Orientierung auf „Krieg- und Heerführung“ von Colmar, Freiherrn v. d. Goltz. Wir beschränken uns hier, im Hinblick auf die deutsche Armee, zur Betonung des Ernstes, der in der jetzigen Situation mit ihrer Zahlenwut liegt, auf die Feststellung eines einzigen Satzes und auf das Aufwerfen einer einzigen Frage.

Der Satz lautet: Die Massen sind da, weit beträchtlicher als 1870/71, sie sind aber sehr viel weicher geworden, und es liegt im Schoße der Zukunft, ob sie noch dieselben blutigen Verluste ertragen können; der Zukunftskrieg aber, der für unsre Existenz zu führen ist, muß durchgekämpft werden, ohne daß der Armee vorher die köstliche Gelegenheit gegeben war, wie in den Feldzügen 1864 und 1866 vom Kleineren zum Größeren sich kriegerisch emporzuarbeiten; Führer mit Kriegserfahrung und hochberechtigtem Selbstvertrauen zogen 1870 gegen den Feind, den Führern im Zukunftskriege aber gähnt die „Oede des Schlachtfeldes“ entgegen, gegen dessen Ueberraschungen sie nur durch theoretisches Wissen und Exerzierplatzerfahrungen gerüstet sein können.

Die Frage lautet: Werden wir wieder einen Moltke haben mit seinem genialen „System der Aushilfe“ als Strategie, mit der Uebertragung des Wissens auf ein Kriegshandwerk unter veränderten Verhältnissen, mit der Kunst des Handelns unter schwierigen Bedingungen und schwierig, ja zeitweise unglücklich sich gestaltenden Kriegslagen? Auf das ununterbrochene Glück von 1870/71 kann man doch nicht rechnen, und dem neuen Führer wächst die neue, jetzt niemals in Rechnung gestellte Aufgabe hinzu, auch unter ungünstigen Verhältnissen sich zu bewähren.

Die Zeit scheint uns gekommen zu sein, da man die Verlegenheiten ernsthaft empfindet, in die die Massenheere die Führung wie die Intendantur versetzen können, trotz der neuesten Verkehrstechnik und der Erleichterung des Nachrichten- und Meldedienstes. Nachstehend ein Beweis für diese Annahme. C. v. B.-K., ein von uns hochgeschätzter Militärschriftsteller, der stets den Wert der Psyche und des Schneids betonte, der demnach recht genau den Minderwert von Reserveformationen kennen muß, kommt, zweifellos im Banne des jetzigen Systems des Operierens mit Massen, in erster Linie zu dem überraschenden Ausspruche: „Sowohl das Wechselvolle und Rasche in der modernen Kriegführung, als das Bedürfnis, eine Zahlenüberlegenheit möglichst bald zur Geltung zu bringen, legt den Gedanken nahe, die Reserven der Infanterie derart mit den aktiven Truppen zu vermischen, daß zwischen beiden qualitativ und quantitativ kein Unterschied bestehe, daß der Name ‚Reservetruppen‘ ganz abzuschaffen sei.“

Wenn C. v. B.-K. sagt: „Wir glauben, mit einem so gebildeten Feldheer würde man des Sieges sicher sein, wenn man dadurch eine erhebliche örtliche Ueberlegenheit an Zahl erzielt und sofort offensiv wird, gegenüber einem Feinde,

der seine Reservedivisionen absichtlich zurückhält oder noch nicht heran haben kann," so erkennen wir in diesem bei Beibehalt des jetzigen Systems zweifellos diskutierbaren Vorschlag einen durch das Massensystem hervorgerufenen Notbehelf. Daß ein solcher Vorschlag selbst von dem Psychologen C. v. B.-K. überhaupt gemacht wird, das ist für uns der Beweis, daß ein Verlegenheitsmoment im Hinblick auf die Zukunftskriegführung eingetreten ist.

Wir sind auf der äußersten Rüsthöhe angelangt. Die Völker und die Heere beobachten einander. In strategischen wie in taktischen Fragen stehen alle Armeen einem gewissen Unbekannten gegenüber, und in der Bewaffnungsfrage, die bezüglich ihrer Lösung ein gewichtiges Wort bei der Frage Krieg oder Frieden mitredet, befindet sich die Feldartillerie auf dem Höhepunkt ihrer Spannung. In taktischen Fragen herrscht bei der Kavallerie zurzeit weniger Unklarheit wie bei der Infanterie und Artillerie.

Dies sind Momente, die dem militärischen Beobachter einen baldigen Ausbruch eines Krieges, selbst bei starkem politischen Unwetter, nicht gerade als militärisch zeitgemäß erscheinen lassen.

Sollte die jetzige Zeit, da wir auf der von uns selbst geschaffenen oder von andern uns aufgedrungenen Höhe der Massen stehen, nicht dazu angethan sein, Einkehr zu halten und zu überlegen, ob es nicht besser sei, eine Elite an Stelle einer weichen Masse dem Feinde gegenüber zu stellen, nicht abzurüsten, aber schärfer innerhalb der Armee zu rüsten und hierdurch beizutragen, das Volk in der Rüstung zu entlasten, die Armee aber qualitativ zu stärken und vorm Feind handlicher und zuverlässiger zu gestalten?

Bei der Beantwortung dieser Frage darf von zwei Sätzen nicht Abstand genommen werden: von der allgemeinen Wehrpflicht und von der zweijährigen Dienstzeit für die Fußtruppen. Im übrigen könnten die im nachstehenden skizzierten Gedanken wohl diskutierbar sein:

1. Nur ganz kräftige Leute zum Dienst mit der Waffe einzustellen, im Sinne eines Rundschreibens des preußischen Kriegsministeriums aus dem Jahre 1883, wonach es als nicht wünschenswert bezeichnet war, den Infanteristen um mehr als ein Drittel des eignen Körpergewichtes zu belasten. Das eigne Gewicht des deutschen Minimalsoldaten (154 Centimeter) beträgt 57,5 Kilogramm. Er hat 27 Kilogramm (Mindestgewicht des Gepäcks aller europäischen Großstaaten), also nahezu die Hälfte seines Eigengewichts zu tragen! Die Frage Erleichterung des Gepäcks oder größeres Eigengewicht durch Erhöhung des Minimalmaßes spitzt sich immer mehr zu. Da Fachautoritäten erstere als unausführbar erklären, so bleibt nur der letztere Ausweg übrig, der eine Verbesserung der physischen Kraft des Mannes auf Kosten der Quantität bedeutet.

2. Bei dem Verfahren ad 1 wären die minder Kräftigen, also im wahren Sinne des Worts nicht Felddienstfähigen, nur so weit, also während kurzer Zeit, auszubilden, daß sie in der Lage wären, beim Volkskrieg nützliche Dienste zu

leisten. Aus der Masse der Nichtfelddienstfähigen wären unter Berücksichtigung der Erwerbs- und häuslichen Verhältnisse diejenigen zum aktiven Dienststand und zur Verpflegung über den jährlich etwas wechselnden Etat heranzuziehen, die mit Berücksichtigung der Bedürfnisse im Krieg im Rechnungs-, Verpflegungswesen u. s. w. auszubilden sind. Ein andrer Teil würde auf die Dauer eines Jahres einzuziehen und in Garnison- und Arbeitercompagnien zusammenzustellen sein, der im Dienst als Burschen, Ordonnanzen, Arbeiter zur vollkommenen Entlastung der mit diesen Sachen überlasteten Truppenteile dienen würde.

3. Bei Durchführung von 1 und 2 erwächst sowohl der Armee wie der Arbeitskraft des Volkes zur Erhöhung des Nationalwohlstandes ein Nutzen. Die Mannschaften des aktiven Dienststandes können weit intensiver ausgebildet werden, und die Armeen, die vor den Feind geführt werden — die aktive Friedensarmee plus der in ihr ausgebildeten Reservisten —, sind durchgebildeter, zuverlässiger, beweglicher. Trotzdem könnte die Stärke der gesamten, in erster Linie vorm Feind verwendbaren Infanterie, der Hauptmasse, für die deutsche Armee gerade 1 Million Streiter betragen. Dies ist doch eine allmählich einzusetzende Zahl, die mit Wucht in die Wagschale geworfen werden kann. Dem in letzterer Zeit aufgetauchten Wunsch nach Aenderung des Stärkeverhältnisses zu Gunsten der Kavallerie wäre Rechnung getragen ohne eine Vermehrung der kostspieligeren Reiterwaffe.

4. Aus den Betrachtungen ad 3 ist eine Freiheit in der sofortigen Ausrückestärke der Infanterie zu ersehen. Von den in Masse bei der Mobilmachung zuströmenden Reservisten wären zur Ergänzung der aktiven Truppenteile nur diejenigen zu entnehmen, die als die kriegstauglichsten erscheinen. Sie bilden in ihren Jahrgängen über das Doppelte des aktiven Standes, und es bleibt mithin nach dem Ausrücken der Elite vor den Feind ein vorzügliches Material zurück, das, sofort in scharfe Ausbildung und Trainierung genommen, in kurzer Zeit ein völlig brauchbarer Ersatz zur Ausfüllung der nach dem Ausmarsch entstehenden Lücken bilden wird. Alle in letzterer Zeit in der Militärlitteratur ausgesprochenen Ansichten berechtigen die Aufstellung des Satzes: Truppen, auf die wir uns für den ausschlaggebenden Angriff verlassen können, werden nur Linientruppen sein, und zwar nur dann, wenn deren Charakter nicht durch allzu starke Abgabe von Offizieren und Unteroffizieren an Neuformationen gemindert wird. Je geringer diese Abgabe sein kann, desto geringer wird auch der innere Wert dieser Neuformationen. Man verwende also solche nicht in andrer Linie, sondern nur nach Bedarf zur Deckung der rückwärtigen Verbindung, überhaupt nur zu untergeordneten Zwecken. Eine innere Kräftigung sollen sie erfahren durch Zuteilung einzelner Batterien des Friedensstandes. Die numerische Stärke der Feldartillerie wird bereits von vielen Stellen als zu groß, bei aller Anerkennung der vorzüglichen Organisation, angesehen; es wird gesagt, daß 24 Batterien für ein Armeecorps von 24 bis 30 Bataillonen, dessen Gefechtsstärke bald auf 15000 bis 20000 Mann herabgesunken sein wird, zu viel seien. Eine

allzu starke Zuteilung von Artillerie hat den Nachteil, daß die Gefechtsfronten auf Kosten ihrer inneren Kraft zu sehr verlängert werden, und operativ wirkt sie hemmend durch die Verlängerung der Marschkolonnen. Es tritt daher nicht vereinzelt der Wunsch zu Tag, unter Beibehalt der jetzigen Artillerieformationen, auch unter Berücksichtigung der Schwierigkeit der jetzigen Ausbildung von Artillerieführern und Mannschaften, Reserve- und Landwehrbatterien in der Folge nicht mehr aufzustellen.

Faßt man die vorstehenden Betrachtungen in wenigen Worten zusammen, so kann man sich etwa dahin ausdrücken:

Die gespannten politischen Verhältnisse drängte alle Nationen zu einer höchsten Anspannung ihrer militärischen Kräfte, insbesondere in quantitativer Richtung hin. Die Konsequenzen werden allmählich weder für die Friedens- noch für die Kriegszeit als vorteilhaft erkannt. Es scheint die Zeit zu beginnen, da der vor zwei Decennien ausgesprochene Gedanke des Generals Freiherrn v. d. Goltz: „Läßt man den Blick in die Zukunft schweifen, so ahnt man selbst eine Zeit, wo die Millionenheere der Gegenwart ihre Rolle ausgespielt haben," als durchführbar erkannt wird — zur Schärfung des Schwertes und zur Erleichterung des Volkes, letzteres zwecks der Erhöhung der nationalen, materiellen Kraft und der Erleichterung eines mehr wie je gebotenen finanziellen Mobilmachungsplans.

Nur in dem Sinne der qualitativen Kräftigung der bewaffneten Macht auf Kosten ihres Massenumfangs könnte das Wort „Abrüstungsfrage" ausgesprochen werden. Wir hätten dabei Gelegenheit und Muße, auf Erhöhung der Disciplin[1]) hinzuwirken, und wir müßten es uns angelegen sein lassen, das Volk in der Pflege des kriegerischen Geistes zu erziehen, so — wie die Japaner jetzt in der Welt vorbildlich dastehen!

---

[1]) General v. Leszczynski sagte im Mai-Heft (1902) der „Deutschen Revue": „Die Disciplin der Armeen ist ja überhaupt die Grundlage der Regierung in den großen Staaten. Geht sie zu Grunde, oder ist sie nur zersetzt, so helfen Brüsseler und Genfer Konventionen nichts. Die Humanitätsbestrebungen, so achtbar und edel sie sind, werden den Lauf der Dinge nicht ändern."

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Beirut, 9. 11. 69.

Wenn Du unsern Weg auf der Karte verfolgst, wirst Du Dich wundern, daß wir erst in Jaffa und dann hier landeten, um auf der Fahrt nach Aegypten denselben Weg noch einmal zu machen. Das ist aber nur geschehen, weil die Transportmittel nach Jerusalem für zwei solche Züge, wie den des Kaisers und unsern, nicht ausreichen; auch würde unser Herr nach seiner Ansicht auf den zweiten Platz gedrückt worden sein.

Gestern habe ich noch meinen Bericht über die Zukunft des in Jerusalem acquirierten Bauplatzes gemacht; ich schließe mit der Hoffnung, daß der Kultusminister mit dem Bau bald Ernst machen möge. Vielleicht auch könne der Johanniterorden zur Beteiligung aufgefordert werden; vielleicht sei es überhaupt am Platze, diesen Orden mit seiner Thätigkeit wieder dem Orient zuzuführen, wo er entstanden sei, indem man ihm die Aufgabe stellte, die protestantischen Gemeinden hier zu schützen und zu fördern. Es widersteht zwar der Natur des Protestantismus, sich unter solches Patronat zu beugen, aber hier fühlt er sich hilflos, ist vereinzelt, in allen seinen Instituten von den momentanen Vorständen abhängig, mal kräftig, mal elend situiert. Jetzt leitet Kaiserswerth den Protestantismus im Orient, und so hoch man diesen Quasi-Orden schätzen muß, so fehlt doch jede Freiheit der Anschauung, und er verträgt wohl eine Beeinflussung durch die Johanniter. Diese aber würden mit größeren Aufgaben nur wachsen, wie wir es schon 1866 sahen, und die Leitung würde immer besser werden.

Wir haben heut hier wieder drei Anstalten besucht, Schule und Pensionat und Hospital; alle drei von Diakonissinnen geleitet und in vorzüglicher Verfassung. Demnächst sahen wir eine englische und eine französische Anstalt, auch lobenswert, wenngleich der edeln Einfachheit der unsrigen entbehrend.

Hier werden circa 2000 arabische und türkische Kinder unausgesetzt und unentgeltlich unterrichtet. Mit 14 Jahren kehren sie in die Heimat zurück. Es ist nicht denkbar, daß Christentum und Kultur dabei nicht gewinnen sollten.

Beirut ist außerordentlich schön; 80000 Einwohner, blühender Handel, lauter neue, von Gärten umgebene Häuser. Die Stadt erhebt sich auf sanfter Höhe und wird rückwärts von dem hochaufsteigenden Libanon geschlossen. Wir

wohnen sehr schön im Hause des Gouverneurs und fühlen uns als Gäste des Sultans ganz wohl, nachdem die letzte Tour aus eigner Tasche netto 7000 Thaler gekostet hat."

*

Damaskus, 12. 11. 69.

„Gestern und vorgestern haben wir eine sehr interessante Tour durch den Libanon gemacht und dabei ein gutes Stück wirklich orientalischer Kultur gesehen. Ueberall prachtvolles Grün, freilich auch überall Wasser, denn die in Wolken gehüllten Spitzen des Libanon spenden unausgesetzt Feuchtigkeit zur Speisung der Quellen. Die Landschaft ist sehr großartig, um so mehr, als man gleichzeitig die gewaltigen Gebirgsformationen und das Meer mit dem Blick umspannt; die Wege führen so steil auf die Höhe und wieder hinunter, und abermals hinauf und hinab, daß man sie nur mit so vorzüglichen Pferden und gar noch in starker Gangart durchreiten kann.

Wir wohnten bei dem Gouverneur des Libanon, Franco Pascha, dessen Residenz, zur Bändigung der häufig revoltierenden Einwohner, eine Festung ist. Sie thront auf der Höhe wie die Rheinburgen, entstammt auch vielleicht noch der Kreuzfahrerzeit. Im ersten Hof lag Infanterie, in den Souterrains 800 Pferde, Gräben umgeben das Ganze. Als Elitetruppe unterhält der Pascha eine Art Fremdenlegion mit nur polnischen Offizieren, unter denen aber kein Preuße; ein französischer Instrukteur leistete augenscheinlich sehr Anerkennenswertes.

Auf den Höfen sind Springbrunnen und grüne Bäume, aus den Fenstern unsrer Wohnungen prächtige Aussichten; eine große Menge Volks ist herbeigeströmt, und abends sind die Berge von flammenden Holzstößen beleuchtet, und die Burg selbst erglänzt in Lichterpracht. In den Dörfern waren Häuser und Straßen geschmückt, und der Prinz wurde mit Zurufen empfangen. Weiber bespritzten ihn mit Rosenwasser und verbrannten wohlriechende Hölzer; das Ganze etwas theatralisch, aber nicht unwirksam.

Am Abend des 11. waren wir um acht per Wagen in Damaskus, der bedeutendsten Stadt und dem Zentralpunkt für allen Handel bis nach Persien, sehr schön am Fuße des Antilibanon gelegen und reich mit Wasser versehen. Der Kronprinz bewohnt ein ganzes Haus, die Höfe frisch und prächtig, die Räume hoch und luftig, mit kostbaren Diwans geschmückt; in jedem Saal ein Wasserspiel. Alles ist für die Faulheit eingerichtet, die Arbeit muß sehn, wo sie sich niederlassen kann."

Den 13. 11. schrieb der Kronprinz:

„Gestern blieb ich in Damaskus, der Perle des Orients; heut besichtigte ich auf einem Gewaltmarsch die mächtigen Ruinen von Baalbek. Auf einem Ruhepunkt war eine Eskadron Kamelreiterei aufgestellt, 80 Kamele und 150 Mann, Infanteristen, von denen je zwei auf einem Tier sitzen, sie marschieren in Schritt und Trab, feuern von oben herunter ganz regelmäßig; der hintere Mann ladet für den vorderen. Die Kamele werden nur mit der Stimme und

der Halfter gelenkt und erscheinen als ein sehr widerstrebendes Element. Die Hauptsache ist, daß sie bequem zwölf Meilen hintereinander laufen."

*

An Bord, zwischen Beirut und Port Said, 15. 11. 69.

„Wir haben drei furchtbar strapaziöse Tage hinter uns; zum Schluß benahm sich noch das Meer sehr unmanierlich, als wir uns einschifften, und die Brandung schleuderte uns wiederholt zurück, bis es den Kräften der Matrosen gelang, uns hinauszubringen. Aber auch die Besteigung des Schiffes lief nicht ohne Schwierigkeiten ab. Unsern Leuten ging es noch schlechter, und Witte erklärte mir, es sei ein Wunder, daß er noch lebe. Es ist übrigens das letzte Mal, daß wir auf offener Reede an Bord gehen, fortan verkehren wir nur in wirklichen Häfen."

*

Ismaila, 18. 11. 69.

„In der Masse von Menschen, die sich hier versammelt hat, verschwindet alles Einzelne, selbst unser Herr fängt an, keine unbedingte Spitze mehr zu bilden. Ich verweise Dich also auf die Zeitungsberichte und hebe nur einzelnes hervor, was ich als Persönliches erachte.

Wir lagen in der Nacht vom 15. zum 16. vor Port Said, am andern Morgen fuhren wir unter dem Schalle der Kanonen zwischen hochbeflaggten, mit Matrosen bis in die Toppen besetzten Schiffen hindurch und gewannen mit großer Mühe unsern Platz. Dann begannen die Visiten; ich nenne unter den Markantesten: Abd el Kader, den früheren langjährigen Feind der Franzosen in Algier. Ein brillanter Kopf, voller Energie, das Beduinenkleid bedeckt mit Ordenssternen aller Potentaten.

Dann kam der Vizekönig, ein kleiner dicker Mann mit pfiffigem Banquiergesicht, wie aus der Burgstraße.

Herr v. Lesseps, ein runder kluger Kopf mit weißem Haar und französischem Selbstbewußtsein.

Unsre Visiten begannen bei der Kaiserin Eugenie. Ich war doch überrascht von ihrer Erscheinung. Sie ist groß und schlank, schön gebaut, aber das Gesicht sehr viel älter, als ich dachte. Dafür hatte die Kunst alles gethan, um das Alter zu verwischen. Es war mir interessant, zu sehen, wie der Teint rot und weiß unter Zuziehung von etwas hellem Grün angestrichen war, während die Augen schwarz über- und untermalt waren. Höchst geschmackvolle Toilette und überraschende Leichtigkeit und Sicherheit der Konversation. Bei allen späteren Gelegenheiten erschien sie mit kleinem Hut und kurzem schwarzem Schleier, unter dem dann die Farbenkunst verschwand und ein jugendfrisches Gesicht im Zauber der Klugheit und Liebenswürdigkeit durchleuchtete.

Weit weniger erfreulich wie diese Parvenüfürstin trat uns gleich darauf die Prinzessin Heinrich der Niederlande mit ihrem erlauchten Gatten entgegen.

Nachmittags drei Uhr war die kirchliche Eröffnungsfeier, bei der ein moham-

dem Taktiker eröffnet ein in Aussicht stehender Krieg mit Millionenmassen das weiteste Terrain zu Ueberlegungen, zu Kombinationen und zu Zweifeln.

An ausgebildeten Mannschaften kann mit den nachstehenden Zahlen gerechnet werden:

Rußland	mit	5	Millionen	400 000	Mann
Deutschland	„	4	„	330 000	„
Frankreich	„	4	„	110 000	„
Oesterreich	„	2	„	340 000	„
Italien	„	1	„	900 000	„

An Mannschaften im aktiven Dienst plus den in der Reserve stehenden und ausgebildeten Leuten reduzieren sich die Zahlen für

Rußland	auf	3	Millionen	970 000	Mann
Deutschland	„	3	„	527 000	„
Frankreich	„	3	„	365 000	„
Oesterreich	„	1	„	346 000	„
Italien	„	1	„	262 000	„

Die in der ersteren Uebersicht gegebenen Zahlen der waffenfähigen Mannschaften bilden im Verhältnis zu der Gesamtzahl der arbeitsfähigen männlichen Bevölkerung im Alter von 21 bis 60 Jahren 21% für Rußland und Oesterreich, 24% für Italien, 36% für Deutschland und 41% für Frankreich. Vom nationalökonomischen Standpunkt aus wird demnach bei Ausbruch eines Krieges Frankreich am schärfsten, Rußland und Oesterreich am geringsten in Anspruch genommen.[1]) Nimmt man nur die Hälfte der in der zweiten Uebersicht gegebenen Zahlen als solche an, mit denen vorm Feinde zu rechnen ist, so erhellt, daß das Schlagwort „Millionenheere“ nicht unberechtigt ist. Es wird zur Beleuchtung der Schwierigkeiten, die der Führung und Verpflegung dieser „Millionenheere“ erwachsen, nicht uninteressant sein, uns einiger Zahlen aus dem deutsch-französischen Krieg zu erinnern. Die höchste Gesamteffektivstärke der deutschen Truppen wurde im Februar 1871 mit 1 Million 350 000 Mann erreicht, hiervon gehörten aber nur 937 000 zur mobilen Armee, und von diesen gehörten 684 000 zur Feldarmee. Also nur für 684 000 Mann hatte der Generalstab die Operationsentwürfe zu machen. Die höchste Zahl der in Frankreich stehenden und zu verpflegenden Mannschaften erreichte nie die Million, und der höchste Rationssatz war für 233 000 Pferde von der Intendantur zu beschaffen. Das sind recht kleine Zahlen im Vergleich zu den jetzt in Aussicht stehenden!

Ueber die Schwierigkeiten, die den Operationen der Massenheere erwachsen, über die Einwirkungen der Waffenverbesserungen, die voraussichtliche Dauer des nächsten Krieges, die neuartigen Faktoren, die zur Beendigung eines Krieges mitsprechen, über die vorteilhafteste Gliederung der Massenheere und vieles andre

[1]) Diese Zahlen sind dem trefflichen Werke des Generals Rediger und Oberst Gulewitsch im russischen Generalstabe entnommen.

ist schon unendlich viel geschrieben worden. Wir verschonen den Leser mit Wiederholungen und verweisen zur allgemeinen Orientierung über fast alle in Betracht zu ziehenden Fragen nur auf „Das Volk in Waffen" und zum Zweck eingehender Orientierung auf „Krieg- und Heerführung" von Colmar, Freiherrn v. d. Goltz. Wir beschränken uns hier, im Hinblick auf die deutsche Armee, zur Betonung des Ernstes, der in der jetzigen Situation mit ihrer Zahlenwut liegt, auf die Feststellung eines einzigen Satzes und auf das Aufwerfen einer einzigen Frage.

Der Satz lautet: Die Massen sind da, weit beträchtlicher als 1870/71, sie sind aber sehr viel weicher geworden, und es liegt im Schoße der Zukunft, ob sie noch dieselben blutigen Verluste ertragen können; der Zukunftskrieg aber, der für unsre Existenz zu führen ist, muß durchgekämpft werden, ohne daß der Armee vorher die köstliche Gelegenheit gegeben war, wie in den Feldzügen 1864 und 1866 vom Kleineren zum Größeren sich kriegerisch emporzuarbeiten; Führer mit Kriegserfahrung und hochberechtigtem Selbstvertrauen zogen 1870 gegen den Feind, den Führern im Zukunftskriege aber gähnt die „Oede des Schlachtfeldes" entgegen, gegen dessen Ueberraschungen sie nur durch theoretisches Wissen und Exerzierplatzerfahrungen gerüstet sein können.

Die Frage lautet: Werden wir wieder einen Moltke haben mit seinem genialen „System der Aushilfe" als Strategie, mit der Uebertragung des Wissens auf ein Kriegshandwerk unter veränderten Verhältnissen, mit der Kunst des Handelns unter schwierigen Bedingungen und schwierig, ja zeitweise unglücklich sich gestaltenden Kriegslagen? Auf das ununterbrochene Glück von 1870/71 kann man doch nicht rechnen, und dem neuen Führer wächst die neue, jetzt niemals in Rechnung gestellte Aufgabe hinzu, auch unter ungünstigen Verhältnissen sich zu bewähren.

Die Zeit scheint uns gekommen zu sein, da man die Verlegenheiten ernsthaft empfindet, in die die Massenheere die Führung wie die Intendantur versetzen können, trotz der neuesten Verkehrstechnik und der Erleichterung des Nachrichten- und Meldedienstes. Nachstehend ein Beweis für diese Annahme. C. v. B.-K., ein von uns hochgeschätzter Militärschriftsteller, der stets den Wert der Psyche und des Schneids betonte, der demnach recht genau den Minderwert von Reserveformationen kennen muß, kommt, zweifellos im Banne des jetzigen Systems des Operierens mit Massen, in erster Linie zu dem überraschenden Ausspruche: „Sowohl das Wechselvolle und Rasche in der modernen Kriegführung, als das Bedürfnis, eine Zahlenüberlegenheit möglichst bald zur Geltung zu bringen, legt den Gedanken nahe, die Reserven der Infanterie derart mit den aktiven Truppen zu vermischen, daß zwischen beiden qualitativ und quantitativ kein Unterschied bestehe, daß der Name ‚Reservetruppen' ganz abzuschaffen sei."

Wenn C. v. B.-K. sagt: „Wir glauben, mit einem so gebildeten Feldheer würde man des Sieges sicher sein, wenn man dadurch eine erhebliche örtliche Ueberlegenheit an Zahl erzielt und sofort offensiv wird, gegenüber einem Feinde,

der seine Reservedivisionen absichtlich zurückhält oder noch nicht heran haben kann," so erkennen wir in diesem bei Beibehalt des jetzigen Systems zweifellos diskutierbaren Vorschlag einen durch das Massensystem hervorgerufenen Notbehelf. Daß ein solcher Vorschlag selbst von dem Psychologen C. v. B.-K. überhaupt gemacht wird, das ist für uns der Beweis, daß ein Verlegenheitsmoment im Hinblick auf die Zukunftskriegführung eingetreten ist.

Wir sind auf der äußersten Rüsthöhe angelangt. Die Völker und die Heere beobachten einander. In strategischen wie in taktischen Fragen stehen alle Armeen einem gewissen Unbekannten gegenüber, und in der Bewaffnungsfrage, die bezüglich ihrer Lösung ein gewichtiges Wort bei der Frage Krieg oder Frieden mitredet, befindet sich die Feldartillerie auf dem Höhepunkt ihrer Spannung. In taktischen Fragen herrscht bei der Kavallerie zurzeit weniger Unklarheit wie bei der Infanterie und Artillerie.

Dies sind Momente, die dem militärischen Beobachter einen baldigen Ausbruch eines Krieges, selbst bei starkem politischen Unwetter, nicht gerade als militärisch zeitgemäß erscheinen lassen.

Sollte die jetzige Zeit, da wir auf der von uns selbst geschaffenen oder von andern uns aufgedrungenen Höhe der Massen stehen, nicht dazu angethan sein, Einkehr zu halten und zu überlegen, ob es nicht besser sei, eine Elite an Stelle einer weichen Masse dem Feinde gegenüber zu stellen, nicht abzurüsten, aber schärfer innerhalb der Armee zu rüsten und hierdurch beizutragen, das Volk in der Rüstung zu entlasten, die Armee aber qualitativ zu stärken und vorm Feind handlicher und zuverlässiger zu gestalten?

Bei der Beantwortung dieser Frage darf von zwei Sätzen nicht Abstand genommen werden: von der allgemeinen Wehrpflicht und von der zweijährigen Dienstzeit für die Fußtruppen. Im übrigen könnten die im nachstehenden skizzierten Gedanken wohl diskutierbar sein:

1. Nur ganz kräftige Leute zum Dienst mit der Waffe einzustellen, im Sinne eines Rundschreibens des preußischen Kriegsministeriums aus dem Jahre 1883, wonach es als nicht wünschenswert bezeichnet war, den Infanteristen um mehr als ein Drittel des eignen Körpergewichtes zu belasten. Das eigne Gewicht des deutschen Minimalsoldaten (154 Centimeter) beträgt 57,5 Kilogramm. Er hat 27 Kilogramm (Mindestgewicht des Gepäcks aller europäischen Großstaaten), also nahezu die Hälfte seines Eigengewichts zu tragen! Die Frage Erleichterung des Gepäcks oder größeres Eigengewicht durch Erhöhung des Minimalmaßes spitzt sich immer mehr zu. Da Fachautoritäten erstere als unausführbar erklären, so bleibt nur der letztere Ausweg übrig, der eine Verbesserung der physischen Kraft des Mannes auf Kosten der Quantität bedeutet.

2. Bei dem Verfahren ad 1 wären die minder Kräftigen, also im wahren Sinne des Worts nicht Felddienstfähigen, nur so weit, also während kurzer Zeit, auszubilden, daß sie in der Lage wären, beim Volkskrieg nützliche Dienste zu

leisten. Aus der Masse der Nichtfeldbienstfähigen wären unter Berücksichtigung der Erwerbs- und häuslichen Verhältnisse diejenigen zum aktiven Dienststand und zur Verpflegung über den jährlich etwas wechselnden Etat heranzuziehen, die mit Berücksichtigung der Bedürfnisse im Krieg im Rechnungs-, Verpflegungswesen u. s. w. auszubilden sind. Ein andrer Teil würde auf die Dauer eines Jahres einzuziehen und in Garnison- und Arbeitercompagnien zusammenzustellen sein, der im Dienst als Burschen, Ordonnanzen, Arbeiter zur vollkommenen Entlastung der mit diesen Sachen überlasteten Truppenteile dienen würde.

3. Bei Durchführung von 1 und 2 erwächst sowohl der Armee wie der Arbeitskraft des Volkes zur Erhöhung des Nationalwohlstandes ein Nutzen. Die Mannschaften des aktiven Dienststandes können weit intensiver ausgebildet werden, und die Armeen, die vor den Feind geführt werden — die aktive Friedensarmee plus der in ihr ausgebildeten Reservisten —, sind durchgebildeter, zuverlässiger, beweglicher. Trotzdem könnte die Stärke der gesamten, in erster Linie vorm Feind verwendbaren Infanterie, der Hauptmasse, für die deutsche Armee gerade 1 Million Streiter betragen. Dies ist doch eine allmählich einzusetzende Zahl, die mit Wucht in die Wagschale geworfen werden kann. Dem in letzterer Zeit aufgetauchten Wunsch nach Aenderung des Stärkeverhältnisses zu Gunsten der Kavallerie wäre Rechnung getragen ohne eine Vermehrung der kostspieligeren Reiterwaffe.

4. Aus den Betrachtungen ad 3 ist eine Freiheit in der sofortigen Ausrückestärke der Infanterie zu ersehen. Von den in Masse bei der Mobilmachung zuströmenden Reservisten wären zur Ergänzung der aktiven Truppenteile nur diejenigen zu entnehmen, die als die kriegstauglichsten erscheinen. Sie bilden in ihren Jahrgängen über das Doppelte des aktiven Standes, und es bleibt mithin nach dem Ausrücken der Elite vor den Feind ein vorzügliches Material zurück, das, sofort in scharfe Ausbildung und Trainierung genommen, in kurzer Zeit ein völlig brauchbarer Ersatz zur Ausfüllung der nach dem Ausmarsch entstehenden Lücken bilden wird. Alle in letzterer Zeit in der Militärlitteratur ausgesprochenen Ansichten berechtigen die Aufstellung des Satzes: Truppen, auf die wir uns für den ausschlaggebenden Angriff verlassen können, werden nur Linientruppen sein, und zwar nur dann, wenn deren Charakter nicht durch allzu starke Abgabe von Offizieren und Unteroffizieren an Neuformationen gemindert wird. Je geringer diese Abgabe sein kann, desto geringer wird auch der innere Wert dieser Neuformationen. Man verwende also solche nicht in andrer Linie, sondern nur nach Bedarf zur Deckung der rückwärtigen Verbindung, überhaupt nur zu untergeordneten Zwecken. Eine innere Kräftigung sollen sie erfahren durch Zuteilung einzelner Batterien des Friedensstandes. Die numerische Stärke der Feldartillerie wird bereits von vielen Stellen als zu groß, bei aller Anerkennung der vorzüglichen Organisation, angesehen; es wird gesagt, daß 24 Batterien für ein Armeecorps von 24 bis 30 Bataillonen, dessen Gefechtsstärke bald auf 15000 bis 20000 Mann herabgesunken sein wird, zu viel seien. Eine

allzu starke Zuteilung von Artillerie hat den Nachteil, daß die Gefechtsfronten auf Kosten ihrer inneren Kraft zu sehr verlängert werden, und operativ wirkt sie hemmend durch die Verlängerung der Marschkolonnen. Es tritt daher nicht vereinzelt der Wunsch zu Tag, unter Beibehalt der jetzigen Artillerieformationen, auch unter Berücksichtigung der Schwierigkeit der jetzigen Ausbildung von Artillerieführern und Mannschaften, Reserve- und Landwehrbatterien in der Folge nicht mehr aufzustellen.

Faßt man die vorstehenden Betrachtungen in wenigen Worten zusammen, so kann man sich etwa dahin ausdrücken:

Die gespannten politischen Verhältnisse drängte alle Nationen zu einer höchsten Anspannung ihrer militärischen Kräfte, insbesondere in quantitativer Richtung hin. Die Konsequenzen werden allmählich weder für die Friedens- noch für die Kriegszeit als vorteilhaft erkannt. Es scheint die Zeit zu beginnen, da der vor zwei Decennien ausgesprochene Gedanke des Generals Freiherrn v. d. Goltz: „Läßt man den Blick in die Zukunft schweifen, so ahnt man selbst eine Zeit, wo die Millionenheere der Gegenwart ihre Rolle ausgespielt haben," als durchführbar erkannt wird — zur Schärfung des Schwertes und zur Erleichterung des Volkes, letzteres zwecks der Erhöhung der nationalen, materiellen Kraft und der Erleichterung eines mehr wie je gebotenen finanziellen Mobilmachungsplans.

Nur in dem Sinne der qualitativen Kräftigung der bewaffneten Macht auf Kosten ihres Massenumfangs könnte das Wort „Abrüstungsfrage" ausgesprochen werden. Wir hätten dabei Gelegenheit und Muße, auf Erhöhung der Disciplin[1]) hinzuwirken, und wir müßten es uns angelegen sein lassen, das Volk in der Pflege des kriegerischen Geistes zu erziehen, so — wie die Japaner jetzt in der Welt vorbildlich dastehen!

---

[1]) General v. Leszczynski sagte im Mai-Heft (1902) der „Deutschen Revue": „Die Disciplin der Armeen ist ja überhaupt die Grundlage der Regierung in den großen Staaten. Geht sie zu Grunde, oder ist sie nur zersetzt, so helfen Brüsseler und Genfer Konventionen nichts. Die Humanitätsbestrebungen, so achtbar und edel sie sind, werden den Lauf der Dinge nicht ändern."

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

erſten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stoſch, Hauptmann a. D.

(Fortſetzung.)

Beirut, 9. 11. 69.

Wenn Du unſern Weg auf der Karte verfolgſt, wirſt Du Dich wundern, daß wir erſt in Jaffa und dann hier landeten, um auf der Fahrt nach Aegypten denſelben Weg noch einmal zu machen. Das iſt aber nur geſchehen, weil die Transportmittel nach Jeruſalem für zwei ſolche Züge, wie den des Kaiſers und unſern, nicht ausreichen; auch würde unſer Herr nach ſeiner Anſicht auf den zweiten Platz gedrückt worden ſein.

Geſtern habe ich noch meinen Bericht über die Zukunft des in Jeruſalem acquirierten Bauplatzes gemacht; ich ſchließe mit der Hoffnung, daß der Kultusminiſter mit dem Bau bald Ernſt machen möge. Vielleicht auch könne der Johanniterorden zur Beteiligung aufgefordert werden; vielleicht ſei es überhaupt am Platze, dieſen Orden mit ſeiner Thätigkeit wieder dem Orient zuzuführen, wo er entſtanden ſei, indem man ihm die Aufgabe ſtellte, die proteſtantiſchen Gemeinden hier zu ſchützen und zu fördern. Es widerſteht zwar der Natur des Proteſtantismus, ſich unter ſolches Patronat zu beugen, aber hier fühlt er ſich hilflos, iſt vereinzelt, in allen ſeinen Inſtituten von den momentanen Vorſtänden abhängig, mal kräftig, mal elend ſituiert. Jetzt leitet Kaiſerswerth den Proteſtantismus im Orient, und ſo hoch man dieſen Quaſi-Orden ſchätzen muß, ſo fehlt doch jede Freiheit der Anſchauung, und er verträgt wohl eine Beeinfluſſung durch die Johanniter. Dieſe aber würden mit größeren Aufgaben nur wachſen, wie wir es ſchon 1866 ſahen, und die Leitung würde immer beſſer werden.

Wir haben heut hier wieder drei Anſtalten beſucht, Schule und Penſionat und Hoſpital; alle drei von Diakoniſſinnen geleitet und in vorzüglicher Verfaſſung. Demnächſt ſahen wir eine engliſche und eine franzöſiſche Anſtalt, auch lobenswert, wenngleich der edeln Einfachheit der unſrigen entbehrend.

Hier werden circa 2000 arabiſche und türkiſche Kinder unausgeſetzt und unentgeltlich unterrichtet. Mit 14 Jahren kehren ſie in die Heimat zurück. Es iſt nicht denkbar, daß Chriſtentum und Kultur dabei nicht gewinnen ſollten.

Beirut iſt außerordentlich ſchön; 80000 Einwohner, blühender Handel, lauter neue, von Gärten umgebene Häuſer. Die Stadt erhebt ſich auf ſanfter Höhe und wird rückwärts von dem hochaufſteigenden Libanon geſchloſſen. Wir

wohnen sehr schön im Hause des Gouverneurs und fühlen uns als Gäste des Sultans ganz wohl, nachdem die letzte Tour aus eigner Tasche netto 7000 Thaler gekostet hat."

*

Damaskus, 12. 11. 69.

„Gestern und vorgestern haben wir eine sehr interessante Tour durch den Libanon gemacht und dabei ein gutes Stück wirklich orientalischer Kultur gesehen. Ueberall prachtvolles Grün, freilich auch überall Wasser, denn die in Wolken gehüllten Spitzen des Libanon spenden unausgesetzt Feuchtigkeit zur Speisung der Quellen. Die Landschaft ist sehr großartig, um so mehr, als man gleichzeitig die gewaltigen Gebirgsformationen und das Meer mit dem Blick umspannt; die Wege führen so steil auf die Höhe und wieder hinunter, und abermals hinauf und hinab, daß man sie nur mit so vorzüglichen Pferden und gar noch in starker Gangart durchreiten kann.

Wir wohnten bei dem Gouverneur des Libanon, Franco Pascha, dessen Residenz, zur Bändigung der häufig revoltierenden Einwohner, eine Festung ist. Sie thront auf der Höhe wie die Rheinburgen, entstammt auch vielleicht noch der Kreuzfahrerzeit. Im ersten Hof lag Infanterie, in den Souterrains 800 Pferde, Gräben umgeben das Ganze. Als Elitetruppe unterhält der Pascha eine Art Fremdenlegion mit nur polnischen Offizieren, unter denen aber kein Preuße; ein französischer Instrukteur leistete augenscheinlich sehr Anerkennenswertes.

Auf den Höfen sind Springbrunnen und grüne Bäume, aus den Fenstern unsrer Wohnungen prächtige Aussichten; eine große Menge Volks ist herbeigeströmt, und abends sind die Berge von flammenden Holzstößen beleuchtet, und die Burg selbst erglänzt in Lichterpracht. In den Dörfern waren Häuser und Straßen geschmückt, und der Prinz wurde mit Zurufen empfangen. Weiber bespritzten ihn mit Rosenwasser und verbrannten wohlriechende Hölzer; das Ganze etwas theatralisch, aber nicht unwirksam.

Am Abend des 11. waren wir um acht per Wagen in Damaskus, der bedeutendsten Stadt und dem Zentralpunkt für allen Handel bis nach Persien, sehr schön am Fuße des Antilibanon gelegen und reich mit Wasser versehen. Der Kronprinz bewohnt ein ganzes Haus, die Höfe frisch und prächtig, die Räume hoch und luftig, mit kostbaren Diwans geschmückt; in jedem Saal ein Wasserspiel. Alles ist für die Faulheit eingerichtet, die Arbeit muß sehn, wo sie sich niederlassen kann."

Den 13. 11. schrieb der Kronprinz:

„Gestern blieb ich in Damaskus, der Perle des Orients; heut besichtigte ich auf einem Gewaltmarsch die mächtigen Ruinen von Baalbek. Auf einem Ruhepunkt war eine Eskadron Kamelreiterei aufgestellt, 80 Kamele und 150 Mann, Infanteristen, von denen je zwei auf einem Tier sitzen, sie marschieren in Schritt und Trab, feuern von oben herunter ganz regelmäßig; der hintere Mann ladet für den vorderen. Die Kamele werden nur mit der Stimme und

der Halfter gelenkt und erscheinen als ein sehr widerstrebendes Element. Die Hauptsache ist, daß sie bequem zwölf Meilen hintereinander laufen."

*

An Bord, zwischen Beirut und Port Said, 15. 11. 69.

„Wir haben drei furchtbar strapaziöse Tage hinter uns; zum Schluß benahm sich noch das Meer sehr unmanierlich, als wir uns einschifften, und die Brandung schleuderte uns wiederholt zurück, bis es den Kräften der Matrosen gelang, uns hinauszubringen. Aber auch die Besteigung des Schiffes lief nicht ohne Schwierigkeiten ab. Unsern Leuten ging es noch schlechter, und Witte erklärte mir, es sei ein Wunder, daß er noch lebe. Es ist übrigens das letzte Mal, daß wir auf offener Reede an Bord gehen, fortan verkehren wir nur in wirklichen Häfen."

*

Ismaila, 18. 11. 69.

„In der Masse von Menschen, die sich hier versammelt hat, verschwindet alles Einzelne, selbst unser Herr fängt an, keine unbedingte Spitze mehr zu bilden. Ich verweise Dich also auf die Zeitungsberichte und hebe nur einzelnes hervor, was ich als Persönliches erachte.

Wir lagen in der Nacht vom 15. zum 16. vor Port Said, am andern Morgen fuhren wir unter dem Schalle der Kanonen zwischen hochbeflaggten, mit Matrosen bis in die Toppen besetzten Schiffen hindurch und gewannen mit großer Mühe unsern Platz. Dann begannen die Visiten; ich nenne unter den Markantesten: Abd el Kader, den früheren langjährigen Feind der Franzosen in Algier. Ein brillanter Kopf, voller Energie, das Beduinenkleid bedeckt mit Ordenssternen aller Potentaten.

Dann kam der Vizekönig, ein kleiner dicker Mann mit pfiffigem Banquiergesicht, wie aus der Burgstraße.

Herr v. Lesseps, ein runder kluger Kopf mit weißem Haar und französischem Selbstbewußtsein.

Unsre Visiten begannen bei der Kaiserin Eugenie. Ich war doch überrascht von ihrer Erscheinung. Sie ist groß und schlank, schön gebaut, aber das Gesicht sehr viel älter, als ich dachte. Dafür hatte die Kunst alles gethan, um das Alter zu verwischen. Es war mir interessant, zu sehen, wie der Teint rot und weiß unter Zuziehung von etwas hellem Grün angestrichen war, während die Augen schwarz über- und untermalt waren. Höchst geschmackvolle Toilette und überraschende Leichtigkeit und Sicherheit der Konversation. Bei allen späteren Gelegenheiten erschien sie mit kleinem Hut und kurzem schwarzem Schleier, unter dem dann die Farbenkunst verschwand und ein jugendfrisches Gesicht im Zauber der Klugheit und Liebenswürdigkeit durchleuchtete.

Weit weniger erfreulich wie diese Parvenüfürstin trat uns gleich darauf die Prinzessin Heinrich der Niederlande mit ihrem erlauchten Gatten entgegen.

Nachmittags drei Uhr war die kirchliche Eröffnungsfeier, bei der ein moham-

medanischer Altar neben einem katholischen aufgestellt war, und wo erst ganz kurze arabische Gebete und dann eine lange, hochdramatische französische Rede vorgetragen wurde. Es ist dies ganz bezeichnend für die hiesigen gekünstelten Verhältnisse; aber es ist doch zu sagen, daß die hohen ägyptischen Beamten einen weit gebildeteren Eindruck machen als die türkischen Kollegen, man steht hier unter allen Umständen ein paar Stufen höher als in Konstantinopel.

Die Feier war entsetzlich langstielig und heiß, der Abend aber sehr schön. Klarer Himmel, heller Mondschein, rings umher Illumination, Leben, Heiterkeit und Musik. Auf unserm Schiff wurde getanzt.

Gestern am 17. begann die Befahrung des neuen Kanals; wir mußten die Hertha verlassen und uns auf der kleinen Grille einpferchen, aber es ging. Kahle Sanddämme auf beiden Seiten, hier und da ein Blick in die Wüste, öde und gelb, in sanften, anscheinend vom Winde bewegten Wellen; gelegentlich kleine Salzpflanzen eine Art Grün verbreitend, das Wasser dick weiß von Millionen von Vögeln.

Mit Dunkelwerden waren wir in Ismaila. Hier war das originellste orientalische Lager errichtet: 20000 Araber in illuminierten Zelten, bei Musik, Tanz, Gesang und Märchenerzählen; Derwische. Der Kronprinz war empfindlich, in den neugetauften Straßen neben der „Rue de l'Impératrice“ und „François Joseph“ keine „Rue de Hohenzollern“ zu finden.

Am 19. war voller Ruhetag, d. h. es wurde nicht gereist; von offiziellen Feierlichkeiten gab es mittags eine Spazierfahrt in die Wüste in schönen Pariser Equipagen mit dito Livreen, Pferden und Kutschern. Daneben gaben mehrere Hundert Araber zu Pferde und auf Dromedaren das Schauspiel einer Fantasia und machten fürchterlichen Staub.

Abends um 11 fing der Ball beim Vizekönig an. Der Palast ist in sechs Monaten aufgebaut; der Garten, durch den ein Süßwasserkanal geleitet ist, enthält die schönsten Palmen und Orangen. Es war ein wahres Völkerfest; ich traf Hübner, Eck und Etzel mit Sohn; um eins ging es zum Souper. Ich saß neben Prokesch-Osten, dem langjährigen Gesandten Oesterreichs in Konstantinopel. Er kennt den Orient seit 49 Jahren und konnte mir sehr viel Interessantes erzählen. Ich selbst habe noch zu wenig gesehen, um kontrollieren zu können, und behalte mir mein Urteil vor.

Es hat sich plötzlich herausgestellt, daß der Kanal noch nicht tief genug ist, man braucht 24 und hat höchstens 15 Fuß Wasser, und die Eröffnung entsprang nur dem Bedürfnis nach neuem Kredit. Zudem kommt, daß die zu vertiefende Stelle nicht Sand-, sondern Felsboden hat, was die Arbeit ungeheuer erschwert. Wir haben ein ganz kleines Boot und wollen morgen mit der Flut die Durchfahrt versuchen, um Suez zu Mittag zu erreichen, von dort nach Kairo und auf den Nil zu gehen. Ein Korrespondent der Vossischen Zeitung begleitet uns, auf dessen Bericht ich Dich verweise.“

*

Auf dem Nil, 22. 11. 69.

„Einen Blick warfen wir in das Rote Meer, sahen den belebten Hafen von Suez und fuhren nach Kairo. Je näher man der Nilniederung kommt, desto mehr tritt man aus der Wüste in die üppigste Kultur; Baumwolle, Zuckerrohr und Mais, fleißige Menschen und schaffendes Vieh. Der Abend bot das heimische Bild der mit ihren Tieren heimkehrenden Landleute, nur fehlen bei uns die Kamele dabei.

In Kairo war es Nacht, der Vizekönig empfing den Herrn, wundervolle Equipagen nahmen uns auf, ein Cortège von Offizieren setzte sich dahinter, und fort ging es durch ein Spalier von schönen Truppen, die das Preußenlied spielten, durch Ehrenbogen, die öffentlichen Gebäude brillant erleuchtet, nach dem Nil, wo drei Dampfboote für uns bereit lagen; das erste für den Prinzen und wenige Begleiter, zu denen auch ich gehöre, das zweite für die andern Begleiter, das dritte für Dienerschaft und Proviant.

Wir fanden zunächst ein großes Diner, schliefen und fuhren früh am Morgen ab. Als ich um sieben auf Deck kam, lag die ganze Reihe von Pyramiden vor mir; es ist kühl geworden, und so klar die Sonne scheint, fühlt sich die Haut von der Kälte unangenehm berührt. Die Ruhe der Fahrt thut wohl nach der Hetze der letzten Zeit; wir gleiten unaufhaltsam den mächtigen Strom hinauf und sehen behaglich das Neue, das sich uns bietet. Dazwischen eine Partie Whist mit dem Kronprinzen, Schweinitz und Etzel. Ganz heimisch.

*

23. 11. 69.

„Heut, 20 Tage voraus, fange ich Deinen Geburtstagsbrief an, damit Du sicher einen direkten Wunsch erhältst. Welcher das ist, brauche ich Dir nicht zu sagen; Du bist so sehr eins mit mir, daß das Leben Dir nichts bieten kann, was nicht mir gehörte. So möge uns der Himmel noch lange im gegenseitigen Besitz erhalten und uns in unsern Kindern segnen. Also Glück auf!"

*

Kairo, 5. 12. 69.

„Ich fasse unsre Nilfahrt kurz zusammen; wollte ich über alles Einzelne berichten, so müßte ich Bücher schreiben, denn was unsre Archäologen, Lepsius und Dümichen, uns täglich an Felsengräbern und Tempeln vorführen und aus den Hieroglyphen vorlesen, das geht ins Wunderbare.

Es war auch zum Teil ziemlich anstrengend, lange Ritte auf Kamel oder Esel durch Hitze und Wüstensand, gelegentlich auch bei Theben böse Klettereien; auch gab es Zwischenfälle, als unser Remorqueur mit allem Küchenapparat sich in den Katarakten festfuhr, aber interessant war es doch, in Vergangenheit und Gegenwart, in Natur und Kunst, und als wir oberhalb Philae den Wendekreis passierten, da waren wir wirklich in den Tropen.

Dann wurde Kehrt gemacht und sanft thalwärts geschwommen. Ich hatte viel zu schreiben; einen Bericht an Bismarck über die auswärtigen Beamten, die wir getroffen hatten; ein Promemoria über den Kirchenbau in Jerusalem. Dazu

las ich im Herodot, der mir in der Art seiner Darstellung und Beobachtung unendlichen Spaß machte.

Eine Unterredung mit Ratif Pascha, dem Général en Chef, will ich noch erwähnen. Er sprach von der Armee, die 20000 Mann stark sei, aber jederzeit auf 100000 gebracht werden könne, alles Material sei vorhanden. Man rechne darauf, unser Kronprinz werde Europa in kriegerische Politik verwickeln. Dann sei der Augenblick für Aegypten da, sich von der Türkei los zu machen.

Ob die Rechnung wohl stimmen wird? Die französische Bevormundung wird aber wohl bald aufhören müssen."

*

Kairo, 6. 12. 69.

„Meine Reiseberichte sind über Cannes durch die Hand der Kronprinzessin gegangen; heut kam ein anerkennendes Wort des Königs über sie.

Bei unserm Ausflug nach Sakkara entschloß sich der Kronprinz, meinem Beispiel zu folgen, und forderte einen Esel anstatt des niederträchtigen Kamels; es war spaßhaft, wie jetzt plötzlich die ganze Gesellschaft auf den Esel stieg. Der einzige von uns allen, der ein guter und passionierter Kamelreiter geworden, ist der Prinz von Hessen.

Wir lernten hier den Vorstand aller ägyptischen Altertümer kennen, Herrn Mariette, den bekannten Franzosen; als er mit seinen Schätzen geendigt, führte er uns in ein kleines, mitten in der Wüste gelegenes Haus und gab uns eine Kollation von Rheinwein, Champagner, Kaviar u. s. w. Schon Herodot nennt Aegypten das Land der Gegensätze.

Das Palais in Kairo hat sehr schöne Räume, sticht aber gegen unsre Behausung in Konstantinopel sowohl in Pracht wie in Bequemlichkeit und Reinlichkeit sehr ab.

Der Vizekönig ist durchaus Kaufmann; er verschwendet unglaubliches Geld zu ostensibeln Zwecken, sonst aber hält er es zusammen und ist direkt knauserig in den gewöhnlichen Lebensbedürfnissen. So werden wir z. B. in Beleuchtung außerordentlich knapp gehalten. Alle seine kleinen Geschenke sind Kapitalsanlagen; mir fällt, so oft ich ihn sehe, Strousberg ein, er ist genau dasselbe Genre von Mensch, und niemand weiß, wie er enden wird.

Bei unserm Gegenbesuch fanden wir sein Palais sehr unschön und von dem intensiven Luxus des Sultans keine Spur, die Möbel in Ueberzügen, die Tapeten verbraucht, nur kolossale Prunkspiegel zeigten Reichtum. Bei seinen Söhnen ist es noch schäbiger."

*

An Bord der Elisabeth, 9. 12. 69.

„Es ist hohe See, und alles hat sich zurückgezogen; nur der Kronprinz promeniert auf Deck, wobei ich ihm bei dem starken Schwanken des Schiffes mit meinem lahmen Bein nicht folgen kann. Schreiben geht noch eher, ich hole also nach.

Die Tage in Kairo waren voll angefüllt mit Visiten, Besichtigungen,

Diner und Theater, was Du Dir alles denken kannst. Ein sehr schönes Fest aber war die Grundsteinlegung der protestantischen Kirche am letzten Sonntag.

Der Vizekönig hat bei der Verteilung der Grundstücke, die sich aus dem neuen Bebauungsplane ergaben, ein solches an die protestantische Gemeinde geschenkt. Wir fuhren in Uniform, im großen, rot- und goldstrotzenden Galawagen hin. Es fand Gottesdienst statt unter einem Zelt, und es war mir wieder eine Wohlthat zu sehen, wie Preußens Könige als ausschließliche Schutz- und Schirmherren des Protestantismus im Auslande angesehen werden. Ganz eigentümlich trat mir dies gestern in Alexandrien entgegen, wo sogar die französischen Protestanten sich in diesem Sinne äußerten.

Der Eindruck der Feier wurde noch wesentlich gehoben durch die Mitteilung des Kronprinzen, daß der König telegraphisch 20000 Francs zu diesem Bau schenkte.

Abends brachten die Deutschen Kairos dem Prinzen einen Fackelzug. Das deutsche Lied erklang dabei in aller Fülle und that dem Herzen wohl. Der Prinz war, wie immer bei solchen Gelegenheiten, bezaubernd; er sprach mit jedem einzelnen, und wie ich gestern von Aegyptern gehört, hat Kairo noch kein so schönes Fest gesehen und noch keinem so schönen Prinzen gehuldigt. Man ist so voll von der Gegenwart des Herrn gewesen, daß die andern Nationalitäten sich geärgert haben, und das ist immer ein gutes Zeichen.

Am Dienstag passierte während des Frühstücks das Unglaubliche: es regnete, und wir mußten warten, die projektierte Promenade zu beginnen. Als wir noch so standen, kam der Dragoman und meldete, der Schatzmeister würde gleich erscheinen, um die Geschenke des Vizekönigs zu überbringen. Da nun Tags zuvor an Eulenburg die Frage ergangen war, was wir wohl haben wollten, dieser aber geantwortet hatte, er könne nur sagen, zwei von uns seien verheiratet und die beiden andern rauchten, so war ich in Deinem Interesse natürlich sehr neugierig. Doch die Täuschung kam. Der Prinz bekam einen silbernen Tisch mit Türkisen, Eierbecher und verschiedene antike Gemmen und zwei Armbänder, alles schön und originell, aber der Herr war unzufrieden, denn er hatte durchaus etwas für die Kronprinzessin erwartet.

Der Prinz von Hessen bekam ein paar prächtige Tschibuks und Eulenburg ein tadellos schönes Perlenkollier, mit der Bemerkung, er hätte es schon im Sommer in Berlin erhalten sollen. Wir andern kriegten nichts und machten dazu möglichst unbefangene Gesichter.

Abends war Diner beim Vizekönig in dem schönen Palais von Gesireh mit den gesamten Großwürdenträgern des Reichs, im ganzen kluge Gesichter. Ich saß zwischen dem ältesten Sohn und dem Schwiegersohn des Vizekönigs. Ein üppiges Mahl mit schwächlicher Unterhaltung, dann Feuerwerk in dem prachtvollen Garten. Um elf großer Ball in einem andern Palais, und zwar in Uniform. Der Kronprinz zeigte sich der erstaunten Welt als Kürassier und sah pompös aus.

1200 Personen, schöne Toiletten, hübsche Erscheinungen. Aber auch eine Menge von Gesichtern, vor denen ich ungern Silberzeug gezeigt hätte.

Am 8. früh ging es per Extrazug nach Alexandrien, wo uns die Deutschen des Orts empfingen; es leben etwa 1000 Köpfe hier. Wir durchfuhren die Stadt, und dann nach Ramleh zu unserm Konsul Théremin, der ein schönes Fest in seinem Landhaus arrangiert hatte, mit den Spitzen der deutschen Gesellschaft; die andern kamen zu einem Fackelzug. Es wurde wieder gesungen, und dann trat der Herr unter sie und richtete ein paar Worte an sie über das deutsche Vaterland. Ein donnerndes Hoch antwortete.

Die Lebhaftigkeit des Verkehrs und die Größe des Handels von Alexandrien sieht und fühlt man nirgends so sehr, als am Hafen, wo mindestens 1000 Schiffe lagen, beschäftigt, Ladung einzunehmen oder zu löschen. Das Pikante dabei ist die Verbindung des Orients mit dem Occident, die überall in bunter Mischung hervortritt, aber nirgends so schön als in den Gartenanlagen. Hier hat europäische Kultur die Produktionskraft des Klimas gesteigert, und die Ueppigkeit ist zu voller, abgerundeter Schönheit gestaltet.

Um neun Uhr abends gingen wir an Bord, um andern Tags in aller Frühe abzufahren; nunmehr liegt der Orient schon weit hinter uns.

Gerade in den Tagen unsers Aufenthalts in Kairo traf der türkische Gesandte ein mit einem Ultimatum, das, von allem andern absehend, dem Vizekönig verbietet, ohne Erlaubnis des Sultans Anleihen zu machen. Der Vizekönig unterließ die vorgeschriebene Veröffentlichung dieses Fermans, um schriftlich zu protestieren, der türkische Gesandte erklärte aber, diese Protestation nicht annehmen zu können, und wurde vom englischen Gesandten unterstützt. So lag die Sache, als wir abreisten.

Kreta ist in Sicht, wir nähern uns immer mehr der Heimat, ich muß noch den offiziellen Bericht über unsern ägyptischen Aufenthalt machen und außerdem einen Rapport allerhöchsten Orts abstatten über alles, was wir von der Marine gesehen haben. Es waren fünf Schiffe unter dem Befehl des Kronprinzen, und da ist vieles aufgefallen, was zwar manchen ärgern wird, aber deshalb nicht verschwiegen werden darf."

*

An Bord, 13. 12. 69.

„Ich begrüße Dich an Deinem Feste; Du weißt, daß ich den ganzen Tag bei Dir war, ich habe Dir auch im Vorbeifahren von Messina aus einen telegraphischen Gruß gesandt. Eigentlich wollte ich Dir von Neapel aus die Landung melden, aber der Himmel hat es anders gemeint.

Wir hatten bei sehr gutem Wetter uns der Küste von Kalabrien und Sizilien genähert und lagen gestern bereits vor der Straße von Messina, als der Wind sich in einen heftigen, mit schwerem Regen durchsetzten Sirocco verwandelte, der uns in dichten Schleier hüllte. Unter diesen Umständen erklärte der Kapitän nicht weiter fahren zu können, sondern die hohe See aufsuchen zu müssen. So geschah es denn, wir lavierten bis heut früh in furchtbarem Wetter,

und fast alles wurde seekrank; ich habe mich gehalten, aber ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß mir wohl war. Selbst der Kronprinz, der sich sonst seefest erwies, versagte beim Mittagessen. Das Schlimmste war die furchtbare Luft in den Kajüten, wo alles fest geschlossen und dunkel war, aber ich konnte bei der Bewegung mich nicht an Deck halten. Heut früh sah es nicht besser aus, und man machte sich schon darauf gefaßt, noch weitere 24 Stunden so herumzuliegen, da klärte es sich gegen neun auf, und wir durchfuhren bei herrlichem Wetter die landschaftlich so reiche Straße von Messina."

*

Neapel, 15. 12. 69.

„Als wir uns der Küste näherten, war der Himmel so gütig, sich aufzuklären und uns das wundervolle Panorama des Golfes mit den Inseln, der Stadt und dem Vesuv im vollsten Sonnenlicht zu zeigen, und stolz fuhren wir in den Hafen ein. Zunächst empfingen uns Briefe, dann Prinzen.

Ich muß von dem italienischen Kronprinzen sagen, daß er sich seit seiner Verheiratung ganz außerordentlich vorteilhaft entwickelt hat. Er ist männlicher geworden, erscheint zufrieden und ist lebendig und von zuvorkommender Höflichkeit.

Wir besahen das Palais; alles stammt aus der bourbonischen Zeit, aber man ist so vernünftig gewesen, keinerlei Erinnerungen oder Inschriften zu verwischen, und so lebt man ganz in der vergangenen Zeit, die übrigens eine miserable war. Der Aufenthalt des Kronprinzen und der schönen Kronprinzessin soll für den Uebergang sehr vorteilhaft wirken.

Das Museum sahen wir äußerst flüchtig, dann fuhren wir auf die Promenade, die sich längs des Meeresstrandes hinzieht; viel Welt im Wagen und zu Pferde, alles in höchster Eleganz. Dieser Korso ist, glaube ich, der schönste der Welt; hier ist die Pracht der Natur mit den feinsten Blüten menschlicher Kultur verbunden. Wir fuhren lange hin und her und dann an Bord, um Toilette zu machen und zum Kronprinzen zu Diner zu gehen. Die Kronprinzessin erschien zum erstenmal in der Welt und sah in blauem Kleide matt und angegriffen aus.

Ich saß zwischen der Herzogin von Aosta und dem General Cuggia; die erstere, eine wohlwollende Dame, fragte mich unter anderm, welche Sprache wir in Preußen sprächen, der General, der der Matador am kronprinzlichen Hofe ist, sprach mir viel Politik, aber ich glaubte ihm nicht alles. Nach Tisch erzählte mir der Kronprinz von Italien in auffallend langer Unterhaltung, daß sie im Begriff wären, ein außerordentlich leichtes und doch weittragendes Geschütz einzuführen. Er sprach sehr wohl informiert."

*

Florenz, 18. 12. 69.

„Am 15. früh führte uns der Kronprinz von Italien zunächst nach Pompeji. Obgleich diese Stadt alles Schmuckes beraubt ist, der aus praktischen Rücksichten in das Museum von Neapel wanderte, empfängt man hier doch einen weit lebendigeren Eindruck der Vergangenheit wie in den ägyptischen Ausgrabungen;

leider trieb unser Herr, der keine Ruhe mehr hat zum Sehen, auch Pompeji schon kennt, fortwährend zur Eile, und der einzige Ruhepunkt war ein vorzügliches Frühstück, das uns in einer schön erhaltenen antiken Halle serviert wurde.

Dann stiegen wir in Wagen, um längs der Küste nach Sorrent zu fahren. Der Vesuv, der Golf, die gebirgige und doch reich angebaute Gegend, die Orangenhaine, dies alles war von einem Zauber heitrer Schönheit übergossen, daß man glaubte, nie Herrlicheres gesehen zu haben. Das Amüsante dabei war, daß weder der Kronprinz Umberto, noch einer seiner Herren diesen Weg jemals gemacht hatte, trotzdem er alle Jahre längere Zeit in Neapel wohnt. Wir bestiegen ein Dampfboot und kamen in Neapel bei Sonnenuntergang gerade recht zum Diner an. Die Nacht fuhren wir nach Rom.

Mit dem anbrechenden Tage sahen wir die weiten Flächen der Campagna vor uns; die Kuppel von St. Peter ragte hoch über die Wolken hervor, die immer wieder auftauchenden Bögen der langen Aquädukte und viele Ruinen machten die Neugierde immer reger. Aber die wahrhaft antediluvianische Wirtschaft auf dem Bahnhof, bis man allen Umständlichkeiten der römischen Paß- und Zollbehörde genügt hat, stimmen gleich gehörig herunter.

Wir frühstückten auf der Gesandtschaft und sahen dann in einer achtstündigen Rundfahrt das Merkwürdigste und Imposanteste der Stadt. Natürlich nur im Fluge, aber man hat doch den Vorteil, all diese Punkte, die man von jeher aus Bildern und aus Lektüre genau kennt, besser gruppieren zu können. Schließlich dinierten wir beim Gesandten v. Arnim, der uns in Coblenz gegenüber wohnte. Mit ihm hatte ich eine lange Unterredung über das Konzil. Es ist sehr schwer, das Ende oder Resultat vorauszusehen; der Accent der Opposition liegt in den deutschen Bischöfen, geführt von dem Mainzer Kettler; nur vier bayrische und ein preußischer Bischof (Paderborn) sind dem päpstlichen Einfluß unterworfen. Frankreichs Bischöfe werden durch die Kaiserin, die spanischen, österreichischen und italienischen aber durch ihre antiklerikalen Regierungen in das päpstliche Lager geführt und stimmen für alles, was die Jesuiten wollen.

Arnim ist durch seinen sechsjährigen Aufenthalt in Rom selbst päpstlich geworden und stellt meiner Ansicht nach die dortige Macht in ihrer geistigen Bedeutung viel zu hoch. Möglich aber auch, daß ich diese bei dem versumpften Wesen, das hier überall zu Tage tritt, zu gering einschätze."

*

Florenz, 19. 12. 69.

„Wir haben also vorgestern früh 8 Uhr hier unsern stillen Einzug gefeiert; stille im Vergleich mit dem vorigen Jahr, sonst war alles Offizielle da. Dann Visite beim König, der noch zu angegriffen ist von seiner Krankheit, um zu empfangen; dann Galerien, um die Vergangenheit aufzufrischen, und endlich ein sehr nettes Diner in einer Restauration mit hier anwesenden Preußen. Der Prinz aß nämlich bei der Großfürstin Marie, die die Königin von Württemberg, ihre Schwester, bei sich zu Besuch hatte.

Gestern Kirchen, Galerien, Visiten. Abschied vom Kronprinzen, der nach Cannes reist und zu Neujahr in Berlin sein will. Dann aßen wir bei Brassier.

Morgen früh um 10 fahre ich nach Verona, am 20. wir gemeinsam von dort nach Berlin, wo wir am 22. nachmittags auf dem Anhalter Bahnhof ankommen.

Also auf frohes Wiedersehen, und Gruß und Kuß für Euch alle."

* * *

Mit dem neuen Jahr trat ich in meinen alten Wirkungskreis zurück.

An Gustav Freytag.

Berlin, 5. 1. 70.

„Man hat mir mit großer Liebe alle diejenigen Sachen aufbewahrt, die von einiger Tragweite sind, und wenn ich mühevoll mein Tagewerk vollbracht habe, so findet mich der Abend vor neuer Arbeit.

Bismarck hat die Geschäfte wieder übernommen; er sieht zwar äußerlich ganz frisch aus, aber die Nachrichten über seine Gesundheit lauten nicht günstig."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 16. 1. 70.

„Ich fange an, allmählich in das alte Geleise zu kommen, die Arbeiten sind abgethan, und ich bin im laufenden orientiert. Freilich giebt mir der Kronprinz manchmal Aufträge, die mich dann die Nacht kosten, aber ich bin ihm für die Reise so vielen Dank schuldig, daß ich mich freue, wenn ich Gelegenheit finde, ihn zu erweisen. Im übrigen sehe ich den Herrn nur wenig und nie allein, aber die Welt lebt in dem Wahn, ich stehe in ununterbrochenem und intimstem Verkehr mit ihm. Daß die orientalische Reise einen schlechten Einfluß gehabt haben soll, bin ich erstaunt, von Dir zu hören; ich habe den Herrn immer denselben gefunden. Eine Reise nach Nordamerika lockt ihn gar nicht; als ich sie neulich für das nächste Jahr anregte, glitschte der Vorschlag einfach an ihm ab.

Freytags Buch über Mathy lese ich mit großem Vergnügen. Da Du Mathy selbst gekannt hast, wirst Du manchmal Poesie statt Wahrheit finden. Das stört mir aber den Genuß nicht, denn ich lerne viel bei diesem Studium."

An Gustav Freytag.

Berlin, 11. 2. 70.

„Gestern auf dem Ball beim König habe ich Friedberg zum ersten Mal eingehend zu sprechen versucht; als ich ihn hörte, war es mir aber, als liefe mir kaltes Wasser über den Rücken. Er sieht einen Zukunftshelden, wo ich guten Willen, aber unklare Phantastik finde; er macht allgemeine politische Redensarten, wo ich klare Vorbereitung fordere, um das Fundament zu bauen, das die Zukunft unsers Staates sicher stellt; er bildet sich ein, den Herrn lehr-

reich zu behandeln, erzählt mir vor, was er ihm alles sagt u. s. w., während ich die Ueberzeugung habe, daß der Herr ihm gar nicht folgen will.

Denn der ganze Verkehr mit den Liberalen ist dem Herrn nur dadurch angenehm, daß diese ihm die Cour machen und er sich dadurch als eine Art Macht fühlt. Friedberg begnügt sich mit schönen Worten, denn er besitzt keine Kräfte, sie auszuführen.

Sie sehen, daß an mir die Sache nicht liegt; ich kann ebenso wenig wie Normann die Menschen, die vielleicht berufen sind, Minister zu werden, auffordern, so vorzubauen, wie es wohl wünschenswert ist. Das verbietet unsre Stellung. Es ist also an Ihnen, zum Wohle des Vaterlandes hierher zu kommen und selbst in Aktion zu treten. Roggenbach ist ja auch hier."

An G. Freytag.

Berlin, 5. 4. 70.

„Unser Freund Normann ist etwas aufgeregt, weil er nicht ganz klar ist, was Bismarck eigentlich will, und weil man im Frühjahr immer einige Bewegungslust bei ihm wittert. Die größte Sorge ist dort, daß Bismarck die Kaiserfrage selbständig löst, was man gern selbst besorgen möchte. Mir ist bei der ganzen Sache nur eins merkwürdig, nämlich daß Bismarck, der doch sonst die Größen, mit denen er rechnet, richtig einschätzt, die Fürsten als lebendige Kräfte hierfür mit in Anschlag bringt. Das können sie in diesem Fall nicht sein, und so wenig wie das Altpreußentum selbst werden sich die Südstaaten dazu bringen lassen, um den Kaiser zu bitten, wenn sie nicht durch äußeren Anstoß dazu gezwungen werden.

Bismarck verfolgt unausgesetzt sein großes Ziel, die Einigung Deutschlands, und möchte sie ohne Krieg gewinnen. Er muß vorwärts auf diesem Wege, ist also unruhig, sucht und muß sich am Ende doch wieder mit den Liberalen vereinigen. So ist unsre politische Lage, und von da aus wird der Erfolg unsrer Gesetzesvorlagen, Todesstrafe u. s. w. zu beurteilen sein. Unsre große Gefahr ist das Militärbudget pro 72, und manche Fragen drängen zur Entscheidung, ehe es in jener Sache zu einem Konflikt oder Bruch kommt.

Und doch, vergleiche ich unsre Verhältnisse mit denen in Oesterreich oder Frankreich, so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß wir zu einer großen Machtentwicklung berufen sind. Das Haus Hohenzollern ist der Repräsentant einer göttlichen Ordnung in Europa, und wir wollen hoffen, daß der junge Herr den Stolz und den Willen für solchen Beruf hat."

An G. Freytag.

Berlin, 28. 5. 70.

„Was haben Sie denn zu unsern Reichstagsverhandlungen gesagt, ich war ganz überrascht von dem Schlußverlauf. Ich habe in meinem vielfachen Verkehr noch nie einen Menschen gefunden, der sich für die Abschaffung der Todesstrafe interessiert hätte, wohl aber das Gegenteil. Dann war mir neu, wie das

Ministerium dem Drängen der Kammern auf diesem Gebiet nachgab. Hätte nicht Roon mit seinem ursprünglichen und kräftigen Verstande an der Todesstrafe festgehalten, so würde auch der König nachgegeben haben. Der alte Herr war bereits ganz weich, aber Roon half ihm wieder auf das Roß des Monarchen.

Unser Kronprinz hat bei dieser Angelegenheit sehr wacker gekämpft, und ich habe ihm infolgedessen den Wunsch ausgedrückt, er möge sich überhaupt dem König mehr nähern, damit er den alternden Herrn unterstütze, es sei eine Pflicht des Patriotismus und der eignen Erhaltung. Es ist ja auch möglich, daß ich Wasser aus dem Felsen schlagen kann.

Der Kronprinz hat mir vor einigen Tagen einen Abdruck seines Tagebuches von unsrer letzten Reise geschickt. Er hat meiner darin mehrfach sehr vorteilhaft gedacht, aber auch sonst ist das Buch gut geschrieben. Ich habe dem Herrn dagegen eine zwölf Bogen lange Abhandlung über die Militärfrage gesandt. Ursprünglich hatte ich die Absicht, die Arbeit an die „Grenzboten“ zu schicken, aber je mehr ich mich vertiefte, desto mehr floß mein ganzes dienstliches Wissen hinein, und desto weniger durfte ich es der Oeffentlichkeit übergeben. Es ist ein sehr reicher Stoff, und ich habe mir Mühe geben müssen, knapp zu bleiben; ein zu langes Opus wäre nicht durchgesehen worden.

Wie die große Militärfrage selbst verlaufen wird, darauf bin ich sehr neugierig und thue mein möglichstes, wenigstens alle Zahlen klarzulegen; aber an entscheidender Stelle fürchtet man sich, dem Feinde ins Auge zu sehen. Man macht die Augen zu und denkt, schlimmer wie nach 1861 kann es nach 1866 nicht kommen. Und doch ist es umgekehrt.

Graf Bismarck, dem ich von der Möglichkeit eines neuen Militärkonfliktes sprach, meinte, es wäre dummes Zeug, der sei nach der Bundesverfassung gar nicht möglich.

Wir haben aber eine Menge neuer Provinzen, die nur auf Schwächen und Fehler der Regierung warten, wir haben die meisten verbündeten Fürsten der kleinen Staaten gerade in der Militärfrage gegen uns. Wer den Militärkonflikt erneuert, vergeht sich gegen Krone und Vaterland. Die Militärfrage ist die Lebensfrage des Staates, da sie aber die größte Belästigung des Einzelnen durch die Staatsgewalt mit sich bringt, so ist sie nur durch die Einsicht der leitenden Männer ohne Konflikt zu lösen.

Windthorst sagte mir kürzlich: „Sie kennen meine Neigungen und Interessen; aber ich muß doch wünschen, daß der König seine Macht wahrt. Dann darf er es aber nicht zum Konflikt kommen lassen. Die Macht der Krone ist noch so groß, daß sie das Heer in ganzer Kraft erhalten kann, wenn sie den Willen hat, den Konflikt zu vermeiden.“

Das Interessanteste bei den Reichstagsverhandlungen ist, daß sie Gelegenheit gewähren, die großen Gegensätze zwischen Nord- und Süddeutschland zu dokumentieren. Man muß sich immer wieder sagen: Freiwillig kommen die beiden nicht zusammen, dazu gehört eine große Krisis innerer oder äußerer Art. Die Kaisergedanken bedürfen darum einer andern Zeit, um Wirklichkeit zu werden.“

An v. Holtzendorff.

Berlin, 12. 6. 70.

„Ich war neulich veranlaßt, in alten Briefen zu kramen, und da fiel mir auf, wie arm unsre Korrespondenz gegen früher geworden ist. Ich bin durch meine Geschäfte gebunden, so wie Du durch die Deinen, jetzt erweiterten, — aber es thut mir doch weh, Deine geistige Anregung auf so vielen Gebieten zu vermissen, und auf dem der Politik fehlst Du mir positiv. Freytag mit seinem reichen Wissen und schönen Geiste steht in seinen politischen Anschauungen mir eigentlich fern, teils zu hoch, teils zu niedrig; Geffcken ist der reine Techniker, und Normann hat einen persönlichen Parteistandpunkt. Deine Ideen aber associieren sich den meinigen am besten, und ich wünsche dringend, Dich zu verlocken, Deinen Geist gelegentlich wieder in heiterer Klarheit über Welt und Politik gleiten zu lassen.

In Potsdam fand ich neulich wunderschönes Grün, aber die Hofluft wollte mir nicht behagen. Anfang nächsten Monats gehen wir nach Borkum."

*

Geffcken lebte seit 1866 als Hamburger Diplomat in London. Er war auch von dort unermüdlich thätig in Formulierung von Plänen für die weitere Gestaltung der deutschen Dinge und schrieb eine Reihe von Broschüren, wesentlich zur Gewinnung des Kronprinzen. Aus seiner umfangreichen Korrespondenz an mich ist mir weniges verblieben. Ich gebe hier einen Brief, der zur Erkenntnis des gebildeten und geistreichen Mannes dienen mag. Mir fehlte meist Zeit und Lust, intimer auf die Sachen einzugehen, aber er ließ nicht nach in Belehrung und traf dabei doch auch manches Richtige und Beherzigenswerte.

Hamburg, 27. 6. 70.

„Ihr Brief hat mich gestern nach langen Wanderungen, geöffnet und von der Post wieder verschlossen, erreicht, weil Adressat unauffindbar. Ich danke Ihnen für Ihre offene Kritik meines Buches, will Ihnen aber mit gleicher Offenheit nicht verhehlen, daß sie mir etwas rasch erscheint. Wenn Rezensenten, die mich persönlich nicht kennen, sich darüber wundern, daß ich nicht mehr auf das Verhältnis zum Bunde eingegangen, so muß ich mich darüber trösten, aber daß Sie glauben, mein Buch sei so ausgefallen, weil es vor 1866 begonnen, wo man vom Reichstag keine Ahnung hatte, überrascht mich. Allerdings habe ich meine Studien nicht nur schon 1865, sondern viel früher begonnen, das Buch selbst ist aber ganz im vorigen Winter geschrieben, und die leitenden Ideen desselben sind erst in den letzten Jahren gereift. Hätte ich geglaubt, daß meine Studien nicht praktisch eingreifen könnten, so hätte ich sie in der Mappe liegen lassen, denn niemand kann theoretischer Politik fremder sein als ich; wenn ich sie veröffentlichte, so war es, weil ich glaubte, daß sie praktisch nützen könnten, und ich bin sanguin oder anmaßend genug, zu glauben, daß sie es thun werden, daß man z. B. in den bevorstehenden erneuten Debatten über die Kreisordnung den Einfluß meiner Ausführungen über Selbstverwaltung merken wird.

Was nun das Verhältnis zum Bunde betrifft, so habe ich es einmal nicht ignoriert, sondern im einzelnen vielfach berücksichtigt; bezüglich der Hauptfrage der deutschen Zukunft aber, ob der Bund die preußische Monarchie, oder umgekehrt letztere den Bund absorbieren werde, so habe ich in der Vorrede gesagt, daß ich an die erstere Alternative nicht glaube; da es aber für den denkenden Politiker nur ein aut — aut geben kann, so hätten Sie meiner Ansicht nach daraus den Schluß ziehen müssen, daß ich für die Absorbierung des Bundes durch die Monarchie bin, und daß ich dieses offen zu sagen nur nicht Veranlassung fand. Ein Professor wie Treitschke hat es leicht, Zukunftprogramme aufzustellen, ein praktischer Politiker, wie groß oder gering seine Stellung sein mag, hat Rücksichten auf sie zu nehmen. Auch Bismarck sprach vor 1866 stets von Reform des Bundes, obwohl er selbst längst überzeugt war, daß eine solche nicht möglich, und auf die Sprengung des Bundes arbeitete, und wenn es heute seine Ueberzeugung wäre, daß der Norddeutsche Bund nur Durchgangspunkt zum Einheitsstaat sein könne, so dürfte er das doch nicht laut sagen. Wollte ich heut auf den Dächern predigen, daß der Einheitsstaat das Ziel sein müsse, so würde ich nichts erreichen, als mich augenblicklich hier und zukünftig in Preußen für die praktische Politik unmöglich zu machen. Darum habe ich mich über diesen Punkt ausgeschwiegen statt ausgesprochen.

Fand ich es dagegen nützlich, mich über die Reform der preußischen Verfassung auszulassen, so liegt der Grund eben darin, daß ich nicht an das Aufgehen Preußens in den Bund glaube, sondern umgekehrt Preußen so reformieren will, daß das übrige Deutschland an dasselbe ‚angegliedert‘ werden kann.

Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich eine so massive Thatsache wie den Nordbund bei meinen Ausführungen ignoriert habe, aber er ist für mich ein Provisorium, ein Werkzeug, das gute Dienste gegen den Partikularismus und für die Unifikation thut, aber aus dem schwerlich ein deutscher Staat erwachsen kann. Für mich ist ein monarchischer Bundesstaat schon an sich ziemlich unmöglich, in Deutschland aber ist seit den Annexionen von 1866 eine ernsthaft föderale Verfassung außer Frage; selbst wenn die Südstaaten hinzutreten, wäre kein Gleichgewicht herzustellen, der Nordbund vollends aber ist kein Staat, sondern einfach das Bündnis eines Großstaates mit seinen Vasallen. Dies Provisorium thut für die Unifikation gute Dienste, besonders auf materiellem Gebiete. Die Einigung für Strafrecht, Prozeß, Maße, Münzen, Banken u. s. w. ist bestens zu acceptieren, aber der Reichstag wird ja doch nie die Gemeindeverwaltung in die Hand nehmen. Ich aber will das Provisorium auch andrerseits für den inneren verfassungsmäßigen Ausbau in Preußen benutzen, um so mehr, als ich sehe, daß es gerade sein Mangel ist, was die Verschmelzung der neuen Provinzen mit den alten hemmt. Ich habe wiederholt Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie in Hannover und Holstein die militärischen Institutionen Preußens überraschend schnell Wurzel geschlagen haben, eben weil sie in der Hauptsache tüchtig sind, dagegen ist die Erbitterung über die Bureaukratie und Unfähigkeit der Verwaltung allgemein. Es ist also eine der wichtigsten Aufgaben preußischer Staats-

Digitized by Google

männer, diese inneren Institutionen so zu reformieren, daß der Staat wirklich assimilationsfähig wird. Das Hauptgewicht lege ich deshalb auf das Kapitel über die Selbstverwaltung, weil diese zuerst angegriffen werden muß, wie es dann später mit dem weiteren Ausbau wird, wird wesentlich von den Ereignissen abhängen, die schließlich auch über die Zukunft der Frage der Absorption entscheiden müssen. Es kann sein, daß diese Ereignisse sich zunächst so wenden, daß der Bund sich zu einem deutschen erweitert, ich glaube nicht daran, nachdem 1866 einmal die Scheidelinie gezogen. Bismarck aber arbeitet jetzt in dieser Richtung und hat, wenn ich gut unterrichtet bin, die Kaiseridee nicht aufgegeben, sondern in Ems Kaiser Alexander dafür zu gewinnen gesucht, damit dieser in Stuttgart in diesem Sinne wirke. Ich halte diese Politik für falsch, wenngleich ich anerkenne, daß es für Bismarck die einzige ist, in der er hoffen kann, nach außen den alternden König vorwärts zu bringen. Wie aber die Alternative auch ausfällt, für den deutschen Staat der Zukunft werden alle die inneren Fragen, die ich behandle, früher oder später praktisch werden, und inzwischen sollen meine Ausführungen sichtend und klärend auf die politischen Ansichten wirken.

Das mag Ihnen weitaussehend erscheinen, ist aber gewiß nicht theoretisch, im Gegenteil darf ich sagen, daß ich die verschiedenen Eventualitäten so scharf durchdacht habe, daß, falls ich dazu berufen würde, praktisch einzugreifen, ich schwerlich etwas Erhebliches von dem, was ich in meinem Buch gesagt, zurückzunehmen haben würde.

Ob ein solches praktisches Eingreifen mir beschieden sein wird, steht dahin und muß ich abwarten. Auf unserm letzten Spaziergang am Kanal sprachen Sie von dem Ehrgeiz, den Sie bei mir vorauszusetzen glauben dürften. Daß ich den Ehrgeiz habe, für meine einzige große Leidenschaft, — die Einigung Deutschlands und die Erreichung einer weisen, männlichen Freiheit — für dieses zu wirken, bekenne ich ohne Rückhalt. Aber mein Ehrgeiz geht nicht darauf, eine äußerlich glänzende Stellung einzunehmen, vielmehr hat mich die Erfahrung und die Geschichte gelehrt, daß alles hastige Jagen und unruhige Streben nach einer solchen Stellung nur dazu führt, die Charaktere zu verbrauchen und herabzudrücken. Will Gott mich in einer solchen Stellung brauchen, so wird er mich zu finden wissen, ich suche nur an dem Platze, wo ich stehe, meine Pflicht im vollsten Umfange zu thun, und so wenig mich meine jetzige Thätigkeit ausfüllt, so sage ich mir doch mit Wilhelm v. Humboldt, daß kein Ding an sich groß oder klein ist, sondern je nachdem man es behandelt; und daß es schließlich nützlicher ist, für Hamburg eine Reform des Armenwesens zu stande zu bringen, als die Zahl der Deklamatoren im Parlament zu vermehren. Darum würde ich natürlich doch gern ein Mandat für den Reichstag annehmen, wenn es sich mir böte, aber ich bin so wenig gesonnen, darauf Jagd zu machen, als auf ein Portefeuille, und tauge ebensowenig dazu, dem souveränen Volke zu schmeicheln, als Ministern und Fürsten.

Vom Kronprinzen habe ich noch keine Silbe über mein Buch, das er sich nach Karlsbad nachschicken lassen wollte, doch Sie wissen ja, daß ich bei politischen

Materien eine Hilfe habe, die Ihnen bei militärischen fehlt, nämlich die Kronprinzessin. Sie hat alle meine Aufsätze sofort mit ihrem Mann gelesen und durchgenommen und gewöhnt ihn dadurch, aus den liberalen Abstraktionen sich die Dinge im praktischen Detail zu denken.

Können Sie nicht Ihren Weg nach Borkum mit einem militärischen Revisionsabstecher nach Hamburg verbinden? — Inzwischen wünsche ich Ihnen gutes Wetter für Ihren Seeaufenthalt. Geffcken."

(Fortsetzung folgt.)

Runzeln.

Von

Marwid Mann.

I.

Rose-Marie stand am Fenster ihres Schlafzimmers und sah zu, wie die Regentropfen, langsam den Scheiben entlang laufend, sich auf dem Gesimse draußen zu einem kleinen See ansammelten. Naß und grau sah sich die Welt an, so weit das Auge schweifte; die richtige Novemberstimmung, wie sie in der Lombardei häufig zu finden ist. Mit eintönigem Rieseln fällt der Regen auf die welken roten und gelben Weinreben, die, von Maulbeerbaum zu Maulbeerbaum geschlungen, im Sommer fröhlichem Festtagsschmuck gleichen, nun aber viel eher die Erinnerung an welk gewordene Totenkränze wachrufen. Die Maisfelder sind ihrer goldenen Spende beraubt; die leeren Schafte stehen dürr und geknickt umher, ein Bild der Vergänglichkeit. Endlos spannt sich der graue, eintönige Himmel über der freudlosen Erde, nichts von seiner sonstigen liebenswürdigen Bläue verratend.

Die Fabrikglocke der Seidenspinnerei hatte geläutet, und die Mädchen des nahen Dorfes San Pietro waren zur Arbeit eingerückt; eilig war's heute gegangen, nicht mit Lachen und Singen, sich unterfassend wie an sonnigen Tagen; vereinzelt waren sie dahergehuscht, mit groben Säcken über Schultern und Köpfen, die hochabsätzigen Holzpantinen vorsichtig setzend, die großen Wasserlachen zu vermeiden. Nun war auch die letzte im Fabrikraum drüben verschwunden, und das eintönige Surren der Webstühle vermischte sich mit dem leisen Glucksen der übervollen Dachrinnen.

Das Herrenhaus, il palazzo, wie es die Dorfbewohner nannten, an dessen Fenster Rose-Marie, die Gattin des Seidenfabrikanten Steiner, träumend stand, lag etwas erhöht mit freiem Ausblick nach Süden. An sonnigen Herbst- oder Frühlingstagen mochte es ein wonniges Erdenfleckchen sein, so mitten in der

fruchtbaren, grünenden Ebene, heute wirkte es trostlos. Selbst die buntfarbigen großen Chrysanthemen, sonst Rose-Mariens Stolz, die links und rechts vom Hause palissadengleich lange Beete umsäumten, neigten die schweren, wassertrunkenen Häupter zur Erde und boten einen unerfreulichen Anblick.

Rose-Marie hatte denn auch genug vom Schauen. Langsam ließ sie den weißen durchbrochenen Vorhang über das Fenster zurückgleiten und wandte sich dem Innern des Zimmers zu. Vorbei an den schön gearbeiteten niederen Mahagonibettstellen, die, mit dunkelrotseidenen Steppdecken bedeckt, einen mehr feierlichen als freundlichen Anblick boten, ging sie zu ihrem Toilettentisch und blieb dort unschlüssig stehen; was thu ich? was soll ich? sagten ihre Mienen. Da fiel ihr Blick auf ihr Spiegelbild; trotz dem grauen Lichte hob es sich scharf und klar, vom Fensterlicht voll getroffen, aus dem dunkeln Rahmen. Lange schaute Rose-Marie auf die hohe schlanke Gestalt im einfachen blauen Hauskleide, das die Hand der Dorfschneiderin verriet. Blaß und freudlos schaute das ovale weichgerundete Gesicht unter dem welligen braunen Haar sie an; fest geschlossen der kleine Mund, als könnte kein Lächeln ihn teilen; kurz und gerade geraten das Näschen; darüber zwei schwarzbewimperte braune Augen, groß und hübsch im Schnitt, aber glanzlos und müde wie die Augen eines Verbannten.

Plötzlich zuckt Rose-Marie leise zusammen, tritt einen Schritt vor und hält ihr Antlitz dicht ans Glas. Nein, sie hat sich nicht getäuscht; rechts und links vom äußeren Augenwinkel zu den Schläfen laufen ein paar leichtgezeichnete Linien; deutlich und scharf heben sie sich von der weißen Haut; es ist kein Haar, das sich dorthin verirrte, wie sie anfangs glaubte, es sind feine Fältchen, wie sie die Zeit dem Menschen ins Antlitz zu schreiben pflegt; Runzeln sind es, Rose-Mariens erste Runzeln.

Vorgebeugt steht sie und schaut bis der eigne starre Blick, den das Glas wiedergiebt, sie aufschrecken läßt.

„Runzeln," sagt sie, und fährt glättend mit den Händen über die Schläfen, „meine ersten Runzeln."

Ob es aber auch wirklich die ersten und einzigen sind?

Rose-Marie ergreift einen Handspiegel und tritt damit ans Fenster, dessen weiße Vorhänge sie diesmal ganz zurückschlägt; dann setzt sie sich knapp an die Scheibe in einen kleinen roten Polstersessel, der in der Nische steht, und studiert ihr Gesicht.

Nein, keine andern Runzeln sind sichtbar; blütenweiß leuchtet die Stirne, nicht die leiseste Andeutung einer Furche ist sichtbar; nur eben da an den Schläfen unwiderruflich laufen die feinen Fältchen; jetzt wo sie den Mund verzieht, als wollte sie lächeln, vertiefen sie sich sogar bedeutend.

„Vom Lachen wollt ihr kommen, vom Lachen? Wann hätte denn ich gelacht?" fragt Rose-Marie bitter. Ihre Augen gehen ab vom Spiegelbild und schweifen wieder hinaus über die nasse mißfarbene Ebene, so weit der graue Himmel sich spannt.

Sie sieht sich als Kind im Elternhause, in dem kleinen ostschweizerischen Fabrikorte. Sie und die Schwester, die um ein Jahr jüngere blonde Hanne, sind die einzigen Kinder. Der Vater ist ein gerader schlichter Mann, Besitzer einer ganz kleinen Florettspinnerei, er lebt im Geschäft und fürs Geschäft und ist für die Kinder in seiner Schweigsamkeit und seinem ruhigen Ernste eine hohe Respektsperson. Kein Band gegenseitiger warmer Zuneigung bindet Eltern und Kinder. Die Mutter ist eine lebhafte, kräftige Frau mit weiß und rotem Gesicht und schwarzem Haar. Von morgens bis abends ist sie rastlos thätig im Hause. Sie spricht mit lauter unangenehmer Stimme den unschönen Dialekt jener Schweizergegend, und Rose-Mariens musikliebendes Ohr leidet darunter.

Rose-Marie gleicht weder dem Vater noch der Mutter, nicht äußerlich und nicht innerlich. Sie ist ein bewegliches braunes Dingelchen, feinknochig und lebhaft, aber nicht laut wie die Mutter. Ihre Augen sind hellbraun und glänzen erwartungsvoll, und ihr Herzchen schlägt froh und aufgeregt, immer auf etwas hoffend, auf etwas Großes, Freudiges.

Sie geht mit Hanne in die Schule, alle Tage, viele Jahre lang. Hanne ist größer als Rose-Marie und ruhiger. Sie hat die starkknochige, feste Figur der Mutter, ist dabei aber blond und blauäugig und geht ruhig und würdevoll durchs Leben. Obschon sie ein Jahr jünger ist als Rose-Marie, überragt sie diese um einen halben Kopf, und Rose-Marie, die ihre Schuhe und Kleider immer viel schneller zerrissen hat als Hanne, muß deren Gewand auftragen, während Hanne neues Zeug bekommt. Rose-Marie macht sich nichts daraus, sie trägt nicht gern schöne Kleider, weil sie in diesen nicht so frei spielen und sich austoben kann. Nur Hannes Schuhe trägt sie nicht gerne auf, ihre Füßchen rutschen drinnen hin und her, und das hindert sie am Springen.

Und springen muß sie können, sonst will Armand sie nicht mehr zur Freundin; seine Auserkorene muß die Flinkste der Schulgenossinnen sein. In Rose-Mariens Heimatsorte gehen Knaben und Mädchen zusammen zur Schule: gemeinsamer Unterricht, gemeinsame Freistunden.

Armand ist der Anführer der kleinen Schar; er ist anders als die übrigen Knaben, viel rascher und gelenkiger, nicht groß aber ungemein kräftig. Er hat ganz blauschwarzes, glänzendes Haar und unternehmungslustige schwarze Augen. Diese und den fremdartigen Namen hat er von der Mutter, die eine Welsche war.

Alle Schulmädchen mögen Armand gern und möchten seine Bevorzugte sein, auch Hanne. Er aber will Rose-Marie, die so schnell läuft wie keine andre und bis zu oberst in den alten Lindenbaum hinterm Schulhaus geklettert ist. Rose-Marie weiß, daß Armand sie zum Schatz haben will, und ihr Herzchen klopft hoch auf vor Freude und Stolz. Aber sie läßt sich nichts merken, sie weicht ihm aus, wo sie kann; desto mehr begehrt er ihre Freundschaft und wirbt um sie, nicht mit Worten und Schmeicheleien, — mit Blicken und verschwiegenem Trotz.

An einem schulfreien Nachmittage trifft er das braune, flederwischige Ding

allein im Walde; Rose-Marie sucht Himbeeren und hat einen roten Mund vom Beerennaschen. Trotzig und ohne zu sprechen sehen sich die beiden an. Nur die Herzen der Kinder schlagen fast hörbar; plötzlich umschlingt Armand mit starken Armen die Kleine, trägt sie an eine schlanke Buche und bindet sie daran. Sie sagt kein Wort, willig läßt sie sich Hände, Füße und Hals festbinden. Dann geht Armand fort ohne sich umzusehen und ohne gesprochen zu haben; Rose-Marie ist im Walde allein, lange, lange Zeit. Sie sieht die Sonne zwischen den Bäumen verschwinden, das goldgrüne Licht weicht, und es wird dämmerig; einmal hört sie in geringer Entfernung andre Kinder nach Hause gehen; aber Rose-Marie ruft sie nicht zu Hilfe, sie ist zu stolz dazu. Wohl sind ihr die Thränen nahe, sie ist müde vom Stehen, und die Bande fangen an einzuschneiden, aber Rose-Marie weint nicht, der kleine Mund ist fest geschlossen, und die Augen blicken zuversichtlich. Armand wird sicher kommen, sie zu holen.

Plötzlich steht er vor ihr; mit einem Messerschnitt trennt er ihre Fesseln. „Willst du jetzt mein Schatz sein?“ fragt er mit verhaltener Stimme und schaut ihr tief in die trotzigen Kinderaugen.

Da schlingt sie beide Arme um seinen Hals, und mit einem wilden kleinen Schrei drückt sie ihr Näschen an seine Wange.

Er preßt sie einen Augenblick an sich mit beiden Armen, als wollte er sie erdrücken, dann gehen sie heim durch den Wald, eng umschlungen.

Zu Hause wird sie gescholten ob des langen Ausbleibens, aber sie verschweigt den Grund, selbst Hanne erfährt nichts davon.

Aber seit dem Tage sind Armand und Rose-Marie unzertrennliche Freunde; Leiden und Freuden des Schullebens teilen sie miteinander; jeder tolle Streich findet die beiden vereint. Die andern Mädchen neiden Rose-Marie ihre Sonderstellung als kleine Königin, — sie macht sich nichts daraus, keine Freundinnen zu haben. Armand füllt ihre ganze Zeit aus.

Aber die Jahre vergehen; Rose-Marie und Hanne sind große Mädchen geworden. Sie spielen nicht mehr mit Knaben nach der Schule.

Armand ist fortgezogen an eine Industrieschule in einer großen Stadt; der Abschied war hart, und Rose-Marie ging einige Tage herum wie eine kleine Witwe. Nun sieht sie ihn nur noch in den Ferien, wenn er heim kommt, und auch dann nur von weitem; ihre Familien verkehren nicht unter sich, da paßt es sich auch nicht, daß sie mit ihm gehe. Mit den Augen grüßen sie sich von weitem, aber eines Tages kehrt Armand nicht wieder, es heißt, er sei weit fortgezogen ins Ausland.

Das Leben ist gleichförmig und langweilig; die Hausgeschäfte, die die Mutter mit Pedanterie und Strenge den beiden Mädchen beibringt, haben für Rose-Marie keinen Reiz. Sie liebt die Musik und fremde Sprachen und möchte hinaus in Leben und Sonne. Die Vaterstadt bietet so wenig; kaum je ein Konzert vom gemischten Chor oder eine kleine Theateraufführung. Das Leben im Elternhaus ist öde; der Vater ist stets derselbe in sich verschlossene Mann; er sieht nicht, welch hübsche Mädchenblumen an seinem Tische erblüht sind.

Hanne scheint zufrieden; sie vermißt nicht, daß nie ein liebkosendes Wort von den Lippen der Eltern fällt; sie hat ein paar Freundinnen von der Schule her; mit denen verbringt sie die wenige freie Zeit, die die Mutter ihr läßt. Rose-Marie hat keine Freundinnen; die Mädchen haben ihr Armands Bevorzugung nie ganz vergeben. Sie bedauert es nicht; die Mädchen kommen ihr albern vor. Sie liest lieber in ihren Freistunden Romane von Marlitt und Werner und andres unnötiges Zeug, und tief innen regt sich wieder die hoffnungsvolle Erwartung eines großen Glückes.

Aber es kommt nichts; Rose-Marie wird zwanzig Jahre alt und langweilt sich beim Nähen, Bügeln, Wäscheanfertigen und all den kleinen täglichen Hausarbeiten.

Da kommt eines Tages einer gegangen und besucht Rose-Mariens Eltern; er ist der Sohn eines Seidenfabrikanten, eines Geschäftsfreundes des Vaters. Karl Steiner heißt er und ist groß und blond und dick; aus einem stark gefärbten Gesicht blicken zwei helle, gutmütige Augen und eine unverwüstliche Gesundheit. Er bringt Grüße vom Vater und erzählt, daß er eine kleine Fabrik übernommen habe, eine Seidenspinnerei in der Lombardei. Die Eltern sind freundlich mit ihm und laden ihn Sonntags zu Tisch. Rose-Marie schaut ihn an und denkt an Italien, die weiche Sprache, den blauen Himmel,

„... das Haus, auf Säulen ruht sein Dach,“

und an all die Herrlichkeiten, nach denen Mignon im Liede sich sehnt.

Karl Steiner kommt oft und öfter. Eines Abends ruft der Vater Rose-Marie in den kleinen Salon und sagt ihr, daß der Seidenfabrikant um ihre Hand angehalten habe; er werde sich am folgenden Mittag das Jawort holen. Niemand zweifelt daran, daß es ein Jawort sein wird. Rose-Marie preßt beide Hände aufs klopfende Herz. Sollte das vielleicht jenes Glück sein, von dem sie geträumt, das sie erwartet, seit sie ein kleines Mädchen war? Liegt jetzt nicht die Welt vor ihr offen, groß und sonnig? Zu Ende das Vorsichhinleben, das verzweifelte Warten, das leere Hoffen. Ein großer Jubel will ihr Herz erfüllen, aber etwas läßt ihn nicht aufkommen.

Am folgenden Tage kommt Karl Steiner; in Gegenwart der Eltern wird sie ihm anverlobt; er legt seinen schweren Arm um ihren Hals und küßt sie auf den Mund. Scheu wendet sie sich ab, und einen kurzen Moment lang sieht sie sich wieder als kleines Kind im Walde, wie sie die Arme um Armands Hals schlingt und ihr Gesicht an ihn preßt; sie fühlt das wild-selige Herzklopfen jener Stunde, einen Augenblick nur, dann ist sie wieder ruhig.

Es folgen arbeitschwere Wochen; Karl Steiner will seine Frau gleich mitnehmen im Herbst, da muß man sich sputen mit der Aussteuer: Rose-Marie bekommt alles reichlich, nicht umsonst haben die Eltern gespart all die langen Jahre. Hanne muß tüchtig mit Hand anlegen; sie ist neidisch auf der Schwester „himmelhohes“ Glück. Alle sprechen davon. Rose-Marie ist eine wichtige Persönlichkeit geworden; in der freien Zeit, die ihr das Anfertigen der Aussteuer läßt, treibt sie italienisch.

Karl Steiner kommt selten; endlose Geschäfte halten ihn in Zürich fest, und wenn er kommt, spricht er meist mit dem Vater vom Geschäft oder mit der Mutter von der Aussteuer; er und Rose-Marie haben sich wenig zu sagen.

Zu Anfang November ist die kleine Hochzeit; nur wenige Verwandte sind gebeten. Rose-Marie steigt im weißen Brautkleide die Stufen der hochgelegenen Kirche hinan; die ersten Schneeflocken fallen leise und leicht und bleiben in ihrem duftigen Brautschleier hängen.

Abends geht es fort mit dem Gotthard-Schnellzug, hinaus in die Nacht. Rose-Mariens erste wirkliche Reise. Es ist aber nichts zu sehen; im überheizten Eisenbahncoupé II. Klasse sitzt sie ihrem Mann gegenüber und schaut ihm zu, wie er schläft. Rose-Marie kann nicht schlafen, ihr ist bang und eng zu Mute.

Endlich dämmert der Morgen; in Chiasso ist Zollrevision. Dann geht es weiter nach Mailand; Karl Steiner hat dort noch verschiedene Geschäfte abzuwickeln und will sich bis zum Abend in der Stadt aufhalten. San Pietro ist nur etwas mehr als zwei Eisenbahnstunden davon entfernt.

Den ganzen Tag gehen sie herum in der großen fremden Stadt, und Karl Steiner bemüht sich, seiner Frau Führer zu sein.

„Schau, Kind, das ist der Dom, jenes die Galleria. Dort steht die Scala; du wirst alles kennen lernen, denn deine größeren Einkäufe wirst du stets in Mailand besorgen müssen.“

Rose-Marie ist müde und wirr von der Nachtreise. Sie ist keine sehr aufmerksame Zuhörerin. Karl Steiner bemerkt es und erspart sich die Mühe weiteren Erklärens; er ist so wie so mit Arbeit und Geschäften überbürdet, und die ungewohnte Gesellschaft der jungen Frau ist ihm hinderlich. Er bringt Rose-Marie in ein Hotel zum Ausruhen und geht seiner Wege. Gegen Abend holt er sie ab und fährt mit ihr auf der kleinen Provinzialbahn der neuen Heimat entgegen.

Als ob es gestern gewesen wäre, sieht sie sich ankommen, sieht das hübsche Haus, den kleinen Vorgarten, wo Winterastern und Spätrosen blühen, sieht die hübsch möblierten Räume, die italienische Magd. Nur Karl kann mit ihr sprechen, er erteilt ihr alle Befehle; Rose-Mariens Italienisch reicht nicht aus.

Im Wohnzimmer umfaßt sie Karl, küßt sie auf den Mund und sagt: „Willkommen mein Frauchen, mach dir's bequem, ich gehe nur noch einen Moment, mit dem Inspektor sprechen.“

Und so ist es geblieben all die zehn Jahre lang, die Rose-Marie nun hier zugebracht hat. „Mach dir's bequem, mein Frauchen, aber sorge du für dich, für deine Freuden, für deine Unterhaltungen, für deine Wünsche. Ich gehe meine Wege, ich kann mich nicht zu einem Frauengemüt herabbeugen und die Neigungen und Regungen eines Frauenherzens verstehen. Ich bin der Ernährer der Familie, der Geschäftsmann, der den Stürmen von draußen stand hält. Du sitzest drinnen warm, — was willst du mehr?“

Ja, was wollte sie mehr, die glückliche junge Frau? Seit zehn langen Jahren saß sie nun Tag für Tag in dem hübschen Landhause; sie sah die

Jahreszeiten kommen und gehen, den holden lombardischen Frühling mit seinen rosig blühenden Mandelbäumen, den heißen Sommer, den fröhlichen Herbst und den schneelosen Winter. Die Sprache hatte sie bald gelernt, doch hatte sie wenig Gelegenheit, sie zu gebrauchen. In San Pietro waren keine Frauen, mit denen sie in gesellige Verbindung hätte treten können, und mit ihrem Manne sprach sie nur deutsch, und deutsch sprachen die wenigen Gäste, die sie zuweilen besuchten, meistens Geschäftsfreunde ihres Mannes, die mit oder ohne ihre Frauen auf einer italienischen Lustfahrt begriffen waren. Einmal kam Hanne für einige Wochen; sie fand aber bald, daß zu Hause mehr Leben und Abwechslung herrsche als in dem kleinen italienischen Dorfe; sie kehrte gern wieder heim und verheiratete sich bald darauf mit einem Arzt in einer süddeutschen Stadt; seither war sie nie wieder gekommen, aber ihre Briefe brachten der einsamen Schwester Kunde von frohen Festen, Ausflügen und abwechslungsvollem Leben, wie es die wegen ihres Frohsinns und ihrer Gemütlichkeit weltberühmte Stadt bot.

Still und ruhig lebte Rose-Marie ihre Tage, einen wie den andern. Des Morgens versuchte sie ihre Hausgeschäfte möglichst lang auszudehnen, um ihre Zeit damit auszufüllen, bis mittags Karl zum eiligen Speisen kam. An schönen Nachmittagen ging sie spazieren, allein durch die grüne Ebene, wo alles sich gleich sieht. Oder sie saß im Garten und stickte oder las. Ihr Mann hielt ihr verschiedene Zeitschriften; das sei besser als Bücher kaufen, meinte er; seien diese einmal gelesen, taugen sie doch nichts mehr. Aber gerade diese Lektüre war dazu angethan ihr zu zeigen, wie ausgeschlossen sie von aller modernen Kultur; wie sie gleich einer lebendig Begrabenen dasitze und langsam ihr Leben verrauschen lasse.

Außer seiner täglichen „Neuen Zürcher Zeitung“ las Karl nichts, und für Musik hatte er nichts übrig. Des Abends setzte er sich mit seinen Bekannten, dem Gemeindevorsteher, dem Bezirksarzt und seinem Inspektor zu gemütlichem Kartenspiel drüben im Wirtshaus. Das war seine wohlverdiente Erholung nach angestrengter Tagesarbeit. Sehr oft mußte er reisen; zwei-, dreimal bat Rose-Marie, mitkommen zu dürfen; willig nahm er sie mit, aber sie fühlte bald, wie lästig und hinderlich sie ihm sei in seinen Geschäften; da unterließ sie es.

Zu Hause war sie bloß zweimal gewesen in all den Jahren. Sie war sich verloren vorgekommen; die Lücke, die ihr Weggehen gerissen, war längst geschlossen. Ihr Mädchenstübchen war von Mietsleuten bewohnt, und sie mußte im Gastzimmer schlafen. Die Eltern waren wohl freundlich zu ihr, doch wunderten sie sich, daß Rose-Marie ihren Mann ohne ersichtlichen Grund allein lasse; sie fanden das nicht in Ordnung. Da reiste sie wieder ab.

Einmal im dritten Jahr ihrer Ehe war es gewesen, da wallte es heiß auf in Rose-Marie; ihr früheres freudiges Hoffen war neu erstanden. Mit glänzenden Augen und verhaltenem Lächeln lauschte sie in sich hinein, wo sich das Wunder vollzog. Die Mutter kam und half ihr die kleine Aussteuer beschaffen. Hin

und her reisten die beiden Frauen zwischen San Pietro und Mailand; Rose-Marie war wie ausgewechselt. Ihre frohe, sonnige Natur kam wieder zum Durchbruch trotz der kühlen Art der Mutter und der nüchternen Freude, mit der ihr Mann dem Ereignis entgegensah. Was brauchten sie mehr, die beiden? Bald waren sie ja zwei sich zu lieben, zu herzen und selig zu sein.

War Rose-Mariens freudige Ruhelosigkeit schuld oder das viele Hin- und Herfahren zu den Besorgungen in Mailand? Das kleine Wesen kam zu früh und lebte nur wenige Tage. Die Mutter pflegte Rose-Marie gesund, dann reiste sie heim.

Alles war wieder wie früher, still und einsam, aber schlimmer als vorher, denn wer ist ärmer als ein um seinen Schatz betrogenes Mutterherz?

Rose-Marie verlernte das Lachen wieder und ward still und stiller. Was sie träumte und wünschte, nie kam es über ihre Lippen. Die Jahre vergingen, und heute nach zehnjähriger freudloser Ehe hatte sie sie entdeckt, die ersten Vorboten des Alters.

Noch immer saß Rose-Marie in dem kleinen Polstersessel am Fenster, den Handspiegel auf den Knieen. Wie ein Traum war ihr ganzes bisheriges Leben an ihr vorbeigezogen. Jetzt schaute sie in die Zukunft; was mochte die ihr noch bieten? Ein langsames Ausklingen, ein Müdewerden des unruhigen, sehnsüchtigen Herzens. Und dann war es vorbei, das Leben, das sie einst so schön und sonnig angelacht, in das sie gestaunt hatte mit glänzenden, erwartungsvollen Kinderaugen.

Schon vorbei? Und was hat es gebracht? Nichts, nichts. Mußte das so sein? Ist sie nicht ein wenig selbst schuld, daß es so kam? Ließ sie sich nicht allzusehr gehen und gab der alles einspinnenden Dornröschenöde gar zu sehr nach? War nicht noch etwas zu retten, ein Glückstrahl zu erhaschen, jetzt, an der Schwelle, wo die Jugend Abschied nimmt?

Ein ungeheurer Durst nach Glück, nach Lust, nach Lebensfreudigkeit ergreift Rose-Marie angesichts ihrer ersten Runzeln.

„Noch bin ich nicht alt, kaum dreißig Jahre, bin schön und gesund. Warum spinne ich mich ein wie eine Nonne? Warum kaufte ich seit Jahren kein hübsches Kleid, keinen neuen Hut? An Mitteln fehlt es mir nicht; warum, warum nur betrüg' ich mich um mein Leben?“

Rose-Marie steht auf und geht eilig zum Kleiderschrank; das verträumte Wesen hat sie abgeschüttelt. In toller Eile wirft sie die Kleider heraus aufs Bett, lauter einfache dunkle Kleider, Mäntelchen, Hüte, alles unmodern.

„Morgen fahre ich nach Mailand und kaufe mir Staatsgewänder, daß sich die Bäume im Park wundern sollen, und dann erkläre ich den Runzeln den Krieg. Ich will noch nicht alt sein, denn noch habe ich nicht gelebt, und einmal muß das Glück auch zu mir kommen.“

Nachts liegt Rose-Marie im Bett und träumt. Vor ihr steht eine, hoch, fein und durchsichtig zart. Sie gleicht Rose-Marie, nur ist sie heller und leuchtend; ihr Antlitz aber ist rein und zartweiß wie ein Blumenblatt und ganz frei von jeglicher Runzel.

„Ich bin deine reine weiße Seele," sagt sie mit singender Stimme, „mich verunziert keine Runzel, da du mich schuldlos erhalten."

Rose-Marie greift nach dem Gebilde, es an sich zu ziehen, da zerfließt es, und sie erwacht. Sie lächelt ein wenig und kehrt sich zur Seite: morgen fährt sie nach Mailand.

II.

Am Nachmittage des folgenden Tages sitzt Rose-Marie im Bahnzuge der kleinen ferrovia del Nord, die über Saronno nach Mailand fährt. Sie trägt ihr unmodernes braunes Winterjackett, das noch die thörichten weiten Aermel von 1895 zeigt; der kleine runde Filzhut, das schwarze Schleierchen und der anspruchslose dunkelblaue Rock lassen in Rose-Marie viel eher eine kleine Gouvernante, die in eine Stelle geht, als die vermögliche Fabrikantengattin vermuten. Niemand achtet denn auch ihrer. In der Wagenabteilung sitzen außer ihr noch drei Personen, ein alter Priester in fleckiger Soutane, der in seinem Brevier liest und dazu mit alten gelben Zähnen Pfefferminzzucker knabbert. Er achtet der Mitreisenden nicht; seine alten verwaschenen Augen gehen vom Buch zum Fenster und wieder zurück.

Ihnen schräg gegenüber sitzt eine junge Person in hellgrauem Federhut und rotblondem Haar. Ihr Kleid ist hypermodern, mauve-farben; die Füße mit den hellgelben Stiefelchen hat sie aufs gegenüberstehende Polster gelegt. Sie seufzt alle Augenblick ohne Grund, dreht sich hin und her und schaut nach dem dritten Passagier. Dieser ist ein junger Mann, blaß und lang aufgeschossen, mit schmaler Nase, langem Haar und schlanken, weißen Künstlerhänden. Neben ihm steht ein Violinkasten.

Wie die im Federnhut ihre Handschuhe hinfallen läßt, hebt er sie auf und reicht sie ihr. Ein Gespräch entspinnt sich zwischen den beiden. Die Dame ist Sängerin und soll im Eden, Mailands Variététheater, auftreten. Der junge Mann spielt Geige im Orchester der Scala, Mailands erstem Opernhaus. Er bietet der Diva seine Begleitung an, da sie zu verstehen giebt, daß sie in Mailand fremd ist.

Rose-Marie hört alle dem zu und ärgert sich über die aufdringlich elegante Toilette der Dame. Auch sie selbst wird in wenigen Stunden modern gekleidet sein; aber nicht so, o nein, ganz anders. Rose-Marie traut sich besseren Geschmack zu. Leise fühlt sie nach der wohlgefüllten Börse; Karl Steiner hat nicht gegeizt, er gab ihr mehr, als sie brauchen wird. Nicht einmal gewundert hat er sich über ihren Wunsch, über ihre plötzlich erwachte Eitelkeit. Was kümmert es ihn auch, was in ihr vorgeht, gar jetzt, wo er Neuerungen an seinen Webstühlen vornehmen lassen will.

Heut abend halb acht Uhr werde sie zurück sein, hat sie gesagt; jetzt ist es zwei Uhr. Eben fährt der Zug in Mailand ein, vorbei an den Vorstadthäusern, dem Campo Santo Monumentale; hoch und fein und wie ein weißes Spitzengewebe hebt sich der Dom vom grauen Himmel ab. Es regnet nicht mehr, aber noch ist alles farblos, wie ein leichter Nebeldunst liegt es in der Luft.

Rose-Marie steigt aus und eilt, einen Tram zu erreichen, der sie in das Herz der Stadt, auf den Domplatz, bringen soll. Der Tramwagen ist überfüllt, Rose-Marie muß stehen, keiner achtet ihrer sonderlich; doch, einer guckt einen Moment unter ihren Hutrand, dann wirft er seine Zigarre fort.

Da ist der Domplatz, fast alles steigt aus. Rose-Marie geht munter zur Galleria Vittorio Emanuele hinüber, wo sich unter hochbogigem, glasbedecktem Durchgange endlos Laden an Laden reiht, einer immer schöner und kostbarer in seiner Auslage als der andre. Langsam schlendert sie von einem Schaufenster zum andern und genießt den Anblick mit echt frauenhaftem Behagen. Goldschmuck, Parfümeriewaren, Handschuhe und Fächer, Bücher, Photographien und Kunstgegenstände, alles gleitet in reicher Abwechslung an ihren schaulustigen Augen vorbei. Bei Bocconi, dem großen Welthaus, wo alles zu haben ist, macht sie Halt. Bis hoch hinauf in die oberen Etagen sieht man die Auslagen. Unten sind es köstliche Roben, Hüte, Seidenstoffe und Putz, oben mehr Schuhe, Spielwaaren, leichte Möbel, Matten und Läufer. Aus und ein strömen die Käufer; ein mächtiger Schweizer steht am Eingang und öffnet und schließt die Thüre.

Energisch geht Rose-Marie hinein in die Pracht, wo trotz der frühen Stunde das elektrische Licht strahlt. Jetzt ist sie so recht in der Mitte der Herrlichkeit. Da aber muß sie warten; die unscheinbar Gekleidete muß zurückstehen vor all den feinen Damen, die da kaufen; es geht lange, bis jemand Zeit für ihre Wünsche findet. Sie lächelt und denkt an das Gold in ihrer Börse; sie weiß, wie dessen Anblick auf die Italiener wirkt.

Endlich fragt sie eine Ladenmamsell nach ihren Wünschen. Ein Kleid will Rose-Marie haben, ein ganz feines, helltaubengraues Tuchkleid, etwas ganz Modernes; erstaunt blickt das Fräulein sie an und übergiebt sie einer Genossin, die sie über teppichbelegte Wendeltreppen ein Stockwerk höher führt. Dort hausen die Probiermamsellen mit ihren fertigen Kostümen, denen wird Rose-Marie ausgeliefert. Sie wiederholt ihren Wunsch, und nun wird Kleid auf Kleid gebracht, auseinander gefaltet, gelobt und gepriesen; zu dreien sprechen sie auf sie ein; Rose-Marie läßt sich nicht beirren. Mit sicherem Blick hat sie ein Kleid in der gewünschten Farbe erspäht; das greift sie heraus und wünscht es selbst anzuprobieren. Hinter einem grünen Vorhang, der eine Ecke abschließt, wechselt sie unter Beihilfe einer der Damen die Kleidung.

Das Graue sitzt gut; glatt und schön fallend schmiegt es sich um die Hüften und hebt vorteilhaft Rose-Mariens schlanken Wuchs. Die Taille mit den engen Aermeln und dem hohen Kragen umschließt knapp die feste, schöne Büste der jungen Frau. Eine leichte Posamenterie aus silbergrauen Stahlperlen hebt in feiner Weise die anspruchslose Eleganz des Gewandes; nur unten an der Taille bildet sich eine kleine Falte.

„Zwei Stiche müssen geändert werden, vielleicht wartet die Signora darauf?"

Ja, Rose-Marie will warten; sie kann sich unterdessen drüben an der andern Seite des Saales einen Hut kaufen.

Sie geht hinüber; einen nach dem andern probiert sie die Hüte auf; sie sitzen ihr nicht, keiner will passen. Die Signora seien eben nicht modern gekämmt, sagt die Verkäuferin; ob die Signora nicht so gut wären und nebenan eintreten wollten, da sei die Coiffeuse des Geschäftes, deren Aufgabe es sei, den Damen je nach der Wahl ihrer Hüte die Frisur zu ändern.

Rose-Marie geht hin und setzt sich vor den Spiegel. Flinke Hände entrollen ihr Haar; es wird gebürstet, geschüttelt, mit einer Brennschere leicht gewellt; hoch bauscht es sich jetzt um die Stirn, sie frei lassend; nur links und rechts fallen leichte krause Löckchen gegen die Schläfen. Rose-Marie kennt sich kaum wieder; ihr Antlitz scheint kleiner, zierlicher unter der welligen Haarmasse, die Augen größer. Aber noch etwas sieht sie, jenes, das sie wach rief aus ihrem lethargischen Schlaf der Verzweiflung; die Krähenfüßchen vom Auge zur Schläfe; selbst die Löckchen verdecken sie nicht. Eilig wendet sie sich vom Spiegel und tritt wieder hinaus zu den Hüten.

Ja, nun sieht es besser aus; jetzt passen sie alle; einer steht ihr besonders gut, ein großer schwarzer Sammethut, vorne hoch aufgekrempt; stattliche Straußenfedern nicken über den Rand; blitzende Schnallen aus Straß raffen sie hoch. Der Hut steht Rose-Marie vorzüglich; daß er ein bißchen gar zu auffallend sein könnte, fällt ihr nicht ein. Wenn sie den trägt, sieht niemand mehr ihre Runzeln, denn wer Rose-Marie anguckt, muß nach dem Hut sehen, der das hübsche Gesichtchen wie ein dunkler üppiger Rahmen umgiebt. Sie behält ihn gleich auf und läßt den alten Filzhut zurück; den wird sie nie wieder tragen.

Drüben sind sie inzwischen mit dem Aendern der Taille fertig geworden. Rose-Marie zieht sie an, nun sitzt sie tadellos. Sie giebt die Adresse an, wohin ihr altes Kleid zu senden sei.

Wie sie am hohen Stehspiegel vorbeischreitet, das Kleid hoch hebend, sieht sie die alten festen Lederstiefelchen an ihren Füßen; wie die abstechen! Nein, so kann sie unmöglich gehen.

Hier hat man ja auch Schuhe feil, feine italienische Ware, und in Italien sind die Schuhe feiner und leichter wie irgendwo, denn der Italiener hält sehr viel auf wohlgepflegtes, elegantes Schuhwerk.

Ehe sie sich versieht, hat Rose-Marie ein Paar wunderfeine, schmiegsame Knopfstiefeletten an den Füßen: die alten Schuhe wandern hinauf zum alten Kleide, gemeinsamer Heimreise gewärtig. Jetzt noch ein Paar Handschuhe, dann geht Rose-Marie an die Kasse zum Zahlen.

Drei fünfzig Lire Banknoten und ein Goldstück muß sie hinlegen; aber noch ist die Börse nicht erschöpft; eine gefaltete Note und mehrere Goldstücke stecken noch drin.

Wie Rose-Marie gehen will und eine der nun sehr dienstfertigen Ladenmamsells ihr ihre Jacke reicht, ergiebt sich etwas Komisches. Die Jacke paßt nicht mehr zu der eleganten Dame; sie sieht aus wie von einem Dienstmädchen geliehen. Da nun aber Rose-Marie beabsichtigt, in einem andern Geschäft eine Pelzjacke zu kaufen, beschließt sie, das veraltete Kleidungsstück nicht

mehr anzuziehen. Sie läßt sich einen Wagen holen, ein hübsches kleines Coupé, wie sie in Mailand im Gebrauch sind, und das verwandelte Aschenbrödel, dessen Eintritt niemand beachtet hatte, fährt wie eine Prinzessin, von allen Seiten bedienert, davon.

Rose-Marie amüsiert sich köstlich; Alla città di Mosca läßt sie halten. Es ist das erste Geschäft Mailands für ganz feine Pelzwaren und bezieht alles direkt aus Rußland. Kragen, Mäntel, Muffe, Kopfbedeckungen, ja ganze Straßenkleider, ganz aus Pelz verfertigt, sieht man in den Schaufenstern. Rose-Marie wählt ein kurzes, dunkles Bolerojäckchen aus Sealskin. Es steht entzückend zu dem hellen Kleid und dem dunkeln Hut. Ihr Antlitz lacht doppelt rosig und frisch über dem sammetartigen Pelz.

Um den etwas scharfen Wildgeruch zu heben, gießt der Verkäufer eine Flut von Violettis de Parme in das Seidenfutter des Pelzwerks. Ein betäubender feiner Geruch umgiebt Rose-Marie und benimmt ihr fast den Atem. Wie sie bezahlt, bleiben ihr nur noch fünf Lire und ihr Retourbillet in der Börse.

Aber ihre Besorgungen sind zu Ende; sie hat lange gebraucht, bis alles zusammen war; noch bleibt ihr bloß eine Stunde bis zur Abfahrt ihres Zuges. Sie ist nun frei und kann unabhängig bummeln; noch ist es nicht dämmerig, nur in den großen Verkaufsmagazinen brennen die Lichter.

Rose-Marie beschließt, den Korso entlang zu gehen und sich noch mehr Schaufenster anzusehen.

Am Korso herrscht um diese Stunde ein reges Leben; Mailand speist um fünf Uhr zu Mittag, und alles, was vornehme Welt heißt, macht vorher noch einen Gang, sich Appetit zu holen. Die anmutige Stadt entfaltet ihr reichstes Leben um diese Stunde. Rose-Marie geht mitten in dem frohen Treiben zwischen schönen Herren und Damen, geputzten Kindern und Ammen und fühlt in sich eine prickelnde Freude, als sei sie Teilnehmerin an einem fröhlichen Feste. Mit kindlicher Freude bemerkt sie, wie manch ein Blick sie streift und mit Wohlgefallen an ihr haften bleibt; nicht bloß Herren, das zählt nicht, auch Damen sehen sich nach ihr um, des freut sich ihre junge Eitelkeit. Hin und wieder wirft ein Seitenspiegel, der das Publikum reflektiert, ihr Bild zurück; sie sieht sich daherkommen, hoch und schlank, in anmutiger Haltung, den kleinen Kopf hochtragend; welch hübsche, fremdartige Rose-Marie!

Vor einem Blumenladen hält sie den Schritt an; mit Mühe drängt sie einen Ruf des Entzückens zurück. Rosen und Veilchen in silbernen Körben, dahinter ganze Gehänge exotischer Schlingpflanzen mit farbenprächtigen Blüten, einem reichen Teppich gleich herniederhängend, dazwischen schlanke Lilien und blasse Kamelien; ein Märchengarten bietet sich den Augen des Publikums dar. Rose-Marie vermeint den feinen Blumenduft durch das Fenster zu riechen. Ganz vorn stehen in seltsam geformten venetianischen Vasen merkwürdige Orchideen in nie geschauten Farben und Formen. Fiori del Diavolo, Teufelsblumen, nennt sie der Volksmund. Zwei der Vasen sind besonders originell; kleine, hochauf-

gebäumte Delphine stellen sie dar, aus schimmerndem Glase gearbeitet; zwischen den Zähnen des Rachens stecken die fremdartigen Blüten.

Mit stummem Entzücken schaut Rose-Marie darauf hin; sie bemerkt nicht, wie zu ihrer Rechten ein stattlicher junger Mann in tadellosem Straßenanzug sie unverwandt anschaut; diese zwei Vasen noch muß sie haben, dann sei es des Einkaufens genug. Entschlossen wendet sie sich zum Eingang des Ladens, hinter ihr tritt der Fremde herein, sie nicht aus den Augen lassend.

Rose-Marie läßt sich die Vasen vorsetzen; sie schimmern rosig und grün und schillern, als wäre ein Regenbogen in ihnen gefangen. Aber der Preis macht sie stutzen, soviel besitzt sie nicht mehr in ihrer Börse. Da aber die Vasen doch verpackt und nach Hause gesandt werden müssen, läßt sie diese mit Postnachnahme belegen. Rasch giebt sie ihre Adresse an: Rose-Marie Steiner, San Pietro.

Wie sie sich wendet, steht einer vor ihr mit ausgestreckten Händen.

„Rose-Marie,“ sagt er mit unterdrücktem Jubel in der Stimme, und seine Augen tauchen tief in die ihren.

„Rose-Marie,“ wiederholt er, „kennst du mich nicht mehr, Rose-Marie?“

Da fühlt sie ihr Herz aufklopfen in wilder Freude; sie sieht ihren Heimatsort, — sieht sich als wildes kleines Schulmädchen, aufschauend in Stolz und Bewunderung zu dem erwählten Gefährten.

„Du hier, Armand, du hier!“ ist alles, was sie hervorbringt, während seine Hände die ihren umschließen.

Inzwischen kommen und gehen die Leute, die beiden sind im Wege; Armand zieht Rose-Marie zur Seite und bittet:

„Komm mit hinaus auf den Korso, dort können wir plaudern.“

Rose-Marie folgt ihm wie im Traum; eben noch so allein in der großen fremden Stadt, geht sie nun unter dem sicheren Schutze des Jugendfreundes, des einzigen Menschen, dem sie je im Leben ihr Kinderherz geöffnet, mit ihm, der ihr Vertrauter, ihr Beschützer gewesen in der Sturm- und Drangperiode der Schulzeit. Was that's, daß er seither für sie verschollen gewesen? Nun war er ja da, ging sprechend an ihrer Seite, und seine lieben braunen Knabenaugen waren dieselben geblieben.

Er sagt, wie er sie nicht gleich wiedererkannt, aber wie sie ihm aufgefallen inmitten der andern Damen; wie es ihn zu ihr hinzog und ihm durch den Sinn strich wie leises Erinnern bei ihrem Anblick; wie er ihr gefolgt in den Laden und wie er ihre Adresse hörend gleich wußte, sie sei Rose-Marie, seine Rose-Marie von zu Hause, obschon ihm der Name Steiner fremd.

Vieles will er von ihr wissen; wo sie nun wohne, wie lange schon, ob gerne? Ob sie auch Kinder besitze? Bald hat er alles herausgebracht: das langsame öde Vertrauern der Jahre, das Fehlen der Kinder, das Sich-fremdsein der Gatten.

Auch seine Berichte klingen nicht froh. Früh schon in den Welthandel ein-

getreten, reiste er von einem Weltteil zum andern; sah fremde Länder und Menschen, aber ruhelos ist sein Leben wie das des ewigen Juden.

„Unglücklich bin ich nicht, wohl aber auch nicht glücklich; aber zu stillem Eheleben in kleiner Familie hätt' ich doch nimmer getaugt," schließt er seinen Bericht.

Plötzlich schrickt Rose-Marie zusammen und greift nach der Uhr; überall brennen die elektrischen Bogenlampen; es muß wohl spät sein. Richtig, es fehlen keine zehn Minuten zum Abgang ihres Zuges; wie hat sie so vergeßlich sein können!

Armand ruft rasch einen Wagen herbei, hebt sie hinein und setzt sich neben sie. „Stazione della ferrovia del Nord", ruft er dem Kutscher zu, und fort geht es wie auf Flügeln.

„Und wenn ich den Zug nicht erreiche?" fragt Rose-Marie angstvoll.

„Dann nimmst du eben einen späteren," erwidert Armand lachend.

„Es ist ja der letzte mit Anschluß nach San Pietro," flüstert Rose-Marie angstvoll. Da wird auch Armand nachdenklich.

Inzwischen fliehen die Minuten; klipp klapp tönen die harten Pferdehufen auf dem Makadam der Straße. Nun ist der Bahnhof in Sicht; wie im Nu sind sie ausgestiegen; wie die beiden auf den Perron treten, fährt eben der Zug aus der Halle. Rose-Marie kann an diesem Abend nicht mehr heimkehren.

„Was thue ich nun?" fragt sie angstvoll, und ihr kleines Gesicht ist ganz blaß vor Schrecken.

„Vor allem sollst du dich beruhigen und eine kleine Stärkung zu dir nehmen," sagt Armand und geht mit ihr in die Bahnhofrestauration. Dort läßt er ihr ein Glas Portwein reichen; Rose-Marie, die an allen Gliedern zittert, nimmt ein paar Schlucke, es ist das erste, das sie seit Stunden genießt; wohlig durchrieselt sie der feurige Wein, ihre Farbe kehrt wieder und mit ihr der Lebensmut. Wie hat sie sich nur so erschrecken können; sie ist ja nicht allein in der fremden Stadt; hat sie nicht den besten Beschützer?

Armand studiert unterdessen das Eisenbahnkursbuch, eine Linie nach der andern, keine Verbindung will klappen; es ist nichts zu machen, Rose-Marie muß diese Nacht in Mailand bleiben.

„Vor allem telegraphieren wir deinem Mann, und dann gehen wir speisen, meinst du nicht auch, das wäre das klügste?" fragt Armand aufstehend. Rose-Marie stimmt ihm bei; sie fühlt plötzlich, daß sie hungrig ist, sehr hungrig. Mittags bei Tisch hat sie ja kaum die Speisen berührt; das ungewohnte Verreisen hatte sie aufgeregt wie ein Kind. Seither hat sie nichts genossen; nun steigt ihr der Portwein ein klein wenig zu Kopf. Die Festtagsstimmung von heut nachmittag überkommt sie wieder.

An Karl Steiner telegraphieren sie, daß Rose-Marie den Zug verfehlt habe und am folgenden Vormittage heimkehren werde. Dann gehen sie speisen.

Armand kennt die feinen Restaurants Mailands; er wählt eines der ersten. In einer lauschigen Ecke, durch goldgestickte Paravents und große Palmen ab-

getrennt, hat er ein Tischchen gewählt. Ein kleines, exquisites Diner wird aufgetragen, dreimal wechselt der Wein.

Rose-Marie glaubt zu träumen; ihr gegenüber hängt ein großer Wandspiegel mit schwerem Goldrahmen. Drin sieht sie sich jung, schön und glücklich, mit rosigem Antlitz und lachenden Augen, ach so verschieden von der jungen ernsten Nonne im dunkeln Kleide, die sich gestern nachmittag mit starren Augen im Spiegel beschaute.

Armand sitzt neben ihr, jung, froh und hübsch; die Anziehungskraft, die er von jeher auf sie ausgeübt, wirkt mit erneuter Kraft. Sie fühlt ihr Herz ihm entgegenschlagen.

Sie sprechen von ihrer Jugendzeit, von all den tollen Streichen, die sie gemeinsam verübt; wo eines nicht mehr genau Bescheid weiß, ergänzt es das andre. Sie reden und lachen und sind glücklich wie Kinder. Nur von einem sprechen sie nicht, als wären sie im stillen übereingekommen, das nicht zu berühren: vom Anfang ihrer Freundschaft, wie er sie an den Baum band im Walde und wie er dann kam, sie zu befreien. Von dem sprechen sie nicht, und doch hat es keines vergessen.

Inzwischen vergeht die Zeit; das Abendleben wird reger. Kleine schmächtige Büblein kommen und bieten Streichholzschachteln zum Kaufe an. Armand weist keinen zurück, von jedem kauft er ein Schächtelchen; vor ihm liegt bald ein kleiner Berg; er baut daraus eine Burg. Auch die kleinen blassen Blumenmädchen mit den übernächtigen Augen und den müden Kindergesichtern bitten nicht umsonst: „Un fiore per la Sua Signora." Das erste Mal ist Rose-Marie heiß errötet, wie sie sich seine Signora nennen hört, und Armands Augen haben einen Moment lang in die ihren getaucht, tief und forschend, — dann hat sie gelacht, und jetzt häufen sich vor ihr die Blumensträußchen wie vor ihm die Streichholzschachteln.

Mit inniger Freude sieht sie, wie gut er ist mit den Kleinen, wie er die müden Köpfchen liebkost und wie er die blauroten kalten Kinderhändchen mit den Ueberbleibseln vom Dessert füllt. Welch leuchtende Blicke ihm dafür werden aus dankbaren Kinderaugen.

„Rose-Marie, nun wollen wir ins Theater gehen," sagt er nun plötzlich. „Im Dal Verme wird heute ‚La Traviata' mit der Prevosti gegeben, das mußt du hören."

Rose-Marie ist einverstanden; sie liebt die Musik so sehr, und wann käme sie sobald wieder zu einem solchen Genusse? Warum soll sie nicht überhaupt alles genießen, was heut sich ihr beut? einmal so recht mit vollen Zügen das schäumende Leben trinken, das ihr heute Entschädigung bieten will für lange Jahre öden Entsagens.

Armand bezahlt, sie erheben sich; er legt ihr das veilchenduftende Pelzjäckchen um; Rose-Marie befestigt ein Sträußchen dunkelroter Nelken daran; sie ist in sehr gehobener Stimmung.

Dann sitzen sie in der Oper auf bequemen Plätzen; rings herum Licht und

Leben, in den Logen Damen in strahlenden Toiletten; nackte Schultern leuchten, Diamanten blitzen; dazwischen sieht man die kleidsamen Uniformen italienischer Offiziere.

Und nun die Musik, die sinnbethörende, weiche, einschmeichelnde Musik des großen italienischen Meisters; die berückenden Arien, vorgetragen von der Prevosti, Verdis gelehriger Lieblingsschülerin, der er jeden Ton, jede Geste selbst beigebracht; die exaltierte schwärmerische Handlung mit dem tragischen Finale, die Verherrlichung der Courtisane nach Dumas fils allbekanntem Lieblingsroman: „La Dame aux Camélias“.

Es sind der Eindrücke zu viel auf Rose-Mariens an Stille und Einsamkeit gewohnten Organismus. Sie fiebert, sie weiß kaum mehr, wo sie weilt, wer sie ist; sie trinkt die Musik in sich hinein, hält Armands Hand in der ihren und ist wunschlos und glücklich.

Mit heißen Augen und brennenden Wangen folgt sie nach elf Uhr Armand die Treppen hinunter. Wieder hebt er sie in einen Wagen, ruft dem Kutscher eine Adresse und steigt zu ihr ein. Sie fragt nicht, wohin sie fahren.

Vor einem eleganten kleinen Hotel hält der Wagen. Ein geschäftiger Portier öffnet den Schlag.

„Zwei Zimmer mit kleinem Salon,“ befiehlt Armand, dann steigen sie teppichbelegte Treppen hinan. Ein Kellner führt sie in einen kleinen Salon mit niederen Möbeln, wo ein Kaminfeuer brennt. Je links und rechts öffnen sich Thüren, die in kleine Alkoven führen, — die beiden Schlafzimmer.

„Felicissima notte,“ sagt der Kellner, dann sind die beiden allein.

Schweigend nimmt er ihr Hut und Pelzjacke ab, leise gleiten dabei seine Hände über ihre runden Schultern. Tief, tief schauen seine dunkeln Augen wieder in die ihren, fest und doch bittend zugleich.

Rose-Marie durchbebt es von Kopf zu Fuß; plötzlich versinkt die Gegenwart und die Zukunft vor ihr, — sie steht auf einmal wieder im stillen Walde, ein kleines, an den Baum gefesseltes Mädchen; Armand ist gekommen, sie loszulösen, und ihr Herzchen schlägt ihm entgegen in Trotz und Liebe und Leidenschaft. „Willst du jetzt mein Schatz sein?“

Hat er wirklich eben diese Worte gesagt? Mit einem kleinen aufjubelnden Schrei schlingt sie plötzlich wie damals beide Arme um seinen Hals und schmiegt sich an seine Wange; und wie damals preßt er sie an sich, so heftig und wild, und nun küßt er sie auf den kleinen roten Mund, so leidenschaftlich und süß, wie sie noch nie jemand geküßt.

„Laß uns glücklich sein, Rose-Marie, einmal so recht von Herzen glücklich.“

Sie nickt und schweigt und schmiegt sich innig an ihn. Sie weiß, nun ist es gekommen, das Glück, auf das sie gewartet, seit sie denken kann.

III.

Um neun Uhr morgens sitzt Rose-Marie im Eisenbahnzug und rollt ihrem Heim entgegen. Ihr süßes Gesichtchen ist blaß, und tiefe blaue Schatten lagern

um ihre großen Augen. Ihr Haar ist nicht mehr so fein wellig geordnet wie gestern abend, und die rote Nelke auf der Pelzjacke hängt welk das Köpfchen. Leichter weißer Nebel liegt über der Ebene, aber man sieht, die Sonne wird Siegerin werden, schon dringt ihr glitzerndes Licht an einigen Stellen durch.

Rose-Marie ist zu Mute, als käme sie von einem Begräbnis; in ihr ist es still und tot.

Aehnlich wie vorher, wie all diese Jahre her und doch wieder so anders. Sie hat nun eines, an das sie denken kann, das bei ihr ist für den Rest ihres Lebens. Andre genießen ihr Glück homöopathisch in ganz kleinen Dosen, sorgsam übers ganze Leben verteilt. Sie hat das ihre genossen wie ein Verschwender, all auf ein einziges Mal in großem, durstigem Zuge. Nun bleibt ihr nichts mehr als die Erinnerung.

Rose-Marie schämt sich nicht, sie macht sich keine Vorwürfe; ihr scheint, das habe so kommen müssen und sei ihr zugemessen gewesen vom Schicksal.

Armand ist gegangen für immer; sie sind einig, daß ihre Pfade sich nicht weiter kreuzen sollen. Nur die unauslöschliche Erinnerung märchenhaften Glückes soll fortbestehen und soll das einzige Band sein, das sie verbindet.

Der Abschied am Morgen war kurz gewesen, kurz und schmerzhaft wie der trennende Schnitt einer zweischneidigen Klinge. Vorbei, vorbei. —

Der Zug hält in San Pietro; Rose-Marie steigt aus, kein Mensch wartet ihrer. Gelassenen Schrittes geht sie den Weg durchs Dorf hinüber zum Herrenhaus. Bei der Fabrik steht Karl Steiner.

„Du hast dich aber fein gemacht, Rose, fast hätt' ich dich nicht gekannt; wem willst du denn imponieren? Hast du ein rechtes Hotel gehabt für die Nacht?“ ruft er hinüber.

Doch ehe sie antworten kann, kommt der Inspektor, und mit diesem geht Steiner eilig zu den Webstühlen. „Die neuen Walzen sind angekommen,“ ruft er, sich gleichsam entschuldigend.

Rose-Marie lächelt bitter; sie ist sich dieser Mensch gewordenen Seidenfabrik gegenüber keines Unrechtes bewußt.

Im Schlafzimmer angekommen, geht sie zum Toilettentisch, ergreift den Handspiegel und blickt hinein; deutlicher als vorgestern sieht sie die Fältchen vom Auge zur Schläfe; lächelnd nickt sie ihnen zu wie alten Bekannten.

„Die ersten Runzeln und die erste und letzte Jugendthorheit,“ sagt sie leise. Dann zieht sie sich aus, legt sich zu Bett und schläft am helllichten Tag einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Das Grabmal Innocenz' XI.

Von
Fürst Balthasar Odescalchi (Rom).

Wer die Peterskirche betritt, erblickt links hinter der dritten Kapelle in einer großen Nische gegenüber dem Denkmal Leos XI. Medici, das die schöne Statue von Algardi trägt und als Wahrzeichen eine Rose mit der Inschrift: Sic floruit, das Sinnbild seines nur siebenundzwanzig Tage dauernden Pontifikates, besitzt, das Grabmal des Papstes aus unsrer Familie.

Das Denkmal Innocenz' XI. trägt das Gepräge des Kunstgeschmackes jener Zeit und ist im wesentlichen barock gehalten; wenn auch die Einfachheit und Naturwahrheit der klassischen Zeit fehlt, so entbehrt es doch nicht der Größe und eines wirkungsvoll-dramatischen Aufbaus — Eigenschaften, die sich häufig in den Werken der Verfallzeit finden.

Wie sich aus der Inschrift ergiebt, wurde dieses Denkmal zur Erinnerung an den Oheim von seinem Neffen Don Livio Odescalchi errichtet.

Es ist merkwürdig, daß dieser zur Ausführung des Werkes einen französischen Künstler wählte, da doch unser Papst während seiner Regierung sich wahrlich nicht als Freund Frankreichs erwiesen hatte. Der Name des Künstlers steht auf dem Schilde, den die Statue der „Gerechtigkeit“ trägt: Stefanus Petrus Bisantinus f.

Ueber der großen Nische, die den Hintergrund des Denkmals bildet, tragen zwei dicke, fleischige, barock gebildete Marmorengel ein großes Wappen unsrer Familie aus vergoldeter Bronze.

Darunter steht das Bild des Papstes; er ist sitzend dargestellt, bekleidet mit einem langen Chorhemd in reichem Faltenwurf, von den Schultern fällt ihm der große Mantel, der ihm in breiten, malerischen Falten bis zu den Füßen reicht, mit der Rechten hält er die Tiara und die heiligen Schlüssel, und mit dem Ellbogen ruht er auf einem großen Adler, den ihm die Laune des Künstlers als Stütze gegeben hat. Er streckt die Hand zum Segen aus, aber mit so hoheitsvoller und stolzer Gebärde, daß es eher scheint, als wolle er die Feinde zurückweisen.

Seine Züge sind sehr ausgeprägt und charakteristisch; das Gesicht ist scharfgeschnitten, mit langer Adlernase und hervorspringendem Kinn; er trägt Kinn- und Knebelbart nach der Sitte seiner Zeit, wo auch die Geistlichen gewöhnlich Bärte trugen.

Der Ausdruck des Gesichtes ist von vorn gesehen der heiterer Würde, im Profil treten die Züge noch schärfer hervor und erscheinen streng.

Dieses Standbild gehört einem Manne, der von hohem und kräftigem Wuchse war, und in der That teilt einer seiner Biographen, Matteo Giuseppe Lippi, mit,

„daß seine Gestalt die der andern um eine Elle überragte"; sicher überragte Innocenz XI. seine Umgebung um eine Elle, und das beweisen auch die von ihm erhaltenen Bilder.

Zu dieser Statue steht ein kleines Basrelief nicht im rechten Verhältnis, das die Befreiung Wiens von der Türkenbelagerung darstellt, das wichtigste Ereignis, das sich unter seinem Pontifikat zutrug, und das ruhmreichste Ergebnis seiner Politik. Unten findet sich dann ein Sarkophag aus dunkelm Marmor mit großen Eckspiralen aus Kupfer und Verzierungen aus vergoldeter Bronze, in der Mitte mit einem Eichenkranz aus demselben Metall, der den Namen des Dargestellten in Uncialschrift enthält, und zwei Löwen, die dem Sarkophag als Stütze und Grundlage dienen.

Zu beiden Seiten stehen zwei allegorische Gestalten aus weißem Marmor. Die eine stellt die Religion dar; in der Hand ein Kreuz haltend, blickt sie den Papst voll an und drückt in ihren Zügen großes Vertrauen zu ihm aus. Die andre stellt die Gerechtigkeit dar, und obgleich in weiblicher Kleidung, trägt sie wie eine Amazone einen federgeschmückten Helm, hält in der Rechten ein Schwert, in der Linken einen Schild, auf dem, wie erwähnt, der Schöpfer des Denkmals seinen Namen eingehauen hat.

Wie ich schon bemerkte, ist das Ganze in den ausgeprägtesten Barockformen gehalten und wirkt daher außerordentlich malerisch; ebenso hinterläßt es einen bleibenden Eindruck von den Hauptzügen im Wesen des Papstes.

Lang, lang ist's her; aus meiner frühesten Jugend entsinne ich mich, daß ich oft, als ich noch ganz klein war und mich kaum auf den Beinen halten konnte, vor das Grab Innocenz' XI. geführt wurde, und daß ich in kindlicher Einfalt Brotkrümchen mitnahm, um sie zwischen die spitzen Zähne im Rachen der Löwen, die den Sarkophag stützen, zu werfen.

Später begab ich mich viele Jahre hintereinander oft nach der Peterskirche und verweilte dort unter den hohen Gewölben, um lange die männliche und charaktervolle Gestalt des Papstes aus unsrer Familie zu betrachten; ich kehrte stets hierher zurück, wenn ich mich durch irgend etwas Schweres bedrückt fühlte, schwankend oder mutlos war oder wenn ich im Leben einen entscheidenden Entschluß zu fassen hatte.

Dieser Anblick hat mein Gemüt stets beruhigt, meinen Geist gestärkt und mich zu fester Entschließung gedrängt, da er nicht das Bild eines Mannes bot, dessen Gemüt hin und her schwankte, sondern der hohen Verstand und festen Willen bekundete und Thaten vollbracht hat, deren die Geschichte ehrenvoll gedenkt.

In der That hat Innocenz XI., als er den heiligen Stuhl bestieg, in strenger Verwaltung und peinlicher Sparsamkeit, die so weit ging, daß er sich die Kleider seines Vorgängers umändern ließ, es verstanden, die öffentlichen Finanzen wiederherzustellen und den erschöpften Staatsschatz wieder zu füllen, so daß er später das Gold mit vollen Händen ausgeben konnte, um den Krieg gegen die Türken zu unterstützen.

Er verstand es, mit unbezwinglicher Willenskraft den Ansprüchen Ludwigs XIV. von Frankreich entgegenzutreten, der von den Zeitgenossen der Sonnenkönig genannt wurde, vor dessen Strahlen sich jeder beugte, und in ihrem berühmten Kampfe war es nicht jener König, der das letzte Wort behielt.

Im Jahre 1888 veröffentlichte ein französischer Professor in Bern, Michaud, ein Buch unter dem Titel: „Ludwig XIV. und Innocenz XI., nach bis dahin ungedruckten diplomatischen Berichten.“

Dieser Schriftsteller, der dem Andenken unsers Papstes durchaus nicht wohl will, schildert am Schlusse seines Werkes die beiden Persönlichkeiten und gelangt bei der Beurteilung ihres Kampfes zu folgenden Ergebnissen:

„Ludwig XIV. und Innocenz XI. kämpften mit gleichen Waffen, mit denselben Vorzügen, mit denselben Schwächen.

Aber kaum gerieten sie feindlich aneinander, so zeigte sich alsbald die Ueberlegenheit Innocenz' XI., und es ist leicht zu verstehen, warum Ludwig von ihm besiegt wurde.“

Ludwig XIV. lebte zu viel in weiblicher Umgebung und gab zu viel auf den äußeren Eindruck. Seine übertriebene Wertschätzung des Scheines ließ ihn oft das eigentliche Ziel aus den Augen verlieren, und so strebte er mehr nach einem scheinbaren, als thatsächlichen Erfolge. Oft ließ er die Beute um den Schatten fahren, den Ruhm um den Lorbeer, und endlich entschloß er sich zu einem Vergleiche mit seinem Gegner, ohne eine andre Genugthuung zu fordern, als die seine Eitelkeit und seine Eigenliebe betraf.

Innocenz XI. behielt dagegen sein Ziel fest im Auge und suchte es per fas et nefas zu erreichen.

Das, was auf Ludwig XIV. nie seine Wirkung verfehlte, berührte ihn kaum. Höflichkeiten, Schmeicheleien, Ehrenbezeugungen, nichts konnte ihn von dem Entschluß abbringen, den er einmal gefaßt hatte. Er kümmerte sich wenig um den äußeren Schein und den eitlen Glanz, der die Augen doch nur ganz kurze Zeit zu blenden vermag.

Er kannte nur eine Politik, die der durchschlagenden und dauerhaften Erfolge.

Darin war er Schüler Richelieus und Mazarins, der Lehrmeister, denen Ludwig XIV. infolge seines Temperaments undankbar den Rücken gekehrt hatte.

Andrerseits verstand es Innocenz XI. mit großer Klugheit, eifersüchtige Regungen zu beschwichtigen, die Rivalitäten der deutschen Fürsten zu besänftigen und alle gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen. Er verstand es, die Kräfte des deutschen Reichs, des Königreichs Polen und der Republik Venedig zusammenzufassen und gegen den türkischen Einfall zu verwenden.

Und ruhmreich war der Tag und vollständig die Niederlage der Türken; die Geschichte hat des Papstes Stirn mit demselben Lorbeer umwunden wie die des Herzogs Karl von Lothringen, des Königs Johann Sobieski, Francesco Morosinis und der andern berühmten Feldherren, die seinen großen Plan zur Ausführung brachten.

Am Ende, als seine letzte Stunde schlug, sank er infolge eines Steinleidens

ins Grab; die beiden großen Nierensteine werden, in Silber gefaßt, von mir in der Kapelle unsers Palastes aufbewahrt.

Wie oft ist mir in der Peterskirche vor diesem Grabmal der Gedanke gekommen, einen wie entscheidenden Einfluß auf den Weltlauf manche Männer gehabt haben, und mit wie viel Recht der Papst unsrer Familie, dessen Bild hier steht, zu diesen gerechnet wird.

Wenn er nicht die Ereignisse vorbereitet hätte, wenn unter den Mauern Wiens der reißende Strom des türkischen Angriffs nicht zum Stehen gebracht worden wäre, der zum letzten Male den ganzen Westen zu überfluten und zu ertränken drohte, würde unsre alte Kultur für immer ausgelöscht worden sein, würde der Weltlauf ganz andre Bahnen eingeschlagen haben, und wir Enkel würden unter ganz andern Verhältnissen, als wir sie jetzt haben, geboren sein.

Aber deutlicher und klarer noch als in St. Peter ist mir dieser Gedanke in der reinen Luft und unter dem wolkenlosen Himmel Griechenlands zum Bewußtsein gekommen, als ich eines Tages einen Ausflug nach Marathon machte.

Diese berühmte Ebene ist auf der einen Seite von einer Bergkette begrenzt, auf der andern vom Meere, das in wunderbaren Farben schimmert und auf dem sich in blassem Blau die Umrisse der Insel Euböa erheben. Ein Marmorblock in der Mitte vor der Basis eines zerstörten Denkmals wird gewöhnlich als das Grab des Miltiades bezeichnet; in einiger Entfernung davon auf einem kleinen künstlichen Hügel befindet sich die Stätte, wo sich, jedoch nur nach der Volksüberlieferung, das Grab der in der berühmten Schlacht gefallenen athenischen Helden befindet.

In der That wurden, kurz nachdem ich Griechenland verlassen hatte, dort Nachgrabungen angestellt und dabei menschliche Gebeine und kleine Thongefäße gefunden, die als heilige Erinnerungszeichen in das Museum von Athen übergeführt wurden.

Hier saß ich im Schatten dieses Hügels und heftete meinen Blick bald auf die Berge, bald auf das Meer, bald auf die wellige Ebene, das Schlachtfeld jenes berühmten Tages, und suchte mir in meiner Phantasie das großartige Drama zu vergegenwärtigen und die Stätte mit den Kämpfern des Altertums zu bevölkern; auf diesen Hügeln stellte ich mir die zehntausend Athener und die tausend verbündeten Platäer vor, bekleidet mit der kurzen dorischen Tunika, mit Helm, Panzer, eisernen Beinschienen, die lange Lanze in der Rechten, das kurze Schwert an der Seite, die Linke bewehrt mit dem kleinen runden Schilde, von denen wir ein Bild davon auf der Grabstele des Kriegers Aristion besitzen, die im Museum zu Athen aufbewahrt wird. Auf beiden Flügeln des kleinen Heeres waren in Eile mächtige Holzverhaue angelegt worden, um die feindliche Reiterei an einer Umgehung zu verhindern. Zum alleinigen Oberbefehlshaber dieses kleinen Häufleins Krieger war von den zehn Strategen, die nach der thörichten demokratischen Gewohnheit gleichzeitig den Befehl führten, einstimmig Miltiades erwählt worden, und unter ihm standen Männer wie Aristides und Themistokles.

Dann betrachtete ich die Ebene und stellte mir sie erfüllt von den hundert-

tausend Fußsoldaten und zehntausend Reitern des Großkönigs vor, die unendliche Menge von Wagen, Bogenschützen, Kriegern aller Art, in der verschiedensten Ausrüstung, Tracht, Bewaffnung, von denen wir uns jetzt eine genaue Vorstellung nach den in Ninive, Chorsabad und Persepolis entdeckten Basreliefs machen können.

Dann richtete ich meinen Blick auf das Meer, und es erschien mir bedeckt von den hohen Schiffen mit buntbemalten Vorderteilen, auf denen das Heer der Barbaren herangesegelt war.

Auf diesen Bergen herrschte Ordnung und Mannszucht; Vaterlandsliebe ließ das Herz der Tapferen höher schlagen, und in ihrem Herzen lohte die helle Flamme der Gesittung.

Unten dagegen wogte eine ungeordnete Menge durcheinander, in der Prunk und Reichtum Weniger, Sklaverei und Elend der Masse herrschten, und mit deren Hilfe der orientalische Despotismus die Welt erobern wollte.

Dann rief ich die Erinnerungen an die klassischen Studien wach und suchte mir die einzelnen Momente des Kampfes, der mit dem unerwarteten Siege endete, zu vergegenwärtigen.

Dann gedachte ich an die Folgen dieses großen geschichtlichen Ereignisses und sagte mir, daß, wenn Miltiades und die Seinigen unterlegen wären, Athen, dieses strahlende Gestirn unter den Städten der Vergangenheit, gleich im Aufgange erloschen wäre, der Glanz der Hellenen, von denen die klassische Kultur ausging, verdunkelt worden wäre; die antike Welt hätte eine ganz andre Gestalt angenommen, und vielleicht wäre auch die hehre Roma vernichtet worden.

Dann kam es mir in den Sinn, wie in der Folge mehrmals und im langen Abstande von Jahrhunderten der Osten von neuem versucht hatte, den Westen zu überfluten, und wie einige geschichtliche Ereignisse und berühmte Siege dem verhängnisvollen orientalischen Strome Halt geboten, der ganz Europa zu verwüsten drohte; und dann erinnerte ich mich des Busens von Lepanto mit seinem tiefen, schwarzen Wasser, den ich kurz zuvor bei der Landung in Griechenland gesehen hatte, und vor meiner Phantasie erhob sich das Bild jenes denkwürdigen Sieges, der diesen Namen trägt.

Viele Jahrhunderte waren verflossen. Der Orient hatte sein Aussehen verändert, seitdem unter den Nomadenstämmen Arabiens ein neuer Prophet erstanden war, der mit dem Schwert in der Hand eine neue Zeitrechnung eröffnet hatte. Die Kalifen, seine ruhmreichen Nachfolger, die sein Werk fortsetzten und an seiner Lehre festhielten, waren in Verfolgung des eingeschlagenen Weges von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung in Asien, in Afrika, in Europa weitergeschritten.

Eine kurze Unterbrechung des Siegeslaufes waren die Kreuzzüge gewesen, aber sie waren ein flüchtiger Traum gewesen, dem keine Erfüllung beschieden war.

Bald darauf war Byzanz, die zweite Hauptstadt der römischen Welt, gefallen, die gläubigen Muselmanen hatten dauernden Besitz von ihm ergriffen und es zu ihrer Hauptstadt gemacht.

Während auf den Trümmern von Campidoglio sich das Kreuz, das Sinnbild des neuen Glaubens erhob, saß auf dem Throne der Cäsaren ein Greis mit der Tiara auf dem Haupt, von den Schultern wallte ihm ein langer, goldgestickter Mantel, in der Hand hielt er anstatt des Zepters zwei gewaltige Schlüssel und setzte, wenn er sie schwang, die Welt in neuer und unerhörter Weise in Bewegung.

Pius V. und Selim II. waren die beiden großen Gegner. In dem fernen Spanien, das jahrhundertelang die blutige Walstatt des Kampfes zwischen zwei verschiedenen Rassen und zwei verschiedenen Kulturen gewesen war, thaten die Mauren, die ehemaligen Herren des Landes, ihren letzten Atemzug, zerdrückt von der eisernen Hand jenes finsteren Herrschers, wie es Philipp II. war, und vertrieben, verließen sie für immer die Iberische Halbinsel. Aber inzwischen wehte die Fahne des Propheten auf Cypern, auf Kreta, auf der Festung Ofen in Ungarn, und das Meer gehörte den Muselmanen.

Am 7. Oktober 1571 stießen die feindlichen Flotten, jede ungefähr zweihundert Galeeren stark, die von zahlreichen Lastschiffen begleitet waren, beim Tagesgrauen unfern des Meerbusens von Lepanto aufeinander.

Durch seine zähe Beharrlichkeit war es dem Papste Pius V. gelungen, das christliche Bündnis zusammenzubringen. Es bestand aus den Seestreitkräften von Venedig, von Spanien, den päpstlichen Galeeren, denen von Malta, Savoyen, Toskana und andern italienischen Staaten.

Auf diese Galeeren war die Blüte des spanischen und italienischen Adels gestiegen, die Mendoza, die Bazan, die Bequezem, die Medina, Colonna, Orsini, Caetani, Venier, Doria, della Rovere, Farnese, Mocenigo, Contarini und hundert und aber hundert andre, deren Aufzählung zu lang sein würde. Erwähnen will ich nur, daß der päpstliche Nuntius, der das Admiralschiff bestiegen hatte, aus unserm Geschlechte stammte, Monsignore Paolo Odescalchi, Bischof von Penne. Auf diesen Schiffen befanden sich auch andre tapfere Kämpfer, deren Namen unbekannter geblieben sind, das heißt zahlreiche Söhne von Hellas, dem berühmten und unglücklichen Lande, das schon lange von der ottomanischen Tyrannei bedrückt wurde. Auch ein unbekannter Soldat kämpfte hier und wurde verwundet, Cervantes, der später der spanischen Litteratur unsterblichen Ruhm erwerben sollte.

Die venezianischen Schiffe befehligte Venier, die spanischen Andrea Doria, die päpstlichen Marcantonio Colonna. Zum Oberbefehlshaber des heiligen Bundes war ein blühender, schöner und feuriger Jüngling gewählt worden, der natürliche Sohn Kaiser Karls V. und der Barbara Blomberg mit der schönen Stimme; er hieß Don Juan d'Austria.

Die christliche Flotte näherte sich, in drei Geschwader geteilt, und ebenfalls in drei Geschwader geteilt ging sie zum Angriff auf die ottomanische Flotte über.

Die Venezianer bildeten den linken Flügel und hatten Agostino Barbarino zum Führer; ihnen stellte sich ein türkisches Geschwader unter dem Kommando des Vizekönigs von Aegypten mit dem Beinamen Scirocco und Chinlug Beys entgegen.

Don Juan d'Austria befehligte das Zentrum; er hatte das Admiralschiff bestiegen, zu seiner Linken befand sich die Galeere Sebastiano Veniers, zur Rechten die Marcantonio Colonnas; ihm stand ein Geschwader der Türken unter dem Befehl eines ihrer hervorragendsten Feldherrn, Ali Paschas, gegenüber.

Der rechte christliche Flügel war von Andrea Doria befehligt und hatte ein feindliches Geschwader gegenüber, das von dem berühmten kalabresischen Renegaten, der später Vizekönig von Algier wurde und sich unter dem Namen Lucciali zu Lande und zur See großen Ruhm erwarb, geführt wurde.

Als in der Morgendämmerung bei Sonnenaufgang sich die beiden Flotten erblickten, ließ Don Juan auf seiner Galeere die Flagge des heiligen Bundes hissen, die ihm übersandt worden war; es war ein großes, viereckiges Banner, auf dem das Bildnis des gekreuzigten Christus gemalt war.

Als unmittelbare Antwort darauf ging auf dem Heck des türkischen Admiralschiffes die grüne Fahne des Propheten in die Höhe; sie entfaltete sich langsam und flatterte dann majestätisch in der klaren, reinen Luft.

Die Schlacht begann zwischen den Ottomanen und den Venezianern, die zwischen der Küste und der Curzolarischen Insel einhersegelten.

Der erste Flintenschuß fiel von dem Schiffe Francesco Duodos und ging durch die Flagge des Admiralschiffes Ali Paschas. Auf dieses unglückliche Vorzeichen folgte ein Augenblick des Schwankens bei den Türken, aber Ali Pascha machte ihm sofort durch sein Beispiel ein Ende, indem er entschlossen vorging.

Inzwischen war zwischen dem linken Flügel, der von den Venezianern gebildet wurde, und dem feindlichen, ihm gegenüberstehenden Geschwader ein wütender Kampf entbrannt; die Galeeren lagen Bord an Bord, die Enterbrücken wurden zum Schauplatz erbarmungs- und schonungsloser Kämpfe, die Wogen färbten sich mit Blut, die Oberfläche des Meeres bedeckte sich mit umherschwimmenden Schiffstrümmern und Leichen, und Galeren versanken in tiefen Strudeln.

Nun ging Don Juan d'Austria unmittelbar zum Angriff auf das feindliche Admiralsschiff über. Es erfolgte ein gewaltiger Stoß; die beiden Schiffe blieben wie zu verhängnisvoller Umarmung aneinander gekettet, und ein gräßlicher Kampf entspann sich.

Da der Bug der Galeere Alis höher war, hatten die Türken den Vorteil, von oben herab fechten zu können, und für einen Augenblick schien es, als sollten sie die Christen übermannen und hier das Schicksal des Tages wenden, der für die Liga günstig begonnen hatte. Unterdes stand Don Juan mit dem Degen in der Hand hochaufgerichtet vor dem Banner der Liga und feuerte die Seinigen an; da rannte plötzlich Marcantonio Colonna mit dem Buge seines Schiffes das Heck des feindlichen an: die Türken wurden von diesem zweiten Angriff überwältigt und konnten keinen Widerstand mehr leisten; ihre Leichen fielen in großer Anzahl in das Meer, der Oberbefehlshaber Ali fiel, sein Kopf wurde vom Rumpfe gehauen und in die Tiefen der Wogen geschleudert, und auf dem gekaperten Schiffe wurden die Farben der heiligen Liga gehißt.

Dann wurde im Zentrum der Kampf allgemein, wie er es schon auf dem

linken, von den Venezianern gebildeten Flügel war, wo man sich wütend schlug, wo man sich anstrengte, die Niederlage der Türken zu vollenden, wo Schiffe genommen und versenkt wurden.

Auf dem rechten Flügel manövrierten inzwischen Lucciali und Andrea Doria, ohne sich noch anzugreifen, und wetteiferten in taktischer Geschicklichkeit, als mit einem Male der kalabresische Renegat sich gewandter erwies, sich plötzlich in den Zwischenraum zwischen dem rechten Flügel und dem Zentrum stürzte, unerwartet über die Christen herfiel und ihnen durch Wegnahme und Versenken vieler Schiffe großen Schaden zufügte; besonders übel spielte er den maltesischen Galeeren mit, und bevor Andrea Doria ihn erreichen konnte, gelang es ihm, sich zu retten, indem er geschickt an der Küste von Santa Maura, dem antiken Ithaka, entlang segelte. Er gewann das offene Meer und gelangte am Ende glücklich an die afrikanische Küste, nachdem er allein bei der großen Niederlage die Ehre der türkischen Waffen gerettet hatte.

Zwei Stunden nach dem Beginn des Kampfes war das Schicksal des Tages entschieden; am Abend war der Sieg vollendet.

Die Türken hatten einen Verlust von 130 genommenen Galeeren, andre waren am Ufer gescheitert oder in Brand gesteckt; 30 000 der Ihrigen waren gefangen genommen, und 50 000 Christen, die sich auf den Galeeren befanden und zum Ruderdienst verurteilt worden waren, wurden aus der Sklaverei errettet und erhielten die Freiheit zurück.

In der ganzen Christenheit läuteten die Glocken zum Fest, Jubellieder ertönten durch den ganzen Westen, und unzählige Stimmen wiederholten den Vers des Evangelisten: Fuit homo missus a Deo, cui nomen erat Johannes, eine Anspielung auf den jungen Helden, den Sieger in der Schlacht bei Lepanto, dem aber die Parze bald, in Flandern, den Lebensfaden abschneiden sollte, den sie unter so ruhmvollen Anzeichen zu spinnen angefangen hatte.

Am 7. Oktober 1571 wurde die Herrschaft über das Mittelländische Meer auf immer den Türken entrissen.

Nachdem ihr so das Meer verschlossen war, nahm die orientalische Flutwelle ihren Weg zu Lande und versuchte kaum hundert Jahre später von neuem den ganzen Westen zu überschwemmen.

Die Türken hatten schon die verschiedenen Völker der Balkanhalbinsel unterjocht, hatten sich zu Schutzherren fast ganz Ungarns aufgeworfen, dann setzten sie ihren Siegeslauf fort, gingen über die Donau und belagerten die kaiserliche Hauptstadt Wien.

Wo sich jetzt die belebte Straße der Umwallung, der Ring genannt, entlang zieht, erhoben sich hohe und feste Bastionen; aber deren Anblick war traurig, weil sie von den Schüssen der feindlichen Artillerie zerstört, von in die Luft fliegenden Minen gesprengt und dem Einsturz nahe waren. Das gegenwärtige Zentrum Wiens, das damals die ganze Stadt bildete, umschloß an Stelle der eleganten und lebensfrohen Bevölkerung, die sich heute hier drängt, nur abgemagerte und abgezehrte Menschen, deren Zahl vom Hunger täglich vermindert

wurde, und eine immer schwächer werdende Besatzung, die die äußersten Anstrengungen machte, den Widerstand noch kurze Zeit fortzusetzen.

In geringer Entfernung, am Fuße des Kahlenbergs, lagerten unter dem Oberbefehle des Großveziers Kara Mustapha 120000 Mann zwischen festen Laufgräben und geschickt und vorteilhaft angelegten Verteidigungswerken dicht bei einander.

Wenn die Kaiserstadt Wien noch nicht gefallen war, so hatte daran die Habgier des Veziers schuld, der gefürchtet hatte, bei einem Sturm und der darauffolgenden Plünderung einen großen Teil der Schätze einzubüßen, die darin vorhanden waren; auch hatte er den klugen Rat des Paschas von Ofen verschmäht, der unablässig zum Sturme drängte.

Doch war im türkischen Lager die Siegeszuversicht so groß, daß in den Zelten des Oberbefehlshabers schon alles zum Siegeseinzuge in die eroberte Stadt Erforderliche bereit lag; noch war sie nicht gefallen, und die Türken verstiegen sich schon zu der Behauptung, sie würden dann in diesem Jahre die Winterquartiere in Rom beziehen, und wie schon in der zur Moschee umgewandelten Sophienkirche in Konstantinopel, so würde sich auch unter der weiten Wölbung von St. Peter das Gebet der wahren Gläubigen zu Gott erheben.

Unter den Mauern Wiens sollte sich der letzte Kampf zwischen Asien und Europa um die Weltherrschaft entscheiden.

Mohammed IV. war Sultan, und auf dem Stuhle von St. Peter saß der würdige Nachfolger Pius' V., Benedetto Odescalchi, der beim Antritt des Pontifikats den Namen Innocenz XI. angenommen hatte, und er bewies in dem Widerstande gegen die Türken dieselbe Thatkraft wie sein ruhmreicher Vorgänger.

Während der Vezier Kara Mustapha seine Zeit verlor und, eingeschlossen in seinem befestigten Lager, mit gierigem Auge die schlecht befestigte Stadt betrachtete, die jeden Augenblick in seine Gewalt fallen mußte, rückte zu ihrem Entsatz von der einen Seite ein mächtiges kaiserliches Heer heran, in dem zahlreiche Fürsten unter dem Oberbefehle des Herzogs Karl von Lothringen, jenes bewährten Feldherrn, standen. Als Adjutant diente unter ihm ein junger Mann, der damals seine ersten Kriegsdienste that und der später mit eignen Siegen seine so ruhmvoll begonnene Laufbahn fortsetzen sollte. Es war der Prinz Eugen von Savoyen.

Wenn unter diesen Führern jede Eifersuchtsregung unterdrückt wurde, wenn in diesem Lager völliges Einvernehmen herrschte, so verdankte man dies dem überragenden Einflusse Innocenz' XI.

Wenn von einer andern Seite zum Entsatz der belagerten Stadt der tapfere König Johann Sobieski an der Spitze seiner wackeren Polen von Norden her nahte, so verdankte man dies ebenfalls ihm. Denn Innocenz XI. hatte einen Waffenstillstand zwischen Rußland und Polen vermittelt, und durch drei Breven, von denen er das eine an den König, das zweite an die Senatoren, das dritte

an den Adel der polnischen Nation sandte, hatte er bei ihnen jedes Schwanken beseitigt und es erreicht, daß sie dem heiligen Bunde gegen die Ungläubigen beitraten und die Waffen ergriffen.

Außerdem hatte er es verstanden, die Kroaten gegen den gemeinsamen Feind zu ermutigen und aufzureizen. Er hatte mit seinem Privatvermögen die Kosaken angeworben, die unter seinen Fahnen kämpften. Dank seinem klug angesammelten Schatze und seiner sparsamen Verwaltung hatte er für den Unterhalt der christlichen Heere reiche Beisteuern gegeben, und endlich hatte er sogar die Perser zu Feindseligkeiten gegen die Türken zu bewegen gesucht.

Am 12. September 1683 wurde die berühmte Schlacht geliefert und gewonnen, durch die der Westen noch einmal gerettet wurde.

Das Lager der Türken wurde gleichzeitig von dem Herzog von Lothringen und dem König von Polen angegriffen. Dem Herzog von Lothringen gelang es zuerst, mit einem Flügel seines Heeres die türkischen Befestigungen zu erstürmen und mit dem andern unter dem Markgrafen von Baden auf der Donau in die belagerte Stadt zu dringen und ihr Hilfe zu leisten.

Dem König von Polen war es nach erbittertem Kampfe gelungen, gleichfalls den Feind zu schlagen; die Zelte des Veziers, die unzählige Kostbarkeiten enthielten, fielen ihm in die Hände und wurden seine Kriegsbeute. Wir besitzen eine Erinnerung daran in einem Briefe, den der König selbst auf dem Schlachtfelde an seine geliebte Gattin Maria Kasimira richtete und der ein Verzeichnis der Schätze enthält. In seine Gewalt fiel auch die Fahne des Propheten, die er als Siegeszeichen an den Papst sandte, begleitet von einem Schreiben, das in Nachahmung jenes berühmten Briefes Cäsars verfaßt ist, aber eine mehr dem christlichen Geiste zusagende Lesart enthält: Venimus, vidimus, vicit Deus. Dann hielt er unter dem Jubel der vor Freude trunkenen Bevölkerung seinen feierlichen Einzug in die befreite Stadt und begab sich nach der Stephanskirche, um das Tedeum zu hören, das man hier in Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung, die oberste Austeilerin der Siege, anstimmte.

An diesem Tage war die Niederlage der Türken vollständig, der Rückzug ging in Unordnung vor sich, zahlreich waren die Gefangenen, noch zahlreicher die Toten, die man auf der Straße liegen ließ.

Kara Mustapha, ihr Oberbefehlshaber, büßte die Niederlage, indem er mit der seidenen Schnur, die ihm der Sultan schickte, seinem Leben ein Ende machte.

Mit diesem ruhmreichen Siege hörte jeder weitere Versuch des Ostens, den Westen zu erobern, auf. Er bildete den Schluß eines großartigen Dramas, dessen Hauptakte sich in langen Zwischenräumen von Jahrhunderten abspielten. Wenn man die Aufzählung der wichtigeren Siege außer den drei, die ich angeführt habe, ergänzen will, so muß man dem bei Marathon den Seesieg von Salamis anreihen und auch die berühmte Niederlage, die Karl Martell den Sarazenen bei Poitiers im Jahre 732 beibrachte, verzeichnen.

Betrachtet man schließlich Lepanto und die Befreiung von Wien, so kann man nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß die Folgen dieser beiden großen

Ereignisse ganz verschieden waren. Während nach Lepanto sich der christliche Bund auflöste, ohne den Sieg auszunutzen, trat etwas Aehnliches nach der Befreiung Wiens nicht ein, dank der unermüdlichen Thätigkeit Innocenz' XI.

Bis zum Ende seines Pontifikats war sein ganzes Streben auf die Erfolge der christlichen Waffen gerichtet; in Ungarn, in Rumänien, in Slawonien, in Serbien, in Dalmatien und in Griechenland dreht sich die ganze Geschichte nur um genommene Städte, eroberte Festungen, unter denen die wichtigsten Ofen und Belgrad sind. Noch muß der Beitritt Venedigs und Rußlands zu dem Bunde erwähnt werden. Den Siegen des Königs Sobieski und des Herzogs von Lothringen muß man noch den Morosinis im Peloponnes und die Corneros, des Anführers der venezianischen Landtruppen, in Dalmatien hinzufügen. Und Innocenz XI. hörte nicht auf, die Feldzüge aus seinem Schatze zu unterstützen, er ließ seine Galeeren zu den venezianischen stoßen, und besoldet von ihm kämpften unter seinem Banner die Kosaken, die Kroaten und die Dalmatiner stets erfolgreich.

Die Türken erkannten, welch gewaltigen Gegner sie an ihm hatten, und zur Bestätigung hiervon ist eine Anekdote bezeichnend, die in folgender Weise von einem seiner zeitgenössischen Biographen erzählt wird: „Bei der Belagerung von Korone in Morea rief ein Türke oder vielleicht ein christlicher Renegat mehrmals auf italienisch in unser Lager hinein: ‚Ah, dieser Schuft von Papst wird nicht immer im Lager bleiben!‘“ — Worte, die ein gutes Verständnis für die Feldzüge während Innocenz' Lebenszeit bekunden. Nach seinem Tode traten unheilvolle Ereignisse ein, die als Vorbedeutungen für die Zukunft angesehen wurden.

Aber was noch mehr in der Geschichte seines Pontifikates in Staunen setzt, das sind die wunderbaren Ergebnisse seiner weisen Verwaltung. Trotzdem er in so bewegten Zeiten regierte, trotzdem er aus seinem Schatze so viele schwere Kriege zu unterstützen hatte, so konnte er doch auf seinem Sterbebett ausrufen: „Wir lassen die Staatskasse in solchem Stande zurück, daß unser Nachfolger die Lasten der Unterthanen erleichtern kann, wenn er will!“

Als ich auf der Ebene von Marathon im Schatten jenes Hügels saß, der sich schützend über der Asche der hier gefallenen Helden erhebt, und jenes berühmte Schlachtfeld betrachtete, zog mir die Erinnerung an diese großen geschichtlichen Thaten durch den Sinn, und wie ein Panorama, das sich vor den Augen eines aufmerksamen Beobachters aufthut, entrollten sich vor meiner Phantasie die einzelnen Scenen dieser denkwürdigen Ereignisse, die örtlich und zeitlich verschieden sind, in denen die handelnden Personen verschiedene Eigenschaften besitzen und die Sitten der Zeiten verschieden sind. Und nach jeder einzelnen Scene kamen mir neue Gedanken und Betrachtungen.

Wenn ich nun am Schluß alles zusammenfasse, so steht mir das Grabmal unsers Papstes vor dem Geiste, und ich sehe ihn klar und deutlich, als ob ich ihn in St. Peter betrachtete; aber auf der Ebene von Marathon erschien mir die Gestalt unsers Papstes in diesem seinem Marmorbilde noch hoheitsvoller und

noch stolzer die Bewegung der Rechten, mit der er zu segnen, aber auch zugleich dem Ansturm von Osten her Halt zu gebieten scheint.

Meine Betrachtungen waren zu Ende, und still rief ich in meinem Geiste aus: „Ruhe in Frieden, alter Priester in St. Peter, unter deinem Barockgrabmale aus farbigem Marmor, der du im irdischen Leben deine Zeit gut angewandt hast.“ Dann erhob ich mich und kehrte nach Athen zurück.

Wunder und Gebetserhörung.

Vom Standpunkte des Naturforschers.

Von

L. Pfaundler in Graz.

I.

Vor einigen Jahren waren wir in Gesellschaft einiger Touristen aus Norddeutschland Zeuge einer Bittprozession, die die frommen Bewohner eines Alpendorfes veranstaltet hatten, um nach anhaltender Trockenheit Regen vom Himmel zu erflehen. Einer der Touristen, dem wir die Bedeutung des Vorganges erklärt hatten, machte dazu die Bemerkung: „So was wäre bei uns in Berlin unmöglich.“ Schon damals waren wir der Ueberzeugung, daß auch die Hauptstadt der Intelligenz noch genug Menschen beherberge, die es für möglich halten, den Gang der Naturereignisse durch Anrufung übernatürlicher Einwirkung abzuändern und zu beeinflussen.

Seitdem haben wir gehört, daß eine amerikanische Schwindlerin in Berlin mit „Gesundbeten“ gute Geschäfte mache, und daß diese Unternehmung sogar in den Kreisen der vornehmen Welt vielen Anklang gefunden habe. Es bedurfte sogar des Eingreifens von höchster Stelle, um dem Unfuge zu steuern. Neben solchen Vorkommnissen erscheinen die biederen Alpenbewohner, die nicht einer auf Erwerb ausgehenden Schwindlerin, sondern einem wohlmeinenden und selbstlosen Seelenhirten folgend um Regen bitten gingen, durchaus nicht in unvorteilhaftem Lichte.

Fassen wir dieses Thema einmal ohne alle Voreingenommenheit an. Wer auf dem Standpunkte steht, daß die Welt von einem absolut mächtigen, allwissenden und wohlwollenden Schöpfer aus Nichts erschaffen worden und von ihm fort verwaltet werde, der denkt nur logisch und konsequent, wenn er die Möglichkeit annimmt, daß dieser Verwalter die berechtigte Bitte bedrängter Menschen hören und durch einen Eingriff in den Gang der Natur erfüllen werde.

Von diesem Standpunkt aus erscheint zwar nicht die amerikanische Gesundbeterei wohl aber die Bittprozession der Alpenbewohner subjektiv begründet und berechtigt, und kein wohlwollend und tolerant denkender Mensch wird die armen Leute darüber verspotten, er wird vielmehr nur wünschen, daß ihnen bald die Erfüllung ihrer Bitte zu teil werde.

Anders stellt sich die Sache, wenn, wie es leider oft der Fall ist, der fromme Glaube sich als Hindernis einer thatkräftigen Selbsthilfe erweist, oder wenn er Formen annimmt, die mit dem Begriffe der eigentlichen Frömmigkeit geradezu unvereinbar sind.

Eine arme Alpengemeinde, deren Ortschaft und Felder häufig durch einen Muhrbruch bedroht und beschädigt wurden, erhielt unverhofft für den Verkauf eines für sie wertlosen Grundstückes eine Summe Geldes zur freien Verfügung. Die intelligenteren Gemeindemitglieder schlugen vor, diese Geldsumme zu Schutzbauten gegen den Muhrbruch zu verwenden. Die Mehrheit setzte aber statt dessen durch, daß quer über die Halde, über die der Muhrbruch auf die Felder niederzugehen pflegte, eine Reihe von Kapellen erbaut werde. Die zu Grunde liegende Absicht war dabei offenbar die, den guten Herrgott ein wenig zu überlisten. Denn wenn er den Muhrbruch nicht zurückhielt, so waren es die seinem Dienste geweihten Kapellen zuerst, die zerstört wurden. Der allmächtige Herr wurde also auf diese Weise selbst dafür interessiert, daß die Muhr nicht losbreche. Diese frommpfiffige Absicht wurde wohl nicht offen ausgesprochen oder zugestanden. Daß sie aber trotzdem vorhanden war, daran ist kein Zweifel. Denn wenn die betreffenden Bauern nur die Ueberzeugung hatten, daß die bestehende Ortskirche nicht hinreiche, um darin die Hilfe Gottes anzuflehen, und daß zu diesem Zwecke noch besondere Kapellen notwendig seien, so hätten sie diese doch lieber auf einer sicheren Stätte erbaut, damit ihre Benutzung stets sichergestellt sei.

Solche Vorkommnisse sind durchaus nicht vereinzelt, sondern finden sich häufig vor. Immer wieder ist es die unausrottbare niedrige Vorstellung, die dem höchsten Wesen menschliche Schwächen zuschreibt und sogar daran denkt, sich diese dienstbar zu machen. Angesichts solcher Vorkommnisse begreifen wir den Unmut und die Empörung der kritischen Intelligenz und den Ruf nach Bekämpfung der Grundlagen solchen Aberglaubens. Da giebt es kein Paktieren und keine Toleranz; da muß Aufklärung abhelfen.

Wie soll nun diese Aufklärung versucht werden?

Sollen wir dem Bauern sagen: „Du mußt doch einsehen, daß es ein W u n d e r wäre, wenn das lockere Geröllе, das da oben ungedeckt von Wald zu Tage liegt, den Regengüssen stand halten würde; es muß unaufhaltbar losbrechen und über die Kapellen auf deine Felder niederbrechen, sobald das nächste stärkere Gewitter darauf niedergeht. Du kannst unserm lieben Herrgott aber nicht zumuten, ja es wäre Vermessenheit, von ihm zu verlangen, daß er den Kapellen zuliebe ein Wunder wirke und den Naturgesetzen Einhalt thue. Da mußt du schon selber helfen, das lockere Geröllе durch Flechtwerk und An-

pflanzungen schützen und die niedergehenden Wassermengen durch Sickergräben unschädlich machen. Dazu hat dir der liebe Gott Verstand und gesunde Arme verliehen, daß du sie zu deinem Wohle gebrauchest. Hast du das Deinige gethan, dann erst magst du in die Kirche gehen und bitten, daß Gott dein Werk beschütze."

Oder sollen wir dem Bauern sagen: „Du dummer Bauer, siehst du denn nicht ein, daß dir weder die Kapellen, noch die Bittprozessionen irgendwie helfen können. Die ewigen Naturgesetze allein regieren die Welt. Bringen es die meteorologischen Vorgänge mit sich, daß hier ein Wolkenbruch sich entlade, so hilft dir kein Herrgott gegen dieses Naturereignis. Es geschieht, was geschehen muß, und so gewiß es ist, daß jeder frei bewegliche Stein abwärts fällt, so gewiß werden auch die Steine da oben herunterkollern, sobald sie locker werden. Nur wenn du sie befestigst oder ihr Lockerwerden hinderst, wird dir geholfen sein. Das Kapellenbauen und Beten aber hilft gar nichts."

Was würde wohl die Wirkung dieser beiden Ansprachen sein?

Der radikalste Rationalist wird mir zugeben, daß vielleicht die erste Ansprache eine gute Wirkung haben kann; denn sie läßt in dem naiven Gemüte noch die Hoffnung übrig, daß geholfen werden könne, und der Glaube, daß ihm eine höhere Macht dabei Mithilfe gewähre, wird ihm Zuversicht, Mut und Ausdauer geben können. Bis zu welchem Grade ein Gottvertrauen die Thatkraft eines naiven Volkes steigern kann, das zeigt das Verhalten der Buren.

Was für eine Wirkung würde die zweite Ansprache haben? Wenn sie als eine gottlose zurückgewiesen wird, natürlich gar keine; wenn aber der Bauer darauf eingeht und darüber nachzudenken beginnt, dann erst recht keine. Denn der nachgrübelnde Bauer wird sich denken, wenn der Herr recht hat, daß die Welt nur durch die Naturgesetze regiert wird, wenn kein Wille eingreift, wenn immer nur geschieht, was geschehen muß, dann ist alles Geschehene längst vorher bestimmt; dann ist es auch für mich unmöglich einzugreifen; dann bleibt mir nur übrig, alles gehen zu lassen, wie es eben geht und mich in das Schicksal zu fügen.

Das Resultat hieße also: Fatalismus, Kismet.

Das ist aber nur die opportunistische Seite der Frage.

II.

Kehren wir zum Ausgangspunkte zurück. Wenn wir näher untersuchen, um was gläubige Gemüter beten, so fällt uns die interessante Thatsache auf, daß sie immer nur solche Dinge erbitten, deren Gewährung ihnen *ohne Wunder*, d. i. ohne Störung der Naturgesetze *möglich erscheint*. Ist ein nahestehender Mensch gestorben, so wird nie darum gebetet, daß er wieder lebendig werde, und doch lehrt die Bibel, daß dies möglich sei und mehrmals stattgefunden habe. Dagegen wird während der Krankheit gebetet, daß sie nicht zum Tode führe. Es würde auch nie einem Gläubigen einfallen, zu beten, daß ein ausgestoßenes Auge oder ein amputierter Fuß wieder nachwachse, da bekannt ist, daß solcherlei

bei den höheren Wirbeltieren auf natürlichem Wege nie vorkommt, also nur durch ein Wunder möglich wäre.

Warum betet der bekümmerte Hausvater einer Familie, in der bittere Hungersnot herrscht und für zwölf Mägen nur noch ein Brot in der Lade liegt, nicht, daß sich, wenn auch in bescheidener Weise, die nach der Bibel zweimal stattgehabte Brotvermehrung wiederholen möge, daß aus dem einen Brote, wenn auch nicht fünftausend, so doch zwölf Brotlaibe entstehen, um jedem seiner bleichen Kindchen eines geben zu können? Der Mann wird immer nur beten, daß ihm ein Vermöglicher das Brot schenken möge, nie aber, daß es durch übernatürliche Vermehrung aus einem Stücke entstehe.

Kein Bauer würde je daran denken, darum zu beten, daß eine niedergegangene Lawine sich wiederum zurück in die Höhe bewege, wohl aber, daß sie an ungefährlicher Stelle niedergehe, oder daß die Schneemassen oben verharren, bis sie allmählich abgeschmolzen sind. Es wird als eine frevelhafte Vermessenheit angesehen, den lieben Herrgott um ein Wunder zu bemühen.

Woher diese Bescheidenheit oder Genügsamkeit?

Darf man sie dem Mangel an Glauben zumessen, daß überhaupt noch Wunder geschehen können? Vom kirchlichen Standpunkt muß dies durchaus abgelehnt werden, denn die Lehre, daß Gott Wunder wirken könne, steht ja noch unverrückt aufrecht und ist auch logisch gar nicht anfechtbar, sobald man ein absolut mächtiges, allwissendes und wohlwollendes höchstes Wesen anerkennt.

Oder beruht diese Zurückhaltung auf der Annahme, daß der Verwalter der Welt ungern an den von ihm selbst eingesetzten Naturgesetzen rüttle und daß deshalb nur solche Bitten Aussicht auf Gewährung haben, deren Erfüllung den Naturgesetzen, wie man annimmt, nicht widerspricht? Scheut man sich gewissermaßen, den hohen Herrn mehr als nötig zu inkommodieren? Offenbar sollte auch diese Auffassung als eine unwürdige zurückgewiesen werden.

Wenn ein armer Mensch einen vielfachen Millionär anbettelt, so wird es diesem wohl ganz gleichgültig sein, ob er um 10 oder um 20 Pfennige gebeten wird, er wird die 20 ebenso leicht bewilligen wie die 10 und sich höchstens über die Belästigung überhaupt ärgern. Was ist aber ein vielfacher Millionär gegenüber dem Herrn des Weltalls. Bei diesem verschwinden die Unterschiede in der Größe der erbetenen Gabe vollständig gegenüber der Unendlichkeit seiner Macht. Warum soll also ein armer Bauer, dem die einzige Kuh eingegangen ist, nicht auch darum beten, daß sie wieder lebendig werde, oder daß die Hütte, die von der Lawine zerstört worden, sich aus den Trümmern wieder zusammenfüge? Aber solche Gebete kommen nicht vor. Immer wird nur um „Mögliches“, das heißt solches gebeten, was ohne offenbares Wunder, ohne Uebertretung der Naturgesetze möglich erscheint. Selbst ein Wallfahrer in der Lourdesgrotte wird nicht um das Nachwachsen eines amputierten Körperteiles beten, wohl aber um die Heilung einer sonst als unheilbar erklärten Krankheit, weil diese doch noch im Bereiche der natürlichen Möglichkeit zu liegen scheint.

Es scheint sich also doch allmählich durch vieljährige Erfahrungen selbst

unter den Gläubigen die Ueberzeugung Bahn gebrochen zu haben, daß Wunder nicht mehr geschehen. Selbst die immer noch auftauchenden und geglaubten Meldungen über stattgefundene Wunder ändern an diesem Sachverhalte nichts, denn trotz dieser Wunder wagt kaum jemand, für sich um ein Wunder zu beten.

Die Bitte des Gläubigen geht also nicht mehr dahin, unter Aufhebung der Naturgesetze Hilfe zu erlangen, sondern vielmehr dahin, daß der natürliche Gang der Naturereignisse zu Gunsten des Bittenden gelenkt werde.

Wenn eine hageldrohende Wolke naht, so betet der Landmann nicht, daß die Hagelkörner in nichts verwandelt werden, sondern nur, daß sich die Hagelwolke auf dem unfruchtbaren Gebirgsabhange statt über die fruchttragende Thalebene entlade. Ob die Wolke dahin oder dorthin ziehe — so denkt er —, das verschlägt ja nichts gegen die Naturgesetze, das kann der liebe Herrgott ja leicht lenken, ohne ein eigentliches Wunder zu wirken. Ebenso wird es ja dem Herrn des Himmels ein leichtes sein, die Regenmenge örtlich und zeitlich günstig zu verteilen, die Sonne zur rechten Zeit scheinen zu lassen, indem er die Winde veranlaßt, die Wolken von dieser Gegend wegzutreiben. Ebenso ist sicher der Blitzstrahl zu lenken, daß er auf die nahe Felsspitze, statt in das Haus einschlage; die Lawine kann vor dem Niedergange bewahrt werden einfach dadurch, daß das Tauwetter nicht zu plötzlich eintritt. Endlich ist die Kuh vor Krankheit zu bewahren oder wenn sie krank ist, wieder gesund zu machen, indem dem Blut die „richtige Mischung“ erhalten und die „zu große Hitze“ abgelenkt wird.

Solche und tausend andre Verfügungen hält der Landmann im Rahmen der Naturgesetze ausführbar, und um solche bittet er. Ebenso verhält es sich bei den übrigen Bittstellern.

Keiner von ihnen ahnt, daß jede kleinste Abänderung der Geschehnisse unmöglich ist ohne Uebertretung der Naturgesetze, d. h. ohne Wunder.

Bewirken, daß eine Lawine auch nur um einen Meter weiter rechts oder links, um eine Stunde früher oder später niedergehe, als sie sonst gegangen wäre, erfordert ein eben solches Wunder wie das Bewirken, daß die niedergegangenen Schneemassen wieder in die Höhe emporsteigen, von der sie gekommen sind. Der Unterschied besteht im wesentlichen nur darin, daß der Landmann, gemäß seiner beschränkten naturwissenschaftlichen Bildung, das Wunderbare des letzteren Prozesses erkennt, während ihm dies bei den ersteren Vorgängen verborgen bleibt.

Wir dürfen dies dem Landmanne um so weniger übel nehmen, als die Einsicht in diesen Sachverhalt nur durch sehr eingehende physikalische Kenntnisse vermittelt werden kann, Kenntnisse, die sozusagen erst von unsrer Generation gewonnen worden sind und noch lange nicht in das volle Bewußtsein aller Gebildeten, geschweige denn der breiteren Volksschichten gelangt sind.

Wir sehen uns daher veranlaßt, der Begründung des Gesagten einen Absatz zu widmen.

III.

Diese Begründung würde einen umfangreichen physikalischen Unterricht erfordern, der insbesondere die Lehre von der Erhaltung der Materie, von der Erhaltung der Energie und von der sogenannten Entartung der Energie umfassen müßte. An einen solchen Unterricht können wir hier nicht denken; wir können nur andeuten, was durch ihn gezeigt werden soll. Beschränken wir uns zunächst auf die meteorologischen Erscheinungen.

Zunächst ist sicher, daß die Gesamtmenge der von der Sonne der Erde zugesendeten Wärmemenge (die Lichtmenge mitgerechnet) eine ganz bestimmt gegebene ist, die vielleicht von einem Jahr zum andern von der Häufigkeit der Sonnenflecken abhängt. Innerhalb des Jahres wechselt diese Wärmemenge mit dem jeweiligen Abstande der Erde von der Sonne. Die Verteilung der Wärme auf die einzelnen Zonen ist dann weiters genau bedingt durch die wechselnden Neigungsverhältnisse der Erdachse gegen den Erdbahndurchmesser. Somit ist die den einzelnen Zonen zukommende Licht- und Wärmemenge aufs genaueste geregelt, und jede Abweichung hiervon wäre ein Eingriff in die Gesetze des Sonnensystems, wäre demnach ein Wunder.

Die Rotation der Erde bringt dann abwechselnde von Ost nach West fortschreitende Erwärmung der Luftschichten, infolge davon Ausdehnung der Erwärmung und in weiterer Folge davon Luftströmungen hervor, die ein Aufsteigen der Luft am Aequator und ein Niederströmen an den Polen bewirken. Dem Gesetze der Trägheit gemäß behalten die Luftmassen die äquatoriale Geschwindigkeit beim Vorrücken in höhere Breiten bei und erlangen dadurch eine relative Verschiebung längs der Parallelkreise. Das alles geht strenge nach mechanischen und thermodynamischen Gesetzen vor sich, die wieder nur durch ein Wunder abgeändert werden könnten.

Die Konfiguration von Land und Meer beeinflußt die so entstandenen Winde in kompliziertester Weise. Daneben werden durch Verdampfung der Wasserflächen die Luftmassen mehr oder weniger mit Wasserdampf gesättigt; so entstehen die Wolken, die von den Winden genau dorthin getragen werden, wohin sie nach Maßgabe der vorhandenen Kräfte gehen müssen. Die Menge des mitgeführten Wasserdampfes richtet sich genau nach der zur Verdampfung verfügbaren Menge von Wärme und könnte nicht um ein Gramm überschritten werden, ohne daß ein Wunder die vorhandene Energiemenge vermehrt, also solche aus nichts erzeugt. Demgemäß ist also auch die Regenmenge und die Oertlichkeit für den Regen genau bestimmt. Auch die Menge und die Verteilung der Elektrizität in den Wolken und auf der Erde muß genau nach physikalischen Gesetzen reguliert werden, so wenig bekannt sie uns auch sind, denn diese Mengen und ihre Anordnung hängen nur von den physikalischen Vorbedingungen ab. Der Blitzschlag erfolgt unbedingt dort, wo das Potentialgefälle am größten ist, und dieses wieder hängt ausschließlich von der Gestalt und Leitungsfähigkeit der Erdoberfläche und der Wolken ab. Soll die Blitzbahn hiervon abweichen, so ist dies nur durch ein Wunder möglich. Irgend eine andre Rücksicht nimmt der

Blitz nicht. Er erschlägt ungeniert den frommen Küster, der zum Gebet läutet, und die in der Kirche versammelten Gläubigen und läßt dagegen die von der Kirche Wegbleibenden unberührt. Für ihn ist einzig das Potentialgefälle maßgebend.

Aber nicht allein die Ereignisse in der unorganischen Natur, sondern auch die der organischen gehen nach unabänderlichen Gesetzen vor sich. Die Kuh erkrankt, wenn gewisse Krankheitserreger in ihren Körper gelangen, sie gesundet wieder, wenn die Bedingungen für die Vernichtung dieser Erreger durch die physiologischen Prozesse günstig genug liegen; sie erliegt der Ansteckung, wenn dies nicht der Fall ist. Der Unterschied ist nur der, daß wir die chemischen und physikalischen Vorgänge in der unorganischen Natur viel genauer kennen als die viel komplizierteren der organischen.

So erblicken wir in den Geschehnissen eine ununterbrochene durch Kausalität verknüpfte Reihe von Ursachen und Wirkungen, die überall mit zwingender Notwendigkeit aufeinander folgen und für ein Eingreifen übernatürlicher Kräfte keinen Raum lassen.

Wir sind auf zahlreiche Einwände gefaßt, können aber unmöglich auf alle denkbaren antworten. So könnte z. B. eingeworfen werden, daß die meteorologischen Gesetze durchaus nicht genau bekannt seien, denn sonst könnten wir die Witterung mit derselben Genauigkeit vorausberechnen wie etwa eine Sonnenfinsternis. Man könne daher auch nicht strenge nachweisen, daß die meteorologischen Ereignisse ausschließlich nach unabänderlichen Naturgesetzen vor sich gehen. Dasselbe gelte für die Vorgänge im Organismus, denn wären die physiologischen Verhältnisse genau bekannt, so müßten die Aerzte den Verlauf der Krankheiten mit Sicherheit voraussagen können. Es sind also noch große Lücken da, innerhalb derer ein übernatürliches Einwirken Platz greifen könnte, ohne daß wir den Nachweis dafür oder dagegen führen können.

Das muß zugegeben werden. Unser ganzer Beweis ist lediglich nur Induktionsschluß. Weil wir bemerken, daß überall dort, wo, wie in der Astronomie und in gewissen Teilen der Physik und der Chemie unsre Erkenntnis so weit vorgeschritten ist, daß wir alle einschlägigen Gesetze kennen, nie etwas geschieht, was diesen Gesetzen widerspricht und wir deshalb die Ereignisse mit astronomischer Sicherheit vorauszubestimmen vermögen, weil wir ferner bemerken, daß Jahr für Jahr in dem Maße, als unsre Kenntnisse sich vervollständigen, auch die Fähigkeit, die Ereignisse vorauszuberechnen sich erweitert, weil wir endlich wissen, daß sowohl in der unorganischen als in der organischen Natur ein und dieselbe Materie der Träger der Erscheinungen ist, so schließen wir, daß sie auch denselben Gesetzen unterworfen sei und daß nur die Lückenhaftigkeit unsrer Kenntnisse, nicht aber das Eingreifen außernatürlicher Kräfte uns gegenwärtig noch hindert, die materiellen Geschehnisse vorauszubestimmen. Unser Beweis hat also, wie wir offen zugestehen, wie jeder Induktionsbeweis, den Charakter eines Wahrscheinlichkeitsbeweises. Dazu kommt, daß die angeblichen Beweise für das Eintreten von übernatürlichen Vorgängen überall dort im Stiche lassen, wo diese

Vorgänge einer exakten Untersuchung unterzogen werden können. Die ekstatischen Jungfrauen erweisen sich als hysterische Kranke, und das Rezept: „Steh auf, nimm dein Bett und gehe,“ wird von Nervenärzten, die sich auf Suggestionsheilung verstehen, vielfach mit Erfolg angewendet.

Wir wollen noch einem solchen Gegner das Wort erteilen, der mit Kenntnissen aus der Lehre der Energetik gewaffnet uns entgegentritt.

Zugestanden, meint dieser, daß die Gesetze der Erhaltung der Materie und der Erhaltung der Energie unabänderlich gültig seien, und von dem Lenker der Welt selbst aufrecht erhalten werden, zugestanden ferner, daß die Weltereignisse auf Umwandlung von Energieformen beruhen, wobei nach dem zweiten Hauptsatze der Energetik diese Umwandlungen in der einen Richtung unbeschränkt, in der entgegengesetzten Richtung nur kompensiert vor sich gehen können, so sei ja hierdurch nur festgelegt, daß diese Umwandlungen, *wenn* sie vor sich gehen, nach den Gesetzen der Energetik vor sich gehen, *ob* sie aber in einem gegebenen Falle vor sich gehen oder nicht, sei der Willkür eines eingreifenden Willens unterwerfbar.

Dadurch sei, ohne Verletzung der Naturgesetze, eine Lenkung der Naturereignisse indirekt möglich.

Wir wollen, um diesen Einwurf allgemein verständlich zu machen, ihn auf ein konkretes Beispiel anwenden.

Auf abschüssiger Halde liegt eine große Schneemasse, sie strebt infolge der Schwere nach der Tiefe, wird aber durch Adhäsion, Reibung u. s. w. noch festgehalten. Es tritt Tauwetter ein, die aufhaltenden Hindernisse verschwinden immer mehr und mehr, und endlich kommt der Moment, wo die letzte Stütze schwindet, die Lawine kommt ins Rollen und stürzt, alles zermalmend, in die Tiefe. Nun denken wir uns die Schneemasse in dem Zustande, der einige Minuten vor der Katastrophe herrscht. Sie befindet sich in nahe labilem Gleichgewichte, eine geringfügige *Auslösung*, ein einziges fallendes Schneeklümpchen, ja sogar nur die Erschütterung eines Peitschenknalles kann bewirken, daß die Umwandlung der potentiellen Energie in kinetische eingeleitet wird. Findet im Laufe des Tages keine solche Auslösung statt, so unterbleibt der Absturz, und es kann geschehen, daß der über Nacht eintretende Frost die Schneemassen wieder befestigt und daß sie in der Folge ganz allmählich abschmelzen, ohne niederzustürzen. Ein kleines Kind, das während der kritischen Zeit oberhalb der Schneemassen auf einem Felsen sitzt, kann je nach seinem Willen bewirken, daß die Lawine losgeht oder unterbleibt. Wie nun, sollte wirklich, was der Wille dieses Kindes vermag, dem Willen des allmächtigen Weltenlenkers unmöglich sein? Ohne die Naturgesetze zu verletzen, kann er der Lawine ihren Lauf lassen, um einen Frevler zu vernichten, oder die Lawine zurückhalten, um das Gebet eines Gerechten um Abwendung der Gefahr zu erfüllen. Es handelt sich nicht um Störung der Naturgesetze, nur um eine weise und gütige Lenkung dieser Gesetze.

Darauf haben wir folgendes zu erwidern:

Wir haben bereits im Eingange offen erklärt, daß für den, der das Walten eines allmächtigen, allwissenden und allgütigen Weltenlenkers annimmt, gar kein Zweifel bestehen kann, daß dieser Weltenlenker durch Wunder die Ereignisse abändern könne. So ist denn auch gar kein Zweifel, daß dieser Weltenlenker in unserm Falle die Lawine durch ein Wunder aufhalten kann, wenn sie sonst niedergestürzt wäre, und daß er sie ebenso durch ein Wunder zum Niederstürzen bringen kann, wenn sie sonst ruhig liegen geblieben wäre. Aber ohne Wunder ist es nicht möglich.

Denn worin besteht die Auslösung? Es ist der Hinzutritt eines, wenn auch sehr kleinen Energiequantums, zum Beispiel einer kleinen Wärmemenge oder einer kleinen Menge lebendiger Kraft. Ist diese kleine Energiemenge vorhanden, so bewirkt sie die Auslösung; ist sie nicht vorhanden, dann erfolgt die Auslösung nicht. Soll also die Auslösung im ersteren Falle verhindert werden, so muß das kleine Energiequantum vernichtet werden, soll sie im zweiten Falle stattfinden, so muß das kleine Energiequantum aus nichts erschaffen werden.

Nun ist aber Vergehen oder Entstehen von Energie in nichts oder aus nichts unvereinbar mit dem wichtigsten aller Naturgesetze, dem Gesetze der Erhaltung der Energie. Es ist nur durch ein Wunder möglich. Dabei kommt es gar nicht darauf an, ob dieses zu erschaffende oder zu vernichtende Energiequantum größer oder kleiner ist, denn es handelt sich nur um die prinzipielle Entscheidung, ob ein Wunder nötig ist oder nicht. Bei dem unendlich mächtigen Weltenlenker giebt es keinen Unterschied zwischen größeren oder kleineren Wundern.

Wie kommt es aber dann, daß der Wille des Kindes das Wunder zu stande bringt? hören wir fragen.

Diese Frage rollt ein Welträtsel auf, über das die Weisesten der Menschen von den ältesten Zeiten bis in die jüngste Antwort zu geben versucht haben, ohne zu einem allgemein befriedigenden und anerkannten Resultat gekommen zu sein. Um so weniger werden wir hier die Frage über die Möglichkeit der Einwirkung von Geist auf Körper und über die Existenz eines freien Willens zu lösen versuchen.

Wir machen nur folgende Bemerkung: das Kind ist ein veränderlicher Organismus, der wie alle Organismen von seinen Energievorräten nach außen abgeben kann, wenn die physiologischen Vorgänge eine solche Abgabe bedingen. Auf unerklärte Weise kommt diese Abgabe, diese Bewegung zum Bewußtsein und erweckt die Vorstellung des Wollens. So ist es möglich, daß das Kind ohne Schaffung von Energie, also ohne Wunder, die Lawine in Bewegung setzen kann. Ein göttlicher Geist ist kein veränderlicher, kausal bedingter Organismus, er ist immateriell, hat also keine Energie fertig in sich, die er auf natürliche Weise abgeben könnte, er muß sie also erschaffen, d. h. er kann nur durch ein Wunder einwirken.

Was ist also das Resultat unsrer ganzen Untersuchung?

Daß, wenn es Gebetserhörungen giebt, es solche nur giebt durch ein Wunder, durch ein Abweichen von den Naturgesetzen. Die bedauernswerte Mutter, die um Gesundung ihres kranken Kindes betet, verlangt etwas, was entweder ohnedies geschehen wäre, oder etwas nicht weniger Wunderbares, als diejenige verlangt, die betet, daß das gestorbene Kind wieder lebendig werde.

Wir bilden uns nicht ein, für diesen Ausspruch allgemeine Zustimmung zu finden. Dazu müßten physikalische und überhaupt naturwissenschaftliche Kenntnisse verbreiteter sein, als sie sind. Wir sind nicht einmal der Meinung, daß es opportun wäre, unsre Ansicht in weitere Volkskreise zu tragen. Aufklärung kann nur dann Gutes stiften, wenn sie aus eigner begründeter Einsicht hervorgeht. Um aber diese zu ermöglichen, müßten alle Volksgenossen intensive naturwissenschaftliche Studien machen, müßten Mittelschule und Universität besuchen. Wer besorgt inzwischen das Pflügen und Ernten?

Somit wird unsre Lehre wohl immer eine esoterische bleiben.

Die polnische Frage in Preußen in den Jahren 1828–1834.

Briefe des Generals v. Wrangel.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Georg v. Below.

In der großen Rede, die Bismarck im Januar 1886 im preußischen Abgeordnetenhaus über die polnische Frage hielt, wies er auf die Denkschrift des Generals v. Grolmann von 1832 als auf ein Dokument hin, das Grundsätze ausspreche, die noch heute von maßgebender Bedeutung seien.

In der That wendet sich in der Gegenwart, in der die Ueberzeugung von der hohen Wichtigkeit der polnischen Frage wieder lebendig geworden ist, der Blick auf jene Jahre zurück, in der ein erster energischer Versuch der Germanisierung der polnischen Landesteile Preußens unternommen wurde.

In der Zeit nach dem Wiener Kongreß zeigte die preußische Regierung den Polen gegenüber eine allzu große Vertrauensseligkeit. Sie glaubte, die polnisch-preußischen Provinzen „besonders liberal, national und sanft" behandeln zu müssen. Um die besiegte Nation zu ehren, wurde dem Großherzogtum Posen neben dem Oberpräsidenten noch ein eigner Statthalter aus jagellonischem Blut, der Fürst Anton Radziwill, bewilligt. Die öffentliche Meinung ahnte nicht, wohin diese Nachgiebigkeit führen mußte. Kaum jemand hatte damals eine Vorstellung von den wahren Aufgaben, die der preußische Staat in diesen Landschaften zu

erfüllen hatte. Da wurden die Gemüter plötzlich aufgerüttelt, durch den polnischen Aufstand des Jahres 1830. Die Erkenntnis der Gefahr, die von den Polen her dem preußischen Staate drohte, und der traurigen Zustände der polnischen Bevölkerung ließ jetzt den Gedanken reifen, daß hier ein kräftiges Eingreifen des Staates geboten sei. Vor allem der kommandierende General v. Grolmann und der Oberpräsident v. Flottwell, die seit dem Aufstand in Posen ihres Amtes walteten, waren die Träger der Idee, daß das alte System der Nachsicht sich nicht bewährt habe und daß die Regierung durch die Förderung der deutschen Kultur die menschliche Gesittung der Provinz hebe. Ein Bild von ihren Anschauungen gewinnen wir bequem aus eingehenden Denkschriften, die sie aufgesetzt haben. Die vorhin erwähnte Denkschrift Grolmanns ist in den letzten Monaten des Jahres 1831 niedergeschrieben und am 25. März 1832 dem Ministerium eingereicht worden (gedruckt in Grolmanns Biographie von E. v. Conrady, Band 3, S. 274 ff.). Flottwell hat eine Denkschrift „über die Verwaltung des Großherzogtums Posen vom Dezember 1830 bis zum Beginne des Jahres 1841" (gedruckt bei E. Knorr, Die polnischen Aufstände seit 1830, S. 267 ff.) hinterlassen. Beide liefern ein glänzendes Zeugnis von bewundernswerter Schärfe der Beobachtung, edelm Kultureifer und hoher nationaler Gesinnung. Immer wieder wird man mit tiefstem Schmerz bedauern, daß die von ihnen inaugurierte Politik unter Friedrich Wilhelm IV. eine so jähe Unterbrechung erfahren hat.

Es ist bisher nicht bekannt geworden, daß Grolmann und Flottwell in dem späteren Feldmarschall v. Wrangel einen eifrigen Bundesgenossen gehabt haben.

Das Bild, das heute von Wrangel im großen Publikum lebt, ist das seiner letzten Jahre. Unzählige Anekdoten, charakteristische, aber auch nicht charakteristische, kursieren über ihn und verdunkeln die Eigenart seiner Persönlichkeit und das, was er dem preußischen Staate gewesen ist. Will man ein zuverlässiges Bild von ihm aus seinen besten Jahren erhalten, so lese man die Charakteristik, die General v. Fransecky, sein langjähriger Adjutant, in seinen kürzlich veröffentlichten Aufzeichnungen[1]) von ihm entwirft. Er zeigt sich uns hier als kluger, schnell das Wesen der Sache ergreifender Offizier, pflichttreu bis zum Extrem, von spartanischer Strenge gegen sich ebenso wie gegen andre, bei rauher Außenseite von oft rührender Herzensgüte. Daß diesem strengen preußischen Offizier die unordentliche polnische Art zuwider war, verstand sich von selbst.

Wrangel war seit 1821 Kommandeur einer Kavalleriebrigade (der zehnten) in Posen und hat sie bis zum Jahre 1834 geführt, in dem er eine Division in Münster erhielt. Die auf den folgenden Blättern mitgeteilten Briefe sind an seinen Schwager Gustav v. Below (mit dessen Schwester er vermählt war) gerichtet. Major v. Below stand in nahen Beziehungen zum Kronprinzen. Im Sommer 1816 hatte er schon dessen erkrankten Adjutanten, v. Schack, vertreten. Als der Kronprinz 1820 das zweite Armeecorps erhielt, wurde er als General-

[1]) Denkwürdigkeiten des Generals Ed. v. Fransecky, herausgegeben von W. v. Bremen (1901), Seite 151 ff. und Seite 253.

stabsoffizier des Corps angestellt. 1830 wurde er in den großen Generalstab versetzt, 1833 zum Kommandeur der schwarzen Husaren in Danzig ernannt. Wie aus den folgenden Briefen ersichtlich ist, war die Stellung des Kronprinzen gegenüber den Polen nicht so fest, wie Wrangel es sich wünschte. Da sein Schwager bei dem Kronprinzen großes Vertrauen genoß,[1]) so hoffte er auf diesen, wie auch an andern Stellen, durch ihn einwirken zu können.

Wrangels Briefe zeigen uns, mit welchem Eifer er für die Treue gegen den Staat und für die Germanisierung der Provinz Posen eintrat. Seine oft originellen Aeußerungen sind immer der Ausdruck eines beharrlichen Willens. Eine besondere Bedeutung darf den hier mitgeteilten Briefen wohl insofern zugesprochen werden, als sie den Beweis liefern, daß Wrangel schon vor dem Aufstand die Gefahr, die von den Polen her drohte, und das zu erstrebende Ziel erkannt hat. Im übrigen geben sie Bilder von den Stimmungen in deutschen wie polnischen Kreisen.

Seit dem polnischen Aufstand treten in den Briefen die Personen Flottwells, der ein Freund von Wrangels Schwager Below war,[2]) und Grolmanns hervor. Wir erfahren einiges von der Vorgeschichte der durch sie nachher vertretenen Politik, ebenso auch von den Schwierigkeiten, die sie fanden, und von ihren Gegnern. Die im übrigen recht ausführliche Biographie Grolmanns, die wir dem General v. Conrady verdanken, kann aus dem Inhalt der Wrangelschen Briefe mehrfach vervollständigt werden.

In jener Zeit galt die Polenfreundlichkeit als Kennzeichen liberaler Gesinnung. Aber unter den aus dem Grenzlande Ostpreußen stammenden Männern liberaler Richtung fanden sich doch manche, die die Verkehrtheit der Polenschwärmerei erkannten. Zu diesen gehörte auch Flottwell (geboren zu Insterburg),

---

[1]) Am 17. Dezember 1829 schreibt Wrangel aus Posen: „Ueber die Ernennung von Müffling zum kommandierenden General (wozu ich Dir persönlich Glück wünsche; denn, wie es mir schien, warst Du nicht bei ihm in Gunsten und zwar daher, weil Du beim Kronprinzen gut angeschrieben bist und unterlassen hast, ihm über alle Kleinigkeiten zu rapportieren) sind hier ganz verschiedenartige Gerüchte im Umlauf. Einige meinen, daß seine Feinde, die seinen großen Einfluß mißgünstig angesehen, ihm während seiner Abwesenheit dieses Beinchen gesetzt hätten, um ihn aus Berlin und den Staatsratsversammlungen zu entfernen. Andre meinen, Graf Bernstorff wäre an seiner Versetzung schuld, weil er einen Nachfolger in M. zu fürchten glaubte.“ Ueber Müfflings Ernennung zum kommandierenden General in Münster, s. Treitschke, Deutsche Geschichte, Band 4, Seite 195, über seine vorausgegangene Sendung nach Rußland, ebenda, Band 3, Seite 743. Bernstorff ist der Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

[2]) Eine Stelle aus einem Briefe der Frau v. Wrangel an ihren Bruder (Posen, den 27. Dezember 1831) charakterisiert die nahen Beziehungen zwischen Flottwell und Below und illustriert zugleich in amüsanter Weise die Einfachheit der damaligen Verhältnisse: „Der Kartoffeltopf soll hier wirklich angekommen sein, wie mir der gute Oberpräsident sagt (ich bewundere Deine Kühnheit, ihn mit solch einer Sache zu bepacken). Er besuchte uns gestern und sagte, wenn ich ihn noch nicht erhalten, so läg's daran, daß seine Frau davon Modell nehmen solle. Da das in den Feiertagen noch nicht gut möglich, so hab' ich ihn darum noch nicht holen lassen.“

ebenso Below (geboren zu Trakehnen).[1]) Es ist eine der interessanten Erscheinungen jener Jahre, daß sich im Gegensatz gegen die Polen Liberale und Konservative — wenn diese Parteibezeichnungen für die damaligen Verhältnisse zutreffen — vereinigten. Ein Liberaler, der die Polenfreundlichkeit festhielt, war der Hauptmann v. Willisen, der später, im Jahre 1848, in den Verwicklungen der polnischen Frage eine nicht erfreuliche Rolle gespielt hat. Wrangel versagt ihm durchaus seine Sympathie.

Sehr deutlich zeigen die Berichte Wrangels, daß die polnische Statthalterschaft trotz des persönlichen Wohlwollens des Fürsten Radziwill eine unzweckmäßige Einrichtung war.[2]) Als sie mit dem polnischen Aufstand ihr Ende erreicht hatte, lebte Wrangel doch noch immer in der Besorgnis, sie könnte wiederkehren.

Vieles, was in Wrangels Briefen erörtert wird, mutet uns an, als ob es sich um Erlebnisse aus unsern Tagen handelte. Es sei nur verwiesen auf die Mitteilungen über Streitigkeiten wegen ergangener Einladungen, das Verhalten des Klerus, besonders des Erzbischofs, des polnischen Adels, andrerseits die Frage der Verlegung der Garnisonen, die Haltung der preußischen Beamten und Offiziere. Wieviel bei den Vertretern des Staates auf den Charakter ankommt, das wird aus den Erfahrungen der alten Zeit ebenso wie aus den heutigen Beobachtungen klar.

Um noch einige erläuternde Bemerkungen den folgenden Briefen vorauszuschicken, so beziehen sie sich auf die Verhältnisse vor und nach dem Aufstand. Dagegen bieten sie über die Zeit des Kriegs selbst nichts; vielleicht, weil Wrangel, der mit bei den preußischen Observationstruppen an der Grenze verwandt wurde, in diesen Monaten weniger Zeit zum Korrespondieren fand. Was die Spitzen der Behörden der Provinz betrifft, so war vor der Berufung von Flottwell (1830) und Grolmann (1832) Baumann Oberpräsident, Röder kommandierender General. Flottwell hat bis zu seiner Ernennung die Präsidentenstelle in Marienwerder verwaltet, Grolmann die Division in Glogau kommandiert. Nach dem Ausbruch

---

[1]) Es mag hier eine kleine Korrektur zu Treitschke, Deutsche Geschichte, Band 4, Seite 207, gebracht werden. Er berichtet daselbst, daß die Polenfreunde in Berlin sich in der Konditorei von Stehely zu versammeln pflegten. Offenbar stützt er sich hier auf die Memoiren des Generals v. Brandt, Band 2, Seite 37, der verschiedene Personen aus der durch die Versammlung bei Stehely repräsentierten Gruppe nennt. Er erwähnt z. B. den Polenfreund Willisen, aber auch Below. Dies beweist doch, daß die Polenfreundschaft nicht das Maßgebende für jene Versammlung war. Das Band war vielmehr die Ueberzeugung von der Notwendigkeit konstitutioneller Formen.

[2]) Wrangels Abneigung gegen die Radziwills tritt schon in einem Briefe d. d. Posen, den 26. Mai 1826 hervor: „Dein Prinz wird den 8. k. M. hier erwartet und will einen Tag hier bleiben. Der Prinz Ferdinand Radziwill hat sich noch als Begleiter des Prinzen Karl aufgedrängt. Ersterer soll in Moskau eine reiche Prinzeß Radziwill heiraten, so ist es wenigstens der Wunsch der Eltern.“ Es handelt sich wohl um die Reise zu der russischen Krönungsfeier. Uebrigens blieb Wrangel, wie seine Briefe zeigen, äußerlich mit dem Hause Radziwill im Verkehr.

des Aufstandes war er mit seiner Division in das Großherzogtum Posen beordert worden und hatte so schon vor seiner Beförderung zum kommandierenden General unmittelbare Beziehungen zu dieser Provinz angeknüpft. Der „Hof“ in Posen, von dem Wrangel oft spricht, ist der des Fürsten Radziwill.

Ich gebe im folgenden nicht vollständige Briefe, sondern nur Briefauszüge. Daher habe ich auch Anrede und Unterschrift regelmäßig weggelassen. Das für Wrangel charakteristische „mir“ habe ich beibehalten. Es findet sich in jener Zeit noch bei vielen Personen der höheren Stände. Wrangel hat es in späteren Jahren wohl aus einer gewissen Koketterie nicht aufgeben wollen. Die Orthographie der Briefe ist nicht so altmodisch wie bei manchem seiner Zeitgenossen. Kleine Inkorrektheiten habe ich, zumal sie großenteils nur Flüchtigkeitsfehler zu sein scheinen, ohne weiteres beseitigt. Es mag übrigens bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, daß Wrangel keineswegs — wie man etwa nach dem von ihm verbreiteten populären Bilde glauben könnte — der Beschäftigung mit der Litteratur abgeneigt war. Seine Lektüre setzte sich nicht bloß aus militärwissenschaftlichen Werken und Schriften über politische Fragen zusammen, sondern ging auch auf das theologische Gebiet hinüber. So empfiehlt er einmal seinem Schwager eine Schrift des bekannten Rationalisten Bretschneider über den hallischen Streit.

Die Antworten Belows auf Wrangels Briefe sind leider nicht mehr vorhanden.

Posen, den 10. Mai 1828.

In der politischen Welt sind meine heißesten Wünsche in Erfüllung gegangen, erstens der Krieg zwischen Rußland und der Türkei, bei welchem sich mehr oder weniger der Fürst Metternich unangenehm verwickeln wird, und zweitens, daß Posen zu einer Festung umgeschaffen werden soll, worüber mit Recht alle Preußen auf das herzlichste erfreut sind, hingegen die hiesigen Polen, und an deren Spitze der Prinz Wilhelm Radziwill, auf das empfindlichste in ihrer Hoffnung, das Großherzogtum Posen dereinst wieder mit dem Königreich Polen verbunden zu sehen, getäuscht und niedergedrückt sind. — Der Himmel gebe, daß wir jetzt auch ernstlich daran denken, die hiesigen Einwohner zu germanisieren; was über diesen Gegenstand der Generalleutnant v. Röder geschrieben hat, ist so wahr als höchst wünschenswert, daß es befolgt werden möchte. Der General Röder hat es schon vor einiger Zeit dem Oberst Graf Gröben mit der Bitte, es dem Kronprinzen vorzulegen, gegeben. Suche es doch zu bekommen und wirke auch dahin, daß wir hier deutsch werden. Gewiß ist es, daß der Bau der Festung hierzu viel beiträgt, mehr würde es aber helfen, wenn wir einen Erzbischof erhielten, der dem preußischen Hause treu zugethan wäre! Der Himmel bewahre uns vor dem Jesuiten v. Wolitzki, der in hiesiger Provinz einen mächtigen Einfluß und einen geschworenen Haß gegen die Deutschen hat. Ich fürchte, daß der Statthalter und Fürst Sulkowski zu Gunsten seiner viel beitragen werden. Auch soll das hiesige Gymnasium, ohne Mitwirkung des Baumann,[1]) umgeformt werden,

[1]) Oberpräsident von Posen.

worüber er sich mit Recht beschwert; doch bei dem schwachen Altenstein[1]) und dem verschmitzten Schmeding[2]) ist alles durchzusetzen.

*

Posen, den 29. Juni 1828.

Die Anwesenheit des Kronprinzen war uns recht betrübt, denn überall fehltest Du uns; der Prinz hat durch seine natürliche Freundlichkeit hier sehr gefallen. Gröben war wie immer sehr herzlich und gut, hingegen hat das Betragen des Major v. Brandenstein, was sehr kalt und abgemessen war, nicht gefallen.

Von der Verlobung des Prinzen Wilhelm[3]) wagt hier bei Hofe niemand zu sprechen, und seitdem, daß die projektierte Verbindung mit der Elisa[4]) aufgegeben ist, interessiert man sich hier bei Hofe nicht mehr so angelegentlich um den königlichen Hof und unsern Monarchen. Dagegen müssen wir Preußen es dem Herrn aus der Fülle des Herzens danken, daß die Verbindung mit der Elisa aufgehoben ist.

*

Posen, den 10. Dezember 1828.

Der veredelte Baumann, den ich mit wahrer Ungeduld erwartet habe, ist zwar seit einigen Tagen hier eingetroffen; doch thut er wegen dem Landtagsabschied so sehr geheimnisvoll, daß meine Geduld hierdurch recht auf die Probe gestellt wird, und dahin hat sich Baumann gegen Röder und mir ausgelassen, daß sowohl die Preußen als wie auch die Polen mit der zu erwartenden Allerhöchsten Entscheidung zufrieden sein würden. In dieser Antwort liegt leider die Gewißheit, daß die deutsche Sache nicht befördert ist, denn der Zweck der Preußen und Polen ist gerade ganz entgegengesetzt, auch sagte Baumann, daß man das Wort des Königs (die berüchtigte Konvention von Wien)[5]) nicht entkräften könnte, die den Polen ihre Sprache und Nationalität zugesichert hätte. Ich bin aber der Meinung, daß man dieses Versprechen, welches 200 adelige Familien aufrecht zu erhalten wünschen, der hiesigen Nation aber zum wahren Unglück gereicht, abändern müßte, wie man so viele Gesetze abgeschafft hat, die einzelne Vorrechte eingeräumt hatten. Erfreulich bleibt es unter diesen Umständen, daß man mit dem Bau der hiesigen Festung, auch trotz der schlechten Jahreszeit, eifrig fortfährt. Es sind täglich 800 Menschen und 180 Pferde dabei beschäftigt, und wenn die Jahreszeit besser wird, soll die Zahl der Arbeiter verdoppelt werden.

---

[1]) Kultusminister.

[2]) Schmedding, katholischer Rat im Kultusministerium. Vergl. H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte 3, Seite 201.

[3]) Die förmliche Verlobung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar erfolgte erst im Herbst.

[4]) 1826 hatte der Prinz die Absicht der Vermählung mit Elisabeth Radziwill aufgegeben. Treitschke 3, Seite 393.

[5]) Ueber die Proklamation, die der König zur Zeit des Wiener Kongresses an die Einwohner der Provinz Posen erließ, s. Treitschke 2, Seite 245.

Wenn es in der Welt möglich wäre, so müßte man den Herzog Karl [1]) mit der wahren Sinnesart der hiesigen Einwohner bekannt machen. Es könnte vielleicht am mehrsten beitragen, daß die Provinz germanisiert würde. Unter diesen jetzigen Verhältnissen ist es aber eine Strafe, in diesem Lande zu sein.

*

Posen, den 13. Januar 1829.

Hier ist, seitdem der Hof hier ist, wieder viel mehr Leben eingekehrt. Der silbernen Hochzeit des Prinzen Wilhelm zu Ehren war gestern große Gesellschaft und Tanz bei Hofe. Der Posener Landtagsabschied ist schon seit acht Tagen hier, doch ist es für uns alle ein Geheimnis, was er enthält, denn er wird erst übersetzt, und wird, wie man fürchtet, noch drei Wochen dauern, bevor er bekannt gemacht wird. Der Prinz Sulkowsky [2]) war auch zum Empfang der Prinzeß hier eingetroffen. Er ist, seitdem er Mitglied des Staatsrats und seinen Prozeß wegen der Herrschaft Adelnau gewonnen hat, ein sehr guter Preuße geworden, hat daher aber auch allen Kredit bei den Polen verloren.

*

Posen, den 4. August 1829.

Gestern, zum Geburtstag des Königs, gab der Erzbischof ein großes Diner, wozu auch sämtliche Stabsoffiziere geladen waren, das die mehrsten derselben wie auch der General Both absagen ließen, um unter sich in der Offiziersspeiseanstalt zu essen, welches Betragen der Erzbischof sehr übel genommen hat, und zwar mit Recht. Glücklicherweise war es mir gelungen, in einer so starken Opposition gegen Both zu siegen, daß außer mir die sämtlichen Stabsoffiziere der Kavallerie, der General Gröben, Diest und Albedyhl zum Erzbischof zu Mittag kamen. General v. Röder ist in Salzbrunn seit sechs Wochen und kommt erst nach der Mitte dieses Monats zurück.

*

Posen, den 8. Januar 1830.

Bei Gelegenheit der Begräbnisfeier des Erzbischofs hielt der Graf v. Dzialinski [3]) in der Kirche eine Rede in polnischer Sprache, worin er viel Republikanismus und Haß gegen die bestehende Regierung ausgesprochen haben soll. Bis jetzt ist diese Rede noch nicht in Abschrift zu bekommen gewesen, auch Baumann hat sie nicht. Es wäre ein Unglück, wenn wieder ein Pole und namentlich der Weihbischof Dunin zum Bischof gewählt würde. Doch ich hoffe zu Gott, daß die Regierung einen andern dem Könige und Vaterlande treu er-

---

[1]) Herzog Karl von Mecklenburg, der einflußreiche Schwager des Königs.

[2]) Fürst Anton Paul Sulkowski, auf Schloß Reissen, lebte von 1785 bis 1836. Er war 1824 zum Marschall des ersten Posener Landtags, bald darauf auch zum Mitglied des Staatsrats ernannt worden.

[3]) Graf Titus Dzialynski war beim Ausbruch des Aufstandes das Oberhaupt der Posener Verschwörer. Vergl. auch Treitschke, Band 3, Seite 387.

gebenen Mann bestimmen wird. Der Sedlinitzki[1]) würde sich hier nicht passen, denn er soll nicht geläufig polnisch sprechen, doch nach meinem Dafürhalten, wenn er lateinisch spricht, so ist es hinreichend ... Der Landtag wird übermorgen eröffnet. Im Verfolg dessen werden hier gewiß mehrere revolutionäre Ausbrüche stattfinden, auf die ich sehr gespannt bin.

*

Posen, den 27. Januar 1830.

Der Landtag, oder eigentlich der junge Adel,[2]) der hier gegenwärtig aus der Provinz versammelt ist, fängt an unruhig zu werden und einen großen Einfluß auf die Deputierten zu gewinnen. Die wenigen deutschen Deputierten sind schon ganz für die Nationalität gewonnen und rechnen sich es zur S c h a n d e, deutsch zu sprechen, wie dieses mit dem Baron v. Kottwitz der Fall ist. In allen Gesellschaften wird polnisch gesprochen, der General v. d. Groeben ist hierüber so verwundert, daß er sich ganz zurückziehen will, und ich denke es auch so zu machen, was meinst Du hierzu? Habt Ihr in Berlin von der Rede sprechen gehört, die der Graf v. Dzialinski bei dem Begräbnis des Erzbischofs öffentlich in der Kirche gehalten hat? Sie enthielt heftige Ausfälle auf das preußische Gouvernement und entflammte den Nationalhaß gegen die Deutschen auf das höchste.

Seit neun Jahren in dieser Provinz habe ich Gelegenheit gehabt, deren Bewohner hinlänglich kennen zu lernen, und muß mit betrübtem Herzen bekennen, daß die hiesigen Polen, statt in der Germanisation vorgeschritten zu sein (die e i n z i g e und a l l e i n i g e A r t, um die kommende Generation zu t r e u e n und r u h i g e n Unterthanen u m z u s c h a f f e n), sich vielmehr ihr Haß gegen die Regierung und die deutsche Sprache unglaublich gesteigert hat, welches auch namentlich durch die hiesigen Schulen herbeigeführt wird, in welchen seit Jahr und Tag viel mehr Zeit und Sorge auf die polnische Nationalgeschichte und Sprache verwandt wird, als es früher der Fall gewesen ist.

Wenn Du doch auf den Obersten Graf v. d. Groeben einwirken und ihn überzeugen könntest, daß, wenn die hiesigen Einwohner ihre Sinnesart auch auf die Kinder und Kindeskinder vererben, alle diese Generationen unglückliche, ohne Vaterland und Namen seiende Menschen bleiben werden, die fortwährend einen Haß gegen alle Deutschen hegen, der sie zu höchst unzufriedenen Unterthanen stempeln wird.

*

Posen, den 17. Februar 1830.

Wahrscheinlich wird dieses der letzte Landtag sein, den die hiesigen Stände halten. Denn in ihrer ersten Dankadresse an den König haben sie geäußert, wie sie in den diesjährigen Petitionen wieder verschiedene Gesuche um Aufrecht-

---

[1]) Ist hiermit der Fürstbischof von Breslau Leop. v. Seldnitzky, der später zum Protestantismus übertrat, gemeint?

[2]) Ueber den Einfluß des jungen polnischen Adels vergl. die Denkschrift Flottwells bei Knorr a. a. O., Seite 271.

erhaltung ihrer Sprache und Nationalität in Unterthänigkeit beibringen würden, worauf der Monarch erwidert hat, wie er in Rücksicht ihrer Sprache und Nationalität ihnen im ersten Landtagsabschied alles bewilligt hätte, was man ihnen nur zugestehen könnte, ein Mehreres könne und würde er nicht bewilligen, und hoffe er, über diesen Gegenstand weiter keine Petitionen zu erhalten. Hierüber sind die Polen entrüstet, aber nicht überzeugt, und haben sich desto fester zum Kampf gegen den König verbunden und wollen ihre Rechte, wenn es nicht anders ist, bei dem Deutschen Bundestage anbringen. Mehrere Petitionen, unter denen eine ist, worin sie darauf antragen, daß der Culmische und Michelausche Kreis wieder mit dem Großherzogtum Posen zu einer Provinz verbunden werden möchten, werden den Monarchen überzeugen, daß sie nur dahin streben, sich eine ganz polnische Konstitution zu geben. Auch ist in Anregung gebracht worden, daß die Regimentskommandeurs in polnischer Sprache das Kommando geben sollen. Letzterer Antrag ist jedoch von der Mehrheit als vor der Hand noch unzeitig verworfen. Auf den Oberpräsidenten, mit dem die Polen nicht zufrieden sind, ziehen sie alle gewaltig los, ihre Absicht geht dahin, diesen Mann von seinem Posten zu verdrängen, und hat sich der Fürst Sulkowsky auch bereit erklärt, auf drei Jahre als Oberpräsident die Regierungsgeschäfte zu leiten! Wie gefällt Dir diese tolle Idee? Der Statthalter findet es aber sehr lobenswert. — Die Scheidung zwischen den Polen und Deutschen nimmt gewaltig zu, und zu meiner wahren Freude haben sie sich den kommandierenden General zu ihrem entschiedensten Gegner gemacht, denn bei Gelegenheit, wo er die Polen durch deutsche Einladungskarten zum Ball gebeten hatte, sind nur drei Herren gekommen, und diese haben öffentlich gesagt, daß ihre Landsleute darum nicht in die Gesellschaft gekommen wären, weil man die Einladungen in deutscher und nicht in polnischer oder französischer Sprache abgefaßt hätte. Röder ist hierüber wütend, und da er es erfuhr, daß ich auch eine große Gesellschaft zu geben beabsichtige, bat er mich, die Einladungskarten auch nur in Deutsch herumzusenden, was ich natürlich auch gethan habe, obgleich mir selber der Fürst Sulkowsky einige Tage vorher bemerklich machen wollte, daß der Röder sehr gefehlt hätte, und bin ich sehr neugierig, ob viele Polen kommen werden, denn sämtliche Herren Landstände, die mir die Visite gemacht haben, sind geladen worden!

*

Posen, den 24. Februar 1830.

Auf meinem Ball, der am 20. d. M. stattfand, waren über 150 Personen in meinem Hause versammelt ... Die alte Prinzeß und auch Elisa [1]) waren leider nicht hier, denn die Wanda hat das Scharlachfieber, doch ein sehr gutartiges. Von Polen waren im ganzen 40 Personen mit Frauen und Töchtern zugegen, doch die Hauptredensführer hatten absagen lassen, auch Sulkowsky und Clapowski hatten sich wegen Krankheit entschuldigen lassen.

---

[1]) Radziwill.

Der alte Statthalter möchte so gerne, daß wenigstens außerhalb Posen und in Berlin bekannt würde, daß zwischen Preußen und Polen eine Einigkeit stattfände, und dieserhalb hat er den Polen den Vorschlag gemacht, daß sie einen Ball veranstalten und hierzu auch Preußen einladen möchten. Doch hierzu sind sie, trotz aller Mittel, die er angewandt hat, nicht zu bewegen gewesen. Vielmehr spricht sich der Haß, den die Polen gegen den König und die Regierung hegen, immer mehr öffentlich aus. So war dieser Tage bei der Auktion der Sachen des Erzbischofs Wolicki, den sie als echten Patrioten vergöttern, ein Vorfall, der das Gesagte auf das beste bewahrheitet, nämlich ganz unbedeutende Sachen, die der Wolicki im Gebrauch gehabt hat, als ein Zahnstocheretui, eine Papierschere u. s. w. sind auf 18 Thaler in die Höhe getrieben worden. Gleich darauf werden zwei große, ganz vergoldete Porzellanvasen, worauf die Porträts des Königs und des Kronprinzen sind, ausgeboten, und man fängt mit einigen Thalern an, doch niemand bietet, und endlich sagt ein Pole, er wolle zwei Silbergroschen, polnisch, für eine geben, und der zweite Pole bietet noch vier polnische Groschen. Wie der Auktionskommissarius sich hierüber mißbilligend äußert, schelten sie diesen Mann aus, indem sie sagen, hier könnte man bieten, wie man wolle. Die Vasen werden als unverkaufbar beiseite gesetzt, leider war nur ein Offizier von der Artillerie und ein Stallmeister von Preußen zugegen. Die Prinzeß hat die Vasen für die Taxe unter der Hand kaufen lassen ...

Morgen wird der Landtag geschlossen, bei welcher Gelegenheit ein großes Diner auf dem Schloß ist, wo, wie gewöhnlich, die Gesundheiten stets polnisch ausgebracht werden, was vor drei und mehr Jahren nie der Fall gewesen war.

*

Posen, den 14. März 1830.

General v. Both teilte es mir auch mit, daß er befragt wäre, wie und was für Mittel er anwende, um die polnischen Rekruten deutsch zu lehren, und hierbei machte ich ihm bemerklich, wie dieses eine schöne Gelegenheit wäre, den Herrn über die Stimmung der hiesigen Provinz und das Schulwesen reinen Wein einzuschenken, was er mir auch mit Hand und Mund versprach. Doch unglücklicherweise ging ich einen Tag nicht auf Parade, und Both teilte dem Röder seine Absicht mit, und dieser verwarf den ganzen Plan, so daß jetzt Both entschlossen ist, seinen Brief zuvörderst dem Röder zur Korrektur vorzulegen. Es ist schrecklich, wenn man dieses mitansehen muß, wie sich ein jeder fürchtet, die Wahrheit zu sagen, und bloß darum, weil man besorgt, unser hiesiger Hof könnte es wieder erfahren, und darum einmal weniger zur Tafel geladen werden! Glücklicherweise sind aber die Petitionen des Landtags so übertrieben, daß der Monarch sich endlich gedrängt sehen wird, es öffentlich auszusprechen, die Provinz zu germanisieren. Auch dem alten Baumann ist die Geduld gerissen, und wird er bei Beantwortung der Petitionen, die er mit vieler Umsicht und Sachkenntnis entworfen hat, gleichzeitig um seinen Abschied einkommen. Dieses ist aber gerade, was die Polen wollen. An seiner Stelle will der Fürst Sulkowski und ein Oberst, jetziger Provinziallandschaftsdirektor v. Grabowski, als Oberpräsident auf-

treten. Geschieht dieses, wofür sich der Statthalter auch verwenden will, so bitte ich um meine Versetzung, weil ich es nicht mit ansehen will, wie die preußischen Staatsdiener hinter die Polen gesetzt werden. Nach dem, was ich aber von Baumann erfahren habe, so sind die sämtlichen Minister jetzt endlich auch der Meinung, daß man die Anforderungen um Nationalität gänzlich zurückweisen muß.

Morgen findet in Gnesen die Wahl eines neuen Erzbischofs statt, wobei der Statthalter als königlicher Kommissarius präsidieren wird. Im voraus kann ich Dir schon sagen, daß man den Weihbischof v. Dunin zum Erzbischof wählen wird; unter den hiesigen Kandidaten ist er der beste. Er ist ein feiner, gewandter Mann, von vielen gesellschaftlichen Formen, der durchaus nicht falsch und böse, aber so schwach und ganz ohne eignen Willen ist, daß er sich von jedem am Bande führen läßt...

Noch muß ich Dir eine Geschichte erzählen, die auf dem großen Diner auf dem Schloß bei Gelegenheit der Abfütterung der Stände vorgefallen sein soll. Mehrere Deputierte sprachen untereinander von dem Druck und der Ungerechtigkeit, denen sie von der preußischen Regierung ausgesetzt wären, und einer von diesen, ein Herr Kalckstein, sagt ganz laut, wie es nicht ausbleiben könne, daß hier mit nächstem eine Revolution ausbrechen müßte. Die letzten Worte hört die in der Nähe stehende Prinzeß Elisa, welche sich darauf zum Kalckstein wendet und sagt, wie jede Revolution Trauer und Unglück über die lebende Generation verbreite und sie solche nicht zu erleben wünsche, worauf K. erwidert: „Sie, sowie Ihr erhabenes Haus haben hierbei nichts zu fürchten, denn wir werden Sie schützen und verteidigen," worauf die Prinzeß Elisa den Kalckstein an der Hand gefaßt hat, indem sie sagt: „Gedenken Sie in der Gefahr, was Sie mir und meinen Eltern versprochen haben." Die Frau v. S. hat die Prinzeß Elisa gefragt, ob dieses Stadtgespräch wahr wäre, welches sie aber geleugnet hat. Doch die Polen selbst sagen, daß an der Geschichte etwas Wahres ist.

*

Posen, den 28. Mai 1830.

Der Kronprinz war hier im allgemeinen gnädiger gegen die Preußen, als das vorletzte Mal, denn er hat mit allen Generälen, den Präsidenten, ja sogar mit den Geheimräten freundlich gesprochen, auch mit mir sprach er ein paarmal sehr gnädig, doch schien es mir, als sei er hierbei etwas verlegen gewesen. Deiner hat er auch nicht mit einem Wort gedacht, und dieses mag ihn verlegen gemacht haben, daß Du, sein längster und treuester Gefährte, eine andre Bestimmung erhalten hast, von der er gewiß gewußt hat.[1]) Gott gebe, daß ich mich irre, ich fürchte aber, der Herr wird Deine Entfernung zu seinem Nachteil empfinden!...

---

[1]) Wie oben bemerkt, war Below im Jahre 1830 aus der Nähe des Kronprinzen in den großen Generalstab versetzt worden.

Der v. Witzleben [1]) wird Dich in Berlin behalten, und wenn er es durchsetzen kann, so wirst Du bald Deinen alten Posten wieder einnehmen, und das müssen wir alle wünschen, daß es bald geschehen möchte!...

Der Prinz hat am 23. früh um neun Uhr die Festung besehen, jedoch nur sehr oberflächlich und leider ohne wahres Interesse. Dann wurde von ihm der Grundstein zum Turme des Kronenwerkes der Festung im Beisein der Generäle u. s. w. gelegt, und dann mußte der Kronprinz auf unablässige Vorstellung und Bitte des Gröben nach der evangelischen Zivilkirche fahren, und von da nahm er die Truppen der Garnison in Augenschein...

Sei überzeugt, mein guter Bruder, daß alles, was Du mir unterm Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt hast, ich auch treulich als Geheimnis bewahre! Hier weiß es noch keine Seele, daß eine hohe Person [2]) evangelisch geworden ist. Vorgestern, wo ich beim Erzbischof in einer kleinen Gesellschaft zu Tisch war, wurde von dieser Person als guter Katholikin gesprochen. Wenn wir es hier öffentlich erfahren, so fürchte ich sehr, daß es eine höchst unangenehme Sensation geben wird.

*

Cudowa, den 4. August 1830.

Hier in Schlesien sagt man, daß der Oberpräsident v. Schön der Nachfolger von v. Motz [3]) werden würde, ich gebe ihm gerne meine Stimme, wenn ich darum gefragt würde, und gewiß könnte man dem Staat gratulieren, wenn ein so kräftiger und einsichtsvoller Mann diesen so höchst wichtigen Posten erhielte. [4]) Ich fürchte nur, daß der Schön zu viele persönliche Feinde unter den Ministern hat, die seine Wahl zu hintertreiben suchen werden, und dann wird man Rother [5]) vorschieben, an den sich der Monarch überdem gewöhnt hat. Wenn über diese Angelegenheit etwas entschieden ist, so teile es mir ja mit. Die Polen betrauern den v. Motz nicht, denn sie wissen, daß er ihren Anforderungen wegen Sprache und Nationalität kräftig entgegenwirkte, und bin ich überzeugt, daß der Schön ebenso handeln würde.

*

Posen, den 8. Oktober 1830.

Da die hiesigen Polen auch fortwährend einen sehr unruhigen Geist öffentlich gezeigt haben, so ist hierdurch der General Röder veranlaßt worden, die Truppen der 10. Division, die bei Fraustadt zur Abhaltung der Herbstübungen versammelt waren, eiligst nach ihren Garnisons und namentlich nach

---

[1]) General v. Witzleben, Leiter des Militärkabinetts, der vertraute Ratgeber des Königs, der eine über die militärischen Angelegenheiten hinausgehende Wirksamkeit übte.

[2]) Offenbar Kronprinzessin Elisabeth.

[3]) Finanzminister v. Motz war 1830 gestorben.

[4]) Diese Aeußerung über den ostpreußischen Oberpräsidenten Theodor v. Schön ist um so interessanter, als Wrangel später als kommandierender General in Königsberg mit ihm in den schärfsten Gegensatz geriet. Schön war übrigens Belows Freund.

[5]) Vorerst wurde Maaßen Finanzminister, 1836 aber Rother.

Posen rücken zu lassen. Auch hat es die Notwendigkeit erfordert, daß scharfe Patronen für Infanterie und Artillerie ausgegeben sind.

Der Tod von dem Minister v. Motz und der des alten und biedern Oberpräsidenten v. Baumann hat unter den Polen eine große Freude verbreitet, weil sie sie für Männer hielten, die der polnischen Nationalität entgegenwirkten, was auch wirklich der Fall war. Die wichtigste von allen Oberpräsidien im Staate bleibt unbedingt die des hiesigen Großherzogtums. Der Himmel möge geben, daß die Wahl auf einen Mann fiele, der Kraft und Lebensklugheit mit den andern erforderlichen Talenten verbindet, besonders gehört ein energischer Mann hier nach Posen. Gebt uns den Schön.

*

Posen, den 22. Oktober 1830.

Die hiesigen Polen streuen viele Aufruhrzettel aus,[1]) um so die Stimmung immer mehr aufzureizen. Auch halten sie auf verschiedenen Landsitzen ihre Zusammenkünfte und scheinen sich in größter Stille zum Aufstand zu organisieren. Ein Herr v. Kalckstein ist mit die Haupttriebfeder. Das traurigste ist, daß wir in der ganzen Provinz nur vier Landräte haben, auf deren Treue die Regierung rechnen kann. Unter diesen Umständen wäre es höchst gewagt, wenn der Fürst Sulkowsky zum Oberpräsidenten ernannt würde, und habe ich vollgültige Ursache zu glauben, daß dieses nicht stattfinden wird, indem der König von der Stimmung der hiesigen Einwohner durch den Gr. v. R. ganz genau unterrichtet ist.

*

Posen, den 8. November 1831.

Alle meine Wünsche sind durch die endliche Besiegung[2]) von Polen in Erfüllung gegangen; jetzt ist es unsre Pflicht, von diesem Ereignis den größtmöglichsten Nutzen für die hiesige Provinz zu ziehen. Flottwell ist nach Berlin berufen worden, um daselbst sein Gutachten über die notwendig zu erachtenden Veränderungen in den Regierungsmaßregeln betreffs der hiesigen Provinz abzugeben und den Landtagsabschied zu bearbeiten. Und wenn es gleich anzuerkennen ist, daß der Flottwell in der kurzen Zeit seines Hierseins sich gediegene Kenntnisse der Provinz erworben und hierdurch zu der feststehenden Ueberzeugung gelangt ist, daß es zum Wohl des preußischen Staats notwendig erforderlich ist, daß die hiesige Provinz germanisiert werde, so ist doch andrerseits nicht zu leugnen, daß die Ausführung dieses wahrlich rein patriotischen Vorhabens viele Gegner in Berlin finden wird, die, aus kleinlichen, irrigen Ansichten geleitet, auf das Fortbestehen der unglücklichen Wiener Konvention[3]) beharrlich hinwirken werden. Wenn ich ferner bedenke, daß selbst hochstehende Männer von dem Vorteil der

---

[1]) Am 29. November brach der Aufstand in Warschau aus.

[2]) Im Oktober konnte der Aufstand als überwunden gelten. Es begannen freilich nun noch manche Schwierigkeiten für Preußen durch die über die Grenze getretenen polnischen Truppen.

[3]) S. vorhin S. 323, Anm. 5.

Regierungsveränderung in der hiesigen Provinz überzeugt sind, dennoch aus nicht zu erklärendem Gleichmut ihre heilige Pflicht, S. M. den König hierauf aufmerksam zu machen, versäumen, es vorziehen zu schweigen und alles dem lieben Zufall anheimgeben, so erachte ich es für die größte Schuldigkeit, alles aufzubieten, daß die Ansichten von Flottwell unterstützt werden, und ersuche Dir so dringend als ganz ergebenst, alles aufzubieten, daß dieses Ziel erreicht wird.

Die Geschichte früherer Zeiten, die Erfahrungen der letzten 16 Jahre haben wiederholt bestätigt, daß der hiesige Edelmann, der auf Kosten der Deutschen hervorgezogen und mit Wohlthaten überhäuft worden ist, diese Gnadenbezeugung mit Undank und Verrat belohnt hat. Da nun der Staat die heilige Verpflichtung hat, allen seinen Unterthanen das größtmöglichste Glück angedeihen zu lassen, die hiesigen Edelleute mit polnischer Nationalgesinnung nie und nimmermehr zufriedengestellt werden können, so muß meines Erachtens die Regierung als natürlicher Vormund der unmündigen und unglücklichen polnischen Edelleute auftreten und diese auch gegen ihren Willen zu zufriedenen und glücklichen Menschen umzuschaffen suchen, und dieses Ziel ist nur allein zu erreichen, wenn man den Edelmann germanisiert.

Deutsche Schulen muß man befördern. Kein polnischer Edelmann sollte in dieser, wohl aber in den alten Provinzen, Anstellung finden. Der Bauer wird zwar durch die Auseinandersetzung[1]) (die aber leider sehr langsam vorschreitet) für Preußens Interesse gewonnen, aber noch schneller wird man zum Zweck kommen, wenn man auch die hiesigen Rekruten bei den Regimentern in alten Provinzen verteilte. Die hohe Geistlichkeit müßte man durch Domherren aus alten Provinzen zu veredeln suchen. Geschieht von allem diesem nichts oder nur teilweise, so ist über kurz oder lang, daß wir mit dem Westen in einen Krieg verwickelt werden, diese Provinz wieder in vollem Aufruhr, und wir sind gezwungen, unsre Kräfte zu teilen, um diese Polen, die Franzosen des Nordens, wie sie der Professor Krug nennt, im Zaum zu halten. Suche Gelegenheit mit dem Herzog Karl, dem Fürsten Wittgenstein, Lottum, Kamptz,[2]) Witzleben zu sprechen und stehe Flottwell als Freund und Landsmann treulich bei. Es wäre eine große Wohlthat für die gute Sache, wenn man unter dem gegenwärtigen wichtigen Augenblick, der sich nie wieder so günstig gestalten wird, den v. Grolmann nach Berlin beriefe. Sage, ist dieses nicht möglich einzuleiten? Ich stehe seit längerer Zeit in betreff der polnischen Angelegenheit mit dem Generalleutnant v. Grolmann in Briefwechsel, er weiß auch, was uns frommt, und hat Kraft, seine Ansicht geltend zu machen.

*

Posen, den 25. November 1831.

Was Du mir von Flottwell mitteilst, freut mich innig. Doch kann ich,

---

[1]) Ueber die Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in Posen s. Knapp, Die Bauernbefreiung in den ältern Teilen Preußens, 1, Seite 207 ff.

[2]) Ueber die preußischen Minister dieser Zeit s. Treitschke 4, Seite 195.

ehrlich gesagt, an die Sinnesänderung des einen hohen Herrn[1]) nicht recht glauben. Gott möge den redlichen Bemühungen des Flottwell Gedeihen schenken. Generalleutnant v. Grolmann war hier, und habe ich die Freude gehabt, recht ausführlich über das Treiben der Polen in hiesiger Provinz mit ihm zu sprechen. Er pflicht nicht allein meinen Ansichten vollkommen bei, sondern hält es für durchaus notwendig, daß der Stab der 4. Division nach Bromberg verlegt, ferner daß zwei hiesige Landwehrbataillons zum II. und III. Armeecorps und dagegen zwei andre Bataillons zum V. Armeecorps vertauscht werden ... Grolmann geht weiter. Er will die hiesige Provinz nach Westpreußen, Schlesien und Frankfurt verteilen. Als gewiß sieht er es an, daß Radziwill nie mehr hier als Statthalter residieren wird. Die deutsche Sprache soll Landessprache werden. Wenn alles dieses in Erfüllung geht, so würde es sich hier ganz leidlich leben lassen. Und wenn auch vieles nicht durchgeht, so muß doch in der Hauptsache etwas für diese Provinz geschehen, um sie zu germanisieren. Alles dieses hat er ganz vor kurzem an Witzleben geschrieben. Doch will Grolmann gegen den 10. künftigen Monats selber nach Berlin, um auch diese Angelegenheit nach Möglichkeit zu betreiben.

*

Posen, den 1. Dezember 1831.

Hast Du den Major Brandt gesprochen? Er ist auch von der polnischen Partei und ist die einzige Veranlassung, daß sich der Generalleutnant v. Zepelin[2]) bei Gelegenheit, wo die polnischen Truppen das Gewehr gestreckt haben, so höchst dumm benommen hat, indem General Zepelin den Hut abgenommen hat, wie das 9. Polnische Infanterie-Regiment vorbeimarschiert ist, und er mit Thränen in den Augen bedauert hat, daß ein so braves Regiment ein solches Ende erhalten müßte. Mit dem Benehmen des Major Brandt ist niemand zufrieden als er selber.

Merkwürdig ist der Erlaß des Fürsten Paskiewicz,[3]) worin es den Polen verboten ist, die polnische Kokarde zu tragen. Diesem nach dürften die Posener Landstände als Sulkowsky, Niemojewsky u. s. w. die einzigen sein, die noch fernerhin die polnische Kokarde tragen werden. Doch hoffe ich, daß auch wir hierin eine Aenderung treffen werden.

*

Posen, den 27. Dezember 1831.

Gesund und heiter, auch voll der besten Hoffnungen ist Flottwell zurückgekehrt, der mit seiner Aufnahme in Berlin und besonders mit dem Herrn und dem Kronprinzen die allergrößte Ursache hat, zufrieden zu sein. Und durch

---

[1]) Des Kronprinzen?

[2]) Vergl. Aus dem Leben des Generals Dr. H. v. Brandt, herausgegeben von H. v. Brandt, 2. Band, S. 154.

[3]) Paskiewitsch war zu Diebitsch' Nachfolger im Oberkommando über das russische Heer ernannt und nach der Besiegung der Polen zum Fürsten von Warschau erhoben worden.

Flottwell ist endlich die Ansicht festgestellt und im Staatsrat angenommen, daß die hiesige Provinz germanisiert werde, eine Maßregel, die wahrlich zum wahren Heil des preußischen Staates und insbesondere auch für die hiesige Provinz ist.

Ich hoffe, daß man Flottwell ganz freie Hand lassen wird, und dann stehe ich für einen guten Erfolg. Doch ist es auch notwendig, daß unsre hiesigen Landwehreinrichtungen in diesem Geiste umgeformt werden, und da denke ich mir, daß der Herzog Karl, Grolmann und Witzleben das ihrige dazu beitragen werden, denn unserm alten General v. Röder ist alles ganz gleichgültig und egal. Ich stelle es mir vor, daß der König ihn zum Feldmarschall machen und ihn in Ruhestand setzen wird ... General Röder hat die Meinung, daß man in Berlin glaubt, er habe keine liberalen Gesinnungen, und dieses würde sein Unglück machen, daher thut er jetzt alles, um sich die Gunst der Polen zu erbetteln. Er geht darin so weit, daß er den Leutnant v. Bresa vom 37. L. R. und Leutnant v. Zakrzewski vom 6. Ulanen-Regiment, die beide nach Polen gegangen und jetzt als Deserteurs hier eingebracht worden sind, die Erlaubnis erteilt hat, die Feiertage in ihren Familien auf dem Lande zu verleben! Es ist über beide kriegsrechtlich erkannt, die (d. h. die Urteile) dem Könige zur Bestätigung vorliegen. Es wäre wirklich prächtig, wenn sie beide von ihrem Urlaub nicht wiederkehrten. Ob Röder durch diese Handlungsweise die Gnade des Monarchen erreichen wird, steht dahin.

*

Posen, den 28. Januar 1832.

Unsre Amnestie vom 26. vorigen Monats hat hier in der Provinz sehr wohlthätigen Einfluß auf die Gemüter hervorgebracht, denn die in ihren politischen Ansichten schwankenden Menschen sind jetzt auf einmal auf Seiten des preußischen Gouvernements getreten, und alle Polen sehen in der Kraft desselben ihr Heil.[1]) Flottwell erhebt man in den Himmel, und schon oft habe ich die Polen sagen gehört, der Mensch denkt und Flottwell lenkt — und, so Gott will, zu unserm Besten!

*

Posen, den 23. Februar 1832.

Der Erzbischof ist mit Flottwell in lebhafter Unterhandlung wegen dem Gebrauch der deutschen Sprache. Letzterer verfügt alles in deutscher Sprache und wünscht, daß von seiten des Domkapitels auch so geantwortet werde, was der Dunin nicht will und nur polnisch antwortet. Sollte die Sache bis zum König kommen, so hoffe ich, daß der Monarch den Ansichten der Regierung beitreten wird.

Röder und Flottwell geben brillante Assemblées. Auf der ersten, welche Röder gab, erschien Dunin und Ponisky mit seiner Frau, die übrigen Polen als Gr. Grudzewsky, Miscielsky u. s. w. haben aber gleich ein für allemal absagen lassen, und die jungen Polen haben es dem Ponisky sehr übel gedeutet,

---

[1]) Vergl. Ueber die Amnestie, Treitschke 4, S. 209.

daß er in Gesellschaft der Deutschen gegangen ist, und hat er, um Händel zu vermeiden, die Stadt verlassen. Auch der Erzbischof ist zu Sulkowsky gefahren, die Töchter des letzteren gehen über den Unfall der Polen stets in Trauerkleidern. Von Hayer habe ich unter der Hand erfahren, daß die hiesigen Polen eine freiwillige, gezwungene Abgabe von 24 pro Cent von ihrer Einnahme zur Unterstützung der aus dem Königreich vertriebenen Polen eintreiben.

(Schluß folgt.)

Die Entwicklung und der heutige Stand der Kathoden- und Röntgenstrahlen und die Beziehungen zu andern physikalischen Erscheinungen.

Von

Dr. Aug. Hagenbach.

Die naturwissenschaftlichen Theorien gründen sich meistens auf Beobachtungen und Experimente; sie dienen dazu, eine größere Anzahl von Erscheinungen unter einem bestimmten Gesichtspunkte zusammenzufassen und, was noch wertvoller ist, sie gestatten, weitere Eigenschaften und Beziehungen vorauszusagen und fordern dadurch zu Experimentaluntersuchungen auf.

Das Experiment dient dazu, die Natur in Bezug auf irgend einen Punkt zu befragen, und es muß infolgedessen so angeordnet sein, daß die Antwort, die die Natur giebt, eindeutig verstanden werden kann, und das ist nur möglich, wenn auch die Frage eindeutig gestellt ist, das heißt das Experiment muß so angestellt sein, daß es von Nebenumständen und Komplikationen frei ist. An den Resultaten der Beobachtung werden die Naturgesetze erkannt und zu einer Theorie kombiniert. Unsre Theorien sind aber nicht die Wirklichkeit, sie decken sich nicht mit den wahren Vorgängen in der Natur, sie sind vielmehr mit einem Bilde zu vergleichen, das dem Original mehr oder weniger ähnlich ist. Eine Theorie ist um so besser, je mehr sie gestattet, durch einfache Vorstellungen oder mathematische Deduktionen andre Beziehungen abzuleiten, sie muß aber fallen gelassen werden, sobald die vorausgesagten Erscheinungen durch den Versuch nicht mehr bestätigt, sondern widerlegt werden. Manchmal allerdings gelingt es, durch Einführung neuer Hypothesen eine modifizierte Theorie beizubehalten, oft aber auch wird sie vernichtet und muß einer neuen weichen.

Es bietet nun manches Interessante, das Entstehen und die Entwicklung einer solchen Theorie bis zum heutigen Stande zu verfolgen. Aus der großen

Lehre der Elektrizität wollen wir etwas herausgreifen. Die Erscheinungen der Elektrizität sind komplizierter Natur, und das Gebiet ist unendlich groß, so daß es schwierig ist, alle Phänomene von einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zu betrachten. Wir haben auch bis jetzt noch keine einheitliche Theorie, sondern wir müssen uns für die einzelnen Zweige der Elektrizität mit besonderen Hypothesen begnügen, die zum teil nur einen recht losen Zusammenhang besitzen. Wir wollen versuchen, einen solchen Zweig herauszugreifen und die rasche Entwicklung des Gebietes in großen Zügen besprechen; dabei muß aber des geringen Raumes wegen manches weggelassen werden, das, um allen gerecht zu werden, mit herangezogen zu werden verdiente.

Die Entdeckung der Röntgenstrahlen hat wohl mit Berechtigung nicht nur in der wissenschaftlichen Welt, sondern auch beim großen Publikum Aufsehen erregt, ganz besonders, weil dadurch ein diagnostisches Hilfsmittel in der Medizin geboten wurde. Deshalb hat es vielleicht auch allgemeines Interesse, daran anzuknüpfen und einige Betrachtungen anzustellen, inwiefern die reine Wissenschaft dadurch und durch die dadurch veranlaßten Experimentaluntersuchungen gefördert worden ist.

Läßt man durch eine Glasröhre, in die zwei Elektroden eingeführt sind, elektrische Entladungen durchgehen, während die Röhre evakuiert wird, so beobachtet man, daß der Inhalt der Röhre ein relativ intensives Licht aussendet, das aber bei stark verdünntem Raum immer schwächer wird und schließlich fast ganz verschwindet; es bleibt also ein ganz schwaches Lichtbündel übrig, senkrecht von der negativen Elektrode, der Kathode, ausgehend, das unbekümmert um die Form der Röhre oder um die Lage der positiven Elektrode, der Anode, eine geradlinige Bahn beschreibt und sich hauptsächlich dadurch zu erkennen giebt, daß es beim Auffallen an die Glaswand eine intensive Phosphorescenz erzeugt, das heißt das Glas grünlichgelb leuchtend macht. Diese Strahlen sind die von Goldstein benannten Kathodenstrahlen. Sie sind schon mehrere Jahrzehnte bekannt. Der englische Gelehrte Crookes war der erste, der eine Theorie darüber aufstellte, indem er annahm, daß die Phosphorescenz des Glases davon herrühre, daß von der Kathode aus kleine Partikelchen abgeschleudert würden, die beim Aufprallen ihre Bewegungsenergie an das Glas abgeben und dadurch die Leuchterscheinung bewirkten. In einem Vortrage in der „British Association" ist diese Theorie von Crookes zum ersten Male ausgesprochen worden, und abgesehen von einigen phantastischen Konsequenzen ist sie von den meisten Physikern auf längere Zeit angenommen worden.

Die Beweise für diese Theorie waren aber nicht zwingend, und man verließ sie als unhaltbar, besonders veranlaßt durch größere Experimentaluntersuchungen von Hertz und von Lenard.

Die wichtigsten Resultate dieser Arbeiten waren kurz folgende. Hertz bewies vor allem, daß die Kathodenstrahlen nichts zu thun haben mit der Richtung der Strombahn im Innern der Röhre. Er bezeichnete sie als vollkommen lichtlos, sichtbar werden sie nur durch die Phosphorescenz, die sie erzeugen, sowohl in

dem verdünnten Gas, wie auf der Glaswand; da Gase nur wenig von den Strahlen absorbieren, so ist die Bahn der Kathodenstrahlen nur durch einen ganz schwachen Lichtschein bemerkbar, während Glas sehr stark absorbiert und dadurch zu intensiverem Phosphorescieren gelangt. Anschließend an diese wertvollen Untersuchungen sind dann eine Reihe von interessanten Arbeiten zu verzeichnen von Lenard, dem damaligen Assistenten von Hertz. Um über das eigentliche Wesen der Strahlen genauere Kenntnis zu erhalten, schien es in erster Linie erforderlich, ihre Absorption in den verschiedenen Stoffen genauer festzustellen. Die Hauptschwierigkeit der Untersuchung lag darin, daß die Kathodenstrahlen nur im Innern der Vakuumröhre existierten, und daß sie beim Auftreffen auf die Glaswand vollständig absorbiert wurden. Hertz fand schon bei der Untersuchung über Absorption, daß auch feste Körper in sehr dünner Schicht die Strahlen nicht vollständig auffangen, sondern noch teilweise durchlassen können. Dies benutzte Lenard und verschloß eine Glasröhre auf der einen Seite mit einer dünnen Folie von Aluminium, die so stark war, daß sie den Luftdruck aushielt, aber trotzdem einen Teil der Kathodenstrahlen durchließ, und damit war es möglich, ihre Eigenschaften in einem von der die Strahlen erzeugenden Vakuumröhre getrennten Raum experimentell zu verfolgen. Bei den eingehenden Untersuchungen über Absorption ergab sich das merkwürdige Resultat, daß nur die Dichte einer Substanz, nicht aber die chemische Beschaffenheit in Betracht kommt. Die Kathodenstrahlen besitzen aber nicht nur die Eigenschaft, Phosphorescenz zu erzeugen, sondern sie sind auch photographisch wirksam, wie schon Goldstein fand, und Lenard benutzte diese Eigenschaft auch, um nachzuweisen, daß die Strahlen ein doppeltes Aluminiumblatt zu durchdringen vermögen.

Im Anschluß an diese und andre experimentellen Resultate wurden von verschiedenen Seiten neue Theorien ausgearbeitet. Die Crookessche Hypothese schien schwer mit dem Gefundenen in Einklang gebracht werden zu können. Neben den Theorien von Goldstein und Neumann ist hauptsächlich die von E. Wiedemann zu nennen, der die Kathodenstrahlen als Licht von sehr kurzer Wellenlänge, das heißt als eine periodische Aetherbewegung auffaßte. Denken wir uns alle transversalen Aetherwellen nach der Wellenlänge zerlegt, das heißt in ein Spektrum entworfen, dann würde es auf der einen Seite die langen Hertzschen elektrischen Wellen enthalten, dann kämen die Wärmewellen, diesen folgten die Lichtwellen von rot bis violett und ultraviolett, und das Ende, also die kürzesten Wellen, wären die Kathodenstrahlen. Somit sollten die Kathodenstrahlen nichts mit Materie zu thun haben, und das schien dadurch bestätigt zu sein, daß sie durch ein absolutes Vakuum, in dem sie nicht mehr entstehen können, doch noch zu passieren vermögen. Die Energie sollte somit in einer Wellenbewegung liegen, die bei Absorption Phosphorescenz oder photographische Wirkung oder Wärme erzeugte.

Diese von der Crookesschen Auffassung so grundverschiedene Hypothese fand bei den Physikern ziemlich allgemeine Anerkennung, wenn auch weitere Beweise für die Richtigkeit nicht erbracht wurden. Die genannten Forscher sind

aber nicht etwa die einzigen, die auf diesem Gebiet zur Aufklärung beigetragen haben, es wären noch manche Arbeiten zu nennen; es genüge, einige Namen aufzuzählen, wie Hittorf, Plücker, Schmidt, Kaufmann, J. J. Thomson, Precht, Becquerel, Abegg und Lehmann.

An die Untersuchung von Lenard schließt sich auch die Entdeckung von Röntgen an. Röntgen beobachtete nämlich, daß die Strahlen, die von der Kathode ausgingen, nicht nur, wie Lenard gezeigt hat, durch das kleine dünne Aluminiumfenster austreten konnten, sondern daß auch durch die Glaswandung eine Wirkung zu beobachten war sowohl auf phosphorescenzfähige Körper, wie auf die photographische Platte. Auch diese Strahlen, die unstreitig von der Kathode ausgehen, sind in betreff ihrer Absorption in festen Körpern ähnlichen Gesetzen unterworfen und besitzen vor allem die Eigenschaft, für das Licht undurchsichtige Körper zu durchdringen, was ja bekanntlich die vielfachen praktischen Anwendungen bedingte.

Es lag nun auf der Hand, daß man diese beiden Erscheinungen, die Kathodenstrahlen und die Röntgenstrahlen miteinander verglich, und es tauchten darüber die Fragen auf: sind die beiden Erscheinungen überhaupt dasselbe oder ist die eine durch die andre hervorgebracht, oder sind es Erscheinungen, die, obwohl beide von der Kathode ausgehen, doch ganz unabhängig voneinander existieren? Unzählige Arbeiten sind auf diesem Gebiete experimentell ausgeführt worden, und jede dieser Fragen ist ebenso oft bewiesen wie widerlegt worden. Die vorgebrachten Gründe waren alle nicht zwingend, die Erscheinungen waren doch komplizierter und nicht im Handumdrehen erklärt. Die Motive, von denen sich die meisten Physiker beim Experimentieren leiten ließen, gingen von der vorher besprochenen Theorie der Kathodenstrahlen aus. Man war zu der Ansicht gekommen, daß Kathodenstrahlen nichts andres wie Licht von kurzer Wellenlänge seien, und es schien ja sehr wahrscheinlich, daß die von Röntgen entdeckten X-Strahlen im engen Zusammenhang damit ständen. Der Weg, die Theorie zu stützen, schien gegeben, man brauchte bloß die Gesetze des Lichts, die Reflexion, die Brechung, die Polarisation, die Interferenz und so weiter nachzuweisen, um die Hypothese zur vollkommenen Theorie zu erheben und weiter daraus Schlüsse ziehen zu können. Die Schwierigkeiten stellten sich aber ein; man experimentierte fast ausschließlich mit Röntgenstrahlen. Wenn der eine die Brechung bewies, so widerlegte sie der andre, mit dem Nachweis der andern Lichtgesetze ging es ähnlich, kurzum der Beweis, daß Röntgenstrahlen Lichtwellen sind, konnte nicht erbracht werden.

Im Laufe der Zeit hatte sich das große Publikum und auch die physikalische Welt einigermaßen beruhigt über die große Entdeckung, und neben den zahlreichen unreifen Publikationen wurden einzelne gut durchgearbeitete Experimentaluntersuchungen produziert, die den Weg der Forschung etwas änderten. War denn überhaupt die Annahme berechtigt, daß die X-Strahlen Lichtwellen seien? Es fehlte ja noch der Beweis, daß die Aethertheorie der Kathodenstrahlen ihre Richtigkeit hatte. Diese Theorie war lediglich eine Hypothese, die die bekannten

Eigenschaften leiblich zu erklären gestatteten, ohne Widersprüche zu liefern, allein in ihren Konsequenzen war sie nicht geprüft.

Die alte Crookessche Auffassung hatte doch nie alle Anhänger verloren, und die Vorstellung, daß die Kathodenstrahlen Materie enthalten könnten, war noch nicht ganz verschwunden. Perrin und Mc. Clelland zeigten durch Versuche, daß beim Auftreffen der Kathodenstrahlen auf einen festen Körper immer negative Elektrizität auftritt. Wird also ein Metall in den Lauf von Kathodenstrahlen gehalten, so wird dasselbe negativ geladen. Damit war bewiesen, daß freie Elektrizität von der Kathode transportiert wird, und diese Thatsache ist unvereinbar mit der Wellentheorie. Untersuchungen von J. J. Thomson, Kaufmann und Lenard bestätigten die Thatsache und lieferten noch weit mehr.

Wenn freie Elektrizität transportiert wird, so muß sie an Materie gebunden sein, es müssen demnach von der Kathode aus kleine materielle Partikelchen mit negativer Elektrizität geladen wegfliegen. Die Thatsache nun, daß sowohl magnetische wie elektrische Kräfte ablenkend auf Kathodenstrahlen einwirken, giebt ein Mittel an die Hand, einerseits die Geschwindigkeit dieser geladenen Partikel und andrerseits die Elektrizitätsmenge, die an der Masseneinheit haftet, zu berechnen. Die von den genannten Physikern nach verschiedenen Methoden bestimmten Werte liefern das Resultat, daß die Geschwindigkeit der Teilchen eine äußerst große ist, sie erreicht Werte bis zu einem Drittel der Lichtgeschwindigkeit, das heißt bis zu 100000 Kilometer pro Sekunde. Was die zweite Größe anbelangt, so ergab sich das unerwartete Resultat, daß unter den verschiedensten Versuchsbedingungen bei verschiedenen Spannungen, bei allen Gasen, bei allen verschiedenen Metallen als Kathode, die mit der Einheit der Masse transportierte Elektrizitätsmenge immer gleich groß ist. Diese Zahl war nun vor allem auffällig durch ihre Größe. Sie fordert auch direkt auf zu der entsprechenden Zahl in der Elektrolyse. Bei der Elektrizitätsleitung in Lösungen wissen wir, daß mit einem chemischen Atom eine ganz bestimmte Menge Elektrizität wandert; wir sehen aber im Vergleich, daß die mit der Masseneinheit transportierte Elektrizitätsmenge rund tausendmal kleiner ist als bei den Kathodenstrahlen, und wir müssen daraus schließen, daß entweder die Ladung eines Partikels sehr groß ist, oder aber die Masse eines solchen sehr klein. Bis jetzt hatte man nur das Verhältnis der Elektrizitätsmenge e zur Masse m also $\frac{e}{m}$ bestimmt, nicht aber eine der beiden Größen selbst. Auf ziemlichem Umwege ist es aber J. J. Thomson gelungen, die Ladung eines Partikelchens selbst zu messen und somit die Masse der Teilchen zu berechnen, und er fand, daß sie etwa tausendmal kleiner ist als die Masse eines Wasserstoffatomes. Solche Korpuskel, nach Thomsons Bezeichnung, mit dem Elementarquantum der Elektrizität, das heißt einer bestimmten Elektrizitätsmenge, behaftet, bilden, wenn sie von der Kathode mit großer Geschwindigkeit abgeschleudert werden, die Kathodenstrahlen. Man kann sehr leicht verstehen, daß Körper, die für die chemischen Moleküle vollkommen undurchlässig sind, noch Poren enthalten, die die tausendmal kleineren Teilchen durchlassen können.

Wir sehen auch ein, daß es erfolglos sein wird, die Masse mit der Wage nachzuweisen, denn um wägbare Mengen zu erhalten, wäre mehrjähriger Betrieb von Kathodenstrahlenröhren nötig.

Kehren wir nun zur Theorie der Röntgenstrahlen zurück, so sehen wir, daß wir nicht mehr ohne weiteres annehmen werden, daß wir es mit ultravioletten Lichtstrahlen zu thun haben. Da X-Strahlen überall da auftreten, wo Kathodenstrahlen auffallen, so hat man auch versucht, erstere auf die nämliche Ursache zurückzuführen. Röntgenstrahlen besitzen aber nicht die Eigenschaft, Körper zu laden beim Auffallen, und daraus schloß man, daß sie Kathodenstrahlen sind, die ihre Ladung abgegeben haben. Es würden also solche geladene Partikel beim Auftreffen auf einen Körper die elektrische Ladung abgeben, dabei aber nicht ihre Geschwindigkeit vollständig verlieren, sondern den Körper durchdringen und beim Auffallen auf eine photographische Platte oder einen Phosphorescenzschirm durch ihre kinetische Energie die bekannte Wirkung hervorbringen.

Für diese Annahme steht nichts im Wege, aber man darf nicht zu weit gehen in theoretischen Spekulationen, denn wir haben bis jetzt auch keine Anhaltspunkte für die Richtigkeit dieser Theorie. Die bewegte Masse ist wie gesagt zu klein, um nachgewiesen zu werden. Mit gleicher Berechtigung können wir annehmen, daß beim Auftreffen der Kathodenstrahlen Aetherwellen oder Stöße erzielt werden. Vorläufig sind wir nicht in der Lage, das eine oder andre zu beweisen, man muß abwarten, bis das Experiment für die eine der Hypothesen entscheidet. Was also die Theorie der Röntgenstrahlen betrifft, so liegt sie noch sehr im argen. Wir kennen manche ihrer Eigenschaften, aber heutzutage ein klares, zusammenhängendes Bild über die Entstehungsweise und den sonderbaren Energietransport geben zu wollen, wäre verfrüht.

Die Theorie der Kathodenstrahlen hat eine volle Umwandlung durchgemacht; man ist wieder auf die alte Theorie zurückgekommen, nur in verfeinertem Maßstabe. Die Partikel sind Teilatome, viel kleiner als die kleinsten chemischen Individuen, und es drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, ob man es hier mit der Urmaterie, aus der alle Körper, alle chemischen Elemente zusammengesetzt gedacht werden können, zu thun hat. Auf diese mehr philosophische Spekulation einzugehen, hat hier keinen Zweck, zumal vom mathematischen Standpunkt aus diese bewegten Ladungen, auch ohne an eine Masse gebunden, behandelt werden können.

In andrer Hinsicht aber ist diese neue Theorie von großer Bedeutung geworden, indem sich Beziehungen zu andern physikalischen Theorien gefunden haben.

Wir haben nämlich vorher gesehen, daß es nach verschiedenen Methoden möglich ist, die Zahl $\frac{e}{m}$, das heißt die mit der Einheit der Masse transportierte Elektrizitätsmenge, sowie auch unter gewissen Voraussetzungen die elektrostatische Ladung e selbst zu bestimmen. Es giebt nun auch andre Gebiete, wo dieses möglich ist.

Das Licht, die Wärme und die elektrische Strahlung pflanzen sich als Wellen

fort, und zwar ist der Träger der Welle der sogenannte Aether. Ein Licht hat also die Fähigkeit, in den Aether eine periodische Bewegung zu senden, muß demnach selbst etwas enthalten, das diese periodische Bewegung ausführt. Anzunehmen, daß die chemischen Moleküle selbst diese Schwingungen ausführen, hat viel Unwahrscheinliches, und man nimmt an, daß der verdichtete Aether auf den Molekülen oder mit einem Teil der Moleküle, das heißt eine elektrische Ladung oder, wie man es auch sonst nennt, das Elementarquantum der Elektrizität diese Schwingungen ausführt. Die verschiedenen Schwingungen, die eine Lichtquelle aussendet, kann man spektral zerlegen, das heißt voneinander trennen und somit einzeln untersuchen. Beruhen die Schwingungen in der Lichtquelle auf der Schwingung einer elektrischen Ladung, so muß ein Magnet geradeso, wie er die Kathodenstrahlen ablenkt, auch auf die Bewegung, die dieses Elementarquantum in der Flamme ausführt, einen Einfluß haben und die Schwingungsdauer ändern können. Dieser Effekt, schon von Faraday gesucht, ist von Zeemann entdeckt worden und hat eine Fülle interessanter Beobachtungen geliefert: was für uns wichtig ist, er hat gestattet, auch die Größe $\frac{e}{m}$ zu berechnen, und der Dimension nach ist der Wert mit dem aus den Kathodenstrahlen bestimmten identisch.

Ferner hat Lenard gezeigt, daß auch in der Luft, die von ultraviolettem Lichte bestrahlt ist, Ladungen auftreten, die genau den vorher genannten entsprechen.

Auch ist noch beizufügen, daß es neuerdings Planck gelungen ist, ein Strahlungsgesetz aufzustellen, aus dem ebenfalls das Elementarquantum der Elektrizität berechnet werden kann. Auch dieser Wert ist ebenso in Uebereinstimmung.

Ueberall finden wir dieses Elementarquantum der Elektrizität gleich groß. Von der Kathode einer Vakuumröhre weggeschleudert, liefert es die Erscheinung der Kathodenstrahlen, in einer schwingenden Bewegung auf dem Molekül liefert es uns Licht und Wärme, in der Luft, die durch ultraviolettes Licht bestrahlt ist, liefert es große Ladungen, die wohl zum größten Teil die Ursache der Gewitter sind.

Werfen wir zum Schluß noch einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung der Kathoden- und Röntgenstrahlen, so sehen wir, daß die experimentellen Untersuchungen uns nicht nur eine neue Anschauung der Kathodenstrahlen selbst geliefert haben, sondern sie haben Beziehungen zu andern Erscheinungen, zu andern Größen aus dem Gebiete der Optik und der Strahlung geliefert, sie haben eine Brücke gebildet über manche bis jetzt unergründete Tiefe.

Was wir von einer Theorie verlangen können, das hat sie gethan: aufgefordert zu neuen Untersuchungen, einen weiteren Blick hat sie verschafft für die Beurteilung von Naturerscheinungen. Mit Recht wird der Laie fragen; bleibt diese Anschauung nun für immer als richtig bestehen?

Auch diese Theorie hat ihre Lücken und ihre schwachen Seiten, sie bildet auch nur ein zusammenfassendes Element, sie ist nur ein ähnliches Bild für die

Wirklichkeit. Ja, heute schon sind manche Bedenken erhoben gegen verschiedene Punkte. Faßt man nämlich die Theorie mathematisch, so stößt man in der Interpretation der Gleichungen auf Schwierigkeiten, und andrerseits ist ein Hauptpunkt der Faraday-Maxwellschen Theorie der Elektrizität, nämlich die Bewegung geladener Körper in ihrer Wirkung auf den Magneten betreffend, durch Versuche beanstandet worden, und gerade dieser Punkt spielt bei diesem ganzen Gebiet eine große Rolle.

So geht es immer weiter in der Wissenschaft, es bleibt noch manches zu untersuchen übrig, unsre Anschauungen der Erscheinungen und unsre Erkenntnis der Naturgesetze werden immer vollkommener — vollkommen werden sie nie.

Cecil Rhodes.

Von

M. v. Brandt.

Mit dem am 26. März d. J. zu Buizenburg bei Kapstadt im Alter von noch nicht 50 Jahren verstorbenen Cecil John Rhodes hat Südafrika seinen größten Staatsmann und England einen der Männer verloren, denen es die Erhaltung und Erweiterung seiner Weltherrschaft verdankt. Dem Entwicklungsgang eines solchen Mannes zu folgen, ist immer lehrreich, besonders da die Tagespresse mit ihren vielfach auf Unwissenheit und blindem Vorurteil beruhenden Schilderungen selten das Richtige zu treffen weiß und damit die Lehren verdunkelt, die aus dem Maß des Erstrebten und Erreichten gezogen werden könnten und sollten.

Cecil Rhodes, der im Juli 1853 als der Sohn eines Landgeistlichen in England geboren wurde, ging bereits 1870 wegen eines Herzleidens nach Südafrika, wo einer seiner älteren Brüder schon weilte. Als die Diamantgruben in Kimberley entdeckt wurden, begaben sich die beiden dorthin, aber schon 1873 kehrte Cecil wieder nach England zurück und bezog die Universität Oxford. Ein Rückfall seines alten Leidens zwang ihn jedoch nach wenigen Monaten aufs neue, Heilung in Südafrika zu suchen, die er dort auch fand. Mit der ihm schon damals eignen Energie warf er sich nun auf den Erwerb eines Vermögens, nicht als ob er das Geld als solches geschätzt hätte, sondern weil er in ihm das unentbehrliche Mittel zur Erreichung jedes größeren Ziels sah, das für ihn die Ausbreitung der britischen Herrschaft in Südafrika war. „Aus der Geschichte andrer Völker," sagte er, „habe ich gelernt, daß Ausbreitung alles ist, und bei der Beschränkung der Oberfläche der Welt sollte es die Aufgabe der augenblick-

lichen Menschheit sein, so viel von ihr zu nehmen, wie nur möglich ist.“ Diese Auffassung und die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der britischen Rasse und ihrer Einrichtungen haben ihn zu dem überzeugten Imperialisten gemacht, der er immer geblieben ist. Seine Methode als Finanzmann wie als Politiker ist immer die der Schaffung größerer Interessenkreise gewesen; so wußte er viele der kleinen Diamantgrubenbesitzer in der De Beers-Gesellschaft zu vereinigen und schließlich 1888 die Fusion der letzteren mit ihrer einzigen Rivalin, der Kimberley Central, herbeizuführen. Bei dem Abschluß dieser Geschäfte gelang es ihm, durchzusetzen, daß ihm ein Betrag von £ 500000 zur Förderung seiner Pläne in betreff der Vergrößerung der englischen Herrschaft im Norden zur Verfügung gestellt wurde. 1876 kehrte Rhodes wieder nach England zurück und beendete 1878 seine Studien in Oxford; sein Hauptquartier aber blieb trotzdem Kimberley, wo er auch während seiner Studienzeit die Sommerferien zubrachte. Dort machte er die Bekanntschaft des seit 1875 in Südafrika befindlichen Hamburgers Alfred Beit, des später so berühmt gewordenen südafrikanischen Finanzmannes, der ihm während seines ganzen Lebens als zuverlässiger Berater und Freund zur Seite gestanden hat. Eine andre Bekanntschaft, die Rhodes 1878 ebenfalls dort machte, die des jungen schottischen Arzts Dr. Jameson, der sich als ausgezeichneter Verwalter und vortreffliches Werkzeug erwies, sollte später die Veranlassung zu seinem politischen Sturz werden. 1881 wurde er Mitglied des Kapparlaments. Die politische Lage war damals eine solche, daß er weder auf die Unterstützung der englischen Regierung oder der der Kapkolonie, noch auf die einer der Parteien zur Durchführung seiner Pläne rechnen konnte. Erst die deutsche Besetzung von Angra Pequena 1883 und die sich daran knüpfenden Verhandlungen brachten die englische Regierung zur Erkenntnis der Sachlage, und am Tage der Unterzeichnung des Abkommens mit Deutschland, 27. Februar 1884, erging der Befehl nach dem Kap, das Protektorat über Betschuanaland zu erklären. An zwei Punkten dieses Landes hatten sich bereits Buren festgesetzt, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die Transvaalregierung diese Freibeuter zu unterstützen suchen werde, obgleich ihre Agenten in London dem englischen Vorgehen zugestimmt hatten.

Nach manchen Mißgriffen wurde Rhodes dorthin entsandt, der mit den Ansiedlern in Stellaland zu einer Verständigung kam, durch die der Besitz ihrer Farmen und eigne Verwaltung ihnen zugesichert wurde, während sie die englische Oberhoheit anerkannten, in Rooi Grond dagegen, obgleich oder vielleicht weil Piet Joubert zur Stelle war, wurden Rhodes' Vorstellungen einfach verlacht, und die Buren griffen sogar während seiner Anwesenheit den Häuptling Montosia an. Rhodes reiste ab, und drei Wochen später annektierte Präsident Krüger Montosias Gebiet. Dies war selbst der englischen Regierung zuviel, und am 8. Oktober 1884 erging an den Präsidenten die Aufforderung, die Annexion rückgängig zu machen, während zugleich ein englisches Corps unter Sir Charles Warren nach Betschuanaland in Bewegung gesetzt wurde. Rhodes begleitete diese Expedition; er hatte dabei Gelegenheit, persönlich mit Präsident Krüger zu ver-

handeln und die Bekanntschaft eines jugendlichen Beraters des Präsidenten, Mr. Leijds (des später so oft genannten Dr. Leyds), zu machen. Die Beziehungen zwischen General Warren und Rhodes gestalteten sich, als der erstere die von dem letzteren in Stellaland gemachten Zugeständnisse nicht anerkennen wollte, so unbefriedigend, daß Rhodes seine Stellung niederlegte. Die englische Regierung trat auf seine Seite, aber im Kapparlament erfuhr er heftige Angriffe, die er in charakteristischer Weise in der Sitzung vom 30. Juni 1885 zurückwies. „Ich erinnere mich," sagte er, „in meiner Jugend von der Vorherrschaft meines Landes und seinen Annexionen gelesen zu haben; dabei wurden stets zwei Grundsätze besonders betont, der eine, daß das Wort der Nation, einmal gegeben, nie gebrochen werden dürfe; der andre, daß, wenn ein Mann das Bürgerrecht angenommen, kein Unterschied zwischen Rassen gemacht werde. Es ist mein Unglück gewesen, in einem Jahre einem Bruch des einen dieser Grundsätze und einem vorgeschlagenen Bruch des andern zu begegnen. Das Ergebnis davon wird sein, daß, sobald die Truppen zurückgezogen sind, wir mit Verdrießlichkeit, Unzufriedenheit und Feindseligkeit zu thun haben werden. Die vorgeschlagene Besiedlung von Betschuanaland beruht auf der Ausschließung von Ansiedlern holländischer Abkunft. Ich erhebe meine Stimme zum feierlichsten Protest gegen ein solches Verfahren und halte es für die Pflicht jedes Engländers in diesem Hause, dasselbe zu thun. Zum Schluß will ich noch sagen, daß der Bruch feierlicher Verpflichtungen und die Einführung von Rassenunterschieden Unglück über dieses Land bringen werden, und eine solche Politik, wenn sie fortgesetzt wird, unsre ganzen Beziehungen zu den Kolonisten holländischer Abkunft ebenso wie die Oberhoheit Ihrer Majestät in diesem Lande gefährden muß."

Das sind nicht Worte eines Mannes, der eine andre Nationalität als die seine zu vergewaltigen bestrebt ist. Rhodes hat auch in der That stets versucht, den Wünschen der Holländer in der Kapkolonie gerecht zu werden. So, unzweifelhaft, bei der schutzzöllnerischen Zollgesetzgebung, zu der er die Hand bot und, vielleicht, bei der Behandlung der Eingebornenfrage. Die Eingeborenen besaßen das Wahlrecht, das unter Rhodes' Premierschaft 1894 auf diejenigen beschränkt wurde, die gewisse Vermögens- und Bildungsbedingungen erfüllen konnten. Damit war jeder Möglichkeit eines Einflusses der Farbigen auf die Entscheidung politischer Fragen vorgebeugt. Auf der andern Seite war er persönlich und amtlich stets bemüht, ihre Lage zu heben; die Mittel dazu sah er in dem Verbot des Branntweinverkaufs an sie, in dem Schutz gegen gewissenlose Ausbeutung und in der Uebertragung des Besitzrechts an Land vom Stamm auf das Individuum. Der Gefahr, die den Weißen aus der Ueberzahl der Farbigen erwachsen kann, war er sich trotzdem wohl bewußt, und schon 1891 bezeichnete er in einer Rede die schwarze und weiße Frage und nicht die der Holländer und Engländer als die wichtigste für Südafrika. 1890 war Rhodes Premierminister der Kapkolonie geworden, seine Bemühungen gingen, wie er offen erklärte, dahin, die englischen und holländischen Interessen zu vereinigen, und er hatte damit auch unzweifelhaften Erfolg, selbst bei dem Afrikanderbund. Der Einfall

Jamesons in Transvaal, 1895, machte dieser Verständigung und Rhodes' politischer Laufbahn ein Ende; er legte die Premierschaft nieder. Nach seinen eignen Erklärungen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er von den Plänen der „Ausländer“ und Jamesons Kenntnis gehabt und sie anfänglich gebilligt hatte, aber ebenso sicher ist, daß der Einfall schließlich nicht allein ohne sein Vorwissen, sondern gegen seinen Willen stattfand. Er selbst hat nie versucht, die Verantwortung abzulehnen, und sich dahin ausgesprochen, daß er nicht zu verteidigen sei. Er habe Jameson nicht über die Grenze geschickt; jedermann, der die afrikanischen Verhältnisse kenne, müsse wissen, daß er etwas so Selbstmörderisches für die Politik, die er immer verfolgt, nicht habe thun können; aber er halte sich für moralisch schuldig, weil er, trotzdem er soviel von der Sachlage gewußt, es nicht für seine Pflicht gehalten habe, mehr zu wissen und Jameson zu verhindern, über die Grenze zu gehen. Darum sei er nicht zu verteidigen. Den Glauben an sich selbst und den Erfolg seiner Politik hat er trotz dieses Rückschlags nie verloren. „Wir sind im Wellenthal, denkt an morgen,“ sagte er seinen Freunden, und es muß ihm eine letzte, wenn auch bittere Genugthuung gewesen sein, daß viele seiner früheren holländischen Anhänger im Januar 1902 an ihn die Bitte kabelten, nach Südafrika zurückzukehren und die Bildung einer Partei zu übernehmen, die die besten Leute beider Nationalitäten vereinigen solle. Sein Gesundheitszustand erlaubte ihm nicht, dieser Aufforderung zu entsprechen.

Das politische Fiasko des Jahres 1895 gestattete Rhodes, sich ganz der Ausdehnung des britischen Gebiets nach Norden zu widmen. „Afrika britisch vom Kap bis nach Kairo“ war vielleicht nur ein schöner Traum, aber er hat sein möglichstes gethan, ihn der Verwirklichung nahezubringen. Für ihn war die Durchführung dieser Idee seine Lebensaufgabe, und schon 1884 erwiderte er Gordon, der ihn aufforderte, ihn nach Khartum zu begleiten, daß andre Pläne ihn daran verhinderten, daß er jedoch hoffe, dort mit ihm zusammenzutreffen, aber von Süden her. Sein erster Gedanke war gewesen, mit dem Transvaal, d. h. mit Krüger zusammenzugehn, denn für ihn war der Mann der Staat, und 1886 und später unterstützte er den Versuch der Herstellung eines Zoll- und Eisenbahnvereins mit dem Transvaal, die politischen Umtriebe der Buren in Zulu- und Swaziland zwangen ihn aber zu einer Aenderung seiner Politik. Als Portugal und Transvaal 1887 mit Lobengula, dem Herrscher des nördlich von Betschuanaland gelegenen Matabelelands, zu intriguieren begannen, wußte Rhodes es durchzusetzen, daß die englische Regierung mit jenem einen Vertrag abschloß, durch den sie sich das erste Anerbieten eines eventuellen Protektorats sicherte. Damit war aber ihr Interesse erschöpft, und um die praktischen Früchte dieses Erfolgs zu sichern, schloß Rhodes mit Lobengula im Oktober 1888 ein Abkommen ab, durch das dieser ihm gewisse Minenrechte übertrug. Dies war der Anfang der Chartered Company, die im Oktober 1889 von der Regierung anerkannt und deren Aktienkapital von £ 1 000 000 vom Publikum mit Begeisterung aufgenommen wurde. Für Rhodes' große Auffassung des begonnenen Werks spricht, daß in der Charte keiner nördlichen Begrenzung des Gebiets Erwähnung

geschah und ihm damit freie Bahn gelassen wurde. Warum sollte, was in Indien einer Gesellschaft gelungen war, nicht einer andern in Afrika möglich sein.

Die Entwicklung der Chartered Company in ihren Einzelheiten zu verfolgen, ist, so interessant und lehrreich dies auch sein würde, wegen des beschränkten Raums hier leider nicht möglich; ihre einzelnen Phasen erscheinen wie die Gesänge eines alten Heldenlieds. Die Eroberung von Mashonaland durch 200 Engländer und Kapkolonisten, die Gründung von Salisbury, in dem wenige Jahre später zwölf Hotels waren und vier englische Zeitungen erschienen, das Vorgehen in Manica und Gazaland, das mit portugiesischen Ansprüchen in diesen Ländern kollidierte und den Thron Seiner Allertreusten Majestät ins Wanken brachte, die Reduktion der Verwaltungskosten von Mashonaland von £ 250 000 auf 30 000 jährlich, durch Jameson, und die Eroberung von Matabeleland durch 900 Weiße unter demselben, 1893, gehören zu diesen Episoden. Der Krieg gegen Lobengula wurde dadurch veranlaßt, daß er seinen Kriegern befohlen hatte, zwar die Weißen zu schonen, aber die Mashona-Arbeiter und ihre Diener zu töten. Der durch die Maßregeln gegen die Rinderpest hervorgerufene Aufstand der Matabele, 1896, brachte eine ernste Gefahr, er wurde schließlich nach einigen Gefechten durch Rhodes' persönliches Eingreifen beendigt. Nachdem er sich von den Truppen entfernt und sein Lager unbeschützt am Fuße der unzugänglichen Matoppoberge aufgeschlagen hatte, in die die Häuptlinge der Matabele sich zurückgezogen, folgte er einer nach längerer Zeit an ihn gerichteten Aufforderung zu einer Besprechung, selbst unbewaffnet und nur mit drei Begleitern. Nach stundenlangen Verhandlungen gelang es ihm, die Häuptlinge zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, und er blieb dann noch wochenlang in seinem offenen Lager, um jedem Mißtrauen vorzubeugen. Auf dem Rückwege von der Zusammenkunft nach dem Lager äußerte er nur, daß das eben Erlebte einer der Vorgänge im Leben sei, die es wert machten zu leben; daß er seine letzte Ruhestätte in den Matoppobergen wählte, zeigt aber wohl, wie wert ihm die Erinnerung war.

Rhodes glaubte an die kulturelle Wirkung von Telegraph und Eisenbahn und nutzte sie nach Kräften aus; zuerst ging er, der leichteren und billigeren Anlage wegen, mit dem Telegraphen vor, dem dann die Eisenbahn sobald als möglich folgte. So hat er die Verbindung von Kimberley über Vryburg und Mafeking nach Bulawayo fertiggestellt und darüber hinaus in der Richtung auf den Tanganyikasee projektiert, so die von Beira nach Salisbury gebaut. Wo ihn das Publikum im Stich ließ, was nicht oft der Fall war, baute er mit den eignen Mitteln und denen seiner persönlichen Freunde; fast immer aber wurde ihm das Geld, das er für seine Pläne verlangte, mit Begeisterung entgegengebracht. Die Rolle, die er während der Belagerung von Kimberley durch die Buren, 1899 bis 1900, spielte, darf nicht unerwähnt bleiben. Er gelangte im letzten Augenblick in die Stadt und wurde dort mit den Beamten und Arbeitern der De Beers Co., die während der ganzen Zeit ihren vollen Lohn erhielten, die Seele der viermonatlichen Verteidigung. Auch für die Verpflegung der in

der Stadt eingeschlossenen 14000 Weißen und 19000 Schwarzen wußte Rhodes auf das beste zu sorgen; die Frauen und Kinder wurden während der Beschießung in den Minen der De Beers Co. untergebracht. Wenn es auch natürlich erscheint, daß er sich nach dem Punkt begab, in dem seine finanziellen Interessen zusammenliefen, so darf man doch nicht vergessen, daß er als der von den Buren bestgehaßte Mann sich besonderen Gefahren aussetzte. Furcht hat er freilich nie gekannt. Die Aufregungen und Anstrengungen der Belagerung brachten aber einen Rückfall seines alten Leidens hervor, dem er, nachdem er vergeblich in Aegypten Heilung gesucht hatte, unterlag.

Rhodes war, wie gesagt, überzeugter Imperialist und ebensosehr, vielleicht noch mehr, Panangelsachse. Als ersterer war sein Ziel, die Vereinigten Staaten von Südafrika als ein Teil des englischen Reichs, als letzterer ein enges Zusammengehn Englands mit den Vereinigten Staaten von Amerika. In einem durch W. T. Stead teilweise veröffentlichten Briefe aus dem Jahre 1890 schreibt Rhodes: „Was für ein erhabener Gedanke ist es, daß, wenn wir Amerika nicht verloren hätten oder wir jetzt zu einer Verständigung zwischen dem Kongreß und dem Unterhause gelangen könnten, der Frieden der Welt für alle Ewigkeit gesichert sein würde. Das Bundesparlament könnte fünf Jahre in Washington und fünf Jahre in London tagen. Die einzige Möglichkeit, diese Idee auszuführen, ist eine geheime Gesellschaft, die allmählich den Reichtum der Welt absorbiert, um ihn für diesen Zweck zu verwenden!“ An einer andern Stelle erwähnt er als das Mittel, mit Amerika zu einer solchen Verständigung zu kommen, einen Zollkrieg gegen dieses Land. Später, nach seinem Besuch in Berlin 1895, wo die Individualität Kaiser Wilhelms einen starken Eindruck auf ihn gemacht, mag der Gedanke an Deutschland als drittes im Bunde auch bei ihm, wie früher bei Chamberlain, aufgestiegen sein. Die Stiftung von Stipendien in Oxford für deutsche Studierende in seinem Testament spricht dafür. Dieses Testament ist überhaupt ein nach jeder Richtung hin für den Charakter des Verfassers bezeichnendes Schriftstück. Der Mann, der mit den Worten starb: „So wenig gethan, so viel zu thun“, hat sein Vermögen dem Interesse der Arbeit, in erster Linie der geistigen, geweiht, wie er selbst in der Universitätsbildung die sicherste Unterlage für sein eignes, ganz der Realpolitik gewidmetes Leben sah. Den kleinsten Teil wendet er seinen Verwandten zu; er will damit aber keine Bummler erziehen und trifft alle Vorkehrungen, um seine Erben zur Thätigkeit (der Dienst in der stehenden Armee erscheint ihm nicht als solche) anzuhalten. Da er sich davon überzeugt hat, daß in England die Lage der Gutsbesitzer, die er dort zu den Stützen des Reichs rechnet, durch die Eintragung von Hypotheken auf ihre Güter zur Ausstattung jüngerer Söhne oder Deckung von Schulden sehr mißlich geworden sei, ergreift er auch dagegen Vorsichtsmaßregeln. Den größten Teil des Geldes wendet er öffentlichen Zwecken, besonders denen der Erziehung, zu. So in Rhodesia und für die Universität Oxford; der Reichsgedanke und ebenso der panangelsächsische hat aber seinen schärfsten Ausdruck in der Aussetzung von Stipendien für Studierende in Oxford gefunden. 60 von ihnen (20 jährlich)

sind für solche aus den Kolonien bestimmt und je zwei (eins jährlich) für solche aus jedem Staat oder Territorium der Vereinigten Staaten. Für deutsche Studierende hat er 15 (fünf jährliche) Stipendien zu 4000 Mark jährlich durch ein nach 1895 datiertes Kodizill geschaffen.

Rhodes war gewiß vielen nicht sympathisch, aber er war, was der Engländer „a master of men" nennt. In der kernigen, äußerlich wenig abgeschliffenen Form steckte eine Masse von Willens- und Arbeitskraft, die Erstaunen und Bewunderung hervorrufen muß. Auch wo er fehlgriff und seine Landsleute zeitweilig an ihm irre wurden, waren seine Gedanken stets groß und originell. So, als er 1888 Parnell eine Unterstützung von £ 10000 für die irische Homerule-Partei zuwies; er dachte dabei nicht an eine Schädigung des Reichs, sondern an eine Entlastung des Parlaments, dessen Zeit durch Lokalfragen so in Anspruch genommen sei, daß es zur Erörterung solcher von imperialistischer Bedeutung überhaupt nicht komme. Rhodes als Spekulant und Kapitalist zu bezeichnen, ist falsch; er hat im Geld nie etwas andres gesehen, als ein Mittel zum Zweck, und seine Zwecke waren immer die des Reichs. Auch von Eitelkeit dürfte der Mann frei gewesen sein, der seinen Freunden sagte, ihn, wenn er gestorben sei, ins Grab zu legen, die Erde drüber festzutreten und weiterzugehen.

Und was haben wir in Deutschland von ihm zu lernen, von ihm, der mit nichts begann und seinem Vaterlande ein Reich schenkte, fünfmal größer als Großbritannien und Irland? Daß nicht das Wort Großes schafft, sondern die That, und nicht die That eines Augenblicks, sondern die täglich und stündlich wiederholte, nie unterbrochene, die in dem Ergebnis der Arbeit ihren Lohn und die Ermunterung zu neuer That findet. Wenn doch unsern Kolonien ein Rhodes erstände!

Ein Stammbuch aus dem Frankfurter Parlament.

Geschildert von

Max Georg Schmidt.

Ein hochinteressantes Stammbuch ist uns in liebenswürdiger Weise zur Veröffentlichung anvertraut worden.

K. Bernhardi, der in den vierziger Jahren in Kassel das Amt eines Oberbibliothekars (als Nachfolger Jakob Grimms) verwaltete und als Vertreter der kurhessischen Residenzstadt an den Sitzungen der deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche teilnahm, hat es in Frankfurt angelegt und darin die Handschriften von Mitgliedern des Parlaments, insbesondere die seiner Partei-

genossen gesammelt. So enthält das Album (in Großoktavformat, in hellgraue Leinwand gebunden und in der Mitte der Vorderseite mit dem Namen des Besitzers in Golddruck geschmückt) eine große Zahl von Eintragungen: hübsche Gedichte und bemerkenswerte Gedenksprüche von der Hand der Männer der Paulskirche, unter denen sich die bekanntesten Führer der verschiedenen Parteigruppen vorfinden.

Es ist klar, daß diese Stammbuchblätter, ganz abgesehen von ihrem handschriftlichen Wert, ein hohes geschichtliches Interesse besitzen. Denn sie gewähren uns einen verständnisvollen Einblick in das Gedankenleben jener Männer und spiegeln uns ihre Anschauungen und Stimmungen in einer Frische und Unmittelbarkeit wieder, daß sie kein Historiker in einem Geschichtswerk in ähnlich getreuer Weise zu schildern vermöchte. Der Wert dieser Aufzeichnungen wird dann noch durch den Umstand erhöht, daß sie nicht aus den hoffnungsfrohen Anfangstagen des Parlaments stammen, sondern zumeist aus den März- und Aprilwochen des Jahres 1849, also aus der verhängnisvollen Zeit, wo die bekannte Note des Ministeriums Schwarzenberg, die den Widerstand Oesterreichs gegen die Verwirklichung der nationalen Hoffnungen des deutschen Volkes in Aussicht stellte, über das Schicksal der Nationalversammlung und ihres Werks entschied.

Eine ganz andre Stimmung herrschte damals in Frankfurt und im Parlament als einst in den Maitagen des „tollen Jahres“. Unter dem Glockengeläut aller Kirchen, unter dem Donner der Geschütze und unter dem Jubelruf einer begeisterten Volksmenge hatten die Vertreter des Volks, geschmückt mit den deutschen Farben schwarz-rot-gold, in die alte Kaiserstadt am Ufer des Mainstroms ihren Einzug gehalten. Nach der trüben Zeit der Metternichschen Reaktion, wo ein dumpfer, schwerer Druck auf den Gemütern gelastet hatte, fegte jetzt ein Frühjahrssturm fröhlicher Begeisterung durch die deutschen Gaue hin und fachte das heilige Feuer der Vaterlandsliebe zu lohender Flamme empor. Kein Wunder, wenn im Maienglanz dieser Tage die Erinnerung an den Völkerfrühling der Freiheitskriege und des Wartburgfestes wieder auflebte. Auch in unserm Album finden wir Spuren davon. Lette aus Berlin, jener Mann, der durch die Gründung des bekannten Lette-Vereins in der Geschichte der auf die Hebung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts gerichteten Wohlfahrsbestrebungen einen Ehrenplatz einnimmt, schreibt nämlich:

„Zur Erinnerung an den ersten deutschen Burschentag Ostern 1818 in Jena und das erste deutsche Parlament im Jahre 1848. So langsam wachsen die Bäume auf dem Boden der Weltgeschichte.“

Die geräumigste Kirche Frankfurts, die Paulskirche, wurde zum Sitzungssaal eingerichtet. Die Orgel wurde mit einem Bilde der Germania überdeckt, die Kanzel wurde in die Rednerbühne verwandelt, und den Sitz des Präsidenten verlegte man dorthin, wo der Geistliche sonst den Segen sprach. In dem runden Schiff der Kirche nahmen die Abgeordneten, über 500 an der Zahl, ihre Plätze. Hier haben sie fast ein Jahr lang getagt, und manchmal mögen auch von hier aus grüßend die Gedanken zu den Lieben in der fernen Heimat geflogen sein,

wie z. B. am Weihnachtsabend 1848, wo der Abgeordnete Heimbrod aus Sorau in Schlesien in unser Stammbuch schrieb:

„Die beste Erholung von den Anstrengungen der Politik gewährt: Familienglück."

Ein geschäftiges Leben und Treiben entwickelte sich nun in der Paulskirche. Mit heiligem Ernst ging man an die Arbeit; jeder widmete seine beste Kraft, von der Hoffnung beseelt, die der Abgeordnete für Stolp in Pommern, Kratz aus Wintershagen, im Album zum Ausdruck bringt:

„Was wir vereint erstreben,
Bald tret' es fest ins Leben."

Vormittags- und Nachmittagssitzungen, Ausschußberatungen und Parteibesprechungen folgten sich in unaufhörlicher Abwechslung, so daß man zu großen Festlichkeiten weder Zeit noch Neigung behielt. Ein andrer Geist herrschte eben im Frankfurter Parlament als einst auf dem Kongreß in Wien, wo man auch über eine Neugestaltung Deutschlands beraten wollte, wo aber prunkvolle Bälle, Maskenfeste, Feuerwerk, Prachtopern, Jagd- und Schlittenfahrten die kostbare Zeit der Diplomaten leider nur in allzugroßem Umfange in Anspruch nahmen. In Frankfurt dagegen galt als Losungswort, was der „Reichsjustizminister", der Schwabe Robert v. Mohl als Abgeordneter von Mergentheim in das Stammbuch schrieb:

„Deutschland vor allem und über alles."

Schnell vollzog sich nun auch die Bildung der Parteien. Die äußerste Rechte war der Sammelpunkt der entschieden Konservativen, denen sich noch die Ultramontanen beigesellten. Als Versammlungslokal hatten sie ursprünglich das „Steinerne Haus" gewählt, siedelten aber bald in das „Café Milani" über, das dem Klange der vielen vornehmen Namen auch besser entsprach. Es war „eine neue und eine der elegantesten Anstalten der Stadt, wo auf Sammetstühlen und vor leuchtenden Pfeilerspiegeln allerlei feine Delikatessen von Süden her und aus dem Meere verspeist wurden." Nach ihrem Versammlungsort trug die äußerste Rechte ihren Namen: die Partei Milani. Sie bestritt dem Parlamente, da es sich lediglich auf Verfassungsarbeiten beschränken sollte, die Befugnis zum Erlaß von Gesetzen und zur Einmischung in Vollziehungsangelegenheiten und verlangte vor allem die Vereinbarung der deutschen Verfassung mit den einzelnen Regierungen. Unbestrittener Führer der etwa dreißig Mitglieder zählenden Partei war (neben dem Freiherrn v. Vincke) der General v. Radowitz, der vertraute Freund Friedrich Wilhelms IV., der „geschickte Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs", wie ihn Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" I. Bd. S. 64 nennt. Er war es, der später auf der Grundlage des Dreikönigsbündnisses und der Erfurter Union das mißlungene Werk der Paulskirche zu verwirklichen trachtete, aber durch die Einmischung Rußlands die beklagenswerte Niederlage von Olmütz erlitt. Er wird uns geschildert als ein „stattlicher Mann, in dem sich die Form des Kriegers und Diplomaten auch äußerlich verbindet, in sich vollendet und abgeschlossen, sich selbst beherrschend wie sonst keiner."

Fast wie ein Lebensgrundsatz klingt deshalb das Distichon, das Radowitz in unser Stammbuch eingetragen hat:

„Innerlich Freiheit, äußerlich Maß in allem und Schranke,
Das ist des Lebens Gesetz, wie zu den Menschen es spricht."

Mit dem Führer haben sich noch eine ganze Reihe der bekannteren und hervorragenderen Mitglieder der Partei Milani, z. B. Gombart aus München und Anton v. Wegnern aus Dyk in Ostpreußen hier im Album verewigt.

Sehr hübsch ist auch der kleine Vers, den der streng katholische Professor Deiters aus Bonn, Abgeordneter des 16. rheinpreußischen Wahlbezirks, eingetragen hat:

„Wir bauen hier das alte Feld
Und streuen frischen Samen:
Gedeihen schafft der Herr der Welt
Durch sein allmächtig Amen.

Und geht einst hoch die goldene Saat
Der neu durchfurchten Hufen,
So denkt sich gern: Zur großen That
Warst du einst mitberufen."

Weniger poetisch äußert sich der „Zahlenmensch" Ernst Merck, der weltmännisch elegante und stolze Chef des großen Hamburger Handelshauses, der sich im „volkswirtschaftlichen Ausschuß" durch seine Fähigkeiten erprobtester Art auszeichnete, wenn er auch mit seinen Bestrebungen bei seinen Klubgenossen wenig Anklang fand. Er schrieb „am 22. Februar 1849 in der Paulskirche":

„Es wird mir immer ein erhebendes Gefühl bleiben, unter so vielen ausgezeichneten Männern gelebt und mit ihnen vereint gewirkt zu haben. Ich weiß es daher auch dankbar zu schätzen, daß Sie, hochgeehrter Herr und Freund, mir gestatten, mich mit ihnen in Ihr Erinnerungsbuch einzuzeichnen. Schenken Sie in späteren Jahren auch demjenigen ein freundliches Andenken, dessen Bestrebungen, das materielle Wohl des deutschen Volkes zu verbessern, dereinst wohl eine gerechtere Beurteilung finden werden — als jetzt."

Auch in den Zeilen des Abgeordneten des dritten schlesischen Bezirks, des Geheimen Justizrats Graevell, klingen die trüben Erfahrungen wieder, die ihm, dem „unermüdlichen Antragsteller" in Frankfurt beschieden waren:

„Schön ist's fürs Vaterland sterben, schöner fürs Vaterland leben. Aber darum ist das Leben fürs Vaterland nicht in seinem ganzen Verlaufe schön; es hat der Ruf in die Paulskirche auch bedauerliche Erfahrungen machen lassen. Zu den erfreulicheren gehört die persönliche Bekanntschaft der wackeren Männer, mit denen Uebereinstimmung der Ansichten und Bestrebungen auf derselben Bahn zusammenführte."

Auch von den zum Café Milani gehörenden Militärs ist der bekannteste im Stammbuch vertreten: der Rittmeister v. Boddien, „ein langer, steinharter Ulanenoffizier", der an jenem gräßlichen Septembertage, an dem Fürst Lichnowsky und General v. Auerswald der meuchelmörderischen Wut des Pöbels zum Opfer fielen, die entschiedensten Maßregeln gegen die Barrikadenhelden veranlaßte und dann selbst helfend und anordnend an den Gefahren des Straßenkampfes teil-

nahm. Vermutlich hat er sich dadurch nicht die besondere Gunst der republikanischen Linken erworben, und wenn er seine Eintragung in das vorliegende Stammbuch mit den ironischen Worten schließt: „Zum volkssouveränen Andenken an einen verthierten Söldling“, so haben wir in dieser wenig geschmackvollen Bezeichnung gewiß einen Kosenamen der grollenden Linken zu erblicken. Auch in andrer Beziehung ist seine Eintragung — vom 6. Februar 1849 — von Interesse. Unter einer Federzeichnung, die das Brustbild einer etwas verwilderten Gestalt mit struppigem Vollbart darstellt, finden sich folgende Worte:

„Stimme aus dem Grabe:
Wo ich eins, zwei, drei, vier empfinde,
Da drei, vier ich nicht eins, zwei.“

Vergeblich haben wir uns bemüht, die Lösung des Silbenrätsels zu finden.

War also im „Café Milani“ der strengkirchliche Adel und „alles, was aus den hohen Kreisen der Gesellschaft mittelalterlich dachte und strebte“, um die markante Persönlichkeit des Generals v. Radowitz vereinigt, so überwogen bei der rechten Seite des Hauses, die sich selbst zwar lieber als rechtes Zentrum bezeichnete, die „studiendurchwachten Gelehrtenphysiognomien“. Hier hatten sich nämlich die durch Kenntnisse und Bildung hervorragendsten Männer — unter ihnen 68 Universitätsprofessoren — zusammengefunden, so daß das rechte Zentrum, oder wie es nach seinem Versammlungslokal am Hirschgraben vielfach bezeichnet wurde, „die Kasinopartei“, durch das Gewicht der ihr zugehörenden Persönlichkeiten den mächtigsten und oft geradezu entscheidenden Einfluß besaß. Die politischen Bestrebungen dieser übrigens auch der Zahl nach stärksten Gruppe krystallisierten sich in den Grundsätzen, daß weniger die Reaktion als vielmehr die Anarchie zu bekämpfen sei und daß bei dem zu begründenden allgemeinen Verfassungswerke die berechtigten Sondereigentümlichkeiten der einzelnen Staaten und Stämme nicht verletzt werden dürften.

Zur Kasinopartei gehörte auch der Oberbibliothekar Bernhardi aus Kassel, der Besitzer des Stammbuchs, und daher rühren die meisten Aufzeichnungen darin von Kasinomitgliedern her. An ihrer Spitze stoßen wir hier auf den bekanntesten und volkstümlichsten Mann des ganzen Parlaments: den Sänger der Freiheitskriege, Ernst Moritz Arndt. Damals schon ein Greis von 79 Jahren hat er sich doch, wie es in einer Schilderung aus jener Zeit heißt, die ganze Frische und das Feuer seiner Jugend bewahrt. „Welch ein blühender Greis, der Vater Arndt! Lichte weiße Haare umkränzen ihm den Scheitel und streben noch immer lustig empor, die Wangen lachen von Gesundheit und das Auge von sonnigen Gedanken. Mit derselben unverwüstlichen Frische ist sein Gedächtnis begabt, und so sitzt denn alle Gelehrsamkeit und Erfahrung, die die letzten dreiviertel Jahrhunderte einem genialen Menschen verleihen konnten, lebendig und hochgeehrt auf der rechten Seite des Hauses, auf dem Platze des Abgeordneten für den 15. rheinpreußischen Wahlbezirk.“

Welche allgemeine Verehrung der Dichter des deutschen Vaterlandslieds genoß, bewies die Huldigung, die man ihm am 19. Mai 1848 in der zweiten

Sitzung des Parlaments, darbrachte. Arndt hatte am Morgen die Rednertribüne bestiegen, war aber infolge der Unruhe der noch im Chaos durcheinander wogenden Versammlung nicht zu Worte gekommen. Darauf gab Venedey aus Köln, ein Vertreter der Linken, am Nachmittag die Erklärung ab, daß die Versammlung sich wohl anders benommen haben würde, wenn man gewußt hätte, daß der deutsche Arndt sich um das Wort bemühte. Als Arndt darauf unter ungeheurem Jubel die Bühne bestieg und erklärte, er, ein Greis jenseits der Grenze, wo man noch wirken könne, fühle sich in diesem Hause wie ein gutes altes deutsches Gewissen, ließ ihn unermeßlicher Beifallsruf nicht weiter reden, und auf Antrag von Soiron wurde ihm für seine patriotische Wirksamkeit der Dank der Nation in einem dreimal donnernden Hoch dargebracht.

Daß der Tyrtäus des heiligen Kriegs auch im Greisenalter den Idealen seiner Jugend treugeblieben ist, beweist seine Eintragung in unser Stammbuch. Er macht sich die patriotischen Worte des trojanischen Helden zu eigen:

„εἷς οἰωνὸς ἄριστος, ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης“

und bringt mit seiner schönen, kräftigen Handschrift die eigenartige Uebersetzung:

„Ein Vogel singet am schönsten: fürs liebe Vaterland streiten.“

Vielfach tragen die Aufzeichnungen der Kasinomitglieder einen etwas lehrhaften akademischen Ton, ganz entsprechend dem Geist gewissenhafter Gründlichkeit, wie er unter den Gelehrten des rechten Zentrums herrschte. So schreibt Heinrich Schirmeister aus Litauen:

„Versitatem sequi et colere, recta tueri, nil extimescere!“

Kosman aus Stettin:

„Staatsformen sind Nußschalen; es kommt auf den Kern an, der darinnen steckt und auf die Tüchtigkeit des Volks, welches darunter lebt.“

J. v. Saucken aus Tarputschen in Litauen „empfiehlt sich dem Andenken der Parteigenossen“:

„Nicht lieb' ich den Mann, der stets mit der Wucht der Leidenschaften aufs Volk wirkt,
Noch lieb' ich den Mann, der mit hellem Verstand allein die Massen bewältigt.
Den achte ich hoch, der mit Geist und Gemüt die Lose der Menschheit erwäget,
Der tief in der Brust den Freiheitsstrom, den welterlösenden mitfühlt,
Doch stetigen Sinnes nie verletzt das Ufer des Rechts und der Sitte.“

Weniger abstrakt und mehr in das politische Leben der Zeit hineingreifend schreibt am 28. Januar 1849 Max Heinrich Rüder aus Oldenburg:

„Es ist schon dafür gesorgt, daß der Baum unsrer deutschen Verfassung nicht in den Himmel wachse. Sorgen wir, daß er zähe Wurzeln schlage in den Gemütern des Volks. Darum Wiederbelebung der großen Erinnerungen unserer Geschichte auch in den Namen, darum heiße es fortan wieder:

Kaiser und Reich.“

In ähnlicher Weise spricht sich für eine Vertiefung der in Frankfurt gewonnenen Anschauungen und Eindrücke der Graf Keller aus Erfurt aus, der längste Mann im Parlament, „gewachsen wie eine Tanne und von lebendigem Blick und entschiedenem Wesen“, der als Reichskommissär in Baden gegen die

Aufständischen durch rechtzeitige Mäßigung und Strenge gute Dienste geleistet hat. Am 6. Februar 1849 trug er in der Paulskirche in unser Album ein:

„Ich betrachte es als eine sichere Märzerrungenschaft, daß Männer von echt deutscher Gesinnung sich hier Freunde wurden. Auch wenn sie wieder in die Heimat zurückgekehrt sind, werden sie einen starken und einigen Bund bilden und überall in dem großen Vaterlande für die deutsche Einheit Wache halten."

Das linke Zentrum zählte nächst dem Kasino die meisten Mitglieder und pflegte im „Württemberger Hof" seine Sitzungen abzuhalten. „Treffliche Männer saßen da," erzählt Heinrich Laube, selbst ein Mitglied dieses Klubs, nur beging diese „bedeutende und talentreiche Partei", zu der unter andern die bekannten Historiker Biedermann, Stenzel und Arneth gehörten, den Fehler, daß sie fort und fort ihre Prinzipien mäßigte. Hatten sie sich im Anfang ausnahmelos für das konstitutionelle Königtum erklärt, so neigten sie späterhin in ihrer Mehrheit der idealen Republik zu und wollten die Monarchie nur als Notwendigkeit gelten lassen.

Von den Mitgliedern des linken Zentrums haben sich nur zwei Männer in unser Album eingetragen: neben dem anfangs genannten Robert v. Mohl der zweifellos bedeutendste Führer der Partei, Gabriel Riesser. Riesser war ein Hamburger Advokat und stand unter seinen Mitbürgern in höchstem Ansehen. In Frankfurt galt er als einer der besten Redner des Parlaments. „Bei keinem trat Bravheit und Milde der Gesinnung unzweifelhafter hervor; keinem stand er dabei nach an scharfem Verstand und hoher Bildung. Da zu diesem auch die äußeren Mittel des Redners traten, so war er weitaus der beste Sprecher. Die Fülle der Gedanken und der geordnete Gang zeigte von Talent, die Innigkeit der Nahelegung und der Schmerz über die Möglichkeit einer andern Ansicht von der Wärme des Gefühls. Seine Rede über den Welckerschen Antrag am 21. März war wohl das Großartigste, was in der Reichsversammlung überhaupt gesprochen worden ist." Demgemäß urteilt auch Sybel (in der „Begründung des Deutschen Reiches" I, S. 301): „Noch einmal erhob sich der Schwung der Versammlung zu der Höhe der früheren schönen Tage; noch heute ist es unmöglich, die Reden Gagerns und Riessers ohne Bewunderung der geistigen Kraft, der idealen Begeisterung und der patriotischen Leidenschaft zu lesen." Bewundernd ruft auch Laube in seinen „Erinnerungen" S. 132 aus: „Ein echter Gabriel! Er gehörte in Lessings ‚Nathan', dieser himmlische Jude!" In unser Stammbuch hat er am 5. Februar 1849 die Worte geschrieben:

„Hat die Kritik unsrer Zeit von den alten Symbolen der Menschheit das eine, den Glauben, geschwächt, so wollen wir um so inniger an den beiden andern, der Liebe und der Hoffnung festhalten."

Von der eigentlichen Linken, die in der „Westendhalle" oder im „Donnersberg" tagte und den Wahlspruch der ersten Revolution „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" als die Grundlage ihres Programms hinstellte, ist niemand im Album vertreten, wie denn überhaupt die Mitglieder der eigentlichen Linken, unter denen sich manche struppige, ungeschlachte und selbst verwilderte Gestalt

befand, außerhalb der Paulskirche mit den übrigen Deputierten kaum in Berührung gekommen sind.

„Was die Linke thut, laß die Rechte nicht wissen!"

schreibt daher auch humoristisch der Graf v. Giech in unser Stammbuch.

Im übrigen herrschte unter den Mitgliedern des Parlaments im Umgang, ohne Rücksicht auf die Parteistellung, ein liebenswürdig-kameradschaftlicher Ton, weil man auch beim Gegner die Redlichkeit der politischen Ueberzeugung voraussetzte und ehrte, und weil Erziehung, Bildung und Lebensart unter dem gefälligen Kleide der guten Sitte die Gegensätze verbarg. Der katholische Geistliche aus dem Münsterland, der mittags seinen Fastentisch mit andern Vertretern der strengsten Rechtsseite aufgesucht hatte, traf sich zum Spaziergang am Nachmittag mit dem Königsberger Professor aus dem Kasino, gegen den er sich noch am Vormittag ereiferte, und am Theetisch der Dame vom Hause tauschte am Abend seine Meinung ein Vertreter der Parlamentssouveränität mit dem Führer der entschieden preußischen Partei, die das Verfassungswerk nur auf Vereinbarung mit den Einzelregierungen begründen will. Im Einklang mit diesem kameradschaftlichen Umgangston stand der bald eingeführte Brauch, im Verkehr jegliche Titulatur zu beseitigen. Charakteristisch kommt das auch in unserm Stammbuch zum Ausdruck. Nirgends finden wir in den Unterschriften Titel, Rang oder Stand verzeichnet, sondern nur der einfache Name, höchstens noch der Heimatsort oder der Wahlkreis, den der Schreiber vertritt, ist angegeben.

So kollegial und freundschaftlich nun aber auch der Verkehr außerhalb des Hauses war, so scharf und heftig platzten die Gegensätze während der Verhandlungen in der Paulskirche aufeinander. Heiß waren die Tage, und hitzig tobte die Redeschlacht, denn jeder verfocht fehdelustig seine Ansichten über die Grundrechte der deutschen Nation. Das war die Stimmung, in der Bassermann, der leidenschaftlich-beredte und streitbare Vorsitzende des Verfassungsausschusses, in das Album schrieb:

„Kämpfen ist auch Genuß, und Wirken ist Leben. Seit meiner Hochzeitsreise habe ich nicht so glückliche Stunden und Tage gehabt, als im Jahre unsers Zusammenseins."

Einem ähnlichen Gefühle giebt W. Lewerkus aus Oldenburg, auch ein Kasinomitglied, mit den Worten Ausdruck:

„Sed tuta et praesentia quam vetera et periculosa malumus, sagt Tacitus von seiner Zeit. Gott sei Dank, daß wir den Spruch umkehren dürfen, um ihn anzuwenden auf die unsrige."

Die weiten Galerien der Paulskirche, die auf der mächtigen Pfeilerkette des Schiffes ruhen, waren in diesen Tagen von einer zahlreichen Zuhörerschar erfüllt, die mit höchster Spannung dem Verlauf der Sitzungen folgte. Und sicherlich war es ein Genuß, den Verhandlungen einer Versammlung zu lauschen, in der sich eine solche Fülle von staatsmännischen und rednerischen Größen ersten Ranges zusammenfand und in der ein solcher Reichtum an glühendem Patriotismus, feurigem Schwung, Reinheit und Adel der Gesinnung vereinigt war. Allerdings fand sich unter der großen Zahl auch manch herzlich ungewandter

Redner, und insbesondere wird in einem Bericht aus jener Zeit der linken Partei der Vorwurf gemacht, daß sie „das Gefühl der Verpflichtung, dem behandelten Gegenstand wirklich eine geistige Erweiterung verleihen oder schweigen zu müssen", nicht anerkannte und ihre „kümmerliche Blumenlese von abgedroschenen Journalstichwörtern vor dieser Versammlung der bedeutendsten Geister des Vaterlandes mit großer Ungeniertheit zum besten gäbe". An solche Leute dachte wohl M. Veit, der „schweigsame Abgeordnete von Berlin", als er „zur Erinnerung an Reden und Redner der Paulskirche" folgendes Verschen ins Album eintrug:

„Wenn gutes Holz dir im Kamine flammt,
So wärmt es dich, verrichtet still sein Amt.
Doch hast du Dorn hineingethan,
Wärmt er dich schlecht und hebt zu knistern an.
Er giebt dir zu verstehn und spricht:
‚Auch ich bin Holz', sonst glaubst du's nicht."

Einer der gefürchtetsten Redner war Wiesner, ein politisch ganz unreifer Jude aus Wien, der der im Donnersberg tagenden äußersten Linken angehörte. Sowie er auf der Tribüne erschien, drängte sich eine ganze Völkerwanderung deutscher Stämme in die Gänge und nach den Thüren. Nach den Einträgen in unser Stammbuch zu urteilen, scheint Wiesner durch seine rednerische Unfähigkeit sogar eine gewisse traurige Berühmtheit erlangt zu haben. Wenigstens schreibt Karl Fuchs aus Breslau, Abgeordneter des 20. schlesischen Wahlbezirks, der unermüdliche Ausschußarbeiter:

„Jede Würde hat ihre Bürde.

„Wenn ich dies zum Andenken an die Tage, die wir in der Paulskirche miteinander verlebt, während einer Wiesnerschen Rede niederschreibe, so werden Sie leicht begreifen, was ich zu den Bürden eines Reichstagsabgeordneten rechne. Mögen die Hoffnungen, die sich an die Uebernahme unsrer Würde knüpften, nicht zu Schanden werden; mögen wir noch in unsern spätesten Tagen mit Freude und Befriedigung an unser Zusammenwirken zurückdenken, mögen Sie bei dieser Rückerinnerung auch dem Unterzeichneten ein wohlwollendes freundliches Andenken schenken."

Auch der große Dahlmann knüpfte seine Stammbuchaufzeichnung in humoristischer Weise an eine Wiesnersche Rede an. Dahlmann war ja einer der bekannten „Göttinger Sieben", die wegen ihres treuen Festhaltens an der Verfassung 1837 ihres Amtes entsetzt und aus Hannover verwiesen wurden. Er fand dann 1842 eine Anstellung als Professor in Bonn und wurde in Frankfurt der anerkannte Führer der Kasinopartei.

„In der sittlichen Kraft und Reinheit seiner edeln Natur, in der sicheren und begeisterten Zuversicht zu der vaterländischen Sache, in der Unerschütterlichkeit seiner politischen Grundsätze und in der Klarheit, womit er sie zu großen geschichtlichen Anschauungen zu verbinden weiß, liegt der Grund des hohen und verdienten Ansehens, in dem Dahlmann bei der Versammlung und bei seiner Partei stand, obschon er bei der Behandlung der nächsten praktischen Verhältnisse nicht immer zureichenden politischen Blick verriet. Dahlmanns Stimme, so

oft sie erklang, wurde geachtet wie die Stimme eines Sehers, der lange voraus andeutet, was kommen muß, wenn er auch die Wege nicht anzugeben weiß, die zu diesem Ziele führen," urteilt Biedermann in seinen „Erinnerungen aus der Paulskirche" über ihn. Am 6. Februar 1849 schrieb Dahlmann in das Album:

„Unter dem Anhören einer Wiesnerschen Rede kommt mir der Vers in den Sinn:
‚Claudite jam rivos, pueri, sat prata bibere'.
(Verstopft nun, Kinder, die Bächlein, genug haben die Wiesen getrunken.
Virgil, Eilog. III. III.)
Mögen aber auch höherstehende Redner bald schweigen dürfen und der Wunsch der Vaterlandsfreunde sich erfüllen."

Leider stellte sich nun aber schon bei der Beratung der „unveräußerlichen Rechte" des deutschen Volkes heraus, daß die Meinungsverschiedenheiten zu weitgehende waren, als daß an eine baldige Lösung der schwebenden Fragen hätte gedacht werden können. Die altgermanische Untugend der Uneinigkeit, die itio in partes, wie sie Bismarck in Kissingen nannte, zeigte sich auch hier wieder einmal in schönster Blüte.

Treffend bemerkte Adolf Richter aus Danzig am 18. Februar 1849 in unserm Album:

„Die Deutschen lassen sich leicht unter eine Hut bringen, aber unter einen schwer. Sie sind leider nur einig, wo es etwas zu leiden giebt, wo zu thun, niemals."

Immerhin — solange man nur in hohen Idealen schwelgte und die mehr theoretischen Fragen der unveräußerlichen Grundrechte behandelte, wurde noch eine leidliche Verständigung erzielt. Sobald man aber den eigentlich praktischen Fragen nach Reichsgebiet, Reichsgewalt und Reichsoberhaupt näher trat, brach der alte Hader aufs neue los. Vor allem spaltete sich ja die Masse der Versammlung in zwei der Zahl nach fast gleiche Hälften, deren Gegensatz in der Frage: „Preußen oder Oesterreich, Klein- oder Großdeutschland?" begründet lag. Kein geringerer als Sylvester Jordan, der gefeierte und doch so schwer geprüfte Schöpfer der kurhessischen Verfassungsurkunde, hat „seinem langjährigen Freunde zur Erinnerung" ein niedliches Gedichtchen über diese Hauptstreitfrage des Parlaments in unser Album geschrieben:

„Warum kommt denn im deutschen Vaterlande
Die heißersehnte Einheit nicht zu stande?
Die Antwort giebt uns kurz und klar
Des Deutschen Reiches Doppelaar,
Des einen Leib zwei Köpfe drücken,
Die sich einander nie anblicken;
Von denen jeder will allein
Des Leibes Haupt und Zierde sein;
Doch wenigstens, da dies mißlingt,
Auf gleiches Recht der Herrschaft dringt.
Solang zwei Köpfe wollen oberherrlich walten,
Kann sich die Einheit Deutschlands nicht gestalten;
Es müßte denn den Diplomaten —
Worüber sie schon lang beraten —

Das immer noch mißlungene Werk gelingen,
Zwei Köpfe unter einen Hut zu bringen.
Denn schwerlich wird uns Gott so gnädig sein,
Und unsern Aar von einem Kopf befreien."

Während Sylvester Jordan so nur die Ursache der Uneinigkeit kennzeichnet, ohne sich für eine der beiden Parteien zu entscheiden, giebt sich D. Stricker als entschiedener Anhänger der großdeutschen Bewegung zu erkennen:

„Soweit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt.

„Wenngleich die obigen Worte des edlen Arndt, daß das deutsche Vaterland so weit reichen müsse, noch nicht erfüllt sind, so haben sie doch zuerst gezeigt, wie weit die deutsche Zunge klingt, und die nationale Idee, der belebende Gedanke unsrer Zeit und unsers Weltteils wird das Weitere finden. Wenn wir erst wieder frei und stark dastehen, werden an Ill, Aar, Limmat, Enns und Düna alte Sympathien erwachen und neue entstehen."

Während der Verhandlungen erhitzten sich nun die Gemüter immer mehr, und im Streit über das Reichsoberhaupt und seine Wahl gingen die Wogen des Parteikampfs immer höher.

Wehmütig bemerkt dazu der bekannte Abgeordnete der beiden Mansfelder Kreise und Geschichtsschreiber des rechten Zentrums, Rudolf Haym, der dann bis zum neuen Jahrhundert an der Universität Halle-Wittenberg als Professor der Philosophie und neueren Litteraturgeschichte zum Segen seiner zahllosen Schüler wirkte:

„τῆς ὑπαρχούσης ἀκολασίας ἐπειρώμεθα μετριώτεροι ἐς τὰ πολιτικὰ εἶναι."

(Thucyd. VI, 89. 5, Rede des Alcibiades in Lacedämon: „In Bezug auf die Politik versuchten wir maßvoller zu sein als die gegenwärtige Unordnung.")

Inzwischen hatte die großdeutsche Partei — Mitte Februar des Jahres 1849 war jetzt herangekommen — ihren Verfassungsentwurf beendet. Nach diesem sollte die Reichsregierung aus einem Direktorium von sieben Gliedern bestehen mit einem Reichsstatthalter an der Spitze. Diese höchste Würde sollte von drei zu drei Jahren zwischen dem Kaiser von Oesterreich und dem Könige von Preußen wechseln.

Die linke Seite des Hauses war im Interesse ihrer republikanischen Ideen nicht abgeneigt, auf einen solchen Plan einzugehen; die Rechte dagegen, die in ihrer überwiegenden Mehrheit auf die Einsetzung einer starken Zentralgewalt hinarbeitete, wollte von einer derartigen Reichsregierung nichts wissen.

Auch im Bernhardischen Stammbuch findet der österreichische Verfassungsentwurf entschiedene Ablehnung. Der berühmte Göttinger Staatsrechtslehrer Zachariae, der nach Annexion des Königreiches als Vertreter der Partikularisten im konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes und als Mitglied des preußischen Herrenhauses für seine Universität politisch hervorgetreten ist, schreibt in seiner sicheren festen Handschrift:

„Die Einheit Deutschlands im Bundesstaate kann durch eine Vielheit an der Spitze des Verfassungsgebäudes nicht verbürgt werden. Das Direktorium, mit welchem man uns

beglücken möchte, ist weiter nichts als der Deckel zu einem Topfe, in welchem die Sonderinteressen auf Kosten des deutschen Volkes gekocht werden."

Auch Max Duncker, der bekannte Geschichtsschreiber, der ja in betreff der Oberhauptsfrage eine viel gelesene Denkschrift verfaßt hat, spielt wohl auf das „siebenköpfige Ungeheuer des Direktoriums" an, wenn er sich „Vinckes Wort aus den Debatten über § 7 der Gewähr der Verfassung" zu eigen macht:

„Eine schwache Regierungsgewalt ist zum Tode oder zur Usurpation und zum Despotismus verurteilt."

Mitten in die Verhandlungen über das Reichsoberhaupt zuckte nun auf einmal wie ein Blitzstrahl die Note Schwarzenbergs vom 9. März. Der Kaiserstaat, eben noch durch die Revolutionen in Wien und Prag, in Ungarn und Oberitalien in seinen Grundfesten erschüttert, war durch die Siege seiner Feldherrn von neuem erstarkt. Mit der Thronbesteigung des jungen Kaisers Franz Joseph war Fürst Schwarzenberg an die Spitze der Regierung getreten. Fest entschlossen, sich der neugewonnenen Machtmittel rücksichtslos zu bedienen, erfolgte am 7. März mit der Auflösung des Reichstags von Kremsier die Promulgation der neuen Verfassung Oesterreichs als unteilbaren und unauflöslichen Einheitsstaats, und zwei Tage später gelangte das Reskript Schwarzenbergs an das Reichsministerium in Frankfurt, das den Eintritt des also konstituierten Gesamtösterreichs, d. h. mit 30 Millionen Nichtdeutschen, in den Deutschen Bund forderte. Nun konnten auch die Hartnäckigsten nicht länger zweifeln, daß Oesterreich alles verwerfen werde, was sich nicht als innigste Annäherung an die alte Bundesverfassung darstellte. Diese Gewißheit ergriff vor allen den Mann, der bisher „mit dem polternden Eifer eines ebenso redlichen wie rasch beweglichen Charakters" der Vorkämpfer der großdeutschen Partei gewesen war, den berühmten ehemaligen Rechtslehrer Karl Theodor Welcker. Durch die Logik der Thatsachen wurde er jetzt der entschlossene Verfechter kleindeutscher Anschauungen, und am 12. März brachte er ohne Vorberatung mit seinen Parteigenossen, allen überraschend und unerwartet den Dringlichkeitsantrag ein, die augenblicklich zur Beratung stehende Reichsverfassung durch einen einzigen Gesamtbeschluß anzunehmen und den König von Preußen zum erblichen deutschen Kaiser zu wählen.

Wenn der ehemalige Freiburger Professor und Herausgeber des bekannten Staatslexikons in das Stammbuch seiner Parteigenossen nur die lakonischen Worte eintrug:

„Zur Erinnerung an den 12. März von Ihrem treuergebenen C. Welcker,"

so hat er damit das Andenken an den folgeschwersten und bedeutungsvollsten Sitzungstag der Nationalversammlung lebendig erhalten. Am Nachmittag des 27. März erfolgte unter lautloser Stille die entscheidende Abstimmung über die Erblichkeit des hohenzollernschen Kaisertums: mit 267 gegen 263 Stimmen wurde sie zum Beschluß erhoben.

Nicht ohne Rührung und mit Bewunderung für den opferfreudigen, idealen

Patriotismus jener Tage lesen wir die Worte, die damals Friedrich Löw aus Magdeburg in das Album schrieb:

„Wir werden, wenn der Stein, den wir dem Gipfel nahe glaubten, sich abermals herabwälzt und mit ‚Donnergepolter' zu unsern Füßen niederfällt, ihn immer von neuem heben und emporzuwälzen suchen und in duldender Arbeit beharren, bis der erwachende Genius des Vaterlandes die Fessel bricht und von der Qual vergeblicher Arbeit erlöst. — Diese Worte eines heiligen gebieterischen Vorsatzes, in dem ich mich mit dir verbunden weiß, schreibe ich dir zum Andenken unmittelbar vor einer großen Entscheidung, am 27. März 1849, nachmittags 4 Uhr.

Friedrich Löw aus Magdeburg."

Präsident Simson, der die Abstimmung geleitet hatte, schloß nach Verkündigung des Resultats den ereignisreichen Tag mit dem jubelnd aufgenommenen Wunsche: „Gott sei mit Deutschland und seinem neuerwählten Kaiser!"

Am nächsten Tage ordnete die Nationalversammlung 33 Mitglieder unter Führung ihres Präsidenten Simson ab, um dem König Friedrich Wilhelm IV. die Einladung zur Uebernahme der Kaiserwürde zu bringen. Nach einer Reise, die der Jubel der Bevölkerung zu einem förmlichen Triumphzuge machte, langte die Reichsgesandtschaft am 2. April in der Hauptstadt Preußens an. Am nächsten Tage wurde sie im Rittersaal des königlichen Schlosses in feierlicher Audienz empfangen — aber die Erklärung des Königs enthielt kein Ja und kein Nein. Befangen in den Ideen des historischen deutschen Kaisertums hegte Friedrich Wilhelm in innerster Seele Abscheu vor einer Krone, an der nach seiner Anschauung der Flecken ihres revolutionären Ursprunges haftete. So verschob er einstweilen die Antwort bis nach näherer Prüfung der Verfassung und Anhörung der deutschen Fürsten.

Eine Reihe von Aufzeichnungen in unserm Stammbuch spiegeln uns recht deutlich die Stimmungen wieder, die während dieser qualvollen Zeit des Wartens in Frankfurt herrschten: man schwankte zwischen Furcht und Hoffen.

„Post nubila Phoebus"

frohlockt siegesgewiß der Abgeordnete Flehn aus Marienburg in Westpreußen, und Karl Overweg, der Abgeordnete für den Kreis Iserlohn, trägt sich noch am 13. April mit der Hoffnung:

„Wenn der romantische König von Preußen sich mit dem König der Könige wahrhaft benimmt, dann wird es in ihm hell, dann wird die jetzt gefährdete deutsche Einheit bald erreicht werden."

Naumann aus Frankfurt a. O. schreibt mit der frommen Zuversicht der Männer des „Café Milani" „zur Erinnerung an die zweifelvollen Tage des April in der Paulskirche":

„Der Wille gehört den Menschen, der Erfolg Gott, und wer mit Gott gewollt hat, der wird mit Gott siegen."

Ziemlich hoffnungslos sieht dagegen ein andrer in die Zukunft — Karl Mathy, der als Redakteur des „Zeitgeist" für die Freiheit seiner politischen Meinungsäußerung viel erduldete und später nach einem mühsamen und wechsel-

vollen Lebensweg als badischer Ministerpräsident für die Entwicklung des deutschen Einheitsgedankens Großes geleistet hat. In seiner kleinen, zierlichen Handschrift hat er „am 13. April 1849 während der Wahl des ersten — und letzten Präsidenten in der Paulskirche“ geschrieben:

„Eben wird eine Nachricht herumgeboten, die ich so verstehe: der Kaiser liegt auf dem Sande. Armes Deutschland, das ist der Berliner Sand, der Kaiser wird nicht mehr flott werden. Halt, sagt mein Nachbar, nicht der Kaiser — der Geyser, das Dänenschiff liegt auf dem Sande in der Bucht von Eckernförde. Den werden die deutschen Krieger schon holen — aber den Kaiser? Als guter Deutscher suche ich Trost bei der Philosophie und citiere aus Boëthius:

Gaudia pelle,
pelle timorem,
spemque fugato,
nec dolor adsit.
Nubila mens est
vinctaque frenis,
haec ubi regnant.“

Resigniert und hoffnungslos klingen auch die Worte von Karl Jürgens, dem braunschweigischen Geistlichen, der später mehrfach in seinen „Flugblättern“ als Welfe und Kleinstaatler hervorgetreten ist:

„Siehst du den Erlkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Freund, es ist ein Nebelstreif!“

Immerhin überwiegt doch aber die Zahl derer, die mit Vertrauen der weiteren Entwicklung der Dinge entgegensehen. Unmittelbar unter Jürgens Worte hat z. B. Ferdinand Haubenschmied aus Passau „am 17. April 1849, der kaiserlosen Kaiserzeit“, den Vers geschrieben:

„Schon bekommt er Körper, der Nebelstreif,
Schon hebt der erblichenen Krone Reif
In der Lenzessonne zu leuchten an —
Mit dem Schweif aber will's nicht recht voran.“

Zuversichtlicher noch klingt es, wenn Georg Beseler aus Greifswald, nächst Dahlmann das wichtigste Mitglied des Kasinos, der, später als Professor der Rechte nach Berlin berufen, sein Heimatland noch im Deutschen Reichstag vertreten konnte, in die kräftigen Worte ausbricht:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär'!
Es soll uns doch gelingen.“

Hoffnungsfreudig äußert sich auch der Krefelder Banquier v. Beckenrath, der Reichsfinanzminister, wie Gabriel Riesser, ein „gefühlsanregender Redner“, weil er durch seine milde Wärme und seine begeisterte, fast fromme Beredsamkeit Herz und Gemüt seiner Zuhörer mächtig zu packen verstand. Voll dichterischen Schwungs sind auch die Worte, die er am 13. April in das Album seiner Parteigenossen eintrug:

„Fürchten wir nicht den Untergang unsrer mühsam errichteten Reichsverfassung; sie ist nicht eine müßige Erfindung, sie ist das Produkt der Notwendigkeit, der Volksgeist hat sie geboren, der Volksgeist wird sie läutern, befestigen, er wird sie sich nicht entreißen lassen.“

Aehnlich zuverlässig äußert sich A. Langerfeldt von Wolfenbüttel:

„Wer an dem Gelingen unsres Werkes zweifelt, der muß überhaupt den Beruf der Nation zur Einheit, Freiheit und Macht bestreiten. Wir haben nie zu diesen Zweiflern gehört und unsre feste Ueberzeugung, daß wir zum Ziele gelangen, wird zur endlichen Wahrheit werden.

Möglich, daß verschiedene Wege zu diesem Ziele laufen. Daß wir aber stets bei der Wahl des einen oder des andern ohne Leidenschaft geblieben sind und nach reiflicher Prüfung gehandelt haben, das wird die Erinnerung an diese große Zeit für uns rein und befriedigend erhalten."

Etwas sentimental, aber doch zugleich hoffnungsfroh, schrieb auch Hermann Löw aus Posen:

„Was unsre Dichter seit Jahrzehnten sangen, was wir in unsrer Jugend träumten, die Einheit und Freiheit des Vaterlandes, waren wir hier in das Leben zu rufen vereinigt. An diesem Werke, so schwer und mühsam es war, wurde manches alte und matte Herz wieder jung und frisch, und darum werden die, welche sich hier zusammengefunden, untereinander treu verbunden bleiben. Welche Wechselfälle noch zwischen dem jetzigen Augenblick und dem ersehnten Ziele liegen, wer möchte es ermessen? Und doch sind wir der Erreichung desselben gewiß, da die Zahl und der Mut der Streiter im Kampfe selbst wächst."

Vielfach suchte man in dieser Zeit des Harrens, wie ja auch Langerfeldts Worte beweisen, in dem Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung Trost. Das bekannte Kasinomitglied F. G. Becker aus Gotha schrieb z. B. in das Album:

„Was auch aus dem Werke werde, das zu schaffen unsre gemeinschaftliche Aufgabe war, das Bewußtsein soll uns bleiben, daß treue Liebe zum Vaterlande uns beseelte und daß es am guten Willen uns nimmer, zuweilen nur an der rechten Kraft dazu gebrach."

Am 21. April lehnte dann König Friedrich Wilhelm IV. endgültig die Kaiserkrone und Reichsverfassung ab: das mit so vielen Hoffnungen und schönen Zukunftsträumen begonnene Werk war vernichtet.

„Köln und Aachen sind nicht in einem Tage gebaut!"

ruft, selbst jetzt noch zukunftsfröhlich, „nach einem Vierteljahrhundert treuer Freundschaft" Hedmann in unserm Album aus, und der Geschichtsschreiber der „Hohenstaufen", Friedrich v. Raumer, tröstet seine Parteigenossen mit den Worten:

„Wessen Laufbahn außerhalb aller gewöhnlichen bürgerlichen Ordnung liegt, steigt (wie Cromwell sagte) am höchsten, wenn er nicht weiß, wohin es geht, zum Thron oder zum Galgen; wer aber nach Ordnung und Gesetz vorschreiten will, steigt am sichersten, wenn er besonnen Weg und Ziel kennt. Wenn endlich hierbei Charakter und Sitte die höchste Bedingung bleibt, der steht oft am höchsten in dem Augenblick — wo er nichts erreicht. (Spreu 456.)"

Gar mancher hatte schon im Laufe des verflossenen Winters die alte Kaiserstadt verlassen. So rief bereits am 15. Februar Baumbach, „zum Scheiden gezwungen", seinem Freunde als Abschiedswort zu:

Ohne eine starke deutsche Einheit giebt es keine wahre deutsche Freiheit. Möge es Ihnen im Verein mit gleichgesinnten wahren Freunden des deutschen Vaterlandes, allen heranbrechenden Stürmen zum Trotze, noch gelingen, in der Paulskirche ein kräftiges Deutschland zu schaffen."

Jetzt, wo die Aussicht auf Verwirklichung dieser Wünsche geschwunden schien, erklärten die Volksvertreter in immer größerer Zahl ihren Austritt aus der Nationalversammlung.

Ein Originalantrag Bernhardis für das rechte Zentrum vom 5. Mai 1849, der sich im Stammbuch eingeklebt findet, beschäftigt sich mit der Abreise der Kasinomitglieder:

„Das Wohl unsers Vaterlandes hängt in diesem Augenblick vorzugsweise von der Haltung der Nationalversammlung ab, und es kommt demnach zunächst darauf an, daß diejenige Partei, die in der vollendeten Reichsverfassung den Ausdruck ihrer Gesinnung erkennt und das Ziel ihres Strebens erreicht hat, die unbedingte Majorität behaupte. Zu dem Ende ist es unerläßlich, daß alle Abgeordnete sich zusammenscharen, um ungeeignete Beschlüsse zu verhindern. In Anerkennung dieser Pflicht erklären die Unterzeichneten, daß sie Frankfurt nicht verlassen werden, ohne mit dem Vorstand des Kasino Rücksprache genommen und vor demselben die Gründe ihrer Entfernung entwickelt zu haben."

Das Schriftstück trägt die Unterschriften des Antragstellers und einer größeren Zahl von Mitgliedern des rechten Zentrums, nämlich von Degenkolb, Schepp, Burgers, Becker aus Gotha, Keller, Rehm, Lette, Steucke, Giesebrecht, Nizze, Waitz, Haym, Karl Overweg, Deichert, Fischer aus Jena, Veit, Kosmann, Brigleb, Joiron, Zachariae, Matthies, Duncker, Gevekosch, Plathner, Schubert, G. Langerfeldt, v. Gielau.

Vermutlich ist aber der Antrag nicht zur Verhandlung gekommen, da sich das Original des Schriftstücks im Album befindet und es auch von Haym, dem Geschichtsschreiber der Kasinopartei, in seinem Werk über die „deutsche Nationalversammlung" nicht erwähnt wird. So ließ sich das Schicksal des Parlaments nicht aufhalten: Am 20. Mai schieden die gemäßigten Mitglieder der Nationalversammlung aus, und der Rumpf, der nach Stuttgart übersiedelte, wurde hier am 18. Juni durch das Militär auseinandergejagt. —

Fünf Jahre, nachdem alle diese Dinge geschehen, trug in „Berlin am 24. Mai 1854" Jakob Grimm die interessanten Worte in unser Stammbuch ein:

„Sie traten, wertester Bernhardi, an meine Kasseler Stelle, als ich Ihren Namen noch nicht hatte nennen hören. Später sind wir aber doch näher bekannt geworden, und ich freute mich Ihrer Nachfolge. Mir selbst ist es nicht gelungen, an einer Bibliothek, zu der von jeher mich meine Neigung trug, mich zu behaupten, und wider Willen mußte ich zweimal in Hessen, einmal in Göttingen die Schlüssel zurückgeben und eine neue Laufbahn beginnen. Dieser Abbruch des Fadens störte immer meine stille Thätigkeit und zufriedene Gewohnheit, wie sie sich unter Ihren gepflegten Büchern einfindet. Doch ein weit stärkerer Faden bricht in mir und auch in Ihnen niemals ab, die Liebe zu Deutschland und zu Hessen. Mag auch der Kummer und das Leid, die wir um beide tragen, solange unser Leben währt, schwerlich weichen, glücklichere Nachkommen in besserer Zeit werden uns das Zeugnis nicht versagen, daß wir redlich nach unserm Vermögen zur Erhebung des Vaterlandes mitgestrebt und mitgewirkt haben."

Wir, „die glücklichen Nachkommen in besserer Zeit", können die prophetischen Worte des großen Begründers der deutschen Altertumsforschung von Herzen bestätigen. Niemand wird den Männern der Paulskirche die Anerkennung ver-

sagen, daß sie „redlich zur Erhebung des Vaterlandes mitgestrebt und mitgewirkt haben", aber freilich doch nur „nach ihrem Vermögen"; ein größerer Staatsmann, geistesmächtiger und herrschgewaltiger denn sie alle, mußte erst kommen, um den starken Einheitsbau des Deutschen Reiches zusammenzuschmieden. Denn nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse wie in der Paulskirche, sondern durch Blut und Eisen auf den Schlachtfeldern Böhmens und Frankreichs wurden die großen Fragen der Zeit entschieden!

Eine Wanderung

durch die arabischen Monumente Kairos.

Von

Franz-Pascha.

Wenn wir, von Norden kommend, uns Kairo nähern, so legitimiert sich schon von ferne die Kalifenstadt in ihren häufigen Kuppeln und Minareten als echt orientalisch. Arabische Schriftsteller bezeichnen es auch von jeher als die Perle des Orientes, und in der That giebt es keine andre Stadt, die uns lieblichere landschaftliche Bilder in nächster Umgebung und eigenartigere Architekturgebilde im Innern zu bieten vermöchte. Dicht vor der Stadt empfängt uns ein Kranz von Gebäuden zwischen Palmen, Cypressen und Sykomoren, während im Hintergrunde der stolze Zentralbau Mohammed Alis auf einem Vorsprunge des Mokattamgebirges das herrliche Bild abschließt, zu seinen Füßen, zwischen Arabischer Wüste und den Nilufern eingezwängt, das endlose Häusermeer der tausendjährigen Stadt. Als der Fatimidenfeldherr Dschohar im Jahre 969 dieses Masr-el-Kahira gründete, betrug seine umwallte Fläche nur etwa den zehnten Teil des heutigen, durch Vorstädte erweiterten Kairos. Damals bestand noch das von Amr-ibn-el-As, dem Feldherrn Omars, erbaute Fostât, dem die Tuluniden im Norden das Stadtviertel Katâ'i zugefügt hatten. Von ihm blieb aber nichts als die große Moschee Ahmed-ibn-Tulûns erhalten, während sonst nur ungeheure Schutthügel mit Ziegelresten, Fragmenten von Marmor und Granit, Scherben von Glas und Fayencen den Ort bezeichnen, wo einst Fostât gestanden. Schon bald nach der Gründung drängte alles nach der neuen Ansiedlung, wodurch die Bevölkerung so schnell wuchs, daß schon im Jahre 1035 die Festungswälle vorgeschoben werden mußten, obwohl die Stadt sehr dicht bebaut war und man die meisten Straßen so schmal angelegt hatte, daß Reiter sich nur mit Mühe ausweichen konnten. Einzelne dieser Stadtteile sind uns in dieser Bauweise erhalten geblieben, und bis vor wenigen Jahrzehnten war es äußerst schwierig,

sich in ihrem engen, vielfach gebrochenen Straßengewirre zurecht zu finden, bis Ismaïl, der erste Khedive Aegyptens, mit dem Durchbruche einzelner Straßenzüge uralte Quartiere dem Wagenverkehre öffnete. Wer aber die Mühe nicht scheute und zu Fuß oder auf munterem Reittiere deren bedeckte Straßen durchzog, der wurde reichlich belohnt. Hier begegnete er zwischen eigentümlichen arabischen Wohnhäusern der niederen Volksklassen mit ihren offenen Werkstätten und Butiken einem durch Typen zentralafrikanischer Rassen illustrierten Volksleben. Die mitunter vorkommenden Patrizierwohnungen unterscheiden sich in ihrer äußeren Erscheinung von denen der kleineren Geschäftsleute hauptsächlich nur in ihren Größenverhältnissen und öfter durch monumental angelegte Portale, zeichnen sich aber durch komfortable Ausstattung in den Innenräumen, in Höfen und Gartenanlagen vor jenen aus. Bei beiden aber gruppieren sich zu ebener Erde die Räume für die Männerwelt, das Salamlik, um den Hof, zu dem ein gebrochener Thorweg von der Straße aus führt. Die oberen Stockwerke des Gebäudes, zu denen man durch eine besondere, mit Teppichen verhängte Thüre vom Hofe aus gelangt, sind zu Wohnungen für die Familie, den Harem, bestimmt.

Betrachten wir die Architektur der Wohngebäude, so finden wir, daß sie sich, wie im allgemeinen die der übrigen Profangebäude, den Formen der Kultgebäude anschließt, nur bemerken wir bei ihnen eine ausgiebigere Verwendung von Maschrabîjen (Muscharabien), diesem der arabischen Kunst eignen Gitterwerk aus gedrehtem Buchenholze, das den Straßenbildern Kairos ein so eigentümliches malerisches Gepräge verleiht und schon in der ersten Mameluckenperiode auftritt. Dieses Gitterwerk ist so recht den Haremsbedürfnissen angepaßt, indem es den Frauen gestattet, ohne selbst gesehen zu werden, das Straßenleben zu beobachten und den Festen der Männerwelt, die sich teilweise in den Höfen abspielen, von den oberen Stockwerken aus gewissermaßen beizuwohnen.

Die Thüre des Portales, von dem wir bereits oben gesprochen haben, von zwei steinernen Bänken für die Thorhüter flankiert, liegt häufig in einer rechteckigen Nische, wie bei den Moscheen, und ist nicht selten mit schweren, aber doch gefälligen Eisenteilen, zu Entrelacsmustern zusammengestellt, beschlagen. Im übrigen besteht die Dekoration der Fassade am Erdgeschoße in dem Wechsel der Farben der Steinschichten, in den oberen Stockwerken in reichen Maschrabîjenerkern, die, wie auch nicht selten das ganze Stockwerk, auf zierlichen Konsolen ruhen.

Zuweilen begegnen wir Gebäuden mit Butiken nach den Straßenseiten, die äußerlich großen Zinshäusern gleichen, aber ausschließlich dem Handel gewidmet und zu diesem Zwecke in besonderen Grundrißformen erbaut sind. Wir meinen die Okellen, Verkaufsstellen der Industrie-Erzeugnisse und Produkte des Bodens. Wir finden sie in großer Anzahl, teilweise, wie das an den Thoren angebrachte Wappen des Bauherrn bezeugt, von Großen des Reiches erbaut, aber leider fast alle im Zustande eines vorgeschrittenen Verfalles, im Gamaltjequartier. Hierher brachten vor Eröffnung des Suezkanals Karawanen die Waren

des Seeverkehres auf dem Roten Meere, die in Magazinen und Ställen des weitläufigen, mit Portiken umstellten Hofes untergebracht wurden, während Kaufleute mit Gefolge Unterkunft in den oberen Stockwerken fanden.

Nicht selten unterbrechen lange, schmucklose Gartenmauern für kurze Zeit das interessante Bild mannigfaltiger Hausanlagen, um, so sollte es fast scheinen, neue Ansichten um so reizender erscheinen zu lassen. Das an der nächsten Straßenkreuzung erscheinende kleine, stockhohe Gebäude enthält in seinem Erdgeschoße hinter mächtigem, prachtvollem Bronzegitter einen öffentlichen Brunnen, ein Sebîl, darüber im Loggienbau mit fein geschnittenen, weit vorragenden Marquisen eine Elementarschule, den Kuttâb. Alle Anlagen dieser Art entstammen frommen Stiftungen und wurden so populär, daß seit der ersten Mameluckenperiode keine Moschee ohne Sebîl erbaut wurde. Auch der Tiere vergaß man nicht, zahlreiche Tränken (Hôd), denen wir auf unsern Wanderungen begegnen, zeugen dafür.

Wenn sich eine Straße zum freien Platze, dem Medân, erweitert, fehlt fast nie die Moschee an einem seiner Seiten. Sie ist der Versammlungsort zum Gebete der Gläubigen, jedoch kein Gotteshaus wie die Kirche im christlichen Kult. Aber nicht allein an öffentlichen Plätzen treffen wir solche Kultgebäude, es giebt fast keine bedeutendere Straße der alten Stadt, die nicht eins oder mehrere aufwiese. So groß indessen ihre Zahl, ihre Grundformen lassen sich in wenigen Typen zusammenfassen.

Da ist die älteste, die Hofanlage, die, aus heidnischer Zeit Arabiens stammend, älter als der Islam selbst, sich bis heute als Hauptmoscheenform erhalten hat.

Um einen rechteckigen Hof, den Sahn-el-Gama, gruppieren sich die Liwâne, gleich hohe, auf Freistützen ruhende Portiken, immer vervielfacht an der Mekka zunächst gelegenen Seite. Letztere, das Sanktuarium des Gebethauses, enthält die wenigen Kultgeräte. Vor allem die Kanzel (Mimbar), rechts von der Gebetnische (Kiblah oder Mihrâb) aufgestellt. Die Achse der Nische weist stets genau auf Mekka hin. Vor dem Mimbar gegen den Sahn hin steht ein Podium (Dikke), von dem herab die Moballain, die Gehilfen des Chatîb, die Worte des Imâm den fernstehenden Andächtigen wiederholen. Ein Sitz mit Koranpult befindet sich in der Nähe des Mimbar.

Ursprünglich ohne jede Kuppel wurde die Hofanlage erst später unter persischem Einfluß mit kleinen Domen vor der Kiblah ausgestattet, während große, den den Gebetsälen angebauten Mausoleen des Erbauers der Moschee vorbehalten blieben.

Was den Kult des Islams selbst in diesen Anlagen anbelangt, so riefen, wie noch heute, die weittragenden, klangreichen Stimmen der Moëzzins von den Galerien der Minarete herab die Gläubigen zum Gebete, während dessen sie ohne Unterschied des Ranges, in Schlachtreihen geordnet, hinter dem vorbetenden Imâm, der anfangs der Kalife selbst, vor Allah, dem einzigen, sich beugen.

Die zweite Grundform der Kultgebäude, die der Medresse, ist wohl dem Gebete, aber in erster Linie dem höheren religiösen Unterrichte gewidmet. Aeußerlich

von der ersten nicht zu unterscheiden, nahm der viereckige Gebetsaal der Hofanlage infolge der zu Zwecken des Unterrichtes in den vier Ecken symmetrisch hergerichteten Bauteilen Kreuzesform an, bei der die vier Flügel nun die vier Liwâne, zugleich aber Lehrsäle für die vier Riten der islamitischen Lehre, die uneingedeckte Durchkreuzung der Flügel aber den Sahn-el-Gama darstellen. Die Decken der Liwâne ruhen nicht mehr auf Freistützen wie bei den Monumenten der Hofanlage, sondern werden in Nachbildung der ersten in Persien entstandenen, durch mächtige, auf geschlossenen Mauern ruhende Gewölbe gebildet.

Die hauptsächlich während der zweiten Mameluckendynastie bevorzugte dritte Form der Kultgebäude wurde nur für kleinere oder mittlere Anlagen verwandt. Zweifellos aus der Form der Medresse hervorgegangen dienen jedoch hier nur zwei Kreuzesflügel als Liwâne, da in die beiden verkürzten, nicht in der Hauptachse der Moschee liegenden Flügel Thüren von Korridoren und Seitengemächer münden. Im Gegensatze zu den offenen Höfen der früheren Anlagen erscheint die Durchkreuzung der Flügel, der Sahn-el-Gama, stets durch eine mit Oberlichtern versehene Balkendecke vor Sonne und Regen geschützt.

Erst als Selim I. Aegypten im Jahre 1516 zu einer türkischen Provinz machte, fanden die in Nachahmung des byzantinischen Zentralbaues entstandenen Bauformen der arabisch-ottomanischen Periode als vierte Form von Kultgebäuden auch in Kairo Eingang, jedoch blieb im allgemeinen die arabisch-ägyptische Dekorationsweise bei ihnen bevorzugt.

Betrachten wir die religiösen Monumente Kairos nach der Zeit ihrer Entstehung, so geht aus dieser Untersuchung die Thatsache hervor, daß keines von ihnen den ersten Zeiten des Islams angehört. Hier, wie auch in den übrigen Teilen des einstigen Kalifenreiches, begnügten sich die Bekenner der neuen Lehre während der ersten mit Eroberungszügen ausgefüllten Jahrhunderte mit eingefriedeten, dachlosen Flächen (Mosallah) für ihre gemeinschaftlichen Gebete. Sie teilten auch, damals noch frei von religiösem Fanatismus, vorgefundene Kultgebäude mit Andersgläubigen, wenn sie nicht vorzogen, sie zu ihrem eignen Gebrauche einfach wegzunehmen.

Es ist geschichtlich festgestellt, daß die große Ruine der sogenannten Amrumoschee in Alt-Kairo, welche früher als der älteste Bau des Islams genannt wurde, nichts mit dem 642 von Amr-ibn-el-As, dem Feldherrn des Kalifen Omars, errichteten Gebethause als den Namen und einen Teil des Baugrundes gemein hat.

Die Zeiten, wo Aegypten von Gouverneuren der Omajjaden und Abbassiden regiert wurde, haben gleichfalls keine Zeugen einer Bauthätigkeit hinterlassen, erst die Tuluniden (870—904) beschenkten uns mit einem Monumente, das in kunstgeschichtlicher Beziehung als das wichtigste der arabischen Zivilisationsperiode angesehen werden muß, denn es vertritt in seinem Grundrisse die älteste erhaltene Hofanlage und enthält in seinen Ornamenten so ziemlich alle Elemente der künftigen, für unsre Kunstindustrie so wichtig gewordenen arabischen Ranke. Wir meinen die schon früher erwähnte Moschee Ahmed-ibn-Tuluns, nach Makrisi

von einem Christen, wahrscheinlich einem ägyptischen Kopten, 876 erbaut. Nur dürfte, nach Material und architektonischen Formen zu schließen, Minaret und Kuppelbau im Sahn-el-Gama einer späteren Epoche angehören. Es ist dieses die größte Hofanlage Kairos, in Backstein, wie ja alle Monumente dieses und der folgenden Jahrhunderte, ausgeführt. Quaderbau finden wir, wenn wir die schon im Jahre 1087 in so vollkommen bearbeiteten Werkstücken ausgeführten drei Festungsthore Bab-el-Futûch, Bab-el-Nasr und Bab-el-Mitualli der unter dem Fatimiden El-Mustanser ausgeführten Erweiterungen Kairos ausnehmen, zuerst in der westlichen Fassade der 1125 erbauten Moschee El-Akmar, aber ganz in Hausteinen, jedoch mit Ausschluß der Kuppeln, erst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Nachdem das erste Minaret in Quadern 1284 an dem Moristan Kala'ûn in dem Quartier der Nahassîn errichtet worden war, verzögerte sich noch die Ausführung einer Kuppel in Hausteinen bis zum Beginne des vierzehnten Jahrhunderts, in dem die Kuppeln der Grabanlage des ersten Tscherkessensultans Barkûk in der nordöstlichen Nekropole der Stadt erbaut wurden.

Die in der Tulunmoschee verwandte Bogenform ist eine Art Spitzbogen mit einem leisen Anlaufe zum Kielbogen. Mächtige Pfeiler tragen die aus mit Sykomorenbrettern verschalten Dattelstämmen hergestellte Decke. Ob die Spitzbogenform aus koptischen Monumenten übernommen oder hier zum ersten Male als ästhetisches Monument in der Baukunst erscheint, ist bis heute noch eine offene Frage. In den an Wänden und Arkaden auftretenden Gipsskulpturen sind die Elemente der Ornamente meist noch wie in der Antike nebeneinander gestellt, es kommen aber unter ihnen und an den Gipsgittern der Umfassungsmauern schon die der arabischen Kunst so eigentümlichen Durchkreuzungen und Entrelacsmustern in ganz ausgesprochener Weise vor. Freilich wird die Gleichzeitigkeit dieser Formen mit dem ursprünglichen Bau bestritten und deren Ausführung einer der späteren häufigen Restaurationen der Moschee zugeschrieben.

Aus der folgenden Zeit, der der Fatimiden (972—1171), sind wohl mehrere Bauten auf unsre Zeit gekommen, wenn auch von jenen fabelhaften Palästen des Sultans Mörß, dessen Portale nach arabischen Schriftstellern von Quadern aus massivem Golde hergestellt gewesen sein sollten, wohl keine Spuren mehr vorhanden sind. Dagegen ist uns in der weitläufigen, oft erweiterten, vielfach restaurierten Hofanlage El-Ashar manches aus der Fatimidenepoche erhalten. Nahe an der östlichen Grenze der von Dschohar erbauten Stadt gelegen, enthält sie noch die Lehrsäle der 971 gegründeten Universität, der berühmtesten des Islams, zu der sich gegenwärtig gegen zehntausend Studenten drängen. In den Kielbogen der Arkaden des Bauwerkes, die allen Hofanlagen der Fatimiden, mit Ausnahme der von El-Hâkem, einer Nachbildung der Tulunmoschee, eigen sind, erkennen wir persische Einflüsse. Von letzterer, um das Jahr 1000 von Sultan El-Hâkem, jenem grausamen Tyrannen und religiösen Schwärmer, gegründet, existiert nur mehr der größte Teil des Sanktuariums und der Umfassungsmauern, an die alte Umwallung Mostaners zwischen Bab-el-Futûch und

Bab-el-Nasr anstoßend, während der napoleonischen Expedition als Festung, heute als Magazin der Wakfadministration dienend. Ihre zwei an den unteren Teilen ummantelten Minarete beleben in angenehmer Weise das interessante Bild dieses mit so bedeutenden Resten mittelalterlicher Bauten ausgestatteten Stadtviertels. Einige hundert Meter südlich in der Straße El-Nehassîn, hinter elenden Buden versteckt, liegt die bereits erwähnte Fatimidenmoschee El-Akmar, von Amr-bi-Ahkâm-allah im Jahre 1125 erbaut. Sie ist von hoher kunstgeschichtlicher Bedeutung, denn ihre westliche Außenseite enthält, soviel bis jetzt bekannt, die ersten Stalaktitenmotive Aegyptens und bricht in ihrer nach der inneren Disposition des Baues gegliederten Fassade mit der alten Bauweise, in der nur ungegliederte Umfassungsmauern mit Zinnen die Moscheenfassaden bildeten.

Südlich, dicht vor dem alten Stadtthore Bab-el-Mitualli, einst einem Doppelthor, dessen eine Hälfte aber in den Bau der Mu'ayyedmoschee aufging, steht noch die von einem Fatimidenvezier Telayeh-abu-Rezyk im Jahre 1260 erbaute Hofanlage, freilich auch nur in ihrem Sanktuarium, einzelnen Teilen der Umfassungsmauern und dem Minaret erhalten. Die Arkaden zeigen an den gestelzten Kielbogen skulptierte Holzverankerungen, die für die Entstehung der arabischen Ranke von kunstgeschichtlicher Bedeutung sind.

In dasselbe Jahrhundert gehört eine kleine Grabanlage, die Gojüsch-Moschee, auf hohem Bergesrücken, einem weltberühmten Aussichtspunkt auf das zu seinen Füßen liegende Kairo. Sehr bemerkenswert ist die höchst eigentümliche Turmform.

In der Architektur der Dynastie der Ayyubiden von 1172 bis 1249 vollzieht sich eine entschiedene Wandlung.

Die in Syrien während der fast neunzigjährigen Herrschaft der Kreuzfahrer entstandenen Bauten beeinflußten die Formen der arabischen Architektur auch in Aegypten und zwar an manchen Bauten Kairos in sehr auffallender Weise. Auch der Umschwung auf religiösem Gebiete und die Rückkehr zu dem orthodoxen Glauben gingen nicht, ohne Spuren in den Bauten dieser Epoche zu hinterlassen, vorüber und sprachen sich namentlich in der Vorliebe, Medressen zu bauen, aus, in deren Lehrsälen man am wirksamsten die von den Fatimiden zurückgebliebenen schiitischen Lehren zu bekämpfen hoffte. Zunächst zeigte sich aber jene Beeinflussung der Architektur in den Militärbauten, die Saladin auf dem Vorsprunge des Mokattamgebirges und an einzelnen Teilen der Stadtmauern aus den Zeiten Mostansers ausführen ließ, deren Aehnlichkeit, besonders die einzelner gut erhaltenen Türme der Saladinischen Befestigung auf der Citadelle, mit unsern mittelalterlichen Burgen frappant ist. Der von Saladin dort erbaute Palast ging leider in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Grunde. Die in der El-Akmar begonnene Ausbildung des Aeußeren der Kultgebäude findet in der eigenartigen Gestaltung der Fassade des Mausoleums von Saleh-el-Ayyûb im Quartier der Nahassîn und in der Verwendung von flachen Nischen zur Gliederung mit Stalaktitenmotiven eine bemerkenswerte Erweiterung. Auch im Inneren der Mausoleen bemerken wir eine charakteristische Neuerung, die zuerst an den Pendentifs der 1281 erbauten Kuppel des Imâm Schaffey in der südöstlichen Nekropole

Kairos auftritt. Es wird nämlich die in der Ecke des Mausoleumsraumes zum Uebergange in die Kuppeltrommel seither verwandte römische oder byzantinische Nische verlassen und durch ein System von Zwergnischen, die Stalaktiten, ersetzt.

Die Minarete dieser Epoche, noch mit quadratischem Querschnitte in den oberen Etagen, tragen als Bekrönung kleine Kuppeln, die an Tatarenmützen, das heißt asiatische Formen, erinnern. Die Ornamentik zeigt in den datierten Beispielen von Kenotaphen und Skulpturen an Thüren und Paneelen und an erhaltenen Gipsornamenten wesentliche Fortschritte und Verfeinerungen der Kunstformen.

In der hierauf folgenden Mameluckenperiode tritt der im Beginne von Syrien her ausgeübte Einfluß auf die arabische Baukunst in Aegypten noch mehr hervor. Die Aufstellung eines im Jahre 1291 aus Akka in Syrien nach Aegypten gebrachten spätromanischen Marmorportals an der Medresse des Sultans Mohammed-Nasr-ibn-Kala'ûn kann als ein Zeichen der damals herrschenden Geschmacksrichtung angesehen werden. Nach und nach emanzipiert sich bis zu einem gewissen Grade die einheimische Kunst von den fremden Formen, die in den Bauten Daher-Bibars und in der Fassade des Moristan-Kala'ûn aufgetreten sind, um aber erst spät im fünfzehnten Jahrhundert das eigenartige Gepräge der ägyptisch arabischen Mameluckenperiode zu erreichen. Es entstand die Fassade der Kultgebäude ganz in Quadern, an der das Hauptportal in tiefer bis zum wenig ausladenden Hauptgesimse reichenden und mit einer halben Stalaktitenkuppel bedeckten Nische die schönste Zierde bildet. In ihr liegen die Fensteröffnungen in breiten Feldern, die nur um weniges vor der Hauptfläche zurücktreten, um dicht unter dem zinnenbekrönten Hauptgesimse vermittelst horizontaler Stalaktitengesimse wieder auf diese hervorzutreten. Die oft in mehreren Reihen, bald einfachen, bald gekuppelten, übereinander liegenden Fenster sind zu ebener Erde mit Bronzegitter und dahinter liegenden Läden, oben mit einem eigenartigen, in Gipsplatten geschnittenen Maßwerk verschlossen. Die durchbrochenen Flächen dieses Maßwerkes (Kamartje) sind mit buntem Glase bedeckt. Eigentümlich berührt uns bei der Betrachtung der Fassaden der Bauwerke dieser Epoche der Mangel von Portiken an Monumenten, bei denen Arkaden im Innern eine so große Rolle spielen. Ihre Verwendung auch am Aeußern hätte gewiß leicht über den flachen Ausdruck so mancher monotonen Fassade weghelfen können. Die paar Säulen an den Loggien der Kuttâb sind zu verschwindend, um einen durchgreifenden architektonischen Effekt in der Fassade hervorzubringen, und die einzelnen, bei der Kuppelung von Fenstern vorkommenden oder in die Kanten der Gebäude eingestellten Säulen sind in dem Gesamteindruck kaum zu bemerken. Wir vermissen auch ungern bei der Ausschmückung dieser Monumente figürliche Darstellungen der Bildhauerkunst, in denen wir gewissermaßen mitleben und mitfühlen. Es erscheint uns das als ein Mangel, den die Mannigfaltigkeit von Stalaktitenbildungen und die Pracht verschlungener Arabesken, die ja doch nur das Gefühl des Hinsinnens und des Träumens bei uns erwecken, keineswegs ersetzen kann.

Die Zahl der Bauwerke dieser mehr als zweiundeinhalbhundertjährigen Periode ist sehr groß, wir erwähnen aber aus ihr nur einzelne wegen ihrer Eigenart und besonderen kunstgeschichtlichen Bedeutung und bemerken dabei, daß die meisten Moscheen der zweiten Mameluckenperiode, die der Tscherkessen, in Disposition des Grundrisses und in Ornamentenformen sich sehr ähnlich sind.

Aus den Zeiten der ersten oder der bachritischen Mameluckenperiode zwischen den Jahren 1250 und 1381 führen wir vor allem die einst vor den Mauern der Stadt liegende, nun in eine der nördlichen Vorstädte eingeschlossene, 1266 erbaute Moschee Daher-Bibars, eine großartige Hofanlage an, die uns aber nur in ihren höchst interessanten, mit fremdartigen Ornamenten und ungewöhnlichen Pfeilerbildungen verzierten Umfassungsmauern erhalten blieb. Sie war während der französischen Expedition als Fort Sulkowski bekannt und dient heute der englischen Occupation als Räume der Armeeschlächterei und -bäckerei; dann den nicht ganz zwanzig Jahre später erbauten Moristân (Asyl) des Asiaten Kala'ûn und die anstoßende Medressenruine seines Sohnes Mohammed-Nasr, der unter allen den achtundvierzig Mameluckensultanen am längsten, vierundvierzig Jahre, regierte, freilich nicht ohne zweimal entthront zu werden. Dieser tapfere Kriegsheld, mit dem Adler in seinem Wappen, hatte auch im Jahre 1338 auf der Citadelle eine noch ziemlich gut erhaltene Hofanlage in mächtigen Quadern erbaut. Manche romanische Reminiscenzen in Grundriß und Portalformen und die eigentümlichen Formen der mit Fayencen bekleideten Minarete machen sie architektonisch interessant.

Von besonders monumentaler Wirkung ist die 1358 am Fuße der Citadelle erbaute Medresse des Sultans Hasan. Der Hof ist mit den beiden in Aegypten gebräuchlichen Reinigungsbecken der Medah und der Hanefîje ausgestattet. Auf ihn öffnen sich mächtige Tonnengewölbe der vier Liwâne, von denen der östliche wegen seiner Marmorarbeiten und seines Frieses in kufischer Schrift auf Arabeskengrund von hoher Bedeutung ist. An ihm finden wir das schönste Portal und ein Vestibül, das in Kairo nicht seinesgleichen hat. Beide sind in Stalaktitenform eingewölbt. Das eine Minaret, noch aus der Zeit des ursprünglichen Baues herrührend, ist das höchste in Aegypten, aber es ist nicht mehr in der alten Weise betrönt; ein dem ägyptischen Wasserkrug ähnlicher Aufsatz auf achteckigem Baldachin trägt das weithin sichtbare Zeichen des Islams. Auch das 55 Meter hohe Mausoleum, dessen Kuppel nach Einsturz in Formen der ottomanischen Periode wieder aufgebaut worden war, ist wegen seiner hier vorkommenden byzantinischen Reminiscenzen kunstgeschichtlich von hohem Interesse. Sie bestätigen die Sage, daß das Monument von einem Christen, und zwar nach dem Basrelief, auf einem Dekorationspfeilerchen rechts von dem Ruheplatz der Haupttreppe, das Kirchenfassaden vorstellt, zu schließen, von einem syrischen, erbaut wäre.

Wir übergehen die weniger wichtigen Tekîjen, eine Art von Klöstern, und die Asyle für Arme, um Raum zu ein paar Worten über die Nekropolen von Kairo zu gewinnen. Im Osten der Stadt, in der Wüste angelegt, gleichen sie in ihrer Zusammenstellung von Grabmoscheen, einzelnen Mausoleen, Denkmälern in Bal-

dachinform, Sebilen, Wohnhäusern und Ställen schwach bewohnten Stadtvierteln und enthalten die schönsten Denkmalbauten der ägyptisch-arabischen Periode. Bei ihnen ward die Aufgabe des Uebergangs aus dem kubusförmigen Grabraume in die Kuppeltrommel, ebenso im Innern durch Pendentifs mit reizenden Stalaktitenbildungen als im Aeußern durch reichverzierte Abfassungen oder Abtreppungen der Ecken, in einer Weise gelöst, die in keinem Baustil bei ähnlichen Aufgaben übertroffen ist. Während zu gewöhnlichen Zeiten hier Ruhe herrscht, beleben sich an den großen Festtagen der Muslimin diese ausgedehnten Friedhöfe. In Karossen, auf Reittieren und zu Fuß ziehen Scharen von Menschen, vorzugsweise Frauen, dorthin, um an den Gräbern der Vorausgegangenen zu beten, die Kenotaphe der Grüfte mit Blumen zu schmücken, Arme zu speisen und mit Almosen zu beschenken. Daher fehlt bei den Grabanlagen (Hosch) der Wohlhabenden nie eine Wohnung zur Aufnahme der Frauen und Ställe für die Reit- und Zugtiere, selten ein Sebil. Während die Herren und deren Gemahlinnen, nach Geschlecht in besonderen Grüften getrennt, unter Denkmalbauten ruhen, sind die Grüfte der Sklaven in den Höfen oder Gärten der Hosch angelegt; bei beiden bezeichnen Kenotaphe mit Grabstelen, oft in Form von kleinen beturbanten Säulen, die Stelle der Beisetzung.

So sehr auch die Monumente der ersten Mameluckenperiode unser Interesse in Anspruch nehmen, teilweise Bewunderung hervorrufen, so überfällt uns doch bei Betrachtung des Gesamtbildes eines solchen Kunstwerkes das Gefühl, als ob der Schöpfer des Bauwerkes absichtlich manche Teile dekorativ vernachlässigte, um im Kontrast mit ihnen andre reich verzierten, wie Portale, Minarete am Aeußern, Kiblahseite, Fußböden und Saaldecken im Innern, um so mehr hervorzuheben, eine Erscheinung, die dem an Werke der Antike gewöhnten Kunstverständigen auffällt und ihm als Mangel in der vollständigen und harmonischen Durchbildung des Kunstwerkes erscheint. Wer sich aber die Geschichte des Khalifenreiches vergegenwärtigt, wird begreifen, daß bei der Art, wie es entstand und wie es so rasch wieder in einzelne, mehr oder weniger voneinander unabhängige Teile zerfiel, ein einheitliches, nach allen Richtungen hin konsequent durchgeführtes architektonisches Gebilde nicht zu erwarten war. Was aber trotz allen Hindernissen, die in der häufigen Wiederkehr von politischen Katastrophen und Umwälzungen ihren Grund hatten, Großes und Schönes in der Baukunst geleistet worden war, kam spät. Schon Ibn-Khala'ûn, der in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts schrieb, hatte die Beobachtung gemacht, daß erst, nachdem das große Kalifenreich seinen politischen Höhepunkt erreicht hatte, von einer eigentlichen arabischen Kunst die Rede sein konnte. So war auch in Aegypten manches für die arabische Baukunst geschehen, allein der in der ersten Mameluckenperiode begonnene eigentümliche ägyptisch-arabische Baustil kam erst im fünfzehnten Jahrhundert, namentlich aber unter Kait-Bai, der von 1468 bis 1496 regierte, zu einer gewissen Abrundung und Harmonie der Formen. Wer hätte auch bei der Prätorianerwirtschaft dieser Epoche an eine frühere Kunstblüte denken dürfen? Hatten doch unter den achtundvierzig Herrschern nur sieben eine Reihe von

Jahren regiert und Monumente zurückgelassen, während alle übrigen schon nach einzelnen Jahren, mehrere nach Monaten Thron und Leben verloren. Der letzte, Tuman-Bai, aber endete im Jahre 1516 auf Befehl Selims I. durch den Strang am Bab-el-Mitualli und fand sein längst vergessenes Grab in dem Hofe der Grabanlage seines Vorgängers El-Ghûri.

Wenn auch später noch, nachdem Aegypten Vasallenstaat der Pforte geworden, Kultgebäude im ägyptisch-arabischen Stil in Kairo aufgeführt wurden, so war doch der ottomanisch-arabische der offizielle geworden. An Profanbauten erschienen nun Sebile und Tekijen, die in Grundrissen, Gittern, Vordächern in der inneren Fayenceausschmückung sehr an türkische Weise erinnern.

Vergegenwärtigen wir uns das Gesamtbild, das sich während unsrer Wanderung durch die Monumente einer großen Zivilisationsepoche vor unsern staunenden Blicken entfaltete, so mischt sich dem Gefühle des hohen Interesses an den Kunstwerken doch auch das des tiefen Bedauerns über den ruinenhaften Zustand so vieler von ihnen bei, das um so schwerer auf uns lastet, als wir es hier mit Werken zu thun haben, die in der Mannigfaltigkeit der arabischen Formen in keiner Stadt des einstigen Khalifenreiches ihresgleichen finden. Nicht wenige von ihnen werden in nicht allzu langer Zeit nur mehr in Abbildungen trotz der energischen Anstrengungen der heutigen Regierungsorgane, sie zu erhalten, vorhanden sein — sie waren zu lange, während Jahrhunderten, ihrem Schicksal überlassen.

Eisenbahnfahrpreise und Selbstkosten.

Von

v. Mühlenfels,

Eisenbahndirektionspräsident a. D. in Berlin.

Für die Wander- und Reiselust des deutschen Volks, für seine Beweglichkeit und seine Freude an geselligem Verkehr giebt es kein deutlicheres Zeichen als das überaus lebhafte Interesse, das alle Kreise der Bevölkerung an der sogenannten Personentarifreform nehmen, obgleich es jedem, der sich mit den großen wirtschaftlichen Fragen unsers öffentlichen Lebens beschäftigt, längst bekannt ist, daß die Angelegenheiten des Gütertarifs von viel tieferer Bedeutung sind, daß von ihnen das Wohl und Wehe der Bevölkerung, ihre Ernährung, ihre Thätigkeit, ihre Lebenshaltung in weit höherem Maße abhängt. Immerhin sind auch die Personentariffragen wichtig und interessant genug, um einem Fachmann Reiz zu ihrer Behandlung vor einem gebildeten Leserkreise zu bieten. Vor einem solchen möchten wir heute einmal aussprechen und beweisen, daß die in der ganzen Welt auch der Gebildeten weit verbreitete Meinung, die Eisenbahnfahrpreise seien im ganzen noch immer zu hoch, auf einem Irrtum, auf einer Verkennung der für die Preisbildung maßgebenden Gesetze beruht. Sonderbar genug! Daß die übrigen Faktoren der Reisekosten, die Lebensmittel, das Fuhrwerk, persönliche Dienstleistungen, das Wohnen in den Gasthöfen allmählich billiger

werden könnten, das erwartet niemand. Immer wieder sind es die Eisenbahnfahrpreise, gegen die sich der Ansturm der öffentlichen Meinung richtet. Und doch sollte auch bei ihnen das vornehmste Gesetz beachtet werden, wonach regelmäßig der Preis mindestens die Selbstkosten der Leistung decken muß. Denn mit jenen utopischen Anschauungen, die vom Staate die unentgeltliche Bahnbeförderung etwa von demselben ethischen Gesichtspunkte aus verlangen, aus dem man den Volksschulunterricht unentgeltlich erteilt, ist natürlich nicht zu rechten.

Die so vielfach verbreitete Meinung, daß mit der Zunahme des Personenverkehrs, wie sie seit Anbeginn der Eisenbahnen unausgesetzt und aller wirtschaftlichen Krisen spottend zu beobachten ist, nicht nur dessen Roheinnahmen, sondern auch dessen Erträge wachsen, wird leider durch die Meinung der Sachverständigen, die sich auf unumstößliche Zahlen und Rechnungen stützt, nicht bestätigt. Vielmehr stehen den zweifellos an sich erhöhten Verkehrseinnahmen in noch höherem Maße gesteigerte Ausgaben gegenüber. Mit der Zahl der Reisen sind auch die Ansprüche des Publikums riesenhaft gewachsen, und zwar auf diesem Gebiet unendlich viel mehr, als auf dem des Güterverkehrs. Im Personenverkehr wird neben sinkenden Preisen größere Bequemlichkeit, Fürsorge, Schnelligkeit, Sicherheit verlangt, und kein finanzielles Opfer der Eisenbahnverwaltungen ist groß genug, um diesen Ansprüchen gerecht zu werden. Im Güterverkehr dagegen, der sich mit den toten Massen befaßt, die freilich die wirtschaftlichen Früchte des menschlichen Schaffens darstellen, sind die Ansprüche und damit auch die Fortschritte viel bescheidener. Hier giebt es eigentlich nur die eine Forderung der Herabsetzung der Tarife, neben der die Wünsche nach Beschleunigung, Besserung der Einrichtungen u. s. w. mehr zurücktreten.

Gewiß können wir uns bei den überall sichtbaren Fortschritten unsers Kulturlebens nicht der Ueberzeugung verschließen, daß in der Art und Güte der Personenbeförderung nach allen Richtungen Fortschritte angestrebt werden müssen. Ueberall bietet sich dort ein reiches Feld für mannigfaltige Verbesserungen. Aber vom Standpunkt einer richtigen Verkehrspolitik aus wird alles dies nur geschehen können unter der einen Voraussetzung, daß solche Verbesserungen ohne Schmälerung der Erträge möglich sind. Es ist damit keineswegs gesagt, daß das Reisen teurer werden muß. Es ist bei den andauernden Fortschritten der Technik möglich und bei der großen Rücksicht, die die Eisenbahnverwaltungen auf die öffentliche Meinung zu nehmen gewohnt sind, wahrscheinlich, daß alle Verbesserungen geschehen werden ohne Erhöhung der Fahrpreise. Die Angriffe der öffentlichen Meinung richten sich ja auch nicht gegen alle Fahrpreise; mit denen der I. Klasse, die übrigens am weitesten von den wirtschaftlich richtigen abweichen, beschäftigt man sich kaum, wir lassen sie außer Betracht. Lebhafter schon ist der Kampf für die Herabsetzung der Preise der II. Klasse, und am stärksten angefochten ist der Preis der meistbenutzten III. Klasse, die in Süddeutschland ausschließlich, in Norddeutschland im Verein mit der IV. Klasse den breiten Massen der Bevölkerung als Beförderungsmittel dient. Der Fahrpreis der letzteren, 2 Pfennig das Kilometer, erscheint den Süddeutschen vorläufig als das zunächst zu erstrebende Ziel, wie es kürzlich ein Beschluß der württembergischen Abgeordnetenkammer ausgesprochen hat, während in Norddeutschland schon stellenweise der Einpfennigstarif der Soldaten das Kampfesziel bildet.

Wir müssen uns bei dem zu Gebote stehenden knappen Raum natürlich versagen, auf irgendwelche Einzelheiten der etwa wünschenswerten und erreichbaren Tarifänderungen hier einzugehen; auch wir glauben, daß gewiß einzelne Ansprüche, die in dieser Richtung laut werden, gerecht sind. Es giebt eine große Anzahl von Fällen, in denen gemeinwirtschaftliche Rücksichten es rechtfertigen, den privatwirtschaftlichen Gesichtspunkt zu verlassen. Die billige Beförderung der Soldaten, der Schüler, der Arbeiter, auch der billige Vorortverkehr, die zahlreichen, aus Wohlfahrtsgründen gewährten Ermäßigungen gehören hierher. Wir halten es für unvermeidlich, daß mit der Zeit der der Rückfahrtkarte zu Grunde liegende Einheitspreis auch für die Einzelreise gewährt werden wird. Aber wir bekämpfen die Anschauung, als ob eine allgemeine, oder sagen wir besser, durchschnittliche Preisherabsetzung im Personenverkehr zurzeit als notwendig und berechtigt angesehen werden könnte.

Das stärkste Gewicht in dieser Bekämpfung bietet die fast unumstößlich zu beweisende Thatsache, daß bei der Mehrzahl jedenfalls der deutschen Bahnen und der Staatsbahnnetze insbesondere, der Personenverkehr seine Selbstkosten nicht deckt. Unter diesem vielumstrittenen Begriff verstehen wir hier allerdings nicht nur die Kosten, die unmittelbar und ausschließlich durch den Personenverkehr entstehen, also etwa nur die Kosten der ihm dienenden Züge, sondern es gehört zu ihnen natürlich auch ein verhältnismäßiger Anteil an den gesamten Kosten des Bahnunternehmens (Bahnunterhaltung, allgemeine Verwaltung) und namentlich auch an der notwendig zu leistenden Verzinsung des Anlagekapitals, nicht aber an der diese etwa übersteigenden höheren Rente.

Freilich ist es eine der schwierigsten Aufgaben, die Selbstkosten in diesem Sinne mit einiger Sicherheit zu bestimmen, weil bekanntlich die Mehrzahl der Ausgabeposten, die für den Eisenbahndienst in Betracht kommen, dem Personen- und Güterverkehr gemeinschaftlich sind, und eine vollkommen gerechte und zuverlässige Verteilung auf beide Zweige nur mit Annäherungswerten möglich ist. Die Lösung dieser Frage hat von jeher die besten Köpfe des Eisenbahnwesens beschäftigt; scharfsinnige Mathematiker, wie Launhardt u. a. haben die verschiedensten Methoden zu dieser Berechnung ersonnen, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Es ist auch eine weitverbreitete und von ausgezeichneten Fachmännern vertretene Ansicht, daß es auf die Frage dieser Teilung gar nicht ankomme, wenn nur der Eisenbahnbetrieb, als Einheit betrachtet, seine Selbstkosten decke. Demgegenüber betonen wir, daß wir der Frage ja kein allein entscheidendes Gewicht beilegen. Handelt es sich aber um allgemeine Tarifmaßnahmen, so ist es gewiß richtig, sich auch diese Seite der Sache zu vergegenwärtigen.

Wir sind in der glücklichen Lage, für die Frage der Selbstkosten des Personenverkehrs und für unsre Behauptung der Unzulänglichkeit seiner Einnahmen uns auf eine für ein größeres deutsches Staatsbahngebiet durchgeführte treffliche Arbeit aus neuester Zeit berufen zu können. Wir meinen die höchst verdienstvolle und gründliche Untersuchung, die von der Königlichen Generaldirektion der württembergischen Staatsbahnen über die Selbstkosten des Personenverkehrs aus Anlaß einer aus dem Landtage an das Ministerium gerichteten Anfrage angestellt und der Tarifkommission der Abgeordnetenkammer am 25. Januar d. J. vorgelegt worden ist. Für das Betriebsjahr 1899 der württembergischen Staatsbahnen werden dort unter Berücksichtigung einer Verzinsung des Eisenbahnanlagekapitals in Höhe von 3,54% die Gesamtausgaben des reinen Personenverkehrs der Schnell-, Personen- und gemischten Züge auf 6100000 Mark + 15100000 Mark + 1180000 Mark = 22380000 Mark, dagegen die Gesamteinnahmen des reinen Personenverkehrs der Schnellzüge auf 5578418 Mark, der Personen- und gemischten Züge auf 11584385 Mark, zusammen also auf 17162803 Mark angegeben, so daß sich ein Fehlbetrag von 5217197 Mark ergiebt, von denen 621582 Mark auf den Schnellzugsverkehr und 4595615 Mark auf den Verkehr der Personen- und gemischten Züge entfallen. Dieser Fehlbetrag bedeutet, daß um so viel der Personenverkehr hätte mehr erbringen müssen, um den ihm zufallenden Anteil an den Gesamtausgaben einschließlich der erwähnten Anlagekapitalsverzinsung zu decken. Er stellt etwas mehr als 30% der wirklichen Einnahmen des Personenverkehrs dar. Wenn trotz dieses Fehlbetrags die Verzinsung des Anlagekapitals der württembergischen Bahnen aus den Eisenbahnüberschüssen mit 3,54% möglich gewesen ist, so liegt es auf der Hand, daß es die Erträge des andern Faktors der Eisenbahneinnahmen, des Güterverkehrs waren, die jenen Fehlbetrag deckten.

Man kann hiergegen nicht etwa einwenden, daß die angegebene Rente von 3,54% zu hoch sei, um zu den Selbstkosten gerechnet zu werden. Denn der Staat Württemberg hat zur Verzinsung seiner Eisenbahnschuld einen Betrag gebraucht, der in Wirklichkeit sogar etwas mehr, nämlich 3,6% dieser Schuld beträgt. (15765789 Mark Zinsbedarf auf eine Eisenbahnschuld von 436590075 Mark).

Können nun aus diesem für die württembergischen Staatsbahnen festgestellten un-

günstigen Verhältnis zwischen den Einnahmen und Ausgaben des Personenverkehrs unbedenklich allgemeine Schlüsse in Bezug auf andre deutsche Bahnnetze, in Bezug auf die deutschen Bahnen überhaupt gezogen werden? Gewiß würde die Rechnung, nach denselben Grundsätzen aufgestellt, für die einzelnen Bahnnetze mehr oder weniger erhebliche Abweichungen aufweisen. Gewiß ist zuzugeben, daß da, wo die Gesamteinnahmen eine erheblich höhere Verzinsung des Anlagekapitals ergeben als in Württemberg, vermutlich auch der Fehlbetrag des Personenverkehrs ein geringerer ist. Aber dennoch lassen jene Ergebnisse den Rückschluß zu, daß auch bei den übrigen Staatsbahnnetzen Deutschlands und selbst bei dem mit dem höchsten Ertrag arbeitenden, dem preußisch-hessischen, das im Jahr 1899 sein Anlagekapital mit 7,37 % verzinste, ein mehr oder minder großer Fehlbetrag vorhanden ist, wenn wir auch seine ziffermäßige Höhe zu berechnen uns nicht vermessen wollen. Man muß sich hierbei folgende Thatsachen gegenwärtig halten. Gerade bei den württembergischen Staatsbahnen bilden die Einnahmen aus dem Personenverkehr einen erheblich größeren Prozentsatz der Gesamteinnahmen, als bei den übrigen größeren Staatsbahnnetzen Deutschlands (36,22 % gegen nur 23,07 % bei den Reichseisenbahnen, 28,79 % bei den preußisch-hessischen Staatsbahnen, 31,64 % bei Bayern, 33,39 % bei Baden, 33,98 % bei Sachsen). Der Personenverkehr ist also bei jenen vergleichsweise — gegenüber dem Güterverkehr — besonders stark entwickelt. Der in Württemberg erhobene durchschnittliche Fahrpreis ist dabei keineswegs geringer als bei den andern Staatsbahnen, er hält sich noch etwas über dem Durchschnitt, und beträgt auf die Verkehrseinheit des Personenkilometers 2,80 Pfg. gegen 2,75 Pfg. im Durchschnitt der deutschen Staatsbahnen, gegen nur 2,65 Pfg. bei Preußen-Hessen, während Sachsen 2,87 Pfg., die Reichsbahnen 3 Pfg., Bayern 3,20 Pfg., Baden 3,13 Pfg. vereinnahmen. Auch die für die Kostenfrage so wichtige Platzausnutzung ist bei Württemberg ungewöhnlich günstig; es waren dort (im Jahr 1897/98 — für 1899 enthält die Reichsstatistik diese Angaben nicht mehr) die vorhandenen Plätze ausgenutzt zu 27,14 % gegen nur 24,54 % im Durchschnitt der deutschen Staatsbahnen, 25,18 % bei Preußen-Hessen, 24,60 % bei Bayern, 21,16 % bei Sachsen, 22,21 % bei Baden und gar nur 18,31 % bei den Reichsbahnen. Auch die Einnahmen für die wirklichen Betriebsleistungen sind in Württemberg verhältnismäßig hoch; es wurden dort auf 1000 gefahrene Personenwagenachskilometer vereinnahmt (1897/98) 130 Mark, genau derselbe Betrag bei Preußen-Hessen, dagegen bei Baden nur 129 Mark, bei Sachsen 121 Mark, bei Bayern 120 Mark, bei den Reichsbahnen gar nur 109 Mark.

Wir begnügen uns mit diesen wichtigsten Zahlen, um dem Leser die Ueberzeugung beizubringen, daß die Einnahmen des Personenverkehrs in Württemberg im Verhältnis zu den Leistungen besonders günstig sind. Es müßte also bei den zum Vergleich herangezogenen andern Bahnnetzen auch das Verhältnis zwischen Einnahmen und Kosten des Personenverkehrs sogar noch ungünstiger sein als in Württemberg, wenn nicht etwa bei jenen die durch den Personenverkehr erwachsenden Ausgaben erheblich niedriger wären als dort. Für diese Erörterung läßt uns die gewöhnliche Statistik freilich im Stich, da sich diese Ausgaben eben, wie schon oben angeführt, nicht ohne weiteres von den Gesamtausgaben trennen lassen. Es ist gerade ein hohes Verdienst der erwähnten württembergischen Arbeit, diese Trennung und Ausscheidung nach einer eignen Methode für das dortige Netz durchgeführt zu haben. Wir können diesem schwierigen Weg für andre Bahnen hier nicht folgen und beschränken uns auf folgende Erwägungen:

Die Höhe des Anlagekapitals wie die Höhe der Betriebsausgaben sind in nicht geringem Maße bedingt durch die Natur des von den Bahnen durchschnittenen Geländes. Die württembergischen Bahnen durchziehen fast durchweg ein hügeliges, unebenes, teilweise gebirgiges Land. Infolgedessen sind ihre kilometrische Anlagekosten hoch, beinahe ebenso hoch als die der Staatsbahnen Sachsens, Badens und der Reichsbahnen, erheblich höher als die der preußisch-hessischen und der bayrischen Staatsbahnen. Im Zusammenhang mit der Beschaffenheit des Geländes steht natürlich auch die Höhe eines großen Teils der Be-

triebskosten, die durch Steigungen und Krümmungen bekanntlich ungünstig beeinflußt werden, und es ist daher gewiß diesen vereinigten Umständen mit zuzuschreiben, daß die durch den Ueberschuß der Staatsbahnen erzielte Rente des Anlagekapitals in Württemberg im Jahr 1899, wie wir sehen, nur 3,54 %, und gleichzeitig in Sachsen 4,06 % betrug, während Bayern 4,13 %, Baden und die Reichsbahnen mit ihren zwar teuern aber hauptsächlich im dichtbevölkerten ebenen Rheinthal liegenden Bahnen 5,10 und 5,23 %, Preußen-Hessen sogar 7,37 % erzielten.

In Berücksichtigung dieser Verhältnisse ist es wahrscheinlich, daß der für Württemberg berechnete Fehlbetrag des Personenverkehrs von 30 % etwas geringer ist bei den sächsischen und bayrischen Staatsbahnen, und sich bei den übrigen genannten Staatsbahnen noch weiter vermindert. Um wie viel, das könnte eben nur eine nach ähnlichen Grundsätzen aufgestellte Rechnung, wie die Württembergs lehren. Zur Veranschaulichung der in Betracht kommenden hohen Ziffern erwähnen wir nur, daß ein Fehlbetrag des Personenverkehrs der gesamten deutschen Staatsbahnen in der Höhe des für Württemberg berechneten eine Summe von rund 150 Millionen Mark bedeuten würde. Wir halten es für ziemlich wahrscheinlich, daß er in Wirklichkeit etwa die Hälfte dieser Summe erreicht.

Sonach könnte vom privatwirtschaftlichen Standpunkt aus nicht von einer allgemeinen Ermäßigung, sondern nur von einer Erhöhung der Fahrpreise die Rede sein. Wollte man dennoch die erstere fordern, so müßte man nachweisen können, daß das Herabgehen des Preises zu einer solchen Erhöhung des Verkehrs und damit der Einnahmen führt, daß dadurch das Gleichgewicht zwischen ihnen und den Ausgaben hergestellt würde. Nun lehrt aber, wie wir schon oben angedeutet, eine mehr als fünfzigjährige Erfahrung, daß die durch Fahrpreisermäßigungen infolge der Vermehrung des Verkehrs eintretende Erhöhung der Roheinnahmen zur Deckung des eben dadurch entstehenden Mehraufwands nicht ausreicht. Es hängt dies damit zusammen, daß auf diesem Wege eine bessere Platzausnutzung nicht herbeigeführt werden kann. Diese bleibt je nach der Tages- und Jahreszeit, je nach den einzelnen Strecken und Zuggattungen so überaus ungleichmäßig, daß sie über den schon mitgeteilten durchschnittlichen Prozentsatz nicht hinausgebracht werden kann, wenn sich die Eisenbahn nicht gegen die Klagen der Ueberfüllung oder gar der Nichtbeförderung einfach taub stellen will. Man muß also bei vermehrtem Verkehr die Zahl und die Stärke der Züge vermehren, ein Reihe von Anlagen erweitern und damit die Ausgaben noch stärker steigern als die Einnahmen wachsen. Bei der oben angeführten Untersuchung hat die württembergische Eisenbahnverwaltung unter andern auch ermittelt, daß eine angenommene Vermehrung der Reisenden ihres Bezirks um 7½ Millionen eine Erhöhung der Betriebsausgaben um 2 Millionen Mark herbeiführen würde. Jene war nach der Berechnung nötig, um nur den Ausfall an Einnahmen zu decken, der durch die beabsichtigte Tarifermäßigung von 3 Pfg. auf 2 Pfg. für das Kilometer III. Klasse sonst eintreten würde.

Will man aber den privatwirtschaftlichen Standpunkt verlassen, so muß man die Herabsetzung der Fahrpreise als eine dringende, große Opfer rechtfertigende Forderung des Gemeinwohls begründen. Wie steht es nun mit dem in allen Tonarten so verlockend geschilderten allgemeinen Volksbedürfnis nach der Verbilligung und damit Vermehrung der Reisen, der Ortsveränderung? Sind nicht die geäußerten Wünsche zum Teil geradezu uferlos? Ist es hier überhaupt möglich, ein bestimmtes Ziel aufzustellen? Unsre Soldaten reisen für 1 Pfg. das Kilometer, unsre Arbeiter für 1⅓ bis 1½ Pfg., die eigentlich unbemittelten Klassen in Preußen-Hessen und Sachsen (IV. Klasse) zu 2 Pfg., das große Massenpublikum der III. Klasse für rund 3 Pfg., die Bemittelten in der II. Klasse für rund 4½ Pfg., die Reichen in der I. Klasse für 6—9 Pfg. das Kilometer. Bei Gesellschafts- und Sonderfahrten, im Abonnements- und Vorortverkehr werden die Preise noch weiter verbilligt. Erwünscht ist es ja, daß die jetzt bestehende große Ungleichheit zwischen Nord- und Süddeutschland beseitigt und entweder die IV. Klasse auch in Süddeutschland eingeführt, oder aber dort ein sich ihr nähernder Preis für die III. Klasse festgesetzt wird, ein Ziel.

wie es ja Baden durch die Einführung der Kilometerhefte auf einem Wege erreicht hat, dessen weitere Beschreitung wir nicht für wünschenswert halten, weil er mit der notwendigen Vereinfachung der Personenverkehrseinrichtungen nicht in Einklang zu bringen ist. Aber für dringend können wir es nicht halten, daß die Beseitigung jener Ungleichheit durch schwere Opfer erreicht wird, die gerade Württemberg am stärksten treffen würden, das ohnehin an dem dargestellten Mißverhältnis mehr krankt als alle andern deutschen Staatsbahnen. Ist es denn wirklich so nötig, daß immer noch billiger gereist wird? Bleiben jetzt ernstlich begründete Reisebedürfnisse wegen der Höhe der Fahrpreise unbefriedigt? Ist nicht auch zu bedenken, daß in einer noch weiter gehenden Verbilligung der Fahrpreise, wie sie namentlich für den Fernverkehr gewünscht wird, ein nicht immer nützlicher Anreiz zu Ausgaben des Vergnügens und des Luxus liegt, die über das Zweckmäßige hinausgehen? Wir glauben, daß in der That durch die modernen Verkehrseinrichtungen der deutschen Reiselust in weitestgehender Weise Rechnung getragen ist. Darin darf selbstverständlich eine rückläufige Bewegung nicht eintreten; erstes Ziel der staatlichen Personenverkehrspolitik muß die Vervollkommnung dieser Einrichtungen sein. Läßt sich daneben infolge weiterer technischer Fortschritte auch eine Verbilligung der Fahrpreise erreichen, desto besser! Wie die Dinge aber liegen, ist vorher das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben des Personenverkehrs herzustellen.

Daher erscheint der Weg zu erheblichen Personentarifermäßigungen um so länger, als die Forderung nach einer Verbilligung des Güterverkehrs mit viel größerem Recht aufgestellt werden kann. Unsre obigen Darlegungen zeigen, daß die vielen Millionen Mark Selbstkosten, die bei den deutschen Staatsbahnen alljährlich durch die Einnahmen des Personenverkehrs vermutlich ungedeckt bleiben, vom Güterverkehr über seine Selbstkosten hinaus aufgebracht werden. Herabsetzung der Güterfrachten ist aber, wie wir schon anführten, eine Wohlfahrtsfrage von der höchsten Bedeutung. Man kann unsern Satz auch so ausdrücken: zurzeit ist der Güterverkehr zur Deckung der Ausfälle des Personenverkehrs besteuert. Eine Forderung wirtschaftlicher Gerechtigkeit ist es daher, jedenfalls diese Steuer nicht zu erhöhen, eher sie zu vermindern. Wir empfehlen nicht, diese Verminderung durch eine Erhöhung der Personenfahrpreise herbeizuführen, meinen aber, daß, wenn infolge steigender Erträge etwa im allgemeinen eine Minderung der Eisenbahntarife angängig werden sollte, eine solche jedenfalls bei den Gütertarifen einzusetzen hätte, nicht bei den Personentarifen. Diesen Weg einzuschlagen, wird auch wahrscheinlich die allgemeine Wirtschaftspolitik Deutschlands zwingen, denn das lebhafte Verlangen nach Ausbau der Wasserstraßen hat doch seinen tiefsten Grund in dem Bedürfnis nach weiterer Verbilligung des Güterverkehrs; die Eisenbahngüterfrachten werden sich aber der Rückwirkung der billigen Wasserfrachten nicht entziehen können.

Während wir diese Ausführungen niederschrieben, hat sich in der Leitung des Eisenbahnministeriums im führenden deutschen Staat ein Wechsel vollzogen. Es liegt nahe, hier daran zu erinnern, daß der neue preußische Eisenbahnminister in seiner früheren Stellung als Chef der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabs eine sehr wichtige und wohlthätige Maßregel des Personenverkehrs durchgesetzt hat, die Ermäßigung des Militärtarifs von $1^1/_3$ auf 1 Pfg. für den Kilometer. Für diese Maßregel wurde von ihm seinerzeit mit Recht angeführt, daß bei den geschlossenen Militärtransporten, um die es sich zunächst handelte, die Platzausnutzung wenigstens in der Richtung der Transporte eine durchaus vollkommene ist und daher infolge der Verringerung der toten Last die Selbstkosten durch einen sehr viel geringeren Einheitspreis gedeckt werden. Man darf daher wohl hoffen, daß in der von dem neuen Minister einzuschlagenden Verkehrspolitik der hier von uns dargelegte Gesichtspunkt des notwendigen Gleichgewichts zwischen Leistung und Entgelt volle Berücksichtigung finden wird.

Litterarische Berichte.

Kleines Tonkünstlerlexikon. Enthaltend kurze Biographien der Tonkünstler früherer und neuerer Zeit. Für Musiker und Freunde der Tonkunst herausgegeben von Paul Frank. Zehnte, revidierte und vermehrte Auflage. Geheftet M. 1.60. Leipzig, Carl Merseburger.

Der ungewöhnliche Erfolg dieses Büchleins spricht für seine Brauchbarkeit. Es ist dem Verfasser gelungen, auf einem verhältnismäßig kleinen Raum eine so ungeheure Fülle von Namen und Daten zusammenzudrängen, daß selbst der Fachmann kaum eine Lücke finden wird, um so weniger, als jetzt auch das Ausland sehr ausgiebig berücksichtigt worden ist. Das hat eine Vermehrung des Umfangs um 100 Seiten bedingt, wodurch aber die Handlichkeit des Werkchens nicht beeinträchtigt worden ist. R.

Partituren des Nibelungenrings. Von Wagner. Mainz, Schotts Söhne.

Zu erstaunlich billigem Preise hat der Mainzer Wagnerverlag nunmehr den ganzen Ring in Payne-Format erscheinen lassen; der Stich ist ungemein klar und übersichtlich. Wir nehmen von dieser Thatsache Notiz, weil sie ohne Zweifel in der gerechten Beurteilung Wagners einen Markstein setzen wird. Die Partituren waren bisher nur auf Umwegen zugänglich; der Anschaffungspreis überstieg das Können der allermeisten Sterblichen. Mit der Verbreitung billiger Partiturausgaben wird das Verständnis für die wirkliche Größe Wagners bedeutend erleichtert, und allen Auslassungen, die ohne Anhalt ins Blaue hinein fabulieren, ist die Spitze abgebrochen. Bald sollen Meistersinger und Parsifal in gleichen Ausgaben folgen, und hoffentlich lassen sich auch die andern Wagnerverleger dazu bestimmen, vor 1913 ihre Rechte durch billige Partituren auszunutzen. Dr. K. Gr.

Gedichte. Von Elimar v. Monsterberg-Münckenau. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig. 1902. M. 2.—

Vorstehende Gedichte, die Ihrer Majestät der Königin von Württemberg gewidmet sind, haben eine junge Dame zur Verfasserin. Seit dem Jahr 1897 hat sie in der „Romanzeitung", „Romanbibliothek", in „Ueber Land und Meer", in den „Fliegenden Blättern" u. a. O. lyrische Produkte veröffentlicht. Hier legt sie uns ihre erste Sammlung vor. Der Gesamteindruck, den Referent bei der Lektüre gewonnen hat, ist ein trefflicher. Fräulein M. ist außerordentlich sprach- und formgewandt. In ihren Gedichten steckt echte Poesie. Deren Grundton ist frohe Lebenslust (vergl. S. 62) gepaart mit tiefem Ernste. Ganz besonders aber charakterisiert sie ein starker männlicher Geist, der gar oft unsre Bewunderung erregt. Diese Eigentümlichkeit ist wohl auch schuld, wenn sie gegen ihr eignes Geschlecht nicht ganz gerecht ist (S. 126 f.); wir möchten ihre Mitschwestern dagegen in Schutz nehmen. Im übrigen wünschen wir der Verfasserin Glück zu ihren Gedichten und hoffen, bald noch mehr von ihr zu hören. E. M.

Wilhelm Steinhausen, ein deutscher Künstler. Von David Koch. Mit 116 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen, Lithographien und Holzschnitten. Heilbronn, Eugen Salzer. M. 3.

Der Frankfurter Meister, der dem deutschen Volke die Kunst eines Ludwig Richter lebendig erhalten und weiter ausgebildet hat, ist in weiteren Kreisen nicht so bekannt geworden, wie es seine echt deutsche, zugleich tiefsinnige und feinfühlige Art wohl verdient hätte. Er hat es meist verschmäht, bei dem lauten Markt der Ausstellungen, auf dem heute die künstlerischen Werte geprägt werden, mitzuthun, und seine in der Oeltechnik immerhin etwas spröde Darstellungsweise hätte auch kaum in einer Zeit, wo koloristische Kniffe als höchste Offenbarungen der Kunst gefeiert werden, auf Beachtung rechnen dürfen. Trotzdem hat er eine andächtige, wenn auch kleine Gemeinde um sich versammelt, und es hat ihm auch nicht an Aufträgen für kirchliche Malereien gefehlt. Ueber den ganzen Umfang, die Tiefe und die Vielseitigkeit seines Könnens sind wir erst jetzt durch die mit großer Liebe geschriebene Biographie Kochs aufgeklärt worden. Neben Richter haben auch M. v. Schwind und Steinle auf Steinhausen eingewirkt. Diese Einflüsse hat er aber in langem ehrlichen Ringen verarbeitet und sich zu einer künstlerischen Persönlichkeit aufgeschwungen, die zwar nicht stark und groß ist, aber doch durch ihren das Milde, Ruhige und Anmutsvolle bevorzugenden Charakter einen sehr erwünschten Ausgleich zwischen Extremen bildet. A. R.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Zweiter Jahrgang. 1902. Heft VI. Monatlich ein Heft im Format 45:30 cm., mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Aßmann, W., Geschichte des Mittelalters von 375 bis 1517. Dritte, neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. L. Viereck. III. Abteilung, erste Lieferung: Die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters (Deutschland, die Schweiz und Italien). Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 1.—

Auerbach, Prof. Dr. Felix, Die Weltherrin und ihr Schatten. Ein Vortrag über Energie und Entropie. Jena, Gustav Fischer. M. 1.20.

Bassenge, Dr. Edmund, Der Streit vor Ilios. Drama nach griechischem Vorbild. Dresden, Holze & Pahl, vorm. E. Pierson.

Bernstein, Dr. Julius, Die Kräfte der Bewegung in der lebenden Substanz. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 80 Pf.

Birt, Theodor, Griechische Erinnerungen eines Reisenden. Marburg (Hessen), N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 3.60.

Björnson, Björnstjerne, Mutters Hände und andere Erzählungen. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. v. Broch. Band 48 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Bleibtreu, Karl, Aspern. Eine Schlachtdichtung. Mit Illustrationen von Ed. Thoeny. München, Albert Langen. M. 5.—

Bodmann, Emanuel v., Neue Lieder. Mit Buchschmuck von Th. Heine. München, Albert Langen. M. 3.—

Boncke, Ewald A., Wort und Bedeutung in Goethes Sprache. Berlin, Emil Felber. M. 5.—

Boy-Ed, Ida, Fanny Förster. Roman. Zweite Auflage. Band 22/23 der Romansammlung „Deva". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—

Carlyle, Thomas, Socialpolitische Schriften. Aus dem Englischen von Friedrich Bremer und Paul Seliger. Zwei Bände. Leipzig, Otto Wigand. M. 10.—

Collin, Chr., Björnsons „Ueber unsre Kraft" und die griechische Tragödie. München, Albert Langen. 75 Pf.

Destinn, Emmy, Sturm und Ruhe. Gedichte. Berlin, Carl Duncker's Verlag. M. 4.—

Dorys, Georges, Abdul-Hamids Privatleben. Mit einem Vorwort von Pierre Quillard. Einzige berechtigte Uebersetzung, mit Illustrationen und einem Faksimile der Handschrift des Sultans. München, Albert Langen.

Greif, Martin, Schillers Demetrius. Das Fragment dazu, ein Nachspiel mit Prolog und rhapsodischem, von vier lebenden Bildern begleitetem Epilog. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. M. 1.—

Hagen, Edmund v., Neuer Hinweis auf die wissenschaftlich-litterarischen Arbeiten des Philosophen Edm. v. Hagen. Berlin, im Selbstverlag des Verfassers. M. 1.—

Herre, Dr. Paul, Europäische Politik im Cyprischen Krieg 1570 bis 1573. I. Teil: Vorgeschichte und Vorverhandlungen. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. M. 4.50.

Holm, Mia, Mutterlieder. Wohlfeile Ausgabe. München, Albert Langen.

Ignotus, Der neue Plan für das juristische Studium in Preussen und seine Bedeutung für die Zukunft der Universitäten. Leipzig, Th. Grieben's Verlag. 80 Pf.

Jensen, Wilhelm, Brandenburg'scher Pavillon hoch! Eine Geschichte aus Kurbrandenburgs Kolonialzeit. Berlin, Emil Felber. M. 2.50.

Jensen, Wilhelm, Die Rosen von Hildesheim. Roman aus der Stauferzeit. Zwei Bände. Berlin, Emil Felber.

Jung, Harry, Hermann Sudermann. Minden i. W., C. Marowsky. 60 Pf.

Kluge, Dr. med., Männliches und weibliches Denken. Ein Beitrag zur Frauen- und Erziehungsfrage. Halle, C. Marhold.

Kulturprobleme der Gegenwart. Herausgegeben von Leo Berg. Band I: Die Ekstase in ihrer kulturellen Bedeutung. Von Prof. Dr. Th. Achelis. — Band II: Die Bodenreform. Von Adolf Damaschke. — Band III: Wir und die Humanität. Von Alfred Klaar. Berlin, Joh. Räde. Abonnementspreis auf 6 bis 8 Bände pro Jahr M. 2.— pro Band; Einzelpreis M. 2.50.

Landen, Artur, Lodernde Gluten. Lieder der Liebe. Berlin, Meusser & Messer.

Leffler, Anna Charlotte, Sonja Kowalevsky. Aus dem Schwedischen. Band 20 der Romansammlung „Deva". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Lenaus sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von O. F. Gensichen und dem Bildnis des Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 2.—

Lenau, Nikolaus, Ausgewählte Dichtungen. Halle, Herm. Gesenius.

Maupassant, Guy de, Unnütze Schönheit und andere Novellen. Aus dem Französischen. Band 47 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Mayer, Dr. F. Arnold, Deutsche Thalia. Jahrbuch für das gesamte Bühnenwesen. I. Band. Wien, Wilh. Braumüller. Gebunden M. 10.—

Meyers Volksbücher. Darwin, Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Aus dem Englischen von Paul Seliger. Zwei Bände (Nr. 1311/19 und 1320/28). Mit 78 Abbildungen. Leipzig, Bibliographisches Institut. Pro Band 90 Pf.

Morandi, Luigi, Die Erziehung Victor Emanuels III. Erinnerungen. Ins Deutsche übersetzt von Dr. Fr. Noack. Mit 10 Abbildungen. Rom, Loescher & Co. M. 3.—

Muellenbach, Ernst, Maria. Roman. Berlin, Emil Felber. M. 4.—

Neurath, Dr. Wilhelm, Gemeinverständliche nationalökonomische Vorträge. Geschichtliche und letzte eigene Forschungen. Herausgegeben von Prof. Dr. E. O. v. Lippmann. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 3.60.

Nitsch, Harry, Dummheiten. Lachende Märchen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Offermann, Alfred Frhr. v., Das Verhältnis Ungarns zu „Oesterreich". Wien, Wilh. Braumüller. M. 4.20.

Paalzow, Dr. Hans, Zur Polenfrage. Der Gebrauch der polnischen Sprache in politischen Versammlungen. Die polnischen Postadressen. Zwei Rechtsgutachten. Berlin, Otto Liebmann. M. 1.60.

Paul, Adolf, Heroische Komödien. Erste Folge: David und Goliath. Der Fall Voltaire. Der Tiger. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 3.—

Perfall, Anton v., Die Hexe von Norderoog. Novelle. Band 50 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Revue de Paris, La, 9e Année. Nr. 13. 15 Juillet 1902. Paris, Prix de la livraison Frs. 2.50.

Ruge, Prof. Dr. S., Columbus. Zweite Auflage. Band 5 von „Geisteshelden". Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 2.40.

Sauer, Dr. Arthur, Der alte und der neue Glaube. Dritter Teil der Triologie: „Götter- oder Menschendienst". Leipzig, Max Sängewald.

Sauer, Emil, Meine Welt. Bilder aus dem Geheimfache meiner Kunst und meines Lebens. Stuttgart, W. Spemann.

Schlossar, Richard, Die beiden Freunde. Dramatisches Gedicht. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—

Schuster, Dr. Georg, Die geheimen Gesellschaften, Verbindungen und Orden. 1. Lieferung. Erscheint in 12 Lieferungen à M. 1.—. Leipzig, Th. Leibing.

Seydl, Dr. Ernst, Also sprach Zarathustra. Eine Nietzsche-Studie. Heft 9 der „Frankfurter Zeitgemäße Broschüren". Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Spanische Unterrichtsbriefe nach der Originalmethode Toussaint-Langenscheidt. Briefe 2 bis 4. Alle 14 Tage erscheint ein Brief à M. 1.—. Vollständig in zwei Kursen à 18 Briefe. Bei Vorausbezahlung des ganzen Werkes M. 27.—. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Spohr, Wilhelm, Multatuli. Auswahl aus seinen Werken. Aus dem Holländischen. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Spohr, Wilhelm, Multatuli. Liebesbriefe. Aus dem Holländischen. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Sternheim, Carl, „Fanale!" Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Stoß, Hermann, Sehnsucht. Tagebuchverse aus der Jugendzeit. Berlin, Wilh. Möller.

Svoboda's Leben und Werke. Ein Gedenkblatt und Mahnwort für die Gebildeten aller Stände. Von Dr. Ed. Lessen. Leipzig, C. G. Naumann.

Szczepanski, Paul v., Eigene Geschichten. Vier Novellen. Zweite Auflage. Band 21 der Romansammlung „Deva". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Szczepanski, Paul v., Moderne Raubritter. Roman. Zweite Auflage. Band 24/25 der Romansammlung „Deva". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—

Tophoff, H., Die Rechte des deutschen Kaisers. Ein staatswissenschaftlicher Versuch. Stuttgart und Wien, Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 50 Pf.

Tschechoff, Anton, Schatten des Todes! Erzählung. Deutsch von K. Holm. Band 51 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Völker der Erde, Die. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker. Lieferung 12. Von Dr. Kurt Lampert. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. Erscheint in 35 Lieferungen zu je 60 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Weltall und Menschheit. Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit circa 2000 Illustrationen, zahlreichen schwarzen und bunten Beilagen. Lieferung 5 u. 6. Vollständig in 100 Lieferungen à 60 Pf. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Comp.

Weltrich, Richard, Wilhelm Hertz. Zu seinem Andenken. Zwei litteraturgeschichtliche und ästhetisch-kritische Abhandlungen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. M. 1.50.

Wickström, Victor H., Was Jesus in Oestersund erlebte. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen. Berlin, Ernst Hoffmann & Co. M. 1.80.

Wiesengrund, Dr. B., Die Elektrizität, ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung. Mit 54 Abbildungen. Für jedermann verständlich kurz dargestellt. 5. Auflage, teilweise bearbeitet von Prof. Dr. Russner. Frankfurt a. M., M. H. Bechhold. M. 1.—

Zola, Emile, Ein Bad und andere Novellen. Aus dem Französischen. Band 49 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

CHAMPAGNE
SÖHNLEIN

Marken:
Söhnlein „Rheingold"
Söhnlein „Carte Blanche"
Söhnlein „Kaisermarke"

Das Magazin für Litteratur

Herausgeber: Franz Philips.
Verlag: A. W. Hayn's Erben, Berlin SW. 12.
Erscheint jeden Sonnabend. — Vierteljährl. 4 Mark.

Das Magazin für Litteratur ist das älteste deutsche Litteraturblatt und steht im 71. Jahrgang. Außer Originalarbeiten in deutscher Sprache — Skizze, Novelle, Roman, Drama — werden hervorragende ausländische Werke in Uebersetzung veröffentlicht. Besonders bemüht sich die Redaktion, die Leser durch Essays, Kritik und Chronik stets über alle wichtigen Neuerscheinungen auf dem Laufenden zu erhalten.

Buchhandlungsreisende

für den Vertrieb leicht absatzfähiger Werke gegen

hohe Provision

gesucht von **Jungvogel & Co.** in **Stuttgart,** Cannstatterstr. 107.

Abonnements auf die „**Deutsche Revue**" nehmen alle Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen. Erstere liefern auf Wunsch das Januarheft gern zur Ansicht ins Haus.

Illustriertes Werk für Bergsteiger, Touristen und Freunde des Bergsports.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Von Innsbruck nach Kufstein.

Eine Wanderung durch das Unterinnthal.

Mit 12 Charakterköpfen nach Zeichnungen von **Eduard Grützner** u. zahlreichen Abbildungen nach photogr. Aufnahmen von **Ludw. Stirner.**

Elegant gebunden Mark 10.—

Geschildert von

Rudolf Greinz.

Die „Innsbrucker Nachrichten" nennen das Buch in einer längeren Besprechung:

Ein Kunstwerk ganz eigener Art.

Wie in einem Kaleidoskop ziehen die einzelnen Ortschaften mit ihren landschaftlichen Reizen, den Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner vorüber. Die Illustrationen sind durchwegs sehr gelungen, und die Vollbilder, welche Charakterköpfe bekannter Persönlichkeiten des geschilderten Landes darstellen, atmen allerwege künstlerische Ausführung. Das vortreffliche Werk wird gewiß viele Freunde des lieblichen Unterinnthales zur Anschaffung veranlassen und keine Familienbibliothek, die ein wahrhaft gediegenes Werk zu schätzen weiß, wird desselben entraten wollen.

Scholastika am Achensee

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

CHOCOLAT SUCHARD

Spezialitäten:

Suchard's Dessert-Chocoladen.
Suchard's Chocolat fondant.
Suchard's Pralinés, Noisettes, Dujas.
Suchard's Cacao (1 K = 200 Tassen).

Letzte Neuheit:

SUCHARD'S MILKA

Vollrahm-Chocolade.

Suchard's Milka besteht aus den feinsten und ausgewähltesten Rohmaterialien und bildet demgemäss ein ebenso leicht verdauliches wie stärkendes Nahrungsmittel ohne gleichen. **Suchard's Milka** ist wegen ihres stark hervortretenden Rahmgeschmacks und ihrer exquisiten Feinheit eine überall gesuchte und beliebte Dessert-Chocolade. Eine Tafel **Suchard's Milka** (100 Gramm) enthält ebensoviel Nährstoff als eine gute Mahlzeit.

ntwortlich für den Inseratenteil: Richard Reiß in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

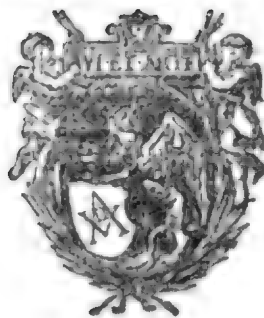
Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Siebenundzwanzigster Jahrgang. Vierter Band
Oktober bis Dezember 1902



Stuttgart und Leipzig 1902 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXVII

(Oktober bis Dezember 1902).

Seite

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kleine Revuen.

Siebenundzwanzigster Jahrgang | Oktober 1902 | Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1902

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Seiden von **Zürich**

haben Weltruf. Hochmoderne Dessins in weiß, schwarz, farbig jeder Art. Unübertroffene Auswahl zu billigsten Engros-Preisen, meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Tausende von Anerkennungsschreiben. Muster franko. Briefporto 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich

Kgl. Hoflieferanten. (Schweiz)

CHAMPAGNE

SÖHNLEIN

SÖHNLEIN & C°

Marken:
Söhnlein „Rheingold"
Söhnlein „Carte Blanche"
Söhnlein „Kaisermarke"

Soeben erschienen:

Die Stabkarten der Marshall-Insulaner von **A. Schück, Hamburg.** Kommissions-Verlag von **H. O. Persiehl, Hamburg.**

37 S. 11 Tafeln. Preis geheftet M. 5.—

Das Magazin für Litteratur

Herausgeber: **Franz Philips.**
Verlag: A. W. Hayn's Erben, Berlin SW. 12.
Erscheint jeden Sonnabend. — Vierteljährl. 4 Mark.

Das Magazin für Litteratur ist das älteste deutsche Litteraturblatt und steht im 71. Jahrgang. Außer Originalarbeiten in deutscher Sprache — Skizze, Novelle, Roman, Drama — werden hervorragende ausländische Werke in Uebersetzung veröffentlicht. Besonders bemüht sich die Redaktion, die Leser durch Essays, Kritik und Chronik stets über alle wichtigen Neuerscheinungen auf dem Laufenden zu erhalten.

Buchhandlungsreisende

für den Vertrieb leicht absatzfähiger Werke gegen

hohe Provision

gesucht von **Jungvogel & Co.** in **Stuttgart,** Cannstatterstr. 107.

Lebensversicherungs- und Ersparnis-Bank in Stuttgart

Alte Stuttgarter — Gegr. 1854.

Versicherungsbestand Ende 1901	M. 626565702
Bankvermögen Ende 1901	„ 197774032
darunter Extra- u. Divid.-Reserven	„ 35048304
Seit Best. zu Gunsten d. Versich. erzielte Überschüsse	„ 99798199
Überschuss in 1901	„ 7714271

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Hinter Pflug und Schraubstock.

Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs

von **Max Eyth.**

2 Bände. 5. Auflage. Elegant gebunden M. 8.—

So hochdramatische Scenen, so reizende Natur- und Menschenschilderungen, so treffliche Bilder aus den verschiedenen Länder[n] ... Buche vereinigt hat, h...

Württ. Wochenblatt für ...

Durch alle Buchhan[dlungen] ...

Rudolf v. Bennigsen.

Von

Heinrich Rickert.

Ein edler Patriot, Rudolf v. Bennigsen, ist in dem stillen Park des Stammsitzes seiner Familie, Bennigsen bei Hannover, zur Erde bestattet worden. Hier hatte er die letzten Jahre, fern von jeder öffentlichen Thätigkeit, in philosophischen und historischen Studien seine Erholung und Erquickung gefunden. Seine Gattin, eine geborene v. Reden, mit der er 48 Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte, war vor ihm dahingegangen. Auch sonst hatten Schicksalsschläge seinen Lebensabend getrübt. An seinem Grabe sprach der mit ihm seit einem halben Jahrhundert verbundene Freund Geheimerat Planck ergreifende Abschiedsworte. „In Bennigsen," so sprach er namens der nationalliberalen Partei, „ist eine der großen Persönlichkeiten aus jener großen Zeit dahingegangen, denen wir die Wiederherstellung Deutschlands, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches verdanken. Nicht nur wir, sondern das ganze deutsche Volk ist ihm dafür zum ewigen Dank verpflichtet. Nur wenigen gewährt das Geschick so reiche Gaben des Geistes und des Herzens, wie dem Entschlafenen, aber wir wollen alle versuchen, ihm nachzueifern in dem selbstlosen Streben für das Allgemeinwohl, indem wir in der Verehrung für den Entschlafenen immer von neuem einen Sporn finden, wie er für das Allgemeinwohl thätig zu sein."

Und in der That — in der deutschen Einheitsbewegung und bei dem Aufbau der deutschen Verfassung hat Rudolf v. Bennigsen dem Vaterlande Dienste geleistet, die nie vergessen sein werden. An seinem Grabe verstummte jedes Gefühl von Bitterkeit und Gegnerschaft, auch diejenigen, die seine politischen Ansichten nicht teilten, mußten sich vor der Vornehmheit seines Charakters und der Lauterkeit seiner Bestrebungen beugen. Bennigsen war kein Volksmann, der die Massen hinzureißen verstand; ein glänzender Redner, suchte er durch klare, schlagende Darlegungen ohne jeden überflüssigen Schmuck die Ueberzeugungen seiner Hörer zu gewinnen. Als einer der Hauptbegründer und Führer des

Nationalvereins verstand er es, alle liberalen Kräfte des deutschen Bürgertums ohne Hervorkehrung der besonderen Verschiedenheiten auf das eine Ziel: die Einheit, Größe und Macht des deutschen Vaterlandes hinzulenken und zu vereinigen. Und als das Schwert dem deutschen Einheitsgedanken freie Bahn geschaffen, da waren es vor allem Bennigsen und Karl Twesten, die für das Verfassungswerk eintraten, um wenigstens den freiheitlichen Bestrebungen eine gesicherte dauernde Stütze zu gewähren. Wenn dabei nicht alle Wünsche in Erfüllung gingen, so mußte man, was im Augenblick nicht zu erreichen war, der Zukunft überlassen.

Eröffnet wurde Rudolf v. Bennigsens öffentliche Laufbahn in seinem engeren Heimatlande Hannover. Als Vertreter der Staatsanwaltschaft und als Richter war er in den fünfziger Jahren in Hannover und Göttingen thätig. Im Jahre 1856 wurde er von der Gemeinde Aurich, wo er Gerichtsassessor gewesen war, in das hannoversche Abgeordnetenhaus gewählt, um gegen die damalige reaktionäre Regierung, die sich eines Staatsstreichs schuldig gemacht hatte, in Opposition zu treten. Der Justizminister v. Borries verweigerte Bennigsen die Annahme des Mandats. Im folgenden Jahre wurde er jedoch an zwei Stellen wiedergewählt, er nahm das Göttinger Mandat an und reichte seinen Abschied aus dem Staatsdienst ein. In der hannoverschen Kammer trat er an die Spitze der Opposition. In dem Kampf gegen das rücksichtslos reaktionäre Regiment Borries hat Bennigsen seine glänzenden parlamentarischen Gaben entwickelt und bewährt. Mit dem Jahre 1859 trat in Deutschland und besonders auch in Hannover die deutsche Einheitsbewegung immer stärker hervor. Man forderte eine Zentralgewalt und ein deutsches Parlament. Daß die reaktionäre hannoversche Regierung davon nichts wissen wollte, ist selbstverständlich. Bennigsen, Miquel und 35 andre Liberale Hannovers erließen damals eine Erklärung, worin die Forderung einer starken Zentralgewalt unter Preußens Führung und einer deutschen Volksvertretung verlangt wurde. Die Regierung antwortete mit dem Beschluß, daß die Unterzeichner dieses Aufrufs eine Anstellung und Begünstigung nicht zu erwarten hätten. Trotzdem wuchs in Hannover und auch in den andern Bezirken des Reichs die nationale Bewegung, und am 15. und 16. September wurde zu Frankfurt a. M. der deutsche Nationalverein gegründet und Bennigsen zum Präsidenten desselben gewählt. Als im Mai 1860 der Harburger Magistrat eine Petition im Sinne des Nationalvereins an die hannoversche Abgeordnetenkammer richtete, da hielt am 2. Mai der Minister v. Borries nach dem Bericht des offiziellen Landtagsblattes folgende Rede: „Die Uebertragung der Militärhoheit und der diplomatischen Vertretung auf Preußen bedeute die Mediatisierung; die Fürsten würden auf jede Weise ihr Recht zu wahren suchen, ja sie könnten durch die Not sogar dahin gedrängt werden, die Allianz auswärtiger Mächte zu suchen.“ Die Antwort auf diese Erklärung war der Heidelberger Protest von Heinrich v. Gagern, Gervinus, Welcker, Vangerow, worin gesagt wird, daß eine Regierung, die in Fragen nationaler Entwicklung auswärtige Hilfe suche, dem Schicksal verfallen sei, das Verrätern gebühre.

Am 7. Mai überreichte Bennigsen diesen Protest dem Präsidenten der Abgeordnetenkammer, und er machte ihn zu dem seinigen. Bennigsen versuchte das hannoversche Königshaus und seine Regierung zu warnen. Aber alles war vergeblich. Das Geschick vollzog sich trotz aller rechtzeitigen Warnungen: Hannover wurde Preußen einverleibt. Man hat Bennigsen einen Vorwurf daraus zu machen versucht, daß er zu Bismarck im Jahre 1866 auf dessen Wunsch in Beziehung getreten ist. Durchaus mit Unrecht. Bennigsen hat gethan, was er konnte, um die Folgen der Handlungen des Königs Georg und seiner Regierung zu verhüten, — daß ihm schließlich Deutschland und seine Zukunft höher stand wie das Schicksal einer einzelnen, vollständig irregeleiteten Dynastie — wer möchte dem Patrioten daraus einen Vorwurf machen? Als Bismarck im Juni 1866 Bennigsen durch den Bürgermeister Duncker an die Spitze einer provisorischen Regierung in Hannover zu treten anbieten ließ, lehnte Bennigsen diese Proposition, wie B. in einem Brief an Lasker sagt, in continenti ab, „er müsse jede weitere Verhandlung darüber verbitten.“ Wenn ein Freund, dem Bennigsen vertraulich von Bismarcks Aufforderung Mitteilung machte, der bestimmten Meinung war, Bismarck habe das Anerbieten nur zu dem Zwecke gemacht, um damit möglicherweise von dem lästigen Einflusse befreit zu sein, den Bennigsen als Präsident des Nationalvereins und liberaler Politiker bereits in Deutschland besaß, — so bemerkt Bennigsen selbst dazu, daß ihm dieser Gedanke nie gekommen und daß er ein durchaus unrichtiges Urteil über Bismarck enthält. Wenn Bennigsen auch ablehnte, an die Spitze der provisorischen Regierung in Hannover zu treten, so hat er doch alles gethan, um die Schäden, die die Annexion für Hannover im Gefolge haben konnte, zu beseitigen. So insbesondere auf dem Gebiet des Verkehrswesens. Bald nach der Annexion trat er mit mehreren politischen Freunden zusammen, um zur Beruhigung der Gemüter dahin zu wirken, die Bahnen, die von der früher hannoverschen Regierung projektiert wurden, auszubauen. So entstand auch die Hannover-Altenbecksche Eisenbahngesellschaft, in deren Verwaltungsrat Bennigsen ebenso wie Graf Münster nebst andern angesehenen Hannoveranern eintrat. Dies hat Bennigsen von seinen Gegnern eine Menge von Verleumdungen eingetragen. Lediglich um das Unternehmen nicht zu gefährden, sind Bennigsen und seine Freunde auf Wunsch der Beteiligten in der Verwaltung geblieben, und sie haben nur Nachteile und Verleumdungen davon geerntet, keinerlei Vorteil.

Für die Ausdehnung des Nationalvereins interessierte sich Bennigsen in hohem Grade. Er scheute zu diesem Zwecke keine Reisen und Mühen. Auf den jährlichen Generalversammlungen war er es vornehmlich, der die Verhandlungen ganz vorzüglich einleitete und führte, er vermochte es, Männer der verschiedensten Richtungen zu dem einen großen Ziele, der Wiedergeburt Deutschlands, zu vereinigen. Schon auf der Heidelberger Generalversammlung im August 1861 konnte Bennigsen in seiner Eröffnungsrede erklären, daß der nationale Gedanke trotz der ungünstigen Verhältnisse auch in Preußen einen Siegeszug gemacht. „Die Zukunft Deutschlands“ — rief er aus — „gehört uns, dem Ge-

danken der Macht und Einheit Deutschlands." Auf dieser Generalversammlung, an deren erhebenden Verlauf ich mich noch gern erinnere, wurden auch die Sammlungen für die deutsche Flotte beschlossen. Sie ergaben ein Resultat von 1 380 000 Mark, die der preußischen Regierung überwiesen wurden. Es wurde von derselben dafür das Panzerschiff Arminius gebaut.

Mit dem Kriege von 1866 wurde der preußische Militärkonflikt geschlossen. Am 27. September 1866 wurde der Landtag vertagt. Unmittelbar darauf erließen 24 Abgeordnete — 15 von der Fortschrittspartei und 9 vom linken Zentrum (Fraktion Bockum-Dolffs) einen Aufruf, in dem sie für die dringendste Aufgabe erklären, der Regierung in ihrer auswärtigen Politik den vollen Beistand der Landesvertretung zu gewähren. Die Opposition gegen die reaktionäre innere Politik der Regierung dürfe nicht hinübergreifen auf das Gebiet der gebilligten deutschen Politik. „In dem großen Moment des Erstarkten und sich Verwirklichenden halten wir keine Partei und keine Maßregel berechtigt, die der deutschen Entwicklung Hindernisse bereitet oder die nötigen Förderungsmittel versagt." Dieser Erklärung, aus der der Geist von Karl Twesten spricht, war der Austritt von Twesten, Forckenbeck, Hammacher, Lasker, Michaelis, Köpell und v. Unruh aus der Fortschrittspartei vorangegangen. Sie war der unmittelbare Vorläufer der neuen nationalliberalen Partei. Mitte November konstituierte sich die Mehrzahl der Ausgeschiedenen unter dem Vorstand v. Hennig, Twesten und v. Unruh als neue Fraktion im Abgeordnetenhause. Sie wollte im Innern eine wachsame liberale Opposition, in der auswärtigen Politik Unterstützung der gebilligten Bismarckschen Politik. Der neuen Fraktion traten nach der Einverleibung der neuen Provinzen die Hannoveraner mit Bennigsen, Miquel u. a., und Kurhessen hinzu. Im konstituierenden Reichstag zählte die nationalliberale Partei einschließlich der Abgeordneten aus den norddeutschen Kleinstaaten 79 Mitglieder. Daß die nationalliberale Partei, insbesondere durch die Arbeiten von Bennigsen, Forckenbeck, Lasker, Miquel und Twesten, der Träger des Ausbaues der großen Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und später des Reichs war, ist bekannt.

Ende des Jahres 1877 suchte Bismarck Bennigsen zum Eintritt in das Ministerium zu bewegen. Bei dieser Gelegenheit und bei den vielen Verhandlungen der speziellen Freunde Bennigsens benahm sich Bennigsen stets offen, loyal und korrekt. Er zeigte sich dabei als zuverlässiger liberaler Mann, dem es nicht darauf ankam, Minister zu werden, der nicht die Neigung hatte, als einzelner sich in einem konservativen Ministerium verbrauchen zu lassen. Einzelne Vorgänge aus dieser Zeit und die spätere Spaltung der nationalliberalen Partei will ich einem zweiten Artikel vorbehalten.

Die Diplomatin.

Skizze

von

Mite Kremnitz.

In der Villa des englischen Generalkonsuls in Jassy hatte ein Diner stattgefunden; die Gäste waren soeben fortgefahren.

Sir Frank und Lady Pangray saßen in den noch hell erleuchteten Räumen und plauderten in angenehmster Stimmung über die gut verlaufene Festlichkeit — der Koch hatte sich wieder einmal selbst übertroffen —, als ein heftiges, lang anhaltendes Klingeln an der Eingangsthüre sie aufschreckte.

„Jemand wird seinen Stock oder seine Ueberschuhe vergessen haben," beruhigte der gemütliche Sir Frank seine Frau, da Lady Pangray schaudernd meinte, die Glocke habe wie ein Notschrei geklungen.

In demselben Augenblicke hörte man verhaltenes Schluchzen, und etwas jagte die Treppe herauf — ob Mann, ob Weib ließ sich anfangs nicht unterscheiden, ein menschliches Wesen, mit einem kleinen Kinde im Arm, lag plötzlich vor der erschrockenen Lady auf den Knieen und flehte in englischer Sprache:

„Retten Sie mich, um der Barmherzigkeit Christi willen! Er verfolgt mich! Verstecken Sie mich!" Ehe sie ausgesprochen hatte, sprang sie — denn es war eine Frau — wieder auf und verbarg sich hinter einem Wandschirm.

Zwei Diener, die unten von der Frau beiseite geschoben worden, waren ihr auf dem Fuße gefolgt; Lady Pangray schickte sie durch eine Handbewegung fort, während Sir Frank sich scheinbar noch nicht von seinem Erstaunen erholt hatte.

„Ich kenne Sie nicht, aber Sie sehen gut aus, Sie werden eine Landsmännin retten!" fing die Frau von neuem an, während sie durch Hin- und Herwiegen das stöhnende Kind zu beruhigen suchte.

Lady Pangray sah unwillkürlich auf die feingeformte Hand, an der ein breiter Ehering glänzte; es war also kein unglückliches, verlassenes Mädchen, das vor ihr stand, sondern eine Frau. Aber wie sah sie aus! Nichts als ein langes Nachthemd über den schlanken Körper und eine zerlumpte alte Bettdecke, mit der sie sich und das Kind verhüllte; die nackten Füße steckten in großen Filzschuhen. Das glatt aus dem jungen Gesicht gekämmte Haar war goldig blond, und große blaue Augen starrten wie irr um sich.

„Befehlen Sie, daß man niemand einläßt," flehte sie von neuem, „und geben Sie mir ein wenig Milch für Baby!"

Lady Pangray klingelte nach der Jungfer und erteilte die nötigen Weisungen, ließ eigenhändig die Rouleaux herunter, damit man nicht von außen in die hellerleuchteten Zimmer blicken konnte; Sir Frank gab den klugen Rat, den Eindringling lieber in das Fremdenzimmer zu führen. Die Jungfer brachte dorthin

einige Kleidungsstücke, während der Generalkonsul zu seiner Frau sagte: „Bitte, sei recht vorsichtig! Vielleicht ist sie mit einem Inländer verheiratet und ihm davongelaufen! Das würde mir große Scherereien mit den hiesigen Behörden eintragen, dann dürfte ich sie gar nicht schützen!“

„Aber ich!“ fiel Lady Pangray energisch ein. „Ich kenne eure dummen diplomatischen Gepflogenheiten nicht und verachte sie! Wenn es sich um eine Verfolgte, noch dazu um eine Landsmännin handelt, bin ich nur Mensch und Christ!“

„Dann schaff sie mir vor allen Dingen aus den Augen, Mary,“ entgegnete er. „Ich befehle dir sogar, die Abenteuerin sogleich fortzuschicken!“ Sie sah ihn starr an; in demselben Augenblicke aber hörte auch sie, was er mit feineren Sinnen schon früher vernommen hatte, daß ein Wagen in den Hof eingefahren war.

Noch ehe die Thüre unten geöffnet wurde, hatte die Jungfer den Dienern den Bescheid gebracht, daß die Herrschaften bereits schliefen. Der Polizeipräsident hinterließ, daß er sich morgen früh erlauben würde, wiederzukommen. Lady Pangray stand horchend oben im Treppenflur, hinter ihr die junge Frau. „Ist er es? Ist er es?“ flüsterte sie schaudernd. „Nein, das wagt er doch nicht! Eingeschlossen hatte er uns und alle meine Kleidungsstücke mit sich genommen! Aber das Fenster ist niedrig — dreimal im Lauf der letzten Wochen war ich schon hinaus und über den tiefen Schnee des Hofes gelangt, auf der Straße jedoch holte er mich ein —, an meinen Haaren hat er mich zurückgeschleift und dann mißhandelt — o, es ist ein Wunder, daß ich noch lebe — und nun erst mein armes Kind!“ sie schluchzte auf.

„Ist Ihr Mann ein Moldauer?“ fragte Lady Pangray.

„Nein, ein Zigeuner, denken Sie nur, ein Zigeuner aus dem Tatarasch, dem Zigeunerviertel! Und dort wohnten wir mit seinen Eltern und seinen fünf verheirateten Geschwistern zusammen in einem kleinen Hause — was sag' ich Haus, ein Ameisenhaufen ist es! Und böse und roh sind diese Leute — Sie können es sich gar nicht vorstellen! Es sind Wilde! Am ersten Tage nahm seine Mutter mir schon meinen Pelzmantel fort, es schicke sich nicht, daß ich einen trüge, wenn sie keinen besäße! Seine Schwestern fielen über meine Kleider und meinen Schmuck her und rissen sich darum ...“ In ihrer Aufregung sprach die Frau fort und fort, so daß Lady Pangray erst nach fünf Minuten die Frage stellen konnte, die ihr auf der Zunge brannte: „Aber wie in aller Welt sind Sie, eine gebildete Engländerin, in solche Familie geraten?“

„Aus Liebe!“ sagte sie bitter, „aus Verblendung, durch die Musik!“

„Morgen müssen Sie mir das alles erklären, heute sind Sie zu überregt! Genießen Sie etwas, und schlafen Sie. Sie sind hier vollkommen sicher,“ entgegnete die Lady und verließ ihren Gast.

Sie selbst aber schlief nicht. Sie überlegte hin und her, wie sie die Frau schützen könnte. Sir Frank war gut, aber er war auch korrekt und würde um einer Fremden willen nicht einen Verweis seiner Regierung riskieren, der ihm

sicher war, wenn es zu einem Konflikt mit den moldauischen Behörden käme — sie entsann sich eines ähnlichen Falls vom belgischen Konsulate; eine dort Schutz suchende Frau war dem Gatten sofort wieder ausgeliefert worden! Die Engländerin aber, die heute nacht beinah nackt sich mit ihrem Kinde durch den hohen Schnee geflüchtet hatte, würde sich eher umbringen, als zu ihrem Manne zurückkehren! Lady Pangray war erfahren genug, um zu wissen, daß ihr Haus sicherlich schon von Geheimpolizisten bewacht wurde, und die Fremde verloren sei, sowie sie die Schwelle überschritte; es war also unmöglich, sie bei Bekannten unterzubringen. Auf dem Konsulate durfte sie mit Sir Franks Wissen aber auch nicht bleiben, wohin sollte Lady Pangray sie verstecken? Wäre es nicht so kalt gewesen, hätte sie den Heuboden oder die Dachkammern zur Verfügung gehabt.

Unter der zahlreichen Dienerschaft des Hauses gab es nur eine zuverlässige Person, die Jungfer!...

Als Lady Pangray aus ihres Mannes ruhigen Atemzügen ersehen, daß er fest schlief, schlich sie also zur Jungfer. Sie gab ihr gleich einige Goldstücke als Schweigegeld und weihte sie in ihre Pläne ein. Nellie war schnell von den Argumenten ihrer Herrin überzeugt, da es galt, eine Frau gegen das ruchlose Männergeschlecht zu schützen, die Heimlichkeit übte auch ihre magische Anziehung aus — kurz, die Lady konnte nach einer halben Stunde erleichtert in ihr Bett zurückschleichen.

Am nächsten Morgen weckte die Jungfer sie mit der Nachricht, die Fremde, die gestern abend solchen Aufruhr im Hause veranlaßt habe, sei verschwunden, sie habe aber im Fremdenzimmer einen Brief an die Dame zurückgelassen. Lady Pangray durchflog ihn und reichte ihn dann ihrem Manne, während sie bewegt sagte: „Die Unglückliche!“

Sir Frank las, daß Ellen Rickern der Generalkonsulin innig danke, aber das Haus verlasse, um ihrer Wohlthäterin keine Unannehmlichkeiten zu bereiten; im Schutze der dunkeln Nacht hoffe sie zu entkommen — wenn nicht, würde sie mit ihrem Kinde lieber sterben, als zu ihrem Manne zurückkehren. Sir Frank wiederholte den Namen Rickern zweimal, dann fragte er seine Frau: „Hieß denn nicht der große Geigenkünstler, den uns der Polizeipräsident neulich auf seiner Soiree produzierte und den alle Damen anhimmelten, Rickern?“

Jetzt fiel der Name auch der Lady ein; zu Rickerns in der nächsten Woche stattfindenden Konzerte hatte sie sogar Billette genommen. Ganz Jassy schwärmte von diesem Künstler, der, wenn er die Geige nicht im Arm hatte, ein häßlicher, gänzlich ungebildeter Zigeuner sein sollte, dessen Aufgeblasenheit lächerlich wirkte.

„Gut, daß wir beide aus dieser Geschichte heraus sind, die wird viel böses Blut machen,“ sagte Sir Frank und sah seine Frau etwas ironisch an. Sie schwieg.

Im Laufe des Vormittags kam der Polizeipräsident sowie der erste Rechtsanwalt der Stadt, als Vertreter Rickerns, zum englischen Generalkonsulate: Der geniale Künstler, von dessen Ehe bisher niemand etwas gewußt hätte, sei untröstlich über die ihm von seiner Frau in einem Augenblick der Geistesverwirrung

angethane Schmach; er fordere seine Gattin mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zurück. Sir Frank entgegnete, daß gestern abend allerdings eine junge Engländerin mit einem Kinde Zuflucht im Konsulate gesucht, dasselbe aber vor Morgengrauen bereits heimlich wieder verlassen habe, mit Zurücklassung eines Briefes — er zeigte diesen. Der Polizeipräsident glaubte natürlich kein Wort dieser Erzählung; das Haus war bewacht worden, und seine Leute hätten niemand entkommen lassen; der Anwalt bat sich den Brief aus, um die Echtheit der Namensunterschrift durch den Ehemann prüfen zu lassen. Sir Frank erkundigte sich nach den Familienverhältnissen Rickerus; cynisch lachend erzählte der Advokat, sie seien allerdings über alle Begriffe widerliche, und er persönlich wünsche der jungen Frau, daß sie entkomme — man habe ihm aber alles, was er nur fordern wolle, geboten, damit er sich der Sache annehme. Rechtlich läge der Fall auch ganz klar; die Ehefrau sei schuldig, denn sie habe mit dem Kinde das Domizil des Gatten ohne seine Einwilligung verlassen! ... Dieser Gatte, der Künstler, sei vor zwei Jahren auf Kosten eines Mäcens zu seiner Ausbildung nach Leipzig geschickt worden, dort habe er die Engländerin kennen gelernt; andre als rein musikalische Bildung habe er aber vom Auslande nicht mitgebracht. Vater Rickeru sei Chef einer Zigeunerbande, die seit fünfzig Jahren bei allen festlichen Gelegenheiten in den Häusern der Bojaren aufspiele. Auch er sei musikalisch sehr begabt und verfüge über einen schönen Tenor; den Begriff des Mein und Dein habe weder er noch die Seinen. Dagegen huldige die ganze zahlreiche Familie, Männlein wie Weiblein, dem Weingenusse; im Trunke käme es unter den sonst zärtlichen Verwandten oft zu Zank und blutigem Streit ...

Der Anwalt gefiel sich darin, dies Milieu höchst ergötzlich zu schildern; er betonte dabei, daß unter diesen Leuten trotz allem der Begriff der Elternautorität sehr fest stehe. Vater und Mutter Rickeru hielten sich für berechtigt, der Frau ihres Sohnes alles fortzunehmen, um es für sich zu verwenden. Die junge Frau hätte kürzlich ihr Geld aus England erhalten sollen, da es ausgeblieben, hätte die Familie sie beargwöhnt, hieran schuld zu sein und sie streng bewacht; sie habe schon früher öfters gedroht, daß sie entfliehen würde.

„Giebt der Künstler etwa vor, seine Frau noch zu lieben?“ fragte der Generalkonsul spöttisch.

„Seitdem sie entflohen ist, ist er wie irr! Seine Schwestern behaupten, er würde sich aus Verzweiflung umbringen!“

Bei Tisch erzählte der Generalkonsul seiner Frau: Rickeru liebe seine Frau so abgöttisch, daß er ohne sie nicht leben könne. Lady Pangray erwiderte gleichmütig: es würde ein wahres Glück sein, wenn er sich umbrächte, denn ein gemeiner Mensch weniger auf Erden, sei schon ein Gewinn!

„Du vergißt sein Talent!“ warf Sir Frank neckend ein.

„Talent ohne sittlichen Charakter bringt den Mitmenschen doppelten Fluch! Und nun gar musikalisches Talent, das sich so tief in die Herzen einschmeichelt! Tolstoj hat mir in der Kreuzersonate ganz aus der Seele gesprochen, wenn er die Wirkung der Musik als verderblich schildert! Diese kleine, unwissende

Engländerin hat sich in das Talent des Zigeuners vernarrt und ihm alle ethischen Eigenschaften angedichtet! Sie hat in Leipzig auch Musik studiert — natürlich ohne Erfolg —, und daher staunte sie seinen phänomenalen Strich doppelt an! Das hübsche Kind hat ihm gefallen — er ist ein schwarzer Teufel, sie eine blonde Heilige! — Eine weltunkundige Tante von ihr bemutterte sie, Eltern hatte sie nicht mehr, und die Tante war die echte englische alte Jungfer, die noch nie Menschen gesehen hatte, die nicht allsonntäglich zur Kirche gehen. Sie ließ sich gern einreden, daß Rickeru ein zweiter Joachim, von dem ihre Zeitungen gerade schwärmten, sei; sie zog nicht einmal die oberflächlichsten Erkundigungen über dies Genie ein, sondern gab ihren Segen zur Heirat."

Sir Frank fragte nicht, woher seine Frau diese Einzelheiten erfahren habe, sondern ließ sie ruhig weiter erzählen, da es ihn interessierte, wenn sie so undiplomatische Sprache führte; hatte er sich doch auch am Vormittag nicht über das Kindergeschrei verwundert! —

„Mit zwei so thörichten Frauen hatte Rickeru natürlich leichtes Spiel. — ‚Graf' nannte er sich auch noch, und du kennst die englische Vorliebe für Rang und Stand. Solange der Musikant verliebt war und das Paar in anständiger Umgebung in Leipzig lebte, ging alles herrlich! Diese Zigeuner haben ein unglaubliches Anpassungsvermögen! Aber einmal mußte er doch in seine Heimat zurück! Schon am Bahnhof, wo die junge Frau von einer schreienden, buntbebänderten Kohorte empfangen wurde, war sie einer Ohnmacht nahe, nun erst, als sie die Behausung der Schwiegereltern sah! Und ihr holder Gatte war auf heimatlicher Erde gleich wie ausgetauscht: all sein bißchen Firnis bröckelte ab! Nach vierzehn Tagen waren der jungen Frau auch die letzten Schuppen von den Augen gefallen; sie fühlte sich wie verraten und verkauft, verstand kein Wort der Landessprache, kannte keine Seele in der fremden Stadt! Da schrieb sie ihrer Tante, sie möchte ihr poste restante unter ihrem Mädchennamen so viel Geld schicken, daß sie mit ihrem Kinde bis nach England gelangen könnte! Diesen Brief fing der Gatte ab! Wutschnaubend trat er ihr entgegen — das übrige wirst du dir denken können; er wollte ihr sogar das fünfmonatliche Kind fortnehmen und mißhandelte es vor ihren Augen, um sie doppelt zu quälen — ich kann es dir nicht einmal erzählen, was sie alles erduldet hat!"

Sir Frank warf ein, ihr Leichtsinn sei freilich zu hart bestraft worden — aber Lady Pangray brauste beim Wort „Leichtsinn" auf. Das wäre keiner! Jedes Mädchen der guten Gesellschaft würde leider dazu erzogen, an die im Himmel geschlossenen Ehen zu glauben und nur ihr unkontrolliertes Gefühl zu befragen! Eine Neigungsheirat gelte immer als das höchste, und die Jugend liebe eigentlich nur die Liebe, kein bestimmtes Individuum! Der Generalkonsul fragte, ob von des Zigeuners Seite nicht auch Geldinteressen im Spiel seien?

„Natürlich," antwortete seine Frau. „Sie meint zwar — denn sie idealisiert ihn immer noch —, er habe Millionen in seinem Geigenstrich — aber derweil hat *sie* doch ein angenehmes Einkommen. Das Kapital ist glücklicherweise in England geblieben."

„Ist sie aber auch ganz von ihrer Liebe geheilt?“ fragte der ungläubige Sir Frank.

„Ganz und gar! Sie schämt sich sogar ihrer!“

„Wenn du dich nur nicht irrst,“ entgegnete er. „Du kennst doch deinen Molière und weißt, wie es denen ergeht, die sich zwischen zwei Ehegatten stellen? Ich sehe dies Paar schon innig versöhnt, Arm in Arm spazieren gehen! Man kann die Menschen nie für charakterlos genug halten! Im übrigen bin ich gespannt, Mary, wie du diese Sache zu Ende führen wirst! Dank wirst du nicht davon haben!“

Lady Pangray war noch gespannter als Sir Frank, wie sie es möglich machen sollte, die unglückliche Frau nach England zu schaffen!

Der Rechtsanwalt Rickerus war wiederum erschienen, hatte den Brief zurückgebracht und spöttisch lächelnd erzählt, der Künstler habe laut weinend seiner Gattin Handschrift erkannt und mit Küssen bedeckt! Ferner teilte er mit, die Polizei habe die Umgebung der Stadt abgesucht, aber weder Frau noch Kind gefunden; auf dem Bahnhofe lauere Rickeru abwechselnd mit seinen Brüdern beim Abgange der Züge der Vermißten auf. Sir Frank sagte, nach Nachrichten, die ihm unter der Hand zugegangen seien, wäre die Gesuchte bereits in Odessa erkannt worden, sie scheine über die russische Grenze entkommen zu sein. Der Advokat entgegnete, daß sich in Jassy das Gerücht erhalte und verbreite, Frau und Kind seien im englischen Generalkonsulate versteckt; auch habe Lady Pangray geschworen, die Landsmännin nicht auszuliefern! Der Fall würde bereits auf das nationale Gebiet hinübergespielt, und einige Zeitungen äußerten laut ihr Befremden über die Anmaßung, mit der auswärtige Vertreter in der Moldau sich in interne Angelegenheiten einzumischen schienen! ... Der Anwalt versicherte, daß er persönlich diesen Verleumdungen natürlich energisch entgegentrete! ...

Als Sir Frank seine Frau von diesen Gerüchten in Kenntnis setzte, bemächtigte sich ihrer doch eine gewisse Bangigkeit; sie hatte schon an ihrem eignen Dienstpersonal und am Gruß der Leute auf ihren Morgenspaziergängen gemerkt, daß sich eine Art Stimmung gegen sie bildete. Sie war keine feige Frau, aber sie durfte die Rücksicht auf ihren Mann und seine Stellung nicht aus den Augen verlieren. Darum äußerte sie ihren moldauischen Bekannten gegenüber ganz unverhohlen ihren Aerger über diese ungerechten Anschuldigungen und sprach von der Möglichkeit, daß sie auf einige Wochen nach Hause reise, bis das Gerede sich gelegt habe. Zugleich stellte sie ihre Morgenspaziergänge ein und fuhr nur noch abends im Dunklen aus, von ihrem Lieblingshunde begleitet, für den sie, da er sehr frostig war, einen Fußsack, in den er ganz hineinkroch, bestellt hatte. Auch mied sie die üblichen Promenadenwege und fuhr immer auf der einsamen Chaussee der österreichischen Grenze zu. Zweimal bestieg sie sogar, da sie sich verspätet hatte, den Zug in Paschkani und fuhr mit der Eisenbahn nach Jassy zurück, während ihr Wagen einige Stunden später leer heimkehrte. Den großen Fußsack mit dem Hunde trug sie immer selbst, das Tier wäre bissig, sagte sie,

wenn ein Diener ihn ihr abnehmen wollte; die Leute auf dem Bahnhofe lächelten über die originelle Engländerin.

So war der Abend, an dem Rickeru sein erstes großes Konzert gab, herangekommen; ganz Jassy hatte sich vorgenommen, ihn doppelt zu feiern, da er so unglücklich und das Opfer einer herzlosen Ausländerin geworden war! Lady Pangray hielt es für taktvoller, ihr Konzertbillet nicht zu benutzen, Sir Frank jedoch setzte sich ostentativ in die erste Reihe der Zuhörer und applaudierte lebhaft.

Um acht Uhr abends ließ Lady Pangray anspannen und fuhr wie gewöhnlich, in Pelze gewickelt, den Hund im großen Fußsack neben sich, auf der einsamen Chaussee der österreichischen Grenze zu. Vorm Einsteigen hatte sie bereits durch die Jungfer sagen lassen, der Kutscher solle am Bahnhof Paschkani halten, sie würde wieder mit dem Zuge heimkehren.

Nach zweistündiger Fahrt hielt der Wagen vor dem Stationsgebäude; die Lady stieg aus; sie trug wie immer den großen Fußsack in der rechten Hand. Am Schalter angelangt, forderte sie aber kein Billet nach Jassy, sondern eins nach Wien — der Eilzug sollte in fünf Minuten durchfahren. Da sie kein Gepäck hatte, konnte sie noch mitkommen. Regungslos saß sie allein im Coupé des Schlafwagens; der Fußsack lag neben ihr, bis sie an die Grenzstation gelangte. Dort legte sie ihn auf den Fußboden und steckte vorsichtig die Spitzen ihrer Schuhe hinein. — Paß und Billet hatte sie dem Kondukteur eingehändigt...

Endlos schien der Aufenthalt. Sie stellte sich schlafend, als der Zollbeamte zur Untersuchung des Gepäcks bei ihr eintrat. Sie hatte nicht einmal eine Handtasche — das schien ihm aufzufallen!

Eine lange Unterhaltung entspann sich vor ihrer Thür; sie verstand kein Wort der Landessprache; aber ihr war, als müßte sie vor Angst das Bewußtsein verlieren! Endlich ein Pfiff — langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Fünf Minuten blieb sie noch regungslos, dann spähte sie um sich: sie durfte sich für gerettet halten! Vorsichtig nahm sie den Fußsack in die Höhe, griff hinein und holte ihr schlafendes Kind heraus, betastete es, behorchte seinen Herzschlag, fühlte ihm den Puls — Gott sei Dank, das Schlafmittel hatte nicht zu stark gewirkt! Die Angst vor der Entdeckung war doch noch geringer gewesen als die Angst, daß die dem Kind eingegebene Dosis Chloral zu stark hätte wirken können!

Von Wien aus sandte Ellen Rickeru das erste Telegramm an ihre Wohlthäterin.

Wie die Frau mit dem Säugling hatte entkommen können, obgleich die Polizei an der Grenze besonders auf kleine Kinder achtete, blieb unaufgeklärt. Lady Pangray setzte die Abendfahrten in Begleitung des Fußsacks mit ihrem frostigen Hund noch einige Tage fort. Von der Grenze aus war zwar gemeldet worden, Lady Pangray habe das Land verlassen; da man sie aber täglich in der Residenz erblicken konnte, ärgerte sich der Polizeipräsident nur über die Thorheit seiner Unterbeamten, die augenscheinlich mal wieder zwei ausländische Namen verwechselt haben mußten.

Der Zigeunerkünstler reichte schließlich die Ehescheidungsklage gegen seine verschollene Frau ein; sie hatte nie wieder von sich hören lassen.

Viel später erzählte man sich, ihr Sohn habe nie erfahren, wer sein Vater sei. Das hervorragende Musiktalent, das er von ihm geerbt hatte, wurde nicht ausgebildet, denn seine Mutter erklärte wie Lady Pangray, meist sei die Wirkung der Musik auf die Seelen höchst verderblich! —

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Der französische Krieg.

Im Juli 1870 lag Europa anscheinend im tiefsten Frieden. Napoleon war in St. Cloud, der König in Ems, Bismarck in Varzin — und ich mit Familie in Borkum.

Als die ersten beunruhigenden Nachrichten kamen, schrieb ich an mein Ministerium, man möge mich benachrichtigen, falls man mich brauchte; meine Hoffnung aber war, Napoleon würde mich weiter in den Fluten der Nordsee schwelgen lassen. Bismarck selbst sagte mir bei einem Spaziergang in Herny, er habe nicht geglaubt, daß die Franzosen so rasch anbeißen würden.

Am 15. Juli, bei anbrechendem Tage, brachte mir ein Fischerboot aus Emden die Ordre zur Rückkehr, und eine Stunde später ging ich mit demselben Boot in See und erreichte am Nachmittag Emden. Hier war schon die Sorge lebendig, daß die Franzosen einen Landungsversuch machen könnten; in Oldenburg sah man unsicher und ungewiß in die nächste Zukunft; in Bremen gingen die Wogen des patriotischen Eifers hoch, obgleich der überseeische Handel von den Kriegsaussichten schwer bedroht schien; in Hannover klang die Begeisterung in stolzen Tönen durch Stadt und Land; Berlin war voller Enthusiasmus und in energischer Thätigkeit.

Es ist eine Freude, in solchen Zeiten zu leben, und ein unermeßliches Glück, thätig darin mithelfen zu können. Wie viele gute und tüchtige Männer haben

ihre Kräfte in kleiner Zeit an kleinen Zielen verbrauchen müssen, ohne jemals vor einen großen Moment gestellt zu werden.

Vor uns lag das Ziel klar, und die Mittel waren gegeben; wir waren vorbereitet bis zur äußersten Anspannung unsrer Kräfte und durften mit gutem Vertrauen in den Kampf gehen.

Der Kronprinz beantragte meine Ernennung zu seinem Chef des Stabes; das fand Widerspruch bei Moltke, der mit Recht erklärte, Blumenthal sei nicht anders zu plazieren, und es sei unmöglich, ihn beiseite zu schieben. Der Kriegsminister aber gab der Sache die längst gefürchtete Wendung durch die Erklärung, ich sei der einzige General, der die Verpflegung im Kriege leiten könne. So wurde ich zum General-Intendanten der Armee ernannt.

Wenn ich nun auch als General-Intendant ein Mitglied des großen Hauptquartiers wurde und sozusagen zu den Oberhofchargen gehörte, so fehlte meinem Posten doch jedes militärische Element. Ich war reiner Verwaltungsbeamter, und meine Thätigkeit, die ich mir nie anders als vor dem Feinde gedacht hatte, mußte sich hinter unsrer Front abspielen.

Ich war von 1866 her daran gewöhnt, die militärischen und politischen Aktionen aus guter Perspektive und sehr gut informiert beobachten zu können; hier fragte mich niemand um meine Ansicht, und von dem Gange der Operationen erhielt ich zunächst nur so weit Kenntnis, wie das Verpflegungswesen dadurch direkt berührt wurde.

So hatte ich vielerlei Entsagung zu üben.

Mein Trost lag in der großen Arbeit und in der ungeheuren Verantwortlichkeit meiner Aufgabe. Man hat auch meine Leistungen vielfach anerkannt, zumal in den Tagen von Sedan und bei der Uebergabe der Festungen; und doch wäre ich gerade an diesen entscheidendsten Punkten mit all meiner Kunst ganz elend gescheitert, wären wir nicht in ein so reiches Land hineinmarschiert, in dem wir die volle neue Ernte vorfanden. Ohne das wäre es mir unmöglich gewesen, die Armee z. B. auf ihrem Rechts-Abmarsch nach Sedan zu verpflegen; die General-Intendantur hat also hier ebensoviel Glück gehabt, wie wir überhaupt bei unsern Operationen entwickelten.

Ich hatte schon jahrelang die Idee verfolgt, für die Beschaffung der Lebensmittel ein einziges großes Konsortium zu bilden, hatte auch in einem Promemoria diese Pläne niedergelegt. Da aber im Ministerium alles von unten herauf und nichts von oben herunter gearbeitet wurde, so gelang es den Herren Geheimeräten, meine Arbeit totzuschreiben. Von dem kranken Minister selbst erfuhr ich, wie schon bemerkt, in den vier Jahren meiner Thätigkeit wenig Förderung für meine organisatorischen Pläne, und es gehörte eine himmlische Geduld dazu, trotz aller Schwierigkeiten, die das allgemeine Kriegsdepartement überall bereitete, weil es eben nicht geleitet wurde, die allgemeinen Ziele nicht aus dem Auge zu verlieren.

Das aber hatte ich in dieser Zeit erreicht, daß meine Leute wußten, was ich wollte; so durfte ich wenigstens auf gefügige Werkzeuge rechnen. Trotzdem

aber habe ich in meiner neuen Stellung bald ganz aufgehört, mit den Intendanturen direkt zu verkehren, sondern schrieb an die Oberkommandos, die mir auch stets willfahrten, weil sie Vertrauen zu mir hatten.

Ich hielt mich nur wenige Tage in Berlin auf. Da sämtliche Eisenbahnen sofort für die Truppentransporte in Anspruch genommen wurden, am Rhein aber eine Mißernte war, so war zu fürchten, daß die aufmarschierenden Truppen an Nahrungsmangel leiden würden. Ich hielt also meine Anwesenheit im Zentralpunkt der Ausschiffung für sehr notwendig und begab mich, noch ehe meine eigne Mobilmachung vollendet war, nach Mainz. Ich schrieb von dort:

An meine Frau.

Mainz, 25. 7. 70.

„Ich bin nach fast vierundzwanzigstündiger Fahrt hier angekommen, habe mich dann gleich in den Strudel der Geschäfte gestürzt und nach dem Rechten gesehen. Auch habe ich den teils abgearbeiteten, teils unsicheren Gemütern Vertrauen eingeflößt und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß meine Reise hierher von großem Nutzen gewesen; hier waren die Verpflegungselemente schon aneinandergeraten.

Große Freude hat mir die Besichtigung der Dinge in Bingen gemacht, dort war alles im guten Gange und recht durchdacht. Es ist sehr dürr und sehr heiß; und eine elende Ernte steht bevor; nach Frankreich hinein soll es ebenso aussehen. Jetzt will ich nach Ludwigshafen gehen.“

*

Mainz, 26. 7. 70.

„In Ludwigshafen hat die badische Regierung auf meine Requisition von Berlin aus Magazine eingerichtet; die Bayern sind mit den ihren noch nicht weit gekommen. Aber das Approvisionnement von Mainz gewährt eine gute Aushilfe. Der Gouverneur Prinz Holstein stellt es mir auf meine Verantwortlichkeit zur Disposition.

Ueber diesen Prinzen bin ich nie klar geworden. Sein ganzes Leben, seine Mittel und seine Erziehung befinden sich im vollsten Widerspruch zu seiner Stellung als Prinz. Eigentlich hat er immer Gutes geleistet, aber bis auf die Kronprinzessin, die einen förmlichen Kultus mit ihm treibt, vertraut ihm niemand so recht. Die Armee kennt ihn nur aus dem Wirtshaus, bei der Bevölkerung von Mainz scheint er sehr beliebt.

Von allen Corps stoßen die Spitzen hier zusammen; man dirigiert den Aufmarsch der Armeen von Berlin aus, und bis dahin fühlt man natürlich keine Reibung. Schließlich geht auch hier alles glatt, weil die Menschen vernünftig sind und voll vom besten Willen.

In Mannheim fühlt man die Nähe des Feindes. Ueberall Sorgen und Vorkehrungen für den Fall seines plötzlichen Vorbrechens. Im übrigen aber

gesunde Begeisterung und festes Vertrauen auf die Zukunft. Jetzt zeigt sich mit Macht, was es heißt, ‚ein Volk in Waffen‘.“

*

Mainz, 27. 7. 70.

„Ich bin hier nicht übermäßig beschäftigt, aber doch den ganzen Tag in Anspruch genommen; es ist gut, daß jemand da ist, der Verantwortungen übernehmen kann, denn die Verpflegung spielt eine große Rolle für die moralische Stimmung in der Armee, und es ist eine schlechte Basis, wenn hierin nicht vom ersten Tage an Ordnung herrscht.

Während ich in Berlin zu den gut unterrichteten Leuten gehörte, bin ich jetzt nur auf Zeitungen angewiesen. Heut aber kommt schon Prinz Friedrich Karl und damit ein Zentralpunkt für die hiesigen Operationen.

Die bisherige Unthätigkeit der Franzosen hat die Gemüter außerordentlich beruhigt.

Von Dir bin ich zu meinem Kummer immer noch ganz ohne Nachricht und weiß nicht einmal, wo meine Gedanken Dich zu suchen haben. Daß ich selbst noch mal nach Berlin komme, erscheint mir mehr wie unsicher, denn die Reise ist langwierig wegen der überlasteten Eisenbahnen, und hier giebt es Arbeit genug. Ist denn Otto wenigstens dort und bekümmert sich um Pferde und Leute?“

*

Mainz, 29. 7. 70.

„Ich habe Sehnsucht nach Umgebung und Hilfe und wünschte, Otto wäre hier mit meinen Sachen. Ich sitze den ganzen Tag still auf meiner Stube, empfange und schreibe Telegramme, höre eine Menge Menschen und bin wütend auf die Intendanturbeamten.

Diese Herren sind in Berlin zusammengetreten und haben beschlossen, sich gemeinsam mir entgegenzustellen, weil meine Ansichten über Armeeverpflegung falsch seien. Ich glaube, zum zweitenmal werden sie mir solche Mitteilung nicht machen.

Die erste Angst vor der Invasion ist vorüber, und die Menschen werden wieder heiter. Ich wohne so, daß alle Regimenter, die hier durchkommen, bei meiner Wohnung vorbei müssen. Es erhebt das Herz, die frische und flotte Haltung der Leute zu sehen. Hier glaubt man, es sei schon eine Million Soldaten vorbeigekommen, und es ist doch gerade nur genug, um den ersten Widerstand leisten zu können.

Ich treffe eine Menge Bekannter, und es macht mir immer von neuem Kummer, wenn ich bekennen muß, in welcher Stellung ich bin. Ich werde das mögliche daraus machen, aber es ist doch eine Lumperei; ich beneide jeden Frontsoldaten.

Hat denn Otto die Pferde eingefahren?“

*

Mainz, 30. 7. 70.

„Heut ist auch Prinz Friedrich Karl von hier abgegangen, und so bin ich wieder auf Zeitungsnachrichten reduziert. Die Franzosen haben sich wohl anfänglich stark überstürzt, und jetzt ist ihnen die Puste ausgegangen; lassen sie uns noch ein paar Tage Zeit, so sind wir ganz obenauf. Ich habe heut die Ueberzeugung gewonnen, daß die Verpflegung für die nächste Zeit gesichert ist; es hatte seine Schwierigkeit, da durch die plötzliche Unterbrechung aller Kommunikationen nur die hiesigen dürftigen Quellen zur Disposition waren.

Eben bekomme ich vom Minister ein Telegramm mit der Nachricht meiner Beförderung; ich gratuliere also zur Excellenz und zur soliden Verbesserung des Einkommens.

Ich gehe des Abends in die Anlagen mit einem Oberstabsarzt Weber, der neben mir bei Tisch sitzt; er ist so schweigsam, daß er mir gerade paßt, denn ich kann nur Leute brauchen, die keine Konversation von mir fordern."

*

Mainz, 31. 7. 70.

„Ich wollte heut nach Speyer fahren, um den Kronprinzen zu begrüßen; ein Telegramm des Ministers machte mir einen Querstrich. Er giebt mir den Auftrag, ich solle Agenten annehmen und Kontrakte abschließen. Das thue ich aber nicht. Meine Hand soll frei bleiben von dem Schmutz dieses Geschäfts; ich habe den Auftrag nach andrer Seite abgegeben."

*

Mainz, 2. 8. 70.

„Heut bin ich seit vier Uhr auf den Beinen, um den König zu empfangen. Als ich zum Bahnhof ging, fand ich den Großherzog mit einer langen Pfeife vor dem Palais sitzend, wo der König absteigen sollte. Er sagte mir: ‚Ich begreife nicht, daß so viele deutsche Fürsten dem König in den Krieg folgen; ja, wer ein Kommando hat! Aber so ist es doch nur für alle Teile unbequem.'

Der König kam um halb sechs; die Ereignisse frischen ihn auf, er sah nach achtundvierzigstündiger Eisenbahnfahrt brillant aus. Zu mir war der alte Herr die Herzlichkeit selbst, und es wäre alles gut, wenn ich nicht Intendant wäre. Ich lebe immer noch der Hoffnung, daß ich mir das abschütteln kann; freilich müßte der Feldzug dazu länger dauern, was man als guter Patriot nicht wünschen darf.

Mittags kam auch Otto mit meiner Ausrüstung."

Am 3. August war ich in Kirchheimbolanden beim Prinzen Friedrich Karl. Ich fand ihn sehr munter und guter Laune. Stiehle machte auch einen frischen Eindruck. — Verdy war zum Kronprinzen geschickt worden, um ihn zu veranlassen, gegen Weißenburg vorzugehen, um mit den beiden andern Armeen in gleicher Höhe zu bleiben. Er hatte weder beim Kronprinzen noch bei Blumen-

thal Neigung dazu gefunden, dem Gegner so unmittelbar auf den Leib zu rücken, wie gefordert wurde; endlich aber hatte Verdy die Bedenken überwunden, und es wurde dem Befehl Folge gegeben. Im Hauptquartier herrscht die größte Spannung. Ich schrieb am 5.:

„Heute schreibe ich im vollen Glück über diesen ersten Erfolg unsrer Waffen. Wir sind alle in Rührung und Dankbarkeit, und ich möchte wohl in Berlin sein, den dortigen Jubel zu sehen. Hier, wo man kosmopolitisch ist, gelang es nur mühselig, aus der allgemeinen Kälte eine geringe Ovation für den König zuwege zu bringen.

Dafür empfangen die Einwohner die französischen Gefangenen mit vieler Liebe; ich empfinde so bitteren Haß gegen diese ganze Nation, daß mir dies Kokettieren wahren Ekel erregt; ich hoffe, Ihr seid in Berlin verständiger.

Wenn Ihr über den Karten sitzt und studiert, so denkt an mich; das ist meine Hauptbeschäftigung. Denn wenn die Armee leben soll, muß ich die großen Operationen vorher berechnen, um zur rechten Zeit alles zur Stelle zu schaffen. Und es ist lächerlich, wie viel 600000 Mann und 200000 Pferde täglich fressen. Es wird manchmal knapp sein, aber ich hoffe, es wird kein Grund zu wirklicher Klage kommen."

Die beiden Schlachten von Wörth und Spichern gingen aus dem Thatendrang der Generale, nicht aus dem Befehl der Heerführer hervor; ein jeder wollte an den Feind, das kostete uns am Anfang zwar viele Leute, gab aber unserm Angriff solchen Schwung, daß die Franzosen ihm nie widerstanden. Ich hoffe, dieser Drang von unten bleibt für immer das charakteristische Merkmal der deutschen Armee; ohne ihn ist die schönste Strategie umsonst.

In Ludwigshafen erhielt ich am 8. die Nachricht von der schweren Verwundung meines Bruders Max, der als Kommandeur des 46. Regiments bei Wörth einen Schuß in das Knie bekommen hatte. Er war nach Mannheim in das Lazarett gebracht worden.

*

Saarbrücken, 11. 8. 70.

„Ich fürchte, der alte Steinmetz ist nicht lange mehr zu halten. Gestern war ich nach Völklingen geritten, weil er mich sprechen wollte. Er war fort, kein Mensch wußte wohin. Man klagt, daß er auf niemand hört, sich jedem höheren Einfluß entzieht und alles nach seinem eigensinnigen altersschwachen Kopf machen will. Sperling, sein Chef, ist in solcher Verzweiflung über ihn, daß er behauptet, er halte es körperlich nicht mehr lange mit ihm aus. Die Perle unsrer Heerführer ist der Kronprinz, er unternimmt immer frisch, was ihm von Männern seines Vertrauens geraten wird. Aber auch Prinz Friedrich Karl hat sich bisher außerordentlich gut gemacht."

*

Herny, 16. 8. 70.

„Ich erhalte sehr schlechte Nachrichten von Max. Es ist eine Amputation nötig, und die Aerzte zweifeln am Erfolge.

Wir sind hier inmitten der Katastrophe; Du erfährst aus den Zeitungen früher das Resultat.“

*

Pont-à-Mousson, 21. 8. 70.

„Die Franzosen sind in Metz eingeschlossen, und die schrecklich blutigen Kämpfe vom 16. und 18. haben zum glorreichen Ziele geführt. Für mich sind es schreckliche Stunden, wenn ich, wie am 18., in der Umgebung des Königs auf dem Schlachtfelde halte. In solcher Zeit in nichts mitwirken zu können, ist das Entsetzlichste, was ich kenne. Moltkes Ruhe wird mir ganz unheimlich, aber er trägt wenigstens die Verantwortung, und ich habe gar keine Thätigkeit. Auf unserm Flügel war es bis in die Nacht hinein ganz ungewiß, wie die Sache stand. Otto hat sich nützlich gemacht mit Adjutantieren.

Gestern fuhr ich nach Nancy, um einiges zu arrangieren, da traf ich den Kronprinzen; er war außerordentlich herzlich, küßte mich, erklärte, daß er mich vermisse, und sprach eine ganze Stunde mit mir.

Heut bin ich den ganzen Tag an die Stube gefesselt; alle Welt arbeitet und ordnet, eine neue Basis für die Zukunft zu schaffen.

Und nun zu unserm Anteil an der allgemeinen, großen Trauer der Welt. Max ist tot, er ist den Folgen seiner Verwundung erlegen. Der jüngste von uns Brüdern mußte zuerst von uns gehen, sein Platz in unserm schönen Familienleben bleibt leer. Er war ein braver, treuer Bruder, möge ihm die Erde leicht werden. Er starb einen schönen Soldatentod und leicht, da er unverheiratet war.“

Die Kronprinzessin schrieb:

Neues Palais, 23. 8. 70.

„Bester General! Diese Zeilen kommen leider viel später, als ich wollte, um Ihnen meine ganze und aufrichtige Teilnahme bei dem Tode Ihres Bruders auszusprechen, aber Sie werden es mir gewiß glauben, daß ich gleich und mit dem wahrsten Mitgefühl Ihrer und der Ihrigen gedachte, als wir die Trauerkunde erfuhren! Sie müssen es nun auch erfahren, wie so viele Hunderte in unserm lieben Vaterlande, — mit wie vielen Thränen und mit welchem Schmerz die Siege erkauft sind, die uns mit Stolz und Begeisterung erfüllen! Diese letzten Tage waren so schrecklich, daß man nur den Jammer des Krieges empfand; den Kummer der Zurückbleibenden mit anzusehen, ist herzzerreißend. Der liebe Gott wolle die gebrochenen Herzen trösten und aufrichten!

Des Kronprinzen Gedanken und die meinigen suchen Sie in dieser ernsten großen Zeit oft auf, wie schade, daß Sie nicht bei ihm sind!

Gern würde ich mehr schreiben, es giebt so viel zu sagen, daß man nicht weiß, wo anfangen und wo schließen, ich will aber alle Betrachtungen trauriger

und freudiger Art aufsparen, bis ich Sie wieder einmal zu sehen bekomme, hoffentlich nach baldigem ruhmvollem Frieden.

Ihre

Viktoria, Kronprinzessin."

*

Commercy, 24. 8. 70.

„Zum erstenmal kommen wir in Gegenden, aus denen die Einwohner nicht geflohen sind; das macht das Leben bequemer, und das Plündern der leeren Häuser hört auf. Man wird von den Franzosen ordentlich um Nachrichten bestürmt, denn sie sind schon über acht Tage ohne Zeitungen, ohne Briefe, ohne Telegramme; es muß ein eigentümliches Gefühl sein, so abgeschnitten zu sein, wo die ganze Existenz erschüttert und alle Lebensnerven berührt sind. Aber auch uns fehlen augenblicklich alle Nachrichten aus Paris."

*

Clermont, 28. 8. 70.

„Ich habe schrecklich zu thun gehabt. Die Armee hat ihre Operationslinie gewechselt, und nun handelte es sich darum, den ganzen Schwanz des Nachschubes auch nach rechts zu werfen. Wir sind in größter Spannung, jede einzelne Meldung wird sorgfältig abgewogen, und da die ganze Masse unsrer Kavallerie hart am Feinde ist, so kommen stündlich Berichte über seine Bewegungen und geben reichen Stoff zu Kombinationen. Moltke entzückt positiv in seiner Klarheit und Bestimmtheit.

Am 25., als sich die Meldungen vom Abmarsch der Franzosen nach Nordosten mehrten, waren wir zuerst unsicher, was man daraus machen sollte. Wir saßen den Abend bei Moltke am Whist, als die Bestätigung kam. Da legte er die Karten nieder und sagte: ‚Die Kerls sind doch zu dumm, nun sollen sie ihre Strafe haben.' — Er hatte alle Dispositionen bereits im Kopfe fertig, sie wurden noch in der Nacht ausgegeben. Auch Blumenthal ging sehr entschieden und mit Eifer vor."

*

Vendresse, 31. 8. 70.

„Wir haben gestern ein glorreiches Gefecht gehabt, das IV. Corps hat einen sehr schönen Tag gemacht und mit dem kleinsten Verlust die größten Erfolge erkämpft. Der König hatte einen sehr vorteilhaften Standpunkt, wir übersahen die Operationen der ganzen Armee, und wenn nicht in der Sache ein so furchtbarer Ernst lag, so wäre es einer der schönsten Anblicke gewesen.

Wir kamen erst spät ins Quartier; für Moltke war mal wieder neben all den Fürstlichkeiten des großen Hauptquartiers kein Bett vorhanden. Er war wütend, und wir mußten ihn mit Gewalt unterbringen. So etwas klingt wie ein Märchen."

*

Donchery, 2. 9. 70.

„‚Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!‘ Du liest die Depeschen und fühlst mit uns, was wir erlebten. Ereignisse so groß und so erfolgreich, wie sie viele Generationen nicht sahen.

Die Bravheit unsrer Truppen hat sich unglaublich bewährt, im Marschieren wie im Gefecht. So fiel uns der Feind gestern als abgehetztes Wild in die Hände.

Moltke hat das Größte erlebt, was einem Feldherrn beschieden sein kann. Wenn man so mitgesehen hat, wie klar, sicher und kühn er auf dieses Resultat hin disponierte, wie er immer rechnete und niemals irrte, so kann man ihn nur mit der größten Bewunderung ansehen.

Von dem Berge, auf dem der König Aufstellung genommen hatte, übersah man das Schlachtfeld so genau, daß man mit dem Glase die einzelnen Tirailleurlinien beobachten konnte, und dazu die herrliche Landschaft mit dem schlängelnden Fluß. Die ganze Seele hing an dem, was vor uns geschah. Die Tirailleurs und Kolonnen des 11. Corps gingen über freies Feld vor, um einen entscheidenden Bergabhang zu nehmen. Der Feind, dreimal so stark, wies sie ab; da warf sich ihm kühn ein kleiner Trupp in die Flanke, und unsre Leute drangen wieder vor, trotz der riesigen Verluste, die sie eben erlitten.

Dann ein großer Kavallerieangriff; Reiter und Pferde verschwanden vor dem Feuer unsrer dünnen und müden Linien; immer neue Angriffe, neues Gewoge hin und her, bis endlich wilde Flucht uns das Feld überließ.

Wie kann ich das alles beschreiben? Dazu der ungeheure Lärm der Schlacht, die Feuersbrunst in der Stadt, schließlich die weiße Flagge und die Ankunft von Reille!

Unsre Verluste berechnen wir auf den dritten Teil dessen, was am 18. gefallen ist, das bedeutet aber viel Trauer bei allem Glück.

Diese Zeilen nimmt Hatzfeld mit, der nach Belgien reist.“

*

Réthel, 4. 9. 70.

„Gestern hatten wir den ganzen Tag zu thun, die Gefangenen zu übernehmen; es ist eine große Arbeit, sie zu ernähren und zu transportieren. Ich war nach Sedan hinein, um dort zu ordnen, aber sehr vergnügt, als ich aus diesem Höllenkessel wieder heraus war, ohne etwas mitzubringen, als ein geschundenes Schienbein.

Heut sind wir scharf auf dem Weg nach Paris. Wir werden zwar der Armee noch einige Tage Ruhe gönnen müssen, damit sie sich wieder Kräfte holt, denn die Leistungen waren auf ein sehr hohes Maß gespannt. Das bedeutet aber keine Stockung in dem allgemeinen Vorgehen. Gersdorff durfte ich nicht besuchen; Rudolf Kräwels Tod ersehe ich aus der Zeitung.“

*

Reims, 6. 9. 70.

„Die alte Stadt ist überfüllt, das ganze VI. Corps, außer dem großen Hauptquartier. Otto brachte mich in ein sehr anständig aussehendes Haus, der Wirt empfing mich und stellte sich vor als M. Werlé, Inhaber der Firma Veuve Cliquot. Champagner giebt's aber nur auf Befehl."

*

Reims, 10. 9. 70.

„Vorgestern morgen fuhren wir nach dem Lager von Chalons, um Kenntnis von den dortigen Anlagen und vor allen Dingen von den Beständen zu nehmen. Es herrscht dort ein großartiger Luxus, wie er uns in der Verwaltung vollständig fremd ist. Freilich hat die Hand des Krieges schon vieles zerstört; das Beste ist ein komplett montiertes Lazarett zu einigen 100 Betten. Ich bringe Dir ein Andenken mit, eine Tasse mit dem N und der Krone gezeichnet. Das Lager ist sehr ausgedehnt, und es gab viel zu sehen. Als ich dem König davon erzählte, wurde er ganz neugierig und ist dann heute auch hinausgefahren.

Gestern hat der Kronprinz mir schreckliche Arbeit gemacht, und zwar durch einen Gnadenakt. Ein Anschlag von ihm an den Straßenecken setzte die ganze Stadt in Aufruhr: er machte bekannt, die Soldaten sollten aus den Magazinen verpflegt werden, die alles bar bezahlen würden, die Stadt Reims habe sich um nichts zu kümmern. Das Magazin ist aber nicht vorhanden, und Geld zum Bezahlen auch nicht. Da wurde mir denn die Gnade etwas unbequem.

Die Unterbringung der französischen Gefangenen macht uns viel Kopfzerbrechen, zumal wenn die 130000 Mann mindestens aus Metz noch dazu kommen. Ich hoffe, man wird sie zu öffentlichen Arbeiten verwenden.

Freytag habe ich einigemal gesehen. Er hat uns jetzt verlassen und ist mit einem Feldjäger in die Heimat zurückgekehrt; den besten Teil des Feldzuges hat er mitgesehen. Sein letztes Werk hier war die Verfassung des Aufrufs für die Invalidenstiftung."

*

Reims, 11. 9. 70.

„Mein Aufenthalt hier dauert schon zu lange; die Masse der Menschen, sogar die benachbarten Ortschaften, fangen an, mich als verantwortlichen Verpfleger zu kennen und kommen, mir ihre Klagen vorzutragen. Nun sind die Leute hart bedrückt, und das Herz thut mir weh, obgleich kein Franzose ein Recht auf unser Mitleid hat. Aber wenn man die jammervollen Gesichter sieht, muß man sich immer künstlich in die Härte hineinreden. Trotzdem werde ich wohl noch drei Tage hier aushalten müssen, denn die Promenade nach Sedan hat uns Zeit und Kräfte gekostet, die jetzt eingeholt werden müssen.

Steinmetz macht wieder neue Schwierigkeiten, es peinigt ihn, daß er noch keine Heldenthaten verübt hat.

Aus meinem stets beschäftigten Leben kann ich nicht viel erzählen; der Gnadenhimmel wölbt sich auch über mir, ich esse in der Tour jeden dritten Tag beim König, spiele abends mit Moltke Whist und reite täglich spazieren. Daß

das Diner des Königs um vier statthat, ist unbequem, es kommt immer mitten in die Arbeit, aber der alte Herr ist es so gewöhnt."

*

Reims, 13. 9. 70.

„Ich freue mich, daß mein Brief von Sedan Dir so rasch zukam; einer unsrer Diplomaten, der nach Brüssel ging, war so liebenswürdig, ihn von dort zu expedieren. Er sollte den Transport unsrer Verwundeten durch Belgien vermitteln, brachte es aber nicht fertig. Trotzdem laufen sie aber alle diesen Weg, nur nicht offiziell, denn die belgische Regierung will uns nicht offen dieses Zugeständnis machen. Nur darf kein Soldat sie begleiten; die freiwillige Krankenpflege bildet hierfür den neutralen Boden.

Fürst Pleß und seine Gehilfen zeichnen sich auf diesem Gebiet außerordentlich aus; was die Zeitungen dagegen raisonnieren, ist Unsinn.

Ich habe heut zum erstenmal in meinem Leben Tabak verkauft. Dann habe ich große Berichte für den König zu machen wegen Klagen über Konfiskationen oder Requisitionen, die ihm direkt zugegangen sind. — Dabei will ich Dir gleich bemerken, daß, wenn die Verpflegung gut, dies vor allen Dingen der Jahreszeit zu verdanken ist. Man kann es nicht für ein Kunststück ansehen, wenn man hier futtert."

Wir gingen nun, im Glauben, durch Paris nicht lange aufgehalten zu werden, in großen Etappen über Chateau Thierry und Meaux gegen Paris vor.

Das Hauptquartier zunächst nach Ferrières.

*

Ferrières, 22. 9. 70.

„Hier wohnt nun der König in dem Zauberschloß des Barons Rothschild. Es ist gewiß ein schöner Bau, aber unser Schloß Eisgrub in Böhmen war viel schöner und edler im großen wie im einzelnen. Ganz großartig ist der Park, mit den auserlesensten und schönsten Bäumen ausgestattet; von den Fasanen denken wir noch einigen Nutzen zu ziehen.

Ich wohne mit meinem Stabe und dem Fürsten Pleß bei einem Gärtner, d. h. bei einem Obstzüchter, der ausgesuchtes Tafelobst nach Paris verkauft, und zwar zu exorbitanten Preisen. Der Besitzer selbst ist geflohen, auch die Leute bis auf eine alte Köchin; so leben wir gut, und ich genieße meinen schönen Salon mit dem Ausgang nach dem Garten.

Ich fuhr schon früh in die Welt, um mich über die Verpflegung auf dem linken Seineufer zu orientieren. Bei dem prachtvollen Wetter war der Blick über das reiche Thal der Seine und Marne sehr schön und klar; die Stadt Paris dehnt sich in weitem Panorama aus und liegt vor uns wie ein Rätsel. Unsre Leute auf Vorposten starren es voller Erwartung an; nach Lage der Verhältnisse dürfen wir erwarten, in einigen Tagen dort einzurücken, und zwar ohne

allen Kampf. Es gärt dort ganz gewaltig, und Jules Favre hat schon wiederholt seinen Weg hierher gefunden; der bevorstehende Fall von Straßburg wird ihm seine schwere Aufgabe erleichtern."

*

Ferrières, 24. 9. 70.

„Die Verhandlungen sind vorläufig abgebrochen, weil Favres Kollegen in Paris die aufgestellten Bedingungen nicht annehmen wollen. Sie bedürfen noch einiger auflösender Elemente mehr, um die bittere Pille herunterschlucken zu können. Wenn man sich einigen Verlusten aussetzen wollte, so könnte man Paris sofort nehmen; das hilft uns aber nichts, denn die Regierung, die wir da einsetzen müßten, würde nie so stark werden, uns den Frieden garantieren zu können. Die republikanischen Führer müssen selbst kommen und auf eigne Verantwortung um Frieden bitten.

Es fehlt in der Stadt wohl an Viehfutter und allerhand anderm, Mehl aber haben sie für sechs Monate, und von Brot lebt der Franzose vorwiegend. Zwischenein ist es sehr wichtig, daß wir Toul genommen haben.

Gestern morgen war der Kronprinz hier, da die Nachricht von den Favreschen Verhandlungen zu ihm gedrungen war. Außer Favre bewegt sich hier aber auch noch ein napoleonischer Agent und ein Vertreter von Gambetta. Alle erkennen die Richtigkeit unsrer Bedingungen an, keiner aber ist mächtig genug, sie zu vertreten. Der Kronprinz hat in der Sache sehr verständige Ansichten und ist mit Bismarck in vollster Harmonie; in allen politischen Angelegenheiten verhandelt es sich gut mit dem Herrn. Er war sehr herzlich, und wir sind lange Zeit in dem Park spazieren gegangen. Seine Urteile über die Anlagen interessierten mich übrigens sehr; dafür ist er ganz sachverständig."

*

Ferrières, 25. 9. 70.

„Ich habe eben einen Auftritt gehabt, der meinem Schnupfen wohlgethan hat. Ein Berliner Jude offerierte, 4000 Zentner Hafer à zehn Thaler aus der Gegend von Meaux heranzuschaffen. Was thut der schlaue Sohn? Er kauft von hiesigen Bauern, die beim Dreschen sind, den Hafer, den wir bereits mit Beschlag belegt haben, und zwar für einen Spottpreis, den diese aber immer noch lieber nehmen, wie unsern Bon. Ich selbst konstatierte das ganz zufällig bei einem Ausgang. Den Kerl habe ich ausgewiesen und ihm jede Lieferung untersagen lassen. Wenn die Bahn über Toul erst in stand ist, wird auch das nicht mehr passieren.

Die Masse der Bittenden verleidet mir hier schon wieder die Existenz. Jeder Bauer wird von den Soldaten geplagt, und jeder Bauer sucht sich als Leidtragender den Weg zu mir zu öffnen. Wenn ich fortgewesen bin, finde ich den ganzen Garten blauschimmernd von lauter Blusen.

Mein Leben verläuft ganz regelmäßig. Um halb sieben wird aufgestanden, Kaffee getrunken und regiert; um acht gehe ich nach dem Generalstab, mich zu

Mainz, 30. 7. 70.

„Heut ist auch Prinz Friedrich Karl von hier abgegangen, und so bin ich wieder auf Zeitungsnachrichten reduziert. Die Franzosen haben sich wohl anfänglich stark überstürzt, und jetzt ist ihnen die Puste ausgegangen; lassen sie uns noch ein paar Tage Zeit, so sind wir ganz obenauf. Ich habe heut die Ueberzeugung gewonnen, daß die Verpflegung für die nächste Zeit gesichert ist; es hatte seine Schwierigkeit, da durch die plötzliche Unterbrechung aller Kommunikationen nur die hiesigen dürftigen Quellen zur Disposition waren.

Eben bekomme ich vom Minister ein Telegramm mit der Nachricht meiner Beförderung; ich gratuliere also zur Excellenz und zur soliden Verbesserung des Einkommens.

Ich gehe des Abends in die Anlagen mit einem Oberstabsarzt Weber, der neben mir bei Tisch sitzt; er ist so schweigsam, daß er mir gerade paßt, denn ich kann nur Leute brauchen, die keine Konversation von mir fordern."

*

Mainz, 31. 7. 70.

„Ich wollte heut nach Speyer fahren, um den Kronprinzen zu begrüßen; ein Telegramm des Ministers machte mir einen Querstrich. Er giebt mir den Auftrag, ich solle Agenten annehmen und Kontrakte abschließen. Das thue ich aber nicht. Meine Hand soll frei bleiben von dem Schmutz dieses Geschäfts; ich habe den Auftrag nach andrer Seite abgegeben."

*

Mainz, 2. 8. 70.

„Heut bin ich seit vier Uhr auf den Beinen, um den König zu empfangen. Als ich zum Bahnhof ging, fand ich den Großherzog mit einer langen Pfeife vor dem Palais sitzend, wo der König absteigen sollte. Er sagte mir: ‚Ich begreife nicht, daß so viele deutsche Fürsten dem König in den Krieg folgen; ja, wer ein Kommando hat! Aber so ist es doch nur für alle Teile unbequem.'

Der König kam um halb sechs; die Ereignisse frischen ihn auf, er sah nach achtundvierzigstündiger Eisenbahnfahrt brillant aus. Zu mir war der alte Herr die Herzlichkeit selbst, und es wäre alles gut, wenn ich nicht Intendant wäre. Ich lebe immer noch der Hoffnung, daß ich mir das abschütteln kann; freilich müßte der Feldzug dazu länger dauern, was man als guter Patriot nicht wünschen darf.

Mittags kam auch Otto mit meiner Ausrüstung."

Am 3. August war ich in Kirchheimbolanden beim Prinzen Friedrich Karl. Ich fand ihn sehr munter und guter Laune. Stiehle machte auch einen frischen Eindruck. — Verdy war zum Kronprinzen geschickt worden, um ihn zu veranlassen, gegen Weißenburg vorzugehen, um mit den beiden andern Armeen in gleicher Höhe zu bleiben. Er hatte weder beim Kronprinzen noch bei Blumen-

thal Neigung dazu gefunden, dem Gegner so unmittelbar auf den Leib zu rücken, wie gefordert wurde; endlich aber hatte Verdy die Bedenken überwunden, und es wurde dem Befehl Folge gegeben. Im Hauptquartier herrscht die größte Spannung. Ich schrieb am 5.:

„Heute schreibe ich im vollen Glück über diesen ersten Erfolg unsrer Waffen. Wir sind alle in Rührung und Dankbarkeit, und ich möchte wohl in Berlin sein, den dortigen Jubel zu sehen. Hier, wo man kosmopolitisch ist, gelang es nur mühselig, aus der allgemeinen Kälte eine geringe Ovation für den König zuwege zu bringen.

Dafür empfangen die Einwohner die französischen Gefangenen mit vieler Liebe; ich empfinde so bitteren Haß gegen diese ganze Nation, daß mir dies Kokettieren wahren Ekel erregt; ich hoffe, Ihr seid in Berlin verständiger.

Wenn Ihr über den Karten sitzt und studiert, so denkt an mich; das ist meine Hauptbeschäftigung. Denn wenn die Armee leben soll, muß ich die großen Operationen vorher berechnen, um zur rechten Zeit alles zur Stelle zu schaffen. Und es ist lächerlich, wie viel 600000 Mann und 200000 Pferde täglich fressen. Es wird manchmal knapp sein, aber ich hoffe, es wird kein Grund zu wirklicher Klage kommen."

Die beiden Schlachten von Wörth und Spichern gingen aus dem Thatendrang der Generale, nicht aus dem Befehl der Heerführer hervor; ein jeder wollte an den Feind, das kostete uns am Anfang zwar viele Leute, gab aber unserm Angriff solchen Schwung, daß die Franzosen ihm nie widerstanden. Ich hoffe, dieser Drang von unten bleibt für immer das charakteristische Merkmal der deutschen Armee; ohne ihn ist die schönste Strategie umsonst.

In Ludwigshafen erhielt ich am 8. die Nachricht von der schweren Verwundung meines Bruders Max, der als Kommandeur des 46. Regiments bei Wörth einen Schuß in das Knie bekommen hatte. Er war nach Mannheim in das Lazarett gebracht worden.

*

Saarbrücken, 11. 8. 70.

„Ich fürchte, der alte Steinmetz ist nicht lange mehr zu halten. Gestern war ich nach Völklingen geritten, weil er mich sprechen wollte. Er war fort, kein Mensch wußte wohin. Man klagt, daß er auf niemand hört, sich jedem höheren Einfluß entzieht und alles nach seinem eigensinnigen altersschwachen Kopf machen will. Sperling, sein Chef, ist in solcher Verzweiflung über ihn, daß er behauptet, er halte es körperlich nicht mehr lange mit ihm aus. Die Perle unsrer Heerführer ist der Kronprinz, er unternimmt immer frisch, was ihm von Männern seines Vertrauens geraten wird. Aber auch Prinz Friedrich Karl hat sich bisher außerordentlich gut gemacht."

*

Herny, 16. 8. 70.

„Ich erhalte sehr schlechte Nachrichten von Max. Es ist eine Amputation nötig, und die Aerzte zweifeln am Erfolge.

Wir sind hier inmitten der Katastrophe; Du erfährst aus den Zeitungen früher das Resultat."

*

Pont-à-Mousson, 21. 8. 70.

„Die Franzosen sind in Metz eingeschlossen, und die schrecklich blutigen Kämpfe vom 16. und 18. haben zum glorreichen Ziele geführt. Für mich sind es schreckliche Stunden, wenn ich, wie am 18., in der Umgebung des Königs auf dem Schlachtfelde halte. In solcher Zeit in nichts mitwirken zu können, ist das Entsetzlichste, was ich kenne. Moltkes Ruhe wird mir ganz unheimlich, aber er trägt wenigstens die Verantwortung, und ich habe gar keine Thätigkeit. Auf unserm Flügel war es bis in die Nacht hinein ganz ungewiß, wie die Sache stand. Otto hat sich nützlich gemacht mit Adjutantieren.

Gestern fuhr ich nach Nancy, um einiges zu arrangieren, da traf ich den Kronprinzen; er war außerordentlich herzlich, küßte mich, erklärte, daß er mich vermisse, und sprach eine ganze Stunde mit mir.

Heut bin ich den ganzen Tag an die Stube gefesselt; alle Welt arbeitet und ordnet, eine neue Basis für die Zukunft zu schaffen.

Und nun zu unserm Anteil an der allgemeinen, großen Trauer der Welt. Max ist tot, er ist den Folgen seiner Verwundung erlegen. Der jüngste von uns Brüdern mußte zuerst von uns gehen, sein Platz in unserm schönen Familienleben bleibt leer. Er war ein braver, treuer Bruder, möge ihm die Erde leicht werden. Er starb einen schönen Soldatentod und leicht, da er unverheiratet war."

Die Kronprinzessin schrieb:

Neues Palais, 23. 8. 70.

„Bester General! Diese Zeilen kommen leider viel später, als ich wollte, um Ihnen meine ganze und aufrichtige Teilnahme bei dem Tode Ihres Bruders auszusprechen, aber Sie werden es mir gewiß glauben, daß ich gleich und mit dem wahrsten Mitgefühl Ihrer und der Ihrigen gedachte, als wir die Trauerkunde erfuhren! Sie müssen es nun auch erfahren, wie so viele Hunderte in unserm lieben Vaterlande, — mit wie vielen Thränen und mit welchem Schmerz die Siege erkauft sind, die uns mit Stolz und Begeisterung erfüllen! Diese letzten Tage waren so schrecklich, daß man nur den Jammer des Krieges empfand; den Kummer der Zurückbleibenden mit anzusehen, ist herzzerreißend. Der liebe Gott wolle die gebrochenen Herzen trösten und aufrichten!

Des Kronprinzen Gedanken und die meinigen suchen Sie in dieser ernsten großen Zeit oft auf, wie schade, daß Sie nicht bei ihm sind!

Gern würde ich mehr schreiben, es giebt so viel zu sagen, daß man nicht weiß, wo anfangen und wo schließen, ich will aber alle Betrachtungen trauriger

und freudiger Art aufsparen, bis ich Sie wieder einmal zu sehen bekomme, hoffentlich nach baldigem ruhmvollem Frieden.

Ihre

Viktoria, Kronprinzessin."

*

Commercy, 24. 8. 70.

„Zum erstenmal kommen wir in Gegenden, aus denen die Einwohner nicht geflohen sind; das macht das Leben bequemer, und das Plündern der leeren Häuser hört auf. Man wird von den Franzosen ordentlich um Nachrichten bestürmt, denn sie sind schon über acht Tage ohne Zeitungen, ohne Briefe, ohne Telegramme; es muß ein eigentümliches Gefühl sein, so abgeschnitten zu sein, wo die ganze Existenz erschüttert und alle Lebensnerven berührt sind. Aber auch uns fehlen augenblicklich alle Nachrichten aus Paris."

*

Clermont, 28. 8. 70.

„Ich habe schrecklich zu thun gehabt. Die Armee hat ihre Operationslinie gewechselt, und nun handelte es sich darum, den ganzen Schwanz des Nachschubes auch nach rechts zu werfen. Wir sind in größter Spannung, jede einzelne Meldung wird sorgfältig abgewogen, und da die ganze Masse unsrer Kavallerie hart am Feinde ist, so kommen stündlich Berichte über seine Bewegungen und geben reichen Stoff zu Kombinationen. Moltke entzückt positiv in seiner Klarheit und Bestimmtheit.

Am 25., als sich die Meldungen vom Abmarsch der Franzosen nach Nordosten mehrten, waren wir zuerst unsicher, was man daraus machen sollte. Wir saßen den Abend bei Moltke am Whist, als die Bestätigung kam. Da legte er die Karten nieder und sagte: ‚Die Kerls sind doch zu dumm, nun sollen sie ihre Strafe haben.' — Er hatte alle Dispositionen bereits im Kopfe fertig, sie wurden noch in der Nacht ausgegeben. Auch Blumenthal ging sehr entschieden und mit Eifer vor."

*

Vendresse, 31. 8. 70.

„Wir haben gestern ein glorreiches Gefecht gehabt, das IV. Corps hat einen sehr schönen Tag gemacht und mit dem kleinsten Verlust die größten Erfolge erkämpft. Der König hatte einen sehr vorteilhaften Standpunkt, wir übersahen die Operationen der ganzen Armee, und wenn nicht in der Sache ein so furchtbarer Ernst lag, so wäre es einer der schönsten Anblicke gewesen.

Wir kamen erst spät ins Quartier; für Moltke war mal wieder neben all den Fürstlichkeiten des großen Hauptquartiers kein Bett vorhanden. Er war wütend, und wir mußten ihn mit Gewalt unterbringen. So etwas klingt wie ein Märchen."

*

Doncherh, 2. 9. 70.

„,Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!' Du liest die Depeschen und fühlst mit uns, was wir erlebten. Ereignisse so groß und so erfolgreich, wie sie viele Generationen nicht sahen.

Die Bravheit unsrer Truppen hat sich unglaublich bewährt, im Marschieren wie im Gefecht. So fiel uns der Feind gestern als abgehetztes Wild in die Hände.

Moltke hat das Größte erlebt, was einem Feldherrn beschieden sein kann. Wenn man so mitgesehen hat, wie klar, sicher und kühn er auf dieses Resultat hin disponierte, wie er immer rechnete und niemals irrte, so kann man ihn nur mit der größten Bewunderung ansehen.

Von dem Berge, auf dem der König Aufstellung genommen hatte, übersah man das Schlachtfeld so genau, daß man mit dem Glase die einzelnen Tirailleurlinien beobachten konnte, und dazu die herrliche Landschaft mit dem schlängelnden Fluß. Die ganze Seele hing an dem, was vor uns geschah. Die Tirailleurs und Kolonnen des 11. Corps gingen über freies Feld vor, um einen entscheidenden Bergabhang zu nehmen. Der Feind, dreimal so stark, wies sie ab; da warf sich ihm kühn ein kleiner Trupp in die Flanke, und unsre Leute drangen wieder vor, trotz der riesigen Verluste, die sie eben erlitten.

Dann ein großer Kavallerieangriff; Reiter und Pferde verschwanden vor dem Feuer unsrer dünnen und müden Linien; immer neue Angriffe, neues Gewoge hin und her, bis endlich wilde Flucht uns das Feld überließ.

Wie kann ich das alles beschreiben? Dazu der ungeheure Lärm der Schlacht, die Feuersbrunst in der Stadt, schließlich die weiße Flagge und die Ankunft von Reille!

Unsre Verluste berechnen wir auf den dritten Teil dessen, was am 18. gefallen ist, das bedeutet aber viel Trauer bei allem Glück.

Diese Zeilen nimmt Hatzfeld mit, der nach Belgien reist."

*

Réthel, 4. 9. 70.

„Gestern hatten wir den ganzen Tag zu thun, die Gefangenen zu übernehmen; es ist eine große Arbeit, sie zu ernähren und zu transportieren. Ich war nach Sedan hinein, um dort zu ordnen, aber sehr vergnügt, als ich aus diesem Höllenkessel wieder heraus war, ohne etwas mitzubringen, als ein geschundenes Schienbein.

Heut sind wir scharf auf dem Weg nach Paris. Wir werden zwar der Armee noch einige Tage Ruhe gönnen müssen, damit sie sich wieder Kräfte holt, denn die Leistungen waren auf ein sehr hohes Maß gespannt. Das bedeutet aber keine Stockung in dem allgemeinen Vorgehen. Gersdorff durfte ich nicht besuchen; Rudolf Kräwels Tod ersehe ich aus der Zeitung."

*

Reims, 6. 9. 70.

„Die alte Stadt ist überfüllt, das ganze VI. Corps, außer dem großen Hauptquartier. Otto brachte mich in ein sehr anständig aussehendes Haus, der Wirt empfing mich und stellte sich vor als M. Werlé, Inhaber der Firma Veuve Cliquot. Champagner giebt's aber nur auf Befehl."

*

Reims, 10. 9. 70.

„Vorgestern morgen fuhren wir nach dem Lager von Chalons, um Kenntnis von den dortigen Anlagen und vor allen Dingen von den Beständen zu nehmen. Es herrscht dort ein großartiger Luxus, wie er uns in der Verwaltung vollständig fremd ist. Freilich hat die Hand des Krieges schon vieles zerstört; das Beste ist ein komplett montiertes Lazarett zu einigen 100 Betten. Ich bringe Dir ein Andenken mit, eine Tasse mit dem N und der Krone gezeichnet. Das Lager ist sehr ausgedehnt, und es gab viel zu sehen. Als ich dem König davon erzählte, wurde er ganz neugierig und ist dann heute auch hinausgefahren.

Gestern hat der Kronprinz mir schreckliche Arbeit gemacht, und zwar durch einen Gnadenakt. Ein Anschlag von ihm an den Straßenecken setzte die ganze Stadt in Aufruhr: er machte bekannt, die Soldaten sollten aus den Magazinen verpflegt werden, die alles bar bezahlen würden, die Stadt Reims habe sich um nichts zu kümmern. Das Magazin ist aber nicht vorhanden, und Geld zum Bezahlen auch nicht. Da wurde mir denn die Gnade etwas unbequem.

Die Unterbringung der französischen Gefangenen macht uns viel Kopfzerbrechen, zumal wenn die 130000 Mann mindestens aus Metz noch dazu kommen. Ich hoffe, man wird sie zu öffentlichen Arbeiten verwenden.

Freytag habe ich einigemal gesehen. Er hat uns jetzt verlassen und ist mit einem Feldjäger in die Heimat zurückgekehrt; den besten Teil des Feldzuges hat er mitgesehen. Sein letztes Werk hier war die Verfassung des Aufrufs für die Invalidenstiftung."

*

Reims, 11. 9. 70.

„Mein Aufenthalt hier dauert schon zu lange; die Masse der Menschen, sogar die benachbarten Ortschaften, fangen an, mich als verantwortlichen Verpfleger zu kennen und kommen, mir ihre Klagen vorzutragen. Nun sind die Leute hart bedrückt, und das Herz thut mir weh, obgleich kein Franzose ein Recht auf unser Mitleid hat. Aber wenn man die jammervollen Gesichter sieht, muß man sich immer künstlich in die Härte hineinreden. Trotzdem werde ich wohl noch drei Tage hier aushalten müssen, denn die Promenade nach Sedan hat uns Zeit und Kräfte gekostet, die jetzt eingeholt werden müssen.

Steinmetz macht wieder neue Schwierigkeiten, es peinigt ihn, daß er noch keine Heldenthaten verübt hat.

Aus meinem stets beschäftigten Leben kann ich nicht viel erzählen; der Gnadenhimmel wölbt sich auch über mir, ich esse in der Tour jeden dritten Tag beim König, spiele abends mit Moltke Whist und reite täglich spazieren. Daß

das Diner des Königs um vier statthat, ist unbequem, es kommt immer mitten in die Arbeit, aber der alte Herr ist es so gewöhnt."

*

Reims, 13. 9. 70.

„Ich freue mich, daß mein Brief von Sedan Dir so rasch zukam; einer unsrer Diplomaten, der nach Brüssel ging, war so liebenswürdig, ihn von dort zu expedieren. Er sollte den Transport unsrer Verwundeten durch Belgien vermitteln, brachte es aber nicht fertig. Trotzdem laufen sie aber alle diesen Weg, nur nicht offiziell, denn die belgische Regierung will uns nicht offen dieses Zugeständnis machen. Nur darf kein Soldat sie begleiten; die freiwillige Krankenpflege bildet hierfür den neutralen Boden.

Fürst Pleß und seine Gehilfen zeichnen sich auf diesem Gebiet außerordentlich aus; was die Zeitungen dagegen raisonnieren, ist Unsinn.

Ich habe heut zum erstenmal in meinem Leben Tabak verkauft. Dann habe ich große Berichte für den König zu machen wegen Klagen über Konfiskationen oder Requisitionen, die ihm direkt zugegangen sind. — Dabei will ich Dir gleich bemerken, daß, wenn die Verpflegung gut, dies vor allen Dingen der Jahreszeit zu verdanken ist. Man kann es nicht für ein Kunststück ansehen, wenn man hier futtert."

Wir gingen nun, im Glauben, durch Paris nicht lange aufgehalten zu werden, in großen Etappen über Chateau Thierry und Meaux gegen Paris vor.

Das Hauptquartier zunächst nach Ferrières.

*

Ferrières, 22. 9. 70.

„Hier wohnt nun der König in dem Zauberschloß des Barons Rothschild. Es ist gewiß ein schöner Bau, aber unser Schloß Eisgrub in Böhmen war viel schöner und edler im großen wie im einzelnen. Ganz großartig ist der Park, mit den auserlesensten und schönsten Bäumen ausgestattet; von den Fasanen denken wir noch einigen Nutzen zu ziehen.

Ich wohne mit meinem Stabe und dem Fürsten Pleß bei einem Gärtner, d. h. bei einem Obstzüchter, der ausgesuchtes Tafelobst nach Paris verkauft, und zwar zu exorbitanten Preisen. Der Besitzer selbst ist geflohen, auch die Leute bis auf eine alte Köchin; so leben wir gut, und ich genieße meinen schönen Salon mit dem Ausgang nach dem Garten.

Ich fuhr schon früh in die Welt, um mich über die Verpflegung auf dem linken Seineufer zu orientieren. Bei dem prachtvollen Wetter war der Blick über das reiche Thal der Seine und Marne sehr schön und klar; die Stadt Paris dehnt sich in weitem Panorama aus und liegt vor uns wie ein Rätsel. Unsre Leute auf Vorposten starren es voller Erwartung an; nach Lage der Verhältnisse dürfen wir erwarten, in einigen Tagen dort einzurücken, und zwar ohne

allen Kampf. Es gärt dort ganz gewaltig, und Jules Favre hat schon wiederholt seinen Weg hierher gefunden; der bevorstehende Fall von Straßburg wird ihm seine schwere Aufgabe erleichtern."

*

Ferrières, 24. 9. 70.

„Die Verhandlungen sind vorläufig abgebrochen, weil Favres Kollegen in Paris die aufgestellten Bedingungen nicht annehmen wollen. Sie bedürfen noch einiger auflösender Elemente mehr, um die bittere Pille herunterschlucken zu können. Wenn man sich einigen Verlusten aussetzen wollte, so könnte man Paris sofort nehmen; das hilft uns aber nichts, denn die Regierung, die wir da einsetzen müßten, würde nie so stark werden, uns den Frieden garantieren zu können. Die republikanischen Führer müssen selbst kommen und auf eigne Verantwortung um Frieden bitten.

Es fehlt in der Stadt wohl an Viehfutter und allerhand anderm, Mehl aber haben sie für sechs Monate, und von Brot lebt der Franzose vorwiegend. Zwischenein ist es sehr wichtig, daß wir Toul genommen haben.

Gestern morgen war der Kronprinz hier, da die Nachricht von den Favreschen Verhandlungen zu ihm gedrungen war. Außer Favre bewegt sich hier aber auch noch ein napoleonischer Agent und ein Vertreter von Gambetta. Alle erkennen die Richtigkeit unsrer Bedingungen an, keiner aber ist mächtig genug, sie zu vertreten. Der Kronprinz hat in der Sache sehr verständige Ansichten und ist mit Bismarck in vollster Harmonie; in allen politischen Angelegenheiten verhandelt es sich gut mit dem Herrn. Er war sehr herzlich, und wir sind lange Zeit in dem Park spazieren gegangen. Seine Urteile über die Anlagen interessierten mich übrigens sehr; dafür ist er ganz sachverständig."

*

Ferrières, 25. 9. 70.

„Ich habe eben einen Auftritt gehabt, der meinem Schnupfen wohlgethan hat. Ein Berliner Jude offerierte, 4000 Zentner Hafer à zehn Thaler aus der Gegend von Meaux heranzuschaffen. Was thut der schlaue Sohn? Er kauft von hiesigen Bauern, die beim Dreschen sind, den Hafer, den wir bereits mit Beschlag belegt haben, und zwar für einen Spottpreis, den diese aber immer noch lieber nehmen, wie unsern Bon. Ich selbst konstatierte das ganz zufällig bei einem Ausgang. Den Kerl habe ich ausgewiesen und ihm jede Lieferung untersagen lassen. Wenn die Bahn über Toul erst in stand ist, wird auch das nicht mehr passieren.

Die Masse der Bittenden verleidet mir hier schon wieder die Existenz. Jeder Bauer wird von den Soldaten geplagt, und jeder Bauer sucht sich als Leidtragender den Weg zu mir zu öffnen. Wenn ich fortgewesen bin, finde ich den ganzen Garten blauschimmernd von lauter Blusen.

Mein Leben verläuft ganz regelmäßig. Um halb sieben wird aufgestanden, Kaffee getrunken und regiert; um acht gehe ich nach dem Generalstab, mich zu

orientieren, Befehle zu empfangen und selbst mitzusprechen. Damit wird es zehn Uhr, bis ich wieder in meinem Bureau bin. Dann folgt um halb zwölf das Déjeuner; wir sind täglich neun Personen, sieben ich und die Meinen, Fürst Pleß und sein Adjunkt, Herr v. Salisch. Es gab heut dicke Erbsen mit Wurst, kalten Karpfen, Hammelbraten mit Salat und Kartoffeln, Butter, Käse und Obst. Nach dem Frühstück ist Schreibstunde, heut war ich zur Kirche, und um zwei Uhr wird geritten und gefahren, wobei man die Annehmlichkeit mit den Interessen des Dienstes zu verknüpfen sucht. Gestern waren wir bei den Vorposten und sahen uns Paris an. Um sechs wird diniert, Bouillonsuppe, Milchreis und Rindsbraten; eine Partie Whist schließt den Abend. Zwischenein läuft natürlich noch viel Arbeit, Audienzen u. s. w.

Unsre militärische Zukunft wird so beurteilt, daß man meint, Straßburg werde in dieser Woche fallen, Metz in der folgenden. Wann Paris genug hat, hängt von den Gärungsmomenten ab; diese aber werden verstärkt dadurch, daß wir in der nächsten Woche die Beschießung beginnen, denn das Belagerungsgeschütz kann jetzt heran. So werden Metz und Paris wohl ziemlich gleichzeitig fallen.

Gestern sagte Bismarck, man begreift jetzt, daß Friedrich der Große kriegsmüde wurde, als der Krieg sieben Jahre dauerte."

*

Ferrières, 27. 9. 70.

„Gestern fand ich eine Depesche vom Kronprinzen vor, der mich nach Versailles beruft; ich fahre also gegen zwölf dorthin und bleibe die Nacht dort. Morgen abend aber bin ich wieder hier, um Sonnabend mit dem ganzen Hauptquartier nach Versailles zu gehen. Der König fängt an, sich hier zu langweilen, und braucht Abwechslung. Ich hätte gern hier den Einzug in Paris abgewartet.

Wir sind gespannt auf den Ausfall der Wahlen, die für den 2. Oktober ausgeschrieben sind. Ob sie der jetzigen oder überhaupt einer Regierung die Autorität verschaffen werden, die wir zum Friedensschluß brauchen?"

*

Ferrières, 1. 10. 70.

„Ich verspätete mich beim Reiten und kam zum Diner beim König zu spät; ich aß am Adjutantentisch und hätte mich ruhig wieder fortgestohlen, hätte mir der Kronprinz nicht sagen lassen, er müsse mich sprechen. Er nahm mich denn auch nach Tisch mit auf sein Zimmer und hatte viel zu erzählen; auch heut früh bin ich wieder eine Stunde mit ihm gegangen. Er ist immer sehr herzlich und warm, und das bleibt nicht ohne Eindruck auf die Zuschauer.

Von den politischen Konstellationen kann ich dem Papier nichts anvertrauen, nur das will ich erwähnen, daß die Verhandlungen von Delbrück in München ganz außerordentlich erfolgreich gewesen sind; man war dort überraschend coulant.

Der Kronprinz zog einen sehr klaren und richtigen Vergleich zwischen den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm; es interessiert mich, bei solchen

Unterhaltungen immer wieder zu beobachten, wie vor fürstlichen Augen die Weltereignisse den Charakter der Familienpolitik annehmen. Dem Unterthanenverstande ist solche Anschauung ganz neu, weil die Unterlage fehlt, man gewöhnt sich aber daran.

Nachdem wir gestern die besten Pariser Truppen, die römische Brigade, zurückgeschlagen haben, hoffen wir nunmehr, unsre Feste am 18. mit der Feier der Kapitulationen verbinden zu können; dann wollen wir trotz der Trennung vergnügt singen: Nun danket alle Gott."

*

Ferrières, 2. 10. 70.

„Gestern aß Graf Bismarck mit uns, er war bester Laune und erzählte eine Menge kleiner Züge aus der neuesten großen Politik. Jules Favre sei der reinste Phrasenmacher, aber ausgestattet mit all jenen imponierenden äußeren Eigenschaften, die Waldeck als Redner besessen habe. Von Napoleons mangelnder Widerstandskraft sei er überrascht gewesen; er habe geglaubt, der Kaiser besäße die ganze Energie des Phlegmas und würde nicht so leicht von der Stelle gehen. Er sei aber ein ganz abgethaner Mann, durch Krankheit und körperliche Leistungsunfähigkeit."

*

Ferrières, 3. 10. 70.

„Uebermorgen gehen wir nach Versailles; ich muß dies als einen Fehler bezeichnen, weil man dadurch unsre Angriffsfront andeutet, und dann, weil der König nicht die natürliche Rückzugslinie verlassen darf. Die ganze Rechnung geht zu sehr auf die Schwäche des Feindes, er kann sehr gut mal durchbrechen, und dann giebt es fatale Stunden, wenn der König abgeschnitten ist."

*

Versailles, 6. 10. 70.

„Ich war endlich in Tremblay, dem Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen, wo ich schon längst zu thun hatte; man sieht dort im Norden vielmehr Zerstörung und gar keine Einwohner. Hier im Süden finden sich langsam die Menschen wieder, und das Leben etabliert sich.

Gestern haben wir den großen Umzug gemacht, bei dem der König unterwegs die Truppen begrüßte. Merwürdigerweise war das VI. Armeecorps dabei im Ordonnanzanzuge gekommen, die Infanterie ohne Gewehre. Wenn die Franzosen zu dieser Zeit einen Ausfall machten, so war es eine dumme Sache. Einem solchen Feinde gegenüber wird man zu liederlich.

Otto hat für mich gut Quartier gemacht, wir wohnen wieder alle zusammen wie in Ferrières, auch Fürst Pleß und sein Adjutant, und mein dicker Proviantmeister besorgt die Küche. Ich habe fünf Zimmer und bin sehr gut eingerichtet; der Hausherr ist geflohen.

Dein Bruder Moritz steht mit der 6. Kavallerie-Division hier in der Nähe; Otto traf Hans Bendemann; ich denke, ich sehe sie beide nächstens.

Heut springen ‚les grandes eaux' dem König zu Ehren; es sind wirklich

Zauberwerke, und der prächtigste Sonnenschein erhöhte den Effekt. Der alte Herr war außerordentlich heiter und bewegte sich frei im größten Getümmel. Das ist nicht unbedenklich bei der Tollheit des Volkes, und man folgt mit Sorge jedem seiner Schritte; aber andrerseits imponiert gerade diese Freiheit der Erscheinung ungeheuer. Bei der Einfahrt hatte man an die Spitze des Zuges Ulanen genommen, die hier am gefürchtetsten sind; die Kerls kamen aber auch wie der helle Teufel herangesprengt, und es war ein Vergnügen, zu sehen, welchen vorzüglichen Eindruck das machte.

Ich habe hier weniger zu thun wie bisher, da in Ferrières, wo die Einschließung begann, alles geordnet worden ist, um die Verpflegung zu sichern; jetzt läuft es von selbst weiter."

*

Versailles, 9. 10. 70.

„Gestern abend war ich zum Diner beim Kronprinzen, und während wir bei Tisch saßen, wurde mir ein Zettel zugeschoben mit den Worten: ‚Rittmeister Ulrich bringe ich soeben hier in das Schloß mit einem Schuß durch die Schulter', unterschrieben von einem Johanniter, der Moritz auf sechs Meilen sorgfältig hierhergebracht.

Da der Generalarzt Wilms zur Stelle war, bat ich ihn um seinen Beistand; er sagte, die Kugel sei unter dem Schultergelenk durch den Oberarm gegangen und nicht ungefährlich.

Moritz fand ich unbesorgt um seine Wunde, aber fürchterlich aufgeregt über den Verlust seiner Schwadron. Er war im Quartier überfallen worden, gestern früh zwischen drei und vier, und wußte nicht, wie viele sich gerettet. Er war der Aelteste am Ort und macht sich nun Vorwürfe; das ist eine schlechte Zugabe zur Heilung."

*

Versailles, 11. 10. 70.

„Der Ort des Ueberfalls heißt Ablis und liegt zwischen Rambouillet und Chartres; die Husaren lagen hinter einer Feldwache im Alarmquartier und wurden von den Einwohnern im Schlafe überfallen. Eine Schuld kann Moritz nicht treffen, aber es ist schlimm, wenn ein Rittmeister über 100 Mann und Pferde von der Schwadron auf solche Weise verliert. General v. Schmidt, bis dahin Kommandeur der 16. Husaren, hat den Ort an allen vier Ecken anstecken lassen.

Der Krieg fängt an, grausam zu werden, und deshalb wäre es doppelt wünschenswert, wenn er zu Ende ginge.

Wir haben Deinen Bruder in ein Privathaus gebracht, weil Wilms im Lazarett eine Eitervergiftung fürchtet. Fürst Pleß sorgt für alle Unterstützung, vor allen Dingen für eine Pflegeschwester.

Unsre Bewegung auf Orleans und Tour macht einen guten Eindruck, mit der Annäherung der Verstärkungen werden wir uns überhaupt mehr ausdehnen und mehr Lebensadern gewinnen."

*

Versailles, 13. 10. 70.

„Vor acht bis zehn Tagen ist die Operation nicht möglich, also habe Geduld, vorläufig geht alles ordentlich.

Fürst Pleß hatte Otto und mich zum Diner nach St. Germain eingeladen, wo er den Kanzler des Johanniterordens, den Grafen Stolberg, und noch mehrere Durch- und Erlauchten bewirtete. Wir aßen sehr gut und waren sehr munter und fuhren in schönster Mondscheinnacht nach Hause. Es war das erste ganz friedliche Vergnügen in diesem Feldzuge; Du aber wollest aus diesem Betragen Deines soliden Mannes entnehmen, wie die allgemeine Stimmung ist. Wer nicht unmittelbar am Feinde steht, auf Vorposten oder im Gefecht, der denkt sorgenlos, wie er die Zeit totschlägt, und lebt dem Augenblick.

Heut diniere ich beim König."

*

Versailles, 15. 10. 70.

„Wir waren noch einmal nach St. Cloud geritten, um dieses neue Opfer der französischen Zerstörungswut zu sehen; das Schloß ist vollständig ausgebrannt, die Jäger haben die Bibliothek und einiges Mobiliar gerettet. Man hat manches Kunstwerk verbrennen lassen und dafür bunten Kram, Stühle, Sofas, Uhren, gerettet. Ich habe den Kronprinzen, der über die Sachen disponiert, um ein paar Sèvresvasen gebeten.

Unser Patient war heut ganz heiter."

*

Versailles, 17. 10. 70.

„Die Gegenwart des Generals Boyer hier ist ohne Folgen, da der Mann nichts bieten kann; Bazaine und seine Armee bedeuten keine Macht, auf die man sich behufs des Friedens stützen könnte. Schließlich aber steht die Kapitulation von Metz doch nahe bevor.

Dieses Metz, die Rinderpest, der herannahende Winter und der Zwang, hier für alle Fälle reichlich verproviantiert zu sein, machen mir viele Arbeit und Sorge. Dazu kommt noch die Viktoria-National-Invalidenstiftung.

Ich habe gestern abend beim Kronprinzen gegessen, der mich in dieser Angelegenheit sprechen wollte. Die Königin meint, alle milden Stiftungen gehörten in ihr Ressort, der König war sehr ungnädig gegen den Kronprinzen, und nun stand das Barometer des Herrn auf Sturm. Es ist mir nur mit Mühe gelungen, ihn zu beruhigen; heut früh aber kam ein Brief von Normann, der Oel ins Feuer gießt, und ich habe wieder neue Arbeit. Denn, will man überhaupt die Möglichkeit eines Konfliktes zwischen dem alten und dem jungen Herrn, und gar aus solcher Veranlassung, zugeben, so erachte ich doch den Augenblick für möglichst schlecht gewählt. Ich rede und schreibe also, um auszugleichen, und bin neugierig, wie der Hase läuft."

*

Versailles, 18. 10. 70.

„Zunächst Gruß und Kuß zu unserm heutigen Festtage. Fahre fort in dem himmlischen und segensreichen Geschäfte der letzten 25 Jahre und mache mich weiter so glücklich wie bisher. Ich möchte Dir gern Gleiches mit Gleichem vergelten und nach den stürmenden und drängenden Zeiten Dir solche der stillen und genießenden Ruhe versprechen. Sehe ich aber hier die große Zahl der rein der Ruhe lebenden Franzosen, die kein andres Bedürfnis kennen, als das des stillen, von der Welt abgeschlossenen Genusses, so muß ich sagen, die Kerls sind mir zu dumm, um ihrem Beispiel zu folgen. Du mußt also schon dulden, daß ich mich noch eine Weile herumtummele, und daß der Ehrgeiz manchmal das äußere Leben stört; wir wollen sehen, wie lange wir es noch aushalten.

Ich hätte Dir gern die Kapitulation von Metz als silbernes Festgeschenk aufgebaut, aber sie ist ausgeblieben; auch ein großer Ausfall aus Paris war uns durch Spionsnachrichten angesagt, und man hatte sich vorbereitet, sie würdig zu empfangen, aber auch dieses Vergnügen ist uns versagt. So werde ich Dich im Rausch verschiedener Feste mitfeiern."

*

Versailles, 20. 10. 70.

„Gestern ist die Operation erfolgt und vorläufig gelungen. Die Krisis beginnt morgen und damit die Entscheidung; es ist nun auch noch ein Johanniter im Hause stationiert, Du siehst also, daß alles Denkbare für die Pflege geschieht.

Am 18. setzte man mir ein großes Diner vor und behandelte mich äußerst feierlich; auch zwei Gedichte wurden überreicht. Den Abend war ich beim Kronprinzen und war betrübt, zu sehen, wie formell augenblicklich sein Verkehr mit dem König ist. Es ist kein Vergnügen, in solchen Dingen der Vertraute zu sein.

Gestern mußte ich wegen der verdammten Rinderpest in das Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen fahren. Solche Tour durch die schöne Gegend ist für mich immer ein großes Vergnügen, zumal, wenn man feststellt, daß die Einwohner sich immer zahlreicher wieder einfinden, und daß auf den Aeckern gepflügt und gesäet wird; trotz der Nähe der Heere wird den Bedürfnissen des Friedens nachgegangen."

*

Versailles, 23. 10. 70.

„Gestern konnte ich Dir verhältnismäßig Gutes melden; seitdem wurde der Zustand von Moritz immer bedenklicher. Ich habe lange bei ihm zugebracht; er war leidlich klar, aber entsetzlich schwach, das Fieber verließ ihn nicht. Er hat dann die ganze Nacht phantasiert und wurde heute Morgen immer schwächer, das Bewußtsein kam nicht wieder, und er ist um 11¼ Uhr ruhig entschlafen.

Gestern sprach er mir noch von allem, was er von der Zukunft erhoffte, wann er zu Dir gehen wolle, welches Bad er brauchen müsse, wann er wieder Dienst thun könne. Und ich stand ihm voll Rede und machte ihm allerlei Bilder und wußte doch von Wilms, daß er nicht mehr 24 Stunden zu leben hätte.

Durch die Eiterung war der Körper derartig in Auflösung, daß schon eine Stunde nach dem Tode die Verwesung anfing."

*

Versailles, 24. 10. 70.

„Soeben komme ich vom Begräbnis von Moritz. Er wurde mit noch einem Offizier und sechs Soldaten hinausgetragen, und es war ein großer Cortége. Der Kronprinz schickte den Wagen, Fürst Pleß, mein Haus, waren zur Stelle, Blumen bedeckten den Sarg. Ich wäre lieber ganz still mit ihm gegangen und hätte still an den braven und treuen Menschen gedacht und an Dich, denn an Dir hing er mit ganzer Seele.

Man wird des Krieges müde, wenn so einer nach dem andern von dannen zieht."

*

Versailles, 25. 10. 70.

„Inzwischen sammeln sich hier die Minister und Diplomaten und machen Visiten; das ist für mich das Schlimmste an ihnen. Ihre Thätigkeit geht an mir vorüber. In meinem Amte plagt mich am meisten jetzt die Rinderpest."

*

Versailles, 26. 10. 70.

„Heut feiern wir Moltkes Geburtstag, den Beginn der Verhandlungen wegen der Uebergabe von Metz und die Ankunft des Herrn Thiers. Nun kommen wir vorwärts, und am Ende bin ich doch noch zu Weihnachten bei Euch.

Wir waren in corpore zu Moltke gegangen. Er war heiter und frisch, bescheiden und zurückhaltend wie immer, und doch glücklich in dem Besitz seines Ruhmes. Er ist eine große Seele.

In Metz will man noch nicht an die Bedingungen von Sedan heran, möchte gern Armee und Festung trennen, aber das Zieren hilft nicht mehr, der Hunger ist zu mächtig.

Thiers ist im Auftrage der Regierung gekommen; was er will, weiß ich nicht, aber er muß doch Waffenstillstand und Frieden darbieten, wozu käme er sonst?

Uebrigens fängt das Wetter an, niederträchtig zu werden, feucht und kalt; Kaminfeuer brennt unausgesetzt, sonst ist es nicht zum Aushalten. Man gewöhnt sich hier an vieles leidlich rasch, nur nicht an den Hochmut dieses Volkes."

*

Versailles, 28. 10. 70.

„Ich gehe morgen früh von hier nach Metz, um dort die ordnende Hand für die Uebernahme zu bilden. Es ist dies eine sehr angenehme Unterbrechung in dem hier etwas einförmig werdenden Leben; der Krieg tritt doch wieder einmal an mich heran, und ich greife in den Gang eines großes Dramas mit ein.

Gestern war zu Ehren des Tages großes Diner beim König; er war außerordentlich heiter und sprach mit großer Anerkennung vom Prinz Friedrich Karl. Er kann auch von seinem Standpunkt aus gerecht sein, für unsre Instanzen ist das schwerer, denn jeder will immer alles selbst gemacht haben und gönnt dem andern keinen Ruhm. Blumenthal sagte neulich, der Prinz habe es vor Metz mit 40 bis 50000 Mann zu thun; Moltke entgegnete, wir rechneten auf 130000; das fand er lächerlich und stritt bis aufs Blut; nun sind es aber 173000, und damit muß doch der Ruhm von Friedrich Karl wachsen.

Es ist beinah ein Unglück, daß der Kronprinz, Blumenthal und Gottberg, alle drei, Engländerinnen zu Frauen haben. Das macht unwillkürlich eine Partei aus ihnen, sogar in politischen Dingen. Normann hat mir neulich einen sehr knurrigen Brief geschrieben, weil ich in der Sache der Viktoria-Stiftung eine vermittelnde Stellung einnähme. Ich habe ihm sehr gutmütig geantwortet, um nichts auf die Spitze zu treiben; aber weit vom Schuß sind die Menschen immer ungeheuer klug."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Seelenblindheit.[1]

Von

Professor W. Manz.

Die Krankheit, die ich den Lesern dieser Zeitschrift in ihren wichtigsten Erscheinungen vorführen möchte, wurde bis auf die neueste Zeit und wird auch jetzt noch in manchen Fachjournalen als die „sogenannte Seelenblindheit" bezeichnet. Das Beiwort kann wohl nur eine gewisse Unsicherheit der Benennung verraten, die einerseits auf einem unfertigen, nicht scharf abgegrenzten Krankheitsbilde, andrerseits auf einer nicht ganz festen Diagnose beruhen mag.

Die Krankenbeobachtungen, auf der diese aufgebaut ist, sind neueren Datums, und da mußte zuerst festgestellt werden, ob die bei den betreffenden verschiedenen Patienten wahrgenommenen Symptome unter sich genügende Uebereinstimmung zeigen, die sie von den andern Arten von Blindheit unterscheidet, und dann sollte mit dem Namen auch Sitz und Ursprung dieser besonderen Blindheit angegeben werden. Von diesen beiden Forderungen ist nun die erstere durch die in den letzten Jahren anwachsende Zahl von beobachteten Krankheitsfällen erfüllt, inwieweit wir auch der letzteren zu entsprechen vermögen, soll

---

[1]) Nach einem vor einigen Jahren in der Freiburger Akademischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag.

im nachfolgenden erörtert werden. Notwendig wird aber sein, gleich von vornherein gewissen Mißdeutungen zu begegnen, zu denen der Name „Seelenblindheit“ verleiten könnte.

Diese Blindheit bezieht sich nicht auf das Gebiet der Moral, der Seelenblinde ist kein unmoralischer Mensch, kein Verächter guter Sitte, er braucht aber auch kein in seinem Verstand Beschränkter, kein Idiot zu sein, er kann vielleicht ein ganz gescheiter Mann sein, er ist aber auch nicht etwa im gewöhnlichen Sinn geisteskrank. In einem weiteren Sinne werden wir ihn vielleicht zunächst dafür nehmen, da wir seine Reden und Handlungen doch einer gewissen Störung der Intelligenz, wenn auch nicht der höheren, zuschreiben müssen, er wird uns, wie man mit einem gewissen Euphemismus sagen könnte, schon bei oberflächlicher Bekanntschaft mindestens sehr sonderbar vorkommen. Das wird aber noch mehr der Fall sein, wenn wir den Kranken schon von früher her gekannt haben, als einen Menschen, dem wir im täglichen Leben nur verständige Reden und Handlungen zutrauen. Wenn wir einem solchen einen Gegenstand zeigen, den er seit Jahren täglich im Gebrauch gehabt hat, der ihm von Kindsbeinen auf bekannt ist, z. B. eine Taschenuhr, ein Messer, eine Gabel, einen Hut oder etwas dergleichen, und er erklärt uns auf die Frage, was dies sei, er wisse das nicht, so werden wir das zunächst für einen wenig geistreichen Scherz halten, dann aber, wenn wir den Ernst der Antwort erkannt haben, werden wir vielleicht ein ebenso verblüfftes Gesicht machen wie der Befragte. Eine Verlängerung des Examens wird uns dann überzeugen, daß unser Freund nicht nur jene, sondern noch viele andre Gegenstände, die ihm bisher vertraut waren, nicht benennen kann.

Von seiner Verlegenheit gerührt, sagen wir ihm ihre Namen, er spricht sie auf Verlangen sofort und deutlich nach, es ist also nicht das gesprochene Wort, was ihm fehlt, seine *Sprache* hat nicht gelitten, aber fragen wir ihn vorher, was man mit dem Ding thut, so weiß er das vielleicht auch nicht — er hat also nicht das Wort vergessen, er hat das Ding selbst vergessen, er erkennt es nicht wieder, obwohl er es *sieht*. Daß er es *sieht*, nehmen wir an, weil er es beschreiben kann.

Diese wenigen Worte mögen einstweilen genügen, um die geistige Schwäche zu charakterisieren, um die es sich hier handelt. Nun wissen wir ja wohl, was ein schwaches Gedächtnis ist und in welchen verschiedenen Arten es sich bei dem einen und andern verrät. Dem sind die Zahlen gefährlich — weh, wenn er Kassier oder Historiker sein will, — dem andern fallen die Personennamen nicht ein, es befällt ihn immer ein leichter Husten, wenn er in Gesellschaft vorstellen soll, ein dritter kennt sich in einer fremden Stadt schwer aus, er findet selbst am hellen Tage seinen Gasthof nicht wieder. Dazu kommt endlich die Schwierigkeit, Personen wieder zu erkennen, die man schon ein- oder mehreremal gesehen hat: eine Unfähigkeit, die Geschäftsleuten und Aerzten sehr oft übelgenommen wird. Nun, das sind alles bekannte Mängel des Gedächtnisses, gewiß oft angeboren, vererbt sogar, ebenso oft aber auch durch eine gewisse Vernachlässigung in der Erziehung erworben, Schwächen, für die wir innerhalb gewisser Grenzen schon

aus Rücksicht auf uns selber gern oder ungern Nachsicht üben. Aber daß nun einer sein eignes Haus, sein Zimmer, seine Frau und Kinder, endlich sich selbst nicht mehr erkennt, das überschreitet doch das Erlaubte, einen solchen Menschen werden wir doch kaum mehr für zurechnungsfähig halten wollen. Wir werden es aber doch thun müssen, wenn wir bei längerer Beobachtung bemerken, daß mit ihm sonst ganz vernünftig zu reden ist, daß er in gewohnter Weise seine Geschäfte besorgt, je nachdem sie nun eben sind, daß er überhaupt sonst den Eindruck eines ganz verständigen Menschen macht.

Man wird fragen, giebt es denn solche Menschen, oder handelt es sich hier um eine Fiktion, um eine psychologische Studie? Eine Anzahl von Beobachtungen, die den letzten Jahren angehören, gestattet uns, die erste Frage wenigstens bedingungsweise zu bejahen. Ich will die Einschränkung gleich vorausschicken, sie wird, denke ich, im folgenden ihre Bestätigung finden. Ich glaube, es ist bis jetzt noch kein Individuum entdeckt worden, bei dem jener kurz angedeutete Defekt, von früher bekannte Gegenstände nicht wieder zu erkennen, vollständig isoliert ohne jede andre psychische oder physische Komplikation durch irgend einen Zufall, wie z. B. eine Gehirnkrankheit, erworben, vorhanden wäre — bleibend oder nur vorübergehend, darauf kommt es nicht an, wohl aber kennt man nun einige Fälle, in denen jener Mangel neben andern krankhaften Symptomen einen besonders hervorragenden Platz einnimmt. In dieser Umschreibung bedeutet jener Defekt also einen Verlust, den Verlust einer physiologischen oder psychischen Fähigkeit, die, von Geburt in der Anlage vorhanden, durch das bisherige Leben zu einer gewissen individuell verschiedenen Höhe ausgebildet worden war.

Zunächst wird es mir obliegen, jene eigentümliche Gedächtnisschwäche — wir wollen sie, da es sich um mittels des Gesichtssinnes wahrgenommene Objekte handelt, als optische Gedächtnisschwäche bezeichnen — in ihren Erscheinungen etwas genauer zu schildern; ich thue das wohl am besten durch Beispiele, die wir guten Beobachtern verdanken. Solche Beispiele sind bis jetzt immerhin noch ziemlich selten, und da mir eine eigne Beobachtung eines reinen typischen Falles nicht zu Gebote steht, so erlaube ich mir in kurzem Auszug zwei Krankengeschichten mitzuteilen, in denen, wie ich glaube, all das enthalten ist, was das Bild der Seelenblindheit zusammensetzt.

Zuerst ein Patient des berühmten verstorbenen Nervenarztes Charcot in Paris, dessen Leidensgeschichte dieser schon vor mehreren Jahren unter dem Titel: „Un cas de suppression brusque et isolée de la vision mentale“ veröffentlicht hat.

Der Patient war ein Wiener Kaufmann, im allgemeinen sehr unterrichtet, besonders aber sprachgewandt, und zwar nicht nur vier lebende Sprachen in Wort und Schrift beherrschend, sondern auch mit den römischen Dichtern Horaz und Virgil wie auch mit Homer so wohl vertraut, daß er recht viel davon auswendig wußte. Er hatte für diese Dinge ein ausgezeichnetes Gedächtnis, so auch für Zahlen; es war ihm ein leichtes, ganze Zahlenreihen nach einmaligem Ansehen herzusagen und zu verrechnen. Vater und Geschwister in höherer wissenschaftlicher resp. künstlerischer Stellung. Dieser Herr geriet nun in finanzielle

Schwierigkeiten, die ihn in eine große körperliche und geistige Aufregung versetzten, die auch nach Lösung jener sich nicht legte. Vielmehr gestaltete sich aus einer mehr allgemeinen Verwirrung eine ganz besondere geistige Störung, deren sich Herr X. immer deutlicher bewußt wurde und die in ihm selbst große Befürchtungen für seine geistige Gesundheit erweckte. Es war eine merkwürdige Verwandlung in ihm vorgegangen, die ihn auf Schritt und Tritt befremdete und erschreckte. Er sah wohl alle Gegenstände, auf die sein Blick fiel, aber er erkannte sie nicht, er bemerkte nicht, daß er sie schon so oft gesehen hatte, sie schienen ihm ein ganz neuer, erstmaliger Anblick. Häuser, Straßen, Monumente seines Wohnortes, den er wiederholt auf kurze Zeit verlassen hatte, erschienen ihm bei seiner Rückkehr ganz unbekannt, und nur allmählich und mit langem Besinnen fand er sich in ihnen zurecht. Auch die Gesichter seiner Familie waren ihm fremd, ihr Gesichtsausdruck erschien ihm ganz anders als sonst, ja sogar sein eignes Spiegelbild erkannte er nicht und bat es, ihm Platz zu machen. In diesen fremden Eindrücken spielten nun auch die Farben eine große Rolle; er wußte z. B., daß seine Frau schwarze Haare hatte, aber er konnte sich das doch nicht vorstellen.

Trotz dieser Sonderbarkeit war der Herr doch nicht eigentlich verrückt. Er konnte vielmehr, nachdem sich seine Aufregung etwas gelegt hatte, seine Geschäfte wieder aufnehmen und — freilich anfangs sehr beschwerlich und mühsam — fortführen. Schon die Art, wie er selbst seinen Zustand beurteilt, spricht gegen eine schwerere Schädigung des Selbstbewußtseins. Hatte er früher mit ganz besonderer Virtuosität alles, was ihm an Schrift und Druck durch die Hände ging, alles, was er auf seinen vielen Reisen sah, mit vollkommenster Treue in seinem Gedächtnis bewahrt, so daß er sich davon nicht nur jeden Augenblick eine ganz präzise bildliche Vorstellung machen, sondern auch, da er ein guter Zeichner war, sofort sowie nach langer Zeit alles in richtigem Bilde wiedergeben konnte, so war das jetzt ganz anders. Die Verse Homers und Virgils sind ihm entschwunden, er vermag nicht einmal mehr einen Turm oder ein Thor zu zeichnen, was er früher so leicht gethan, er zieht Linien wie ein Kind, ohne alle Proportion und Perspektive. Das Sehen im Geiste, wie er selbst seinem Arzte schreibt, das ihm früher überall geholfen hatte, war ihm ganz verloren gegangen. Wollte er sich jetzt gelesene Worte merken, so mußte er sie sich laut oder halblaut vorsagen. Er mußte den Klang dieser Worte hören und sich einprägen. Der akustische Eindruck, den Gesprochenes oder Gelesenes auf ihn machte, der ihm früher fast wertlos gewesen war, an den mußte er sich jetzt halten, auf ihm einen großen Teil seiner geistigen Thätigkeit neu aufbauen. Gewiß eine gewaltige Arbeit! Wenn ich früher gesagt habe, daß die geistige Verfassung des Herrn X. im allgemeinen nicht gestört gewesen sei, so muß ich denn doch ergänzend beifügen, daß er selbst eine bedeutende Veränderung seines Charakters und besonders auch seines Gemütslebens an sich bemerkte, die unter anderm in einer gewissen Abstumpfung gegen Familienunglück, Todesfälle, die geliebte Personen betrafen, sich verriet.

Ein andres, sehr belehrendes, wenn auch nicht so einfaches Beispiel einer

plötzlich aufgetretenen optischen Gedächtnisschwäche teilt uns ein Hamburger Augenarzt, Dr. Wilbrand, mit, der die Erforschung dieses schwierigen Grenzgebietes zwischen Psychologie und Physiologie sich zur besonderen Aufgabe gemacht hat. Er erzählt uns — ich darf auch aus seinem Bericht nur das Wichtigste herausheben:

Eine ältere, sehr intelligente Dame, die sich stets eines guten Sehvermögens erfreut hatte, ebenfalls sehr sprachenkundig, hatte sich von früh an gewöhnt, sich, wie sie sich ausdrückte, mit ihren Phantasien zu beschäftigen, d. h. sie erging sich gern in bildlichen Vorstellungen gesehener Gegenstände und Vorgänge, oder sie übersetzte, was sie gelesen hatte, gern in solche Gedankenbilder, die bei ihr ganz besonders lebhafte waren, so daß sie sich oft sogar darüber ängstigte.

Diese Dame fühlte sich nach einem kurzen, mit Bewußtlosigkeit verbundenen Unwohlsein in dieser Beziehung total verändert. Sie wurde von ihrer Umgebung für blind gehalten, konnte sich aber selbst auf das bestimmteste überzeugen, daß sie das nicht sei; sie sah alle ihr Bett umgebenden Gegenstände, aber erkannte sie nicht — sie verwechselte einen Hund mit ihrem Arzt, ihr Dienstmädchen sogar mit einem gedeckten Tisch. Sie verstand alles, was man mit ihr sprach, und konnte an jedem Gespräch in vernünftiger Weise teilnehmen, aber sie war wie „im Traum“.

Nun war allerdings ihre Sehkraft insofern nicht intakt geblieben, als ihr Gesichtsfeld anfangs auf der linken Seite ganz verloren gegangen war und blieb, während eine Einschränkung auf der rechten nach einiger Zeit wieder verging. Sie konnte daher nur die Gegenstände sehen, die gerade vor ihr oder ihr zur Rechten lagen.

Daraus machte sie sich aber weniger, sie gewöhnte sich allmählich daran, viel mehr beunruhigte sie, daß sie wohlbekannte Dinge, Personen, die Straßen ihrer Stadt, so oft sie sie sah, immer wieder nicht oder nur schwer erkannte. Sie getraute sich lange nicht mehr, ihr Haus zu verlassen, da sie, kaum einige Schritte von ihrer Wohnung entfernt, den Heimweg nicht mehr fand und sich in den bekanntesten Gassen durchfragen mußte. In Gedanken aber, bei geschlossenen Augen, darauf muß, wie ich glaube, einiges Gewicht gelegt werden, vermochte sie sich über die Wege, die sie zu gehen hatte, wohl zu orientieren, d. h. sie besann sich wohl, wo und wie oft sie rechts oder links zu gehen hatte. Aber auch innerhalb ihrer eignen Wohnung ging es ihr übel — die Zimmer kamen ihr fremd vor, sie meinte zeitweise, ihre Zimmerthür gehe auf die Straße; jedoch scheinen diese Irrtümer nicht konstant gewesen zu sein, oder sie konnte sie meistens selbst korrigieren. An ihren Sachen, in ihren Schränken hatte sie immer zu suchen, sie fand so oft nicht, was sie suchte, auch wenn es gerade vor ihr lag. Sie erkannte auch gute Freunde nicht, wenn sie ihr begegneten, auch ihr kam das eigne Gesicht im Spiegel ganz verändert vor. Aber nicht nur für Personen und leblose Gegenstände hatte sie das Gedächtnis verloren, sie war auch bezüglich des Zeitmaßes im unklaren. „Was vielleicht vor zehn Minuten geschah, kommt mir vor, als ob es sich vor drei Stunden ereignet hätte,“ schreibt sie,

„ich kann mit der Zeit nicht fertig werden, alles zieht sich so in die Unendlichkeit hin.“

Sie selbst zieht aus ihrem Zustand folgenden merkwürdigen Schluß: „Aus meinem Zustand zu folgern, sieht der Mensch mehr mit dem Gehirn als mit dem Auge. Das Auge ist bloß das Mittel zum Sehen — denn ich sehe ja alles klar und deutlich, ich erkenne es aber nicht und weiß oft nicht, was das Gesehene sein soll.“

Dr. Wilbrand hatte nun Gelegenheit, die Patientin längere Zeit zu studieren, und erzählt uns in seinen interessanten Aufzeichnungen die wichtigen Veränderungen, die im Laufe von Monaten in dem psychischen Leben der Dame vor sich gingen. Ich muß auf die Wiedergabe dieser Beobachtungen verzichten und will nur anführen, daß der Zustand nach und nach in verschiedener Beziehung sich besserte.

„Das verkehrte Denken,“ wie sie jene falschen Vorstellungen von Oertlichkeiten und dergleichen nannte, hörte auf, sie konnte alle ihr vorgezeigten Dinge richtig erkennen und benennen, sie konnte sich auch, wenn sie durch andre Sinne, Gehör oder Tastsinn mit ihnen in Berührung kam, ein richtiges Bild von ihnen machen.

Immerhin war ihr Zustand noch immer ein recht unbehaglicher, sie war nervös geworden, während „sie früher nicht gewußt habe, was Nerven seien“. Sie wurde auch eine Zeitlang von Explosionen im Kopfe geplagt, wie sie ein eigentümliches Gefühl nannte, das von Zeit zu Zeit ganz plötzlich auftrete; ihre Sprache war aber zu keiner Zeit gehemmt, auch Lähmungen waren nicht eingetreten. Ihre linkseitige Halbblindheit dagegen war unverändert geblieben und vermehrte die Schwierigkeit, solche Gegenstände zu finden, deren Platz sie nicht bestimmt wußte.

Ich darf diese Krankengeschichte nicht ausführlicher mitteilen, ohne mir den Raum zu den entsprechenden Erläuterungen zu sehr zu beschränken, ich hoffe aber, daraus wenigstens alle wesentlichen Züge, wenn auch nur mit wenigen Strichen, gezeichnet zu haben.

Solche Krankheitsfälle sind uns nun in den letzten Jahren noch mehrere bekanntgegeben worden, im wesentlichen übereinstimmend, aber doch in vielen Einzelheiten verschieden; keine waren aber, soweit ich sie kenne, charakteristischer als die beiden erzählten; fast in allen andern waren bedeutendere Komplikationen namentlich in Form von Sprachstörungen und Beeinträchtigungen des Bewußtseins vorhanden — ich werde mich deshalb im folgenden hauptsächlich an jene halten.

Sie sind gewiß interessant, sie machen uns mit einer Störung des Sinneslebens bekannt, die schon wegen der unglücklichen Gemütsverfassung der davon Betroffenen unsre Teilnahme, dann aber auch unsre Neugierde erregt, da sie in ihrer Art so selten, so ganz ungewöhnlich erscheint. Es knüpft sich daran aber auch ein tiefergehendes Interesse, nicht nur ein medizinisches, für alle diejenigen, die es lockt, auf wissenschaftlichem Boden und in besonnener Weise in Kreise der

Erkenntnis einzudringen, die eine so wichtige Thätigkeit unsers Nervenlebens, die Sinnesthätigkeit einschließen.

Ich möchte im folgenden versuchen, soweit meine langjährige Beschäftigung mit dem Sehorgan in seinem gesunden und kranken Zustand mich dazu befähigt und soweit ich bei den Lesern dieser Zeitschrift ein Interesse dafür voraussetzen darf, zu erläutern, inwiefern die Kenntnis dieser Krankheitsfälle ein Verständnis der Seelenblindheit zu bringen im stande ist.

Wir fragen daher zunächst einmal: was kann denn für die Sinneswahrnehmung aus ihnen gefolgert werden?

Man hat daraus entnommen, daß die sinnliche Wahrnehmung allein zu dem, was wir im weiteren Sinne „sehen" nennen, nicht ausreicht, daß dazu eine besondere Art von Gedächtnis gehört für alle diejenigen Wahrnehmungen, die wir mit den Sehorganen machen — wir haben es das optische Gedächtnis genannt. Wie kommt nun aber eine solche Wahrnehmung zu stande?

Es wird für meine weiteren Ausführungen gut sein, wenn wir uns das etwas vergegenwärtigen.

Der Vorgang ist ein zusammengesetzter, wir können darin drei Hauptstadien unterscheiden.

a) Die durchsichtigen Partien des Auges entwerfen von den Gegenständen, von denen Lichtstrahlen durch die Pupille eindringen, ein kleines Bildchen auf der sogenannten Netzhaut — daß dieses Bildchen ein verkehrtes ist, soll uns hier nicht weiter beschäftigen.

b) Dasselbe trifft auf die Endorgane der Sehnerven, die in dieser Netzhaut liegen, und bringt in ihnen eine Veränderung hervor, die wir Erregung nennen, von der wir wissen, daß in ihr chemische und elektrische Kräfte thätig sind, deren Wesen uns aber nicht näher bekannt ist.

c) Dieser Vorgang, diese Erregung wird nun in den Sehnerven wie in einem Telegraphendraht nach dem Gehirn hin fortgepflanzt und gelangt auf uns teilweise bekannten Bahnen in den hintersten Teil der Großhirnhemisphären, in den sogenannten Hinterhauptslappen, und zwar nahe an seine Oberfläche, und dringt hier in nervöse Elemente ein, die natürlich ebenfalls erregt werden.

Auf ihrem Wege zum Gehirn, an dessen unterer Fläche, nähern sich die beiden Sehnerven einander und tauschen einen Teil ihrer Nervenfasern aus, so daß schließlich jeder in beide Hinterhauptslappen, in deren Rinde gelangt, daß somit jedes Auge nach dort telegraphieren kann — jede Gehirnhälfte steht mit beiden Augen in Verbindung. Wäre erwiesen, daß die Sehnervenfasern in der gleichen Ordnung, in der sie aus der Netzhaut in den Nervenstamm eintreten, bis zum Ende verliefen, so würden wir in jenem Gebiet der Hirnrinde gewissermaßen ein Gegenbild der ganzen Netzhaut, mithin auch des in ihr liegenden Netzhautbildes haben, wie das auch manche behaupten; ein Gegenbild freilich in einer ganz veränderten und zurzeit noch ganz unbekannten Form. Wollten wir uns trotzdem eine Vorstellung davon machen, so würden die in Erregung versetzten Gehirnelemente,

wir wollen sie Zellen nennen, eine ähnliche mosaikartige Zusammensetzung haben müssen wie die die Erregung aufnehmenden Organe in der Netzhaut.

Solche Erregungen, die vom Auge zur Hirnrinde wandern, empfangen wir nun in jedem Moment, in dem die Augen offen stehen, eine unzählige Menge von allen Gegenständen, die in unserm Gesichtskreis liegen. Von diesen aber sehen wir, wie wir sagen, nur diejenigen, auf die wir unsre Aufmerksamkeit richten, entweder von vornherein, weil wir einen solchen Eindruck erwartet haben, oder weil dieser selbst durch seine Stärke oder durch Wiederholung jene in Anspruch nimmt.

Daß aber auch von andern, von uns nicht in acht genommenen Objekten der geschilderte Vorgang in den Sehnerven hervorgerufen wird und bis an das bezeichnete Ziel im Gehirn verläuft, bemerken wir oft genug nachträglich, nachdem vielleicht jenes Objekt schon wieder aus unserm Gesichtsfeld verschwunden ist, es fällt uns jetzt erst auf, daß unser Blick es gestreift hat. Also nicht der Gegenstand selbst, auch nicht die von ihm in unserm Auge angeregte nervöse Erregung ist es, was uns jetzt aufmerksam macht, sondern die dadurch im Gehirn hervorgerufene Veränderung; wir müßten dieser also eine gewisse Dauer zuschreiben.

Jedenfalls muß sich an sie ein andrer Vorgang anschließen, der sie nach gewissen Richtungen ergänzt, ihr gewisse Attribute verleiht, durch die dann erst die bewußte Vorstellung zu stande kommt.

Zu einer solchen ist daher eine gewisse Verarbeitung jener Sinneswahrnehmung notwendig, die wir als eine Funktion der Seele betrachten und die sich unter anderm auch darin äußert, daß wir das gesehene Objekt an eine bestimmte Stelle im Raume versetzen.

Das Resultat dieser psychischen Verarbeitung ist dann eben die bewußte Vorstellung, das innere Bild, das wir von einem Gegenstand gewonnen haben und das nun für einige Zeit Eigentum unsers Bewußtseins geworden ist. Diese Zeitdauer wird individuell verschieden sein und von verschiedenen Faktoren abhängen, wie z. B. vom Lebensalter des Individuums, dann auch von der öfteren Wiederholung desselben Sehaktes, der zu der ersten Wahrnehmung geführt hat. Eine solche Wiederholung ist aber durchaus nicht immer notwendig, wir brauchen bekanntlich das Ding nicht immer wieder vor uns zu haben, um es uns zu vergegenwärtigen: an die optische Vorstellung hat sich die optische Erinnerung angeschlossen. Sehen wir nun zu, wie sich diese Vorgänge bei den Seelenblinden abspielen.

Wie oben gezeigt wurde, hat die Bahn der optischen Wahrnehmung drei Hauptstationen; sie sind: der Augapfel, der Sehnerv und das Großhirn. Eine Störung oder Aufhebung des Sehaktes kann daher sein: Augenblindheit, Sehnervenblindheit oder Gehirn(rinden)blindheit. Letztere unterscheidet sich von den beiden andern Arten der Blindheit dadurch, daß bei ihr keinerlei Reize, weder Lichtreize noch mechanische oder elektrische, Lichtempfindung hervorrufen. Die teilweise Auswechslung der Sehnerven vor ihrem Eintritt in das Gehirn bewirkt, daß,

wenn der Krankheitsherd auch nur in einer Gehirnhemisphäre liegt, die Erblindung sich doch auf beide Augen erstreckt, aber nur auf die gleichnamige — rechte oder linke — Seite ihres Gesichtsfeldes, es besteht die sogenannte halbseitige Blindheit (Hemianopsie). Diese blinde Hälfte erscheint den Kranken manchmal wie im Nebel, meistens aber haben sie davon überhaupt keine Empfindung, sie existiert für sie ebensowenig wie das, was hinter ihrem Rücken liegt; Personen, die auf dieser Seite an ihnen vorübergehen, verschwinden plötzlich, wie in die Erde versunken.

Von den oben erwähnten Arten von Blindheit fand man nur bei der Mehrzahl der bis jetzt bekannten Seelenblinden diese halbseitige, so auch bei der Hamburger Dame, nicht aber bei Charcots Patienten; sie ist also gewiß ein wichtiges Merkmal der Seelenblindheit, erschöpft aber keinesfalls ihr Wesen, ebensowenig wie eine andre dabei fast immer nachgewiesene Sehstörung: die mangelhafte oder ganz aufgehobene Erkennung der verschiedenen Farben. In dieser Beziehung ergab sich bei einigen Patienten der merkwürdige Befund, daß sie nicht im stande waren, die Farbe der ihnen vorgelegten Gegenstände zu nennen, wohl aber aus einem Gemisch verschiedener Farben die von jener fraglichen auszusuchen. Unsre Patienten sind also jedenfalls nicht blind im gewöhnlichen engeren Sinne des Wortes, daran ist kein Zweifel, wohl aber ist die Frage erlaubt, ist ihre Sehschärfe wirklich eine ganz normale; hat das Bild, das von dem betrachteten Gegenstand in ihrem Gehirn entsteht, wirklich alle Eigenschaften, die es haben muß, um auch ein deutliches, dauerhaftes Erinnerungsbild zu erzeugen? Ist dieses der Fall — auf das Gegenteil komme ich nachher gleich zurück —, kommt also ein ganz normales Wahrnehmungsbild zu stande, so verschiebt sich, wie es scheint, die Erklärung der Seelenblindheit ganz auf das psychische Gebiet. Was hier fehlt, ist die Erinnerung an identische Wahrnehmungen, an die daraus hervorgegangene Vorstellung, diese wird nicht in dem Augenblick reproduziert, in dem jene Wahrnehmung entsteht. Bin ich bei obigen Darlegungen von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Gesichtswahrnehmung eine in allen Stücken normale sei, so wäre nun doch noch zu untersuchen, ob nicht schon dabei, also vielleicht schon im ersten Stadium des Sehaktes Mängel oder Unregelmäßigkeiten sich eingemischt haben, die auf die Gestaltung der Gesichtsvorstellung einen störenden Einfluß ausüben. Ich habe in meiner operativen Praxis oft Gelegenheit gehabt, über diesen Punkt Erfahrungen zu sammeln, von denen ich einiges kurz berichten möchte.

Es war mir schon lange aufgefallen, daß am grauen Star Operierte, besonders alte Leute bei den ersten Sehprüfungen oft eigentümliche, übereinstimmende Fehler im Erkennen der ihnen vorgezeigten, von früherer Zeit her wohlbekannten Gegenstände machten, die mit der Güte des durch die Operation wieder gewonnenen Sehvermögens in einem ganz auffallenden Mißverhältnis standen. Sie erkannten Dinge nicht, die weit größer sind als die Striche, Ziffern und Buchstaben, durch die ihre Sehschärfe festgestellt worden war; dies war nun namentlich der Fall, wenn die fraglichen Gegenstände auch nur im geringsten von der Form und Farbe abwichen, in der sie diese zu sehen gewohnt waren.

Sehr häufig mußte der Tastsinn aushelfen; wenn sie sie anfühlten, selbst in die Hand nehmen durften, so waren sie sofort orientiert. Davon nur einige Beispiele: ein Waschschwamm gewöhnlicher Größe wird sofort erkannt, ein kleineres Augenschwämmchen aber nicht, trotzdem es immer noch viel größer ist als die Probebuchstaben, die der Patient ohne Zögern erkannt hat, ebenso eine gewöhnliche Medizinflasche, nicht aber ein kleines Fläschchen, in dem seine Augentropfen sich befinden; ein Zimmerschlüssel wird sogleich richtig benannt, nicht aber ein Schlüsselbund, wenn man ihn nicht klirren läßt, eine große Schere in aufrechter Stellung erregt kein Bedenken, sind die Spitzen nach abwärts gerichtet, so scheint sie ein unbekanntes Ding zu sein.

Diese Proben werden Tag für Tag wiederholt und gewöhnlich sehr bald gut bestanden, ohne daß die Sehschärfe indessen wesentlich zugenommen hätte. Also nicht diese allein ist es, nicht einmal vorzugsweise, der jene Ungeschicklichkeit zuzuschreiben wäre, es wirken da zwei andre Momente mit. Der Patient hat während seiner Blindheit ein wenig vergessen, das Bild, das er vor seinen Augen in seinem Innern trug, ist etwas abgeblaßt, so daß einesteils eine etwas geschwächte Sehkraft, anderenteils aber schon eine ganz geringe Abweichung von der früher bekannten Form genügt, um das Wiedererkennen schwierig oder unmöglich zu machen. — Der Alte fällt wieder auf ein andres Mittel des Erkennens zurück, auf den Tastsinn, dem er als Kind die ersten sicheren Wahrnehmungen verdankt hat. Auch der durch eine glückliche Operation wieder zum Licht gebrachte Blindgeborene vertraut nur langsam und zögernd dem neuerschlossenen Sinn und will viel lieber alles greifen, alles betasten, die optischen Eindrücke sind ihm noch zu blaß, zu unsicher; jede kleine Formverschiedenheit, jeder Farben- oder Beleuchtungswechsel stört ihn noch in seinem Urteil.

Eine ähnliche Erfahrung habe ich auch bei meinen Schuluntersuchungen gemacht. Viele von den kleinen Abcschützen stockten bei gewissen Probebuchstaben, nicht weil sie diese nicht deutlich sehen konnten, sondern weil ihre Form, wenn auch nur ein ganz klein wenig anders war, als die, die man ihnen in der Schule gezeigt hatte.

Wir entnehmen auch aus diesen Beispielen, es treten mehrere Faktoren zusammen, um aus dem Sehen ein Erkennen zu machen: es bedarf, wenn das Erinnerungsbild durch irgend eine Ursache abgeschwächt worden ist, z. B. durch höheres Alter, länger dauernde Versäumnis des Anblicks eines Dinges, durch Zerstreutheit, oder wenn es wegen mangelhafter Uebung noch kein festes, deutliches geworden ist — denn auch hier gilt der Goethesche Spruch:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen" —

in all diesen Fällen bedarf es nur einer geringen Störung des physiologischen Vorgangs, des Sehaktes im engeren Sinne, um das Erkennen zu erschweren. Wie groß dabei unter Umständen der Einfluß der Funktion des Auges selbst ist, hat auch ein Experiment gezeigt, das Siemerling auf dem Berliner physiologischen Institut an sich selbst anstellte. Er wurde dazu veranlaßt durch die

Beobachtung eines Kranken, bei dem plötzlich zugleich mit einer bedeutenden Abschwächung der Sehkraft beider Augen sich die Symptome der Seelenblindheit eingestellt und Hand in Hand mit der Besserung des Sehvermögens sich auch wieder verloren hatten.

Siemerling setzte sich eine Brille mit trüben Gläsern auf und war dann in der That nicht im stande, sich im bekannten Zimmer ordentlich zurechtzufinden und vor ihm liegende bekannte Dinge, trotzdem er sie noch genügend sehen konnte, sofort zu erkennen.

Der Experimentator hat selbst seinen Zustand als Pseudoseelenblindheit bezeichnet, da zwischen der wahren und jenem doch einige wesentliche Unterschiede vorhanden waren, schon durch den Ort der Krankheitsursache, hier im Gehirn, dort im Auge.

Haben uns nun diese Betrachtungen gelehrt, daß die verschiedensten Störungen der Gesichtswahrnehmung das Erkennen im hohen Grade beeinflussen können, so können wir doch das hier Gelernte da nicht in Anwendung bringen, wo jene in vollkommener Weise zu stande kommt, wo wir also annehmen müssen, daß das Individuum eine völlig normale Vorstellung gewonnen hat; also z. B. bei unsern beiden Seelenblinden. Hier muß also der Defekt wo anders liegen.

Man könnte nun, um da zu einem Verständnis zu gelangen, annehmen, daß die Veränderung, die jener physiologische Prozeß in den Gehirnzellen des Sehzentrums herbeigeführt hat, und die wenigstens in gewissem Maße eine bleibende sein sollte, durch irgend einen krankhaften Prozeß wieder zerstört worden sei, so daß die neuanlangende Erregung nicht im stande wäre, jene wieder zu erwecken und dem Bewußtsein zu überliefern: es würde durch eine solche Annahme die Erinnerung selbst wieder als eine Funktion der Wahrnehmung aufgefaßt werden. Eine solche Annahme würde mir vom physiologischen Standpunkte aus als die einfachere erscheinen und in gewissen Altersveränderungen des Gedächtnisses manche Stütze finden.

Sie würde aber auch verschiedenen gewichtigen Einwendungen begegnen, die vielmehr dafür sprechen, daß die Wahrnehmungsbilder kein Gedächtnis haben, wie man kurz sich ausdrücken könnte.

Ich will, da ich auf eine ausführliche Diskussion der Frage hier nicht mehr eingehen kann, nur einen dieser Einwände anführen, der schon von Schroeder v. d. Kolk dagegen erhoben worden ist.

Jedes Wahrnehmungsbild muß, sobald die vom Auge zugeleitete Erregung aufhört, wieder verschwinden, da sein längeres Beharren gegenüber neuentstehenden Bildern eine große Konfusion anrichten würde; dasselbe muß also, wenn eine Erinnerung überhaupt möglich sein soll, irgend wo anders aufbewahrt werden, wo es der Seele zu freier Verfügung überlassen bleibt. Denn das steht ja fest, daß unsre Phantasie mit diesen Bildern ganz willkürlich operieren kann; wir können sie in jeder Weise kombinieren und umgestalten.

Dieser Besitz ist nun in gewissen Grenzen ein dauernder. Ein schon vor langen Jahren Erblindeter kann sich die Stunden seiner Einsamkeit, die ihn um-

gebende Leere mit den Gestalten bevölkern, die er in seinen lichten Tagen geschaut hat. Von einem Geisteskranken, einem etwa fünfzigjährigem Mann, der in frühester Lebenszeit das Augenlicht durch eine zerstörende Entzündung völlig verloren hatte, erfuhr ich, daß ihm in seinen periodisch auftretenden Hallucinationen die Fronleichnamsprozession in Wien, die er als Knabe geschaut hatte, in allen Einzelheiten vorschwebte. Auch dem geistig gesunden Blinden erscheint im Traume, was er vor vielen Jahren gesehen hat.

Wo aber die Erinnerungsbilder erloschen sind, da fehlen auch die Traumgestalten, wenn auch das Geschehene, Erlebte als Thatsache noch nicht vergessen worden ist; so haben auch die beiden Seelenblinden, die ich Ihnen vorgeführt habe, sich sehr gewundert, daß nach ihrer Erkrankung ihre Träume so gestalt- und farblos waren.

„Jetzt träume ich nur noch Worte," schreibt der Kaufmann, „während ich früher in Bildern träumte." Daß der Verlust des optischen Gedächtnisses gerade bei solchen Personen, bei denen dieses so hervorragend entwickelt ist, wie bei jenen beiden, eine ungeheure Umwälzung in ihrem ganzen Seelenleben hervorbringen muß, liegt auf der Hand; bis ihre überaus lebhaften und dauerhaften Gesichtseindrücke durch andre Sinnesthätigkeiten ersetzt waren, mag wohl lange Zeit vergangen sein: an Stelle der optischen mußten nun die akustischen vorzugsweise gepflegt werden.

Wenn wir die beiden Funktionen, die optische Wahrnehmung und optische Erinnerung, nun voneinander trennen müssen, wozu uns gerade die Erscheinungen der Seelenblindheit fast zu zwingen scheinen, so werden wir auch deren anatomische Grundlage im Gehirn an verschiedene Stellen verlegen wollen. Selbstverständlich ist aber dann, daß diese beiden „Herde" durch Nervenfäden miteinander in Verbindung stehen müssen. Solche Verbindungen, die in der Physiologie des Gehirns überhaupt eine große Rolle spielen, nennt man Associationsbahnen. Es läßt sich nun annehmen, daß durch gewisse Gewebszerstörungen im Hirn gerade solche Verbindungen unterbrochen sein könnten, dauernd oder auch nur vorübergehend, dann wäre der Fall gegeben, daß einesteils wohl die Erregung der Netzhaut im Auge eine Gesichtswahrnehmung hervorruft, ohne aber bis zum Erinnerungsfeld vorzudringen. Der Kranke sieht den Gegenstand, aber er erkennt ihn nicht, da ihm das Erinnerungsbild davon fehlt, er erscheint ihm darum fremd, wie wenn er ihn zum erstenmal erblickte. Nun ist aber nicht zu vergessen, daß bei dem Erkennen eines Dinges außer seiner Form auch noch andre Momente mitwirken, die dann auch dem Erinnerungsbild anhaften und dessen Wiedererweckung wesentlich erleichtern: dahin gehört natürlich zunächst die Farbe und gehören gewisse Empfindungen, die mit den mit dem Einstellen des Blicks auf das Objekt und dessen Umgebung verbundenen Augenbewegungen verknüpft sind. Letztere, wenn man sagen dürfte das „Milieu", in dem wir den Gegenstand wahrnehmen, prägt sich auch der Erinnerung so oft und so fest ein, daß wir sie selbst noch nach langer Zeit in unsrer Vorstellung davon kaum trennen können; also auch hierbei machen sich Associationsbahnen oder ihre etwaigen Unterbrechungen geltend.

Durch solche könnte man nun etwa gewisse Symptome der Seelenblindheit erklären, und so haben in der That verschiedene Beobachter diese auszulegen versucht; einer davon hat sogar eine besondere Form der Krankheit als „associative“ bezeichnet. Einwandfrei aber sind diese Erklärungen keineswegs und gesichert schon darum nicht, weil die normale Anatomie solche getrennte Zentren beim Menschen im Gebiete des betreffenden Hirnteils bis jetzt nicht nachgewiesen hat; auch die Sektionen des Gehirns solcher Kranken, deren in den letzten Jahren mehrere gemacht werden konnten, haben darüber einen bestimmten Aufschluß nicht gebracht.

Wie in dem Wilbrandschen Falle, waren auch in den andern die bei der Leichenöffnung gefundenen Zerstörungen im Gehirn mehrfach und so ausgebreitet, daß ein eindeutiges Resultat in Bezug auf die fragliche Lokalisation daraus nicht entnommen werden konnte. Wohl zeigten sich am meisten die Gehirnabschnitte erkrankt, in denen das sogenannte Sehzentrum gelegen ist, aber für eine räumliche Trennung der einzelnen Faktoren des Erkennens und Wiedererkennens ergaben sich keine bestimmten Anhaltspunkte.

In seinen Experimenten am Tier hat freilich der Berliner Physiologe Hermann Munk, dem wir auch die Einführung des Namens „Seelenblindheit“ verdanken, im Hundehirn ein solches besonderes Zentrum für diese Krankheit entdeckt, eine Entdeckung, die übrigens noch keine allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Andre Versuche, die Seelenblindheit auf rein physiologischem Wege zu erklären — wie etwa der von Mauthner herrührende —, durch eine Lähmung derjenigen Nervenfasern, die von dem sogenannten gelben Fleck unsrer Netzhaut, der Stelle des schärfsten Sehens, ausgehen, konnten aus verschiedenen Gründen nicht genügen. Wie viele Beobachtungen an Augenkranken beweisen, führt der Verlust des dadurch aufgehobenen „zentralen“ Sehens niemals zu jener Krankheit. Eine ihr fast regelmäßig zukommende mangelhafte Orientierung im Raum würde eher einem entgegengesetzten Zustand, einer hochgradigen Einschränkung des Gesichtsfeldes zugeschrieben werden können. Aber auch damit kämen wir nicht aus, und so haben sich denn bis jetzt, wie gesagt, alle rein physiologischen Erklärungen der Seelenblindheit, wenn auch als teilweise richtig, doch als unzureichend erwiesen, wir sind eben genötigt, dabei auf das psychologische Gebiet überzugreifen, das des Hypothetischen freilich erst recht viel enthält. In eine ausführlichere Diskussion auf ihm darf ich aber wohl die Leser dieser Zeitschrift kaum führen, schon des mir gestatteten Raumes wegen, besonders aber auch, da ich diese auch mit Berücksichtigung der davon handelnden neueren Litteratur zu einem befriedigenden Abschluß doch nicht bringen könnte. — Ich beschränke mich daher nur noch auf wenige darauf bezügliche Andeutungen.

Je mehr wir uns in das Studium des Sinnenlebens vertiefen, wozu gerade der Verlust des einen oder andern Sinnes eine günstige Veranlassung bietet, um so mehr drängt sich uns die Wahrheit des Satzes auf, den Galton wohl zuerst ausgesprochen hat: daß jeder Sinn sein besonderes Gedächtnis habe. Daran

knüpft sich nun auch eine interessante Thatsache, die, so überraschend sie im ersten Augenblick erscheinen mag, doch auch gewiß schon manchem meiner Leser durch Selbstbeobachtung sich aufgedrängt hat, für die nun aber wieder unsre Seelenblinden einen ganz eklatanten Beleg abgeben.

Die verschiedenen Menschen bevorzugen bei den geistigen Erwerbungen, die sie machen und aus denen sie sich den Schatz ihrer Erinnerungsbilder sammeln, den einen oder andern Sinn; die einen benutzen dazu vorzugsweise den Gesichtssinn, andre aber das Gehör — Klänge sind es, Laute, durch die diese Gelesenes wie Gesprochenes sowie auch gewisse akustisch wahrnehmbare Naturerscheinungen in ihr Gedächtnis sich einprägen, der innere Wortklang vermittelt sogar einen großen Teil ihres Verkehrs; ihn müssen die besonders pflegen, denen eine Krankheit das optische Gedächtnis geraubt hat oder die nicht mehr in der Lage sind, durch das Auge neue Eindrücke aufzunehmen. Am Anfange des Lebens ist es in einem solchen Notfalle allerdings ein andrer Sinn, der die Beziehungen zur Außenwelt vermittelt. Der Blindgeborene macht seine Erfahrungen durch die Finger und bewahrt sie in Form von Tasteindrücken in seinem Gedächtnis.

„Meine Mutter hat ihren blauen Schurz angehabt," erzählte mir ein blindgeborenes Mädchen, das nach mehrjährigem Aufenthalt in der Blindenanstalt einen Besuch in der Heimat gemacht hatte. Auf meine Frage: „Woher weißt du denn, daß der Schurz blau war?" antwortete es prompt: „Ich habe es gefühlt." Es hatte die gleiche Tastempfindung wie früher, da man ihm die Farbe bezeichnet hatte. Auf einem solchen vortrefflichen, durch besondere Uebung geschärften Gedächtnis für Tasteindrücke beruht offenbar zum großen Teil die wunderbare manuelle Geschicklichkeit vieler Blinden, nicht aber, wie neuere Untersuchungen gegenüber der früheren ziemlich allgemeinen Annahme gezeigt haben, auf einem besonders feinen Tastsinn oder besonders „feinen Tastnerven", wie man gewöhnlich sagt.

Bei den meisten Tieren ist es dann bekanntlich der Geruchsinn, womit sie die meisten und zuverlässigsten Wahrnehmungen machen, die dann ebenso treu in ihrem Gedächtnis haften, wofür ja schon unsre Haustiere so glänzende Belege liefern.

Ein recht belehrendes Beispiel für die Verwertung solcher durch die verschiedenen Sinne erworbenen Erinnerungsbilder bietet uns nun auch der Akt des Besinnens oder eigentlich Sichbesinnens. Wenn die Menschen sich auf etwas besinnen, ein Wort, einen Namen z. B., so thun sie das auf verschiedene Weise. Dem einen schwebt die Form des gedruckten oder geschriebenen Wortes oder auch nur des Anfangsbuchstabens vor, er überlegt, ob es ein langes oder kurzes sein soll, dem andern summt der Klang des dominierenden Vokals im inneren Ohre, wieder ein andrer sucht durch äußerlich kaum wahrnehmbare Mundbewegungen die Bewegungen nachzumachen, die das Aussprechen des gesuchten Namens erfordert: den einen führt dieser, den andern jener Weg zum Ziele; scheinbar plötzlich ist er da und wird, wenn wieder vergessen, fast immer auf dem gleichen Wege wieder gefunden. Es sind das allerdings, das

darf nicht vergessen werden, nicht die einzigen Bahnen des Sichbesinnens, häufig genug ist dabei die sogenannte „Ideenassociation“ beteiligt, mit der wir uns hier nicht weiter beschäftigen wollen.

Die von einem Individuum mit Vorliebe benutzte Bahn des Erinnerns mag in einer angeborenen Anlage gegeben sein, sie ist aber gewiß auch oft ein Produkt der Erziehung und kann durch eine geradezu einseitige Uebung zu einer ganz besonderen Vollkommenheit entwickelt werden, wie wir sie an manchen Gedächtnisvirtuosen bewundern.

Schon im Eingang dieses Aufsatzes habe ich angedeutet, daß ein ganz isolierter Verlust des optischen Gedächtnisses ohne irgend eine andre psychische oder physische, vom Gehirn ausgehende Störung wohl kaum vorkomme. In der That, wenn man die betreffenden Krankengeschichten durchgeht, so findet man darin, abgesehen von dem Einfluß des höheren Alters, in dem mehrere dieser Patienten standen, die verschiedensten Komplikationen jenes uns besonders interessierenden Defektes. Von der Einschränkung des Gesichtsfeldes, von der halbseitigen Blindheit war oben schon die Rede; außer diesen fanden sich bei den Seelenblinden aber auch oft genug andre Krankheitssymptome, selbst vollständiger Verlust der Lesefähigkeit mit oder ohne Erhaltung der Schreibfähigkeit, oft genug auch Sprachstörungen; lauter Störungen, die mit der Seelenblindheit in einem näheren oder entfernteren, gewiß oft kausalen Zusammenhang stehen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Ich will hoffen, daß auch, ohne daß ich mich auf das weite Gebiet, auf das diese hinüberführen, begebe, meine Leser aus den vorstehenden Mitteilungen, so enge Grenzen ich ihnen auch ziehen mußte, entnehmen können, daß in dem, was wir über diese merkwürdige Seelenblindheit bis jetzt wissen, auf dem geheimnisvollen Grenzgebiet zwischen Leib und Seele ein Forschungsresultat vorliegt, das durch das glückliche Zusammenarbeiten verschiedener Wissenschaften — der physiologischen Optik, der Experimentalphysiologie, der menschlichen Pathologie, der Psychiatrie und der pathologischen Anatomie — gewonnen worden ist, ein Resultat, das, so viel Hypothetisches zurzeit auch noch daran hängt, doch der psychologischen Forschung einen Boden geschaffen hat, fester und fruchtbarer, als er durch die glänzendste philosophische Spekulation oder gar durch spiritistische Offenbarung erobert werden konnte.

Johanna Kinkels Glaubensbekenntnis.

Mitgeteilt von ihrer Tochter
Adelheid v. Asten-Kinkel.

Wenn wir die religiösen Ansichten eines Menschen auf gerechte Weise beurteilen wollen, müssen wir bis zu dessen ersten Lebensjahren zurückgehen. Denn die Seele eines Kindes, das „unbeschriebene Blatt", nimmt alles in der Klarheit der ersten Morgensonne auf, und im späteren Leben werden wir meistens finden, daß diese ersten Eindrücke sich nie verwischt haben, während die Erlebnisse der mittleren Jahre zum großen Teil der Vergessenheit anheim fielen.

Johanna Mockel stammte, wie bekannt, von streng katholischen Eltern. Nicht nur mußte sie schon als kleines Kind in dunkeln Winternächten die Frühkirche besuchen, sondern auch alle üblichen Formalitäten einhalten. Einmal, als sie mit ihrem Brüderchen zur Beichte gehen sollte, kam sie in große Verlegenheit, denn die beiden Kinder hatten wirklich am vorhergehenden Tage nichts Namhaftes verfehlt. Da war guter Rat teuer, aber die wißbegierige kleine Johanna machte sich heimlich an ihres Vaters, des Gymnasiallehrers, Bibel und gab ihrem sechsjährigen Brüderchen auch die nötigen Instruktionen. Als nun der Beichtvater bei dem Kleinen anfing, erklärte dieser mit zitternder Stimme, daß er seines Nächsten Weib begehrt habe. Johanna hatte sich eine andre Uebertretung der Gebote ausgesucht. Der Beichtvater wird wohl alle Mühe gehabt haben, seine Mundwinkel stillzuhalten, machte aber ein ernstes Gesicht und sagte: „Geht wieder nach Hause, Kinder — ihr wißt nicht, was ihr da schwatzt."

Was Johanna unter dem Druck der ihr aufgezwungenen äußerlichen Formalitäten leiden mußte, lasse ich sie in einem Brief, der später folgt, selbst erzählen.

Aber sie war, wie die damalige Generation überhaupt, zu dem strengsten Gehorsam erzogen, es fiel ihr also gar nicht ein, sich gegen das, was die Eltern von ihr verlangten, auch nur mit einem Gedanken, geschweige denn mit einem Wort aufzulehnen. Außerdem war sie, wie alle großen Naturen, zu jeder Zeit geneigt, das, was ihr von außen entgegenkam, mit dem strahlenden Enthusiasmus der eignen Seele zu erleuchten. Sie blieb also bis zu ihrem 25. Lebensjahr eine strenggläubige Katholikin.

Als ihr kleiner Bruder im Alter von neun Jahren durch einen Unfall ums Leben kam, kannte die Liebe der Eltern dem zurückgebliebenen Töchterchen gegenüber keine Grenzen. Sie wurde verzärtelt und bewacht und von Morgen bis Abend ermahnt und erzogen. Ohne hierfür gerade undankbar zu sein, litt sie doch unter dem beständigen Zwang. Sie war ein kleiner genialer Wildfang, über alle Begriffe musikalisch und poetisch angelegt, und da ihre Mutter alle idealen Regungen in das zukünftige Leben verschieben wollte und in dieser Welt

nichts Höheres kannte als den Stand einer vorzüglichen Hausfrau, gab es oft Reibereien.

Indessen hatte der Vater der Kleinen doch schon früh guten musikalischen Unterricht geben lassen. Mit fünfzehn Jahren bat Johanna um die Erlaubnis, die Musik zu ihrem Beruf zu machen, was aber nicht gestattet wurde. Statt dessen wurde sie in einen Gasthof geschickt, um die perfekte Küche zu erlernen. Das musikalische Talent ließ sich aber nicht ersticken, und es ist einem Teil meiner Leser vielleicht bekannt, daß Johanna Mockel schon früh komponierte und in ihrem Elternhause kleine Theateraufführungen mit begleitender Musik veranstaltete. Ihr Lehrer hatte sie hauptsächlich sogenannte Salonstücke spielen lassen, da sie ja damals doch nur eine Dilettantin werden sollte, aber das strebsame und begabte Mädchen füllte die Lücken, die in ihrer musikalischen Erziehung zurückgeblieben waren, durch eignes ernstes Studium aus, vertiefte sich in die Klassiker und komponierte im 20. Jahre die Vogelkantate, die in ihrem Kränzchen aufgeführt wurde und ihr in der damaligen gebildeten Welt eine Berühmtheit verschaffte. Ihre Eltern, stolz auf die Erfolge ihres einzigen Kindes, ließen sie nun auch mehr musizieren; trotzdem waren die Anforderungen, die durch die täglichen religiösen Gebräuche und außerdem in Bezug auf häusliche Arbeit an sie gestellt wurden, etwas zu hoch für ihre von jeher schwache Nervenkraft. Aber ihre Energie wurde mit allem fertig, und dieses waren wohl die sorgenlosesten Jahre ihres Lebens. Sie war mit Begeisterung für alles Schöne in Natur und Kunst erfüllt, und wer am Ufer des Rheines wohnt und noch obendrein einen eignen Nachen zur Verfügung hat, kann wohl glücklich sein!

Aber das Schicksal klopft an jeder Pforte, und hier sollte es in der Gestalt eines Freiers erscheinen. Johanna konnte ihn nicht lieben, hoffte aber, daß diese Gefühle mit der Zeit kommen würden. Die Eltern rieten dringend zu dieser Verbindung, die, wie sie glaubten, der Tochter für die Zeitdauer ihres Lebens eine angenehme Existenz sichern würde. Johanna hatte kurz vorher, mit bewunderswürdiger Selbstverleugnung, aus Rücksicht für eine befreundete Persönlichkeit, auf die Liebe eines ihr höchst sympathischen Mannes verzichtet und glaubte nie wieder ähnliches empfinden zu können — zudem wußte der neue Bewerber sich so zu verstellen, daß man ihn für ein Muster der Frömmigkeit halten mußte —, das unschuldige und arglose Mädchen glaubte ihm alles und entschloß sich bald zu dieser Vernunftheirat. Aber schon nach vierzehn Tagen warf Mathieux die heuchlerische Maske ab und zeigte sich in seinem wahren, grausamen Charakter. Johanna that alles, was sie konnte, um ihm ein angenehmes und behagliches Heim zu gründen, sie kochte ihm mit der größten Sorgfalt seine Lieblingsspeisen, brachte Ordnung in sein vernachlässigtes Geschäft, versuchte auch ernstlich, seine Launen zu ertragen — alles umsonst! — sie wurde so unglücklich, daß sie nach etwa sechs Monaten in einer geradezu verzweifelten Stimmung, mehr tot als lebendig, zu ihren Eltern zurückkehrte.

Selbstverständlich fehlte es nicht an bösen Zungen, die ihre Handlungsweise im höchsten Grade verurteilten. Freunde nahmen ihre Partei, Feinde die Partei

des Gatten. Ich unterlasse jede indiskrete Erklärung dieser Angelegenheit schon deshalb, weil niemand an das objektive Urteil einer Tochter glaubt, aber einfache Thatsachen dürfen zu jeder Zeit konstatiert werden, und da das mit Stempel und Amtssiegel versehene Attest, mit dem meine Mutter ihr Scheidungsgesuch einleitete, heute noch in meinen Händen ist, gebe ich es hier wörtlich wieder:

„Frau Johanna Mathieux, geborene Mockel, habe ich in Bonn während des Frühlings und Sommers im Jahre ein tausend acht hundert drey und dreißig behandelt. Sie litt an einer Nervenzerrüttung mit Abzehrungsfieber, veranlaßt durch Mißhandlungen vermittelst ausgesuchter Quälereyen, die sie von ihrem Manne während sechs Monaten ihrer Verheiratung fast ununterbrochen zu erdulden hatte. Derselbe hat mehrere Thatsachen, wodurch die Gesundheit seiner Frau und ihrer Mutter zerrüttet worden ist, in meiner Gegenwart eingestanden; wie er nämlich durch Gesundheit verderbliche Eingriffe auf ihr Gemüth ihr alle Ruhe bei Tag und Nacht geraubt hat, wobey er gleichzeitig erklärte, daß ein friedliches Leben nur für Schwächlinge passe und daß Zank und Streit die Nerven stärke. Da er von seiner Behandlungsart nicht im mindesten abgehen wollte, sondern erklärte, seine Maßregeln künftig noch zu schärfen, so habe ich der Frau Mathieux Eltern, in deren Haus dieselbe während ihrer Krankheit gebracht worden war, erklärt, daß dieselbe unfehlbar sterben würde, wenn sie den Mißhandlungen ihres Mannes länger ausgesetzt bliebe. Während seiner Besuche im elterlichen Hause hat er, um die Familie zu quälen, sich so wohl körperlich- als auch geisteskrank gestellt, welches ich (zur Hülfe gerufen), endlich als Verstellung erkannte. Durch den dadurch veranlaßten Schrecken und durch die anhaltende Betrübniß ist die Mutter der Frau Mathieux ebenfalls kränklich geworden und bis dato in meiner Behandlung. Die Folgen des Uebels der Frau Mathieux sind erst jetzt in so weit gehoben, daß sie ohne Gefahr eines Rückfalls jede Reise antreten kann.

Bonn, den 12. November 1836.

Der Königliche Kreisphysikus
Dr. Velten."

Leider sieht das Gesetz in den raffiniertesten moralischen Quälereien keinen Grund zur Scheidung, und da Herr Mathieux in eine sogenannte gegenseitige Uebereinkunft nicht einwilligen wollte, konnte das traurige Verhältnis nicht offiziell gelöst werden. Indessen blieb Johanna von da an selbstverständlich bei ihren Eltern in Bonn.

Eine große Veränderung war in ihr vorgegangen. Denn für eine von vornherein religiös angelegte Natur ist nichts so gefährlich wie der Verkehr mit Heuchlern, die die Gesetze der Heiligen Schrift stets im Munde führen, ohne danach zu handeln, vielmehr immer nur die Regungen ihrer rohen Selbstsucht rücksichtslos durchsetzen.

Daß ein Mensch, der überall für seine ganz besondere Frömmigkeit gerühmt wurde, so an ihr gehandelt hatte, hatte den Glauben der jungen Frau erschüttert,

ja für die Zeit geradezu vernichtet, und sie bat ihre Eltern flehentlich, sie jetzt vom Besuch der Kirche zu dispensieren, was diese in Anbetracht ihres krankhaften Zustandes bewilligen mußten.

Jetzt wurde die heißgeliebte Kunst ihr zur Religion, sie beschloß, sich ihr ganz zu widmen und allen sonstigen Lebensfreuden zu entsagen, um so mehr, da sie ja durch den Eigensinn ihres Gatten an einen Felsen geschmiedet war, also gar nicht hoffen konnte, jemals wieder in der Liebe eines Mannes ihr Glück zu finden. In diese Zeit fällt die Reise nach Frankfurt und die nähere Bekanntschaft mit Mendelssohn und Ferd. Hiller, die das Talent der strebsamen Künstlerin im höchsten Grade anerkannten, auch der längere Aufenthalt in Berlin zum Zweck einer gründlichen Ausbildung in der Harmonielehre. Dort verkehrte meine Mutter, wie bekannt, hauptsächlich mit den Familien v. Arnim und v. Henning, deren liebenswürdige Gastfreundschaft ihr viele genußreiche Stunden verschaffte. Im Laufe des Jahres 1839 teilten ihre Eltern ihr plötzlich mit, daß Herr Mathieux sich zu einer gerichtlichen Scheidung bereit erklärt habe, und dieses veranlaßte die Schwergeprüfte, sofort nach Bonn zurückzukehren, um die nötigen Schritte einzuleiten.

Aber sie sollte wieder bittere Enttäuschungen erleben! Als sie sich eben in der Vaterstadt eingelebt und ihre Berufsthätigkeit als Klavierlehrerin zum zweitenmal aufgenommen hatte, zeigte Herr Mathieux sich wieder unentschlossen, und so schwebte sie lange zwischen der Hoffnung, ihre Freiheit zu erringen, und der Furcht, für ihr ganzes Leben gebunden zu sein. In diesem unbestimmten Gemütszustand lernte sie den jungen Kandidaten der Theologie, Gottfried Kinkel, in einer Privatgesellschaft kennen. Sie hatte ihn als Kind einmal gesehen, aber kaum beachtet. Ueber diese merkwürdige Begegnung wahlverwandter Seelen ist viel in der Presse erschienen, und ich verweise hauptsächlich auf die Briefe von Johanna Kinkel in den August- und Septemberheften der Preußischen Jahrbücher 1899, die ein so schönes und treues Bild der Sachlage geben, daß meine Feder hier unnötig erscheint.

Was aber nur vorübergehend erwähnt wird, ist der tiefgreifende Einfluß, den der damalige religiöse Enthusiast auf die Seele seiner Freundin ausübte.

Um dieses zu erklären, muß ich nochmals auf die ersten Jugendjahre der beiden Beteiligten zurückgehen. Die Lebensverhältnisse waren ganz verschieden gewesen. Johanna, nicht nur ein einziges Kind, sondern auch das einzige Enkelkind der beiderseitigen Großeltern, noch dazu in durchaus angenehmen und bequemen Vermögensverhältnissen, wurde insofern sehr verwöhnt, als man ihr die Veranlassung gab, sich in der Familie als Mittelpunkt anzusehen und ihr persönliches Schicksal für eine sehr wichtige Sache zu halten. Der Katholik ist auch in der Verneinung irdischer Glückseligkeit lange nicht so streng wie der Pietist.

Gottfried Kinkel, der Sohn des armen Landpfarrers, der schon früh Mutter und Schwester unterstützen mußte und, da man ihn damals für schwindsüchtig hielt, sein väterliches Erbteil auf der italienischen Reise aufgezehrt hatte, mußte,

was entsagen heißt. Oft mußte er, um keine Schulden zu machen, manche Entbehrung erdulden. Zudem kam seine Verlobung mit einem höchst liebenswürdigen, aber geistig unbedeutenden Mädchen, die von seiner Schwester eingeleitet wurde. Es ist meinen Lesern vielleicht nicht bekannt, daß Gottfried Kinkel sich schon in den ersten Tagen nach dieser Verlobung sehr unglücklich fühlte und daß es also gewiß nicht allein die spätere Liebe zu Johanna Mathieux war, die ihn seiner Braut entfremdete. Er fühlte vielmehr schon gleich, daß er sich übereilt hatte, aber sein Ehrgefühl veranlaßte ihn, die Sache als unzerreißbar anzusehen, und so schleppte sich dieses Verhältnis drei Jahre lang weiter. Er fügte sich mit stiller Ergebenheit in das einmal Beschlossene und zwang sich mit der ganzen Kraft seines Charakters zu der Ueberzeugung, daß die Freude nur in einem späteren Leben zu finden sei.

Seine Freundschaft zu Johanna war zuerst rein geistiger Natur. Einmal, als sie ihm ihr Schicksal klagte, lenkte er ihren Sinn auf das Unwandelbare, die höhere Welt, und machte ihr klar, daß derjenige, der zu den Sternen emporsieht, die Entbehrungen des irdischen Daseins gern ertragen kann.

O Stern Orion, Geistesbild!
Seit Ewigkeit stürmt gegen dich der Stier,
Du aber hältst, in blanker Waffenzier,
Ewig entgegen ihm das Sternenschild!

Wie ein Blitzstrahl traf diese Anschauung das empfängliche Gemüt der Freundin, und ein Brief, den ich unter alten Papieren fand, giebt ein Bild ihres damaligen Seelenzustandes:

Bonn, 17. März 1840.

Liebste Frau Müller!

Kann ich Ihnen auch nicht sagen, „ich bin geheilt,“ so glaube ich doch wenigstens, auf dem Wege zur Besserung zu sein. Es hat sich alles so wunderbar zum Guten gewendet, daß ich fast denken möchte: es mußte all dies grenzenlose Elend kommen, um ein neues Wesen aus mir zu machen. Ich begreife nach und nach, wie alles aus dem einen ersten Unheil folgte, dem kindischen Hochmut, der da wähnte, mit der Willenskraft allein könne man sich auf der Höhe erhalten, ohne Religion, ohne Gott, ohne jede Stütze. Ich mußte gestraft werden, und bin noch viel zu gnädig bestraft! — Was die innere stille Melancholie betrifft, die gefährlicher war als alle Aufregung, so hat mich ein menschlicher Geist zur rechten Stunde aus wenigen Aeußerungen durchschaut und den eigentlichen Zauberspruch gefunden, mit dem auf mich zu wirken war. Ich wage nicht, Ihnen die Richtung darzulegen, die ich genommen, denn ich weiß, wie Sie allem feindlich, was man als mystisch mißdeuten könnte. Lassen Sie sich damit genügen, daß ich mich wie von göttlicher Hand gefaßt und gehalten fühle. Warum habe ich immer so schnöde von der Reue gedacht? Ich erkenne sie nun als eine mehr selige als bittere Empfindung. Zuerst habe ich einmal damit angefangen, die möglichste Schonung gegen die Eltern mir

anzuerziehen; sie scheinen erstaunt und glücklich über meine Verwandlung; ach! ich habe sie seit Jahren kaum mehr freundlich angeredet!

Es ist noch Zeit, ich kann noch andern Gutes thun von dem Reichtum, den mir Gott gegeben, und wahrlich, ich habe nur einen Wunsch noch: daß mir Kraft und Zeit bleibt, durch Selbstverleugnung die Jahre abzubüßen, die ich in Egoismus und Thorheit verschleudert habe. Doch schwer wird es mir werden! Verzweifelte Augenblicke kommen wieder, wo ich nur glühende Gebete zu meinem Trost ausspreche. Doch Gott hört mich, das ist gewiß, ich habe ihn einmal wiedergefunden und lasse nicht mehr ab!

Ihnen danke ich von neuem für die liebevollen Briefe, die gewiß zu meinem Heil vieles beitragen. Ich stehe wie Wilhelm Tell, der mit gewaltigem Fußstoß hinter sich schleudert das Schifflein in den Schlund der Wellen und sich auf den Felsen hinaufschwingt.

Das Unwandelbare sei nur geliebt!

Dankbarsten und herzlichen Kuß Ihrer

J. Mathieux.

Dieser Freundin gegenüber klagt Johanna auch ihr Leid in Bezug auf die Unentschlossenheit ihres Gatten:

Bonn, den 8. Mai 1840.

Liebste Frau Müller!

Ihre Briefe machen mir immer die herzinnigste Freude! In meinem Gemüt ist jetzt wieder Friede, trotz vieler unerwarteter Stöße, die mich seit vier Wochen erschütterten, aber nicht umwarfen ...

Mathieux kam abwechselnd selbst oder ein bösartiger Brief an uns, er stellte neue, unerfüllbare Bedingungen und erklärte, ohne diese erschiene er nicht zum letzten Termin, nach welchem Erscheinen erst die Scheidung ausgesprochen werden konnte.

Bis zum letzten Augenblicke quält und plagt er uns und denkt sich den ärgsten Unsinn aus, um uns wenigstens noch das letzte Tröpfchen Geduld auszupressen.

Die letzten Tage des Aprils waren kaum zu überstehen, vor Kopfweh konnte ich keine Flechte mehr leiden und mußte mit herunterhängenden Haaren herumgehen.

Die Nacht vom letzten April zum 1. Mai konnte ich kein Auge schließen, mir war als könne ich diese Stunden der Angst nicht überleben; es trieb mich immer, das Fenster zu öffnen und hinabzuspringen. Dies war freilich Fieberzustand. Endlich kam der Tag, endlich zwölf Uhr Mittag, wir gingen in den Gerichtshof — Mathieux war nicht da! Notar Hahn kam und erzählte: er habe erklärt — er wolle nicht! ... Wir gingen in den Gängen des Appellhofs auf und ab, da stand allerlei Gesindel und Gendarmen oder Polizei, es war mir selten schlimmer zu Mut. Endlich kam ein Abgesandter von Mathieux, der vom Präsidenten noch eine Frist verlangte. Dieser konnte nur bis halb eins

Bedenkzeit geben. Es wurde halb eins — endlich kam er. Die Erscheinung dieses Gehaßten war uns diesmal so freudig, daß wir hätten jauchzen mögen. Nun gingen alle Förmlichkeiten vor sich, wie immer. Als die entscheidende Frage an M. gestellt wurde, schwieg er fast fünf Minuten lang. Es war eine Totenstille, mir schlug das Herz, daß ich zu zerspringen meinte, „wird er ja, wird er nein sagen?“ Endlich sagte er, kaum hörbar, „ja“. „Ja“, fiel ich laut ins Wort dem Präsidenten, ohne das Ende seiner Rede abzuwarten, weil ich in der Todesfurcht war, es könne eins schlagen. So kam ich heraus zu meinem Vater, der vor der Thüre auf mich gewartet. Er weinte laut auf vor Freude, da er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte ...“

Drei Wochen später wurde die Scheidung endlich ausgesprochen, und die unglückliche junge Frau war von ihren qualvollen Ketten erlöst! Sie gab sich nun mit frischer, erneuter Kraft ihren geistigen und musikalischen Bestrebungen hin und hoffte wieder glücklich und gesund zu werden. Sie wollte ganz nach Berlin übersiedeln, wo ihren Talenten mehr Anregung geboten wurde. Aber nach reiflicher Ueberlegung fand sie nicht die Kraft, ihren alten Eltern diesen Schmerz anzuthun, und in der exaltiert dankbaren Stimmung, die sie infolge ihrer wiedererlangten Freiheit erfüllte, konnte sie auf ihren Lieblingswunsch verzichten, was ihr indessen nicht ganz leicht wurde, da ihre Eltern ihrem regen Geist nicht das nötige Verständnis entgegenbrachten, vielmehr ihre künstlerische Entwicklung durch nüchterne Anforderungen hinderten.

Aus den vorhin erwähnten, in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlichten Briefen ergiebt sich, daß Johanna sich in dem rein geistigen Freundschaftsverhältnis mit dem jungen Kandidaten vollständig befriedigt fühlte und keinen andern Wünschen Raum gab. Auch Kinkel glaubte dieses Freundschaftsverhältnis nach seiner nun bald bevorstehenden Verheiratung mit Fräulein Boegehold fortsetzen zu können — aber schon in den ersten Wochen nach der erneuten Bekanntschaft der beiden Freunde hatten böse Zungen ihr möglichstes gethan, um andre Gefühle vermuten zu lassen. Johanna, stets sehr ängstlich in Bezug auf ihren guten Ruf, hatte es von vornherein vermieden, mit Kinkel öfter zusammenzukommen — da gründete eine befreundete Dame den Leseverein, der später unter Gottfried Kinkels Leitung „Maikäferbund“ genannt wurde, und lud die beiden Freunde dazu ein. Kinkel fühlte sich hierdurch überaus glücklich, da er sich vorzüglich mit der geistreichen Frau unterhalten konnte. Als nun die Scheidung zwischen ihr und Mathieux ausgesprochen war, wurde das Gerede immer peinlicher. Um der Sache ein Ende zu machen, bewarb der junge Geistliche sich, wenn auch mit blutendem Herzen, um eine kleine Pfarrstelle, die ihn für alle Zeiten in die Einsamkeit des Landlebens verbannt hätte. Er wollte Sophie dann heimführen. Sonderbarerweise wurde dieser Entschluß, wie bekannt, gerade durch die streng orthodoxe Partei vereitelt. Man hatte sich allgemein über Kinkels freisinnige Predigten beklagt, namentlich darüber, daß er sich erlaubte, den Zuhörern die Lehren der Heiligen Schrift durch einfache Lebensbilder klar zu machen,

anstatt an dem strengen Buchstabenglauben festzuhalten. Außerdem hatte er merken lassen, daß er an Gott in der Natur und im Menschen glaube und nicht an ein fernes, persönliches Wesen, das dem Menschen streng und fremd gegenübersteht.

„Was fürchtest du dich, o Menschenkind?
Kannst mit dem Tod nicht scherzen?
Und bist nur ein Hauch aus Gottes Geist,
Ein Puls aus seinem Herzen!“

Zu den andern Klagen kam, von seiten der Kollegen, vielleicht noch ein gewisser Grad von Eifersucht, denn wenn Kinkel predigte, waren die sonst spärlich besetzten Kirchen überfüllt. Genug — er bekam die Stelle nicht, war also auch nicht in der Lage sich zu verheiraten.

Die Nachricht, daß man seine Bewerbung ablehnte, nahm Kinkel kühl und ruhig auf, er hatte seine Pflicht gethan und glaubte hier einen Fingerzeig des Schicksals zu sehen, der ihm klar machen sollte, daß ihm andres bestimmt sei.

Obwohl ich nicht verbürgen kann, daß das Gedicht „Im Pfarrhause“ aus der Cottaschen Sammlung gerade in dieser Zeit geschrieben ist, giebt es doch ein treues Bild von seinen damaligen Empfindungen und seinem prophetischen Sinn:

„Still die Nacht, es weht die Kühle
Von den nahen Bergen her;
Alles träumt in Sommerschwüle,
Schlummer waltet, still und schwer.

Mag ich auch am Fenster lauschen,
Schweigt das Leben weit und breit;
Nur ein sanftes Waldesrauschen
Gleitet durch die Einsamkeit.

Sel'ger Friede! Weltverbittert
Flüchtet sich das Herz dir zu:
Durch den wunden Busen zittert
Leis die Ahnung ew'ger Ruh'.

Ja, mein Herz, du könntest tragen
Diese Weltverlassenheit,
Und du würdest stiller schlagen,
Wär' dir solch ein Los bereit.

Aber auch die Kraft gegeben
Ward dir zu dem heißen Kampf,
Schreitest stark durchs wirre Leben,
Kühn durch Blitz und Wolkendampf.

Wem die harte Faust verliehen,
Die nicht matt wird an dem Schwert,
Dürft' er aus dem Streite fliehen
Zu des Friedens frommem Herd?

Morgen leuchtet! Frisch gewandelt
In des Lebens Not hinaus,
Ernst gestrebt und fest gehandelt,
Lebe wohl, du glücklich Haus!“

Kurz nachher ereignete sich das Unglück auf der abendlichen Heimfahrt von einer Landpartie, wo der Nachen, in dem Gottfried und Johanna nebst andern saßen, von einem Dampfer angerannt wurde, und Kinkel seine angebetete Freundin aus den dunkeln Fluten des Rheins rettete. Auch diese Begebenheit, die den Wendepunkt in den Gefühlen des Dichters bezeichnet, ist in den „Briefen von Johanna Kinkel“ genau beschrieben.

Als mein Vater mir im Jahre 1866 die Werke von Hölderlin schenkte, sagte er, daß ein darin enthaltenes Gedicht ihn und meine Mutter nach langem Schwanken zu dem Entschluß gebracht habe, nie wieder voneinander zu lassen:

„Trennen wollten wir uns? Wähnten es gut und klug?
Da wir's thaten, warum schreckte, wie Mord, die That?
Ach, wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns!"

Er sagte ferner, daß es ihm nach dieser Rheinfahrt ganz unmöglich gewesen sei, die Liebe zu meiner Mutter in seinem Herzen abzutöten. Dabei hat er wiederholt zugegeben, daß er gegen Sophie Boegehold nicht richtig gehandelt habe, indem er sich auf Wunsch seiner Verwandten (damals allerdings erst 22 Jahre alt) mit ihr verlobte; hätte er sich aber jetzt, mit einer andern Leidenschaft im Herzen, mit ihr verheiratet, so wäre dieses Verhältnis für sein Gefühl ein unsittliches gewesen, und er achtete das unschuldige und liebenswürdige Mädchen viel zu hoch, um sie so zu erniedrigen. Sie selbst sah das auch ein und hat jeden Vorwurf mit bewunderungswürdigem Edelmut unterlassen. Aber bei seinen geistlichen Kollegen gab es keine Gnade, als man erfuhr, daß er die Katholikin der Protestantin vorgezogen hatte, und daß gerade diese „christlich Gesinnten" ihn, ohne ihm nur den leisesten Verstoß gegen die strengsten Regeln der Sittlichkeit vorwerfen zu können, seines Predigeramtes entsetzten, daß man ihm seine Erfolge als Dozent unmöglich machte und sein Gehalt als Gymnasiallehrer immer mehr schmälerte, bis er, wie er selbst erzählt hat, die Qualen des Hungers gründlich kennen lernte, trug nicht dazu bei, seinen Glauben an die Vertreter der damaligen protestantischen Kirche zu stärken. Und vielleicht war es gerade diese Bekanntschaft mit dem bittersten Mangel, die ihm in späteren Jahren das nötige Verständnis für die Leiden des Proletariers gegeben hat, ein Verständnis, das der Tolerante nicht von demjenigen verlangen kann, der täglich einen reichlichen und anmutig gedeckten Tisch vorfindet.

Seine Freunde merkten aber nichts von seinen Sorgen, und in seiner Stellung als Gymnasial- und Privatlehrer mußte er ja auch einen gewissen äußeren Anstand beobachten. Endlich stand er am Rande der Verzweiflung. — Zu einer unlauteren Handlungsweise konnte er sich nicht entschließen, und von den Eltern Johannas irgendwelche Unterstützung anzunehmen, hätte sein Ehrgefühl für alle Zeiten vernichtet.

Da kam Hilfe in der äußersten Not. Auf Empfehlung einiger treuen Freunde erhielt er ein Anerbieten von Cotta für „Otto der Schütz" nebst andern Gedichten und ferner Bestellungen für die Augsburger Zeitung. Von dieser Zeit an ging es mit seinen pekuniären Verhältnissen wieder bergan — er war gerettet.

Hätte er sich nun mit Johanna öffentlich verloben können, so wäre alles gut gewesen, aber eine geschiedene Katholikin durfte nicht wieder heiraten, und zu einem Uebertritt zum protestantischen Bekenntnis hatte sie sich damals noch nicht entschlossen. Zudem mußten, nach dem damaligen Gesetz, drei Jahre vergehen, ehe eine Geschiedene ein neues Ehebündnis schließen durfte. Es blieb den beiden Freunden also nichts andres übrig, als diese Zeit geduldig auszuhalten und die giftigen Verleumdungen, die bösartige Gegner verbreiteten, mit stoischem Gleichmut zu ertragen.

Endlich gingen diese schweren Jahre auch ihrem Ende entgegen. Aber nun entstand noch die ängstliche Frage, ob man Johanna in die evangelische Kirche aufnehmen würde. Dieses erschien eben deshalb zweifelhaft, weil sie zu wahrheitsliebend war, um ein Glaubensbekenntnis abzugeben, das sie ihrem Gewissen gegenüber nicht verantworten konnte. Da erinnerte Kinkel sich eines früheren, edelgesinnten Studiengenossen, der jetzt eine Pfarrstelle in Westfalen bekleidete. Dieser von religiöser Begeisterung erfüllte wahre Christ war gar nicht im stande, einen aufrichtig Bittenden von sich zu stoßen, und erklärte sich bereit, Kinkels Wunsch zu erfüllen. Die Korrespondenz meiner Eltern mit dem liebevollen und gütigen Seelsorger wurde mir zur Verfügung gestellt und enthält so viel Schönes und Interessantes, daß ich sie hier veröffentliche.

Johanna Mathieux an Pfarrer E...

Bonn, den 29. August 1842.

Verehrter Herr Pfarrer!

Die Bitte, die ich in diesem Briefe an Sie richte, wollte ich Ihnen schon in den ersten Tagen nach Ihrer Abreise schriftlich vortragen, aber ein Geschäft, das nicht aufgehoben werden konnte, zehrte mir Zeit und Gedanken völlig auf. Glauben Sie indes nicht, daß ich leichtsinnig das erste und wichtigste um einer Nebensache willen von mir schob; ich hielt es im Gegenteil nur darum geraten, alles Zerstreuende vorerst abzuthun, um Sammlung und eine völlig befreite Gemütsstimmung zu gewinnen.

Was mir unser Freund Gottfried schon früher über Ihre Gesinnung mitgeteilt, wie auch unser Gespräch an jenem Nachmittage, wo ich Sie persönlich kennen lernte (und der mir zu den liebsten und reinschönsten Erinnerungen gehört), gab mir vollkommen Vertrauen, gerade Ihnen meinen Wunsch hinsichtlich des Wiedereintritts in die Kirche darzulegen. Einen Uebertritt kann ich diesen Schritt nicht eigentlich nennen, da ich seit ungefähr zehn Jahren schon außer allem äußeren kirchlichen Leben stehe und innerlich seit meiner Kindheit mich von dem mir angeborenen und gewaltsam anerzogenen Katholizismus losfühlte.

Gestatten Sie mir, Ihnen die Form zu schildern, in der mir die ersten religiösen Eindrücke wurden, damit Sie den Widerwillen verzeihlich finden, mit dem ich so viele Jahre hindurch alles Kirchliche von mir stieß.

Außer wenigen Kindergebetchen, die ich im zweiten Jahr auswendig wußte, wurden mir von einer alten Großmutter, einer überaus gutmeinenden, aber ganz unwissenden Frau, sämtliche Heiligenlegenden als unumstößliche Glaubenswahrheiten erzählt. Später lernte ich Religion nur als Zeremonie kennen. Der Begriff eines Christen war mir kein andrer als: der da Sonntags die Messe hört, Freitags Fisch speist u. s. w. Unsre Gebetbücher quälten mich mit der schauerlichsten Langweile. Ich forderte, man solle mich in Gedanken beten lassen; dies gestatteten mir meine Angehörigen nicht in der Kirche, weil sie dann keine Gedankenkontrolle üben konnten. Die sonntägige Messe schien mir gar nicht zu überstehen, weil die neben mir knieende Großmutter stets aufpaßte, ob ich kein

andres Gebet zu meiner Unterhaltung aufschlug. Ich war angewiesen, mich genau nach der Stelle zu richten, die vorgeschrieben war, z. B. zum Offertorium, zur Wandlung u. s. w. Da nun der Priester die dazu gehörige Zermonie bei weitem langsamer machte, als ich las, so mußte ich stets das Gebetchen von neuem anfangen, um genau mit ihm auszukommen. Ich kann sagen, daß ich im Lauf meiner Kinderjahre tausende Mal diese nämlichen Zeilen überlesen gemußt. Mein Herz ward auf das äußerste geängstet, da ich mit den Gedanken immer von der Messe wegschweifte und nur mechanisch las, was man mir als eine große Sünde darstellte. Wirklich blieb dies bei der Beichte die stehende Sünde: „Nicht andächtig die Messe gehört," für die mich die auferlegte Buße regelmäßig in neue Sünden stürzte, denn ich bekam nebst mehreren andern auch jedesmal die Litanei von allen Heiligen und von der Jungfrau Maria (ich glaube, fünfmal nacheinander?) zur Strafe abzubeten. So müßte ich denn die Langweile als den ersten Hebel bezeichnen, der mich vom Kirchlichen loslöste. Ich will nicht so ungerecht sein, zu verneinen, daß der Katholizismus (der sich mir in seiner allerunwürdigsten Form aufdrang) damals vielleicht in einer edleren Gestalt befriedigend auf mich hätte einwirken können. Jetzt wäre auch das zu spät. Meinem Verstande widerstrebte es, mich zu einer Kirche zu bekennen, die, sich für unfehlbar haltend und sich die alleinseligmachende bezeichnend, somit jeden Fortschritt innerhalb ihres Gebiets aufhebt. Auch erinnere ich mich sehr wohl, daß Sünden gegen Gott und Welt im Beichtstuhl leicht verziehen wurden, hingegen eine Vernachlässigung priesterlicher Autoritäten unendliche Rüge nach sich zog. Dem katholischen Christen ist eben nicht erlaubt, nur Christus als Mittler zwischen sich und Gott anzuerkennen, nein, die Geistlichkeit schiebt sich noch einmal als Mittler zwischen ihn und den Mittler. Nach meinem 17. Jahr begann ich aufmerksam unsre großen Dichter zu lesen und fand bald manche Stelle aus, die mir verriet, daß die Klugen nicht eben alles glauben, was die Priester lehren.

Auf die ersten Zweifelsäußerungen erhielt ich von den Frauen die Antwort: „Jene Bücher sind nicht von Christen, sondern von Protestanten geschrieben; wer noch nicht alt und fest genug ist, sollte solche Religionsspöttereien lieber gar nicht lesen." Die Männer ließen merken: „Der christliche Glaube ist nur da, um das Volk im Zaum zu halten; die Gebildeten brauchen ihn nicht." Es währte nicht lange, so hatte ich im Innern jede Schranke umgeworfen und ersehnte nur eine glückliche Gelegenheit, mich auch von dem äußeren Zwange zu befreien.

Von dem, was gut und böse sei, hatte ich sehr oberflächliche Begriffe. Ich für meine Person hielt mich sogar für besonders gut, da man mir unbedingten Gehorsam gegen die Eltern als erste Tugend eingeschärft hatte und ich diese eine gute Strecke über die Kindesjahre hinaus übte. Dann aber begannen alle meine Neigungen und Ansichten einen schnurstracks entgegengesetzten Weg zu nehmen, und in dem Maße, wie mein Glauben an die Unfehlbarkeit fremder Autorität sich verminderte, wuchs die (wohlgemeinte) Tyrannei der Erziehenden.

Die Hoffnung, mich diesem geistigen Zwange zu entziehen, vermochte mich

zum Teil zu einer Heirat, die ich (von vielen Seiten überredet) gegen meine Ueberzeugung schloß, nicht wie man ein freudiges Liebesbündnis eingeht, sondern wie man zu bestimmter Zeit etwa ein Amt antritt, weil es so hergebracht.

Die wenigen Monate, die ich verheiratet in Köln zubrachte, führten nebst viel unsäglichem Unglück auch noch die Pein eines bei weitem größeren Zwanges zu religiöser Heuchelei mit sich. Herr M. gestand mir unverhohlen, daß er nichts glaube, daß es aber sein Geschäft fordere, sich die Geistlichkeit zum Freunde zu halten.

Innerlich empört und erzürnt, mußte ich mit ihm vor den Knöchelchen der 11000 Ursula-Jungfrauen nachmittags auf den Knieen liegen und früh oft zwei Messen nacheinander aushalten. Krank kam ich ins elterliche Haus zurück mit dem Entschluß: auf Scheidung anzutragen. Die speziellen Ursachen gehören nicht hierher; nur das berühre ich noch, daß niemand, dem sie bekannt geworden, sie leichtsinnig begründet fand ...

Daß ich in den letzten zehn Jahren ohne alle religiösen Empfindungen, ohne Gebet, ohne Sehnsucht nach einem Höheren nur so hingelebt hätte, kann ich nicht sagen, nur ward ich selten an Gott gemahnt, da ich von tausend Dingen mein Inneres zerstreuen ließ. Ich meinte mich berechtigt, Ersatz für ein verlorenes Lebensglück zu suchen, und indem ich dem Schimmernden, Freude verheißenden eifrig nachjagte, ward ich dem ärgsten Egoismus zur Beute und trug seine Strafe. Von Hochmut, Sucht zur Isolierung, Ueberdruß am Leben, ganz zerrissen, auf dem Punkte eines völligen inneren Zerfalls, lernte ich unsern herrlichen Freund Gottfried kennen; er schenkte meinem Schicksal seine Teilnahme, und damit fing ein helles, geordnetes Leben für mich an. Nächst Gott danke ich ihm alles, was ich jetzt habe und bin, was ich zu werden hoffe; er hat mir zwiefach das Leben erhalten und sein eignes Glück an meine Rettung gesetzt.

Ich hatte, bei unserm ersten vertrauteren Zusammentreffen, ihm meinen Unglauben nicht verhehlt und ward durch seine Antworten mit Erstaunen belehrt, daß unter den Geistlichen nicht nur die Beschränkten und Unwahren die Gläubigen sind. Ich las nun zum erstenmal die Bibel und ward von dem Christentum so gefaßt, daß ich nie mehr ganz in mein altes Heidentum zurück könnte. Die Schwärmerei der ersten Monate, wo ich in Reuethränen, Gebeten, Selbstverdammung mich halb selig, halb elend fühlte, gingen freilich bald vorüber, und ich wünsche auch solche ungesunde, extreme Zustände nie mehr zurück. Später las ich außer religiösen Schriften fleißig Geschichte. Hier lernte ich recht genau Kirche und Religion unterscheiden. Haß und Verachtung gegen Priesteranmaßung, gegen die ungeheure Perfidie des Papsttums erfüllten mich. Mit Begeisterung hingegen versetzte ich mich in die Reformationszeit und mußte mir gestehen, daß, wenn ich damals gelebt hätte, ich gewiß mit unter den frühesten der neuen Bewegung gefolgt wäre, in der ich einen großen, wahren Fortschritt erkenne, wenn ich gleich nicht umhin kann, dem heutigen Protestantismus ebenfalls einen neuen Fortschritt zu wünschen.

Um Gottfried einmal predigen zu hören, ging ich in Köln in die evangelische

Kirche, die ich nachher öfter besuchte, und immer ward ich erbaut, befriedet und herzlich gerührt.

Nicht allein kann ich dies der Person des Redners zuschreiben. Ich ward dort an das Gottesgebot frisch gemahnt, sammelte mich von manchem Verwirrenden, was mir bei einsamem Bibellesen nicht stets so gut gelang, und fühlte mich vor allem den mir längst entfremdeten Menschen wieder mit einem gemeinsamen Liebesband verbunden.

Jede Form des kirchlichen Gottesdienstes hat freilich etwas Kleines, sehr Kindliches der ungeheuren Idee eines Weltgeistes gegenüber; aber hier trat mir wenigstens nichts Lächerliches entgegen, nichts, was die gesunde Vernunft und den Schönheitssinn beleidigt, und vor allem that dem Gemüte diese ernstruhige, würdige Form einer Sonntagsfeier überaus wohl.

Bei mir beschloß ich damals, auch äußerlich zur evangelischen Kirche zu treten, nur wollte ich Gottfrieds Verheiratung abwarten, um nicht den Schein zu geben, als habe ich unredliche Nebenabsichten. Habe ich mit diesem durch Rücksichten veranlaßten Aufschub einen Fehler begangen, so trage ich die Strafe doppelt dafür, indem ich bei den jetzigen Verhältnissen diesem Schein gar nicht mehr entgehen kann.

Ich frage Sie aufrichtig: Kann mich die evangelische Kirche auf dieses innige Verlangen hin aufnehmen, indem ich die Gründe dieses Verlangens nur wie folgt ausdrücken kann:

„Solange ich mein Christentum als Geheimnis bewahre und nicht öffentlich bekenne, befürchte ich sowohl die Resultate meiner Bestrebungen für das Gute geschmälert zu sehen, wie das weiter ausgreifende Wirken desjenigen, der seine Zukunft mit der meinen verbinden wird, da Liebe und Vertrauen der Menschen sich von demjenigen wenden, der sich von ihnen abgesondert hat.“

Ueber alle einzelnen Punkte des Glaubens will ich gerne Rede stehen und Belehrung suchen. Eines kann ich mit voller Ueberzeugung aussprechen: daß ich an Christus als den Erlöser von der Sünde glaube — durch das Vorbild, das der Menschheit sein Leben und Sterben gab, und vermittelst seiner edeln, göttlich schönen Lehre; daß ich mich den Geboten dieser Lehre nach Kräften in meinem künftigen Leben unterwerfen will, daß ich von der Gnade Gottes die Fortdauer der Seele nach dem Tode erhoffe. Von allen bestehenden Kirchen erscheint die evangelische meiner Einsicht diejenige, die sich der ideellen, die Christus stiften wollte, am meisten nähert. Wenn es Ihnen Ihr Gewissen gestattet, mir zum Eintritt in diese Kirche den Weg zu eröffnen, so bitte ich Sie dringend, es so bald als möglich zu thun.

Ich kann mir kaum denken, daß mir zum zweitenmal eine Persönlichkeit wie die Ihrige begegnen möchte, die so milde und vorurteilslos meine Bestrebungen ansah. Soviel habe ich erfahren, daß die milderen, freieren Geister, zu denen ich Sie und Gottfried zählen muß, gewiß dem Christentum mehr Seelen gewinnen werden wie die starren, in enge Grenzen abgeschlossenen.

Leben Sie wohl. Herzinnig hoffe ich, Sie wiederzusehen oder doch bald von Ihnen zu hören. Voll wahrer Verehrung

Johanna Mathieux geb. Mockel.

Johanna Mathieux an Pfarrer E...

Bonn, den 3. November 1842.

Verehrter Herr!

Statt meines Freundes, der tief in Geschäften vergraben ist, beantworte ich Ihren lieben Brief, der uns beide aus vieler Sorge gerettet hat.

Das verlangte Glaubensbekenntnis lege ich hier bei, innigst wünschend und hoffend, daß es genügend gefunden werde, um meinen redlichen Willen zu bezeugen.

Wir thun wohl am besten, meine Reise zu Ihnen auf Weihnachten festzustellen. —

Wie herzlich freue ich mich darauf, ein paar Tage in Ihrem näheren Umgang, vielmehr in Ihrem Unterrichte zu verleben, denn jedes Wort von Ihnen war mir noch belehrend und wohlthuend. Wenn es nur geschieht! Wenn nur kein Hindernis mehr hinzutritt! Zu den Persönlichkeiten der hiesigen Geistlichkeit habe ich so gar wenig Vertrauen. Leben Sie recht wohl; Ihre baldige Herstellung wird unser täglicher, inniger Wunsch sein. Grüßen Sie Ihre liebe, uns noch unbekannte Frau auf das freundlichste von Ihrem Freunde und Ihrer

dankbar ergebenen

Johanna Mathieux Mockel.

Mein Glaubensbekenntnis:

Nichts, was dein Herz nicht innig glaubt,
Sollst mit den Lippen du bekennen.

Gottfried Kinkel.

Ich glaube an einen Gott, der die Welt geschaffen hat und regiert, der jeden Menschengeist mit seinem Leben durchdringt, und die Fähigkeit und den Trieb in ihn gelegt hat, zur Wahrheit und Tugend hinzustreben, der mit Liebe und Gerechtigkeit über allen Wesen waltet und den Weltlauf zu dem Ziele lenkt, daß Liebe und Gerechtigkeit über Haß und Sünde den Sieg davontragen.

Ich glaube, daß dieser Gott, wie die Schrift sagt, von keinem Menschen fern ist, daß unter allen Völkern und unter allen Glaubensformen diejenigen ihm wohlgefällig sind, die ihn fürchten und seine Gebote halten.

Ich glaube, daß keine menschliche Autorität uns die Form vorschreiben und gebieten darf, in der wir ihn äußerlich verehren und anbeten sollen; daß zwischen ihm und der einzelnen Seele keine priesterliche Vermittlung notwendig ist, und daß er vor allem durch reinen Wandel, heilige Liebe zu ihm und Brudersinn gegen unsern Nächsten geehrt sein will.

Ich glaube, daß Jesus Christus das vollkommene Bild der religiösen Menschheit in sich darstellt, und daß in ihm das unsichtbare Wesen Gottes als

Liebe, Gnade, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit so vollständig sich ausspricht, als es der menschlichen Fassungskraft möglich ist, dies Wesen zu begreifen.

Ich erkenne, daß in der Menschheit die Selbstsucht den Antrieben des von Gott in uns gelegten Geistes und den Forderungen des Gewissens widerstrebt, und daß sie mich und alle (im natürlichen Lauf der Entwicklung) zur Sünde als zum Thun dessen fortreißt, was wider Gottes Willen ist.

Ich glaube, daß Jesus Christus durch sein Leben, seinen Tod und seine Lehre die Macht der Sünde in der Welt gebrochen hat und sie endlich ganz überwinden wird.

Ich glaube, daß Jesu Leben der Menschheit das vollkommenste Beispiel der Selbstverleugnung gewährt und daß seine Lehre vollständig die Pflichten der religiösen und moralischen Vortrefflichkeit in sich schließt. Ich erkenne ihn als meinen Herrn und Meister, und sein Wort als für meine Handlungsweise maßgebend und verpflichtend an ...

Ich glaube, daß jedem Menschen, der im Vertrauen auf die Liebesfülle Gottes von diesem Geiste sich durchdringen läßt und getreu danach trachtet, dem Beispiel und der Lehre Jesu gemäß zu wandeln, seine früheren Sünden vergeben sind und ihn nicht mehr hindern, der Liebe Gottes gewiß zu werden.

Ich hoffe, im Glauben an Gottes Liebe, auf ein unsterbliches Leben nach dem Tode des Leibes, in dem das hier begonnene, aber durch Sünde, Irrtum und Schwäche oft unterbrochene Werk der Heiligung zur Vollendung durchdringen werde. —

Ich erkenne die evangelische Kirche, ohne die andern bestehenden Kirchen als unchristlich zu verurteilen, für diejenige an, die am treuesten das echte Wort Jesu in seiner Reinheit von menschlichen Zusätzen bewahrt hat, die auch in der Sittenlehre die Grundgedanken des Evangeliums am entschiedensten festhält und am kräftigsten die christliche Freiheit vom Gesetze des Buchstabens vertritt.

Ich verpflichte mich, diesen von mir ausgesprochenen Glauben nach Kräften im Leben durch Bruderliebe zu bewähren, weder aus Scheinfrömmigkeit noch Menschenfurcht oder aus andern äußeren Gründen jemals zu verleugnen und besonders in Demut, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit nach dem Maße der Kraft weiterzustreben, die Gott mir auf mein Gebet verleihen wird. Solches gelobe ich treu zu halten, so wahr mir Gott helfe. Amen.

Johanna Mathieux Mockel.

Bonn, im November 1842.

Pfarrer E... an Frau Joh. Mathieux.

Am 18. November 1842.

Geschätzte Frau!

Es freut mich, Sie benachrichtigen zu können, daß der sehnlich herbeigewünschten Erfüllung Ihres Wunsches nun nichts mehr im Wege steht. Ihr Glaubensbekenntnis habe ich mit lebendiger Teilnahme gelesen, und es genügt mir, um Sie in unsre Kirche aufzunehmen. In Gottes Namen also! Die Auf-

nahme wird vor versammeltem Presbyterio geschehen — das Minimum von Oeffentlichkeit, was gestattet ist, und eine größere werden Sie wahrscheinlich nicht wünschen. —

So leben Sie denn für jetzt wohl, bis wir Sie hier sehen. Meine Frau läßt Sie freundlich grüßen, und wir hoffen nicht minder als Sie, schöne Tage zusammen zu verleben. E..., Pfarrer.

Gottfried Kinkel an denselben.

21. November 1842.

Mein geliebter Freund!

Dein heute früh erhaltener Brief entreißt uns der letzten Hauptsorge und macht mir Mut, nun wieder fröhlich in die Zukunft zu sehen, nachdem die Gegenwart mir so vielen Gram gebracht hat. Ich darf wieder das Beste erwarten, da es mir nun möglich ist, ein Freundschaftsverhältnis, das mir ohne allen Grund so manche Feindschaft zugezogen hat, vor aller Welt rechtskräftig als Ehe zu erklären. Auch mir thut es wohl, mich nach so langer Entfernung von der Kirche, die in allen ihren offiziell mit mir verkehrenden Vertretern mich nicht als Mutter, sondern als Unterdrückerin behandelt hat, wieder gerecht und gemäßigt behandelt zu sehen. Ja, ich darf nun hoffen, daß von Mai an auch mein Glücksstern wieder steigen wird...

Ich werde Dir Deine sorgende Güte nie vergessen, mein vielgetreuer Freund, denn ich erkenne ja, wieviel neben dem guten Recht meiner Sache auch Deine Liebe zu mir mitgewirkt hat, um den Entschluß in Deiner Seele zu zeitigen. Ich bin arm und machtlos zu dieser Zeit, meine Gegner haben es fertig gebracht, daß ich dies Geständnis thun muß. Ich glaube, es wird nicht immer so bleiben, und Du hast künftig ein Recht, auch an mich Forderungen zu stellen. Gebrauche es, und Du wirst sehen, daß ich das Herz auf dem rechten Fleck habe. —

Nimm noch im besondern meinen Dank für die Liebe, mit der Du Johanna Dein Haus gastfrei öffnest. Sie kommt gewiß nicht ohne Beklemmung; ein Konfessionswechsel ist eine so ernste, verantwortungsvolle, eine im Leben so einzige Sache, daß ich ihn nur mit Schließung der Ehe vergleichen möchte. Im Geiste will ich bei ihr und Euch sein! Lieb wäre mir, wenn ich die Stunde wüßte, in der an jenem Sonntag das Abendmahl in Deiner Kirche ausgeteilt wird.

Meinen hochachtenden Gruß Deiner gütigen Hausfrau! Lebe wohl und sei meiner Liebe gewiß. Herzlichst

Dein

Kinkel.

In einem andern Brief geht Kinkel näher auf die Ungerechtigkeit der öffentlichen Meinung ein — ihm und seiner Braut gegenüber:

28. Dezember 1842.

Unser Verhältnis ist als bräutliches nunmehr offenkundig ausgesprochen, nachdem ich die Gestattung der Eltern gewonnen habe. Unter den eigentlich

Wohlmeinenden scheint die Opposition nachzulassen. Es ist so, wie Du richtig die Sache aufgefaßt hattest. Man fürchtete, ich möchte eine bloß bürgerliche Ehe schließen, wo man dann Einschreiten der Staatsgewalt vermutete. Da wir durch jenen von Dir vermittelten Schritt unsre Bereitwilligkeit zur Versöhnung dargethan haben, scheint sich das Urteil allgemach zu wenden. Die Meinungen der Geschwätzigen sind aber durch die Masse der Verleumdungen, die man gegen uns aussäte, und die sich dann am Ende immer als unwahr herausstellten, allgemach interesselos geworden, der Platzregen des Geredes ist abgerauscht, und so findet man die Sache doch am Ende langweilig. Der Verleumdung gegenüber, daß Johanna schon bei mehreren Pfarrern den Uebertritt versucht habe, gebe ich mein Ehrenwort, daß wir außer Dir nie einen Versuch gemacht haben, einen Geistlichen oder Laien für diesen Uebertritt zu gewinnen. Die Frechheit, mit der jene Lüge ausgebreitet worden ist, mag Dir den Maßstab geben zur Beurteilung alles andern, was etwa über uns zu Deinen Ohren gekommen wäre oder kommen möchte.

Mein Leben verfließt ruhig und im ganzen gleichmäßig, nur kann ich mir nicht leugnen, daß diese Teilung meines Herzens, indem es halb im Poppelsdorfer Schloß, halb in der Josephsstraße zu Hause ist, mich sehr am Arbeiten hindert. In den acht freien Tagen der Weihnachtszeit habe ich nichts Rechtes und Ganzes fertiggebracht. Ich sollte Briefe und journalistische Artikel abfertigen, historische Quellen lesen u. s. w. Davon ist nichts geschehen. Auch hier hoffe ich viel von meiner Verheiratung, die es mir heimatlich auf meiner Kneipe und mich selbst pünktlicher machen wird, da namentlich Johanna einen fast pedantischen Ordnungssinn hat. Ja, das Doppelte hoffe ich dann zu leisten, ohne mich so oft wie jetzt mit Platens Worten mißmutig zu verzehren:

„O wehe, wie hast du die Tage verbracht!“

Als Student kneipt man — und genießt wenigstens beim Nichtsthun; aber schlimm ist es, wenn einen in reiferer Zeit solche Trägheiten anwandeln, denn da bringen sie nur Verdruß. Doch es wird dies vorübergehen — vielleicht zu Neujahr, obwohl ich sonst auf dieses Besserwerden bei einem bestimmten Tag wenig Wert lege.

Aus den Gebieten der Litteratur hätte ich wenig Neues von Bedeutung zu melden, wenigstens nichts, was Dich sonderlich interessieren möchte. Denn ich lese, ganz in historische Interessen verschlagen, wenig streng Theologisches. Es ist gut von Dir, daß Du von Neujahr an die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ halten willst. Dies Blatt bespricht die litterarischen Erscheinungen recht gründlich, und es ist dies auch vorzüglich die Seite, wo ich mitarbeite. Wenn Du Immermanns Schriften, besonders den Münchhausen noch nicht kennst, so mag er Dir besonders wichtig sein. In letzterem Buche ist das westfälische Wesen meisterhaft gezeichnet, wie wir kaum über einen deutschen Volksstamm eine so klare Darstellung in der schönen Litteratur haben. Immermann ist nach Schiller und

Goethe der wichtigste Schriftsteller für die Entwicklung unsrer neueren Litteratur. Seine Einwirkung auf die jüngere Schriftstellerwelt ist für den Augenblick noch nicht sehr spürbar, da jetzt die sogenannte politische Poesie an der Tagesordnung ist und alle jungen Leute in dies Horn stoßen, eine bequeme Sache, die ein paar Ideen, Freiheit, besonders Preßfreiheit, Russophobie u. s. w. in ein rhetorisches Gewand gehüllt werden, das oft von echt empfundener Lyrik weit entfernt ist. Wird diese Mode aufhören, dann wird jene gemäßigte, namentlich das Christentum sehr hochachtende, in ihrem Grundcharakter die Wahrheitsliebe vor allen andern Tugenden empfehlende Tendenz Immermanns um so mächtiger hervortreten ...

Grüße hochachtend Deine Frau —
Gruß, Kuß und biederer Handschlag von Deinem

Kinkel.

Johanna Mathieux an Pfarrer E...

Verehrter Herr Pfarrer!

Vorgestern war Gottfried zum Abendmahl; das nächste Mal hoffe ich es mit ihm zu feiern. Herrn Pfarrer Wichelhaus habe ich gleich nach meiner Rückkunft imeinen Uebertritt schriftlich angekündigt, aber noch nicht erfahren, wie er diese Nachricht aufgenommen. Frau v. Bethmann-Hollweg nahm die Nachricht mit höchster Teilnahme und herzinnigster Freude auf und hat mir außerordentlich wohl gethan, durch ihre volle Anerkennung meines aufrichtigen Willens. Ich erzählte ihr von Ihnen und wie Ihre Persönlichkeit auf mich gewirkt. Sie nannte es eine rechte Schickung des Himmels, daß ich Sie gefunden. Auch manche, die mir bisher fremd und unfreundlich begegnet, scheinen sich mir wieder zuzuwenden, was mich um so mehr überrascht, da ich schon auf das Gegenteil gefaßt war.

Infolge eines unsrer Gespräche auf Ihrem Studierzimmer habe ich noch einmal die Offenbarung Johannis prüfend durchgelesen und bin abermals — schütteln Sie nicht zu sehr mit dem Kopfe — von diesem poetischen Zauber, der darin atmet, überwältigt worden. Es ist freilich viel Schwüles, Dumpfverworrenes, Unverständliches darin, was an Jean Pauls oder Novalis Phantasien erinnert; aber es ist nicht zu verkennen, wie die Kunst (auch die bildende) aus dem überreichen Quell von gewaltigen, farbenglühenden Anschauungen geschöpft hat, vom Mittelalter an bis heute. Ich erinnere mich an viele Gemälde, die ich gesehen, wo die wundersamen Gestalten nachgezeichnet, die dem Johannes in seinen Weltgerichtsträumen erschienen. In Oratorien sind die mächtigsten musikalischen Motive aus eben dieser Offenbarung genommen. Verzeihen Sie es, daß ich vielleicht allzuviel Wert auf dergleichen gebe.

„Des Meisters Liebling war es Johannes doch,
Und sein Geheimnis schauen ist die Poesie!“

Die Epistel des Jakobus, die mir früher minder hervorragend geschienen,

hat mir jetzt einen sehr tiefen Eindruck gemacht. Mehr und mehr überzeugt man sich doch im Lesen der neutestamentlichen Schriften, daß keine Gefahr da ist, wenn man auch noch so uralt werden sollte, je Mangel an religiösen Erweckungen zu leiden.

Ein Kapitel, das man nur wenige Monate nicht mehr gelesen, bringt ja stets neue und frische Mahnungen — überraschende Blitze in unser innerstes Thun und Denken —, und wir müssen uns gestehen, daß erst Schritt für Schritt die heiligen Worte von uns verstanden werden und jede Lebensstufe ein tieferes Verständnis eröffnet.

Mein Gesangverein studiert jetzt den Salomo von Händel, eines der schönsten Oratorien des großen Meisters. Der erste Teil enthält Lob- und Preischöre zu Ehren Jehovas. Auch die Schöne des Hohenlieds und Salomons Liebe zu ihr werden besungen. Zum lieblichsten, was es im weiten Reich des Klanges giebt, gehört der sogenannte Nachtigallenchor: „Umweht sie, ihr Zephyrn, ihr duftenden Blumen erquickt sie, ihr Nachtigallen naht euch mit süßem Gesang!“ Man hört die Quellen rauschen, und die Haine flüstern, die den langgezogenen Ton der Nachtigall umspielen. Der zweite Teil enthält die Geschichte von den zwei Müttern, wo die Melodien, die beiden sehr charakteristisch zugeschrieben sind, uns auch ohne Salomons Urteil genau die wahre und die falsche Mutter unterscheiden lassen. Im dritten Teil besucht die Königin von Saba den Weisen, er zeigt ihr alle Herrlichkeiten seines Palastes und führt ihr seine Sängerchöre vor. Hier sind nun die mannigfaltigsten Motive für die Harmonie. Schlachtgesang, Lob der Musik, wie die Flut dahinrollt im sturmbewegten Meer, der hoffnungslosen Liebe Qual — das wechselt in den überraschendsten Formen vor unserm Ohr. Durch das Ganze schlingt sich immer der Preis Jehovas in ernsteren, großartigen Doppelchören. Nun habe ich Ihnen allerlei von meinen Freuden erzählt, was Ihnen vielleicht nichtig erscheint. Wenn Sie mich allzusehr von der Lust am geistigen Genießen erfüllt finden, so entschuldigen Sie es damit, daß es mein Element ist, das mich rings umgiebt, und dem ich mich ebensowenig entziehen kann als der Gärtner dem Treibhaus. Wohl sage ich mir täglich: es kann dir das alles jeden Augenblick genommen werden, klammere dich nicht zu fest. Doch sind diese goldenen Tage ja auch ein Gottesgeschenk, für das ich nicht besser danken kann, als indem ich's wie ein Kind hinnehme und mich darüber freue. Daß der Gottfried mich liebt, daran kann ich mich noch immer nicht gewöhnen, jeden Morgen, wenn ich aufwache, sage ich mir's wieder vor, und wie der Sonnenaufgang oder des Frühlings erste Keime, dünkt es mir ein frisches Wunder! Nun tadeln Sie mich gewiß wieder im stillen, daß das irdische Glück mir so gar im Vordergrunde steht! und ich wie eine Taube jeden Augenblick die Schwingen zu dem engen Hain herabsenke, der meine Seelenheimat ist, statt unermüdeten Flugs hinaufzustreben! Aber dieses höchste Oben giebt ja allein allem irdischen Glück die süßen milden Farben; wer könnte friedlich den Augenblick genießen, der nicht die Empfindung des Ewigen hätte, dem wir im Schoße ruhen, auch wenn der Geist schlummert!

Zum Schlusse nehmen Sie noch einmal das Bekenntnis meiner innigsten Verehrung und unwandelbaren Dankbarkeit.

Herzliches Lebewohl

Ihrer ergebenen

Johanna Mathieux-Mockel.

*

Schloß Poppelsdorf, den 27. Mai 1843.

Geehrter Herr Pfarrer!

Seit dem vorigen Montag bin ich mit Gottfried verheiratet und so glücklich, als man auf Erden sein kann. Unsre häusliche Einrichtung ist noch sehr unfertig; wir beschäftigen uns gemeinsam damit und werden erst um Pfingsten unsre Hochzeitsreise antreten. In unserm Schloß leben wir wie auf einer Zauberinsel; kein Laut ringsum ist vernehmbar als fernes Glockengeläut, Nachtigallenschlagen und Windrauschen in den Zweigen. Sehr schön war unser Hochzeitstag. Zwei liebe Freunde, Jakob Burckhardt und Emanuel Geibel (beide Dichter) fanden sich dazu ein und brachten durch Gesang, Improvisation und unerschöpfliche Laune den fröhlichsten Schimmer über das Fest, zu dem einige wenige genaue Freunde und Freundinnen eingeladen waren. Um halb zwölf war die Stunde, wo die gesetzliche Frist [1]) ablief, die meiner Verheiratung noch im Wege stand. Um zwölf auf dem Rathause fand die bürgerliche Trauung statt. Dann fuhren wir in die Wohnung des Pfarrers Wichelhaus, der uns eine ganz vortreffliche Rede hielt und den Segen über unsern Bund sprach. Am Rolandseck hielten wir Mittagstafel, wobei meist ernste, theoretische Gespräche vorwalteten, das unsrer Stimmung natürlich am meisten zusagte. Die Heimfahrt war wunderschön, recht ein Bild der letztüberstandenen Jahre. Dann schwere Gewitterwolken, die alle Berge in Schatten hüllten, dann strahlendes Sonnenlicht, in dem die herrlichen Formen und Farben unsrer Rheingegend noch reizender erschienen. Die Stunden bis zum Abendbrot wurden den Künsten gewidmet. Geibel improvisierte ganz wunderwürdig. In den reinsten Versen kann er stundenlang die freundlichsten Bilder der Seele vorführen. Alle Horchenden waren entzückt, nicht bloß das Brautpaar, an das seine meisten Lieder gerichtet waren — auch die Alten, die sonst nicht viel nach derartigen Genüssen fragen, riß er hin, und die jungen Damen waren vollends im Entzücken-Rausch. In meinem alten Musikstübchen phantasierte ich darauf zum letztenmal über ein Motiv, das Gottfried mir angab. Dann wurde das Pianoforte geschlossen und ertönte erst wieder in den heiligen Räumen, wo nur Friede wohnen soll, wenn Gott *unserm* Wollen das seine nicht versagt. Wie glücklich ist man in einem Hause, wo die Wände noch keine unsrer Thränen gesehen, wo noch kein Wort des Zwiespalts ertönt ist. Mir ist, als müsse es immer so bleiben, denn so wie ich Gottfried kenne, giebt es gar keinen milderen,

[1]) Drei Jahre nach der Ehescheidung von Herrn M.

zufriedeneren Menschen unter allen, die ich zu nennen weiß. Nur die Ungerechtigkeit erregt ihn zum Widerstand, und wer dürfte das tadeln!

Viele Zeichen der Liebe sind uns in diesen Tagen geworden, manche Menschen, die uns wehe gethan, suchen selbst die Versöhnung auf. Auch die letzten Pfeile des Hasses wurden an unserm schönsten Feste auf uns verschossen, aber wie leicht verschmerzt man die, wenn der höchste Wunsch endlich erreicht ist. Wir sind noch einmal so fleißig wie vorher, seit wir in Ruhe beisammen sind. Nun vergeben Sie mir, daß ich nichts Objektives zu schreiben gewußt. Den allzu Glücklichen wie den allzu Unglücklichen ist's zuzeiten nachzusehen, wenn sie über sich selbst nicht hinauskönnen. Grüßen Sie vieltausendmal die Ihrigen!

Voll herzlicher Verehrung

Johanna Kinkel.

*

Nachschrift von Gottfried Kinkel:

Mein Freund!

Inmitten eines Glücks, das ich geahnt, aber so still, mild und friedlich beseligend nie geträumt, denke ich nächst frohem Aufblick zum ewigen Vater und Meister der Geschicke auch Deiner! Dir und dem Gotte, dem wir dienen, erkenne ich mich jetzt verpflichtet, in meinem Amte fortzufahren trotz allen Hemmnissen, und so habe ich denn am Hochzeitstage selbst meinen Religionsunterricht nicht versäumt und am Morgen nach demselben meine Vorlesungen begonnen. Vor mir dehnt sich ein neues, reiches Leben aus, und ich gedenke an Hölderlins Wort, das er vom Verheirateten sagt:

Und ihm gehet sein Tagewerk!

Doppelte Kraft der Thätigkeit blüht mir auf, und in der Liebe des innigsten Weibes reicht der Blick des denkenden Geistes unendlich tiefer als früher in die Wahrheit und die Menschenverhältnisse hinein; so mag ich Dir sagen, daß ich glücklicher bin als je. Leb herzlich wohl! Dankbar

Dein Gottfried.

Und diese auch in religiöser Beziehung ideale Stimmung wäre geblieben, wenn Kinkels Feinde nicht wieder gegen ihn intrigiert hätten. Trotzdem es ihm gelang, seine Schüler für die höchsten Dinge zu begeistern, suchte man doch einen Vorwand, um ihm sein Amt als Gymnasiallehrer zu nehmen, und ein solcher Vorwand ist stets leicht zu finden.

Er hatte im Beisein der Schüler seine Bedenken darüber geäußert, ob Moses wohl richtig gehandelt habe, indem er einen Menschen, der am Sabbat Holz sammelte, steinigen ließ, auch sah er in der Duldung der Vielweiberei und der Blutrache eine Maßregel, die, seiner Ansicht nach, nicht auf göttliche Eingebung zurückgeführt werden konnte.

Dieses genügte; man gab ihm zu verstehen, daß man sein Entlassungsgesuch gern sehen würde, und er reichte es ein.

Und so blieb den unaufhörlich Verfolgten nichts andres übrig, als sich ein für allemal von den damaligen Vertretern der Kirche loszusagen. Ob aber Gottfried und Johanna Kinkel sich jemals vom wahren Christentum, in der selbstverleugnenden Thatkraft und Menschenliebe losgesagt haben, darüber wird die Zukunft das entscheidende Urteil fällen.

Ueber Epilepsie.[1]

Von

Adolf Kußmaul.

Vorwort.

Die kleine Schrift, die dem Publikum hiermit zu freundlicher Aufnahme und den ärztlichen Kollegen zu nachsichtiger Beurteilung übergeben wird, ist ein Versuch gemeinverständlicher Darstellung eines der wichtigsten Kapitel aus der Pathologie des Nervensystems.

---

[1]) Unter den nachgelassenen Schriften Kußmauls fand sich die vorliegende Arbeit über Epilepsie, die ihn in den letzten Jahren viel beschäftigt hat. Kußmaul hat sich die Aufgabe nicht leicht gemacht. Er hat nicht nur die umfangreiche ältere und neuere Litteratur des Gegenstandes gründlich studiert, sondern er hat die Resultate seiner Studien in ausführlichen Abhandlungen, die die Unterlage für seine Arbeit bildeten, niedergelegt. Besonders die Anatomie und Physiologie des Zentralnervensystems und die Geschichte der Tierexperimente und Entdeckungen, die unsre Kenntnisse über die Beziehungen des Seelenorganes zu seinen Funktionen gefördert haben, werden in diesen Abhandlungen ausführlich erörtert. Ebenso finden sich eigne Kapitel über Bewußtsein, Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Gemüt, Geist und Willen, von denen es zweifelhaft bleibt, inwieweit er sie bei der definitiven Redaktion der Arbeit verwerten wollte. Obgleich der vorliegende Entwurf als letzte Bearbeitung des Gegenstandes zweifellos kenntlich ist, hätte er ihn wohl noch einer letzten Umarbeitung vor der Drucklegung unterzogen, allein der plötzliche Tod hinderte ihn daran und machte es unmöglich festzustellen, ob er selbst diese Bearbeitung schon für druckreif hielt.

Es wird nicht fehlen, daß manche Freunde Kußmauls die Drucklegung eines unfertigen Produktes seiner Feder mißbilligen werden, während andre sich auch an dem Torso, der reich ist an den intimen Reizen Kußmaulscher Darstellungskunst, erfreuen werden und die vollständige Unterdrückung der mühevollen Arbeit sehr bedauern würden. Das Manuskript mit den Vorstudien zu der Arbeit werde ich der Straßburger Universitätsbibliothek, der Kußmaul seine medizinische Büchersammlung vermacht hat, übergeben, und es dadurch denjenigen, die sich dafür interessieren, zugänglich machen.

Vinzenz Czerny.

Den Anlaß dazu gaben die treffenden Worte eines Briefes vom 15. Dezember 1900, worin mich die Redaktion der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" aufforderte, ihr einen kurzen Beitrag zu liefern. Sie lauteten:

„Auf dem Gebiete der Heil- und Naturwissenschaft ist unser (d. h. der Redaktion) Bedürfnis nach neuen Beiträgen größer als auf irgend einem andern. Gerade hier ist der Wunsch des gebildeten Publikums nach Aufklärung besonders groß und andrerseits die populäre Schriftstellerei sehr unverläßlich und spärlich. Wie sehr dies zu der unnatürlichen und nachteiligen Auffassung der Medizin als einer Geheimwissenschaft Anlaß gab, brauchen wir hier nicht des weiteren anzuführen."

Es war nicht möglich, der freundlichen Aufforderung zu entsprechen, doch ging sie mir nicht verloren. Gerade damals war ich eifrig beschäftigt, meine Papiere zu ordnen, und bekam unter andern zwei Abhandlungen in die Hände, die ich als Heidelberger Dozent in den Jahren 1855 bis 1859 herausgegeben hatte und nun, nach nahezu 50 Jahren, mit großer Neugierde las. Es war mir so vieles fremd geworden, neue Anschauungen sind an die Stelle alter getreten, aber den Entwicklungsgang unsers Wissens zu verfolgen, bietet dem Alter einen besonderen Reiz. Alte Liebe rostet nicht; was uns in der Jugend anzog, ist noch in der späten Herbstzeit des Lebens wert und teuer. Ich konnte der Lockung nicht widerstehen, die Entdeckungsreisen zu verfolgen, die seither ungemein zahlreich auf den weiten Gebieten ausgeführt wurden, in die ich einst als einer der ersten auf dem Wege methodischer Versuche einzudringen unternahm.

Die eine Abhandlung mit der Aufschrift „Untersuchungen über den Ursprung und das Wesen der fallsuchtartigen Zuckungen bei der Verblutung, sowie der Fallsucht überhaupt", habe ich, unterstützt von meinem Freunde Tenner, 1857 in Moleschotts Zeitschrift[1]) veröffentlicht; die andre, „Untersuchungen über das Seelenleben des neugebornen Menschen", ist 1859 bei C. Winter in Heidelberg erschienen.[2]) Jene teilt die Ergebnisse klinischer Erfahrungen und Tierversuche über den Gegenstand mit, dem dieses Schriftchen gewidmet ist, diese die Versuche an neugebornen Menschen zur Prüfung des Entwicklungsstandes ihres Seelenlebens. Obwohl sie ohne Bezug aufeinander ausgeführt worden sind, wird der Leser bald gewahr werden, daß viele Erscheinungen der Fallsucht nur dann verständlich werden, wenn wir die Entwicklungsgeschichte des Nervensystems und seiner seelischen Verrichtungen zu Rate ziehen.

Angeregt durch die oben erwähnten Worte, legte ich mir die Frage vor, ob ich es wagen solle, bei der großen Bedeutung, die die Fallsucht im Familien-

---

[1]) Moleschotts Untersuchungen z. Naturlehre des Menschen und der Tiere, Bd. 3. Auch als selbständige Schrift erschienen im Verlage dieser Zeitschrift, Frankfurt a. M., Meidinger u. Söhne. Im Auftrage der New Sydenham Society von Dr. E. Bronner 1859 ins Englische übersetzt.

[2]) Sie hat noch zwei Auflagen mit unverändertem Texte erlebt, die in Tübingen 1884 und 1896 bei A. Moser (A. Pietzker) erschienen sind.

und bürgerlichen Leben spielt, und bei der erstaunlichen Natur ihrer bunten Erscheinungen, den Versuch zu machen, das Publikum darüber aufzuklären, soweit es eben der heutige Stand der Medizin ermöglicht. Die Ansichten der Aerzte über die Zweckmäßigkeit und den Nutzen populärer Abhandlungen aus dem Gebiete der Heilkunde gehen bekanntlich weit auseinander. Viele betrachten sie als schädlich und nur dazu geeignet, die Leser zu Hypochondern und Pfuschern heranzuziehen, woran jedenfalls so viel richtig ist, daß sie mit Vorliebe von Hypochondern gelesen und von Pfuschern abgefaßt werden. Dennoch halte ich es mit der Redaktion der Wochenschrift. Die geradezu greuliche Unwissenheit des Publikums in medizinischen Dingen trägt hauptsächlich schuld an seiner Geringschätzung der medizinischen Wissenschaft und seines blinden Vertrauens auf die unsinnigsten Behauptungen frecher Schwindler. Somit ist die wissenschaftliche Belehrung des Publikums in medizinischen Dingen ein Gebot der ärztlichen Pflicht, leider aber hat die volkstümliche Schriftstellerei nirgends mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als gerade in der Medizin. Es ist keineswegs der Perückendünkel gelehrter Ueberhebung, der sachverständige Autoritäten davon zurückhält, sondern die mangelhafte Vorbereitung des Publikums zu richtigem Verständnis wissenschaftlich gehaltener populärer Schriften aus diesem Gebiete.

Zwar haben bereits in dunkler Vorzeit von dem Tempel des delphischen Apollo die goldenen Worte: „Erkenne dich selbst!“ weit in die Lande hinaus gestrahlt, aber die Mahnung hat bis heute wenig gefruchtet. Bis zu den Spitzen der Gesellschaft hinauf fehlt es in den weitesten Kreisen am anthropologischen Einmaleins, wie soll da mit den Logarithmen der Medizin gerechnet werden? Gerade den Auserlesensten der feinen Welt sind anatomische Präparate und physiologische Vorgänge ein Ekel und Abscheu, größer noch als „Ungeziefer“, Kröten und Spinnen. Mit Hunden und Pferden sind sie oft besser vertraut, als mit dem eignen Organismus, und die Eingeweide, an deren Verrichtungen Leben und Denken, Wirken und Handeln, Wohl- und Uebelbefinden geknüpft ist, sind ihnen häufig nur von der Tafel her als mehr oder minder schätzbare Gerichte in allerlei Zubereitungen bekannt.

Somit kann es als ein Wagnis erscheinen, das Publikum zu einem Besuche der Werkstätten einzuladen, worin die Medizin nach den Ursachen der Gesundheit und Krankheit mit wissenschaftlichen Methoden und Werkzeugen forscht. Dennoch geschieht es im Vertrauen auf die doch immerhin große Zahl wißbegieriger und unbefangener, dem Un- und Aberglauben gleich abholder Geister, denen es um die Erkenntnis des wahren Grundes der Dinge ernstlich zu thun ist. Ihren Glauben an das redliche Streben und Ringen der heutigen Medizin nach Wahrheit und Klarheit zu stärken, mag wohl gelingen und wäre Lohns genug. Auch erreicht die Schrift vielleicht den Zweck, dem denkenden Leser zu zeigen, wie wenig berechtigt die weitverbreitete Auffassung ist, wonach die Medizin nichts sei als ein Gewerbe und höchstens eine technische Wissenschaft.

I.

Alter und Verbreitung der Epilepsie.

Die Frage nach dem Ursprung der Epilepsie hat, wie es scheint, schon die Menschen der Steinzeit beschäftigt. Manche Schädel aus der späteren Steinzeit haben elliptische Löcher, und Broca, der berühmte Chirurg und Anthropologe, vermutet, die Schädel hätten Epileptikern und Geisteskranken angehört, denen die prähistorischen Heilkünstler die Löcher mit scharfen Feuersteinen ausgebohrt hätten, um den bösen Geistern, die ihr Wesen darin trieben, einen Ausweg ins Freie und damit den Kranken Heilung zu verschaffen.[1]) Ist die Vermutung richtig, so verlegten bereits die Aerzte der Urzeit den Sitz der Epilepsie in das Schädelgehäuse und Gehirn, und die Idee und Ausführung der Trepanation zur Heilung der Epilepsie, die noch heute von wilden Naturärzten und wissenschaftlichen Chirurgen ausgeübt wird, reicht in die fernsten und dunkelsten Tage der Heilkunst zurück.

Das Schauspiel eines ausgebildeten epileptischen Anfalls ist furchtbar genug, um auch starknervige, von Aberglauben freie Menschen zu erschrecken, geschweige denn rohe Völker und Individuen. So begreift es sich, daß die dämonengläubigen Griechen und Römer in den Anfällen das Werk übernatürlicher Mächte sahen, und die Krankheit die heilige nannten (morbus sacer). Das Wort Epilepsie stammt von dem griechischen Zeitwort epilambano, ich ergreife, fasse, mit dem Futurum: epilepso. Die starke Hand eines Gottes, des wild schäumenden und stampfenden Mars oder der unheimlichen Hekate, ergreift den Unglücklichen, und mit gellendem Schrei stürzt er zu Boden; sie würgt ihn; er wird blau, schäumt und zuckt, sinn- und willenlos, am ganzen Leibe in heftigen Krämpfen; schon droht er zu ersticken, da löst der Gott die Fesseln, die Atmung wird frei, das Gesicht blaß, die Glieder erschlaffen, und allmählich kehrt die Besinnung zurück.

Die älteste wissenschaftliche Bearbeitung der Epilepsie wird Hippokrates zugeschrieben und trägt den Titel: *Περὶ ἱερῆς νούσου*, d. i. Von der heiligen Krankheit. Die Römer legten ihr außer dem Namen des Morbus sacer noch den des Morbus comitialis bei. Er hängt gleichfalls mit dem Dämonenglauben zusammen. Ereignete sich in ihren Volksversammlungen, den Komitien, ein epileptischer Anfall, so unterbrachen sie die Verhandlungen und verlegten sie auf einen andern Tag, denn sie sahen in dem Ereignis ein warnendes Zeichen, an dem Unglückstage zu beraten. Der alte Dämonenglaube liegt auch der Lehre von der Besessenheit und dem Exorcismus als ihrem Kurmittel zu Grunde; Epileptische, Hysterische und Tobsüchtige gelten noch heute in vielen Gegenden und Köpfen für besessen und behext, und die bösen Geister werden mit Beschwörungen, Gebeten und sympathetischen Wundermitteln mannigfachster Art ausgetrieben.

---

[1]) Vgl. E. v. Bergmann, Die chirurgische Behandlung der Hirnkrankheiten. Berlin 1899, S. 386 und 387.

Wenn man bedenkt, welch breiten Raum der Aberglaube noch heute bei vielen Gebildeten einnimmt, und erwägt, daß mehr als 2000 Jahre vergangen sind, seit Hippokrates seine Schrift über die Epilepsie abfaßte, und die Lehre verfocht, daß sie ebensowenig übernatürlichen Ursprungs sei wie irgend eine andre Krankheit, so wird man den Verstand des ehrwürdigen Vaters der Heilwissenschaft nicht hoch genug anschlagen können, die Epilepsie gehe aus natürlichen Ursachen hervor, und die Anpreisung von Zaubertränken und Sprüchen sei Aberglaube oder Betrug. Er beschrieb viele ihrer Erscheinungen, kannte ihr vorwiegendes Vorkommen bei Kindern und jungen Leuten und die Bedeutung der erblichen Anlage, verlegte ihren Sitz in das Gehirn und riet, ihre Behandlung nach der Eigentümlichkeit des besonderen Falls einzurichten.[1])

Die Epilepsie ist eine der schlimmsten Geißeln des Menschengeschlechts. Ihre Anfälle führen zwar selten zum Tode, aber bei häufiger Wiederholung berauben sie manche Kranken allmählich ihrer geistigen Fähigkeiten, und dies ist schlimmer als der leibliche Tod. Sie ist zugleich eine der verbreitetsten Krankheiten, eine treue Begleiterin des Menschengeschlechts aller Rassen, der wilden wie der kultivierten Völker, in den alten und neuen Weltteilen, den Tropen wie den Polarländern.[2]) Darum ist sie noch furchtbarer als die großen Seuchen, die nur zeitweise verheerend durch die Welt schreiten. In Europa allein zählen die Epileptischen nach Hunderttausenden.[3])

Sie ist keine dem Menschen ausschließlich eigne Krankheit, wenn auch die reinen, nicht durch anatomische Veränderungen des Nervensystems verursachten Epilepsien in der Tierwelt weit seltener vorkommen. Sie befällt die Pferde,[4]) Rinder und Hunde,[5]) auch nach den alten Pathologen die Ziegen. Bei Meerschweinchen läßt sie sich leicht künstlich erzeugen, wovon später die Rede sein wird. Auch fand ich irgendwo eines epileptischen Raben gedacht. Bei Fröschen lassen sich zwar durch Reizung der Großhirnrinde und des verlängerten Marks

---

[1]) Näheres in Haesers großem Lehrbuch der Geschichte der Medizin. 3. Bearbeitung. Jena 1875. Bd. 1. S. 177 u. f.

[2]) Vgl. A. Hirsch, Handbuch der historisch-geographischen Pathologie. Bd. 2. 1862—1864. S. 565 u. f.

[3]) Genauere Angaben bei Ch. Féré, Les épilepsies et les épileptiques, 1890. Uebersetzung von P. Ebers, Die Epilepsie, Leipzig 1896. S. 558. — Ferner bei O. Binswanger, Die Epilepsie, Wien 1899, S. 171 u. f. — In Frankreich wurde die Gesamtziffer der Epileptischen auf 33000, in Italien auf 28000—30000 berechnet. Allein in den Heilanstalten des Deutschen Reichs befanden sich in den Jahren 1889—1891 14340 Epileptische. In Montenegro zählte man 1877 in einer Bevölkerung von 236000 Einwohnern 405 Epileptische.

[4]) H. Dexler, Die Nervenkrankheiten des Pferdes. Leipzig und Wien 1899. S. 224 u. f.

[5]) Friedberger und Fröhner, Lehrbuch der speziellen Pathologie und Therapie der Haustiere. Bd. 1. Stuttgart 1900. S. 833 u. f. — Unter 30000 Dienstpferden der preußischen Armee kam die Epilepsie in den Jahren 1891 und 1892 nur je dreimal vor; unter 70000 von 1886 bis 1894 in der Berliner Klinik zugeführten Hunden 419mal. Bei den Rindern und in Gestüten wird sie als „Erbfehler“ betrachtet.

Anfälle erzeugen, die den epileptischen ähnlich sind, aber einen Frosch mit spontanen epileptischen Krämpfen dürfte bis zur Stunde niemand gesehen haben.[1])

II.
Definition der Epilepsie.

Um die inneren Vorgänge zu begreifen, deren Ausdruck die Erscheinungen des epileptischen Anfalls darstellen, bedarf es einer genauen Kenntnis der organischen Werkstätte des Anfalls und der Werkzeuge, die ihn ermöglichen, sowie der Eigenschaften, die den Verrichtungen dieser Werkzeuge zu Grunde liegen, mit andern Worten, das Verständnis der Vorgänge, die der Epilepsie zu Grunde liegen, setzt gründliche anatomische und physiologische Kenntnis des Nervensystems als der Ursprungsstätte dieser Krankheit voraus. Die Krankheitslehre oder Pathologie hat dann die weitere wissenschaftliche Aufgabe, die Bedingungen zu ermitteln, unter denen das Nervensystem die abnormen Verrichtungen ausführt, die als epileptische Anfälle in die Erscheinung treten.

Vor allen Dingen hat die Pathologie die Anfälle genau zu beschreiben, aus deren Symptomen und ihrer besonderen Art sich zu verketten und abzulaufen das Vorhandensein der epileptischen Krankheit erschlossen wird. Es sind stets nur die Anfälle, die uns ihr Bestehen verraten. In den Zeiträumen zwischen den Anfällen können wir die Diagnose nur vermutungsweise stellen, wenn die Anfälle gewisse Folgezustände hinterließen, die mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit auf vorausgegangene Anfälle hinweisen. Dahin gehören Wunden und Narben im Gesichte, namentlich an der Stirn, die Folgen körperlicher Verletzung, wenn die Kranken beim Niederstürzen wie gewöhnlich nach vorn auf den Boden fielen. Ferner Bißwunden und Narben an der Zunge, wenn die Zunge beim Krampfe der Kiefermuskeln zwischen die Zähne geriet. Endlich Störungen seelischer Natur, die nach den Anfällen in Gestalt von Gedächtnisschwäche, Aufgeregtheit und Verwirrtheit sich bemerklich machen, insbesondere die gänzlich mangelnde Erinnerung an die Vorgänge des Anfalls.

Es soll jedoch die Möglichkeit nicht bestritten werden, daß in der Zukunft irgend ein sicheres Kennzeichen der Epilepsie in der Zeit zwischen den Anfällen entdeckt werden könne, etwa mit Hilfe des Augenspiegels, wenn es gelänge, einen chemischen Stoff aufzufinden, der dem kreisenden Blute ohne Schaden einverleibt werden könnte und die Fähigkeit besäße, die Sehhaut (retina) der Epileptischen eigentümlich zu färben.

Die ersten genaueren Beschreibungen der ausgebildeten epileptischen Krampfanfälle, die als klassische, gewissermaßen mustergültige, in den Büchern hervorgehoben werden, lieferten die griechischen Aerzte der hippokratischen Schule, etwa vierhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Auch erkannten diese feinen Beobachter bereits den epileptischen Charakter plötzlicher Anfälle, worin die

---

[1]) M. Lapinsky, Ueber Epilepsie beim Frosche. Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie. 1899. Bd. 74, S. 47.

Kranken plötzlich wie Automaten davonlaufen, bis sie zusammenstürzen und nach dem Anfall nicht wissen, was sich begab (Epilepsia procursiva). In der römischen Kaiserzeit waren es dann die großen Aerzte Aretaeus, der Kappadocier, und Galenus von Pergamos, die bemerkten, daß die Anfälle nicht immer mit Aufhebung des Bewußtseins beginnen, sondern von abnormen Empfindungen eingeleitet werden können, worauf erst das Bewußtsein schwindet und die Zuckungen eintreten. Galen beschrieb als solche Empfindung einen kalten Hauch, der vom Körper zum Kopf hinaufströme, und die Pathologie bezeichnet seitdem alle abnormen Empfindungen der Gefühls- und Sinnesnerven, die epileptische Anfälle einleiten, als Aurasymptome, auch wenn sie mit einer Hauchempfindung nichts gemein haben. Sie sind äußerst mannigfach: Blitze und Funken, Flammen und Flimmern, auch farbige Nebel, Töne und Klänge, Geräusche und Laute, üble Geschmäcke und Gerüche, Schmerzen und allerhand Gefühle von Brennen und Kälte, Ekel, Uebelkeit u. s. w. Freilich sind die Symptomengruppen oder Krankheitsbilder, unter denen die Epilepsie in den Anfällen zu Tage tritt, weit reicher und mannigfaltiger, als die griechischen Väter der Heilkunde ahnten. Es mußten mehr als tausend Jahre dahingehen, bis es allmählich gelang, sie aus der unendlichen Fülle mehr oder minder verwandter Krankheitsbilder abzuscheiden und ihre epileptische Natur richtig zu erkennen. Erst mit dem Siege des Humanismus über den blinden Autoritätsglauben und die Scholastik des Mittelalters lernten die Aerzte aufs neue die vergessene Kunst, die Dinge unbefangen, so wie sie in der Natur und nicht, wie sie in den Büchern und der Ueberlieferung geschildert werden, zu betrachten und zu beschreiben. Dazu kam unterstützend die Entdeckung neuer Erdteile, die den geistigen Horizont erweiterte und mit neuen Vorstellungen und Gedanken bereicherte. Die Erfindung der Buchdruckerkunst trug sie rasch durch die Länder. Ein starker Drang bemächtigte sich der abendländischen Menschheit, zu forschen, zu entdecken, zu erfinden. Die natürlichen Werkzeuge unsrer Sinne genügten ihr nicht mehr, sie schärfte sie durch künstliche: Teleskope, Mikroskope, feine Meßinstrumente und Wagen. So gelang es, weiter und tiefer in das Weltganze und die Einzelwesen einzudringen. Arm in Arm mit den Naturwissenschaften reinigte die Medizin ihren Wissensstand von überkommenen Irrtümern und schuf sich in hartem Ringen einen festen anatomischen und physiologischen Boden, ohne den sie nichts ist als ein wüster Tummelplatz dicksten Aberglaubens und frechsten Betrugs. Der Weg zur Wahrheit ist schwierig und voller Fallstricke; die Kunst, zu beobachten, lernt sich nicht leicht. Es hat bis tief in das 19. Jahrhundert hinein gewährt, ehe es gelang, die sehr mannigfaltigen Bilder, worunter die Epilepsie sich darstellt, in ihren Hauptformen zu erkennen; bis zur Ergründung des Wesens der Krankheit aber hat es noch weite Wege.

Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts schien es ein leichtes Unternehmen, die Epilepsie nach den Haupterscheinungen ihrer Anfälle zu definieren. Das große Handbuch der medizinischen Klinik von Canstatt,[1]) das den Stand

[1]) C. Canstatt, Handbuch der medizinischen Klinik, 2. Aufl. 1843, Bd. 3, Abt. 1, S. 347.

der inneren Heilkunde vor 50 Jahren getreu wiedergiebt, definierte 1843 die Epilepsie als eine Krankheit, bestehend „aus Paroxysmen vollständiger Unterbrechung des Bewußtseins und der Sinnesfunktionen mit Konvulsionen“. Diese summarische Beschreibung oder rein symptomatologische Begriffsbestimmung läßt an Präzision nichts zu wünschen übrig, sie war aber schon damals nicht ganz zutreffend und ist nach unsrer heutigen Auffassung der Epilepsie viel zu enge und lange nicht ausreichend. Die Epilepsie kurz zu definieren, wie es noch Canstatt gethan hat, ist ganz unmöglich geworden, und die neuesten und besten Monographen der Krankheit in Frankreich und England haben auf ihre Definition überhaupt so gut wie verzichtet. Férés[1]) Definition kann doch kaum als solche gelten, da die Epilepsie nichts sei, als „ein Symptomenkomplex aus verschiedenen Ursachen, ein Gemische von motorischen, sensoriellen, visceralen und psychischen Erscheinungen“. Gowers,[2]) einer der bedeutendsten Nervenärzte der Gegenwart, befindet sich offenbar in ähnlicher Verlegenheit wie sein französischer Kollege. Der Anlauf, den er zu einer Definition nimmt, geht fast mehr darauf aus, zu bestimmen, was die Epilepsie nicht ist, als was sie ist. Nur der Verfasser der neuesten deutschen Monographie, Prof. O. Binswanger[3]) in Jena, hält an dem alten Herkommen fest und giebt eine sehr durchdachte und zutreffende, aber lange Definition, die erst dann verständlich ist, wenn man sich mit den Gesamterscheinungen der Krankheit vertraut gemacht hat.

Mit diesen Erscheinungen den Leser bekannt zu machen, sei meine nächste Aufgabe.

III.

Die epileptischen Anfälle und die typischen im besonderen.

Wie die angeführte Definition von Canstatt lehrt, galten bis tief in das 19. Jahrhundert hinein die Konvulsionen für ein wesentliches Kennzeichen des epileptischen Anfalls, vorausgesetzt, daß die Krämpfe unter plötzlicher Aufhebung des Bewußtseins ausbrechen, auch rasch wieder enden mit Erschlaffung der Muskeln, und daß nach der Wiederkehr des Bewußtseins jede Erinnerung an die Vorgänge im Anfall fehlt. Nur Anfälle, die diesem klassischen Bilde entsprachen, durfte man unbedenklich als epileptische ansehen.

Eine fortgesetzte und genaue Beobachtung epileptischer Kranker erschütterte diese Anschauung und erwies sie als irrig. Bei denselben Individuen, die klassischen Anfällen unterworfen waren, beobachtete man auch anders geformte Anfälle, mitunter waren sie den klassischen lange vorausgegangen und wechselten

---

1) Ch. Féré, Die Epilepsie, übersetzt von P. Ebers, Leipzig 1896, S. 2—4.

2) W. R. Gowers, Handbuch der Nervenkrankheiten, übersetzt von Karl Grube, Bonn 1892, Bd. 3, S. 134 u. f.

3) O. Binswanger, Die Epilepsie (Bd. XII, T. 1, Abt. 1 der speziellen Pathologie und Therapie von H. Nothnagel), 1899, 4, S. 11. Nach ihm ist die Epilepsie eine Krankheit des Zentralnervensystems, die durch die verschiedensten Ursachen hervorgerufen wird. Ihre Symptome bestehen entweder in öfters wiederkehrenden Krampfanfällen mit Bewußtlosigkeit, oder in Teilerscheinungen dieser Anfälle, oder in psychischen Begleit- oder Folgeerscheinungen.

dann mit ihnen ab. Trotz mancher Verschiedenheit ihrer Bilder besaßen die beiden Formen verwandte Züge, die auf einen gemeinsamen Ursprung hinwiesen. Die Anfälle trafen nicht nur dieselbe Auswahl der Personen, sie stimmten auch vielfach überein in der Art ihres Eintritts, Verlaufs und Abschlusses und übten dieselbe tiefe und verderbliche Einwirkung auf die Grundfesten des geistigen Ichs aus. Daraufhin sah man sich gezwungen, neben der klassischen oder typischen Form der Anfälle davon abweichende, atypische Formen aufzustellen. Es giebt Anfälle dieser Klasse, die man als unausgebildete (rudimentäre) Formen den ausgebildeten typischen gegenüberstellen kann, und sie lassen sich in zwei Arten unterscheiden. Bei der einen wird das Bewußtsein vorübergehend völlig aufgehoben, aber die Krämpfe sind wenig ausgebildet und oft kaum angedeutet; bei der andern kommt es nur zu Symptomen einer sensorischen und motorischen Aura, und der Anfall endet, ehe das Bewußtsein schwindet. Verschieden von diesen beiden atypischen Formen ist eine dritte, die sich als seelischer Dämmerzustand darstellt. Das Bewußtsein wird hier in den Anfällen nicht völlig aufgehoben, sondern nur verdunkelt und getrübt. Es kommt nicht zu wirklichen Krämpfen, sondern zu Aeußerungen gestörter Seelenthätigkeit: Delirien, Wahnvorstellungen, Affektbewegungen und verkehrten Handlungen, die die Kranken häufig in Kollision mit den Strafgesetzen bringt. — Die Diagnose der atypischen Formen ist oft schwierig; ihre epileptische Natur wird häufig erst dann erkannt, wenn die Epilepsie ihre ungewohnte Maske ablegt und in dem gewohnten klassischen Gewande die Bühne betritt.

Indem ich zur Schilderung der Hauptformen epileptischer Anfälle übergehe und mit den großen, klassischen beginne, mag es unglaublich erscheinen, daß ihr Bestehen sich oft jahrelang der Kenntnis der Kranken selbst und ihrer Umgebung entzieht. Niemand ahnt, daß ein kräftig gebauter, vielleicht sogar geistig hervorragender Mann ab und zu von großen Anfällen heimgesucht wird, und er selbst weiß davon nichts, bis ein Zufall die Thatsache ans Licht bringt. Die Anfälle treten bei manchen Epileptischen nur nachts im Schlafe ein und bleiben lange verborgen, wenn der Kranke allein schläft. Ein auffallendes Röcheln lockt vielleicht einen Zimmernachbarn an sein Bett, worin er in furchtbaren Krämpfen mit schäumendem Munde und blau gedunsenem Gesichte das furchtbare Schauspiel des großen Anfalls darbietet. Am nächsten Morgen begreift der Erwachte, der keine Ahnung von seinem Leiden hat, nicht, warum er seine Glieder wie zerschlagen und den Kopf so wüst fühlt. Erst ein beigezogener Arzt, der an der Zunge eine frische Bißwunde konstatiert, belehrt ihn vielleicht über den Grund seines morgendlichen Uebelbefindens. — Die Franzosen erzählen einen in dieser Hinsicht lehrreichen Rechtsfall von einem Epileptiker, der seine Frau erschlagen hatte. Daß er an Epilepsie litt, entdeckten erst die Wärter, die ihn nachts im Gefängnisse bewachten.

Die großen Anfälle beginnen nicht immer sofort mit völliger Aufhebung des Bewußtseins, sie werden nicht selten durch ein flüchtiges Aurastadium eingeleitet, eine Erfahrung, die bereits, wie wir gehört haben, den griechischen Aerzten bekannt war.

Fehlt das Aurastadium, so stürzen die Kranken da, wo sie gerade stehen oder gehen, erblassend plötzlich zusammen, meist einen gellen Schrei ausstoßend, worauf die Krämpfe ausbrechen. Dabei können sie Schaden leiden, Wunden im Gesichte davontragen, indem sie in der Regel nach vorne auf den Boden niederstürzen, möglicherweise in Abgründe oder Flüsse fallen, Gliedmaßen brechen, verrenken oder das Leben einbüßen.

Leitet eine Aura den Anfall ein, so vermag der Kranke die Sinnesempfindungen oder Gefühle, die ihm von irgend welchen Organen zugehen, wahrzunehmen; er kann sie sogar, wenn sie nicht allzu flüchtig sind, vorsorglich zu seiner Sicherung im Anfalle verwerten und sich noch rechtzeitig in eine Lage bringen, wo der drohende Sturm über den empfindungs- und willenlosen Leib ohne Schaden hinweggeht. Andernfalls kann es geschehen, daß der Unglückliche in einer kleinen Pfütze, hilflos mit dem Gesicht ins Wasser getaucht, erstickt, oder im Zimmer am glühenden Ofen furchtbare Brandwunden erleidet.

Oft werden schon die Auragefühle von Muskelkrämpfen begleitet, die die gleichen Körpergebiete ergreifen, von wo die Gefühle ausströmen. Mitunter vermag der Befallene die Gefühle und Krämpfe in ihrem Laufe zu verfolgen. Er fühlt z. B., wie plötzlich ein kalter Hauch von einem Daumen aufwärts strömt, der Daumen starr wird, und er bemerkt dann erstaunt, daß der Daumen zu zucken beginnt, gleich nachher auch die Hand und bald der ganze Arm und die gleiche Gesichtshälfte. Erst jetzt schwindet mit einem Male die Besinnung, die ganze Körperhälfte und in der Regel auch die andre, nur minder heftig, wird von den Krämpfen ergriffen. So örtlich beschränkte Muskelkrämpfe, die der Aufhebung des Bewußtseins vorausgehen, hat man analog der *sensorischen Aura* als *motorische* bezeichnet.

Man darf diese *einleitenden* Aurasymptome, die ein erstes, wenn auch unbeständiges Stadium des großen Anfalls darstellen, nicht mit den *Vorboten* verwechseln, die ihm länger, oft viele Stunden lang, vorausgehen: halbseitiges Kopfweh, Eingenommenheit des Kopfes, gereizte Stimmung, Uebelkeit u. dgl.

Wenn die Anfälle ohne Aura beginnen, die Kranken plötzlich erblassen und mit einem gellenden Schrei niederstürzen, so muß man schon diese Erscheinungen auf unwillkürliche Muskelkontraktionen zurückführen. Das Erblassen beruht in einer Verengung der kleinsten Arterien, die der Haut das rote Blut liefern. Eine solche krampfhafte Verengung der kleinsten Arterien wurde auch im Innern des Augapfels an der Sehhaut mittels des Augenspiegels im Beginn der Anfälle nachgewiesen (Professor Knies in Freiburg). Und das Niederstürzen ist kein rein passiver Vorgang, der sich einzig aus der plötzlichen Aufhebung des Willens erklärte, da es so beständig nach vorn erfolgt; die Ferse wird durch die Kontraktion der Strecker des Fußes früher gehoben als die Fußspitze. Ebenso darf der Schrei nicht als ein Angstschrei der erschreckten Seele aufgefaßt werden, da noch kein einziger Epileptiker sich erinnert hat, daß er ihn ausstieß. Er ist das unbewußte Erzeugnis eines Krampfs der Stimm- und Atemmuskeln.

worauf wir bei Erörterung der epileptischen Reflexerscheinungen zurückkommen werden.

An diese Erscheinungen schließt sich bei den großen Anfällen die Erweiterung und Starre der Pupillen an, ein Symptom, das schon um deswillen wichtig ist, weil die Betrüger, die zur Erzielung von Mitleid und Almosen oft mit großem Geschick die Anfälle nachahmen, nicht im stande sind, die Pupillen gegen einfallendes Licht unempfindlich zu machen. Man kann es zu ihrer Entlarvung verwenden. Das grellste Licht bringt bei ausgebildeten Anfällen die Pupillen nicht zur Verengung, wohl aber bei dem Simulanten, er müßte sich denn Atropin ins Auge geträufelt haben. Dann aber besteht die Erweiterung nach dem simulierten Anfalle fort, während nach wirklichen Krämpfen die Beweglichkeit der Pupille wiederkehrt. Ihre Aufhebung im großen Anfall ist die Folge krampfhafter Vorgänge an den zarten Muskelgebilden im Augapfel, die die Bewegungen der Regenbogenhaut (Iris) vermitteln, wodurch das Sehloch in ihrer Mitte (die Pupille) je nach der Stärke des einfallenden Lichtes enger oder weiter wird.

Mit dem Schrei beginnt bereits die Behinderung der Atmung und des Kreislaufs infolge der krampfhaften Kontraktionen der Muskulatur der Atmungs- und Stimmorgane, wodurch es rasch zum Stillstand der Atmung und zum Verschlusse der Stimmritze kommt. Mit der wachsenden Sticknot wird der Blutlauf in Schädel und Gehirn mehr und mehr erschwert, das Gesicht gedunsen und blau.

Eine Streckung des ganzen Leibs samt den Gliedmaßen mit Steifwerden und Starre leitet die allgemeinen Krämpfe ein; dieses Stadium tonischen Krampfes währt 10 bis 20 Sekunden. Hierauf folgt das Stadium der klonischen Krämpfe, die dem Laien am meisten ins Auge fallen. Es ist eine Reihe stoßweise, ungefähr von Sekunde zu Sekunde einander folgender heftiger Zuckungen, bedingt durch abwechselnde Kontraktion der Beuger und Strecker des Leibs und der Gliedmaßen. Dabei gerät die Zunge häufig zwischen die Zähne, und ein blutiger Schleim entquillt dem Munde, auch das Gesicht wird durch Krämpfe verzerrt, und nicht selten öffnen sich die Pforten des Leibes zu unwillkürlichen Entleerungen. Nach einigen Minuten, nur selten überdauert diese Scene 10 bis 12, enden die klonischen Krämpfe mit einer Streckung von Leib und Gliedern, ähnlich wie sie mit einer solchen einsetzten. Mit einem tiefen Seufzer wird die Atmung frei, alle Muskeln erschlaffen, Gedunsenheit und blaue Farbe des Gesichtes weichen, aber das Bewußtsein kehrt in der Regel nur langsam zurück, es könnnen 10 bis 30 Minuten darüber hingehen, bis die volle Besinnung wieder erlangt ist. Diesen Zustand hat man als das Stadium des Stupors, der Betäubung bezeichnet. Es endet mit einem tiefen, oft stundenlangen Schlafe.

Nach dem Erwachen fehlt jede Erinnerung an die Vorgänge im Anfall bis zu dem Augenblicke zurück, wo das Bewußtsein schwand. Viele Stunden und selbst Tage lang nach dem Anfall bleibt das Gedächtnis mehr oder weniger geschwächt. Wiederholen sich die Anfälle rasch und oft, so leidet die Intelligenz

und ist angestrengter Arbeit nicht mehr gewachsen. Energische Personen, die unter solchen Umständen die Arbeit erzwingen wollen, laufen Gefahr, geistig gestört zu werden. — Ein hervorragender, von Jugend auf hie und da an epileptischen Anfällen leidender Jurist von kräftigem Körperbau wurde als Staatsanwalt infolge geistiger Ueberanstrengung häufiger davon heimgesucht. Mit Hilfe großer Gaben von Bromkalium versuchte er gesteigerte Aufgaben seines Amtes zu bewältigen, aber er geriet in wachsende Aufregung und mußte wegen ausgebrochener Manie ins Irrenhaus gebracht werden. In dessen ruhiger Abgeschiedenheit genas er nach einigen Wochen und erlangte wieder den Vollbesitz seiner geistigen Kräfte, so daß er bis zu seinem Tode, der in vorgerückten Jahren an einer akuten Krankheit erfolgte, trotz vereinzelter epileptischer Anfälle, hohe Richterstellen ausfüllen konnte. — Besonders verderblich für die Intelligenz sind ganze Anfallsketten ohne Pausen erlangten Bewußtseins, die durch viele Stunden, ja einen halben Tag und sogar einen ganzen Tag und länger sich erstrecken; die Pathologie bezeichnet sie als Status epilepticus.

So wenig als die Glieder einer großen Familie bei aller Aehnlichkeit sich völlig gleichen, stimmen die Bilder der typischen Anfälle bei verschiedenen Kranken und selbst bei demselben Kranken immer genau überein. Die Dauer der Anfälle und ihrer einzelnen Stadien, die Aurasymptome, die Stärke und Ausbreitung der Krämpfe, ihre Reihenfolge, der Wechsel von tonischen und klonischen, der seelische Zustand im Stadium des Stupors und nach dem Schlafe zeigen sehr große Verschiedenheiten. Mitunter hinterlassen die Krämpfe Lähmungen meist von kurzer Dauer. Ausnahmsweise treten keine wirklichen Krämpfe, sondern nur Zitter- und Schüttelbewegungen ein, wie im Fieberfroste, andre Male automatische Drehbewegungen des Leibes, wie nach gewissen Hirnverletzungen. Endlich kommen in komplizierten Fällen mit wirklichen Krämpfen untermischt allerlei Zwangsbewegungen vor, wobei die Muskeln geordnete Kontraktionen vollziehen, wie sie in der Jugend beim Greifen und Fassen, Gehen, Laufen und Tanzen eingeübt werden. Es sind Mittelformen zwischen den typischen und atypischen Anfällen.

IV.

Unausgebildete Anfälle.

Von den unausgebildeten epileptischen Anfällen sind am längsten diejenigen bekannt, die man nach ihrem auffälligsten Symptom, der plötzlichen Unterbrechung des Bewußtseins (absentia mentis) als epileptische Absenzen bezeichnet. Sie sind sehr häufig, namentlich bei Kindern, kommen jedoch auch bei Erwachsenen vor, und die Epilepsie kann sich monate- und jahrelang nur durch solche Absenzanfälle offenbaren. Die Franzosen nennen sie „petit mal“, kleines fallendes Weh, zum Unterschiede von dem großen, dem „grand mal“ oder „haut mal“. [1])

[1]) Kürzer als das Hochdeutsch könnte das Pfälzer Deutsch das petit mal und grand mal als kleine und große Krenk wiedergeben. „Krenk“ bedeutet dem Pfälzer, wie mal dem Franzosen, nicht jede beliebige Krankheit, sondern die schlimmste von allen, die „fallende“.

Sie werden oft lange verkannt und ihre Bedeutung unterschätzt, bis ein ausgebildeter Anfall den gefährlichen Feind, der sich dahinter verbirgt, auch den Augen des Laien verrät.

Das wesentliche Kennzeichen der epileptischen Absenzanfälle ist die plötzliche und sehr flüchtige, nur nach Augenblicken zählende, vollkommene Unterbrechung des Bewußtseins, das ebenso plötzlich wiederkehrt, ohne daß die Betroffenen selbst der Unterbrechung sich bewußt wären. Diese Anfälle stellen sich unvermutet ein und wiederholen sich gerne in kurzen Zwischenzeiten, ohne daß ein deutlicher Anlaß dafür vorliegt, wie bei den Ohnmachtanwandlungen, die durch Erschöpfung und Blutverluste herbeigeführt werden. Der Ausfall des Bewußtseins verrät sich der Umgebung, falls sie den Vorgang richtig beurteilt, aus der plötzlichen unmotivierten Einstellung irgendwelcher, gerade im Gange befindlichen Thätigkeit, die nach kurzer Unterbrechung ebenso unmotiviert wieder aufgenommen wird, als wenn nichts vorgefallen wäre. Wer schärfer zusieht, konstatiert im Anfall bald mehr, bald minder deutliche krampfhafte Bewegungen dieses oder jenes Muskelgebietes, die von Unerfahrenen leicht als Ungeschick oder Unart irrig gedeutet werden, namentlich bei Kindern, die am häufigsten dem „petit mal“ unterworfen sind. Mitten in der Unterhaltung stockt die Rede, der Kranke starrt ins Leere, und fährt nach einer kurzen Pause da fort, wo er die Rede abgebrochen hat. Oder ein Kind schneidet plötzlich mitten im Spiel, bei der Handarbeit oder bei Tisch ein Gesicht, schmatzt vielleicht mit den Lippen, verdreht die Augen und den Kopf, läßt das Spielzeug oder Strickzeug aus der Hand fallen, verschüttet die Suppe auf dem Weg zum Mund aus dem Löffel, schleudert auch wohl den Löffel, die Gabel aus der Hand. Ebenso plötzlich kehrt das Bewußtsein zurück, das Kind will zu spielen, zu stricken, zu essen fortfahren, vermißt die Gegenstände, die es noch eben in der Hand hielt, wird verdrießlich, zürnt auch wohl und meint, man habe sie ihm weggenommen, beruhigt sich jedoch rasch, sobald es wieder in ihren Besitz gelangt, und beginnt aufs neue zu spielen, zu arbeiten, zu speisen. Daß dem vermeintlichen Ungeschick oder der vermeintlichen Unart solcher Kranker Muskelkrämpfe zu Grunde liegen, hat Féré durch einfache Versuche nachgewiesen.

Bei Erwachsenen können sich ärgerliche Scenen ereignen, die die Würde des Amtes verletzen, das sie bekleiden, des Richterstandes, des Priestertums, dem sie angehören. Mitten in der richterlichen Verhandlung, am Altar, auf der Kanzel versagt die Sprache, wird der Kopf verdreht, macht das Gesicht Grimassen. Das Publikum, die Gemeinde sind erstaunt, beunruhigt, da kommt die Rede wieder, das Gesicht gewinnt wieder seinen würdigen Ausdruck, die Verhandlung, die Predigt wird richtig zu Ende geführt.

Die Verwünschung: „Kriech die Krenk!“ ist dem Pfälzer zur Interjektion geworden. Er richtet sie an Freund und Feind, an die Bringer erfreulicher und betrübender Nachrichten, wenn er in Aufregung gerät, ohne sich der eigentlichen Bedeutung des Ausrufs bewußt zu werden.

Wenn diese kleinen Anfälle sich rasch und häufig wiederholen, wie es so oft geschieht, selbst zwanzigmal und öfter an einem Tage, so untergraben sie die Intelligenz nicht minder sicher wie die großen, häufig wiederkehrenden Anfälle. Dies zeichnet sie in bedenklicher Weise aus vor den krampfhaften Bewegungen beim kleinen Veitstanz, die gleichfalls von unerfahrenen Eltern und Lehrern nicht selten für Unart gehalten und durch Züchtigung verschlimmert werden. Auch charakterisiert diese tiefe, verderbliche Einwirkung auf die Grundlagen der Intelligenz, das Gedächtnis und die Gabe der geistigen Auffassung (Apperception), die Epilepsie gegenüber der Hysterie, welche kleine und große Krampfanfälle wie sie erzeugt. Das Bewußtsein wird bei der Hysterie nur ausnahmsweise so plötzlich und gänzlich verdunkelt, und auch große und häufige Anfälle schädigen die Wurzeln der Psyche nicht so tief in die feinsten Fasern hinab. Die Diagnose zwischen Hysterie und Epilepsie ist jedoch nicht immer leicht, zumal da sich beide Zustände verbinden können. Es ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen, welcher Mittel sich der Arzt bedient, hysterische und epileptische Anfälle zu unterscheiden. Trousseau, einer der größten Aerzte aller Zeiten, hat diese Aufgabe vorbildlich gelöst.[1])

Man bezeichnet die eben beschriebenen kleinen Anfälle auch als epileptischen Schwindel (vertige épileptique), doch sollte man diesen Namen nur solchen erteilen, die sich durch Schwindelgefühle und Schwindelbewegungen auszeichnen und unter diesen Erscheinungen als kleine, flüchtige Anfälle verlaufen, oder mit völligem Schwinden des Bewußtseins und typischen Krämpfen enden, somit die Gestalt von großen, ausgebildeten annehmen.

Ein ganz andres Gepräge als die epileptischen Absenzen trägt eine Klasse von unausgebildeten, flüchtigen Anfällen, die erst im Laufe der letzten 50 Jahre, hauptsächlich auf Grund der klinischen Beobachtungen eines scharfsinnigen englischen Arztes, Hughlings Jackson, genauer beschrieben und bekannt geworden sind. Die Anfälle setzen sich aus sehr mannigfaltigen sensorischen und motorischen Reizungserscheinungen, bestimmten Empfindungen dieses oder jenes Sinnesnerven oder Gefühlen dieses oder jenes Leibesorgans und aus krampfhaften Bewegungen dieses oder jenes Muskelgebietes zusammen, wobei das Bewußtsein erhalten bleibt, so daß die Kranken selbst ihre Anfälle wahrnehmen und mitunter genau beschreiben können. Man sieht, es sind dieselben Gruppierungen sensorischer und motorischer Erscheinungen, wie sie als Aurasymptome viele große Anfälle einleiten, und in der That sind sie nichts andres als Anfälle, die mit dem Aurastadium abschneiden. Man könnte sie kurz und zutreffend als epileptische Auraanfälle bezeichnen. Es giebt Anfälle von Gesichtsschmerz, Migräne, Funkensehen mit Zuckungen am Gesichte, von Heißhunger, mit Uebelkeit und Erbrechen endigend, von Asthma mit Krampf der Atemmuskeln, Neuralgien der Arme und Beine mit Zuckungen des betreffenden Gliedes u. s. w., die die Bedeutung epileptischer Anfälle haben. Während aber der epileptische Charakter

[1]) A. Trousseau, Medizinische Klinik des Hôtel Dieu in Paris. Nach der 2. Auflage deutsch bearbeitet von Culmann. 2. Band 1868, Seite 97 u. f.

der Absenzanfälle auf die Dauer kaum unerkannt bleiben kann, auch wenn es zu keinen ausgebildeten Anfällen kommt, ist die epileptische Natur dieser Auraanfälle erst dann erwiesen, wenn sie in ausgebildete übergehen. Es kann dann geschehen, daß derselbe Kranke bald nur von kleinen Anfällen des Auragepräges, bald von großen klassischen Anfällen heimgesucht wird.

Wie Empfindungen und Bewegungen durch die eigentümliche Erregung des Nervensystems, die den epileptischen Anfällen zu Grunde liegt, ausgelöst werden, so auch Absonderungen (Sekretionen) der Drüsensäfte, die der Organismus in Gestalt von Speichel, Schweiß, Verdauungssäften, Harn u. s. w. liefert. Die mikroskopischen Laboratorien der Drüsenzellen, die sie bereiten, stehen unter dem Einfluß der Nerven; das Speicheln beim Anblick leckerer Speisen, der Angstschweiß des armen Sünders und der Durchfall des Rekruten im Feuer des ersten Gefechts sind bekannte Thatsachen. Reichliche Ausscheidungen von Speichel, halbseitige oder allgemeine Schweiße, Entleerungen nach unten oder oben beobachtet man mitunter schon im Aurastadium, häufiger im weiteren Verlauf epileptischer Anfälle. Man hat sich überzeugt, daß solche abnorme Sekretionen ausnahmsweise als selbständige Aeußerungen epileptischer Erregung zwischen ausgeprägten Anfällen vorkommen: sekretorische Anfälle.

V.

Epileptische Dämmerzustände.

Unter physiologischen und pathologischen Umständen kann das Bewußtsein so verdunkelt werden, daß es zu einer richtigen Wahrnehmung und Auffassung der Erscheinungen mehr oder minder unfähig wird; trübe Bilder erwecken irrige Vorstellungen und Gefühle, die zu Abwehrbewegungen, Affektausbrüchen und verkehrten Handlungen treiben. Wir sprechen dann von seelischen Dämmerzuständen.

Im Schlafe finden Verdunklungen des Bewußtseins statt, die sehr verschiedene Grade, vom Halbschlummer und sogenannten Traumwachen bis zum tiefsten, totenähnlichen Schlafe, erreichen. Lebhafte, leicht erregbare Personen, solche zumal, die schwere Kämpfe um das Dasein führen, reden, streiten und lärmen im Schlafe, zerwühlen das Bett und erfahren morgens staunend von ihren Zimmernachbarn, daß sie diese um Ruhe und Schlaf in der ganzen Nacht gebracht haben. Auch manche Formen leichten Nachtwandelns, wie sie nicht selten bei jungen Leuten beobachtet werden, fallen noch in die physiologische Breite. Sie richten sich im Schlafe auf, verlassen das Bett, schreiten durchs Zimmer, geben auf Zuruf sogar verständliche oder unverständliche Antwort und kehren ins Bett zurück, ohne am nächsten Morgen Kenntnis des Vorgangs zu haben.

Auch im tiefen Schlafe ist die Wahrnehmung für hinreichend starke Eindrücke nicht ganz aufgehoben, aber es fehlt an der richtigen Deutung, und die Träume und Bewegungen, die sie bewirken, hinterlassen keine Erinnerung. Ich schlief so fest in meiner Jugend, daß ich mich noch als Student mehrmals morgens beim Erwachen vor dem Bette auf dem Stubenboden statt im Bette liegend fand,

ohne mich eines Traumes oder des Falls auf den Boden zu erinnern. Auch versuchte mich in einer Nacht bei vermeinter Feuergefahr die ganze Familie durch Zuruf und Rütteln vergebens zu erwecken, selbst einige wohlgezielte Wangenstreiche führten nicht zum Ziele. Man mußte mich hoffnungslos meinem Schicksal überlassen. Und doch brachte es ein andres Mal ein Schuhnagel, den man mir ins Bett praktiziert hatte, fertig, daß ich mich eine halbe Nacht hindurch im Traum abmühte, einen Gegner im Duell auf Stoßdegen kampfunfähig zu machen. Kam ich auf die Spitze des Nagels zu liegen, so erhielt ich einen Stich in die Seite, ich wendete mich auf die andre und bohrte nun den Degen dem Gegner in die Brust, aber bald gewann er wieder die Oberhand, weil ich in die alte Lage zurückgekehrt war. Endlich brachte mich ein äußerst schmerzhafter Stich zum Erwachen, ich griff an die verletzte Stelle und entdeckte den Nagel. Solche Erfahrungen machen es begreiflich, daß auch in krankhaften Zuständen tiefer Verdunklung des Bewußtseins starke sinnliche Eindrücke Traumbilder und Wahnvorstellungen erzeugen können.

Der Uebergang vom Schlafe zum wachen Zustande erfolgt nicht immer mit einem Schlage, sondern häufig allmählich, wie die Nacht sachte zum Tag andämmert. Bei Kindern spielen sehr oft lebhafte Traumbilder in die Zeit des Erwachens hinein. So sah ich ein kleines Mädchen morgens, eben erwacht, hurtig das Bett verlassen und vor die Thür eilen, um eine Puppe zu holen, die ihm das Christkind im Traume in den Hausgang beschert hatte. Betrübt kehrte es mit leeren Händchen ins Bett zurück. — Reizbare Kinder erwachen aus alpartigen Träumen in Todesangst, sehen drohende Gestalten und lassen sich nur schwer beruhigen. Andre schlagen, zur Unzeit aufgeweckt, schlaftrunken um sich. Auch Erwachsene halten mitunter in der Schlaftrunkenheit, wenn sie, aufgerüttelt, nicht zu sich kommen, die ermunternden Freunde für Feinde oder Räuber, packen sie an der Kehle und schlagen mit Fäusten auf sie ein.[1])

Plötzlich eintretende und rasch vorübergehende pathologische Dämmerzustände wurden von den Irrenärzten als transitorisches Irresein, transitorische Verwirrtheit und Tobsucht beschrieben, ehe es sich herausstellte, daß solche Anfälle häufig epileptischer Natur sind; sie wurden dann gern, wenn sie sehr flüchtig verliefen, in der Rubrik des petit mal und vertige épileptique untergebracht. Sie können jedoch auch aus plötzlichen Störungen des Kreislaufs, wodurch die genügende Versorgung des Gehirns mit Blut notleidet, und aus Erschöpfungszuständen hervorgehen, ohne daß Epilepsie bereits zu Grunde liegt; immerhin kann sich diese im Laufe der Zeit daraus entwickeln.

Einen solchen Anfall transitorischer Verwirrtheit, der sich aus einer plötzlichen Unordnung im Kreislaufe erklären läßt, erlebte ich als Dozent in Heidelberg bei einem Studiosus juris, der an einem Klappenfehler des Herzens litt. Er hatte sich mit zwei Freunden bei einem meiner Schüler, der ganz in meiner Nähe

---

[1]) Beispiele bei P. Jessen, Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie. Berlin 1855, S. 683 u. f.

wohnte, an einem Sonntagnachmittag zu Whist und Kaffee zusammengefunden. Mitten im Spiel erhob er sich unerwartet plötzlich, blickte verstört und starr vor sich hin und murmelte: „Ich muß etwas thun, ich muß etwas thun.“ Die Freunde versuchten vergeblich, ihn zu sich zu bringen, und mein Schüler eilte fort, um mich zu holen. Ich ging sogleich mit ihm. Bei unsrer Ankunft war die Verwirrung bereits gewichen, aber das Herz schlug noch äußerst unordentlich, und der kleine Puls setzte häufig aus. Der Kranke hatte noch nie an solchen Anfällen gelitten, blieb auch, solange er noch in Heidelberg verweilte, davon verschont. An Epilepsie litt er nicht. Der starke Kaffee hatte ihn sehr aufgeregt, plötzlich befiel ihn mitten im Spiel eine große Angst mit der Anwandlung, durch Dreinschlagen einer drohenden Gefahr zu entgehen. Die Angst war geschwunden, ein Gefühl von Beengung bestand noch fort. Der Kaffee hatte das kranke Herz stark erregt, seine Thätigkeit in Unordnung und dadurch die Verrichtungen des Gehirns in Verwirrung gebracht.

Anfälle von vorübergehender Verdunklung des Bewußtseins flößen den Verdacht epileptischen Ursprungs ein, wenn keine andre zu ihrer Erklärung ausreichende Ursache dafür nachzuweisen ist, wenn sie keine Spur von Erinnerung zurücklassen, wenn sie von Zeit zu Zeit in ähnlicher Gestalt wiederkehren, der Kranke mit der Anlage zu Epilepsie oder schweren Nervenkrankheiten überhaupt erblich belastet ist, und der Verdacht steigert sich zur Gewißheit, wenn ausgebildete epileptische Anfälle sich dazu gesellen.

Ein merkwürdiges Beispiel von epileptischen Dämmerzuständen sei Trousseaus Clinique médicale de l'hôtel-Dieu entlehnt,[1]) dieser Schatzgrube reichster ärztlicher Erfahrung:

Einer seiner Freunde war Gerichtspräsident in der Provinz, ein Mann von großer Intelligenz, aber in seiner Familie war mehrmals Wahnsinn vorgekommen, und seine Schwester war geisteskrank. Er selbst litt an Nervenstörungen, ohne je einen großen Anfall gehabt zu haben. Eines Tages erhob er sich mitten in der Sitzung, murmelte unverständliche Worte, ging in das Beratungszimmer, urinierte und kehrte nach einigen Sekunden zurück, ohne zu wissen, was er gethan hatte. Seine Ideen blieben danach einige Minuten verwirrt. Dieser Vorgang wiederholte sich; Trousseau riet ihm, sein Amt niederzulegen, er konnte sich aber dazu erst entschließen, nachdem es zu einem Skandal in der Sitzung gekommen war. Er war von seinem Sitz aufgestanden, hatte einige Schritte im Saale gemacht, an die Anwesenden einige unzusammenhängende Worte gerichtet, war dann wieder auf seinen Platz zurückgegangen und fuhr ohne weitere Störung fort, die Verhandlungen zu leiten. Nachdem ihn die Richter von diesem Vorgang in Kenntnis gesetzt hatten, begriff er jetzt, daß seine Urteile Gefahr liefen, für ungültig erklärt zu werden, wenn die verurteilten Parteien ihre Kassation beantragten, weil er zur Zeit ihrer Fällung nicht bei klarem Verstande gewesen sei. Er nahm seine Entlassung und zog nach Paris, wo er sich mit großem

---

[1]) Uebersetzt von Culmann, Bd. 2, S. 64.

Eifer geschichtlichen Arbeiten widmete und Mitglied einer Gesellschaft wurde, die im Hôtel de Ville zusammenkam. Eines Tages stand er mitten in der Verhandlung auf, ging hinaus, die Treppe hinab und, allen Hindernissen, Wagen und Fußgängern mit Sicherheit ausweichend, auf das Quai de Gesvres, wo er ohne Hut und Mantel Wind und Wetter ausgesetzt war. Er kommt zur Besinnung, wundert sich, hier zu stehen, kehrt in die Gesellschaft zurück und nimmt wieder teil an der Verhandlung mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn, seinem Feuer und seiner Gelehrsamkeit.

Wenn dieser Kranke las, hielt er plötzlich inne und wiederholte dann mit großer Geschwindigkeit den letzten Vers oder das letzte Satzglied, bei dem er stehen geblieben war. Sein Gesicht bekam dann einen fremdartigen Ausdruck, aber beinahe unmittelbar darauf nahm er wieder sein Buch zur Hand und fuhr fort zu lesen.

Trousseau bemerkt, daß sein Freund an großen Anfällen nicht gelitten habe. Wenn er trotzdem die Diagnose seines Leidens auf Epilepsie stellte, so berechtigte ihn dazu die häufige Wiederkehr der Anfälle ohne irgend nachweisbare andre Ursache und ihr ganzes Gepräge. Er bezeichnete sie als vertige épileptique, aber eigentliche Schwindelerscheinungen sind nicht notiert, und um reine Absenzanfälle handelte es sich auch nicht. Mit Recht vergleicht Trousseau das Verhalten des Kranken bei dem Anfall im Hôtel-Dieu, wo er bei dem Gang zum Quai de Gesvres anscheinend unbewußt allen Hindernissen sicher auswich, dem Nachtwandeln. Der Somnambulismus ist ein Dämmerzustand, der die sichere Ausführung geordneter Bewegungen gestattet, die wir in der Jugend durch lange Uebung erlernen und die dann wie automatische ablaufen, nicht bloß auf das Geheiß des Willens, sondern unter bestimmten Bedingungen auch auf einfache Traumvorstellungen hin. Doch geht es dabei nicht immer ohne Unfälle ab.[1])

Es wurde bereits der Epilepsia procursiva gedacht, in deren Anfällen sinnlose Laufbewegungen gewissermaßen die Stelle der tonischen und klonischen Krämpfe der typischen Anfälle einnehmen, „Aequivalente“ der Krämpfe sind. Man hat sie namentlich bei Kindern beobachtet. Unter plötzlicher Benommenheit des Bewußtseins wird das Gesicht starr, die Empfindung ist nicht ganz aufgehoben, die Befallenen stoßen mitunter einen Schrei aus und beginnen zu rennen, als wollten sie einer Gefahr entfliehen; sie laufen, bis sie auf einen Widerstand stoßen oder von selbst niederstürzen; erwacht, schauen sie erstaunt umher und wissen nicht, was geschehen. Ein Angstgefühl, die dunkle Vorstellung einer drohenden Gefahr scheint die Kranken in den Anfällen zum Entfliehen, zum Laufen anzutreiben. Sie erinnern an die ihres Großhirns beraubten Ratten des Physiologen Vulpian, die davonrannten, als sie Geräusche hörten, die das Nahen einer Katze verkündeten.

---

[1]) Hughlings Jackson berichtet von einem Kranken, der an ähnlichen Anfällen litt. Einmal warf ihn ein Omnibus zur Seite, in einem andern Anfall geriet er schier in die Themse.

worauf wir bei Erörterung der epileptischen Reflexerscheinungen zurückkommen werden.

An diese Erscheinungen schließt sich bei den großen Anfällen die Erweiterung und Starre der Pupillen an, ein Symptom, das schon um deswillen wichtig ist, weil die Betrüger, die zur Erzielung von Mitleid und Almosen oft mit großem Geschick die Anfälle nachahmen, nicht im stande sind, die Pupillen gegen einfallendes Licht unempfindlich zu machen. Man kann es zu ihrer Entlarvung verwenden. Das grellste Licht bringt bei ausgebildeten Anfällen die Pupillen nicht zur Verengung, wohl aber bei dem Simulanten, er müßte sich denn Atropin ins Auge geträufelt haben. Dann aber besteht die Erweiterung nach dem simulierten Anfalle fort, während nach wirklichen Krämpfen die Beweglichkeit der Pupille wiederkehrt. Ihre Aufhebung im großen Anfall ist die Folge krampfhafter Vorgänge an den zarten Muskelgebilden im Augapfel, die die Bewegungen der Regenbogenhaut (Iris) vermitteln, wodurch das Sehloch in ihrer Mitte (die Pupille) je nach der Stärke des einfallenden Lichtes enger oder weiter wird.

Mit dem Schrei beginnt bereits die Behinderung der Atmung und des Kreislaufs infolge der krampfhaften Kontraktionen der Muskulatur der Atmungs- und Stimmorgane, wodurch es rasch zum Stillstand der Atmung und zum Verschlusse der Stimmritze kommt. Mit der wachsenden Sticknot wird der Blutlauf in Schädel und Gehirn mehr und mehr erschwert, das Gesicht gedunsen und blau.

Eine Streckung des ganzen Leibs samt den Gliedmaßen mit Steifwerden und Starre leitet die allgemeinen Krämpfe ein; dieses Stadium *tonischen* Krampfes währt 10 bis 20 Sekunden. Hierauf folgt das Stadium der *klonischen* Krämpfe, die dem Laien am meisten ins Auge fallen. Es ist eine Reihe stoßweise, ungefähr von Sekunde zu Sekunde einander folgender heftiger Zuckungen, bedingt durch abwechselnde Kontraktion der Beuger und Strecker des Leibs und der Gliedmaßen. Dabei gerät die Zunge häufig zwischen die Zähne, und ein blutiger Schleim entquillt dem Munde, auch das Gesicht wird durch Krämpfe verzerrt, und nicht selten öffnen sich die Pforten des Leibes zu unwillkürlichen Entleerungen. Nach einigen Minuten, nur selten überdauert diese Scene 10 bis 12, enden die klonischen Krämpfe mit einer Streckung von Leib und Gliedern, ähnlich wie sie mit einer solchen einsetzten. Mit einem tiefen Seufzer wird die Atmung frei, alle Muskeln erschlaffen, Gedunsenheit und blaue Farbe des Gesichtes weichen, aber das Bewußtsein kehrt in der Regel nur langsam zurück, es können 10 bis 30 Minuten darüber hingehen, bis die volle Besinnung wieder erlangt ist. Diesen Zustand hat man als das Stadium des *Stupors*, der Betäubung bezeichnet. Es endet mit einem tiefen, oft stundenlangen *Schlafe*.

Nach dem Erwachen fehlt jede Erinnerung an die Vorgänge im Anfall bis zu dem Augenblicke zurück, wo das Bewußtsein schwand. Viele Stunden und selbst Tage lang nach dem Anfall bleibt das Gedächtnis mehr oder weniger geschwächt. Wiederholen sich die Anfälle rasch und oft, so leidet die Intelligenz

und ist angestrengter Arbeit nicht mehr gewachsen. Energische Personen, die unter solchen Umständen die Arbeit erzwingen wollen, laufen Gefahr, geistig gestört zu werden. — Ein hervorragender, von Jugend auf hie und da an epileptischen Anfällen leidender Jurist von kräftigem Körperbau wurde als Staatsanwalt infolge geistiger Ueberanstrengung häufiger davon heimgesucht. Mit Hilfe großer Gaben von Bromkalium versuchte er gesteigerte Aufgaben seines Amtes zu bewältigen, aber er geriet in wachsende Aufregung und mußte wegen ausgebrochener Manie ins Irrenhaus gebracht werden. In dessen ruhiger Abgeschiedenheit genas er nach einigen Wochen und erlangte wieder den Vollbesitz seiner geistigen Kräfte, so daß er bis zu seinem Tode, der in vorgerückten Jahren an einer akuten Krankheit erfolgte, trotz vereinzelter epileptischer Anfälle, hohe Richterstellen ausfüllen konnte. — Besonders verderblich für die Intelligenz sind ganze Anfallsketten ohne Pausen erlangten Bewußtseins, die durch viele Stunden, ja einen halben Tag und sogar einen ganzen Tag und länger sich erstrecken; die Pathologie bezeichnet sie als Status epilepticus.

So wenig als die Glieder einer großen Familie bei aller Aehnlichkeit sich völlig gleichen, stimmen die Bilder der typischen Anfälle bei verschiedenen Kranken und selbst bei demselben Kranken immer genau überein. Die Dauer der Anfälle und ihrer einzelnen Stadien, die Aurasymptome, die Stärke und Ausbreitung der Krämpfe, ihre Reihenfolge, der Wechsel von tonischen und klonischen, der seelische Zustand im Stadium des Stupors und nach dem Schlafe zeigen sehr große Verschiedenheiten. Mitunter hinterlassen die Krämpfe Lähmungen meist von kurzer Dauer. Ausnahmsweise treten keine wirklichen Krämpfe, sondern nur Zitter- und Schüttelbewegungen ein, wie im Fieberfroste, andre Male automatische Drehbewegungen des Leibes, wie nach gewissen Hirnverletzungen. Endlich kommen in komplizierten Fällen mit wirklichen Krämpfen untermischt allerlei Zwangsbewegungen vor, wobei die Muskeln geordnete Kontraktionen vollziehen, wie sie in der Jugend beim Greifen und Fassen, Gehen, Laufen und Tanzen eingeübt werden. Es sind Mittelformen zwischen den typischen und atypischen Anfällen.

IV.

Unausgebildete Anfälle.

Von den unausgebildeten epileptischen Anfällen sind am längsten diejenigen bekannt, die man nach ihrem auffälligsten Symptom, der plötzlichen Unterbrechung des Bewußtseins (absentia mentis) als epileptische Absenzen bezeichnet. Sie sind sehr häufig, namentlich bei Kindern, kommen jedoch auch bei Erwachsenen vor, und die Epilepsie kann sich monate- und jahrelang nur durch solche Absenzanfälle offenbaren. Die Franzosen nennen sie „petit mal“, kleines fallendes Weh, zum Unterschiede von dem großen, dem „grand mal“ oder „haut mal“.[1]

[1] Kürzer als das Hochdeutsch könnte das Pfälzer Deutsch das petit mal und grand mal als kleine und große Krenk wiedergeben. „Krenk“ bedeutet dem Pfälzer, wie mal dem Franzosen, nicht jede beliebige Krankheit, sondern die schlimmste von allen, die „fallende“.

Sie werden oft lange verkannt und ihre Bedeutung unterschätzt, bis ein ausgebildeter Anfall den gefährlichen Feind, der sich dahinter verbirgt, auch den Augen des Laien verrät.

Das wesentliche Kennzeichen der epileptischen Absenzanfälle ist die plötzliche und sehr flüchtige, nur nach Augenblicken zählende, vollkommene Unterbrechung des Bewußtseins, das ebenso plötzlich wiederkehrt, ohne daß die Betroffenen selbst der Unterbrechung sich bewußt wären. Diese Anfälle stellen sich unvermutet ein und wiederholen sich gerne in kurzen Zwischenzeiten, ohne daß ein deutlicher Anlaß dafür vorliegt, wie bei den Ohnmachtanwandlungen, die durch Erschöpfung und Blutverluste herbeigeführt werden. Der Ausfall des Bewußtseins verrät sich der Umgebung, falls sie den Vorgang richtig beurteilt, aus der plötzlichen unmotivierten Einstellung irgendwelcher, gerade im Gange befindlichen Thätigkeit, die nach kurzer Unterbrechung ebenso unmotiviert wieder aufgenommen wird, als wenn nichts vorgefallen wäre. Wer schärfer zusieht, konstatiert im Anfall bald mehr, bald minder deutliche krampfhafte Bewegungen dieses oder jenes Muskelgebietes, die von Unerfahrenen leicht als Ungeschick oder Unart irrig gedeutet werden, namentlich bei Kindern, die am häufigsten dem „petit mal“ unterworfen sind. Mitten in der Unterhaltung stockt die Rede, der Kranke starrt ins Leere, und fährt nach einer kurzen Pause da fort, wo er die Rede abgebrochen hat. Oder ein Kind schneidet plötzlich mitten im Spiel, bei der Handarbeit oder bei Tisch ein Gesicht, schmatzt vielleicht mit den Lippen, verdreht die Augen und den Kopf, läßt das Spielzeug oder Strickzeug aus der Hand fallen, verschüttet die Suppe auf dem Weg zum Mund aus dem Löffel, schleudert auch wohl den Löffel, die Gabel aus der Hand. Ebenso plötzlich kehrt das Bewußtsein zurück, das Kind will zu spielen, zu stricken, zu essen fortfahren, vermißt die Gegenstände, die es noch eben in der Hand hielt, wird verdrießlich, zürnt auch wohl und meint, man habe sie ihm weggenommen, beruhigt sich jedoch rasch, sobald es wieder in ihren Besitz gelangt, und beginnt aufs neue zu spielen, zu arbeiten, zu speisen. Daß dem vermeintlichen Ungeschick oder der vermeintlichen Unart solcher Kranker Muskelkrämpfe zu Grunde liegen, hat Féré durch einfache Versuche nachgewiesen.

Bei Erwachsenen können sich ärgerliche Scenen ereignen, die die Würde des Amtes verletzen, das sie bekleiden, des Richterstandes, des Priestertums, dem sie angehören. Mitten in der richterlichen Verhandlung, am Altar, auf der Kanzel versagt die Sprache, wird der Kopf verdreht, macht das Gesicht Grimassen. Das Publikum, die Gemeinde sind erstaunt, beunruhigt, da kommt die Rede wieder, das Gesicht gewinnt wieder seinen würdigen Ausdruck, die Verhandlung, die Predigt wird richtig zu Ende geführt.

Die Verwünschung: „Kriech die Krenk!“ ist dem Pfälzer zur Interjektion geworden. Er richtet sie an Freund und Feind, an die Bringer erfreulicher und betrübender Nachrichten, wenn er in Aufregung gerät, ohne sich der eigentlichen Bedeutung des Ausrufs bewußt zu werden.

Wenn diese kleinen Anfälle sich rasch und häufig wiederholen, wie es so oft geschieht, selbst zwanzigmal und öfter an einem Tage, so untergraben sie die Intelligenz nicht minder sicher wie die großen, häufig wiederkehrenden Anfälle. Dies zeichnet sie in bedenklicher Weise aus vor den krampfhaften Bewegungen beim kleinen Veitstanz, die gleichfalls von unerfahrenen Eltern und Lehrern nicht selten für Unart gehalten und durch Züchtigung verschlimmert werden. Auch charakterisiert diese tiefe, verderbliche Einwirkung auf die Grundlagen der Intelligenz, das Gedächtnis und die Gabe der geistigen Auffassung (Apperception), die Epilepsie gegenüber der Hysterie, welche kleine und große Krampfanfälle wie sie erzeugt. Das Bewußtsein wird bei der Hysterie nur ausnahmsweise so plötzlich und gänzlich verdunkelt, und auch große und häufige Anfälle schädigen die Wurzeln der Psyche nicht so tief in die feinsten Fasern hinab. Die Diagnose zwischen Hysterie und Epilepsie ist jedoch nicht immer leicht, zumal da sich beide Zustände verbinden können. Es ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen, welcher Mittel sich der Arzt bedient, hysterische und epileptische Anfälle zu unterscheiden. Trousseau, einer der größten Aerzte aller Zeiten, hat diese Aufgabe vorbildlich gelöst.[1])

Man bezeichnet die eben beschriebenen kleinen Anfälle auch als epileptischen Schwindel (vertige épileptique), doch sollte man diesen Namen nur solchen erteilen, die sich durch Schwindelgefühle und Schwindelbewegungen auszeichnen und unter diesen Erscheinungen als kleine, flüchtige Anfälle verlaufen, oder mit völligem Schwinden des Bewußtseins und typischen Krämpfen enden, somit die Gestalt von großen, ausgebildeten annehmen.

Ein ganz andres Gepräge als die epileptischen Absenzen trägt eine Klasse von unausgebildeten, flüchtigen Anfällen, die erst im Laufe der letzten 50 Jahre, hauptsächlich auf Grund der klinischen Beobachtungen eines scharfsinnigen englischen Arztes, Hughlings Jackson, genauer beschrieben und bekannt geworden sind. Die Anfälle setzen sich aus sehr mannigfaltigen sensorischen und motorischen Reizungserscheinungen, bestimmten Empfindungen dieses oder jenes Sinnesnerven oder Gefühlen dieses oder jenes Leibesorgans und aus krampfhaften Bewegungen dieses oder jenes Muskelgebietes zusammen, wobei das Bewußtsein erhalten bleibt, so daß die Kranken selbst ihre Anfälle wahrnehmen und mitunter genau beschreiben können. Man sieht, es sind dieselben Gruppierungen sensorischer und motorischer Erscheinungen, wie sie als Aurasymptome viele große Anfälle einleiten, und in der That sind sie nichts andres als Anfälle, die mit dem Aurastadium abschneiden. Man könnte sie kurz und zutreffend als epileptische Auraanfälle bezeichnen. Es giebt Anfälle von Gesichtsschmerz, Migräne, Funkensehen mit Zuckungen am Gesichte, von Heißhunger, mit Uebelkeit und Erbrechen endigend, von Asthma mit Krampf der Atemmuskeln, Neuralgien der Arme und Beine mit Zuckungen des betreffenden Gliedes u. s. w., die die Bedeutung epileptischer Anfälle haben. Während aber der epileptische Charakter

---

[1]) A. Trousseau, Medizinische Klinik des Hôtel Dieu in Paris. Nach der 2. Auflage deutsch bearbeitet von Culmann. 2. Band 1868, Seite 97 u. f.

der Absenzanfälle auf die Dauer kaum unerkannt bleiben kann, auch wenn es zu keinen ausgebildeten Anfällen kommt, ist die epileptische Natur dieser Auraanfälle erst dann erwiesen, wenn sie in ausgebildete übergehen. Es kann dann geschehen, daß derselbe Kranke bald nur von kleinen Anfällen des Auragepräges, bald von großen klassischen Anfällen heimgesucht wird.

Wie Empfindungen und Bewegungen durch die eigentümliche Erregung des Nervensystems, die den epileptischen Anfällen zu Grunde liegt, ausgelöst werden, so auch Absonderungen (Sekretionen) der Drüsensäfte, die der Organismus in Gestalt von Speichel, Schweiß, Verdauungssäften, Harn u. s. w. liefert. Die mikroskopischen Laboratorien der Drüsenzellen, die sie bereiten, stehen unter dem Einfluß der Nerven; das Speicheln beim Anblick leckerer Speisen, der Angstschweiß des armen Sünders und der Durchfall des Rekruten im Feuer des ersten Gefechts sind bekannte Thatsachen. Reichliche Ausscheidungen von Speichel, halbseitige oder allgemeine Schweiße, Entleerungen nach unten oder oben beobachtet man mitunter schon im Aurastadium, häufiger im weiteren Verlauf epileptischer Anfälle. Man hat sich überzeugt, daß solche abnorme Sekretionen ausnahmsweise als selbständige Aeußerungen epileptischer Erregung zwischen ausgeprägten Anfällen vorkommen: *sekretorische Anfälle.*

V.

Epileptische Dämmerzustände.

Unter physiologischen und pathologischen Umständen kann das Bewußtsein so verdunkelt werden, daß es zu einer richtigen Wahrnehmung und Auffassung der Erscheinungen mehr oder minder unfähig wird; trübe Bilder erwecken irrige Vorstellungen und Gefühle, die zu Abwehrbewegungen, Affektausbrüchen und verkehrten Handlungen treiben. Wir sprechen dann von *seelischen Dämmerzuständen.*

Im Schlafe finden Verdunklungen des Bewußtseins statt, die sehr verschiedene Grade, vom Halbschlummer und sogenannten Traumwachen bis zum tiefsten, totenähnlichen Schlafe, erreichen. Lebhafte, leicht erregbare Personen, solche zumal, die schwere Kämpfe um das Dasein führen, reden, streiten und lärmen im Schlafe, zerwühlen das Bett und erfahren morgens staunend von ihren Zimmernachbarn, daß sie diese um Ruhe und Schlaf in der ganzen Nacht gebracht haben. Auch manche Formen leichten Nachtwandelns, wie sie nicht selten bei jungen Leuten beobachtet werden, fallen noch in die physiologische Breite. Sie richten sich im Schlafe auf, verlassen das Bett, schreiten durchs Zimmer, geben auf Zuruf sogar verständliche oder unverständliche Antwort und kehren ins Bett zurück, ohne am nächsten Morgen Kenntnis des Vorgangs zu haben.

Auch im tiefen Schlafe ist die Wahrnehmung für hinreichend starke Eindrücke nicht ganz aufgehoben, aber es fehlt an der richtigen Deutung, und die Träume und Bewegungen, die sie bewirken, hinterlassen keine Erinnerung. Ich schlief so fest in meiner Jugend, daß ich mich noch als Student mehrmals morgens beim Erwachen vor dem Bette auf dem Stubenboden statt im Bette liegend fand,

ohne mich eines Traumes oder des Falls auf den Boden zu erinnern. Auch versuchte mich in einer Nacht bei vermeinter Feuergefahr die ganze Familie durch Zuruf und Rütteln vergebens zu erwecken, selbst einige wohlgezielte Wangenstreiche führten nicht zum Ziele. Man mußte mich hoffnungslos meinem Schicksal überlassen. Und doch brachte es ein andres Mal ein Schuhnagel, den man mir ins Bett praktiziert hatte, fertig, daß ich mich eine halbe Nacht hindurch im Traum abmühte, einen Gegner im Duell auf Stoßdegen kampfunfähig zu machen. Kam ich auf die Spitze des Nagels zu liegen, so erhielt ich einen Stich in die Seite, ich wendete mich auf die andre und bohrte nun den Degen dem Gegner in die Brust, aber bald gewann er wieder die Oberhand, weil ich in die alte Lage zurückgekehrt war. Endlich brachte mich ein äußerst schmerzhafter Stich zum Erwachen, ich griff an die verletzte Stelle und entdeckte den Nagel. Solche Erfahrungen machen es begreiflich, daß auch in krankhaften Zuständen tiefer Verdunklung des Bewußtseins starke sinnliche Eindrücke Traumbilder und Wahnvorstellungen erzeugen können.

Der Uebergang vom Schlafe zum wachen Zustande erfolgt nicht immer mit einem Schlage, sondern häufig allmählich, wie die Nacht sachte zum Tag andämmert. Bei Kindern spielen sehr oft lebhafte Traumbilder in die Zeit des Erwachens hinein. So sah ich ein kleines Mädchen morgens, eben erwacht, hurtig das Bett verlassen und vor die Thür eilen, um eine Puppe zu holen, die ihm das Christkind im Traume in den Hausgang beschert hatte. Betrübt kehrte es mit leeren Händchen ins Bett zurück. — Reizbare Kinder erwachen aus alpartigen Träumen in Todesangst, sehen drohende Gestalten und lassen sich nur schwer beruhigen. Andre schlagen, zur Unzeit aufgeweckt, schlaftrunken um sich. Auch Erwachsene halten mitunter in der Schlaftrunkenheit, wenn sie, aufgerüttelt, nicht zu sich kommen, die ermunternden Freunde für Feinde oder Räuber, packen sie an der Kehle und schlagen mit Fäusten auf sie ein.[1])

Plötzlich eintretende und rasch vorübergehende pathologische Dämmerzustände wurden von den Irrenärzten als transitorisches Irresein, transitorische Verwirrtheit und Tobsucht beschrieben, ehe es sich herausstellte, daß solche Anfälle häufig epileptischer Natur sind; sie wurden dann gern, wenn sie sehr flüchtig verliefen, in der Rubrik des petit mal und vertige épileptique untergebracht. Sie können jedoch auch aus plötzlichen Störungen des Kreislaufs, wodurch die genügende Versorgung des Gehirns mit Blut notleidet, und aus Erschöpfungszuständen hervorgehen, ohne daß Epilepsie bereits zu Grunde liegt; immerhin kann sich diese im Laufe der Zeit daraus entwickeln.

Einen solchen Anfall transitorischer Verwirrtheit, der sich aus einer plötzlichen Unordnung im Kreislaufe erklären läßt, erlebte ich als Dozent in Heidelberg bei einem Studiosus juris, der an einem Klappenfehler des Herzens litt. Er hatte sich mit zwei Freunden bei einem meiner Schüler, der ganz in meiner Nähe

[1]) Beispiele bei P. Jessen, Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie. Berlin 1855, S. 683 u. f.

wohnte, an einem Sonntagnachmittag zu Whist und Kaffee zusammengefunden. Mitten im Spiel erhob er sich unerwartet plötzlich, blickte verstört und starr vor sich hin und murmelte: „Ich muß etwas thun, ich muß etwas thun." Die Freunde versuchten vergeblich, ihn zu sich zu bringen, und mein Schüler eilte fort, um mich zu holen. Ich ging sogleich mit ihm. Bei unsrer Ankunft war die Verwirrung bereits gewichen, aber das Herz schlug noch äußerst unordentlich, und der kleine Puls setzte häufig aus. Der Kranke hatte noch nie an solchen Anfällen gelitten, blieb auch, solange er noch in Heidelberg verweilte, davon verschont. An Epilepsie litt er nicht. Der starke Kaffee hatte ihn sehr aufgeregt, plötzlich befiel ihn mitten im Spiel eine große Angst mit der Anwandlung, durch Dreinschlagen einer drohenden Gefahr zu entgehen. Die Angst war geschwunden, ein Gefühl von Beengung bestand noch fort. Der Kaffee hatte das kranke Herz stark erregt, seine Thätigkeit in Unordnung und dadurch die Verrichtungen des Gehirns in Verwirrung gebracht.

Anfälle von vorübergehender Verdunklung des Bewußtseins flößen den Verdacht epileptischen Ursprungs ein, wenn keine andre zu ihrer Erklärung ausreichende Ursache dafür nachzuweisen ist, wenn sie keine Spur von Erinnerung zurücklassen, wenn sie von Zeit zu Zeit in ähnlicher Gestalt wiederkehren, der Kranke mit der Anlage zu Epilepsie oder schweren Nervenkrankheiten überhaupt erblich belastet ist, und der Verdacht steigert sich zur Gewißheit, wenn ausgebildete epileptische Anfälle sich dazu gesellen.

Ein merkwürdiges Beispiel von epileptischen Dämmerzuständen sei Trousseaus Clinique médicale de l'hôtel-Dieu entlehnt,[1]) dieser Schatzgrube reichster ärztlicher Erfahrung:

Einer seiner Freunde war Gerichtspräsident in der Provinz, ein Mann von großer Intelligenz, aber in seiner Familie war mehrmals Wahnsinn vorgekommen, und seine Schwester war geisteskrank. Er selbst litt an Nervenstörungen, ohne je einen großen Anfall gehabt zu haben. Eines Tages erhob er sich mitten in der Sitzung, murmelte unverständliche Worte, ging in das Beratungszimmer, urinierte und kehrte nach einigen Sekunden zurück, ohne zu wissen, was er gethan hatte. Seine Ideen blieben danach einige Minuten verwirrt. Dieser Vorgang wiederholte sich; Trousseau riet ihm, sein Amt niederzulegen, er konnte sich aber dazu erst entschließen, nachdem es zu einem Skandal in der Sitzung gekommen war. Er war von seinem Sitz aufgestanden, hatte einige Schritte im Saale gemacht, an die Anwesenden einige unzusammenhängende Worte gerichtet, war dann wieder auf seinen Platz zurückgegangen und fuhr ohne weitere Störung fort, die Verhandlungen zu leiten. Nachdem ihn die Richter von diesem Vorgang in Kenntnis gesetzt hatten, begriff er jetzt, daß seine Urteile Gefahr liefen, für ungültig erklärt zu werden, wenn die verurteilten Parteien ihre Kassation beantragten, weil er zur Zeit ihrer Fällung nicht bei klarem Verstande gewesen sei. Er nahm seine Entlassung und zog nach Paris, wo er sich mit großem

---

[1]) Uebersetzt von Culmann, Bd. 2, S. 64.

Eifer geschichtlichen Arbeiten widmete und Mitglied einer Gesellschaft wurde, die im Hôtel de Ville zusammenkam. Eines Tages stand er mitten in der Verhandlung auf, ging hinaus, die Treppe hinab und, allen Hindernissen, Wagen und Fußgängern mit Sicherheit ausweichend, auf das Quai de Gesvres, wo er ohne Hut und Mantel Wind und Wetter ausgesetzt war. Er kommt zur Besinnung, wundert sich, hier zu stehen, kehrt in die Gesellschaft zurück und nimmt wieder teil an der Verhandlung mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn, seinem Feuer und seiner Gelehrsamkeit.

Wenn dieser Kranke las, hielt er plötzlich inne und wiederholte dann mit großer Geschwindigkeit den letzten Vers oder das letzte Satzglied, bei dem er stehen geblieben war. Sein Gesicht bekam dann einen fremdartigen Ausdruck, aber beinahe unmittelbar darauf nahm er wieder sein Buch zur Hand und fuhr fort zu lesen.

Trousseau bemerkt, daß sein Freund an großen Anfällen nicht gelitten habe. Wenn er trotzdem die Diagnose seines Leidens auf Epilepsie stellte, so berechtigte ihn dazu die häufige Wiederkehr der Anfälle ohne irgend nachweisbare andre Ursache und ihr ganzes Gepräge. Er bezeichnete sie als vertige épileptique, aber eigentliche Schwindelerscheinungen sind nicht notiert, und um reine Absenzanfälle handelte es sich auch nicht. Mit Recht vergleicht Trousseau das Verhalten des Kranken bei dem Anfall im Hôtel-Dieu, wo er bei dem Gang zum Quai de Gesvres anscheinend unbewußt allen Hindernissen sicher auswich, dem Nachtwandeln. Der Somnambulismus ist ein Dämmerzustand, der die sichere Ausführung geordneter Bewegungen gestattet, die wir in der Jugend durch lange Uebung erlernen und die dann wie automatische ablaufen, nicht bloß auf das Geheiß des Willens, sondern unter bestimmten Bedingungen auch auf einfache Traumvorstellungen hin. Doch geht es dabei nicht immer ohne Unfälle ab.[1])

Es wurde bereits der Epilepsia procursiva gedacht, in deren Anfällen sinnlose Laufbewegungen gewissermaßen die Stelle der tonischen und klonischen Krämpfe der typischen Anfälle einnehmen, „Aequivalente“ der Krämpfe sind. Man hat sie namentlich bei Kindern beobachtet. Unter plötzlicher Benommenheit des Bewußtseins wird das Gesicht starr, die Empfindung ist nicht ganz aufgehoben, die Befallenen stoßen mitunter einen Schrei aus und beginnen zu rennen, als wollten sie einer Gefahr entfliehen; sie laufen, bis sie auf einen Widerstand stoßen oder von selbst niederstürzen; erwacht, schauen sie erstaunt umher und wissen nicht, was geschehen. Ein Angstgefühl, die dunkle Vorstellung einer drohenden Gefahr scheint die Kranken in den Anfällen zum Entfliehen, zum Laufen anzutreiben. Sie erinnern an die ihres Großhirns beraubten Ratten des Physiologen Vulpian, die davonrannten, als sie Geräusche hörten, die das Nahen einer Katze verkündeten.

---

[1]) Hughlings Jackson berichtet von einem Kranken, der an ähnlichen Anfällen litt. Einmal warf ihn ein Omnibus zur Seite, in einem andern Anfall geriet er schier in die Themse.

Ein besonderes Interesse bieten die Anfälle, die man hauptsächlich im Auge hat, wenn man von epileptischen Aequivalenzanfällen spricht, wo die Kranken Handlungen ausführen, die das Gepräge von absichtlichen oder doch im Affekt ausgeführten an sich tragen. Die Diagnose ihrer epileptischen Natur kann hier mit großen Schwierigkeiten verbunden sein und verlangt sorgfältige Untersuchung der Persönlichkeit des Thäters, genaue Ermittlung seiner Lebensgeschichte und der Umstände, unter denen die That begangen und wie sie ausgeführt wurde, sowie endlich, wie sich der Thäter danach verhielt.

Es sind häufig Handlungen, die die Schicklichkeit oder die Sitten- und Rechtsgebote verletzen und in diesem Falle die Thäter vor die Schranken der Polizei und des Strafgerichts bringen. Der Kranke stellt entblößte Leibesteile zu öffentlicher Schau aus (sogenante Exhibitionisten); erotische Triebe unterdrücken das anerzogene Schamgefühl.[1]) Oder er eignet sich ungescheut fremdes Eigentum an, wie das Kind, das jeden Gegenstand, der ihm Lust erregt, in seinen Besitz zu bringen strebt. Oder endlich, von sinnloser Wut ergriffen, fällt er mit brutaler Gewalt zerstörend über leblose Dinge her oder gefährdet Leib und Leben seiner menschlichen Umgebung.

Lassen sich im gegebenen Falle die gewöhnlichen psychologischen Motive sitten- oder rechtswidriger Handlungen, Eigennutz, Rachsucht u. s. w., nicht nachweisen, oder reichen sie zu ihrer Erklärung nicht aus, so ist es die Aufgabe des Psychiaters, zu untersuchen, ob sie nicht zu erklären sind aus Impulsen krankhafter Gefühle und Vorstellungen, denen das Ich in seinem Dämmerzustande keinen willenskräftigen Widerstand entgegensetzt, weil ihm die Unterstützung durch zügelnde gemütliche Gefühle und klare Vorstellungen abgeht. Dem Richter kann es dabei völlig gleichgültig sein, in welchen pathologischen Rahmen der Psychiater einen vorliegenden Fall unterbringt, wenn ihm der Arzt nur den Beweis liefert, daß der Angeklagte wirklich krankhaften Impulsen widerstandsunfähig unterlag. Je genauer aber der Arzt die Diagnose begründet, desto vertrauenswürdiger wird sie dem Richter erscheinen.

Welche Stützpunkte stehen nun dem Arzte in zweifelhaften Fällen für die Diagnose der Epilepsie als wirkliche Ursache solcher zweifelhaften Handlungen zu Gebote?

Der Nachweis allein, daß der Thäter an ausgeprägten epileptischen Anfällen leidet, reicht dazu nicht aus. Epileptische können während der freien

---

[1]) Wie fest es haften und wie stark es werden kann, lehrte mich eine klinische Beobachtung. Ein Mann in den Fünfzigern, durch einen blutigen Gehirnschlagfluß seiner Besinnung völlig beraubt, wurde gleich nachher in das Hospital gebracht und starb nach 48 Stunden, ohne die Besinnung wieder zu erlangen. Ich untersuchte ihn am Abend vor seinem Tode. Das einzige nachweisbare Zeichen von nicht völlig erloschenem Bewußtsein waren rasche Bewegungen des rechten Arms, sobald man seinen Unterleib entblößte; er versuchte augenblicklich mit der Hand die Schamteile zu verdecken. Ich habe, um sicher zu gehen, den Versuch mehrmals wiederholt. Weder Zuruf, noch Rütteln brachten ihn wach. Am nächsten Morgen gelang der Versuch nicht mehr; das Bewußtsein war völlig erloschen.

Intervalle im vollen Besitze hinreichender, vielleicht sogar ungewöhnlicher Geisteskräfte sein und möglicherweise eine sträfliche Handlung mit Vorbedacht in der Voraussetzung begehen, ihre notorische Epilepsie werde sie vor Bestrafung schützen. Demnach muß der Beweis darauf gerichtet sein, daß die That nicht in einem freien Intervall, sondern unter dem Zwang epileptischer Erregung und Verwirrtheit ausgeführt wurde. In dieser Beziehung ist es wichtig, festzustellen, ob die That kurz vor einem ausgebildeten Anfall ausgeführt worden ist, wo erfahrungsgemäß das Nervensystem der Epileptischen schon ungewöhnlich erregt ist, oder kurz nachher im Zustande der Unbesinnlichkeit und Erregtheit, des Stupor, der zuweilen sogar den Schlaf überdauert, womit die Anfälle gewöhnlich abschließen.

Am häufigsten kommt es zu solchen Aeußerungen von Verwirrtheit und Aufgeregtheit mit Sinnestäuschungen, triebartigem Thun und Ausbrüchen von sinnloser Angst und Wut in der nächsten Zeit nach den Anfällen. Man bezeichnet die vielgestaltigen psychischen Störungen, die aus der noch fortdauernden epileptischen Erregtheit nach ausgebildeten Anfällen hervorgehen, als postepileptische.

Eine Beobachtung von postepileptischem Dämmerzustande, die besonders lehrreich ist, weil sie einen Blick in die oft so dunkeln Motive der verkehrten Handlungen solcher verwirrten Kranken gestattet, entlehne ich der großen Monographie von Professor Biswanger.[1])

Eine zweiundzwanzigjährige unbescholtene Näherin, die Tochter achtbarer Eltern, litt seit sieben Jahren an großen, von Angstgefühlen eingeleiteten epileptischen Anfällen. Eines Tages hatte sie in dem Geschäfte, worin sie arbeitete, einen schweren Anfall und schlief danach mehrere Stunden auf dem Sofa. Um sieben Uhr abends erwachte sie, erklärte, daß sie nach Hause gehen wolle, nahm Hut und Mantel und nahm den Heimweg durch die gewohnten Straßen. An einem Schirmladen nahm sie im Vorbeigehen mehrere Schirme aus einem unbewachten Ständer mit nach Hause, schloß die Wohnung auf und stellte sie in eine Ecke. Dann legte sie sich zu Bette und fiel aufs neue in einen tiefen Schlaf. Am nächsten Tage wußte sie von diesen Vorgängen am vergangenen Tage nichts mehr. Der Vater aber muß sie richtig vermutet haben, denn er brachte die Schirme wieder in den Laden zurück. Sie hatte wiederholt den Wunsch geäußert, einen neuen Schirm zu kaufen. Der Anblick der Schirme beim Vorübergehen weckte die Begierde, einen zu besitzen, sie griff ohne weitere Ueberlegung zu und nahm gleich mehrere weg. Gerade dieser Umstand sprach für ein geistiges Unvermögen der Kranken, bedingt durch den epileptischen Anfall, dem Drang zu widerstehen, sich in den Besitz eines Schirmes zu setzen. Die einfachste Ueberlegung mußte ihr sagen, daß eine solche Handlung ihren Eltern bei deren rechtlichem Charakter nicht verborgen bleiben konnte, am allerwenigsten aber die Entwendung mehrerer Schirme auf einmal. — Die Sache lief gut ab.

---

[1]) A. a. O. S. 301.

Wie hätte sie aber geendet, wenn der Ladenbesitzer sie auf frischer That ertappt und einem Schutzmann übergeben hätte? Würde man der Versicherung so leicht Glauben geschenkt haben, daß sie ohne klares Bewußtsein die Schirme weggenommen habe?

Hier trieb der Anblick eines längst begehrten Gegenstandes zur Entwendung, andre Male können mächtige Sinnesreize die postepileptische starke Erregtheit zur blinden Wut steigern. So begreift man das Attentat des geistesschwachen Epileptikers auf unsern Kaiser in Bremen, das kürzlich die ganze Welt bewegte. Außer sich im Gedränge und Lärm der Menschen, Karossen und Pferde, schleuderte er ein Stück Eisen dahin, wohin alle Blicke sich richteten.

Mißlicher wird die Diagnose der Epilepsie, wenn die Dämmeranfälle eintreten, ohne daß große oder kleine Anfälle von entschiedenem epileptischem Charakter vorausgingen oder damit abwechseln. Eine besondere Anlage der Befallenen zu Nervenleiden, insbesondere erbliche zu Epilepsie und Geistesstörungen, rechtfertigt für sich nur den Verdacht auf epileptischen Ursprung, eine größere Wahrscheinlichkeit erwächst erst aus dem Nachweis gewisser Eigentümlichkeiten der Anfälle in ihrem Eintritt und Verlauf, ihren seelischen Aeußerungen und Folgen.

Nicht selten gehen den epileptischen Dämmeranfällen dieselben Vorboten und Auraerscheinungen voraus wie den klassischen Anfällen, worauf dann plötzlich das Bewußtsein dunkel wird und der Dämmerzustand eintritt, der bald nur einige Minuten oder Stunden, ausnahmsweise tagelang andauert; auch die Irrenärzte beschreiben sogar epileptische Dämmerzustände mit Erregtheit und auffallendem Wandertrieb, die wochenlang anhielten. Wie der geistige, ist auch der sinnliche Horizont des Bewußtseins umwölkt, nur von einzelnen Lücken durchbrochen; die Kranken erteilen zuweilen mit Verständnis Antworten, weichen Hindernissen geschickt aus. Ihre in der Regel unverständlichen Handlungen sind der Ausdruck ihrer krankhaften Stimmungen und Gefühle, unwiderstehlicher Triebe und Wahnvorstellungen, deshalb mannigfacher Art. Automatische Bewegungen wiederholen sich in den Anfällen bei demselben Kranken gerne nach der gleichen Schablone. Wilde Brutalität kennzeichnet die Wutausbrüche des Epileptikers; es genügt ihm nicht, seine Opfer zu töten, er zerfleischt sie. Gewissensbisse empfindet er nicht, mitunter verschafft ihm die Entladung der ängstlichen Spannung, die ihn gequält hat, eine Erleichterung durch die Unthat. Ein tiefer, langer Schlaf kann den Anfall zum Abschluß bringen. Erwacht, fehlt ihm jede Erinnerung an die Vorgänge im Anfalle, mitunter sogar an solche, die weiter zurückliegen, und man spricht von retrograder Amnesie, als ob nicht jede Amnesie retrograd wäre. Diese Unfähigkeit des Nervensystems, in den Anfällen und mitunter schon eine Zeitlang vorher Abdrücke der Ereignisse auf seinen Gedächtnistafeln aufzunehmen, ist eines der wesentlichsten Kennzeichen der Epilepsie.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Heinrich Laube.

Von

Rudolf v. Gottschall.

Mehrere Jahrzehnte hindurch stand Heinrich Laube im Mittelpunkte des deutschen Theaterlebens; sein Ruhm wurde in allen Tonarten gesungen, und selbst diejenigen, die von dem Dramatiker Laube nicht viel wissen wollten, gewährten dem Dramaturgen ein volles Maß der Anerkennung. In der That wird sein Name in der Theatergeschichte wie in der Litteraturgeschichte eine dauernde Stätte finden, obschon unverkennbar in der Gegenwart sich sein Ruhm verdunkelt hat. Andre Dramatiker beherrschen jetzt die Bühne; Laubes Dramen erscheinen noch weit seltener auf dieser als diejenigen Gutzkows. „Die Karlsschüler" und „Graf Essex", seine erfolgreichsten Stücke, sind in mancher Saison wie in der Versenkung verschwunden, und eine funkelnagelneue Dramaturgie will von Laube so wenig wissen wie von Aristoteles. Jedenfalls mit Unrecht! Laube war ein Vorkämpfer des modernen Geistes in Litteratur und Theater; er war ein Gegner alter Ausgrabungen, der Shakespearomanie, der spanischen Dramatik; er war ein Realist de pur sang! Gerade durch seine Einseitigkeiten war er der jüngsten Schule geistesverwandt. Wir wissen zwar nicht, was er über Ibsen und Björnson gedacht haben würde; das aber wissen wir, daß er, moderner als die Modernen, die Rückfälle dieser in die Romantik, in die Märchendramatik, in die deutsame Symbolisterei schonungslos verurteilt haben würde, während er für den Naturalismus, auch in seiner krassen, splitternackten Gestalt, doch immer gewisse Sympathien empfunden hätte. „Das Moderne ist das dritte Kongruum zum Antiken und Romantischen," sagte Gutzkow einmal; in diesem Sinne hat das auch Heinrich Laube und die jungdeutsche Schule aufgefaßt; es ist ein verzerrter Begriff des Modernen, den viele Jüngstdeutsche vertreten, indem sie eine in die alte Traum- und Zaubersphäre eingefangene Poesie zu Markte bringen.

Heinrich Laube war eine eigenartige Persönlichkeit; er war ein Diktator, über dem es keine Instanz mehr gab; er war das verkörperte Unfehlbarkeitsdogma; seine Erlasse waren Encykliken; seine Meinungen Ordonnanzen und Ukase. Das lag einmal in seiner Natur, schloß übrigens einen späteren Widerruf nicht aus. Diese Selbstgewißheit sicherte ihm stets einen großen Einfluß; denn die Mehrzahl der Sterblichen läßt sich leicht imponieren und pariert gern Ordre, wenn sie eine sichere Führung sieht, und kommt ein gewisser Heiligenschein der Autorität dazu, so geht es um so leichter mit dem Gehorsam. An die Orakel muß man glauben, aber die Orakel müssen zuerst an sich selbst glauben. Laube war so davon überzeugt, daß er die Wahrheit verkündigte, wenn er den Mund öffnete, wie nur irgend eine Pythia auf dem delphischen

Dreifuß. Das war keine Eitelkeit, keine Anmaßung; das war ihm selbstverständlich. Auch war es ihm nicht um seine Person, sondern um die Sache zu thun. Die mußte so sein, wie er es wollte; die mußte so gehen, wie er befahl. Bisweilen spielte etwas Humor in sein befehlshaberisches Wesen hinein. Im ganzen aber war er von soldatischer Strenge und Kürze, aber auch nicht ohne ein mildes Lächeln, wenn er das theatralische Deutschland zum Pantoffelkuß zuließ. Damit hing es zusammen, daß er fanatisch war, wo er eine Gegnerschaft spürte, gönnerhaft, wo er zu fördern suchte. Er konnte keine Freunde haben, die ein gleiches Recht in Anspruch nahmen, nur Schützlinge, die er zu etwas gemacht, nur Jünger und Schüler, Anhänger und Apostel. Unbequem war es ihm, wenn die öffentliche Meinung ihm irgend jemand zur Seite oder gegenüber stellte; erhob aber ein solcher das Banner der Opposition, so hieß es mit Voltaire: „Ecrasez l'infame!“

Ich selbst sah Heinrich Laube zuerst in Leipzig im Jahre 1846, als ich mit dem Grafen Reichenbach aus Schlesien zum alten Itzstein auf sein Weingut Hallgarten reiste, wo eine Versammlung der liberalen Parteihäupter aus allen deutschen Gauen stattfinden sollte. Ich war damals ein junger Doctor juris, den die Alma mater in Königsberg kreiert hatte, nach einer sehr gestrengen, in lateinisches Gewand gekleideten Doktorprüfung, bei der zwei schriftliche Arbeiten und die Promotionsschrift in lateinischer Sprache abgefaßt, lateinisch auch das mündliche Examen und die feierliche Promotion in der großen Aula waren. Ich hatte auch einiges Lyrische und Dramatische gesündigt, und gerade diese poetischen Sünden stellten sich meiner akademischen Carriere in den Weg, weil sie den Geist des vom Kultusministerium geächteten ostpreußischen Liberalismus atmeten. Laube war damals ein gefeierter Schriftsteller, sein Roman: „Das junge Europa“ hatte ihm eine Anklage und mehrfache Gefängnisstrafen zugezogen; in seinen Reisenovellen ging er die Wege Heinrich Heines: man nannte ihn Heinrich den Zweiten. Gerade um diese Zeit, die Zeit meiner ersten Begegnung mit ihm, suchte er, dem Beispiel Gutzkows folgend, sich die Bühne zu erobern; er hatte soeben mit seinem Schauspiel „Monaldeschi“ Erfolge errungen. Ich war natürlich sehr gespannt darauf, seine Bekanntschaft zu machen. Er galt in Leipzig als primus inter pares, und er hatte das volle Bewußtsein seiner Führerschaft in der Pleißestadt. Sein Aeußeres erweckte keine Sympathien; seine Züge hatten etwas vom kalmückischen Typus, seine kleine, gedrungene Gestalt aber ein festes Rückgrat, und wenn er sprach, belebten sich die unschönen Formen seines Gesichtes durch einen geistigen Hauch, und auch seine Augen hatten einen lebhaften Ausdruck. Freilich, ein Dichter, wie ihn die Phantasie der Frauen sich ausmalt, ein Minnesänger, „am blauen Bande die Zither“, ein Lyriker mit schwärmerischem Augenaufschlag oder Feuerblick oder idealem Profil war Laube nicht, wie er denn überhaupt keine lyrische Ader besaß und man seinen Dramen zwar alle möglichen Sünden, aber keine unzeitigen lyrischen Ergüsse vorwerfen kann. Seine kurzangebundene, fast befehlshaberische Sprechweise machte ihn auch wenig zum Salonhelden geeignet, der mit ästhetischen Plaudereien aufwartet; doch er

wußte sich damit ein Ansehen zu geben, das durch geistige Bedeutung unterstützt wurde. Der Gesamteindruck, den der Dichter des „jungen Europa“ auf mich machte, war kein ungünstiger, obschon er einem jungen Poeten gegenüber, der eben erst an der Krippe des Ruhmes die ersten Halme geknuspert hatte, einen gönnerhaften Ton anschlug.

Laube war damals nicht mehr der Burschenschafter, der auf der Mensur eine gute Klinge schlug; sein Hallischer Löwentrotz war längst gezähmt. Auch war er nicht mehr der Stürmer und Dränger wie in seinem ersten großen Roman; selbst in stilistischer Hinsicht hatte er eine Säuberung vorgenommen und war unter Varnhagens Einfluß in eine goethisierende Richtung geraten. Die Folgen davon waren zunächst einige sehr unbedeutende Erzählungen und eine Verminderung seines schriftstellerischen Ruhms, den er einige Jahre später wieder als Dramatiker, besonders durch sein Schauspiel „Die Karlsschüler“ hob.

In Leipzig war inzwischen der stürmische Weltverbesserer Redakteur eines sehr friedlichen Blattes, der „Zeitung für die elegante Welt“, geworden; er hatte die Redaktion derselben zuerst schon 1833 übernommen; sie wurde aber durch seine Prozesse und Gefangenschaften unterbrochen. Im Jahre 1840 war er von Paris wieder nach Leipzig zurückgekehrt und übernahm nun wieder die Leitung dieses Blattes. In der Pleißestadt hatte er schon 1836 sein häusliches Glück begründet, indem er die Witwe des Professors Hänel, Iduna, heiratete. Die Gattin Laubes wird allen Zeitgenossen, die sie kennen lernten, in freundlicher Erinnerung bleiben; sie war eine feingebildete Dame von sanfter Sinnesart und ganz dazu geeignet, die Schroffheiten Laubes im gesellschaftlichen Verkehr zu mildern. Ihr stiller Einfluß wurde niemals zu aufdringlicher Einmischung in Laubes schriftstellerische und theatralische Angelegenheiten; sie präsidierte mit Anmut den nachmittäglichen Kaffeekränzchen, die in Wien und Leipzig stets die Anhänger Laubes zu ungezwungenem Meinungsaustausch versammelten.

Es ist meiner Erinnerung entfallen, ob und inwieweit Laube damals in der von ihm selbst empfohlenen Modekleidung erschienen war. Da er die Welt nicht reformieren konnte, so wollte er wenigstens die Mode reformieren, und dafür hatte er ein Organ zur Hand, das Modeblatt, das der „Zeitung für die elegante Welt“ beigegeben war. Mit Hilfe einiger Düsseldorfer Maler hatte er eine neue Herrentracht erfunden und das nachahmenswerte Modell in seinem Modeblatt zur Schau gestellt. Es bestand aus einem modernisierten altdeutschen Rock, anschließendem Beinkleid, Stiefeln, die bis unter das Knie reichten, einem langen malerischen Mantel und einem breitkrempigen Hut. Ich hatte mehr auf Laubes Charakterkopf acht, als auf seinen Rock und seine Stiefel, und da ich ihn nur im Zimmer sah, konnte ich seinen Mantel und seinen Hut nicht ins Auge fassen. Doch ich wußte, daß er in diesem Kostüm durch die Straßen der Stadt und im Rosenthal herumspazierte, und daß auch seine Leibgarde, die aus jungdeutschen Strebern bestand, diese Uniform trug.

Der Bundestag, der früher Laubes Schriften verboten hatte, konnte diese Wandlung des burschenschaftlichen Heros mit schmunzelndem Behagen be-

trachten: das war eine Revolution, die nicht das Vaterland gefährdete, sondern nur den Schneidern zu gute kam. Auch die harmlose „Zeitung für die elegante Welt" war kein Brutnest politischer Empörung oder sozialer Umwälzung. In einer Epoche, in der bereits die „Halleschen", später „Deutschen Jahrbücher" in Konflikt mit den Regierungen geraten waren, machte das Laubesche Blatt den Eindruck einer weißgekleideten Unschuld. Damals setzten allerdings die Jung-Hegelianer bereits den Jungdeutschen heftig zu, und auch Laube mußte sich von ihnen gehörig am Bart zupfen lassen. War der Löwe von Halle doch fast zu einem Modekupfer geworden. Man darf den damaligen Journalismus nicht mit dem heutigen Maßstab messen; er hatte noch nicht das Unpersönliche, das heute für ihn charakteristisch ist. Das Blatt trug die Physiognomie des Herausgebers, eines Gutzkow, Mundt, Laube — heutzutage haben die Zeitschriften, die zum Teil verbildert oder verwildert sind, mit wenigen Ausnahmen kein bestimmtes litterarisches Gepräge mehr: vielköpfige Redaktionskörper und Lesekomitees stehen an ihrer Spitze. Das war damals anders; der Redakteur und sein Blatt, Laube und die „Elegante Welt" verschmolzen in eins zusammen. Später schrieb übrigens Feodor Wehl die Berliner Korrespondenzen für diese Zeitschrift und noch später Julian Schmidt, der für das leichte Feuilleton nicht den rechten Ton fand, weil in ihm schon der voluminöse Litterarhistoriker schlummerte.

Ich sah Laube damals in Gesellschaft des Herrn v. Corvin, des späteren Rastatter Rebellen, der mit Held, dem späteren Volksredner vom Kreuzberg, in Leipzig eine „Illustrierte Weltgeschichte" herausgab. Corvin, ein pensionierter preußischer Leutnant, verkehrte mit Laube gesellschaftlich, gehörte aber nicht zu seinem eigentlichen litterarischen Gefolge. Er war ein politisch Radikaler, Laube war es gewesen. Dagegen war sein eifriger Anhänger Robert Heller, der Verfasser mehrerer geschichtlicher Romane, ein Feuilletonist mit der Zunge mehr als mit der Feder, doch ein schlagfertiger Herr, der ja später einmal Bogumil Dawison mit der Pistole in der Hand verfolgte, um ihn zum Zweikampf zu zwingen. Heller war und blieb Laubes treuester Jünger; als Feuilletonist der „Hamburger Nachrichten" blieb er immer darauf bedacht, die Interessen seines Herrn und Meisters zu wahren und hat ihm später für die Burg hervorragende Kräfte wie die Charlotte Wolter empfohlen. Damals waren auch in Leipzig die beiden böhmischen Dichterdioskuren, Alfred Meißner und Moritz Hartmann, und wenn sie sich auch nicht gerade unter Laubes Fittiche flüchteten, so fanden sie doch an dem gereiften und einflußreichen Litteraten eine Stütze.

Es verging eine geraume Zeit, bis ich Laube wiedersah: es war im Jahre 1864; er war damals Direktor des Wiener Hofburgtheaters und stand auf dem Zenit seines Ruhms; er war im Begriff, mein Lustspiel „Pitt und Fox" in Scene zu setzen, das schon vor einem Jahrzehnt die Runde über die meisten deutschen Bühnen gemacht hatte. Doch Laube fand, daß das Gebaren mit wichtigen historischen Staatsmännern zu leichtsinnig für die Wiener Hofbühne sei. „Erst als Sonnenthal so weit entwickelt war, daß ich ihm den Fox

geben konnte, entschloß ich mich zur Scenierung, weil ich in seinem gehaltvollen Wesen eine erhöhende Unterlage fand für die ausgelassene Figur des berühmten Ministers. Der Verfasser gestattete einige weitere Milderungen, und so machte das Stück gutes Glück."

Hier sah ich nun Laube unter den Seinen als Selbstherrscher im Reiche der Bühne; ich war oft hinter den Kulissen und war auf den Proben zugegen, und ich kann nicht leugnen, daß ich hier einen günstigen bleibenden Eindruck erhielt. Das war eine Schauspielergemeinde, die andächtig an ihrem Herrn und Meister hing; es waren ja meistens Künstler, die er entdeckt hatte. Da sah ich sie zusammen auf der Leseprobe von „Pitt und Fox": den glänzenden Konversationsschauspieler Sonnenthal, den jungen Charakterspieler Lewinsky, der einen neuen Franz Moor geschaffen, abweichend von allen früheren Auffassungen, Herrn Meixner, den schneidigen Komiker, das pikante Fräulein Baudius und neben diesen Darstellern des Fox, des Pitt, des Snoughton, der Harriet, die alle von Laube in das Ensemble der Burg eingereiht worden waren, noch ein bemoostes Haupt der alten Schule, Fichtner, der den König spielte, wie Laube selbst sagt, „ein Künstler im Lustspiel ohnegleichen; es vergehen oft Generationen, ohne daß der Bühne ein solches Talent ausgebildet wird — ein Talent von so künstlerischer Strenge und Feinheit und gleichzeitig von so reiner Liebenswürdigkeit, von so anspruchslosem und doch so wohlthuendem Humor." Man hat Laube oft den Vorwurf gemacht, daß er die älteren Künstler, die großen Namen des Burgtheaters zurücksetzte gegen die von ihm engagierten Darsteller — ich teile dieses sein Urteil über Fichtner hier mit, um zu zeigen, daß er auch mit Anerkennung für ältere Mitglieder seiner Bühne nicht geizte.

Wie sehr aber die neuen an ihm hingen, das sah ich bei diesen Leseproben — waren sie doch alle

„In seines Glückes Schiff miteingestiegen
Und setzten wie auf eine große Nummer
Ihr Alles auf sein einzig Haupt."

Laube hatte eine kleine Scene zwischen Snoughton und dem Juden eingelegt — er las sie vor, und sie wurde mit stürmischem Beifall begrüßt. Sie war ja an sich ganz artig; doch lag in dem Beifall zugleich eine Huldigung für den Dramatiker Laube.

Auf den Theaterproben nun war er in seinem Element. Der kleine Herr im grauen Mantel machte den Eindruck eines Elementargeistes, der hier allerlei Schätze hütet und fördert. Er war immer ganz bei der Sache, bei der Dichtung, bei dem Wort und der Situation; alles, was drum und dran hing, kümmerte ihn wenig; bei Dekorationen und Kostümen sah er nur auf das, was für die Handlung nötig und unerläßlich ist. Ich wohnte in demselben Burgtheater später den Proben meiner „Amy Robsart" unter Dingelstedts Leitung bei — kein größerer Gegensatz als Dingelstedt und Laube; jener rügte aufs heftigste, wenn die Farbe eines Teppichs nicht zu demjenigen der Zimmerdekoration paßte; bei diesem hätte die Einrichtung der Bühne in allen möglichen Regenbogenfarben

durcheinander schimmern können, das hätte ihn weiter nicht beunruhigt, und wenn die Krieger nur mit Schwertern, Schilden und Spießen erschienen, was sie dabei für Jacken und Waffenröcke anhatten, war ihm gleichgültig. „Der Inscenesetzer, er muß nachdichten," sagt er selbst in seiner Schrift über das Wiener Burgtheater, „das äußerliche Arrangement der Scene, Gruppierungen, Aufzüge, Putz, Schmuck und all dergleichen, ist wohl auch seine Sache, aber es ist verhältnismäßig Nebensache. Die Motive des Stückes zur Geltung zu bringen, das ist Hauptsache." Man findet auch in der ganzen so wertvollen Schrift nirgends Bemerkungen über Dekorationen und Kostüme — nur ein einzigesmal, wo er von den „nackten Knieen" in den Römerstücken spricht, die das Publikum allmählich satt bekam. Doch das ist mehr eine Geschmacksache als eine Kostümfrage.

Die eigentliche Domäne der Regiethätigkeit Laubes war das Lustspiel; hier fühlte er sich am behaglichsten; hier hatte er schauspielerische Improvisationen, die den Darstellern sehr förderlich waren; er gab ihnen kleine Züge der Detailmalerei an, besonders bei Verwendung der Requisiten als Darstellungsmittel, wobei er oft einen feinkomischen Tic zeigte; er spielte ihnen dies oder jenes vor, allerdings nur in Andeutungen, die aber rasch verstanden und künstlerisch verwertet wurden. Ebenso sprach er ihnen oft den Dialog vor; auch hierin konnte es sich nur um Andeutungen handeln, denn sein Organ, das einen durchaus rauhen Klang hatte, war wenig dazu geeignet, Dichterworte in Prosa oder Vers sympathisch zu machen. Und doch war er in seiner Art ein Vortragskünstler; er setzte die rechten Accente für das Verständnis und selbst für die Stimmung ein, und die mit guten Stimmmitteln gesegnete Künstlerschar konnte solche Andeutungen erfolgreich verwerten. Doch gilt dies alles mit Einschränkung nur für das Schauspiel und Lustspiel, weniger für die Tragödie. Da überwog bei ihm das Schwunglose und Begeisterunglose, und er suchte zur Unzeit das berechtigte Feuer seiner Darsteller zu dämpfen. Schuld daran trug nur zum Teil sein Naturell, das, wenn auch zu einem klugen Gleichmaß herabgestimmt, doch nicht ohne Temperament war, weit mehr eine Theorie, die sich in einen solchen Widerspruch gegen das Deklamatorische und Pathetische, gegen die Tradition der Weimarschen Schule verrannt hatte, daß ihm alles, was einen höheren Schwung atmete, in Dichtung und Darstellung unbequem war und er darin eine Versündigung gegen die Lebenswahrheit sah. Ihm verschwamm der Unterschied zwischen falschem und wahren Pathos, welch letzteres niemals aus der Tragödie verbannt werden kann, ohne ihr innerstes Wesen zu zerstören. Er war hierin ein Vorgänger der neuen Naturalisten, und er hätte als Kritiker vielleicht die Schillerverzerrungen des Berliner Deutschen Theaters unter der Leitung des Schillerbiographen Otto Brahm gutgeheißen, die mit Recht fast von der gesamten Presse verurteilt wurden.

Die Direktion des Wiener Burgtheaters ist der Glanzpunkt in Laubes Leben; er hatte diesem Kunstinstitut eine maßgebende Bedeutung verschafft, mit seltenem Scharfblick und Spürsinn hervorragende Talente entdeckt, ein Repertoire gebildet, das den verschiedensten dichterischen Kräften und Richtungen gerecht

wurde. Seine Schrift über das Wiener Burgtheater ist ein dramaturgisches Werk ersten Ranges; seine Urteile über Stücke und Schauspieler sind meistens sehr treffend, er versteht es zu charakterisieren und Physiognomien zu zeichnen. Die Schrift enthält eine Fülle goldener Regeln, die er freilich bei seiner späteren Praxis oft selbst nicht befolgt hat.

In seinem kleinen Salon, in dem hohen Stockwerk, wo seine Wohnung lag versammelte sich alltäglich zum Nachmittagskaffee eine auserlesene Gemeinde, der Frau Iduna mit Grazie den Mokka kredenzte: Schauspieler, Schriftsteller, Theaterfreunde, persönliche Bekannte und Freunde des Direktors. Hier führte dieser nicht immer das Wort, wenn auch öfters einer seiner diktatorischen Orakelsprüche eine Gesprächspause ausfüllte. In der Regel wurde die Unterhaltung nicht allgemein; sie zersplitterte sich in verschiedenen Gruppen. Theater war natürlich das Hauptthema, doch es war ja auch das Lieblingsthema der Kaiserstadt an der Donau; das Bild eines Burgschauspielers hing neben den Kaiser- und Prinzenbildern in jeder Hütte. Die Politik wurde wenig berührt; nach den Schlachten von Magenta und Solferino hüllte man sich in Wien lieber in Schweigen, und zwei Jahre nach meiner Anwesenheit in Wien kam zu jenen Unglückstagen noch derjenige von Königgrätz dazu. Doch trotz der politischen Windstille in diesem Salon wurde mir eine der lebhaftesten Jugenderinnerungen wachgerufen; ich sah mich in die Zeit meines Sturms und Drangs, die zugleich die Sturm- und Drangepoche der deutschen Nation war, zurückversetzt, und zwar in die Villa des badischen Abgeordneten und deutschen Freiheitsmannes Itzstein, wo im Jahre des Herrn 1846, wie schon erwähnt, aus allen Gauen die liberalen Vorkämpfer zusammengekommen waren. Da saß zu meiner Rechten jener Freiherr v. Gagern, eine der wichtigsten Persönlichkeiten jener Zeit, nicht lange darauf der erste Präsident des deutschen Reichstags in Frankfurt, und das Bild des energischen Mannes, der auch damals in Hallgarten den kleinen Kreis beherrschte, der so viele Berühmtheiten des Jahres 1848 enthielt, hatte sich meiner Seele tief eingeprägt. Und hier im Laubeschen Salon sah ich ihn wieder. Der jetzt neben mir auf dem Stuhle saß und eine Tasse Mokka schlürfte, war nicht mehr der Mann des „kühnen Griffes“ von 1848, der später noch für die deutsche Sache in Schleswig-Holstein gefochten hatte; er, der seinerzeit Oesterreich aus dem deutschen Staatenbunde ausschließen wollte, war ins großdeutsche Lager übergegangen; er lebte in Wien als hessen-darmstädtischer Gesandter, und in der That, ich hatte Mühe, in diesem etwas zugeknöpften Diplomaten den schwunghaften und imponierenden Träger des deutschen Einheitsgedankens wieder zu erkennen. Jene Villa in Hallgarten, wo ich ihn zuerst gesehen, lag am Fuße des Johannisbergs, und wenn Fürst Metternich von der berühmtesten Höhe des Weinlandes auf diese subalternen Rebenberge herabsah, so mochte er kaum wissen, welch eine weitverzweigte Verschwörung da unten am Sturze seines Systems arbeitete. Jetzt aber war der Häuptling der Frankfurter Rebellion unter Oesterreichs Fittiche zurückgekehrt. Laube hatte ja auch im Frankfurter Parlament gesessen und seinerzeit Gagern neben den andern

Herren in der Paulskirche sauber porträtiert. So begegneten sich im Laubeschen Salon das Welttheater, wo Gagern seine Rolle ausgespielt hatte, und die Theaterwelt, wo Laube jetzt ein in ganz Deutschland anerkanntes Zepter führte.

Um diese Zeit schrieb Laube auch an seinem großen historischen Roman: „Der deutsche Krieg“. Er hatte den ersten Teil, „Junker Hans“, bereits vollendet und überreichte mir die ersten vier Bände desselben zur Besprechung, da ich damals die Redaktion der „Blätter für litterarische Unterhaltung“ übernahm; ich konnte in meiner späteren Kritik das Verdienst der epischen Darstellung anerkennen, die uns Schritt für Schritt durch Raum und Zeit führt mit jener vollen, eingehenden Motivierung, wie sie dem Epiker zukommt, mit einer Bild auf Bild uns vor die Augen rückenden Anschaulichkeit. Bei diesem Anlaß beklagte sich Laube über die Ungunst des deutschen Lesepublikums, eine Klage, die er schon früher einmal gegen mich geäußert, als er mir seine dramatischen Werke übersandte. In der That war der buchhändlerische Erfolg der Laubeschen Schriften ein sehr bescheidener, besonders wenn man ihn mit dem heutigen Erfolg beliebter Dramen und Romane vergleicht; er blieb offenbar hinter dem Verdienst jener Werke zurück; in erstaunlichem Mißverhältnis stand er aber zu dem Glanze, der damals den Namen Laubes umgab. Und wenn die Lesewelt sich spröde gegen seine Schriften verhielt, so wurde ihm doch auf der andern Seite von den maßgebenden Autoritäten der Aesthetik und Litteraturgeschichte der Nimbus eines Klassikers vorenthalten, obschon die Klassiker, nach Lessings bekanntem Ausspruch über Klopstock, das Vorrecht haben, nicht gelesen zu werden.

Fünf Jahre waren seit jener Zeit verflossen, als Laube nach Leipzig kam, und zwar als Direktor des Leipziger Stadttheaters. Seinem Vorgänger, Herrn v. Witte, war aus irgend einem Grunde der Leipziger Boden zu heiß geworden; Flugblätter einer fanatischen Gegenpartei verfolgten ihn und bedrohten ihn. Im Jahre 1868 war das schöne Neue Theater eröffnet worden, und das erste Theaterjahr war ein sehr günstiges gewesen; das Publikum strömte allabendlich in den Kunsttempel am Schwanenteich; eine Schar tüchtiger Künstler und Künstlerinnen, Klara Ziegler, Rosa Link, Ludwig Barnay, Herzfeld u. a., übten eine nie versagende Anziehungskraft aus; die Einnahmen waren glänzend; Witte zog sich vom Theater zurück als ein sehr vermögender Mann und empfahl selbst als seinen Nachfolger Heinrich Laube. Dieser war seit einem Jahr von der Direktion des Wiener Burgtheaters zurückgetreten und hatte als erbitterter Kritiker den neuen Intendanten Friedrich Halm in der „Neuen Freien Presse“ aufs heftigste angegriffen; doch er sehnte sich wieder nach einer praktischen Thätigkeit, wo er etwas schaffen, wo er anordnen und befehlen konnte. Und so übernahm er die Pacht des Leipziger Stadttheaters, als sie ihm auf Wittes Empfehlung hin von dem Rat der Stadt angetragen worden war. Nun hätte man glauben sollen, daß diese Empfehlung die Gegner Wittes, die sofort als fanatische Anhänger Laubes Fahne aufsteckten, entwaffnet haben würde, denn wenn sie auch mit Hosianna Blumen auf Laubes Pfade streuten, so war es

doch Witte, der ihnen diese Huldigungen und den Einzug des neuen Direktors in die Pleißestadt ermöglicht hatte; statt dessen aber dauerten die Angriffe auf Witte fort, während um Laube das Weihrauchfaß geschwungen und der „kommende Mann“ in den Himmel gehoben wurde. Das Gerechtigkeitsgefühl der Leipziger, die mit der Direktion Wittes keineswegs unzufrieden gewesen, empörte sich gegen dieses Vorgehen, und auch ich, der ich gegen Laube keineswegs eine feindliche Gesinnung hegte, konnte damit nicht einverstanden sein. In der That liegen hier die Keime der späteren Leipziger Theaterunruhen; die bacchantische Vortänzerei vor einem kommenden Gotte hatte alle Nüchternen von Hause aus in ein feindliches Lager gedrängt. In den Feuilletons der meisten deutschen Zeitungen war die Leipziger Musterbühne bereits fix und fertig aufgebaut, die Unfehlbarkeit des neuen Direktors wurde mit beredten Zungen verkündigt, noch ehe er die Hand ans Werk gelegt hatte. Gegenüber diesem Taumel einer durch die deutschen Blätter rauschenden Apotheose glaubte ich bei einer Begrüßung Laubes als Kritiker des Leipziger Tagblattes bei aller warmen Anerkennung seiner Verdienste doch die Unabhängigkeit der Kritik ausdrücklich wahren und das Recht einer „gesinnungsvollen Opposition“ in Anspruch nehmen zu dürfen. Doch Laube war kein König Friedrich Wilhelm IV., er wollte nichts von einer gesinnungsvollen Opposition wissen. Einmal verhandelte ich mit ihm darüber eine Stunde lang, vor den Pforten des Musentempels auf und ab gehend: doch keiner vermochte den andern zu bekehren; ich war seinen Gründen betreffs einer Kritik mit gebundenen Händen um so weniger zugänglich, als ich ja wußte, daß er in demselben Jahre in Wien den Intendanten Halm so zerzaust hatte, daß er ihm kein gutes Haar ließ. Mit diesen kritischen Niedermetzelungen konnte sich meine wohlwollende Begrüßung des neuen Direktors durchaus nicht vergleichen.

Laube hatte seinen Generalstab: es befanden sich in demselben gute Freunde von mir, die einige Jahre vorher mir zu meinem 25jährigen Schriftstellerjubiläum eine litterarische Feier improvisiert hatten: Adolf Silberstein, ein junger Philosoph der Herbartschen Schule, Emil Claar, ein junger Schauspieler, der mit der Feder gut Bescheid wußte. Der erstere hatte eine Schrift über mein bisheriges litterarisches Wirken erscheinen lassen, eine Schrift voll wärmster Anerkennung; der zweite hatte mir sogar ein schwunghaftes Gedicht gewidmet. Doch der Laube-Fanatismus zerriß alle Bande; jeder Tadel des Meisters erbitterte seine Jüngerschaft. In den andern Leipziger Lokalblättern wurden meine Kritiken in gehässiger Weise wiederkritisiert; vor allem aber wurde in der auswärtigen Presse über die verständnislose Opposition gegen die Leipziger Musterbühne gezetert. Wie thöricht diese Anklagen waren, das beweisen ja die vorliegenden Dokumente, meine Kritiken im Tageblatt; man wird daraus ersehen, welches Lob ich verschiedenen Aufführungen gespendet, derjenigen des „Demetrius“, der „Makkabäer“, des „Julius Cäsar“, des „Coriolan“, und zwar vor und nach den Theatertumulten, während ich allerdings auch Verfehltes wie die Aufführungen der „Jungfrau von Orleans“, des „Faust“, des „Fiesko“ rügen mußte, besonders

wegen unrichtiger Besetzung vieler Hauptrollen. Hatte Laube doch die Jungfrau von Orleans von einer Soubrette, Fräulein Feuerstake, spielen lassen. Das entfesselte einen Sturm des Unwillens auf der sogenannten Eselswiese, dem Inseratenteil des Leipziger Tageblatts, auf dem sich damals viele Dramaturgen aus dem Volke mit kecken Improvisationen und heftigen Angriffen auf Laube tummelten. Ich selbst befand mich bald im Stande der Notwehr, und als einmal in angesehenen auswärtigen Blättern, in der Kölnischen Zeitung, der Augsburger Allgemeinen, die Leipziger Tageblatt-Kritik schonungslos verurteilt wurde, da ließ ich mich verleiten, auch selbst schärfere Saiten anzuschlagen und eine über mein gewohntes Maß hinausgehende Kritik einer Tellaufführung zu schreiben, die verhängnisvolle Folgen haben sollte. Laube gab jetzt die Losung aus, ich müsse fort von Leipzig, und sofort wurde zu einer vernichtenden Attacke geblasen. Zuerst erschien Emil Claar auf dem Wahlplatze mit einem langen gegen mich gerichteten Artikel, der an Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ; er schien sein Lobgedicht auf mich vergessen zu haben; ich aber konnte, was der Preußenkönig in dem Heineschen Gedicht von Herwegh sagt, auf Claar anwenden:

„In Versen hat er mich entzückt,
Doch mir gefällt nicht seine Prosa!“

Maßvoller als dieser Artikel Claars in den Leipziger Nachrichten war eine Antikritik, die Silberstein in einem andern Leipziger Lokalblatt erscheinen ließ, doch durch ein unglückliches Mißverständnis brachte gerade diese Kritik den Funken in die Zündschnur. In einer Wendung derselben sah der Schauspieler Herzfeld, und zwar mit vollem Unrecht, eine Beleidigung seiner Braut, des Fräulein Link, stürzte in den Mittelbalkon, wo Silberstein mit ganz ruhigem kritischem Gewissen saß, und mißhandelte ihn thätlich an der offenen Thür. Es konnte nicht ausbleiben, daß darauf ihm Laube seine Entlassung gab. Er hat einen Schriftsteller, einen Kritiker mißhandelt, hieß es allgemein; doch man fügte hinzu: warum wird denn Claar nicht entlassen, der ebenfalls gegen einen Kritiker und Schriftsteller, wenn auch nicht mit Realinjurien, angriffsweise vorgegangen ist? Und aus diesem Gedankengange entwickelte sich die Lynchjustiz, deren Opfer einige Tage nachher Claar werden sollte. Es erhob sich bei seinem Auftreten im Neuen Theater eine so lärmende Opposition, daß der Vorhang fallen mußte und dann nur mit Mühe weitergespielt werden konnte. Noch schlimmer gestalteten sich die Dinge tags darauf im Alten Theater; hier war der Lärm so groß, daß die Vorstellung gänzlich unterbrochen wurde und Fräulein Delia, die Braut Emil Claars, infolge der Aufregung in Ohnmacht fiel und erst nach einem langen Krankenlager wieder auftreten konnte. Es war einer der größten Theaterskandale, von denen die Geschichte der deutschen Bühne zu berichten weiß, und niemals ist einem schlechten Theaterdirektor von seinem Publikum so arg mitgespielt worden, wie hier dem Mann, der für den besten in Deutschland galt. Die Laube-Partei rührte sich nicht. Im Leipziger Tageblatt waren Artikel aus der Feder eines jungen Juristen erschienen, die die ganze Partei aufs schärfste verurteilten, wenn sie auch die Verdienste Laubes

anerkannten. Da ich bei der Redaktion des Blattes in keiner Weise beteiligt war, so wußte ich vorher von diesen Artikeln nichts; sie waren in sehr beweiskräftiger und schlagkräftiger Weise abgefaßt und hatten Oel ins Feuer gegossen. Die Anarchie hatte indes den Theaterkörper selbst ergriffen; eine fast von allen Mitgliedern unterzeichnete und in den Blättern veröffentlichte Erklärung wandte sich gegen die eigne Direktion und ihre Maßnahmen besonders im Falle Herzfeld. Jetzt mischte sich auch der Rat ein, der für Laube wenig Sympathien hatte; dieser mußte Ordre parieren, und wie nach einer Revolution durch öffentliche Anschläge die Entlassung eines mißliebigen Ministeriums verkündet wird, um die Gemüter zu beruhigen, so verkündeten Plakate an allen Pforten des künstlerischen Heiligtums die Entlassung Emil Claars, der zum Sündenbock der Laubeschen Direktion geworden war.

In jenen Tagen herrschte eine Aufregung in Leipzig wie in Revolutionszeiten, wo ein Straßenkampf in Aussicht steht. Die Parteien gingen nur mit Stöcken ausgerüstet über die Straße; mißtrauisch blickte der Direktor, wenn er am Café Français mit seinem Freß- und Preßgefolge, seinem getreuen Hund und seinem getreuen offiziösen Preßbureau vorüberging, zu den Fenstern dieses Kaffeehauses empor, in dem er das feindliche Lager sah. Zu mir selbst kamen Anhänger Laubes, die aber auch zu mir hielten, Dr. Franz Hirsch, Dr. Paul Lindau u. a., in erregter Kampfesstimmung und mit Stöcken von verschiedenstem Kaliber bewaffnet, um mir die bedrohliche Situation zu schildern, für die sie übrigens, viel unparteiischer als Laube, mich nicht verantwortlich machten.

Inzwischen kam nach dem Zugeständnis, das durch die Entlassung Claars der öffentlichen Meinung gemacht worden war, auch die Partei Laubes zu Worte; er selbst sprach mehrmals von der Bühne herab zum Publikum, und zwar mit lebhaftem Beifall; eine in den angesehensten Kreisen Leipzigs zirkulierende Adresse, von vielen Großkaufleuten, Professoren und Beamten unterzeichnet, sprach Laube und seiner Direktion volle Anerkennung aus. Er hatte mit seinem Abgang gedroht; doch er ließ sich durch diese Zustimmungserklärung erbitten und blieb. Alles kam nun wieder ins alte Geleise; er dirigierte, seine Künstler spielten, seine Jünger schwangen das Weihrauchfaß, ich kritisierte; nur auf der Eselswiese war es still geworden. Die fieberischen Erscheinungen hörten auf, die Krisis war überstanden.

Doch mit des Geschickes Mächten ist, wie es in dem „Lied von der Glocke“ heißt, kein ew'ger Bund zu flechten, und wenn hier der Dichter singt, daß der Segen von oben kommt, so kam diesmal der Unsegen von oben, und zwar vom Plafond des Neuen Theaters. Es „begann dort auf einmal zu bröckeln“, der damalige Theaterinspektor, nachher langjähriger Direktor des Kölner Stadttheaters, brachte diese unerfreuliche Mitteilung. Der Rat beschloß, das Neue Theater auf einige Wochen zu schließen; dazu waren aber Verhandlungen mit dem Direktor nötig; Laube zeigte sich wenig fügsam; er hatte überhaupt durch sein „patziges“ Wesen die Gunst des Bürgermeisters Koch verscherzt. Und ein

Oberbürgermeister hat gewiß das Recht, so unfehlbar zu sein wie ein Theaterdirektor, und wenn zwei Unfehlbarkeiten aufeinanderplatzen, so kommt es nur darauf an, auf welcher Seite beim Anprall die Gewalt des Stoßes größer ist. Laube hatte bei den Verhandlungen seinem Unwillen durch die gelegentliche Aeußerung, er wolle abgehen von der Direktion, Ausdruck gegeben. Darauf hin hielt der Bürgermeister Vortrag beim Stadtrat, beantragte die Entlassung Laubes, begab sich noch an demselben Abend zu den Stadtverordneten, um die Zustimmung dieses Kollegiums einzuholen, die auch nicht ausblieb, und so erhielt Laube gleich darauf seine mit dem Ratssiegel versehene Entlassung. Er war darüber aufs äußerste betroffen und suchte dieselbe rückgängig zu machen. Vergeblich! Seine Direktion hatte den Leipziger Volksaufstand glücklich überstanden, war dann aber sachte „abgebröckelt".

Ich habe Laube seitdem nicht wieder gesehen, er hat ja dann seiner Passion als Theaterleiter wieder am Wiener Stadttheater gehuldigt. Ueber die Leipziger Vorgänge hat er in seiner Schrift über das „Norddeutsche Theater" und in seinen „Erinnerungen" Enthüllungen gemacht, die entweder auf Selbsttäuschung oder falscher Berichterstattung beruhen. Ich selbst kam dabei natürlich schlecht genug weg; er läßt durchblicken, daß ich das böswillige Agens dieser Theaterskandale gewesen sei, — mit Unrecht! Ich wußte vorher nichts davon und wurde durch diese so überrascht wie er selbst! Ebenso deutet er an, daß meine kritische Stimmung der Direktion gegenüber durch die Aufführung oder Nichtaufführung meiner Stücke beeinflußt worden sei. Das ist ein wohlfeiler Vorwurf, ein naheliegender Stein, den man leicht zum Wurf aufheben kann, wenn es gilt, einen Theaterkritiker zu treffen, der zugleich dramatischer Dichter ist. Ich als Dichter hatte aber nicht den geringsten Grund, mit dem Theaterdirektor Laube unzufrieden zu sein; er hatte meine „Katharina Howard" und mein Lustspiel „Pitt und Fox" mit guter Besetzung und schönem Erfolg gegeben — spielte doch der geniale Mitterwurzer sowohl den Fox wie den König Heinrich VIII. Und diese Aufführung meines Lustspiels fand kurz vorher statt, ehe ich meine Theaterkritik über den „Tell" vom Stapel ließ, die ich nur um der Sache willen schrieb; persönliche Motive hätten mich eher abhalten sollen, sie zu schreiben. Wenn er meinen kritischen Standpunkt als den der Weimarschen Schule verurteilt, so muß ich zwar zugeben, daß ich für Schiller und Goethe etwas eingenommen bin, daß ich aber das falsche Pathos ebenso verwerfe wie Laube, nur daß ich damit nicht zugleich allen dichterischen Aufschwung in die Pfanne hauen will. Doch über alle diese Vorgänge ist längst Gras gewachsen; ich habe später auch mit den Hauptbeteiligten der Gegenpartei, mit dem leider früh verstorbenen Adolf Silberstein und Emil Claar stets auf freundlichem Fuße gestanden. Die Gehässigkeiten Laubes in seinen Aufzeichnungen und Denkschriften habe ich ruhig über mich ergehen lassen und bisher in keiner Weise erwidert. Auch das Bild Laubes, wie ich es in allen neuen Auflagen meiner Litteraturgeschichte, in meinen Essays in „Unsre Zeit" und den „Litterarischen Totenklängen und Lebensfragen" eingehend

und mit Liebe entworfen und koloriert habe, trägt nirgends die Spuren persönlicher Feindseligkeit; ja, von allen Litterarhistorikern der Gegenwart ist keiner den schriftstellerischen Verdiensten Laubes in gleicher Weise gerecht geworden; von vielen wird er nur wie eine halbverschollene Größe betrachtet oder mit einer vornehmen Handbewegung beiseite geschoben, wie es die Neuesten den Vorkämpfern der jungdeutschen Epoche gegenüber zu thun pflegen.

Ueber Liebig und das Arbeitsfeld des Chemikers.

Von

F. Fittica.

Die heutigen Paläste, die sich die Hochschulen, sei es Universität oder Polytechnikum, für Chemie zu eigen machen, verdanken wir Liebig. Liebig, der mit Leib und Seele allem voran war, wenn es sich um die praktische Lösung wissenschaftlich-chemischer Fragen handelte, empfand frühe das Bedürfnis, nicht nur für sich, sondern für Mitarbeiter und Schüler ein Lokal zu schaffen, in dem er nach Herzenslust seine chemische Thätigkeit entfalten konnte zum Wohle der Universität und seiner Mitmenschen. Ihm genügte es nicht, analog seinen Vorgängern in einem privaten Arbeitsraum sich zu verschließen, umgeben höchstens von einem Freunde, Privatassistenten oder Mitarbeiter, der die Ideen des Meisters ausführen und verbreiten sollte; vielmehr war er der Mann dazu, eine größere Schule ins Leben zu rufen, der Mann, dem wir nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Welt eine allgemeine wissenschaftliche Unterrichtsanstalt verdanken, in der nicht nur Chemie gelehrt, sondern auch geübt sowie technisch-wissenschaftlich bethätigt werden konnte.

In seinen Jugendjahren hat es Liebig, analog seinen bedeutenden Vorgängern Mitscherlich, Davy und Berzelius, bitter empfunden, daß es damals weder allgemein Hochschullehrer für Chemie gab, noch allgemeine Bildungsanstalten hierfür. Mitscherlich (1794 bis 1863), der aus der Nähe des zu Zeiten Bismarcks manchmal genannten Jever (Großherzogtum Oldenburg), aus Neuende, stammte, hat wie Berzelius (1779 bis 1848) nur auf Umwegen seiner Lieblingswissenschaft, der Chemie, sich widmen können. Letzterer hatte einen Schulvorstand zum Vater, von dem er zwar in Sprachen und ferner allgemeinen Naturwissenschaften, keineswegs aber in deren Grundlehren (Chemie und Physik) unterrichtet werden konnte. Mitscherlich erging es noch schlimmer; er wurde auf Anregung des berühmten Geschichtsforschers Schlosser, der in seinen (Mitscherlichs) Schuljahren in Jever Gymnasiallehrer war, anfangs Philologe, als welcher er

in Heidelberg studierte und in Göttingen promovierte, so daß nur eine scheinbar zufällige Begegnung mit Berzelius, der als Professor der Medizin in Stockholm sich damals vorübergehend in Berlin (dem späteren Wohnsitz Mitscherlichs) aufhielt, Veranlassung für ihn wurde, die Philologie gänzlich mit Chemie zu vertauschen. Derartige Umsattlungen hat zwar Liebig (1803 bis 1873) nicht durchgemacht. Er hat im Gegenteil seine frühreife Neigung zur Chemie dadurch sattsam bethätigen dürfen und auch bethätigt, daß er nicht nur in seinem 14. Lebensjahre sämtliche chemischen Werke der Bibliothek seines Geburtsortes Darmstadt durchgelesen hatte, sondern auch die darin beschriebenen Versuche nachgemacht. Sein Vater, ein Material- und Farbwarenhändler, war allerdings um so weniger mit diesem Selbstunterricht einverstanden, als die Schularbeiten des Sohnes zugleich dadurch vernachlässigt wurden, so daß der junge Liebig eine Reihe von Tadelsvoten sich mußte gefallen lassen. Da er ferner seinen Lehrern nichts weniger als genial beanlagt erschien und ihm die Erlangung eines Reifezeugnisses eine unerreichbare Aufgabe bedünkte, sodann aber seine Neigung zur Chemie übermächtig sich entwickelte, gab der Vater ihn zu einem Apotheker in Heppenheim (bei Darmstadt) in die Lehre, wo er nach damaliger Sitte und Möglichkeit die ersten Grundlagen als Chemiker sich zu eigen machen sollte. Allein bereits nach zehn Monaten konnte er die Apotheke verlassen, respektive mußte sie verlassen, weil eine unglückliche Explosion mit Knallquecksilber (mit dessen Bereitung er sich in den Mußestunden befaßte) seinen Lehrherrn gegen ihn aufbrachte. Nachdem er nunmehr in Darmstadt seine mangelhaften Schulkenntnisse ergänzt hatte, konnte er mit Unterstützung seines Landesfürsten Ludwig I. zunächst nach Bonn und sodann nach Erlangen zum Studium unter Kastner gehen sowie hier promovieren. Im letzteren Orte machte er ferner Bekanntschaft mit Platen, gelegentlich Schellings Vorlesungen über Philosophie, die jene gleichzeitig besuchten, über welche letztere er allerdings später sich sehr mißliebig aussprach.

Indes war damals Deutschland kein Land zur höheren Ausbildung in Chemie. Als Lehrer hierfür hätte höchstens dort Mitscherlich in Frage kommen können, der um jene Zeit (1822) zwar in Berlin bereits schon Professor war, allein kein allgemeines Laboratorium besaß sowie kein Talent war, seinen Namen nach außen hin glänzen zu lassen. Dies verstanden vielmehr die im übrigen sehr tüchtigen und bedeutenden Chemiker Frankreichs: Gay-Lussac, Thénard und Dulong, die damals in Paris lebten und wirkten. Hierhin wendete sich Liebig, und es gelang ihm namentlich im Laboratorium Thénards Eingang zu finden sowie Untersuchungen auszuführen, die Veranlassung wurden, daß (1823) unter andern auch Alexander v. Humboldt auf ihn aufmerksam wurde. Dieser, der damals die bedeutendsten Naturforscher zu Freunden und Bekannten hatte sowie mit einer Reihe von Fürsten auf vertrautem Fuße stand, empfahl ihn Gay-Lussac, der ihn ausnahmsweise in sein Privatlaboratorium aufnahm, so daß Liebig nunmehr auf das eingehendste mit den hervorragenden chemischen Kenntnissen der damaligen Zeit ausgestattet werden konnte. Nach

Absolvierung dieser seiner eigentlichen chemischen Hochschulzeit nahm aber Alexander v. Humboldt Veranlassung, ihn gemäß dem günstigen Urteile Gay-Lussacs seinem Landesherrn, dem genannten Großherzoge, warm zu empfehlen, der nunmehr Liebig in dessen 21. Jahre zum außerordentlichen Professor in Gießen ernannte.

In Gießen hat Liebig (seit 1826 als Ordinarius) die größte Zeit seines Lebens zugebracht, und obwohl die Stadt weder damals wie heute ebensowenig durch Schönheit als auch Verkehr oder Industrie glänzte, hat er wesentlich aus Dankbarkeit gegen seinen Landesherrn zunächst Berufungen nach dem Inlande wie dem Auslande beharrlich abgelehnt. Aber nicht nur aus diesem Grunde, sondern auch deshalb geschah dies, weil sich Liebig, allerdings mit Mühe und Entsagung, dort ein Arbeitsfeld schuf, das als damalige einzige Einrichtung dieser Art allmählich ihm die jungen Chemiker Deutschlands und sodann der ganzen Welt zuführte, zu seiner Wonne und Freude. Dagegen war es anfangs der Neid und Groll seiner Kollegen, die ihm sein Leben dadurch verbitterten, daß sie ihn bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit wissen ließen, er verdiene seine Stellung ebensowenig durch seinen Mangel an Schulbildung als auch gesellschaftlichen Formen. Gleiche Gründe waren es auch wohl, wenigstens der Neid, die sein Bestreben, ein allgemeines Laboratorium einzurichten, anfangs vereitelten, vor allem mit dem Hinweise darauf, daß es nichts wie persönliche Annehmlichkeiten seien, die Liebig mit der Einrichtung eines Laboratoriums bezwecke. Endlich aber bewirkte ein gereizter Brief (1834) an den hessischen Kanzler Linden in Darmstadt das, was Bitten und demütige Vorstellungen bis dahin vergeblich gesucht hatten.

In diesem Briefe machte er darauf aufmerksam, daß man ihm kein Laboratorium gegeben habe, sondern lediglich vier Wände statt eines ausgerüsteten Arbeitsraumes. Man wäre aber, so führt er aus, nicht im stande, ohne Instrumente und Präparate die Stelle eines Hochschullehrers in Chemie zu bekleiden, so daß er jährlich drei- bis vierhundert Gulden aus eignen Mitteln dazu habe verwenden müssen. Für die Anstalten einer Universität aber dürfe man die größten Summen verwenden, weil dies die Achtung und Anhänglichkeit an sie steigere, obschon die strengste Kontrolle über die Zweckmäßigkeit ihrer Verwendung geführt werden müsse. Indem er aber solche Summen aus eignen Mitteln hergegeben habe, habe er von den 800 Gulden seiner Besoldung so viel eingebüßt, daß er von Kummer und quälenden Nahrungssorgen bedrückt sei.

Derartige Ansichten hatte bezüglich des chemischen Unterrichts bereits der oben genannte Berliner Chemiker Mitscherlich geäußert, indes ohne Erfolg zu verwirklichen gestrebt; Liebig jedoch erreichte nicht nur seinen Zweck, sondern auch den, daß man von jetzt an allgemein seiner begründeten Ansicht, zum gründlichen chemischen Studium gehörten gründliche Hilfsmittel, in Regierungskreisen beitrat. In der Folge ist es ferner Liebigs Verdienst gewesen, in Deutschland eine chemische Schule, eine chemische Hochschule ins Leben zu rufen, derart, daß von da an ohne Umschweife allgemein einem zu berufenden Hochschullehrer für

Sie werden oft lange verkannt und ihre Bedeutung unterschätzt, bis ein ausgebildeter Anfall den gefährlichen Feind, der sich dahinter verbirgt, auch den Augen des Laien verrät.

Das wesentliche Kennzeichen der epileptischen Absenzanfälle ist die plötzliche und sehr flüchtige, nur nach Augenblicken zählende, vollkommene Unterbrechung des Bewußtseins, das ebenso plötzlich wiederkehrt, ohne daß die Betroffenen selbst der Unterbrechung sich bewußt wären. Diese Anfälle stellen sich unvermutet ein und wiederholen sich gerne in kurzen Zwischenzeiten, ohne daß ein deutlicher Anlaß dafür vorliegt, wie bei den Ohnmachtanwandlungen, die durch Erschöpfung und Blutverluste herbeigeführt werden. Der Ausfall des Bewußtseins verrät sich der Umgebung, falls sie den Vorgang richtig beurteilt, aus der plötzlichen unmotivierten Einstellung irgendwelcher, gerade im Gange befindlichen Thätigkeit, die nach kurzer Unterbrechung ebenso unmotiviert wieder aufgenommen wird, als wenn nichts vorgefallen wäre. Wer schärfer zusieht, konstatiert im Anfall bald mehr, bald minder deutliche krampfhafte Bewegungen dieses oder jenes Muskelgebietes, die von Unerfahrenen leicht als Ungeschick oder Unart irrig gedeutet werden, namentlich bei Kindern, die am häufigsten dem „petit mal“ unterworfen sind. Mitten in der Unterhaltung stockt die Rede, der Kranke starrt ins Leere, und fährt nach einer kurzen Pause da fort, wo er die Rede abgebrochen hat. Oder ein Kind schneidet plötzlich mitten im Spiel, bei der Handarbeit oder bei Tisch ein Gesicht, schmatzt vielleicht mit den Lippen, verdreht die Augen und den Kopf, läßt das Spielzeug oder Strickzeug aus der Hand fallen, verschüttet die Suppe auf dem Weg zum Mund aus dem Löffel, schleudert auch wohl den Löffel, die Gabel aus der Hand. Ebenso plötzlich kehrt das Bewußtsein zurück, das Kind will zu spielen, zu stricken, zu essen fortfahren, vermißt die Gegenstände, die es noch eben in der Hand hielt, wird verdrießlich, zürnt auch wohl und meint, man habe sie ihm weggenommen, beruhigt sich jedoch rasch, sobald es wieder in ihren Besitz gelangt, und beginnt aufs neue zu spielen, zu arbeiten, zu speisen. Daß dem vermeintlichen Ungeschick oder der vermeintlichen Unart solcher Kranker Muskelkrämpfe zu Grunde liegen, hat Féré durch einfache Versuche nachgewiesen.

Bei Erwachsenen können sich ärgerliche Scenen ereignen, die die Würde des Amtes verletzen, das sie bekleiden, des Richterstandes, des Priestertums, dem sie angehören. Mitten in der richterlichen Verhandlung, am Altar, auf der Kanzel versagt die Sprache, wird der Kopf verdreht, macht das Gesicht Grimassen. Das Publikum, die Gemeinde sind erstaunt, beunruhigt, da kommt die Rede wieder, das Gesicht gewinnt wieder seinen würdigen Ausdruck, die Verhandlung, die Predigt wird richtig zu Ende geführt.

Die Verwünschung: „Kriech die Krenk!“ ist dem Pfälzer zur Interjektion geworden. Er richtet sie an Freund und Feind, an die Bringer erfreulicher und betrübender Nachrichten, wenn er in Aufregung gerät, ohne sich der eigentlichen Bedeutung des Ausrufs bewußt zu werden.

Wenn diese kleinen Anfälle sich rasch und häufig wiederholen, wie es so oft geschieht, selbst zwanzigmal und öfter an einem Tage, so untergraben sie die Intelligenz nicht minder sicher wie die großen, häufig wiederkehrenden Anfälle. Dies zeichnet sie in bedenklicher Weise aus vor den krampfhaften Bewegungen beim kleinen Veitstanz, die gleichfalls von unerfahrenen Eltern und Lehrern nicht selten für Unart gehalten und durch Züchtigung verschlimmert werden. Auch charakterisiert diese tiefe, verderbliche Einwirkung auf die Grundlagen der Intelligenz, das Gedächtnis und die Gabe der geistigen Auffassung (Apperception), die Epilepsie gegenüber der Hysterie, welche kleine und große Krampfanfälle wie sie erzeugt. Das Bewußtsein wird bei der Hysterie nur ausnahmsweise so plötzlich und gänzlich verdunkelt, und auch große und häufige Anfälle schädigen die Wurzeln der Psyche nicht so tief in die feinsten Fasern hinab. Die Diagnose zwischen Hysterie und Epilepsie ist jedoch nicht immer leicht, zumal da sich beide Zustände verbinden können. Es ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen, welcher Mittel sich der Arzt bedient, hysterische und epileptische Anfälle zu unterscheiden. Trousseau, einer der größten Aerzte aller Zeiten, hat diese Aufgabe vorbildlich gelöst.[1])

Man bezeichnet die eben beschriebenen kleinen Anfälle auch als epileptischen Schwindel (vertige épileptique), doch sollte man diesen Namen nur solchen erteilen, die sich durch Schwindelgefühle und Schwindelbewegungen auszeichnen und unter diesen Erscheinungen als kleine, flüchtige Anfälle verlaufen, oder mit völligem Schwinden des Bewußtseins und typischen Krämpfen enden, somit die Gestalt von großen, ausgebildeten annehmen.

Ein ganz andres Gepräge als die epileptischen Absenzen trägt eine Klasse von unausgebildeten, flüchtigen Anfällen, die erst im Laufe der letzten 50 Jahre, hauptsächlich auf Grund der klinischen Beobachtungen eines scharfsinnigen englischen Arztes, Hughlings Jackson, genauer beschrieben und bekannt geworden sind. Die Anfälle setzen sich aus sehr mannigfaltigen sensorischen und motorischen Reizungserscheinungen, bestimmten Empfindungen dieses oder jenes Sinnesnerven oder Gefühlen dieses oder jenes Leibesorgans und aus krampfhaften Bewegungen dieses oder jenes Muskelgebietes zusammen, wobei das Bewußtsein erhalten bleibt, so daß die Kranken selbst ihre Anfälle wahrnehmen und mitunter genau beschreiben können. Man sieht, es sind dieselben Gruppierungen sensorischer und motorischer Erscheinungen, wie sie als Aurasymptome viele große Anfälle einleiten, und in der That sind sie nichts andres als Anfälle, die mit dem Aurastadium abschneiden. Man könnte sie kurz und zutreffend als e p i l e p t i s c h e A u r a a n f ä l l e bezeichnen. Es giebt Anfälle von Gesichtsschmerz, Migräne, Funkensehen mit Zuckungen am Gesichte, von Heißhunger, mit Uebelkeit und Erbrechen endigend, von Asthma mit Krampf der Atemmuskeln, Neuralgien der Arme und Beine mit Zuckungen des betreffenden Gliedes u. s. w., die die Bedeutung epileptischer Anfälle haben. Während aber der epileptische Charakter

[1]) A. Trousseau, Medizinische Klinik des Hôtel Dieu in Paris. Nach der 2. Auflage deutsch bearbeitet von Culmann. 2. Band 1868, Seite 97 u. f.

der Absenzanfälle auf die Dauer kaum unerkannt bleiben kann, auch wenn es zu keinen ausgebildeten Anfällen kommt, ist die epileptische Natur dieser Auraanfälle erst dann erwiesen, wenn sie in ausgebildete übergehen. Es kann dann geschehen, daß derselbe Kranke bald nur von kleinen Anfällen des Auragepräges, bald von großen klassischen Anfällen heimgesucht wird.

Wie Empfindungen und Bewegungen durch die eigentümliche Erregung des Nervensystems, die den epileptischen Anfällen zu Grunde liegt, ausgelöst werden, so auch Absonderungen (Sekretionen) der Drüsensäfte, die der Organismus in Gestalt von Speichel, Schweiß, Verdauungssäften, Harn u. s. w. liefert. Die mikroskopischen Laboratorien der Drüsenzellen, die sie bereiten, stehen unter dem Einfluß der Nerven; das Speicheln beim Anblick leckerer Speisen, der Angstschweiß des armen Sünders und der Durchfall des Rekruten im Feuer des ersten Gefechts sind bekannte Thatsachen. Reichliche Ausscheidungen von Speichel, halbseitige oder allgemeine Schweiße, Entleerungen nach unten oder oben beobachtet man mitunter schon im Aurastadium, häufiger im weiteren Verlauf epileptischer Anfälle. Man hat sich überzeugt, daß solche abnorme Sekretionen ausnahmsweise als selbständige Aeußerungen epileptischer Erregung zwischen ausgeprägten Anfällen vorkommen: sekretorische Anfälle.

V.

Epileptische Dämmerzustände.

Unter physiologischen und pathologischen Umständen kann das Bewußtsein so verdunkelt werden, daß es zu einer richtigen Wahrnehmung und Auffassung der Erscheinungen mehr oder minder unfähig wird; trübe Bilder erwecken irrige Vorstellungen und Gefühle, die zu Abwehrbewegungen, Affektausbrüchen und verkehrten Handlungen treiben. Wir sprechen dann von seelischen Dämmerzuständen.

Im Schlafe finden Verdunklungen des Bewußtseins statt, die sehr verschiedene Grade, vom Halbschlummer und sogenannten Traumwachen bis zum tiefsten, totenähnlichen Schlafe, erreichen. Lebhafte, leicht erregbare Personen, solche zumal, die schwere Kämpfe um das Dasein führen, reden, streiten und lärmen im Schlafe, zerwühlen das Bett und erfahren morgens staunend von ihren Zimmernachbarn, daß sie diese um Ruhe und Schlaf in der ganzen Nacht gebracht haben. Auch manche Formen leichten Nachtwandelns, wie sie nicht selten bei jungen Leuten beobachtet werden, fallen noch in die physiologische Breite. Sie richten sich im Schlafe auf, verlassen das Bett, schreiten durchs Zimmer, geben auf Zuruf sogar verständliche oder unverständliche Antwort und kehren ins Bett zurück, ohne am nächsten Morgen Kenntnis des Vorgangs zu haben.

Auch im tiefen Schlafe ist die Wahrnehmung für hinreichend starke Eindrücke nicht ganz aufgehoben, aber es fehlt an der richtigen Deutung, und die Träume und Bewegungen, die sie bewirken, hinterlassen keine Erinnerung. Ich schlief so fest in meiner Jugend, daß ich mich noch als Student mehrmals morgens beim Erwachen vor dem Bette auf dem Stubenboden statt im Bette liegend fand,

ohne mich eines Traumes oder des Falls auf den Boden zu erinnern. Auch versuchte mich in einer Nacht bei vermeinter Feuergefahr die ganze Familie durch Zuruf und Rütteln vergebens zu erwecken, selbst einige wohlgezielte Wangenstreiche führten nicht zum Ziele. Man mußte mich hoffnungslos meinem Schicksal überlassen. Und doch brachte es ein andres Mal ein Schuhnagel, den man mir ins Bett praktiziert hatte, fertig, daß ich mich eine halbe Nacht hindurch im Traum abmühte, einen Gegner im Duell auf Stoßdegen kampfunfähig zu machen. Kam ich auf die Spitze des Nagels zu liegen, so erhielt ich einen Stich in die Seite, ich wendete mich auf die andre und bohrte nun den Degen dem Gegner in die Brust, aber bald gewann er wieder die Oberhand, weil ich in die alte Lage zurückgekehrt war. Endlich brachte mich ein äußerst schmerzhafter Stich zum Erwachen, ich griff an die verletzte Stelle und entdeckte den Nagel. Solche Erfahrungen machen es begreiflich, daß auch in krankhaften Zuständen tiefer Verdunklung des Bewußtseins starke sinnliche Eindrücke Traumbilder und Wahnvorstellungen erzeugen können.

Der Uebergang vom Schlafe zum wachen Zustande erfolgt nicht immer mit einem Schlage, sondern häufig allmählich, wie die Nacht sachte zum Tag andämmert. Bei Kindern spielen sehr oft lebhafte Traumbilder in die Zeit des Erwachens hinein. So sah ich ein kleines Mädchen morgens, eben erwacht, hurtig das Bett verlassen und vor die Thür eilen, um eine Puppe zu holen, die ihm das Christkind im Traume in den Hausgang beschert hatte. Betrübt kehrte es mit leeren Händchen ins Bett zurück. — Reizbare Kinder erwachen aus alpartigen Träumen in Todesangst, sehen drohende Gestalten und lassen sich nur schwer beruhigen. Andre schlagen, zur Unzeit aufgeweckt, schlaftrunken um sich. Auch Erwachsene halten mitunter in der Schlaftrunkenheit, wenn sie, aufgerüttelt, nicht zu sich kommen, die ermunternden Freunde für Feinde oder Räuber, packen sie an der Kehle und schlagen mit Fäusten auf sie ein.[1])

Plötzlich eintretende und rasch vorübergehende pathologische Dämmerzustände wurden von den Irrenärzten als transitorisches Irresein, transitorische Verwirrtheit und Tobsucht beschrieben, ehe es sich herausstellte, daß solche Anfälle häufig epileptischer Natur sind; sie wurden dann gern, wenn sie sehr flüchtig verliefen, in der Rubrik des petit mal und vertige épileptique untergebracht. Sie können jedoch auch aus plötzlichen Störungen des Kreislaufs, wodurch die genügende Versorgung des Gehirns mit Blut notleidet, und aus Erschöpfungszuständen hervorgehen, ohne daß Epilepsie bereits zu Grunde liegt; immerhin kann sich diese im Laufe der Zeit daraus entwickeln.

Einen solchen Anfall transitorischer Verwirrtheit, der sich aus einer plötzlichen Unordnung im Kreislaufe erklären läßt, erlebte ich als Dozent in Heidelberg bei einem Studiosus juris, der an einem Klappenfehler des Herzens litt. Er hatte sich mit zwei Freunden bei einem meiner Schüler, der ganz in meiner Nähe

[1]) Beispiele bei P. Jessen, Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie. Berlin 1855, S. 683 u. f.

wohnte, an einem Sonntagnachmittag zu Whist und Kaffee zusammengefunden. Mitten im Spiel erhob er sich unerwartet plötzlich, blickte verstört und starr vor sich hin und murmelte: „Ich muß etwas thun, ich muß etwas thun.“ Die Freunde versuchten vergeblich, ihn zu sich zu bringen, und mein Schüler eilte fort, um mich zu holen. Ich ging sogleich mit ihm. Bei unsrer Ankunft war die Verwirrung bereits gewichen, aber das Herz schlug noch äußerst unordentlich, und der kleine Puls setzte häufig aus. Der Kranke hatte noch nie an solchen Anfällen gelitten, blieb auch, solange er noch in Heidelberg verweilte, davon verschont. An Epilepsie litt er nicht. Der starke Kaffee hatte ihn sehr aufgeregt, plötzlich befiel ihn mitten im Spiel eine große Angst mit der Anwandlung, durch Dreinschlagen einer drohenden Gefahr zu entgehen. Die Angst war geschwunden, ein Gefühl von Beengung bestand noch fort. Der Kaffee hatte das kranke Herz stark erregt, seine Thätigkeit in Unordnung und dadurch die Verrichtungen des Gehirns in Verwirrung gebracht.

Anfälle von vorübergehender Verdunklung des Bewußtseins flößen den Verdacht epileptischen Ursprungs ein, wenn keine andre zu ihrer Erklärung ausreichende Ursache dafür nachzuweisen ist, wenn sie keine Spur von Erinnerung zurücklassen, wenn sie von Zeit zu Zeit in ähnlicher Gestalt wiederkehren, der Kranke mit der Anlage zu Epilepsie oder schweren Nervenkrankheiten überhaupt erblich belastet ist, und der Verdacht steigert sich zur Gewißheit, wenn ausgebildete epileptische Anfälle sich dazu gesellen.

Ein merkwürdiges Beispiel von epileptischen Dämmerzuständen sei Trousseaus Clinique médicale de l'hôtel-Dieu entlehnt,[1]) dieser Schatzgrube reichster ärztlicher Erfahrung:

Einer seiner Freunde war Gerichtspräsident in der Provinz, ein Mann von großer Intelligenz, aber in seiner Familie war mehrmals Wahnsinn vorgekommen, und seine Schwester war geisteskrank. Er selbst litt an Nervenstörungen, ohne je einen großen Anfall gehabt zu haben. Eines Tages erhob er sich mitten in der Sitzung, murmelte unverständliche Worte, ging in das Beratungszimmer, urinierte und kehrte nach einigen Sekunden zurück, ohne zu wissen, was er gethan hatte. Seine Ideen blieben danach einige Minuten verwirrt. Dieser Vorgang wiederholte sich; Trousseau riet ihm, sein Amt niederzulegen, er konnte sich aber dazu erst entschließen, nachdem es zu einem Skandal in der Sitzung gekommen war. Er war von seinem Sitz aufgestanden, hatte einige Schritte im Saale gemacht, an die Anwesenden einige unzusammenhängende Worte gerichtet, war dann wieder auf seinen Platz zurückgegangen und fuhr ohne weitere Störung fort, die Verhandlungen zu leiten. Nachdem ihn die Richter von diesem Vorgang in Kenntnis gesetzt hatten, begriff er jetzt, daß seine Urteile Gefahr liefen, für ungültig erklärt zu werden, wenn die verurteilten Parteien ihre Kassation beantragten, weil er zur Zeit ihrer Fällung nicht bei klarem Verstande gewesen sei. Er nahm seine Entlassung und zog nach Paris, wo er sich mit großem

---

[1]) Uebersetzt von Culmann, Bd. 2, S. 64.

Digitized by Google

Eifer geschichtlichen Arbeiten widmete und Mitglied einer Gesellschaft wurde, die im Hôtel de Ville zusammenkam. Eines Tages stand er mitten in der Verhandlung auf, ging hinaus, die Treppe hinab und, allen Hindernissen, Wagen und Fußgängern mit Sicherheit ausweichend, auf das Quai de Gesvres, wo er ohne Hut und Mantel Wind und Wetter ausgesetzt war. Er kommt zur Besinnung, wundert sich, hier zu stehen, kehrt in die Gesellschaft zurück und nimmt wieder teil an der Verhandlung mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn, seinem Feuer und seiner Gelehrsamkeit.

Wenn dieser Kranke las, hielt er plötzlich inne und wiederholte dann mit großer Geschwindigkeit den letzten Vers oder das letzte Satzglied, bei dem er stehen geblieben war. Sein Gesicht bekam dann einen fremdartigen Ausdruck, aber beinahe unmittelbar darauf nahm er wieder sein Buch zur Hand und fuhr fort zu lesen.

Trousseau bemerkt, daß sein Freund an großen Anfällen nicht gelitten habe. Wenn er trotzdem die Diagnose seines Leidens auf Epilepsie stellte, so berechtigte ihn dazu die häufige Wiederkehr der Anfälle ohne irgend nachweisbare andre Ursache und ihr ganzes Gepräge. Er bezeichnete sie als vertige épileptique, aber eigentliche Schwindelerscheinungen sind nicht notiert, und um reine Absenzanfälle handelte es sich auch nicht. Mit Recht vergleicht Trousseau das Verhalten des Kranken bei dem Anfall im Hôtel-Dieu, wo er bei dem Gang zum Quai de Gesvres anscheinend unbewußt allen Hindernissen sicher auswich, dem Nachtwandeln. Der Somnambulismus ist ein Dämmerzustand, der die sichere Ausführung geordneter Bewegungen gestattet, die wir in der Jugend durch lange Uebung erlernen und die dann wie automatische ablaufen, nicht bloß auf das Geheiß des Willens, sondern unter bestimmten Bedingungen auch auf einfache Traumvorstellungen hin. Doch geht es dabei nicht immer ohne Unfälle ab.[1])

Es wurde bereits der Epilepsia procursiva gedacht, in deren Anfällen sinnlose Laufbewegungen gewissermaßen die Stelle der tonischen und klonischen Krämpfe der typischen Anfälle einnehmen, „Aequivalente" der Krämpfe sind. Man hat sie namentlich bei Kindern beobachtet. Unter plötzlicher Benommenheit des Bewußtseins wird das Gesicht starr, die Empfindung ist nicht ganz aufgehoben, die Befallenen stoßen mitunter einen Schrei aus und beginnen zu rennen, als wollten sie einer Gefahr entfliehen; sie laufen, bis sie auf einen Widerstand stoßen oder von selbst niederstürzen; erwacht, schauen sie erstaunt umher und wissen nicht, was geschehen. Ein Angstgefühl, die dunkle Vorstellung einer drohenden Gefahr scheint die Kranken in den Anfällen zum Entfliehen, zum Laufen anzutreiben. Sie erinnern an die ihres Großhirns beraubten Ratten des Physiologen Vulpian, die davonrannten, als sie Geräusche hörten, die das Nahen einer Katze verkündeten.

[1]) Hughlings Jackson berichtet von einem Kranken, der an ähnlichen Anfällen litt. Einmal warf ihn ein Omnibus zur Seite, in einem andern Anfall geriet er schier in die Themse.

Ein besonderes Interesse bieten die Anfälle, die man hauptsächlich im Auge hat, wenn man von epileptischen Aequivalenzanfällen spricht, wo die Kranken Handlungen ausführen, die das Gepräge von absichtlichen oder doch im Affekt ausgeführten an sich tragen. Die Diagnose ihrer epileptischen Natur kann hier mit großen Schwierigkeiten verbunden sein und verlangt sorgfältige Untersuchung der Persönlichkeit des Thäters, genaue Ermittlung seiner Lebensgeschichte und der Umstände, unter denen die That begangen und wie sie ausgeführt wurde, sowie endlich, wie sich der Thäter danach verhielt.

Es sind häufig Handlungen, die die Schicklichkeit oder die Sitten- und Rechtsgebote verletzen und in diesem Falle die Thäter vor die Schranken der Polizei und des Strafgerichts bringen. Der Kranke stellt entblößte Leibesteile zu öffentlicher Schau aus (sogenante Exhibitionisten); erotische Triebe unterdrücken das anerzogene Schamgefühl.[1]) Oder er eignet sich ungescheut fremdes Eigentum an, wie das Kind, das jeden Gegenstand, der ihm Lust erregt, in seinen Besitz zu bringen strebt. Oder endlich, von sinnloser Wut ergriffen, fällt er mit brutaler Gewalt zerstörend über leblose Dinge her oder gefährdet Leib und Leben seiner menschlichen Umgebung.

Lassen sich im gegebenen Falle die gewöhnlichen psychologischen Motive sitten- oder rechtswidriger Handlungen, Eigennutz, Rachsucht u. s. w., nicht nachweisen, oder reichen sie zu ihrer Erklärung nicht aus, so ist es die Aufgabe des Psychiaters, zu untersuchen, ob sie nicht zu erklären sind aus Impulsen krankhafter Gefühle und Vorstellungen, denen das Ich in seinem Dämmerzustande keinen willenskräftigen Widerstand entgegensetzt, weil ihm die Unterstützung durch zügelnde gemütliche Gefühle und klare Vorstellungen abgeht. Dem Richter kann es dabei völlig gleichgültig sein, in welchen pathologischen Rahmen der Psychiater einen vorliegenden Fall unterbringt, wenn ihm der Arzt nur den Beweis liefert, daß der Angeklagte wirklich krankhaften Impulsen widerstandsunfähig unterlag. Je genauer aber der Arzt die Diagnose begründet, desto vertrauenswürdiger wird sie dem Richter erscheinen.

Welche Stützpunkte stehen nun dem Arzte in zweifelhaften Fällen für die Diagnose der Epilepsie als wirkliche Ursache solcher zweifelhaften Handlungen zu Gebote?

Der Nachweis allein, daß der Thäter an ausgeprägten epileptischen Anfällen leidet, reicht dazu nicht aus. Epileptische können während der freien

[1]) Wie fest es haften und wie stark es werden kann, lehrte mich eine klinische Beobachtung. Ein Mann in den Fünfzigern, durch einen blutigen Gehirnschlagfluß seiner Besinnung völlig beraubt, wurde gleich nachher in das Hospital gebracht und starb nach 48 Stunden, ohne die Besinnung wieder zu erlangen. Ich untersuchte ihn am Abend vor seinem Tode. Das einzige nachweisbare Zeichen von nicht völlig erloschenem Bewußtsein waren rasche Bewegungen des rechten Arms, sobald man seinen Unterleib entblößte; er versuchte augenblicklich mit der Hand die Schamteile zu verdecken. Ich habe, um sicher zu gehen, den Versuch mehrmals wiederholt. Weder Zuruf, noch Rütteln brachten ihn wach. Am nächsten Morgen gelang der Versuch nicht mehr; das Bewußtsein war völlig erloschen.

Intervalle im vollen Besitze hinreichender, vielleicht sogar ungewöhnlicher Geisteskräfte sein und möglicherweise eine sträfliche Handlung mit Vorbedacht in der Voraussetzung begehen, ihre notorische Epilepsie werde sie vor Bestrafung schützen. Demnach muß der Beweis darauf gerichtet sein, daß die That nicht in einem freien Intervall, sondern unter dem Zwang epileptischer Erregung und Verwirrtheit ausgeführt wurde. In dieser Beziehung ist es wichtig, festzustellen, ob die That kurz vor einem ausgebildeten Anfall ausgeführt worden ist, wo erfahrungsgemäß das Nervensystem der Epileptischen schon ungewöhnlich erregt ist, oder kurz nachher im Zustande der Unbesinnlichkeit und Erregtheit, des Stupor, der zuweilen sogar den Schlaf überdauert, womit die Anfälle gewöhnlich abschließen.

Am häufigsten kommt es zu solchen Aeußerungen von Verwirrtheit und Aufgeregtheit mit Sinnestäuschungen, triebartigem Thun und Ausbrüchen von sinnloser Angst und Wut in der nächsten Zeit nach den Anfällen. Man bezeichnet die vielgestaltigen psychischen Störungen, die aus der noch fortdauernden epileptischen Erregtheit nach ausgebildeten Anfällen hervorgehen, als postepileptische.

Eine Beobachtung von postepileptischem Dämmerzustande, die besonders lehrreich ist, weil sie einen Blick in die oft so dunkeln Motive der verkehrten Handlungen solcher verwirrten Kranken gestattet, entlehne ich der großen Monographie von Professor Biswanger.[1])

Eine zweiundzwanzigjährige unbescholtene Näherin, die Tochter achtbarer Eltern, litt seit sieben Jahren an großen, von Angstgefühlen eingeleiteten epileptischen Anfällen. Eines Tages hatte sie in dem Geschäfte, worin sie arbeitete, einen schweren Anfall und schlief danach mehrere Stunden auf dem Sofa. Um sieben Uhr abends erwachte sie, erklärte, daß sie nach Hause gehen wolle, nahm Hut und Mantel und nahm den Heimweg durch die gewohnten Straßen. An einem Schirmladen nahm sie im Vorbeigehen mehrere Schirme aus einem unbewachten Ständer mit nach Hause, schloß die Wohnung auf und stellte sie in eine Ecke. Dann legte sie sich zu Bette und fiel aufs neue in einen tiefen Schlaf. Am nächsten Tage wußte sie von diesen Vorgängen am vergangenen Tage nichts mehr. Der Vater aber muß sie richtig vermutet haben, denn er brachte die Schirme wieder in den Laden zurück. Sie hatte wiederholt den Wunsch geäußert, einen neuen Schirm zu kaufen. Der Anblick der Schirme beim Vorübergehen weckte die Begierde, einen zu besitzen, sie griff ohne weitere Ueberlegung zu und nahm gleich mehrere weg. Gerade dieser Umstand sprach für ein geistiges Unvermögen der Kranken, bedingt durch den epileptischen Anfall, dem Drang zu widerstehen, sich in den Besitz eines Schirmes zu setzen. Die einfachste Ueberlegung mußte ihr sagen, daß eine solche Handlung ihren Eltern bei deren rechtlichem Charakter nicht verborgen bleiben konnte, am allerwenigsten aber die Entwendung mehrerer Schirme auf einmal. — Die Sache lief gut ab.

---

[1]) A. a. O. S. 301.

Wie hätte sie aber geendet, wenn der Ladenbesitzer sie auf frischer That ertappt und einem Schutzmann übergeben hätte? Würde man der Versicherung so leicht Glauben geschenkt haben, daß sie ohne klares Bewußtsein die Schirme weggenommen habe?

Hier trieb der Anblick eines längst begehrten Gegenstandes zur Entwendung, andre Male können mächtige Sinnesreize die postepileptische starke Erregtheit zur blinden Wut steigern. So begreift man das Attentat des geistesschwachen Epileptikers auf unsern Kaiser in Bremen, das kürzlich die ganze Welt bewegte. Außer sich im Gedränge und Lärm der Menschen, Karossen und Pferde, schleuderte er ein Stück Eisen dahin, wohin alle Blicke sich richteten.

Mißlicher wird die Diagnose der Epilepsie, wenn die Dämmeranfälle eintreten, ohne daß große oder kleine Anfälle von entschiedenem epileptischem Charakter vorausgingen oder damit abwechseln. Eine besondere Anlage der Befallenen zu Nervenleiden, insbesondere erbliche zu Epilepsie und Geistesstörungen, rechtfertigt für sich nur den Verdacht auf epileptischen Ursprung, eine größere Wahrscheinlichkeit erwächst erst aus dem Nachweis gewisser Eigentümlichkeiten der Anfälle in ihrem Eintritt und Verlauf, ihren seelischen Aeußerungen und Folgen.

Nicht selten gehen den epileptischen Dämmeranfällen dieselben Vorboten und Auraerscheinungen voraus wie den klassischen Anfällen, worauf dann plötzlich das Bewußtsein dunkel wird und der Dämmerzustand eintritt, der bald nur einige Minuten oder Stunden, ausnahmsweise tagelang andauert; auch die Irrenärzte beschreiben sogar epileptische Dämmerzustände mit Erregtheit und auffallendem Wandertrieb, die wochenlang anhielten. Wie der geistige, ist auch der sinnliche Horizont des Bewußtseins umwölkt, nur von einzelnen Lücken durchbrochen; die Kranken erteilen zuweilen mit Verständnis Antworten, weichen Hindernissen geschickt aus. Ihre in der Regel unverständlichen Handlungen sind der Ausdruck ihrer krankhaften Stimmungen und Gefühle, unwiderstehlicher Triebe und Wahnvorstellungen, deshalb mannigfacher Art. Automatische Bewegungen wiederholen sich in den Anfällen bei demselben Kranken gerne nach der gleichen Schablone. Wilde Brutalität kennzeichnet die Wutausbrüche des Epileptikers; es genügt ihm nicht, seine Opfer zu töten, er zerfleischt sie. Gewissensbisse empfindet er nicht, mitunter verschafft ihm die Entladung der ängstlichen Spannung, die ihn gequält hat, eine Erleichterung durch die Unthat. Ein tiefer, langer Schlaf kann den Anfall zum Abschluß bringen. Erwacht, fehlt ihm jede Erinnerung an die Vorgänge im Anfalle, mitunter sogar an solche, die weiter zurückliegen, und man spricht von *retrograder* Amnesie, als ob nicht jede Amnesie retrograd wäre. Diese Unfähigkeit des Nervensystems, in den Anfällen und mitunter schon eine Zeitlang vorher Abdrücke der Ereignisse auf seinen Gedächtnistafeln aufzunehmen, ist eines der wesentlichsten Kennzeichen der Epilepsie. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Heinrich Laube.

Von

Rudolf v. Gottschall.

Mehrere Jahrzehnte hindurch stand Heinrich Laube im Mittelpunkte des deutschen Theaterlebens; sein Ruhm wurde in allen Tonarten gesungen, und selbst diejenigen, die von dem Dramatiker Laube nicht viel wissen wollten, gewährten dem Dramaturgen ein volles Maß der Anerkennung. In der That wird sein Name in der Theatergeschichte wie in der Litteraturgeschichte eine dauernde Stätte finden, obschon unverkennbar in der Gegenwart sich sein Ruhm verdunkelt hat. Andre Dramatiker beherrschen jetzt die Bühne; Laubes Dramen erscheinen noch weit seltener auf dieser als diejenigen Gutzkows. „Die Karlsschüler" und „Graf Essex", seine erfolgreichsten Stücke, sind in mancher Saison wie in der Versenkung verschwunden, und eine funkelnagelneue Dramaturgie will von Laube so wenig wissen wie von Aristoteles. Jedenfalls mit Unrecht! Laube war ein Vorkämpfer des modernen Geistes in Litteratur und Theater; er war ein Gegner alter Ausgrabungen, der Shakespearomanie, der spanischen Dramatik; er war ein Realist de pur sang! Gerade durch seine Einseitigkeiten war er der jüngsten Schule geistesverwandt. Wir wissen zwar nicht, was er über Ibsen und Björnson gedacht haben würde; das aber wissen wir, daß er, moderner als die Modernen, die Rückfälle dieser in die Romantik, in die Märchendramatik, in die deutsame Symbolisterei schonungslos verurteilt haben würde, während er für den Naturalismus, auch in seiner krassen, splitternackten Gestalt, doch immer gewisse Sympathien empfunden hätte. „Das Moderne ist das dritte Kongruum zum Antiken und Romantischen," sagte Gutzkow einmal; in diesem Sinne hat das auch Heinrich Laube und die jungdeutsche Schule aufgefaßt; es ist ein verzerrter Begriff des Modernen, den viele Jüngstdeutsche vertreten, indem sie eine in die alte Traum- und Zaubersphäre eingefangene Poesie zu Markte bringen.

Heinrich Laube war eine eigenartige Persönlichkeit; er war ein Diktator, über dem es keine Instanz mehr gab; er war das verkörperte Unfehlbarkeitsdogma; seine Erlasse waren Encykliken; seine Meinungen Ordonnanzen und Ukase. Das lag einmal in seiner Natur, schloß übrigens einen späteren Widerruf nicht aus. Diese Selbstgewißheit sicherte ihm stets einen großen Einfluß; denn die Mehrzahl der Sterblichen läßt sich leicht imponieren und pariert gern Ordre, wenn sie eine sichere Führung sieht, und kommt ein gewisser Heiligenschein der Autorität dazu, so geht es um so leichter mit dem Gehorsam. An die Orakel muß man glauben, aber die Orakel müssen zuerst an sich selbst glauben. Laube war so davon überzeugt, daß er die Wahrheit verkündigte, wenn er den Mund öffnete, wie nur irgend eine Pythia auf dem delphischen

Dreifuß. Das war keine Eitelkeit, keine Anmaßung; das war ihm selbstverständlich. Auch war es ihm nicht um seine Person, sondern um die Sache zu thun. Die mußte so sein, wie er es wollte; die mußte so gehen, wie er befahl. Bisweilen spielte etwas Humor in sein befehlshaberisches Wesen hinein. Im ganzen aber war er von soldatischer Strenge und Kürze, aber auch nicht ohne ein mildes Lächeln, wenn er das theatralische Deutschland zum Pantoffelkuß zuließ. Damit hing es zusammen, daß er fanatisch war, wo er eine Gegnerschaft spürte, gönnerhaft, wo er zu fördern suchte. Er konnte keine Freunde haben, die ein gleiches Recht in Anspruch nahmen, nur Schützlinge, die er zu etwas gemacht, nur Jünger und Schüler, Anhänger und Apostel. Unbequem war es ihm, wenn die öffentliche Meinung ihm irgend jemand zur Seite oder gegenüber stellte; erhob aber ein solcher das Banner der Opposition, so hieß es mit Voltaire: „Ecrasez l'infame!"

Ich selbst sah Heinrich Laube zuerst in Leipzig im Jahre 1846, als ich mit dem Grafen Reichenbach aus Schlesien zum alten Itzstein auf sein Weingut Hallgarten reiste, wo eine Versammlung der liberalen Parteihäupter aus allen deutschen Gauen stattfinden sollte. Ich war damals ein junger Doctor juris, den die Alma mater in Königsberg kreiert hatte, nach einer sehr gestrengen, in lateinisches Gewand gekleideten Doktorprüfung, bei der zwei schriftliche Arbeiten und die Promotionsschrift in lateinischer Sprache abgefaßt, lateinisch auch das mündliche Examen und die feierliche Promotion in der großen Aula waren. Ich hatte auch einiges Lyrische und Dramatische gesündigt, und gerade diese poetischen Sünden stellten sich meiner akademischen Carriere in den Weg, weil sie den Geist des vom Kultusministerium geächteten ostpreußischen Liberalismus atmeten. Laube war damals ein gefeierter Schriftsteller, sein Roman: „Das junge Europa" hatte ihm eine Anklage und mehrfache Gefängnisstrafen zugezogen; in seinen Reisenovellen ging er die Wege Heinrich Heines: man nannte ihn Heinrich den Zweiten. Gerade um diese Zeit, die Zeit meiner ersten Begegnung mit ihm, suchte er, dem Beispiel Gutzkows folgend, sich die Bühne zu erobern; er hatte soeben mit seinem Schauspiel „Monaldeschi" Erfolge errungen. Ich war natürlich sehr gespannt darauf, seine Bekanntschaft zu machen. Er galt in Leipzig als primus inter pares, und er hatte das volle Bewußtsein seiner Führerschaft in der Pleißestadt. Sein Aeußeres erweckte keine Sympathien; seine Züge hatten etwas vom kalmückischen Typus, seine kleine, gedrungene Gestalt aber ein festes Rückgrat, und wenn er sprach, belebten sich die unschönen Formen seines Gesichtes durch einen geistigen Hauch, und auch seine Augen hatten einen lebhaften Ausdruck. Freilich, ein Dichter, wie ihn die Phantasie der Frauen sich ausmalt, ein Minnesänger, „am blauen Bande die Zither", ein Lyriker mit schwärmerischem Augenaufschlag oder Feuerblick oder idealem Profil war Laube nicht, wie er denn überhaupt keine lyrische Ader besaß und man seinen Dramen zwar alle möglichen Sünden, aber keine unzeitigen lyrischen Ergüsse vorwerfen kann. Seine kurzangebundene, fast befehlshaberische Sprechweise machte ihn auch wenig zum Salonhelden geeignet, der mit ästhetischen Plaudereien aufwartet; doch er

wußte sich damit ein Ansehen zu geben, das durch geistige Bedeutung unterstützt wurde. Der Gesamteindruck, den der Dichter des „jungen Europa“ auf mich machte, war kein ungünstiger, obschon er einem jungen Poeten gegenüber, der eben erst an der Krippe des Ruhmes die ersten Halme geknuspert hatte, einen gönnerhaften Ton anschlug.

Laube war damals nicht mehr der Burschenschafter, der auf der Mensur eine gute Klinge schlug; sein Hallischer Löwentrotz war längst gezähmt. Auch war er nicht mehr der Stürmer und Dränger wie in seinem ersten großen Roman; selbst in stilistischer Hinsicht hatte er eine Säuberung vorgenommen und war unter Varnhagens Einfluß in eine goethisierende Richtung geraten. Die Folgen davon waren zunächst einige sehr unbedeutende Erzählungen und eine Verminderung seines schriftstellerischen Ruhms, den er einige Jahre später wieder als Dramatiker, besonders durch sein Schauspiel „Die Karlsschüler“ hob.

In Leipzig war inzwischen der stürmische Weltverbesserer Redakteur eines sehr friedlichen Blattes, der „Zeitung für die elegante Welt“, geworden; er hatte die Redaktion derselben zuerst schon 1833 übernommen; sie wurde aber durch seine Prozesse und Gefangenschaften unterbrochen. Im Jahre 1840 war er von Paris wieder nach Leipzig zurückgekehrt und übernahm nun wieder die Leitung dieses Blattes. In der Pleißestadt hatte er schon 1836 sein häusliches Glück begründet, indem er die Witwe des Professors Hänel, Iduna, heiratete. Die Gattin Laubes wird allen Zeitgenossen, die sie kennen lernten, in freundlicher Erinnerung bleiben; sie war eine feingebildete Dame von sanfter Sinnesart und ganz dazu geeignet, die Schroffheiten Laubes im gesellschaftlichen Verkehr zu mildern. Ihr stiller Einfluß wurde niemals zu aufdringlicher Einmischung in Laubes schriftstellerische und theatralische Angelegenheiten; sie präsidierte mit Anmut den nachmittäglichen Kaffeekränzchen, die in Wien und Leipzig stets die Anhänger Laubes zu ungezwungenem Meinungsaustausch versammelten.

Es ist meiner Erinnerung entfallen, ob und inwieweit Laube damals in der von ihm selbst empfohlenen Modekleidung erschienen war. Da er die Welt nicht reformieren konnte, so wollte er wenigstens die Mode reformieren, und dafür hatte er ein Organ zur Hand, das Modeblatt, das der „Zeitung für die elegante Welt“ beigegeben war. Mit Hilfe einiger Düsseldorfer Maler hatte er eine neue Herrentracht erfunden und das nachahmenswerte Modell in seinem Modeblatt zur Schau gestellt. Es bestand aus einem modernisierten altdeutschen Rock, anschließendem Beinkleid, Stiefeln, die bis unter das Knie reichten, einem langen malerischen Mantel und einem breitkrempigen Hut. Ich hatte mehr auf Laubes Charakterkopf acht, als auf seinen Rock und seine Stiefel, und da ich ihn nur im Zimmer sah, konnte ich seinen Mantel und seinen Hut nicht ins Auge fassen. Doch ich wußte, daß er in diesem Kostüm durch die Straßen der Stadt und im Rosenthal herumspazierte, und daß auch seine Leibgarde, die aus jungdeutschen Strebern bestand, diese Uniform trug.

Der Bundestag, der früher Laubes Schriften verboten hatte, konnte diese Wandlung des burschenschaftlichen Heros mit schmunzelndem Behagen be=

trachten: das war eine Revolution, die nicht das Vaterland gefährdete, sondern nur den Schneidern zu gute kam. Auch die harmlose „Zeitung für die elegante Welt“ war kein Brutnest politischer Empörung oder sozialer Umwälzung. In einer Epoche, in der bereits die „Halleschen“, später „Deutschen Jahrbücher“ in Konflikt mit den Regierungen geraten waren, machte das Laubesche Blatt den Eindruck einer weißgekleideten Unschuld. Damals setzten allerdings die Jung-Hegelianer bereits den Jungdeutschen heftig zu, und auch Laube mußte sich von ihnen gehörig am Bart zupfen lassen. War der Löwe von Halle doch fast zu einem Modekupfer geworden. Man darf den damaligen Journalismus nicht mit dem heutigen Maßstab messen; er hatte noch nicht das Unpersönliche, das heute für ihn charakteristisch ist. Das Blatt trug die Physiognomie des Herausgebers, eines Gutzkow, Mundt, Laube — heutzutage haben die Zeitschriften, die zum Teil verbildert oder verwildert sind, mit wenigen Ausnahmen kein bestimmtes litterarisches Gepräge mehr: vielköpfige Redaktionskörper und Lesekomitees stehen an ihrer Spitze. Das war damals anders; der Redakteur und sein Blatt, Laube und die „Elegante Welt“ verschmolzen in eins zusammen. Später schrieb übrigens Feodor Wehl die Berliner Korrespondenzen für diese Zeitschrift und noch später Julian Schmidt, der für das leichte Feuilleton nicht den rechten Ton fand, weil in ihm schon der voluminöse Litterarhistoriker schlummerte.

Ich sah Laube damals in Gesellschaft des Herrn v. Corvin, des späteren Rastatter Rebellen, der mit Held, dem späteren Volksredner vom Kreuzberg, in Leipzig eine „Illustrierte Weltgeschichte“ herausgab. Corvin, ein pensionierter preußischer Leutnant, verkehrte mit Laube gesellschaftlich, gehörte aber nicht zu seinem eigentlichen litterarischen Gefolge. Er war ein politisch Radikaler, Laube war es gewesen. Dagegen war sein eifriger Anhänger Robert Heller, der Verfasser mehrerer geschichtlicher Romane, ein Feuilletonist mit der Zunge mehr als mit der Feder, doch ein schlagfertiger Herr, der ja später einmal Bogumil Dawison mit der Pistole in der Hand verfolgte, um ihn zum Zweikampf zu zwingen. Heller war und blieb Laubes treuester Jünger; als Feuilletonist der „Hamburger Nachrichten“ blieb er immer darauf bedacht, die Interessen seines Herrn und Meisters zu wahren und hat ihm später für die Burg hervorragende Kräfte wie die Charlotte Wolter empfohlen. Damals waren auch in Leipzig die beiden böhmischen Dichterdioskuren, Alfred Meißner und Moritz Hartmann, und wenn sie sich auch nicht gerade unter Laubes Fittiche flüchteten, so fanden sie doch an dem gereiften und einflußreichen Litteraten eine Stütze.

Es verging eine geraume Zeit, bis ich Laube wiedersah: es war im Jahre 1864; er war damals Direktor des Wiener Hofburgtheaters und stand auf dem Zenit seines Ruhms; er war im Begriff, mein Lustspiel „Pitt und Fox“ in Scene zu setzen, das schon vor einem Jahrzehnt die Runde über die meisten deutschen Bühnen gemacht hatte. Doch Laube fand, daß das Gebaren mit wichtigen historischen Staatsmännern zu leichtsinnig für die Wiener Hofbühne sei. „Erst als Sonnenthal so weit entwickelt war, daß ich ihm den Fox

geben konnte, entschloß ich mich zur Scenierung, weil ich in seinem gehaltvollen Wesen eine erhöhende Unterlage fand für die ausgelassene Figur des berühmten Ministers. Der Verfasser gestattete einige weitere Milderungen, und so machte das Stück gutes Glück."

Hier sah ich nun Laube unter den Seinen als Selbstherrscher im Reiche der Bühne; ich war oft hinter den Kulissen und war auf den Proben zugegen, und ich kann nicht leugnen, daß ich hier einen günstigen bleibenden Eindruck erhielt. Das war eine Schauspielergemeinde, die andächtig an ihrem Herrn und Meister hing; es waren ja meistens Künstler, die er entdeckt hatte. Da sah ich sie zusammen auf der Leseprobe von „Pitt und Fox": den glänzenden Konversationsschauspieler Sonnenthal, den jungen Charakterspieler Lewinsky, der einen neuen Franz Moor geschaffen, abweichend von allen früheren Auffassungen, Herrn Meixner, den schneidigen Komiker, das pikante Fräulein Baudius und neben diesen Darstellern des Fox, des Pitt, des Snoughton, der Harriet, die alle von Laube in das Ensemble der Burg eingereiht worden waren, noch ein bemoostes Haupt der alten Schule, Fichtner, der den König spielte, wie Laube selbst sagt, „ein Künstler im Lustspiel ohnegleichen; es vergehen oft Generationen, ohne daß der Bühne ein solches Talent ausgebildet wird — ein Talent von so künstlerischer Strenge und Feinheit und gleichzeitig von so reiner Liebenswürdigkeit, von so anspruchslosem und doch so wohlthuendem Humor." Man hat Laube oft den Vorwurf gemacht, daß er die älteren Künstler, die großen Namen des Burgtheaters zurücksetzte gegen die von ihm engagierten Darsteller — ich teile dieses sein Urteil über Fichtner hier mit, um zu zeigen, daß er auch mit Anerkennung für ältere Mitglieder seiner Bühne nicht geizte.

Wie sehr aber die neuen an ihm hingen, das sah ich bei diesen Leseproben — waren sie doch alle

„In seines Glückes Schiff miteingestiegen
Und setzten wie auf eine große Nummer
Ihr Alles auf sein einzig Haupt."

Laube hatte eine kleine Scene zwischen Snoughton und dem Juden eingelegt — er las sie vor, und sie wurde mit stürmischem Beifall begrüßt. Sie war ja an sich ganz artig; doch lag in dem Beifall zugleich eine Huldigung für den Dramatiker Laube.

Auf den Theaterproben nun war er in seinem Element. Der kleine Herr im grauen Mantel machte den Eindruck eines Elementargeistes, der hier allerlei Schätze hütet und fördert. Er war immer ganz bei der Sache, bei der Dichtung, bei dem Wort und der Situation; alles, was drum und dran hing, kümmerte ihn wenig; bei Dekorationen und Kostümen sah er nur auf das, was für die Handlung nötig und unerläßlich ist. Ich wohnte in demselben Burgtheater später den Proben meiner „Amy Robsart" unter Dingelstedts Leitung bei — kein größerer Gegensatz als Dingelstedt und Laube; jener rügte aufs heftigste, wenn die Farbe eines Teppichs nicht zu demjenigen der Zimmerdekoration paßte; bei diesem hätte die Einrichtung der Bühne in allen möglichen Regenbogenfarben

durcheinander schimmern können, das hätte ihn weiter nicht beunruhigt, und wenn die Krieger nur mit Schwertern, Schilden und Spießen erschienen, was sie dabei für Jacken und Waffenröcke anhatten, war ihm gleichgültig. „Der Inscenesetzer, er muß nachdichten," sagt er selbst in seiner Schrift über das Wiener Burgtheater, „das äußerliche Arrangement der Scene, Gruppierungen, Aufzüge, Putz, Schmuck und all dergleichen, ist wohl auch seine Sache, aber es ist verhältnismäßig Nebensache. Die Motive des Stückes zur Geltung zu bringen, das ist Hauptsache." Man findet auch in der ganzen so wertvollen Schrift nirgends Bemerkungen über Dekorationen und Kostüme — nur ein einzigesmal, wo er von den „nackten Knieen" in den Römerstücken spricht, die das Publikum allmählich satt bekam. Doch das ist mehr eine Geschmacksache als eine Kostümfrage.

Die eigentliche Domäne der Regiethätigkeit Laubes war das Lustspiel; hier fühlte er sich am behaglichsten; hier hatte er schauspielerische Improvisationen, die den Darstellern sehr förderlich waren; er gab ihnen kleine Züge der Detailmalerei an, besonders bei Verwendung der Requisiten als Darstellungsmittel, wobei er oft einen feinkomischen Tic zeigte; er spielte ihnen dies oder jenes vor, allerdings nur in Andeutungen, die aber rasch verstanden und künstlerisch verwertet wurden. Ebenso sprach er ihnen oft den Dialog vor; auch hierin konnte es sich nur um Andeutungen handeln, denn sein Organ, das einen durchaus rauhen Klang hatte, war wenig dazu geeignet, Dichterworte in Prosa oder Vers sympathisch zu machen. Und doch war er in seiner Art ein Vortragskünstler; er setzte die rechten Accente für das Verständnis und selbst für die Stimmung ein, und die mit guten Stimmmitteln gesegnete Künstlerschar konnte solche Andeutungen erfolgreich verwerten. Doch gilt dies alles mit Einschränkung nur für das Schauspiel und Lustspiel, weniger für die Tragödie. Da überwog bei ihm das Schwunglose und Begeisterunglose, und er suchte zur Unzeit das berechtigte Feuer seiner Darsteller zu dämpfen. Schuld daran trug nur zum Teil sein Naturell, das, wenn auch zu einem klugen Gleichmaß herabgestimmt, doch nicht ohne Temperament war, weit mehr eine Theorie, die sich in einen solchen Widerspruch gegen das Deklamatorische und Pathetische, gegen die Tradition der Weimarschen Schule verrannt hatte, daß ihm alles, was einen höheren Schwung atmete, in Dichtung und Darstellung unbequem war und er darin eine Versündigung gegen die Lebenswahrheit sah. Ihm verschwamm der Unterschied zwischen falschem und wahren Pathos, welch letzteres niemals aus der Tragödie verbannt werden kann, ohne ihr innerstes Wesen zu zerstören. Er war hierin ein Vorgänger der neuen Naturalisten, und er hätte als Kritiker vielleicht die Schillerverzerrungen des Berliner Deutschen Theaters unter der Leitung des Schillerbiographen Otto Brahm gutgeheißen, die mit Recht fast von der gesamten Presse verurteilt wurden.

Die Direktion des Wiener Burgtheaters ist der Glanzpunkt in Laubes Leben; er hatte diesem Kunstinstitut eine maßgebende Bedeutung verschafft, mit seltenem Scharfblick und Spürsinn hervorragende Talente entdeckt, ein Repertoire gebildet, das den verschiedensten dichterischen Kräften und Richtungen gerecht

wurde. Seine Schrift über das Wiener Burgtheater ist ein dramaturgisches Werk ersten Ranges; seine Urteile über Stücke und Schauspieler sind meistens sehr treffend, er versteht es zu charakterisieren und Physiognomien zu zeichnen. Die Schrift enthält eine Fülle goldener Regeln, die er freilich bei seiner späteren Praxis oft selbst nicht befolgt hat.

In seinem kleinen Salon, in dem hohen Stockwerk, wo seine Wohnung lag versammelte sich alltäglich zum Nachmittagskaffee eine auserlesene Gemeinde, der Frau Iduna mit Grazie den Mokka kredenzte: Schauspieler, Schriftsteller, Theaterfreunde, persönliche Bekannte und Freunde des Direktors. Hier führte dieser nicht immer das Wort, wenn auch öfters einer seiner diktatorischen Orakelsprüche eine Gesprächspause ausfüllte. In der Regel wurde die Unterhaltung nicht allgemein; sie zersplitterte sich in verschiedenen Gruppen. Theater war natürlich das Hauptthema, doch es war ja auch das Lieblingsthema der Kaiserstadt an der Donau; das Bild eines Burgschauspielers hing neben den Kaiser- und Prinzenbildern in jeder Hütte. Die Politik wurde wenig berührt; nach den Schlachten von Magenta und Solferino hüllte man sich in Wien lieber in Schweigen, und zwei Jahre nach meiner Anwesenheit in Wien kam zu jenen Unglückstagen noch derjenige von Königgrätz dazu. Doch trotz der politischen Windstille in diesem Salon wurde mir eine der lebhaftesten Jugenderinnerungen wachgerufen; ich sah mich in die Zeit meines Sturms und Drangs, die zugleich die Sturm- und Drangepoche der deutschen Nation war, zurückversetzt, und zwar in die Villa des badischen Abgeordneten und deutschen Freiheitsmannes Itzstein, wo im Jahre des Herrn 1846, wie schon erwähnt, aus allen Gauen die liberalen Vorkämpfer zusammengekommen waren. Da saß zu meiner Rechten jener Freiherr v. Gagern, eine der wichtigsten Persönlichkeiten jener Zeit, nicht lange darauf der erste Präsident des deutschen Reichstags in Frankfurt, und das Bild des energischen Mannes, der auch damals in Hallgarten den kleinen Kreis beherrschte, der so viele Berühmtheiten des Jahres 1848 enthielt, hatte sich meiner Seele tief eingeprägt. Und hier im Laubeschen Salon sah ich ihn wieder. Der jetzt neben mir auf dem Stuhle saß und eine Tasse Mokka schlürfte, war nicht mehr der Mann des „kühnen Griffes“ von 1848, der später noch für die deutsche Sache in Schleswig-Holstein gefochten hatte; er, der seinerzeit Oesterreich aus dem deutschen Staatenbunde ausschließen wollte, war ins großdeutsche Lager übergegangen; er lebte in Wien als hessen-darmstädtischer Gesandter, und in der That, ich hatte Mühe, in diesem etwas zugeknöpften Diplomaten den schwunghaften und imponierenden Träger des deutschen Einheitsgedankens wieder zu erkennen. Jene Villa in Hallgarten, wo ich ihn zuerst gesehen, lag am Fuße des Johannisbergs, und wenn Fürst Metternich von der berühmtesten Höhe des Weinlandes auf diese subalternen Rebenberge herabsah, so mochte er kaum wissen, welch eine weitverzweigte Verschwörung da unten am Sturze seines Systems arbeitete. Jetzt aber war der Häuptling der Frankfurter Rebellion unter Oesterreichs Fittiche zurückgekehrt. Laube hatte ja auch im Frankfurter Parlament gesessen und seinerzeit Gagern neben den andern

Herren in der Paulskirche sauber porträtiert. So begegneten sich im Laubeschen Salon das Welttheater, wo Gagern seine Rolle ausgespielt hatte, und die Theaterwelt, wo Laube jetzt ein in ganz Deutschland anerkanntes Zepter führte.

Um diese Zeit schrieb Laube auch an seinem großen historischen Roman: „Der deutsche Krieg". Er hatte den ersten Teil, „Junker Hans", bereits vollendet und überreichte mir die ersten vier Bände desselben zur Besprechung, da ich damals die Redaktion der „Blätter für litterarische Unterhaltung" übernahm; ich konnte in meiner späteren Kritik das Verdienst der epischen Darstellung anerkennen, die uns Schritt für Schritt durch Raum und Zeit führt mit jener vollen, eingehenden Motivierung, wie sie dem Epiker zukommt, mit einer Bild auf Bild uns vor die Augen rückenden Anschaulichkeit. Bei diesem Anlaß beklagte sich Laube über die Ungunst des deutschen Lesepublikums, eine Klage, die er schon früher einmal gegen mich geäußert, als er mir seine dramatischen Werke übersandte. In der That war der buchhändlerische Erfolg der Laubeschen Schriften ein sehr bescheidener, besonders wenn man ihn mit dem heutigen Erfolg beliebter Dramen und Romane vergleicht; er blieb offenbar hinter dem Verdienst jener Werke zurück; in erstaunlichem Mißverhältnis stand er aber zu dem Glanze, der damals den Namen Laubes umgab. Und wenn die Lesewelt sich spröde gegen seine Schriften verhielt, so wurde ihm doch auf der andern Seite von den maßgebenden Autoritäten der Aesthetik und Litteraturgeschichte der Nimbus eines Klassikers vorenthalten, obschon die Klassiker, nach Lessings bekanntem Ausspruch über Klopstock, das Vorrecht haben, nicht gelesen zu werden.

Fünf Jahre waren seit jener Zeit verflossen, als Laube nach Leipzig kam, und zwar als Direktor des Leipziger Stadttheaters. Seinem Vorgänger, Herrn v. Witte, war aus irgend einem Grunde der Leipziger Boden zu heiß geworden; Flugblätter einer fanatischen Gegenpartei verfolgten ihn und bedrohten ihn. Im Jahre 1868 war das schöne Neue Theater eröffnet worden, und das erste Theaterjahr war ein sehr günstiges gewesen; das Publikum strömte allabendlich in den Kunsttempel am Schwanenteich; eine Schar tüchtiger Künstler und Künstlerinnen, Klara Ziegler, Rosa Link, Ludwig Barnay, Herzfeld u. a., übten eine nie versagende Anziehungskraft aus; die Einnahmen waren glänzend; Witte zog sich vom Theater zurück als ein sehr vermögender Mann und empfahl selbst als seinen Nachfolger Heinrich Laube. Dieser war seit einem Jahr von der Direktion des Wiener Burgtheaters zurückgetreten und hatte als erbitterter Kritiker den neuen Intendanten Friedrich Halm in der „Neuen Freien Presse" aufs heftigste angegriffen; doch er sehnte sich wieder nach einer praktischen Thätigkeit, wo er etwas schaffen, wo er anordnen und befehlen konnte. Und so übernahm er die Pacht des Leipziger Stadttheaters, als sie ihm auf Wittes Empfehlung hin von dem Rat der Stadt angetragen worden war. Nun hätte man glauben sollen, daß diese Empfehlung die Gegner Wittes, die sofort als fanatische Anhänger Laubes Fahne aufsteckten, entwaffnet haben würde, denn wenn sie auch mit Hosianna Blumen auf Laubes Pfade streuten, so war es

doch Witte, der ihnen diese Huldigungen und den Einzug des neuen Direktors in die Pleißestadt ermöglicht hatte; statt dessen aber dauerten die Angriffe auf Witte fort, während um Laube das Weihrauchfaß geschwungen und der „kommende Mann“ in den Himmel gehoben wurde. Das Gerechtigkeitsgefühl der Leipziger, die mit der Direktion Wittes keineswegs unzufrieden gewesen, empörte sich gegen dieses Vorgehen, und auch ich, der ich gegen Laube keineswegs eine feindliche Gesinnung hegte, konnte damit nicht einverstanden sein. In der That liegen hier die Keime der späteren Leipziger Theaterunruhen; die bacchantische Vortänzerei vor einem kommenden Gotte hatte alle Nüchternen von Hause aus in ein feindliches Lager gedrängt. In den Feuilletons der meisten deutschen Zeitungen war die Leipziger Musterbühne bereits fix und fertig aufgebaut, die Unfehlbarkeit des neuen Direktors wurde mit beredten Zungen verkündigt, noch ehe er die Hand ans Werk gelegt hatte. Gegenüber diesem Taumel einer durch die deutschen Blätter rauschenden Apotheose glaubte ich bei einer Begrüßung Laubes als Kritiker des Leipziger Tagblattes bei aller warmen Anerkennung seiner Verdienste doch die Unabhängigkeit der Kritik ausdrücklich wahren und das Recht einer „gesinnungsvollen Opposition“ in Anspruch nehmen zu dürfen. Doch Laube war kein König Friedrich Wilhelm IV., er wollte nichts von einer gesinnungsvollen Opposition wissen. Einmal verhandelte ich mit ihm darüber eine Stunde lang, vor den Pforten des Musentempels auf und ab gehend: doch keiner vermochte den andern zu bekehren; ich war seinen Gründen betreffs einer Kritik mit gebundenen Händen um so weniger zugänglich, als ich ja wußte, daß er in demselben Jahre in Wien den Intendanten Halm so zerzaust hatte, daß er ihm kein gutes Haar ließ. Mit diesen kritischen Niedermetzelungen konnte sich meine wohlwollende Begrüßung des neuen Direktors durchaus nicht vergleichen.

Laube hatte seinen Generalstab: es befanden sich in demselben gute Freunde von mir, die einige Jahre vorher mir zu meinem 25jährigen Schriftstellerjubiläum eine litterarische Feier improvisiert hatten: Adolf Silberstein, ein junger Philosoph der Herbartischen Schule, Emil Claar, ein junger Schauspieler, der mit der Feder gut Bescheid wußte. Der erstere hatte eine Schrift über mein bisheriges litterarisches Wirken erscheinen lassen, eine Schrift voll wärmster Anerkennung; der zweite hatte mir sogar ein schwunghaftes Gedicht gewidmet. Doch der Laube-Fanatismus zerriß alle Bande; jeder Tadel des Meisters erbitterte seine Jüngerschaft. In den andern Leipziger Lokalblättern wurden meine Kritiken in gehässiger Weise wiederkritisiert; vor allem aber wurde in der auswärtigen Presse über die verständnislose Opposition gegen die Leipziger Musterbühne gezetert. Wie thöricht diese Anklagen waren, das beweisen ja die vorliegenden Dokumente, meine Kritiken im Tageblatt; man wird daraus ersehen, welches Lob ich verschiedenen Aufführungen gespendet, derjenigen des „Demetrius“, der „Makkabäer“, des „Julius Cäsar“, des „Coriolan“, und zwar vor und nach den Theatertumulten, während ich allerdings auch Verfehltes wie die Aufführungen der „Jungfrau von Orleans“, des „Faust“, des „Fiesko“ rügen mußte, besonders

wegen unrichtiger Besetzung vieler Hauptrollen. Hatte Laube doch die Jungfrau von Orleans von einer Soubrette, Fräulein Feuerstake, spielen lassen. Das entfesselte einen Sturm des Unwillens auf der sogenannten Eselswiese, dem Inseratenteil des Leipziger Tageblatts, auf dem sich damals viele Dramaturgen aus dem Volke mit kecken Improvisationen und heftigen Angriffen auf Laube tummelten. Ich selbst befand mich bald im Stande der Notwehr, und als einmal in angesehenen auswärtigen Blättern, in der Kölnischen Zeitung, der Augsburger Allgemeinen, die Leipziger Tageblatt-Kritik schonungslos verurteilt wurde, da ließ ich mich verleiten, auch selbst schärfere Saiten anzuschlagen und eine über mein gewohntes Maß hinausgehende Kritik einer Tellaufführung zu schreiben, die verhängnisvolle Folgen haben sollte. Laube gab jetzt die Losung aus, ich müsse fort von Leipzig, und sofort wurde zu einer vernichtenden Attacke geblasen. Zuerst erschien Emil Claar auf dem Wahlplatze mit einem langen gegen mich gerichteten Artikel, der an Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ; er schien sein Lobgedicht auf mich vergessen zu haben; ich aber konnte, was der Preußenkönig in dem Heineschen Gedicht von Herwegh sagt, auf Claar anwenden:

„In Versen hat er mich entzückt,
Doch mir gefällt nicht seine Prosa!“

Maßvoller als dieser Artikel Claars in den Leipziger Nachrichten war eine Antikritik, die Silberstein in einem andern Leipziger Lokalblatt erscheinen ließ, doch durch ein unglückliches Mißverständnis brachte gerade diese Kritik den Funken in die Zündschnur. In einer Wendung derselben sah der Schauspieler Herzfeld, und zwar mit vollem Unrecht, eine Beleidigung seiner Braut, des Fräulein Link, stürzte in den Mittelbalkon, wo Silberstein mit ganz ruhigem kritischem Gewissen saß, und mißhandelte ihn thätlich an der offenen Thür. Es konnte nicht ausbleiben, daß darauf ihm Laube seine Entlassung gab. Er hat einen Schriftsteller, einen Kritiker mißhandelt, hieß es allgemein; doch man fügte hinzu: warum wird denn Claar nicht entlassen, der ebenfalls gegen einen Kritiker und Schriftsteller, wenn auch nicht mit Realinjurien, angriffsweise vorgegangen ist? Und aus diesem Gedankengange entwickelte sich die Lynchjustiz, deren Opfer einige Tage nachher Claar werden sollte. Es erhob sich bei seinem Auftreten im Neuen Theater eine so lärmende Opposition, daß der Vorhang fallen mußte und dann nur mit Mühe weitergespielt werden konnte. Noch schlimmer gestalteten sich die Dinge tags darauf im Alten Theater; hier war der Lärm so groß, daß die Vorstellung gänzlich unterbrochen wurde und Fräulein Delia, die Braut Emil Claars, infolge der Aufregung in Ohnmacht fiel und erst nach einem langen Krankenlager wieder auftreten konnte. Es war einer der größten Theaterskandale, von denen die Geschichte der deutschen Bühne zu berichten weiß, und niemals ist einem schlechten Theaterdirektor von seinem Publikum so arg mitgespielt worden, wie hier dem Mann, der für den besten in Deutschland galt. Die Laube-Partei rührte sich nicht. Im Leipziger Tageblatt waren Artikel aus der Feder eines jungen Juristen erschienen, die die ganze Partei aufs schärfste verurteilten, wenn sie auch die Verdienste Laubes

anerkannten. Da ich bei der Redaktion des Blattes in keiner Weise beteiligt war, so wußte ich vorher von diesen Artikeln nichts; sie waren in sehr beweiskräftiger und schlagkräftiger Weise abgefaßt und hatten Oel ins Feuer gegossen. Die Anarchie hatte indes den Theaterkörper selbst ergriffen; eine fast von allen Mitgliedern unterzeichnete und in den Blättern veröffentlichte Erklärung wandte sich gegen die eigne Direktion und ihre Maßnahmen besonders im Falle Herzfeld. Jetzt mischte sich auch der Rat ein, der für Laube wenig Sympathien hatte; dieser mußte Ordre parieren, und wie nach einer Revolution durch öffentliche Anschläge die Entlassung eines mißliebigen Ministeriums verkündet wird, um die Gemüter zu beruhigen, so verkündeten Plakate an allen Pforten des künstlerischen Heiligtums die Entlassung Emil Claars, der zum Sündenbock der Laubeschen Direktion geworden war.

In jenen Tagen herrschte eine Aufregung in Leipzig wie in Revolutionszeiten, wo ein Straßenkampf in Aussicht steht. Die Parteien gingen nur mit Stöcken ausgerüstet über die Straße; mißtrauisch blickte der Direktor, wenn er am Café Français mit seinem Freß- und Preßgefolge, seinem getreuen Hund und seinem getreuen offiziösen Preßbureau vorüberging, zu den Fenstern dieses Kaffeehauses empor, in dem er das feindliche Lager sah. Zu mir selbst kamen Anhänger Laubes, die aber auch zu mir hielten, Dr. Franz Hirsch, Dr. Paul Lindau u. a., in erregter Kampfesstimmung und mit Stöcken von verschiedenstem Kaliber bewaffnet, um mir die bedrohliche Situation zu schildern, für die sie übrigens, viel unparteiischer als Laube, mich nicht verantwortlich machten.

Inzwischen kam nach dem Zugeständnis, das durch die Entlassung Claars der öffentlichen Meinung gemacht worden war, auch die Partei Laubes zu Worte; er selbst sprach mehrmals von der Bühne herab zum Publikum, und zwar mit lebhaftem Beifall; eine in den angesehensten Kreisen Leipzigs zirkulierende Adresse, von vielen Großkaufleuten, Professoren und Beamten unterzeichnet, sprach Laube und seiner Direktion volle Anerkennung aus. Er hatte mit seinem Abgang gedroht; doch er ließ sich durch diese Zustimmungserklärung erbitten und blieb. Alles kam nun wieder ins alte Geleise; er dirigierte, seine Künstler spielten, seine Jünger schwangen das Weihrauchfaß, ich kritisierte; nur auf der Eselswiese war es still geworden. Die fieberischen Erscheinungen hörten auf, die Krisis war überstanden.

Doch mit des Geschickes Mächten ist, wie es in dem „Lied von der Glocke“ heißt, kein ew'ger Bund zu flechten, und wenn hier der Dichter singt, daß der Segen von oben kommt, so kam diesmal der Unsegen von oben, und zwar vom Plafond des Neuen Theaters. Es „begann dort auf einmal zu bröckeln“, der damalige Theaterinspektor, nachher langjähriger Direktor des Kölner Stadttheaters, brachte diese unerfreuliche Mitteilung. Der Rat beschloß, das Neue Theater auf einige Wochen zu schließen; dazu waren aber Verhandlungen mit dem Direktor nötig; Laube zeigte sich wenig fügsam; er hatte überhaupt durch sein „patziges“ Wesen die Gunst des Bürgermeisters Koch verscherzt. Und ein

Oberbürgermeister hat gewiß das Recht, so unfehlbar zu sein wie ein Theaterdirektor, und wenn zwei Unfehlbarkeiten aufeinanderplatzen, so kommt es nur darauf an, auf welcher Seite beim Anprall die Gewalt des Stoßes größer ist. Laube hatte bei den Verhandlungen seinem Unwillen durch die gelegentliche Aeußerung, er wolle abgehen von der Direktion, Ausdruck gegeben. Darauf hin hielt der Bürgermeister Vortrag beim Stadtrat, beantragte die Entlassung Laubes, begab sich noch an demselben Abend zu den Stadtverordneten, um die Zustimmung dieses Kollegiums einzuholen, die auch nicht ausblieb, und so erhielt Laube gleich darauf seine mit dem Ratssiegel versehene Entlassung. Er war darüber aufs äußerste betroffen und suchte dieselbe rückgängig zu machen. Vergeblich! Seine Direktion hatte den Leipziger Volksaufstand glücklich überstanden, war dann aber sachte „abgebröckelt“.

Ich habe Laube seitdem nicht wieder gesehen, er hat ja dann seiner Passion als Theaterleiter wieder am Wiener Stadttheater gehuldigt. Ueber die Leipziger Vorgänge hat er in seiner Schrift über das „Norddeutsche Theater“ und in seinen „Erinnerungen“ Enthüllungen gemacht, die entweder auf Selbsttäuschung oder falscher Berichterstattung beruhen. Ich selbst kam dabei natürlich schlecht genug weg; er läßt durchblicken, daß ich das böswillige Agens dieser Theaterskandale gewesen sei, — mit Unrecht! Ich wußte vorher nichts davon und wurde durch diese so überrascht wie er selbst! Ebenso deutet er an, daß meine kritische Stimmung der Direktion gegenüber durch die Aufführung oder Nichtaufführung meiner Stücke beeinflußt worden sei. Das ist ein wohlfeiler Vorwurf, ein naheliegender Stein, den man leicht zum Wurf aufheben kann, wenn es gilt, einen Theaterkritiker zu treffen, der zugleich dramatischer Dichter ist. Ich als Dichter hatte aber nicht den geringsten Grund, mit dem Theaterdirektor Laube unzufrieden zu sein; er hatte meine „Katharina Howard“ und mein Lustspiel „Pitt und Fox“ mit guter Besetzung und schönem Erfolg gegeben — spielte doch der geniale Mitterwurzer sowohl den Fox wie den König Heinrich VIII. Und diese Aufführung meines Lustspiels fand kurz vorher statt, ehe ich meine Theaterkritik über den „Tell“ vom Stapel ließ, die ich nur um der Sache willen schrieb; persönliche Motive hätten mich eher abhalten sollen, sie zu schreiben. Wenn er meinen kritischen Standpunkt als den der Weimarschen Schule verurteilt, so muß ich zwar zugeben, daß ich für Schiller und Goethe etwas eingenommen bin, daß ich aber das falsche Pathos ebenso verwerfe wie Laube, nur daß ich damit nicht zugleich allen dichterischen Aufschwung in die Pfanne hauen will. Doch über alle diese Vorgänge ist längst Gras gewachsen; ich habe später auch mit den Hauptbeteiligten der Gegenpartei, mit dem leider früh verstorbenen Adolf Silberstein und Emil Claar stets auf freundlichem Fuße gestanden. Die Gehässigkeiten Laubes in seinen Aufzeichnungen und Denkschriften habe ich ruhig über mich ergehen lassen und bisher in keiner Weise erwidert. Auch das Bild Laubes, wie ich es in allen neuen Auflagen meiner Litteraturgeschichte, in meinen Essays in „Unsre Zeit“ und den „Litterarischen Totenklängen und Lebensfragen“ eingehend

und mit Liebe entworfen und koloriert habe, trägt nirgends die Spuren persönlicher Feindseligkeit; ja, von allen Litterarhistorikern der Gegenwart ist keiner den schriftstellerischen Verdiensten Laubes in gleicher Weise gerecht geworden; von vielen wird er nur wie eine halbverschollene Größe betrachtet oder mit einer vornehmen Handbewegung beiseite geschoben, wie es die Neuesten den Vorkämpfern der jungdeutschen Epoche gegenüber zu thun pflegen.

Ueber Liebig und das Arbeitsfeld des Chemikers.

Von

F. Fittica.

Die heutigen Paläste, die sich die Hochschulen, sei es Universität oder Polytechnikum, für Chemie zu eigen machen, verdanken wir Liebig. Liebig, der mit Leib und Seele allem voran war, wenn es sich um die praktische Lösung wissenschaftlich-chemischer Fragen handelte, empfand frühe das Bedürfnis, nicht nur für sich, sondern für Mitarbeiter und Schüler ein Lokal zu schaffen, in dem er nach Herzenslust seine chemische Thätigkeit entfalten konnte zum Wohle der Universität und seiner Mitmenschen. Ihm genügte es nicht, analog seinen Vorgängern in einem privaten Arbeitsraum sich zu verschließen, umgeben höchstens von einem Freunde, Privatassistenten oder Mitarbeiter, der die Ideen des Meisters ausführen und verbreiten sollte; vielmehr war er der Mann dazu, eine größere Schule ins Leben zu rufen, der Mann, dem wir nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Welt eine allgemeine wissenschaftliche Unterrichtsanstalt verdanken, in der nicht nur Chemie gelehrt, sondern auch geübt sowie technisch-wissenschaftlich bethätigt werden konnte.

In seinen Jugendjahren hat es Liebig, analog seinen bedeutenden Vorgängern Mitscherlich, Davy und Berzelius, bitter empfunden, daß es damals weder allgemein Hochschullehrer für Chemie gab, noch allgemeine Bildungsanstalten hierfür. Mitscherlich (1794 bis 1863), der aus der Nähe des zu Zeiten Bismarcks manchmal genannten Jever (Großherzogtum Oldenburg), aus Neuende, stammte, hat wie Berzelius (1779 bis 1848) nur auf Umwegen seiner Lieblingswissenschaft, der Chemie, sich widmen können. Letzterer hatte einen Schulvorstand zum Vater, von dem er zwar in Sprachen und ferner allgemeinen Naturwissenschaften, keineswegs aber in deren Grundlehren (Chemie und Physik) unterrichtet werden konnte. Mitscherlich erging es noch schlimmer; er wurde auf Anregung des berühmten Geschichtsforschers Schlosser, der in seinen (Mitscherlichs) Schuljahren in Jever Gymnasiallehrer war, anfangs Philologe, als welcher er

in Heidelberg studierte und in Göttingen promovierte, so daß nur eine scheinbar zufällige Begegnung mit Berzelius, der als Professor der Medizin in Stockholm sich damals vorübergehend in Berlin (dem späteren Wohnsitz Mitscherlichs) aufhielt, Veranlassung für ihn wurde, die Philologie gänzlich mit Chemie zu vertauschen. Derartige Umsattlungen hat zwar Liebig (1803 bis 1873) nicht durchgemacht. Er hat im Gegenteil seine frühreife Neigung zur Chemie dadurch sattsam bethätigen dürfen und auch bethätigt, daß er nicht nur in seinem 14. Lebensjahre sämtliche chemischen Werke der Bibliothek seines Geburtsortes Darmstadt durchgelesen hatte, sondern auch die darin beschriebenen Versuche nachgemacht. Sein Vater, ein Material- und Farbwarenhändler, war allerdings um so weniger mit diesem Selbstunterricht einverstanden, als die Schularbeiten des Sohnes zugleich dadurch vernachlässigt wurden, so daß der junge Liebig eine Reihe von Tadelsvoten sich mußte gefallen lassen. Da er ferner seinen Lehrern nichts weniger als genial beanlagt erschien und ihm die Erlangung eines Reifezeugnisses eine unerreichbare Aufgabe bedünkte, sodann aber seine Neigung zur Chemie übermächtig sich entwickelte, gab der Vater ihn zu einem Apotheker in Heppenheim (bei Darmstadt) in die Lehre, wo er nach damaliger Sitte und Möglichkeit die ersten Grundlagen als Chemiker sich zu eigen machen sollte. Allein bereits nach zehn Monaten konnte er die Apotheke verlassen, respektive mußte sie verlassen, weil eine unglückliche Explosion mit Knallquecksilber (mit dessen Bereitung er sich in den Mußestunden befaßte) seinen Lehrherrn gegen ihn aufbrachte. Nachdem er nunmehr in Darmstadt seine mangelhaften Schulkenntnisse ergänzt hatte, konnte er mit Unterstützung seines Landesfürsten Ludwig I. zunächst nach Bonn und sodann nach Erlangen zum Studium unter Kastner gehen sowie hier promovieren. Im letzteren Orte machte er ferner Bekanntschaft mit Platen, gelegentlich Schellings Vorlesungen über Philosophie, die jene gleichzeitig besuchten, über welche letztere er allerdings später sich sehr mißliebig aussprach.

Indes war damals Deutschland kein Land zur höheren Ausbildung in Chemie. Als Lehrer hierfür hätte höchstens dort Mitscherlich in Frage kommen können, der um jene Zeit (1822) zwar in Berlin bereits schon Professor war, allein kein allgemeines Laboratorium besaß sowie kein Talent war, seinen Namen nach außen hin glänzen zu lassen. Dies verstanden vielmehr die im übrigen sehr tüchtigen und bedeutenden Chemiker Frankreichs: Gay-Lussac, Thénard und Dulong, die damals in Paris lebten und wirkten. Hierhin wendete sich Liebig, und es gelang ihm namentlich im Laboratorium Thénards Eingang zu finden sowie Untersuchungen auszuführen, die Veranlassung wurden, daß (1823) unter andern auch Alexander v. Humboldt auf ihn aufmerksam wurde. Dieser, der damals die bedeutendsten Naturforscher zu Freunden und Bekannten hatte sowie mit einer Reihe von Fürsten auf vertrautem Fuße stand, empfahl ihn Gay-Lussac, der ihn ausnahmsweise in sein Privatlaboratorium aufnahm, so daß Liebig nunmehr auf das eingehendste mit den hervorragenden chemischen Kenntnissen der damaligen Zeit ausgestattet werden konnte. Nach

Absolvierung dieser seiner eigentlichen chemischen Hochschulzeit nahm aber Alexander v. Humboldt Veranlassung, ihn gemäß dem günstigen Urteile Gay-Lussacs seinem Landesherrn, dem genannten Großherzoge, warm zu empfehlen, der nunmehr Liebig in dessen 21. Jahre zum außerordentlichen Professor in Gießen ernannte.

In Gießen hat Liebig (seit 1826 als Ordinarius) die größte Zeit seines Lebens zugebracht, und obwohl die Stadt weder damals wie heute ebensowenig durch Schönheit als auch Verkehr oder Industrie glänzte, hat er wesentlich aus Dankbarkeit gegen seinen Landesherrn zunächst Berufungen nach dem Inlande wie dem Auslande beharrlich abgelehnt. Aber nicht nur aus diesem Grunde, sondern auch deshalb geschah dies, weil sich Liebig, allerdings mit Mühe und Entsagung, dort ein Arbeitsfeld schuf, das als damalige einzige Einrichtung dieser Art allmählich ihm die jungen Chemiker Deutschlands und sodann der ganzen Welt zuführte, zu seiner Wonne und Freude. Dagegen war es anfangs der Neid und Groll seiner Kollegen, die ihm sein Leben dadurch verbitterten, daß sie ihn bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit wissen ließen, er verdiene seine Stellung ebensowenig durch seinen Mangel an Schulbildung als auch gesellschaftlichen Formen. Gleiche Gründe waren es auch wohl, wenigstens der Neid, die sein Bestreben, ein allgemeines Laboratorium einzurichten, anfangs vereitelten, vor allem mit dem Hinweise darauf, daß es nichts wie persönliche Annehmlichkeiten seien, die Liebig mit der Einrichtung eines Laboratoriums bezwecke. Endlich aber bewirkte ein gereizter Brief (1834) an den hessischen Kanzler Linden in Darmstadt das, was Bitten und demütige Vorstellungen bis dahin vergeblich gesucht hatten.

In diesem Briefe machte er darauf aufmerksam, daß man ihm kein Laboratorium gegeben habe, sondern lediglich vier Wände statt eines ausgerüsteten Arbeitsraumes. Man wäre aber, so führt er aus, nicht im stande, ohne Instrumente und Präparate die Stelle eines Hochschullehrers in Chemie zu bekleiden, so daß er jährlich drei- bis vierhundert Gulden aus eignen Mitteln dazu habe verwenden müssen. Für die Anstalten einer Universität aber dürfe man die größten Summen verwenden, weil dies die Achtung und Anhänglichkeit an sie steigere, obschon die strengste Kontrolle über die Zweckmäßigkeit ihrer Verwendung geführt werden müsse. Indem er aber solche Summen aus eignen Mitteln hergegeben habe, habe er von den 800 Gulden seiner Besoldung so viel eingebüßt, daß er von Kummer und quälenden Nahrungssorgen bedrückt sei.

Derartige Ansichten hatte bezüglich des chemischen Unterrichts bereits der oben genannte Berliner Chemiker Mitscherlich geäußert, indes ohne Erfolg zu verwirklichen gestrebt; Liebig jedoch erreichte nicht nur seinen Zweck, sondern auch den, daß man von jetzt an allgemein seiner begründeten Ansicht, zum gründlichen chemischen Studium gehörten gründliche Hilfsmittel, in Regierungskreisen beitrat. In der Folge ist es ferner Liebigs Verdienst gewesen, in Deutschland eine chemische Schule, eine chemische Hochschule ins Leben zu rufen, derart, daß von da an ohne Umschweife allgemein einem zu berufenden Hochschullehrer für

Chemie die hierfür nötigen Laboratorien mit Arbeitsplätzen gebaut und eingerichtet wurden.

Diese Laboratorien hatte man bis dahin nicht gekannt. Nicht nur war ein Teil der vor Liebig wirkenden Chemiker aus dem Pharmaceutenstande heraus emporgewachsen, sondern ein andrer, nicht minder bedeutender Geister hatte seiner ganzen Jugendbildung nach der Chemie so fern als möglich gestanden. Der obige Mitscherlich war dieser seiner Ausbildung nach Historiker und Philologe; ein englischer Vorgänger von ihm, Priestley (1733 bis 1804), Theologe; ein andrer, Dalton (1766 bis 1844), Wanderlehrer, wesentlich in Mathematik; der große französische Reformator Lavoisier (1743 bis 1794) lebte in einer staatlichen Anstellung als Generalpächter; der Franzose Berthollet (1748 bis 1822), dem wir die wichtigsten, heute noch teilweise geltenden Sätze über chemische Verwandtschaft (chemische Liebe) verdanken, war sein ganzes Leben hindurch in technischen und technologischen Stellungen; auch wurde er von Napoleon I. zu staatlich-wissenschaftlichen Zwecken herangezogen. Diejenigen Forscher sodann, die weder als Pharmaceuten noch als Autodidakten vorgebildet waren, vereinigten in ihrer Lehr- oder Forscherthätigkeit Chemie mit Physik, wie Gay-Lussac (1778 bis 1850), der Lehrer Liebigs, oder mit Medizin, wie Berzelius (1779 bis 1848), der zu Anfang des Aufsatzes bereits besprochene große schwedische Chemiker. Nur wenigen Männern der früheren Zeiten gelang es, sich, sei es durch die Gunst von befreundeten Staatsleitern, sei es durch die Entdeckung von Stoffen, die weiteren Kreisen verständlich und vorteilhaft zum Gebrauch waren, sich besondere Lehrstühle für Chemie zu verschaffen; zu jenen gehörte Fourcroy (1755 bis 1809), Professor am Pariser Jardin des Plantes; zu letzteren Davy (1778 bis 1829), Professor an der Londoner Royal Institution. Was insbesondere noch die aus dem Pharmaceutenstande herausgewachsenen Chemiker betrifft, so waren sie, wie der Schwede Scheele (1742 bis 1786), einer der bedeutendsten Chemiker aller Zeiten, dem wir die Entdeckung des Sauerstoffs, des Chlors sowie einer Anzahl Metalle verdanken, auf dem Gebiete der Chemie in Wahrheit Autodidakten, da die spärlichen chemischen Kenntnisse der früheren Zeiten den Pharmaceuten hierin keine methodische Ausbildung ermöglichten.

Genug, eine methodische Ausbildung in Chemie war vor Liebig auf der Hochschule nicht möglich, um so weniger auf dem Gymnasium, respektive der Mittelschule, die erst in den letzten Jahrzehnten hierfür allgemeine Stunden und Einrichtungen erhalten haben. Seinem Vorgange entsprechend sind indes gegenwärtig die Universitäten wie die technischen Hochschulen mit Laboratorien versehen, die nebst einzelnen Arbeitsplätzen größere Räume besitzen, in denen für allgemeine Operationen wie die der Destillation und Filtration, der Entwicklung schädlicher und übelriechender Gase, der Ausmittelung der Zusammensetzung organischer Verbindungen durch Verbrennung sowie andrer mittels des Eigengewichts ihrer Dämpfe, der sorgfältigen Wägung solcher Verbindungen oder auch solcher des Mineralreichs (anorganischer Körper) entsprechende Einrichtungen getroffen wurden. Diese bestehen zunächst in der Anlage von Gas- und Wasserleitung, besonderer

Brenner und Oefen sowie eines Lagers verschiedener Glas=, Porzellan= und Metall=, insbesondere Platingefäße, welch letztere vor allem dazu dienen, bestimmte Stoffe mit energisch wirkenden Reagentien oder bei sehr hohen Temperaturen zu behandeln, zu deren Zwecken Glas oder Porzellan nicht genügend Widerstand bieten. Die überaus fein gearbeiteten Wagen ermöglichen es uns, die Zusammensetzung bestimmter Verbindungen oder Gemische sowohl für rein chemische als auch medizinisch= oder gerichtlich=chemische Untersuchungen bis auf den Bruchteil eines tausendstel Grammes festzustellen; sodann aber auch, die große Zahl der Mineral=, Pflanzen= und Tierstoffe in ihren Wirkungen und Zersetzungen der Menge nach zu studieren. Was endlich die Art des Unterrichts in diesen Laboratorien betrifft, so werden an einfachen Beispielen zunächst Wirkung und Gegenwirkung einfacher Stoffe gezeigt, sodann deren Nachweis in Gemischen geführt, die, anfangend mit einfachen und leicht zu erkennenden Stoffen, allmählich komplizierter und reichhaltiger werden, bis sie schließlich aus dem Mineral= (dem anorganischen) Reich in das des organischen (meistens Pflanzenreichs) übergehen. Die zugleich in den allgemeinen Vorlesungen erörterten Gegenstände betreffen ausschließlich Eigenschaften und Wirkungen sowohl von Metallen als Nichtmetallen (sogenannten Metalloiden), zu welch letzteren z. B. die Bestandteile der uns umgebenden Luft, des Wassers sowie einer Reihe von Stoffen gehören, wie sie aus faulenden oder gärenden Materien in die Atmosphäre treten. Zwei sehr bekannte Körper, Schwefel und Phosphor, gehören ferner hierher, wie ein bekanntes Gift, das Arsenik. Die Erörterung der Eigenschaften und Wirkungen von Stoffen des Pflanzen= und Tierreichs, der organischen Körper, bildet den Gegenstand der Vorlesungen für die Fortgeschrittenen, weil hierbei eine Reihe von Erscheinungen des anorganischen Reichs als bekannt vorausgesetzt werden muß. Ist auch hiermit der Praktikant vertraut geworden, so wird ihm die Darstellung verschiedener Präparate an die Hand gegeben, Präparate, zu denen die Operationen des Auflösens, Niederschlagens aus Lösungen, ihrer Klärung durch Filtration, ihrer Ausscheidung durch Krystallisation, ihrer Reinigung (bei flüchtigen Stoffen) durch Destillation sowie die Feststellung ihrer chemischen Eigenschaften mittels der Erscheinung ihrer Wirkung auf andre vonnöten sind. Ereignet es sich später sodann, daß Darstellung und Eigenschaften solcher Körper für die Wissenschaft einen Fortschritt vorstellen, weil sie neu und wichtig sind, so können sie zugleich den Ausgang für eine Promotionsarbeit geben.

Großherzog Peter von Oldenburg und die schleswig-holsteinische Frage.[1]

Von

Staatsminister a. D. G. Jansen.

Es war ein Erbfolgestreit innerhalb des oldenburgischen Fürstenhauses, der mit dem Tode des Dänenkönigs Friedrich VII. am 15. November 1863 die Kugel ins Rollen brachte und in seinem Verlauf und seinen Folgen das Angesicht des Erdballs veränderte.

Man kann sagen, daß das Leben des Großherzogs Peter von Oldenburg unter dem Zeichen der schleswig-holsteinischen Angelegenheit stand.

Der Großherzog war gleich seinem Großvater, dem Herzog Peter Friedrich Ludwig, mit dessen Wesen das seinige manches Verwandte hatte, eine echt holsteinische Natur. Seiner holsteinischen Abkunft und seiner Zugehörigkeit zum Hause Holstein sich voll bewußt, fühlte er sich auch auf seinen holsteinischen Besitzungen am wohlsten. Die Geschichte des Landes und seines Hauses beherrschte er wie kaum ein andrer, und wenn er einmal zäher an einer Auffassung festhielt, als manchem gefiel, so machte er dafür gern in scherzender Wendung seinen „holsteinischen Kopf“ verantwortlich.

Die schleswig-holsteinische Frage war schon früh in den Gesichtskreis des jungen Fürsten getreten; er war 19 Jahre alt, als der „Offene Brief“ Christians VIII. das Programm der dänischen Politik gegenüber den deutschen Herzogtümern enthüllte und seinen Vater, den Großherzog Paul Friedrich August, und dessen Regierung zu entschiedener Verwahrung gegen die beabsichtigte Vergewaltigung der Rechte alter Erblande des oldenburgischen Hauses aufrief.

Vier Jahre später, nachdem die Erhebung der von den deutschen Großmächten im Stich gelassenen Herzogtümer gegen Dänemark ein trauriges Ende genommen hatte, fand sich der junge Erbgroßherzog zum ersten Male selbst in die Wirrsale der schleswig-holsteinischen Angelegenheit verstrickt. Der 2. August 1850 bezeichnet das Datum des ersten Londoner Protokolles, durch das die auswärtigen Mächte Rußland, England, Frankreich und Schweden unter Beiseiteschiebung Preußens und Oesterreichs die Entscheidung über die Zukunft Schleswig-Holsteins in die Hand nahmen und die Aufrechterhaltung des dänischen Gesamtstaates für eine politische Notwendigkeit im europäischen Interesse erklärten. Hand in Hand damit ging die Regelung der Staatserbfolge in den von der Krone Dänemark beherrschten Landen, da nach menschlicher Voraussicht das Aussterben

[1] Aus einer demnächst zur Veröffentlichung gelangenden größeren Schrift des Verfassers: Erinnerungen an den Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg 1864 bis 1900.

der dort regierenden älteren Linie des oldenburgischen Hauses in nicht ferner Zeit zu gewärtigen war und nach dem Willen der maßgebenden Mächte der Gefahr begegnet werden sollte, daß nicht beim Ableben König Friedrichs VII. der alte Streit zwischen den Bestandteilen der dänischen Monarchie sich erneuere. Hier setzte der mächtige Einfluß des die politische Situation in der Herzogtümerfrage beherrschenden Kaisers Nikolaus ein. Es waren Erbansprüche der Häuser Hessen, Holstein-Gottorp (durch Rußland und durch Oldenburg vertreten), Augustenburg und Glücksburg, mit denen in solchem Falle zu rechnen war; politisch kam es darauf an, für die künftige Stellung eines König-Herzogs eine Persönlichkeit zu finden, die man den ungewöhnlichen Schwierigkeiten der Aufgabe für gewachsen hielt. In diesen Erwägungen lenkte sich das Augenmerk des Kaisers an erster Stelle auf den damals 23jährigen Erbgroßherzog als Glied der jüngeren Linie des Gottorpschen Hauses. Ein russischer Abgesandter erschien in Oldenburg, um mit dem Erbgroßherzog und seinem Vater, dem Großherzog Paul Friedrich August, über die dänische Thronkandidatur und deren Bedingungen zu unterhandeln.

In Oldenburg ward man durch diese Eröffnungen ebenso erschreckt wie überrascht — erschreckt bei dem Ausblick auf die ungeheuren Schwierigkeiten, die man für die künftige Gestaltung der Verhältnisse in Dänemark wie in den Herzogtümern mit richtigem Blick voraussah, überrascht, weil seit dem „Offenen Brief" Christians VIII. gerade Oldenburg am Bundestage wie in der Oeffentlichkeit keine Gelegenheit hatte vorübergehen lassen, für die bedrohten Rechte der deutschen Herzogtümer mit Offenheit und Entschiedenheit einzutreten. Gleichwohl erheischte schon die Rücksicht auf die damals noch schwerwiegende Stellung des Kaisers Nikolaus als Chef der Gottorper Linie des oldenburgischen Gesamthauses, die gemachten Vorschläge und Anerbietungen in ernsteste Erwägung zu ziehen; der junge Erbgroßherzog war mit seinem Vater vollständig darüber einverstanden, daß eine unbedingte Ablehnung unthunlich sei, ebenso fest aber von vornherein in dem Entschluß, sich auf keine Abmachungen einzulassen, durch die den Rechten der Herzogtümer Eintrag geschehen könnte. Man erklärte sich deshalb zu weiteren Verhandlungen über das Ansinnen des Kaisers zwar bereit, formulierte aber gleichzeitig die vorläufig sich aufdrängenden Bedenken in einem dem russischen Abgesandten übergebenen Memoire, in dem vor allem die Notwendigkeit der vollen Achtung der Rechte der Herzogtümer wie derjenigen der erbberechtigten Agnaten und Cognaten bei dem wegen der Thronfolge zu treffenden Abkommen betont wurde.

Der Erbgroßherzog stand, als die russischen Anerbietungen in Oldenburg eintrafen, eben im Begriff, vor Antritt einer längeren Reise nach Italien und Griechenland noch eine Reise in das Fürstentum Birkenfeld zu unternehmen, die ihn zunächst nach Schloß Schaumburg an der Lahn zum Besuch seines Vetters, des Erzherzogs Stephan von Oesterreich, führte. Unterwegs und dort ließ ihn der Gedanke an den ihn persönlich wie die Zukunft seines Hauses und des Oldenburger Landes so nahe berührenden Plan des Kaisers Nikolaus

nicht los, und es drängte sich ihm das Bedürfnis auf, über das Für und Wider, wie es vor seinen Augen bei stets erneuerter Prüfung sich schließlich gestaltete, in einer schriftlichen Aufzeichnung sich klar zu werden. Er verfaßte sie in Schaumburg und beendete die Ausfertigung auf der Reise in Bernkastel an der Mosel. Von hier sendete er sie am 7. September 1850 seinem Vater, dem Großherzog, als „das Resultat einer langen ernstlichen Erwägung".

Diese Niederschrift ist nicht allein ein für die Zeitgeschichte nicht uninteressantes Aktenstück, sondern vor allem für die Persönlichkeit und die Anschauungsweise des verewigten Großherzogs in hohem Grade charakteristisch und läßt in ihren Ausführungen schon die ethischen und politischen Grundsätze erkennen, die den Großherzog während einer nahezu fünfzigjährigen Regierung auch in den Verwicklungen, die in späteren Zeiten die schleswig-holsteinische Frage wiederum für ihn und sein Haus mit sich brachte, unentwegt zum Leitstern gedient haben.

Es sei gestattet, einige besonders bezeichnende Stellen aus dem Zusammenhang herauszuheben. [1])

„Der alte Satz justitia fundamentum regnorum hat sich stets bewährt. Er ist die Moral, die uns die Geschichte lehrt, und auch die neueste Zeit hat viele Belege dazu geliefert, namentlich die unglückliche Geschichte der schleswig-holsteinischen Verwicklungen. Nur durch die gewissenhafte Wahrung des Rechtsbodens kann das Wohl der Staaten begründet werden; denn nur dadurch hat eine Regierung moralische Gewalt, deren sie besonders in einer Kombination wie die beabsichtigte bedarf, wo zwei Völker, die sich hassen und in blutigem Kampfe begriffen sind, versöhnt werden sollen. Dies allein schon macht die Verpflichtung, die bestehenden Rechte zu achten, zu einer doppelt heiligen." Dann anknüpfend an die Andeutung, daß gewisse Entschädigungen auf das Großherzogtum verwiesen werden könnten: „Ich könnte eine solche Beeinträchtigung der Rechte unsers Hauses nie gegen den in Deutschland zurückbleibenden Zweig desselben verantworten, noch weniger gegen meinen unmündigen Bruder. Eine Zerstückelung des Großherzogtums würde ich aber auch weder meinem Hause noch dem Lande gegenüber verantworten können, denn ich bin zuerst Erbgroßherzog von Oldenburg und habe als solcher heilige Pflichten gegen mein Land zu erfüllen. Sollte das Geschick das große Opfer von mir verlangen, meine Heimat zu verlassen, so will ich dies wenigstens mit gutem Gewissen thun können und nicht von der Ueberzeugung gefoltert sein, aus — wenigstens scheinbar — ehrgeizigen Absichten Oldenburgs Interessen geopfert zu haben." — „Ich halte, was meine individuellen Wünsche betrifft, das Gelingen der Kombination für ein persönliches Unglück. Ich habe nicht jenen Ehrgeiz, der vom Besitz einer Krone sich blenden läßt. Ich wünsche mir keine, am wenigsten diese, wo man zwischen zwei feindlichen Parteien stehen wird und, außer dem Hasse beider oder wenigstens einer derselben ausgesetzt zu sein, in tausend Gefahren, Ungerechtigkeiten und Inkonsequenzen

---

[1]) Nach (Jansen) „Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg. Ein Rückblick". Jahrbuch für oldenburgische Landesgeschichte, Band IX, 1900.

zu begehen, geraten würde. Als Großherzog von Oldenburg brauche ich keine welthistorische Rolle zu spielen, in Dänemark müßte ich es. Meiner Ehre bin ich es schuldig, keine solche zu übernehmen, die ich nicht durchführen kann. Abgesehen von meinen unzureichenden Kräften glaube ich selbst für einen großen Mann die Aufgabe allzu schwer, die mir hier zugeteilt werden soll. Aber trotz aller dieser Bedenken halte ich mich eventuell für verpflichtet, mit Aufopferung meiner eignen Wünsche und Neigungen und trotz der geringen Aussicht auf Erfolg die undankbare Rolle eines König-Herzogs zu übernehmen, falls dadurch der Frieden des Nordens und namentlich der durch den Krieg ausgesogenen Länder erhalten werden könnte. Aber dabei muß die Grundbedingung sein, daß ich dies mit der frohen Ueberzeugung thun könne, das Recht in dieser schwierigen Lage als feste Stütze auf meiner Seite und hierdurch auch zugleich die Interessen Oldenburgs nicht verletzt zu haben." — „Ohne Sicherstellung der Rechte der Herzogtümer" — heißt es weiter mit einem prophetischen Ausblick auf die Zukunft — „würde ich nie die beiden Kronen annehmen auf die Gefahr hin, als der Urheber des Unglücks verschrieen zu werden, das dann über die betreffenden Länder, über Europa selbst hereinbrechen würde. Mein gutes Gewissen wird mich dann von aller Schuld freisprechen, aber die Geschichte die Urheber einer so frevelhaft leichtsinnigen Politik nur zu bald verurteilen."

Den entschiedenen Bedenken des Erbgroßherzogs gegenüber, deren Geltendmachung in den Augen der Londoner Mächte einer Ablehnung der dänischen Krone gleichkam, verfolgte der Kaiser Nikolaus seinen Gedanken nicht weiter, sondern setzte sich nunmehr mit dem gefügigeren Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Glücksburg — dem nachmaligen König Christian IX. — in Verbindung, dessen Thronfolge in Dänemark und den Herzogtümern nach dem Aussterben des regierenden Königshauses alsdann durch das zweite Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 festgesetzt ward. Dem jungen Erbgroßherzog aber trug seine loyale und klare Haltung in dieser Angelegenheit den lebhaften Unwillen des mächtigen Chefs der Gottorper Linie des oldenburgischen Gesamthauses ein, der an Durchkreuzungen seines Willens nicht gewohnt war. Ueber schroffe Aeußerungen dieser Verstimmung wurde in Oldenburg allerlei erzählt; gewiß ist, daß der Kaiser bald nachher eine Anfrage des Großherzogs, ob eine Vorstellung seines Sohnes bei einer kaiserlichen Anwesenheit in Warschau genehm sei, unfreundlich ablehnend beantworten ließ.

Indessen machten diese Verstimmungen mit der Zeit einer gerechteren Beurteilung Platz. Als der Großherzog bald nach seinem Regierungsantritt, wie es die Pflicht der Höflichkeit gegenüber dem Chef seines Hauses gebot, am russischen Hofe wegen eines Besuches in St. Petersburg anfragen ließ, erfolgte eine in den freundlichsten Ausdrücken gehaltene Einladung an ihn und seine Gemahlin, der er im Sommer des Jahres 1853 folgte. Der Empfang in St. Petersburg war ein überaus zuvorkommender, und die großherzoglichen Herrschaften wurden wie nahe Verwandte von der kaiserlichen Familie mit Aufmerksamkeiten überhäuft. Während dieses russischen Aufenthaltes bot sich dem

Großherzog auch Gelegenheit, auf die dänische Thronfolge zurückzukommen und auf einem längeren gemeinsamen Spaziergang in dem weitläufigen Park von Gatschina dem Kaiser die bestimmenden Gründe seines damaligen Verhaltens offen und eingehend darzulegen. Der Kaiser würdigte die Auffassung des Großherzogs vollkommen, und war noch ein Rest von Verstimmung vorhanden, so war und blieb er jetzt beseitigt. Der Großherzog gedachte im vertrauten Gespräch, wenn sich ein Anlaß dazu bot, später noch gern dieser Episode von Gatschina.

In den folgenden Jahren hinderten die den Mächten gegenüber übernommenen Verpflichtungen den Uebermut des Eiderdänentums nicht, das nächste Ziel der dänischen Politik, die Einverleibung Schleswigs, unentwegt anzustreben. Nachdem diese im Jahre 1858 thatsächlich ins Werk gesetzt war, sollte die dänische Gesamtstaatsverfassung von 1863 die eigenmächtig geschaffenen Verhältnisse in gesetzliche Form bringen. Am Frankfurter Bundestage verschwand die schleswig-holsteinische Frage und die Erwägung von Maßregeln, Dänemark zur Erfüllung seiner Verpflichtungen bezüglich Holsteins und Schleswigs zu zwingen, nicht von der Tagesordnung.

Einem so scharfblickenden Herrn wie dem Großherzog konnte nicht entgehen, daß unter diesen Umständen nach menschlicher Voraussicht der Tod Friedrichs VII. eine neue Krisis heraufbeschwören und die Kombination des Londoner Protokolls zu Fall bringen werde. Auf die alsdann eintretende Situation bereitete er sich mit langer Hand vor, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß in den alten Erbrechten des Holstein-Gottorpschen Hauses die Grundlage gegeben sei, eintretenden Falles die Herzogtümerfrage einer ebensosehr dem bestehenden Recht wie den nationalen Interessen entsprechenden Lösung entgegenzuführen. Diese Ueberzeugung stützte sich auf gründliche Studien der letzten Jahre.

In Deutschland galt wie in den Herzogtümern als politischer Glaubenssatz, daß nach dem Aussterben des Mannsstammes der in Dänemark regierenden Glückstädter Linie des oldenburgischen Hauses das Haus Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg zur Erbfolge in Schleswig und Holstein berufen sei. Diese Annahme fand um so leichter und willigen Eingang, als sie dem politischen Bedürfnis entsprach und durch eine geschickte Publizistik unterstützt wurde. Bei Abfassung seiner Denkschrift vom 7. September 1850 über die dänische Thronfolge war auch der junge Erbgroßherzog augenscheinlich noch in dieser Annahme befangen. Anders dachte man in Rußland und in Dänemark. In St. Petersburg bestand die Ansicht, daß bei einer etwaigen Auflösung der dänischen Monarchie Erbansprüche der Gottorper Linie des oldenburgischen Hauses wenigstens bezüglich bedeutender Teile der Herzogtümer in erster Linie zu Raume kämen, und im Sinne dieser Auffassung bildete eine Uebertragung dieser Ansprüche auf den künftigen König von Dänemark die Grundlage des Londoner Protokolls. In Dänemark selbst erkannte man augustenburgische Ansprüche auf Schleswig und Holstein niemals an und ließ demnach, als nach der Niederwerfung des Widerstandes der Herzogtümer im Jahre 1850 der Herzog Christian von Augustenburg das Land räumen mußte, diesen bei Uebernahme seiner Güter durch den

dänischen Staat nicht auf Erbansprüche verzichten, sondern lediglich versprechen, nichts gegen die Regierung des demnächstigen Königs Christian IX. zu unternehmen. Auch lassen sich aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts Zeugnisse beibringen, aus denen hervorgeht, daß Mitglieder der Augustenburger Familie selbst damals von schleswig-holsteinischen Erbrechten ihres Hauses nach Aussterben des dänischen Königshauses nichts wußten. Erst in den dreißiger Jahren setzt die Ausbildung der Augustenburger Doktrin ein und bethätigte unter Einwirkung politischer Verhältnisse und Wünsche in Deutschland wie in den Herzogtümern ihre werbende Kraft. Im stillen spielte dabei auch die Furcht vor Rußland ihre Rolle.

Schon im Laufe der fünfziger Jahre führten den Großherzog eingehende Studien auf der Grundlage des im Oldenburger Staatsarchiv vereinigten urkundlichen Materials auf die Spur der Wahrheit in der schleswig-holsteinischen Erbfolgefrage, wie man im oldenburgischen Sinne das gefundene Ergebnis bezeichnen zu dürfen glaubte. Bei diesen Studien stand dem Großherzog eine Persönlichkeit zur Seite, die während einer Reihe von Jahren auf seine Anschauungen auf dem Gebiet der schleswig-holsteinischen Frage einen bedeutenden Einfluß geübt hat und vielleicht die erste gewesen ist, die seine Aufmerksamkeit auf die zweifelhafte Fundierung der Augustenburger Doktrin und die vorgehenden Erbansprüche des Gottorper Hauses lenkte. Es war dies ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit und vollständiger Beherrschung des geschichtlichen und urkundlichen Stoffes, der damalige Archivar Dr. Wilhelm Leverkus, der im Fortgange seiner Thätigkeit in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit allmählich zum Referenten im Staatsministerium und zum Staatsrat aufrückte. Von ihm wurden in überaus gründlichen Arbeiten die Materialien für den Nachweis zusammengebracht, daß nach der Ordnung der Staatserbfolge in den Herzogtümern nach dem Erlöschen des dänischen Königshauses nicht das Haus Sonderburg, sondern das Haus Holstein-Gottorp zur Nachfolge berufen sei. Die Leverkusschen Deduktionen mögen namentlich in Beziehung auf Schleswig von gewissen Lücken nicht frei gewesen sein, gewannen aber den Großherzog, der dabei auf selbständige Prüfung niemals verzichtete, nach reiflichster Ueberlegung vollständig für sich, und auch der erste Berater des Großherzogs, Minister v. Rössing, der sich anfangs, wie ich glauben möchte, mehr skeptisch verhalten und die Zweifelspunkte hervorgekehrt hatte, fügte sich allmählich der Beweiskraft der vorgebrachten Argumente. Alle diese Dinge vollzogen sich unter der Mitwissenschaft weniger, und in Oldenburg hatte von dem, was zu jener Zeit in der Seele des Großherzogs vorging, sonst niemand eine Ahnung.

Es mag sich die Frage aufwerfen, wie es geschehen konnte, daß so weittragende Rechtsansprüche unter den Lebenden völlig in Vergessenheit geraten waren und erst durch eine neue Entdeckung gewissermaßen wieder ausgegraben werden mußten. Darauf wäre zu erwidern, daß eine solche Vergessenheit in dem nächstbeteiligten, die ältere Linie des Gottorper Hauses vertretenden Rußland niemals stattgefunden hat, sondern diese Rechte (Londoner Protokoll) thatsächlich

zur Geltung gebracht sind, wenn sich ein Anlaß dazu bot. In Oldenburg, als dem Sitz der jüngeren Linie des Gottorper Hauses, hatte man seit dem Jahre 1773 keine Veranlassung mehr, sich um diese verwickelten und weitabliegenden Dinge zu kümmern, und der Minister des Herzogs Friedrich August, Graf Friedrich Levin v. Holmer, ist wohl der letzte oldenburgische Staatsmann gewesen, der die Materie der schleswig-holsteinischen Erbfolgeverhältnisse vollkommen beherrschte. Dann kam mit der französischen Revolution und dem Untergang der alten deutschen Reichsverfassung, der französischen Occupation Oldenburgs, den Freiheitskriegen und der inneren Umgestaltung Deutschlands eine vollständige Wandlung der Zeiten, die diese Dinge dem Gesichtskreise der Mitlebenden noch mehr entrückte, bis endlich nach einer langen Reihe von Jahrzehnten die Zuspitzung der schleswig-holsteinischen Frage wieder auf sie zurückführte und Auffassungen, die seit Generationen verloren gegangen waren, wieder belebte. Auch mochte man früher davor zurückgescheut haben, Auffassungen näherzutreten, die in erster Linie Rußland zu gute zu kommen schienen.

Der politische Plan des Großherzogs für die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage, der auf dieser wiedergewonnenen Rechtsauffassung sich aufbaute, zielte auf eine Uebertragung der schleswig-holsteinischen Erbrechte der älteren Gottorper Linie auf die jüngere ab; es sollte also nach dem Scheitern der Londoner Kombination zu Gunsten Oldenburgs nur geschehen, was Rußland zu Gunsten Holstein-Glücksburgs zu thun bereit gewesen war. Beruht doch der Rechtsbestand des gegenwärtigen Großherzogtums Oldenburg ebenfalls auf einer durch die Austauschverträge von 1767 und 1773 vollzogenen Zession der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst von seiten der älteren Gottorper Linie an die jüngere, und wie diese Verträge zu ihrer Zeit nach ihrem eignen Ausdruck „die Ruhe des Nordens“ zu sichern bestimmt gewesen waren, so würde jetzt durch eine entsprechende Wiederholung dieses Vorganges den Herzogtümern eine einheimische Dynastie unter voller Wahrung ihrer altverbrieften Rechte gesichert und auf diesem Wege die schleswig-holsteinische Frage auch im nationalen Sinne befriedigend gelöst werden können. Dabei ward davon ausgegangen, daß — was die politische Lage Europas ausschloß — der Kaiser von Rußland an eine unmittelbare Geltendmachung eigner Ansprüche ebensowenig wie an eine russische Sekundogenitur in den Herzogtümern denken, sondern bereit sein werde, einen angemessenen Austrag innerhalb des oldenburgischen Gesamthauses herbeizuführen. Dafür die geneigte Stimmung des Kaisers und der ihn beratenden russischen Staatsmänner zu gewinnen, erschien als die nächste Aufgabe.

Im Sommer 1862 unternahm der Großherzog mit seiner Familie wiederum eine längere Reise nach Rußland, um dort den Kaiser Alexander II. zum ersten Male nach seiner Thronbesteigung zu begrüßen. Vor seiner Abreise ließ er in der geheimen Registratur des Staatsministeriums ein versiegeltes Konvolut niederlegen mit der Aufschrift: „Nach meinem Tode zu öffnen durch den Regierungsnachfolger oder den Regenten“ und unter dem Couvert die Worte enthaltend: „Hierin ist mein politisches Testament.“ Die Oeffnung dieses bis

dahin unberührt gebliebenen Konvolutes fand erst 38 Jahre später in Gegenwart des jetzt regierenden Großherzogs statt und ergab als Inhalt umfassende eigenhändige Aufzeichnungen des hohen Herrn, die sozusagen sein politisches Glaubensbekenntnis in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit bildeten, mit ausführlichen Belegen versehen waren und für den Fall seines Ablebens dem Regierungsnachfolger die treue Befolgung der aufgestellten Grundsätze in dieser für das oldenburgische Haus so wichtigen Sache warm ans Herz legten — wertvolle Beweisstücke, wie ernst und in wie idealem Sinne der Großherzog die Aufgabe auffaßte, die er sich gestellt hatte. Als die Oeffnung des Konvolutes geschah, gehörten diese Dinge längst einer abgeschlossenen Vergangenheit an und hatten nur noch Interesse für eine rückblickende Geschichtsbetrachtung und nicht am wenigsten für die Beurteilung der Denkweise und der Gesinnungen des dahingeschiedenen Herrn.

Auf der russischen Reise begleitete von seinen politischen Vertrauensmännern nur der Kabinettssekretär Herr v. Beaulieu-Marconnay den Großherzog. In St. Petersburg waren die bevorstehenden Verwicklungen in Schleswig-Holstein Gegenstand eingehender vertraulicher Erörterungen, und dem Großherzog, der sich auch mit dem Fürsten Gortschakow in Verbindung setzte, gelang es, den Kaiser Alexander II. von den Vorzügen seines politischen Planes zu überzeugen. Das greifbare Ergebnis dieser Verhandlungen war eine vom Fürsten Gortschakow gezeichnete geheime Versicherung, die für den Fall des demnächstigen Scheiterns der Kombination des Londoner Protokolls die Uebertragung der alsdann an den Kaiser von Rußland zurückfallenden Erbrechte der älteren Gottorper Linie auf Schleswig-Holstein an den Großherzog als Haupt der jüngeren Linie in Aussicht stellte. So durfte der Großherzog mit dem Bewußtsein eines einstweiligen Erfolgs nach Oldenburg zurückkehren.

Am 15. November 1863 starb auf dem Schlosse zu Glücksburg König Friedrich VII., eben zu der Zeit, als der Frankfurter Bundestag sich endlich anschickte, wegen der rechtswidrig erlassenen Gesamtstaatsverfassung, die mit dem 1. Januar 1864 ins Leben treten sollte, mit Zwangsmaßregeln in Holstein vorzugehen. Damit brach die Kombination des Londoner Protokolls zusammen; König Christian IX. bestieg den Thron in Dänemark; in Holstein aber rückten am 24. Dezember die Bundestruppen ein, und nachdem Dänemark ein deutsches Ultimatum wegen Zurücknahme der Gesamtstaatsverfassung abgelehnt hatte, überschritten am 1. Februar preußische und österreichische Truppen die Eider und besetzten Schleswig und demnächst Jütland. Der Bündnisvertrag zwischen Preußen und Oesterreich — ein politisches und diplomatisches Meisterstück des großen preußischen Staatsmannes, das nie genug bewundert werden kann — war am 16. Januar 1864 abgeschlossen worden. Schon vor Ablauf des Jahres 1863 war der Erbprinz Friedrich von Augustenburg — in dem Glauben an sein gutes Recht durch gewiegte Ratgeber, die große Mehrheit der juristischen Welt und die öffentliche Meinung in Deutschland und den Herzogtümern gestützt — in Kiel erschienen und dort von der Bevölkerung als rechtmäßiger Herzog

empfangen und begrüßt worden. Der Bruder des Erbprinzen, Prinz Christian von Augustenburg, war am 26. November in Oldenburg, um dem Großherzog dessen „Thronbesteigung“ anzuzeigen. Der Großherzog erklärte dem Prinzen ganz offen, er könne den Erbprinzen als Bestberechtigten nicht anerkennen, sondern nehme selbst nähere Rechte für das Gottorper Haus in Anspruch, wolle sie aber im gemeinsamen Interesse gegen Dänemark einstweilen ruhen lassen.[1]) In Oldenburg, wo von einer Sonderstellung des Großherzogs in der schleswig-holsteinischen Frage noch nichts bekannt war, wurden dem Prinzen Ovationen dargebracht.

Durch die rasche Entwicklung der Dinge in den Herzogtümern war eine Sachlage geschaffen, die der Geltendmachung oldenburgischer Erbansprüche von vornherein erschwerend in den Weg trat. Dazu kam, daß sich die förmliche Ausfertigung der russischen Zession nicht so rasch beschaffen ließ, wie man gehofft hatte. Erst am 19. Juni 1864 wurde in Kissingen die Uebertragung der Gottorper Erbansprüche von Kaiser Alexander II. durch ein eigenhändiges Handschreiben vollzogen. Der Kaiser war dort vom Fürsten Gortschakow begleitet; auch der Großherzog hatte sich mit den Herren v. Rössing, Leverkus und v. Beaulieu in Kissingen eingefunden. Die Anmeldung der Oldenburger Erbansprüche bei der Bundesversammlung und den beteiligten Mächten konnte nunmehr am 23. Juni erfolgen; in der in jenen Tagen in London vereinigten Konferenz hatte der russische Vertreter die Uebertragung der schleswig-holsteinischen Erbrechte des Kaisers von Rußland an den Großherzog von Oldenburg „zur Förderung des Friedenswerks“ schon am 2. Juni mitgeteilt.

In Oldenburg mußte nun, nachdem der Bundestag an die verschiedenen Erbprätendenten — Augustenburg und Oldenburg trat später noch Brandenburg hinzu — die Aufforderung zu näherer Begründung ihrer Ansprüche gerichtet hatte, für die Ausarbeitung der Begründungsschrift gerüstet werden. Die Materialien dafür lagen nach mehrjähriger gründlicher Vorbereitung so gut wie vollständig vor; da aber der Geheimrat Leverkus kein Jurist und kein Geschäftsmann im Sinne der Routine war, so ergab sich die Heranziehung auswärtiger staatsrechtlich geschulter Kräfte als notwendig. Dafür fiel die Wahl auf den Professor Dr. Herbert Pernice, einen Sohn des bekannten Staatsrechtslehrers in Halle, der vor kurzem von der hannoverschen Regierung nach Göttingen berufen war, um dort angeblich ein Gegengewicht gegen die liberale Richtung des Professors Zachariä zu bilden, und auf den Etatsrat Theodor Schultze, der Mitglied der letzten holsteinischen Regierung in Plön gewesen und mit Rücksicht auf seinen dem König von Dänemark geleisteten Eid in die augustenburgische Verwaltung nicht übergegangen war. Pernice, ein heiterer Lebemann von unverwüstlicher Laune, orientierte sich rasch und leicht und führte eine gewandte Feder; Schultze, Sohn eines Apothekers in Oldenburg in Wagrien, war eine trockene und ernste Natur, verfügte über ein massives Wissen und eine ebenso massive Arbeitskraft

[1]) Jansen und Samwer, Schleswig-Holsteins Befreiung, Wiesbaden 1897, S. 131.

und leistete auch später noch schätzbare Dienste, indem es ihm gelang, aus den Archiven des Reichshofrats in Wien wichtige Schriftstücke herbeizuschaffen, die den in der oldenburgischen Begründungsschrift dargelegten Rechtsauffassungen zu weiterer Stütze zu dienen geeignet waren.

Es war um die Zeit, als diese Herren in Oldenburg eintrafen, daß ich, damals ein junger Hilfsarbeiter bei der Regierung in Oldenburg, zur Mitarbeit an den Schleswig-Holstein angehenden Angelegenheiten zunächst in der Presse herangezogen wurde. In der Gunst der Menge hatte die augustenburgische Kandidatur, schon weil sie seit Jahrzehnten in der Oeffentlichkeit vorbereitet und rechtzeitig am Platze gewesen war, der oldenburgischen den Wind aus den Segeln genommen; das Vorgehen des Großherzogs fand fast durchweg — selbst im eignen Lande — eine unfreundliche Beurteilung, die oldenburgische Kandidatur wurde später sogar als eine Veranstaltung Bismarcks verdächtigt. Der Vertretung der Gottorper Erbansprüche in der Presse war deshalb ihre Aufgabe vorgezeichnet; es galt vor allem, die politische Loyalität des Großherzogs gegen grobe Mißverständnisse sicherzustellen und die Begründung der von ihm erhobenen Ansprüche in faßlicher Form dem Verständnis weiterer Kreise und namentlich solcher näher zu bringen, die sich in der augustenburgischen Strömung Unbefangenheit genug bewahrt hatten, um selbständig zu prüfen. In diesem Sinne wurde versucht, mit Zeitungen verschiedener Parteirichtung Beziehungen anzuknüpfen; insbesondere bereitwillig zeigten sich die in Hannover erscheinende Deutsche Nordseezeitung und die Neue Hannoversche Zeitung; auch die Weserzeitung, die Kreuzzeitung und durch befreundete Vermittlung mitteldeutsche und süddeutsche Blätter konnten gelegentlich benutzt werden; in Schleswig-Holstein selbst stellte die in Cappeln erscheinende Angeler Zeitung ihre Spalten zur Verfügung. Auch gelang es, in den Herzogtümern durch Vertrauenspersonen eine Art Nachrichtendienst zu organisieren, der über dortige Stimmungen und Zustände zuverlässigere Mitteilungen überlieferte, als der durch das Parteiwesen beeinflußten Tagespresse zu entnehmen waren. Der Großherzog interessierte sich lebhaft für alle Vorgänge auf diesem Gebiet und stellte die dafür erforderlichen Mittel bereitwilligst zur Verfügung; auch die Entwürfe größerer Zeitungsartikel ließ er sich gern vorlegen und gab dafür manchmal selbst die Direktiven. Dem Gang der Erörterung der schleswig-holsteinischen Dinge in der Presse folgte er aufmerksam, ohne sich auf seinem Wege durch ungünstige oder feindselige Beurteilungen irgendwie beirren zu lassen.

Inzwischen nahm die Bearbeitung der Begründungsschrift einen langsameren Fortgang, als der Großherzog gehofft hatte, da eine Verständigung zwischen den drei Bearbeitern bei der Verschiedenheit der Temperamente und einzelner Auffassungen nicht immer leicht war. Indessen kam die Arbeit allmählich in geordnete Geleise, und nach Ausgleich einiger Differenzpunkte wurde endlich die Feststellung des Textes und die Drucklegung beendet. Am 3. November 1864 konnte die Vorlage durch den oldenburgischen Gesandten dem Bundestage überreicht werden,

und der Großherzog trat eine Reise von einigen Wochen in das südliche Frankreich an, um sich von den politischen Strapazen des letzten Jahres zu erholen.

Im Laufe des Sommers ward am 1. August der Präliminarfriede zwischen Preußen, Oesterreich und Dänemark abgeschlossen, dem am 30. Oktober der endgültige Wiener Frieden folgte, in dem der König von Dänemark die Landeshoheit über die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an den König von Preußen und den Kaiser von Oesterreich abtrat. Inzwischen dauerte in den Herzogtümern das Schachspiel zwischen den beiden verbündeten Großmächten fort. Oesterreich begünstigte nach anfänglich abwehrender Haltung entschieden die Kandidatur des Erbprinzen von Augustenburg, während Preußen nach der bekannten Unterredung Bismarcks mit dem Prätendenten am 1. Juni 1864, bei der dieser sich allen Zugeständnissen auf militärischen und andern Gebieten abgeneigt zeigte, von dieser Kandidatur sich förmlich lossagte und in St. Petersburg und Wien erklären ließ, daß nach der Abtretung der Gottorpschen Erbansprüche an den Großherzog von Oldenburg dieser Prätendent nunmehr in den Vordergrund trete. Auch im Juni 1865 gab es in dem weiteren Verlaufe der preußisch-österreichischen Differenzen noch einen Moment, in dem Preußen in Wien sich zur sofortigen Einsetzung eines Herzogs bereit erklärte, wenn Oesterreich anstatt des Erbprinzen von Augustenburg den Großherzog von Oldenburg annehme.[1]) Oesterreich aber, gegenüber dem Erbprinzen und den diesen begünstigenden Regierungen der deutschen Mittelstaaten gebunden, verhielt sich ablehnend.

In Wien trat dann im August 1865 nach des preußenfeindlichen Schmerling Ausscheiden aus dem Ministerium vorübergehend eine gewisse Wandlung in den Anschauungen ein, die, nach Bismarcks Wort, „den Riß noch einmal zu verkleben“ gestattete. Dieser Umschwung fand Ausdruck in der Gasteiner Konvention vom 14. August, durch die verabredet wurde, daß fortan die Ausübung der gemeinsamen Hoheitsrechte in Holstein durch Oesterreich, in Schleswig durch Preußen zu erfolgen habe. Lauenburg sollte gegen Geldentschädigung an Preußen fallen, auch in der Frage des Kieler Hafens und des Nord-Ostsee-Kanals gab Oesterreich nach. In Holstein übernahm nunmehr der Feldmarschalleutnant v. Gablenz, in Schleswig der General v. Manteuffel die Verwaltung. Kurz vorher (im Juli 1865) hatte das Gutachten der preußischen Kronjuristen die Begründung Augustenburger und Oldenburger Erbansprüche verneint und war zu dem Ergebnis gelangt, daß über die von Dänemark abgetretenen Herzogtümer nur Preußen und Oesterreich auf Grund des Wiener Friedens zu verfügen hätten.

Unter der Signatur der Gasteiner Konvention fand am 24. August die Verlegung des großherzoglichen Hoflagers von Oldenburg nach Eutin statt. Im vorhergegangenen Jahre hatte der Großherzog wegen der politischen Spannung und weil ihn die Bearbeitung der Begründungsschrift nicht von Oldenburg

---

[1]) v. Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck, Erinnerungen aus den Jahren 1846—1872, Berlin und Stuttgart 1901, S. 159, 212.

fortließ, den üblichen Herbstaufenthalt in Holstein, so sehr daran sein Herz hing, sich versagen müssen. Auch jetzt wurden Zweifel laut, ob ein persönliches Erscheinen in Holstein geraten sei; doch legte der Großherzog diesen Bedenken, zumal nach der neuesten Gestaltung der politischen Lage in den Herzogtümern, ein entscheidendes Gewicht nicht bei. Die großherzoglichen Herrschaften waren von zahlreichem Gefolge begleitet; diesem gehörten bis zum Ende des auf volle zehn Wochen sich erstreckenden Aufenthaltes auch der Minister v. Rössing und der Bundestagsgesandte v. Eisendecher an.

Es bestand eine gewisse Spannung, wie zu dem ihnen politisch kaum willkommenen Erscheinen des oldenburgischen Hoflagers inmitten von Holstein die amtlichen Träger der österreichischen Herrschaft und ebenso die mehr oder minder einflußreichen Magnaten der schleswig-holsteinischen Ritterschaft sich stellen würden, in deren Kreisen die politischen Sympathien sich je nach ihren und ihrer Familien Antecedenzien in verschiedenen Richtungen bewegten.

Ueber sein Verhalten ließ der Statthalter, der anfangs gegenüber dem noch in Kiel weilenden Erbprinzen von Augustenburg straffere Saiten aufgespannt hatte, allmählich aber augustenburgischen Einflüssen mehr und mehr nachgab, keinen Zweifel; es wurde, wenn auch die geheimen Regierungskreise am Sophienblatt in Kiel mürrisch dareinschauten, von seiner Seite jede Höflichkeit und Zuvorkommenheit beobachtet, die irgendwie erwartet werden konnte. Feldmarschallleutnant Gablenz, eine elegante und ritterliche Erscheinung, dem äußeren Eindruck nach fast mehr Hofmann als Militär, obgleich in dem Kriege des folgenden Jahres er der einzige österreichische Führer war, der eines Erfolges sich rühmen durfte, erschien am 2. Oktober persönlich in Eutin, um den großherzoglichen Herrschaften seinen Besuch zu machen. In seiner Begleitung befand sich neben seinem militärischen Gefolge der Ziviladlatus Ministerialrat v. Hofmann, der später als Reichsfinanzminister eine Rolle spielte und als Generalintendant der kaiserlichen Schauspiele geendet hat. Der Großherzog führte die österreichischen Gäste auf einer zu freier Unterhaltung Gelegenheit bietenden Fahrt durch die reizenden Umgebungen des Kellersees; nachher fand große Hoftafel im Rittersaale des Schlosses statt. Auf die mit dem Statthalter und insbesondere mit dem Baron Hofmann geführten eingehenden Gespräche kam der Großherzog noch manchmal zurück; in dem letzteren erblickte er wohl mit Recht den spiritus rector des österreichischen Regimes im Norden der Elbe. Auch die Offiziere des in Plön liegenden österreichischen Regiments Windischgrätz-Dragoner verkehrten viel am Hofe in Eutin.

Von den Mitgliedern der Ritterschaft hielten sich diejenigen dem oldenburgischen Hofe fern, die entschieden zur Fahne des Augustenburgers geschworen hatten. Dagegen fanden sich andre notable Persönlichkeiten aus den Kreisen des Großgrundbesitzes und der vornehmen Gesellschaft zahlreich ein. Dem Großherzog brachten diese wechselnden Berührungen vielfache Anregung und erhielten ihn in guter Stimmung, wenn auch der Gang der politischen Ereignisse die Aussichten der Oldenburger Kandidatur in immer weitere Ferne zu rücken schien.

Gegen Ende Oktober führte mich die schleswig-holsteinische Angelegenheit von Eutin aus für einige Tage nach Schwerin und Rostock. Der Großherzog wünschte gewisse Partien des Gutachtens der preußischen Kronsyndici einer wissenschaftlichen Beleuchtung von unbeteiligter Seite unterzogen zu sehen, und man hoffte dafür eine geeignete Persönlichkeit innerhalb der Rostocker Juristenfakultät zu finden, die bei der bekannten demonstrativen Kundgebung der deutschen Juristenfakultäten zu Gunsten des Erbprinzen von Augustenburg eine achtungswerte Selbständigkeit und Zurückhaltung bewährt hatte. Die Aufgabe wurde von dem bekannten, bald darauf nach Göttingen berufenen Staatsrechtslehrer Professor Dr. Otto Mejer übernommen.[1]) Wie die Verhältnisse lagen, konnte es sich dabei nur noch um eine akademische Erörterung handeln.

Im Laufe des Winters zeigte sich bald, daß die „Verklebung des Risses" durch die Gasteiner Konvention nicht von Dauer sein sollte. Die von Oesterreich geduldete fortdauernde Anwesenheit des augustenburgischen Prätendenten in Kiel und dadurch hervorgerufene preußenfeindliche Volksdemonstrationen in Holstein führten zu lebhaften Beschwerden von seiten Preußens und einem immer gereizter werdenden Notenwechsel zwischen Berlin und Wien. Mit der schleswig-holsteinischen Frage begann allmählich die deutsche Frage sich zu verquicken, und in den Gemütern diesseits und jenseits bereitete man sich mehr und mehr auf eine kriegerische Lösung der bestehenden Verwicklungen vor. Inzwischen beruhten die Begründungen der schleswig-holsteinischen Erbprätendenten beim Bundestage in Frankfurt.

Der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich löste alsdann die schleswig-holsteinische Frage in dem von Bismarck mit langer Hand und überlegenem Geschick vorbereiteten Sinne einer Vereinigung der vielumstrittenen nordalbingischen Herzogtümer mit der preußischen Monarchie. Der Großherzog war ein zu klarsehender Herr, als daß er, zumal nach der Gasteiner Konvention, diesen Ausgang nicht schon hätte kommen sehen sollen. Sympathisch konnte ihm dieser nach den Hoffnungen, die er für sich und sein Haus an die Entwicklung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit geknüpft hatte, und auch aus allgemein politischen Rücksichten nicht sein, aber daß dieser Ausgang sich nach dem Verlauf der Dinge mit geschichtlicher Notwendigkeit vollzog, hat der Großherzog nie verkannt.

So unterstützte er denn selbst die Errichtung der preußischen Herrschaft in Schleswig-Holstein dadurch, daß er mittels Staatsvertrags vom 27. September 1866 die ihm in Kissingen vom Kaiser von Rußland cedierten Gottorpschen Erbrechte auf Schleswig-Holstein an den König von Preußen übertrug. Die Entschädigung für diesen Verzicht erfolgte durch die Ueberweisung holsteinischer Gebietsteile (insbesondere des Amtes Ahrensbök) zur Arrondierung des oldenburgischen Fürstentums Lübeck, so daß der Großherzog die Genugthuung haben durfte, durch seine schleswig-holsteinische Politik und Kandidatur auch seinem

---

[1]) Dr. O. Mejer, Zur Kritik des preußischen Kronsyndikatsgutachtens. Rostock 1866.

Lande einen wesentlichen Dienst erwiesen zu haben. Eine außerdem vereinbarte Barsumme ward zur Erweiterung des Fideikommißbesitzes des großherzoglichen Hauses verwendet.

Mit diesen Abmachungen schied aus dem Leben des Großherzogs ein Interesse aus, das seit mehr als fünfzehn Jahren seine Gedanken und Bestrebungen erfüllt hatte.

Die Beruhigung Südafrikas.

Von

Sir Alexander Edmund Miller,

Ritter des Star of India und ehemaligem Mitgliede des Governor Generals Council of India.

Jetzt, da die natürliche Freude über die Beendigung des südafrikanischen Krieges Zeit gehabt hat, sich zu legen, und man der Zukunft mit festem Auge entgegensehen kann, darf man sich der Thatsache nicht verschließen, daß die Aufgabe der dem Frieden folgenden Wiederberuhigung sich als eine recht schwierige erweisen wird, da sie — was sie besonders kompliziert — eine Menge verschiedener und sich widerstreitender Erwägungen in sich schließt und zu ihrer Lösung kein geringeres Maß von Geduld, Nachsicht und gegenseitigem guten Willen zu bethätigen sein wird.

Es ist zwecklos, und es würde undankbar sein, sich über Recht oder Unrecht bei den Streitigkeiten zwischen den Regierungen der Kapkolonie und Transvaals auszusprechen, die im Sommer 1899 die öffentliche Meinung so stark in Anspruch nahmen; weder die Unterdrückung der Uitlanders noch der berüchtigte und wahnwitzige Einfall Jamesons war etwas Weiteres als der sprichwörtliche „letzte Strohhalm"; die wirklichen causae causantes lagen tiefer in der Geschichte der Kolonie und in den sich widerstreitenden Bestrebungen rivalisierender Nationen, Bestrebungen, die einen Kampf um die Suprematie in Südafrika früher oder später zu einem unvermeidlichen und die besondere Gelegenheit, die den Konflikt zum Ausbruch brachte, nur zu einem Zufall oder Vorwand machten.

Wieviel Berechtigtes auch in der Behauptung der Burenregierung gelegen haben mag, daß ihre Beziehungen zu den Uitlanders eine Angelegenheit lediglich der internen Regulierung gewesen sei, mit der die suzeräne Gewalt nichts zu thun gehabt habe — und ich glaube, daß sich über diese Frage von beiden Seiten manches sagen läßt —, so sank doch jedenfalls, sobald die Regierungen der beiden Republiken das famose Ultimatum vom 9. Oktober 1899 erlassen hatten (man muß sich gegenwärtig halten, daß der Oranje-Freistaat mit den vorhergehenden Verhandlungen nichts zu thun gehabt hatte), und sie diesem erstaunlichen Dokument nicht nur binnen 48 Stunden den Angriff gegen beide

Kolonien, sondern auch Proklamationen über die Annektierung der nur zeitweilig in Besitz genommenen Distrikte hatten folgen lassen, alles das, was den Gegenstand der früheren Differenzen gebildet hatte, zur Bedeutungslosigkeit herab, und es blieb als einzig mögliche Erklärung nur das alte Sprichwort übrig: Quem Deus vult perdere, prius dementat.

Ueber die letzte Folge des Britannien so aufgenötigten Krieges hat niemals, selbst nicht während der dunkelsten Stunden der Woche von Colenso, auch nur für einen einzigen Augenblick, ein Zweifel geherrscht; die Lehren, die man aus dem Schwanken und dem Kleinmute der letztvergangenen 20 Jahre hatte schöpfen können, waren sehr wohl beherzigt worden, und die Nation war darauf gefaßt, erforderlichenfalls — und einmal schien es, als solle es dazu kommen — lieber der Hälfte Europas in den Waffen entgegenzutreten, als eine Wiederholung jener Erniedrigung über sich ergehen zu lassen. Niemals war seit der Niederlage der spanischen Armada die Nation sich mit größerer Einhelligkeit über etwas so einig, wie bezüglich des ein für allemal gefaßten Entschlusses, mit dieser Sache „reine Bahn“ zu machen, und zwar so gründlich reine Bahn zu machen, daß mit ihr für immer aufgeräumt werde. Und die Thatsache, daß die Aufgabe sich als bei weitem schwieriger erwies, als man vorausgesetzt hatte, wirkte nicht nur nicht entmutigend, sondern reizte das Volk nur noch zu um so hartnäckigerer Entschlossenheit an. Nun aber, da jener Teil der Aufgabe bewältigt ist, ergiebt sich eine Sachlage von noch viel größerer Schwierigkeit. Es war verhältnismäßig leicht, selbst Feinden gegenüber, die sich als so tapfer und so zäh erwiesen wie die Buren, den Widerstand durch eine ihnen bei weitem überlegene Anzahl und thatsächlich unerschöpfliche Hilfsquellen zu brechen; eine weit schwierigere Sache ist es, die so geschlagenen Wunden zu heilen, ein stolzes und hartnäckiges Volk mit den Konsequenzen seiner Niederlage auszusöhnen und bis auf die Unversöhnlichen alle mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß „der Verlust des heutigen der größere Gewinn des morgigen Tags“ ist.

Facilis descensus Averni ...
Sed revocare gradum, superasque evadere ad auras,
Hoc opus, hic labor est.

Es ist nicht wohl anzunehmen, daß ein Volk, das bei zwei gesonderten Veranlassungen lieber sein Heim verlassen hat und in die Wüste gezogen ist, um sich neue Wohnsitze zu suchen, als daß es sich der Herrschaft Großbritanniens gefügt hätte, leicht von seinen erkorenen Idealen lassen und sich neuen und seinem Wesen nicht genehmen Bedingungen anbequemen wird. Man kann die Loyalität der Buren, mit der sie im Felde die Folgen ihrer Uebergabe auf sich genommen haben, kaum hoch genug veranschlagen, ebenso wie das vorzügliche Verhalten, das von beiden Seiten seit Abschluß des Friedens an den Tag gelegt worden ist; allein es würde im höchsten Grade unklug sein, auf eine Fortdauer des gleichen Geistes zu rechnen, wenn die gegenwärtige Erregung gewichen sein und die unvermeidliche Reibung während der Neuordnung der Verhältnisse Zeit gehabt haben wird, ihre natürliche Wirkung auszuüben. Die Verschmelzung

eines unterworfenen Volkes mit den Siegern ist im günstigsten Falle eine langwierige Sache, und wenn auch in dem gegenwärtigen Falle ganz außergewöhnlich günstige Umstände vorhanden sind, kann man kaum im Verlaufe einer Generation darauf rechnen. Das Verwachsen der Normannen und Sachsen zu einer Nation hat in England 200 Jahre in Anspruch genommen, allein obwohl ein dreimal so langer Zeitraum seit der Niederlassung der Engländer in Irland verlaufen ist, ist dort die Assimilierung der beiden Volksstämme noch sehr weit von ihrer Vollendung entfernt. In dieser Hinsicht ist das einzige, worauf wir hoffen können, die Zuversicht, daß „mit Geduld schließlich noch alles erreicht werden wird". Ich stehe mit meiner Zuneigung weder auf seiten des blinden Optimismus, der in dem gegenwärtigen Verhältnis zwischen Buren und Briten schon den Beweis eines dauernden, in sich abgeschlossenen Erfolges erblickt, noch auf Seiten der verzweifelnden Nervosität, die sich aus dem natürlichen Ausdruck der Unzufriedenheit das Anzeichen eines geplanten Aufstandes zurecht macht. Gleichzeitig kann ich nicht leugnen, daß in jüngster Zeit auf beiden Seiten ein Mangel an wünschenswerter Einsicht zu Tage getreten ist. Die „Loyalisten" befürchten, die geschlagenen Buren möchten mit einer Rücksichtnahme behandelt werden, die sich nicht mit der vollen Anerkennung der höheren Ansprüche derjenigen vereinigen lasse, die für ihre imperialistischen Sympathien oder ihre britische Nationalität zu leiden gehabt hätten; die Buren andrerseits sind in der bei ihnen immer noch nicht erloschenen Erinnerung an den schmählichen Abfall derjenigen Burgher, die sich im Kriege von 1881 auf die britische Seite schlugen, mißtrauisch und argwöhnisch; schon beklagen sich die lokalen Blätter über den „aufrührerischen Geist", der von dem holländischen Klerus und den Burenfrauen an den Tag gelegt worden sei, als ob diese beiden Klassen nicht stets und überall die letzten gewesen seien, die neue Ideen angenommen oder sich in neue Verhältnisse gefügt hätten; während es von seiten der Burgher nicht an Andeutungen darüber gefehlt hat, daß die Versprechungen, von denen man angenommen habe, daß sie während der Friedensverhandlungen gemacht worden seien, nicht gehalten würden. Ich bezweifle nicht, daß die Klagen stark übertrieben sind, wenn man es auch wahrscheinlich für undurchführbar halten wird, die Erwartungen dieser oder jener Seite zu erfüllen; thatsächlich widerlegen diese Klagen in manchen Fällen sich selbst: wenn der „Natal Witneß" sich der Beibehaltung der Taalsprache in den Schulen aus dem Grunde widersetzt, daß wir dadurch den vorgeblichen Entschluß der Burenfrauen, den Rassenhaß für immer aufrecht zu erhalten, begünstigten, so vergißt der Schreiber, daß der Einfluß der Frau im häuslichen Kreise (wenn er überhaupt in der befürchteten Weise zur Geltung kommen sollte, wofür noch kein genügender Beweis vorliegt) nur noch vermehrt werden würde, wenn er durch den Geist einer Unterdrückung gefördert werden sollte, einer Unterdrückung, die obendrein noch den Charakter der Verhetzung und des Kleinlichen an sich tragen würde. Ein andrer Fall: ein „Burenkommandant von nicht zu unterschätzendem Einflusse" soll behauptet haben, die Burgher hätten es sehr übel vermerkt, daß, sobald die

Verkäufe (von Tieren, die nicht länger zu militärischen Zwecken requiriert wurden) begonnen hätten, sich in den Städten Burghersyndikate gebildet hätten, die die Pferde, Maulesel und Esel aufgekauft und an die Farmer mit einem Nutzen von 5 bis 10 £ (100 bis 200 Mark) wiederverkauft hätten. Liegt es nicht auf der Hand, daß das eine Angelegenheit ist, mit der die Behörden, die bürgerlichen wie die militärischen, absolut nichts zu thun haben können, und in die sie sich nur einmischen könnten, wenn sie in den Ruf der Tyrannei geraten wollten? Klagen dieser Art aber stehen, selbst wenn durchaus begründet, im Zusammenhang mit Dingen, die lediglich vorübergehend und wahrscheinlich unter den Umständen, unter denen sie vorkommen, unvermeidlich sind. Die Wiederaufrichtung der Industrie und die Wiederherstellung der Ordnung, die Repatriierung von nahezu 40000 Exilierten und die Vergütung des Kriegsschadens auf einem Territorium, das halb so groß wie Europa ist, kann nicht in einem Tage bewerkstelligt werden, ebenso nicht ohne die Verhängung von Härten und die Heraufbeschwörung eines guten Teiles von Enttäuschung. Daß diejenigen, die mit den betreffenden Pflichten betraut worden sind, alles gethan haben, jetzt noch thun und thun werden, was vernünftigerweise von ihnen verlangt werden kann, läßt sich nach allem, was über ihr früheres Vorgehen unter ähnlichen Umständen verlautet, nur annehmen.

Lassen wir die Sachen dieser Art beiseite, so treten doch drei Fragen von nicht nur vorübergehender Bedeutung an uns heran, von deren richtiger Lösung der Erfolg oder das Gegenteil des Experimentes abhängt. Es würde unmöglich sein, wenn man innerhalb der Schranken eines Artikels von der Art des vorliegenden, und es würde anmaßend sein, wenn man überhaupt den Versuch machen wollte, im einzelnen die Art und Weise anzugeben, wie diesen Fragen näher zu treten sei oder gar bestimmte Schritte zu ihrer Lösung vorzuschlagen; ich werde mich darauf beschränken, möglichst deutlich auf die „drohenden Klippen“ hinzuweisen, es denen überlassend, deren Amt es ist, die Heilmittel anzugeben.

Das Nächste und Wichtigste von den in Frage kommenden Punkten ist die Behandlung der Eingeborenen. Eine nicht zu schlichtende Meinungsverschiedenheit über diesen Punkt gab die Veranlassung zu dem ursprünglichen „Treck“; und wenn sich auch die Ansichten auf beiden Seiten seit jener Zeit nicht unwesentlich geändert haben, bleibt doch der Zwiespalt zwischen ihnen noch so markant wie nur je, und die eine Partei ist geneigt, wenn auch nicht als wünschenswert zu rechtfertigen, so doch als Auskunftsmittel gelten zu lassen Ansichten und Handlungen, die die andern als tyrannisch verdammen. Die brennende Frage der Negerbefreiung ist thatsächlich bis nach Einführung einer Repräsentativverfassung vertagt worden (was ganz vernünftig ist, da es absurd sein würde, dem Kaffer ein Privilegium zu gewähren, das dem Weißen noch nicht zugestanden ist); aber es bleiben die schwierigen Fragen über Arbeit, Erziehung und Staatsdienst zurück, über die selbst die Ansichten der in Südafrika lebenden Engländer in scharfem Gegensatz zu denen ihrer Landsleute im Mutterlande stehen dürften.

Die Schwierigkeit der Lage wird verschärft durch die Bestimmungen der Verfassung der Kapkolonie, da wir wohl, zumal im Hinblick auf die bevorstehende Konföderation, kaum damit einverstanden sein können, daß dauernd eine materielle Verschiedenheit des Standes zwischen den Eingeborenen in aneinandergrenzenden Kolonien aufrecht erhalten werde. Das wenigstens darf als ausgemacht gelten, daß der „apprenticeship", der siebenjährigen Wartezeit vor Zuerkennung des Bürgerrechts, wie sie bisher in Transvaal bestanden hat, sofort ein Ende gemacht werden muß, wenn sich auch nicht leicht voraussagen läßt, was an ihre Stelle treten soll. Ich habe kürzlich diese Frage ziemlich ausführlich in einer englischen Zeitschrift behandelt [1]) und habe dem dort Gesagten nichts hinzuzufügen.

Die nächste wichtige Frage ist die der Entwaffnung. Von dem bereits erwähnten Kommandanten ist nachdrücklich darauf hingewiesen worden, daß die Banden von Eingeborenen, die das Land mit erkauften, gestohlenen oder während des Kriegs gefundenen Flinten durchstreifen, unverzüglich polizeilich entwaffnet werden sollten, da sie für den nach seiner Farm zurückkehrenden Burgher eine Gefahr bildeten; in der That ist kürzlich eine Anzahl von Burgher in der Nähe von Roos Senekal von Eingeborenen vertrieben worden. Es sollten, so meint er, aus Eingeborenen Kommissionäre gewählt werden, die Kenntnis des Landes besäßen, und man sollte die alten Gesetze bezüglich der Eingeborenen einstweilen in Kraft lassen.

Was den letzten dieser Vorschläge anlangt, so kann man über ihn, da von seiner Verwirklichung nicht die Rede sein kann, kurzer Hand hinweggehen. Aber auch die Hauptfrage zeigt sich uns unter einem Aspekte, der sie nicht als so ganz und gar einfach erscheinen läßt. Zunächst: ein beträchtlicher Teil des Gemeinwesens verlangt ernstlich und nachdrücklich die Entwaffnung der holländischen Bevölkerung sowohl in der Kapkolonie wie in den neuen Territorien, weil es, solange irgend ein größerer Teil derselben in wirksamer Weise bewaffnet sei, keine hinreichende Gewähr für die Fortdauer des Friedens gebe. Zum Beweise ihrer Behauptung führen sie die Geschichte von 1878 bis 1881 an. Zweitens: die Gefahr der Unterdrückung von Eingeborenen durch Weiße, Holländer oder Engländer, verdient ebenso ernst genommen zu werden wie die der Raubzüge der Kaffern gegen Ansiedler; die Geschichte von Goshen, Stellaland und Kamas Land, die der Behandlung unbewaffneter Eingeborenen während des letzten Krieges, das alles vereinigt sich, um darzuthun, daß die Entwaffnung der einen Klasse, während, wie es gewöhnlich geschieht, die andre im Besitze der Waffen gelassen wird, keine „praktische Politik" ist. Lord Kitcheners Antwort auf die Beschwerde über die Bewaffnung eines Teils der Bevölkerung in Zululand, daß, „wenn die Eingeborenen angegriffen würden, es ihnen gestattet sein müsse, sich zu verteidigen," hat an ihrer Richtigkeit noch nicht das mindeste eingebüßt. Andrerseits liegt, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, das Nutzlose einer allgemeinen Entwaffnung der Bevölkerung auf der Hand und

---

[1]) „Fortnigthly Review", Juni 1902, S. 968 ff.

bedarf keines weiteren Beweises. Selbst wenn sie, wie in Indien, Hand in Hand mit einem vorurteilslos ausgeübten System von Lizenzen ginge, die dort auf Ansuchen gewährt werden, würde sie sich in der Praxis als eine Last erweisen und schwer durchzuführen sein.

Schließlich: die Buren sind wesentlich ein Hirtenvolk, und ein Land, das als Weide dienen soll, ist naturgemäß dünn bevölkert. Dann aber haben die Buren bei sich das Verlangen nach Vereinsamung so sehr die Ueberhand gewinnen lassen, daß sie schließlich noch weiter gegangen sind als die amerikanischen Hinterwäldler, die immer weiter nach Westen zogen, wenn ein Nachbar ihnen auf 10 Meilen nahe kam, weil sie das „Völkergedränge“ nicht leiden konnten. Der Brite dagegen ist ein Herdentier und, soweit seine Beschäftigung eine ländliche ist, ein Ackerbauer; nichts ist ihm dabei mehr zuwider als der Besitz großer Länderstrecken in der Hand desjenigen, der sie zuerst für sich in Anspruch genommen; die Geschichte der Landgesetzgebung in Australien und die dort vorhandene Einrichtung der „Free Selectors“ beweisen das am besten. Nun ist aber ein wesentlicher Zug der in Aussicht genommenen Beruhigungsmaßregel die in großartigem Maßstabe geplante Einführung neuer Ansiedler aus Großbritannien und den sich selbst regierenden Kolonien mit hauptsächlicher Berücksichtigung solcher, die im Kriege gedient haben, und es dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach die Regelung der Beziehungen zwischen den neuen Ansiedlern und den in das Vaterland zurückgekehrten Buren eine etwas gar heikle Sache werden. Die Schwierigkeit, die sich in dieser Hinsicht ergiebt, dürfte wohl erst nach Einführung einer repräsentativen Regierung gelöst werden; wenn die Zeit dazu kommt, wird die Regierung der Kolonie sich dem folgenden Dilemma gegenüber befinden: Wenn das britische demokratische Element in der kolonialen Landesvertretung die Oberhand gewinnt, wie es jetzt in Natal der Fall ist, so wird das die Zerstückelung der großen Weidegüter zur unausbleiblichen Folge haben, zum größten, aber nur zu leicht zu erklärenden Verdrusse der holländischen Bevölkerung, und aus diesem Verdrusse könnte sich leicht eine Abneigung entwickeln, die um so schwerer zu bekämpfen sein würde, als sie nicht ganz ungerechtfertigt wäre. Aber der „beutelüsterne Instinkt“ kümmert sich nur wenig um das, was „gerechtfertigt“ ist; die 10000 Acker Farmland würden in Transvaal überfallen werden, wie die „Runs“ der „Squatters“ in Australien überfallen worden sind. Andrerseits wird, wenn die Buren stark genug sind, das britische Element thatsächlich von den ländlichen Distrikten fernzuhalten und es auf die Bergwerks- und Handelszentren einzuschränken, die Trennung der beiden Nationalitäten, die am besten doch möglichst gemildert oder ganz überwunden würde, noch schärfer werden und einen dauernden Charakter annehmen. Am besten würde es wohl sein, wenn man die Einführung einer repräsentativen Regierung bis nach Fertigstellung der Föderation vertagte; von dem Bundesparlament läßt sich vielleicht annehmen, daß es der Frage gegenüber einen höheren und staatsmännischeren Standpunkt einnehmen wird, als er von einer nur lokalen Vertretung erwartet werden kann.

Eine Quelle der Beunruhigung andrer Natur entsteht aus dem Gerüchte, das wohl nicht ganz ohne stichhaltigen Grund verbreitet wird, ein nicht unbeträchtlicher Teil unzufriedener Burgher habe vor, nach deutschem Gebiet auszuwandern. Vor ein paar Jahren noch würde man einen derartigen Bericht mit der größten Gleichgültigkeit vernommen haben. Trotzdem bei uns ein Teil der höheren Klassen in den Jahren 1870 und 1871 aus seinen Sympathien mit Frankreich kein Hehl machte, stand doch die große Majorität der Nation (wenn wir von den irischen Katholiken absehen, deren Politik von ihrer Religion beherrscht wird) ganz und gar auf seiten der Deutschen, und es hat, soweit die Erinnerung der ältesten Leute zurückreicht, keinen Fremden gegeben, der bei dem englischen Volke sich einer so allgemeinen Beliebtheit erfreut hätte, wie Kaiser Friedrich III. Was mich persönlich anlangt, so hat die von Mr. Chamberlain gestreifte und neuerdings von Mr. Whitelaw Reid in eine bestimmte Form gebrachte Idee von einem thatsächlichen, wenn auch nicht formellen Bündnisse zwischen den drei großen germanischen Nationen, die vereint die Welt beherrschen könnten, stets den „Traum meines Lebens“ gebildet, und ich war bis vor kurzem nicht ganz ohne Hoffnung, daß er sich verwirklichen werde. Aber in den letzten zehn Jahren „ist eine Veränderung über den Geist meines Traumes gekommen“. Die Geschichte der Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland während der letzten Jahre ist, namentlich soweit Südafrika dabei in Betracht kommt, nicht erfreulich zu lesen, und man möge es mir nicht verübeln, wenn ich nicht ohne ernste Besorgnis dem Ergebnisse entgegensehe, daß die Bevölkerung von Deutsch-Ostafrika einen großen, uns feindlichen Zuwachs erhalten soll. Ich würde jeden Bruch der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den zwei Nationen für eines der schwersten Unglücke für sie beide halten. Allein ich kann meine Augen der Thatsache nicht verschließen, daß ihre Freundschaft während der letztvergangenen Jahre eine Spannung fast bis zum Zerreißungspunkte erfahren hat. Ich bin nicht gesonnen, am Schlusse eines Artikels, der ohnehin schon zu lang geraten ist, in eine Untersuchung darüber einzutreten, wer an diesem unerfreulichen Stande der Dinge die Schuld trägt; es kommt nur selten vor, daß das Unrecht ganz und gar auf einer Seite liegt; aber, wie dem auch sei, alles, was bei dem gegenwärtigen Zustande der beiden Nationen geeignet ist, mehr als es bisher der Fall gewesen, den Anlaß oder Ausgangspunkt zu einem Konflikt zu bilden, ist auf das tiefste zu beklagen. Und die Gefahr ist nicht nur in der Einbildung vorhanden, solange die Presse bei ihrer gegenwärtigen Haltung verharrt. „Siehe,“ sagt der Apostel,[1]) „ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an! Und die Zunge ist auch ein Feuer, eine Welt von Ungerechtigkeit. Also ist die Zunge unter unsern Gliedern, und beflecket den ganzen Leib, und zündet an unsern ganzen Wandel, wenn sie von der Hölle entzündet ist.“

Absit omen!

[1]) Ep. Jakobi, III., 5 und 6.

Ein Brief des Generals Grafen Wartensleben-Carow.

Carow, 8. September 1902.

Die „Denkwürdigkeiten" des Generals v. Stosch, abgedruckt in der „Deutschen Revue", enthalten im Mai-Heft d. J., Seite 133 ff. eine Schilderung von Vorgängen in und nach der Schlacht von Königgrätz. Danach wäre man im königlichen Hauptquartier und bei der I. Armee während der Schlacht in gedrückter Stimmung gewesen; es sei sogar schon an Rückzug gedacht worden, und weder am Schlachtabend noch am folgenden Tage ein wirkliches Siegesbewußtsein zum Ausdruck gelangt.

Lebenserinnerungen, selbstredend in gutem Glauben niedergeschrieben, bleiben doch immer mehr oder weniger subjektiv gefärbt. Stosch gehörte damals zum Stabe des Kronprinzen; ich befand mich im königlichen Hauptquartier, an jenem Schlachttage fast beständig an der Seite des Generals Moltke. Deshalb verweise ich auf meine „Erinnerungen von 1866", die auf Seite 34 bis 43 ein von der obigen Darstellung abweichendes Bild ergeben. Es herrschte auf unsrer Front zwar kein Uebermut, aber auch keine Niedergeschlagenheit; der Prinz Friedrich Karl mußte sogar von einem vorzeitigen Angriff zurückgehalten werden. Und schon am Nachmittag waren wir uns eines entschiedenen Sieges, wenngleich noch nicht in seinem vollen Umfange, bewußt.

Deutlich entsinne ich mich meiner damaligen Begegnung und kurzen Unterhaltung mit einem mir wohlbekannten Bataillonskommandeur in der Gegend von Langenhof. Er meinte, nach dem Geschützfeuer zu schließen, müssen auch anderwärts Gefechte im Gange sein, und war dann freudig erstaunt, als ich ihm sagte: „Das sind nicht einzelne Gefechte; wir haben eine große Schlacht gewonnen." General Moltke hat das wohl mindestens ebenso gut gewußt wie ich. Es ist ja ziemlich bekannt, daß er schon um Mittag auf dem Roskosberge, als der König ihn nach dem Stande der Schlacht befragte, die zuversichtliche Antwort gab: Euer Majestät werden in einigen Stunden Schlacht und Feldzug gewonnen haben. —

General v. Bronsart (damals Hauptmann im Generalstab des großen Hauptquartiers, 1893 bis 1896 Kriegsminister, jetzt auf Marienhof in Mecklenburg) bestätigt und ergänzt meine Angaben in einer mir zugesandten längeren Erörterung. Er sagt darin unter anderm:

„Es ist möglich, daß über die Kriegslage nicht unterrichtete Personen des großen Hauptquartiers — und deren gab es viele — die ins Stocken gekommene Vorwärtsbewegung als ein gefährliches Symptom betrachtet und sich mit ernsten Rückzugsgedanken beschäftigt haben. Bei den im engeren Sinne des Worts das große Hauptquartier bildenden Offizieren war hiervon aber nicht die Rede; vielmehr waren sie sämtlich der Meinung, daß, je energischer sich die Oesterreicher in der Front festbissen, um so erfolgreicher der umfassende Angriff der Armeen des Kronprinzen und des Generals v. Herwarth zur Geltung kommen und die Schlacht zu einem entscheidenden Siege für uns gestalten würde . . . Sofern der General v. Boyen dem Kronprinzen die Gefechtslage in der Front als schlecht bezeichnet hat, muß dies auf seine subjektiven Eindrücke zurückgeführt werden . . . Der König war schon um drei Uhr nachmittags unter dem Eindruck der endgültig gewonnenen Schlacht mit der Kavalleriedivision Hane über die Bistritz vorgegangen. Er hatte in der eroberten großen Batterie bei Lipa Gardeschützen und Teile des 2. Garde-Regiments begrüßt . . . Er war also schon vor dem Zusammentreffen mit dem Kronprinzen völlig davon unterrichtet, daß er die Armee Benedeks geschlagen hatte."

Graf Wartensleben-Carow,
General der Kavallerie à la suite des Dragoner-Regiments v. Arnim.

* * *

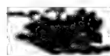
Auf vorstehenden Brief erwidert der Herausgeber der „Denkwürdigkeiten“ folgendes:

Oestrich, 18. 9. 1902.

Es ist historisch, daß im Großen Hauptquartier im Laufe des Vormittags des 3. Juli eine gewisse Besorgnis Platz gegriffen hatte. Ebenso historisch ist, daß Graf Moltke in unerschütterlicher Ruhe den glücklichsten Ausgang der Schlacht vorhersagte. — Hier handelt es sich um die Eindrücke, die der Stab der 2. Armee über die Stimmung im Großen Hauptquartier erhielt. Sie wurden vermittelt durch den General v. Boyen, der in seinen Erinnerungen selbst erzählt, der Auftrag des Königs habe gelautet: „Schaffen Sie mir ein Armeecorps vom Kronprinzen; es ist die höchste Gefahr im Verzuge.“ — General v. Verdy erwähnt die Sendung mit den gleichen Worten, die also in dieser Form auch wohl als historisch gelten dürfen.

Mein Vater aber, der kurz darauf niederschrieb, was er erlebte und hörte, durfte sich in seiner Schilderung wohl auf Boyen berufen.

U. v. Stosch, Hauptmann a. D.



Litterarische Berichte.

Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands. Herausgegeben im Auftrag des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen von Regierungsrat Dr. Stegemann. I. Band. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.

Der in vielen kaufmännischen Unterrichtsanstalten empfundene Mangel eines brauchbaren Hand- und Lehrbuches für den handelsgeographischen Unterricht gab den Anstoß zu dem mit dem vorliegenden ersten Band unter glücklichen Auspizien in Angriff genommenen Werk, eine Vorführung des gesamten Materials aus den verschiedensten Wissenschaften, auf Grund dessen erst ein zuverlässiger Leitfaden abgefaßt werden kann. Das Gesamtwerk soll drei Bände umfassen. Der vorliegende enthält eine Einleitung: Das Verhältnis der Wirtschaftskunde zur Geographie und zu den Wirtschaftswissenschaften von Dr. H. Lehmann in Aachen; eine allgemeine Beschreibung Deutschlands nach seiner Lage, Bodenbeschaffenheit, natürlichem Reichtum und Vorbedingungen für Landwirtschaft, Industrie und Handel, in sieben Abschnitten von Fachmännern behandelt, dann einen umfänglicheren Beitrag von dem Direktor des Frankfurter statistischen Amts Dr. Heinrich Bleicher über die Bevölkerung des Deutschen Reiches nach örtlicher Verteilung, sozialem Aufbau und allgemeinen Erwerbsverhältnissen — einer ganz hervorragenden Leistung in der Bewältigung und Durchgeistigung des sprödesten Zahlenwustes, die durch eine Menge von Karten, Diagrammen und Tabellen zu bequemster Anschaulichkeit gestaltet ist. Nicht mindere Anerkennung verdient die auf der Höhe der modernen Landeskunde stehende „Allgemeine geographische Beschreibung Deutschlands“ von Professor Blind in Köln, selbstverständlich unter stetem Bezug auf die Volkswirtschaft. Daß bei den zahllosen Einzelheiten Druckfehler immer wieder sich dem Auge des Korrektors entziehen, vermag der Anerkennung kaum Eintrag zu thun; wir notierten z. B. Erdlinger Moos statt Erdinger, Taginger See statt Waginger, Kehlheim statt Kelheim, Mittenwalde statt Mittenwald. Den Druckfehler von 640658 Quadratkilometer für das Gebiet des Deutschen Reiches wird jeder Leser selbst berichtigen. Nicht einwandfrei ist die Behauptung, daß München den größten Teil seiner Bedeutung als Knotenpunkt des Verkehrs erhalten habe; das Ausschlaggebende gegenüber älteren Verkehrssammelplätzen wie Augsburg und Regensburg dürfte doch erst im 19. Jahrhundert die Erhebung zur Hauptstadt eines Staatswesens sein, dessen Umfang das alte Kurfürstentum weit überholte. Aber solche Einzelheiten sind nur nebensächlich.

—lth—

Ludwig Jacobowski. Ein modernes Dichterbild. Von Prof. Dr. Hermann Friedrich. Berlin 1901. Siegfried Cronbach. M. 1.—

Jacobowski hat nach F. eine dreifache

Bedeutung für die moderne Litteratur: als Herausgeber von Volksliedern und deutscher Dichter in Auswahl fürs Volk (ein Goetheheft erschienen); als Vorkämpfer für die „neue Kunst“ in seiner Thätigkeit als Redakteur der „Gesellschaft“ und schließlich durch seine eignen Dichtungen. Nach diesen Gesichtspunkten würdigt F. die Verdienste des Dichters, der am 2. Dezember 1900, erst 32jährig, aus dem Leben gerufen wurde. Das Büchlein wird den Freunden des verstorbenen Dichters sehr willkommen sein.

E. M.

Zur Analysis der Wirklichkeit. Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie von Otto Liebmann. 3. Auflage. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner.

Die gegenwärtig vor sich gehende Neubelebung der Philosophie hat mehrere Werke gezeitigt, die als Einführung in die Gedankenwelt der Philosophen auftreten; auch ein Wörterbuch der Philosophie ist auf dem Plan erschienen. Unter diesen Büchern ist Liebmanns Analysis der Wirklichkeit, obwohl schon vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben, eines der frischesten und anregendsten: es erörtert einige Grundfragen der Philosophie mit großer Schärfe und Lebendigkeit. Freilich ist auch dies Buch von der Zeit benagt worden. Nach den großen Fortschritten der Werttheorie erscheinen uns heute ethische Ausführungen wie auf Seite 581 und 686 etwas schwächlich, und die moderne Aesthetik dürfte sich kaum mit Liebmanns Erörterung des ästhetischen Ideals zufrieden geben. Aber der Schwerpunkt des Werkes liegt nicht hier, sondern in den ausgedehnten Darlegungen zur Erkenntnistheorie und Naturphilosophie. Wenn mich z. B. jemand fragte, was er zum Verständnis Kants lesen soll, so würde ich neben Langes Geschichte des Materialismus sofort das Kapitel „Die Metamorphosen des Apriori“ bei Liebmann nennen. Oder wenn es sich um Darwin und Häckel handelt, so würde ich unverzüglich an die besonnenen Erörterungen Liebmanns denken, die betitelt sind: Platonismus und Darwinismus, Das Problem des Lebens, Kausalität und Teleologie, Ueber den Instinkt. Es ist bewundernswert, wie der Verfasser den Schulstaub von allen diesen Dingen weggeblasen hat, so daß ihre Umrisse auch dem ungeübten Auge erkennbar werden. Er weiß viel und vielerlei. Doch ist dies Wissen so innerlich verarbeitet — vielleicht nicht ohne Kampf und Bitterkeit — und zugleich durch jahrzehntelange Lehrthätigkeit so zum Gebrauch geformt, daß ein zum Nachdenken spornendes und nirgends ermüdendes Werk entstanden ist. Gerade für den Leserkreis der „Deutschen Revue“ dürfte dies Buch als eine der besten Einleitungen in die Philosophie geeignet sein. M. D.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. Band 1 bis 7. F. A. Brockhaus. Leipzig, Berlin und Wien.

Zu den eigentümlichsten Erscheinungen des deutschen Büchermarktes gehört es jedenfalls, daß ein Werk wie das altbewährte Brockhaussche Konversations-Lexikon, nachdem erst eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit seit dem Abschlusse seiner in den Jahren 1891 bis 1897 zu stande gekommenen monumentalen Jubiläumsausgabe (der 14. seit dem ersten Hervortreten des Werkes) verflossen, und dieser Jubiläumsausgabe im Jahre 1898 eine, die sämtlichen 17 Bände umfassende revidierte Jubiläumsausgabe gefolgt ist, nunmehr, nach noch nicht einmal drei Jahren, in einer neuen revidierten Jubiläumsausgabe an uns herantritt. Konversations-Lexika sind allerdings Werke, die fortwährend, sozusagen von Tag zu Tag, einer Revision, d. h. einer Erneuerung, Ergänzung und Fortführung ihres Inhalts bedürfen, allein dieser Revision sind doch schon der technischen Herstellung wegen bestimmte Schranken gezogen; Jahr für Jahr lassen sich nicht 17 starke Lexikonbände auf den Markt werfen, und selbst ein zweijähriger Zwischenraum ist für eine derartige Ergänzung oder Erneuerung zu knapp bemessen. Man hat daher längst zu dem Auskunftsmittel der Supplementbände gegriffen, und das Brockhaussche Unternehmen hat derartige Bände nicht nur früher erscheinen lassen, sondern stellt ausdrücklich auch einen Ergänzungsband für die „neue“ revidierte Jubiläumsausgabe in Aussicht, der dem Schlußbande dieser Ausgabe auf dem Fuße folgen soll. Wir glauben daher, daß der Grund für das Erscheinen von zwei Zwischenausgaben zwischen der 14. und der erst nach Jahren zu gewärtigenden 15. nicht in dem herkömmlichen Revisionsbedürfnisse wurzelt, sondern daß das Verlagshaus die Erfahrungen, die es während des Erscheinens der Jubiläumsausgabe und der dieser sich fast unmittelbar anschließenden ersten revidierten gemacht hat, benutzen will, um einen Typus für die künftige Ausgestaltung seines großen, epochemachenden Werkes aufzustellen. Das Brockhaussche Konversations-Lexikon ist das älteste und es will auch das jüngste seiner Art, d. h. das am meisten dem Tagesbedürfnis entgegenkommende sein. Was die neueste Ausgabe vor allen andern auszeichnet, ist schon ihre äußere Gestalt, aber es hat nicht nur ihr Bewenden bei dieser, auch in der Anordnung des Textes ist ein Ausgleich eingetreten; die einzelnen Artikel sind nicht nur vermehrt und revidiert worden, sie haben auch eine knappere Gestalt erhalten, und es finden fortlaufend Vor- und Rückverweisungen auf die Bände des Werkes untereinander statt, ja es erstreckt sich eine Anzahl von Verweisungen bereits

auf neue oder größere Artikel des in Aussicht stehenden Supplementbandes. In erheblichem Maße kommen dabei die Fortschritte der graphischen Technik aus der jüngsten und allerjüngsten Zeit zur Geltung, namentlich bei den zahlreichen Tafeln und Abbildungen, die nicht nur ein Erläuterungsmaterial der vorzüglichsten Art bilden, sondern vielfach auch den Charakter künstlerischer Vollendung an sich tragen und als Buchschmuck in der eigentlichen Bedeutung des Wortes anzusehen sind. Alles in allem genommen darf die neue revidierte Jubiläumsausgabe als die Form der praktischen Real-Encyklopädie bezeichnet werden, wie sie von der Gegenwart erfordert wird und dabei gleichzeitig schon dem Bedürfnisse der Zukunft entgegenkommt.

l. h.

Ueber Harmonie und Komplikation. Von Dr. Viktor Goldschmidt, a. o. Professor an der Universität Heidelberg. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1901.

Mit Vorliebe pflegt man heute akustische Schriften zur Hand zu nehmen, nicht ohne Gefühl der Enttäuschung wegzulegen. So auch das vorliegende. Außerordentlich verlockend ist hier der Versuch, drei verschiedene Gebiete, die Krystallkunde, die Lehre vom Schall und vom Licht mit gleichen Prinzipien anzupflanzen und zudem noch einiges andre zu besäen. Möge das alles gedeihen! Ja, es erscheint unzweifelhaft, daß der scharfsinnige Mathematiker für einfache, „harmonische" Erscheinungen in Musik und Malerei eine elegante Auslegung gefunden hat. Die Aehnlichkeit der Harmonie und Komplikation der Krystalle mit den Verhältnissen der Töne und Farben ist ja gar nicht zu verkennen. Mit der Auffassung gewiegter Harmoniker stimmt auch die mehrfache Deutung der Accorde überein. Dagegen hat der Verfasser gerade beim Uebergreifen ins Aesthetische — worauf er sich etwas zu gute thut — entschiedenes Mißglück. Weder Beethoven noch Böcklin betrachten wir als Entarter; auf beide treffen die Vorwürfe übermäßiger Komplikation zu, sind wohl auch auf beide gemünzt. Nein, mit dem oberflächlichen Schönheitsbegriff, der schon von Lessing und Herder verlassen wurde, kommen die Physiker bei Beurteilung der Kunstwerke nicht durch. Sie hören mit Deutungen auf, wo dem Künstler die Sache erst recht interessant zu werden anfängt. Trotz der Schwäche des Psychologischen wird aber das Buch als Beitrag zur Musiktheorie und Farbenlehre seinen Rang behaupten.

Dr. K. Gr.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Zweiter Jahrgang. 1902. Heft VII. Monatlich ein Heft im Format 45:30 cm., mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Arnefeldt, F., Der Sohn des Sträflings. Roman. Band 105 von Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Berlin, A. Goldschmidt. M. 1.—

Cavazzutti, Dr. E. M., Projet d'Organisation du Mouvement scientifique universel en anglais, espagnol, français, allemand, italien. Dedié à Mr. Andrew Carnegie. Buenos Aires, Calle Cabildo 2226.

Ernst, Otto, Die größte Sünde. Drama in fünf Akten. (Neubearbeitung.) Leipzig, L. Staakmann.

Feeg, Otto, Die modernen Verkehrsmittel zu Wasser und zu Land. Heft 10 von „Frankfurter Zeitgemäße Broschüren". Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Gardini, Dr. Carlo, In der Sternbanner-Republik. Reiseerinnerungen. Mit 41 Illustrationen und einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach der zweiten Auflage des italienischen Originals übersetzt von M. Rumbauer. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 5.—

Geist, Dr. Hermann, Das freie Reingöttliche im Menschen als das Grundelement aller echten Moral. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. M. 6.—

Graf, Franz, Kunterbunt fürs Brettl und Allerlei auch sonst dabei. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Handel-Mazzetti, E. v., Der Verräter. Fahrlässig getötet. Zwei Erzählungen. „Allgemeine Bücherei" Band 12. Stuttgart, Roth'sche Verlagshandlung. 20 Pf.

Hellmut-Hell, Gestern und Heute. Gedichte. Berlin, M. Lilienthal. M. 1.50.

Hieronymus, Karl, Lebendige Kraft. Gedichte. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.60.

Jerome, K. Jerome, John Ingerfield und andere Erzählungen. Autorisierte Uebersetzung von Johanna M. Lankau. Halle, Hermann Gesenius. M. 1.—

Kralik, Richard v., Das deutsche Götter- und Heldenbuch. II. Die Wilzen- und Welsungensage. „Allgemeine Bücherei" Band 13/18. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung. M. 1.20.

Kralik, Dr. Richard v., Angelus Silesius und die christliche Mystik. Heft 11 von „Frankfurter

Zeitgemäße Broschüren". Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.
Lagerlöf, Selma, Jerusalem. Erzählung. München, Albert Langen. M. 3.50.
Laharpe, F. C. de, Le Gouverneur d'un prince. Frédéric César de Laharpe et Alexandre I er de Russie. D'après les manuscrits inédits de F. C. de L. et les sources russes les plus récentes. Fribourg en Brisgau, C. Troemer.
Meneau, F. & A. Wolfromm, Deutsche Sprechübungen. Der Frühling nach Didiers Bildertafel. Paris, H. Didier. Frs. 1.80.
Mikulicz, Prof. Dr. J. v. und Frau Valeska Tomasczewski, Orthopädische Gymnastik gegen Rückgratsverkrümmungen und schlechte Körperhaltung. Eine Anleitung für Aerzte und Erzieher. Mit 103 Figuren im Text. Jena, Gustav Fischer. M. 3.—
Müller, Dr. Johannes, Blätter zur Pflege persönlichen Lebens. Dritte Auflage, erste öffentliche Ausgabe. Erster Band. Leipzig, Verlag der „Grünen Blätter" (Jos. Müller). M. 4.—
Nippold, W. K. A., Der Zeiten Wende. Drama in einem Vorspiel und zwei Teilen. Ausgabe für den Buchhandel; Vorspiel und erster Teil. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 4.80.
Pasqué, Ernst, Das öde Haus. Eine Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. Zweite Auflage. Band 106 von Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Berlin, A. Goldschmidt. 50 Pf.
Pauli, Dr. Wolfgang, Der kolloidale Zustand und die Vorgänge in der lebendigen Substanz. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 60. Pf.
Quiñones, Ubaldo Romero, Reflexiones á Pablo (Sobre Sociologia). Guadalajara, Enrique Burgos, Una Peseta.
Raf, Therese, Sappho. Eine Novelle. „Allgemeine Bücherei" Band 19/20. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 40 Pf.
Revue de Paris, La, 9e Année. Nr. 16. 15 Août 1902. Paris, Prix de la livraison Frs. 2.50.
Roberty, Eugène de, Frédéric Nietzsche. Contribution à L'histoire des idées philosophiques et sociales à la fin du XIXe siècle. Paris, Felix Alcan. Frs. 2.50.
Salomon, Ludwig, Geschichte des Deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs. Zweiter Band: Die deutschen Zeitungen während der Fremdherrschaft (1792 bis 1814). Napoleon und die deutsche Presse. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 3.—
Scheerbart, Paul, Liwûna und Kaidôh. Ein Seelenroman. Leipzig, Inselverlag.
Schwab, Dr. Rudolf, Der deutsche Nationalverein, seine Entstehung und sein Wirken. Berlin, Georg Reimer. M. 2.—
Schwabe, Toni, Die Hochzeit der Esther Franzenius. Roman. München, Albert Langen. M. 2.—
Sienkiewicz, Henryk, Briefe aus Afrika. Autorisierte Uebersetzung von J. v. Immendorf. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 3.—
Skram, Amalie, Ein Liebling der Götter. Roman. Autorisierte Uebersetzung von E. Mjoen. München, Albert Langen. M. 2.50.
Souchay, Theodor, Elegien und andere Gedichte. Cannstatt, H. Reitzels Hofbuchhandlung.
Spielberg, Gedanken und Meinungen. Stuttgart, Rob. Lutz.
Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. 24. bis 27. Heft. Erscheint in 5 Bänden von je 9 bis 10 Heften. M. 1.50 pro Heft. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.
Suchier, Dr., Der Orden der Trappisten und die vegetarische Lebensweise. München, Verlag der „Aerztlichen Rundschau" (Otto Gmelin). 80 Pf.
Thoma, Ludwig, Hochzeit. Eine Bauerngeschichte. München, Albert Langen. M. 2.—
Völker der Erde, Die. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker. Lieferung 17. Von Dr. Kurt Lampert. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. Erscheint in 35 Lieferungen zu je 60 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1903. 66. reich illustrierter Jahrgang. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. 50 Pf.
Wedekind, Franz, So ist das Leben. Schauspiel in fünf Akten. München, Albert Langen. M. 2.—
Weltall und Menschheit. Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit circa 2000 Illustrationen, zahlreichen schwarzen und bunten Beilagen. Lieferung 7 u. 8. Vollständig in 100 Lieferungen à 60 Pf. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Comp.
Winicky, Ottokar, Cantilenen der Einsamkeit. Ein Gedichtbuch. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 75 Pf.
Zabel, Eugen, Zur Modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das ausländische Theater. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 5.—
Zabel, Eugen, Zur Modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das deutsche Theater. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 5.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neu! Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. **Neu!**

Soeben erschienen:

Brichanteau, der Mime.

Aus dem Französischen übersetzt von **Leopold Rosenzweig.**

Geheftet M. 2.50, elegant gebunden M. 3.50. Von **Jules Claretie.**

Mit wachsendem Vergnügen wird der Leser den lustigen Gasconnaden und Fanfaronnaden des stimmgewaltigen Menschendarstellers folgen, dem nur die Eifersucht seiner Kollegen auf sein phänomenales Organ den Weg zur ersten Bühne Frankreichs versperrt hat. In den Schilderungen seiner Erlebnisse, seiner Triumphe und Niederlagen wie in der Charakteristik seiner Kollegen und Kolleginnen entrollt Brichanteau ungemein fesselnde Bilder, die einen Anspruch auf kulturgeschichtlichen Wert haben.

Erzählungen

Aus dem Russischen übersetzt von **Elissawetinskaja** und **Yorik Georg.**

Geheftet M. 1.50, elegant gebunden M. 2.50. von **Leonid Andrejew.**

Leonid Andrejew ist wie Gorkij ein Meister der Novelle und kurzen Erzählung. In seinen meist auf das Düstere und Geheimnisvolle gestimmten Schilderungen aus dem russischen Kleinleben offenbart er eine Kraft psychologischer Analyse, die auch die tiefsten seelischen Konflikte meisterhaft zu zergliedern weiß. Der Band enthält die sechs besten Erzählungen, die Andrejew bisher geschrieben hat.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ein volkstümliches in Text und Bild einander aufs beste ergänzendes **Prachtwerk** nennt der Deutsche Hausschatz in Regensburg das Buch.

Die Völker der Erde.

Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker. Von **Dr. Kurt Lampert.**

Vornehmer Avare. Illustrationsprobe aus dem Werk.

Auf feinstes Kunstdruckpapier gedruckt.

Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben.

Erscheint in 35 Lieferungen à 60 Pfg.

Gebunden in 2 Bände in Original-Prachteinband M. 25.—

Die Wochen-Rundschau für dramatische Kunst, Litteratur und Musik in Frankfurt a. M. schrieb in einer längeren Besprechung über das Werk:

Ein wirklicher Hausschatz geographischer, ethnographischer und kulturhistorischer Wissenschaft, in gleich glänzender erzählender wie ausschmückender Darstellung.

Der 1. Band ist soeben erschienen, — **der 2. Band wird noch im Herbst d. J. zur Ausgabe gelangen.**

Das Werk kann durch jede Sortiments- und Kolportage-Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden, auf Wunsch auch direkt von der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.** Die erste Lieferung wird auf Verlangen gern zur Ansicht ins Haus gesandt.

CHOCOLAT SUCHARD

Spezialitäten:

Suchard's Dessert-Chocoladen.
Suchard's Chocolat fondant.
Suchard's Pralinés, Noisettes, Dujas.
Suchard's Cacao (1 K = 200 Tassen).

Letzte Neuheit:

SUCHARD'S MILKA

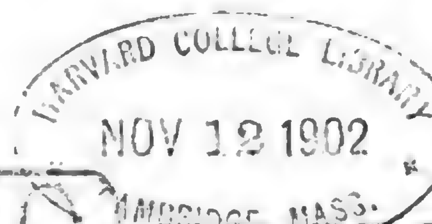
Vollrahm-Chocolade.

Suchard's Milka besteht aus den feinsten und ausgewähltesten Rohmaterialien und bildet demgemäss ein ebenso leicht verdauliches wie stärkendes Nahrungsmittel ohne gleichen. **Suchard's Milka** ist wegen ihres stark hervortretenden Rahmgeschmacks und ihrer exquisiten Feinheit eine überall gesuchte und beliebte Dessert-Chocolade. Eine Tafel **Suchard's Milka** (100 Gramm) enthält ebensoviel Nährstoff als eine gute Mahlzeit.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stutt

Diesem Hefte ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von F. Fr
Berlin beigegeben, der gefl. Beachtung empfohlen wird.

Siebenundzwanzigster Jahrgang November 1902 Preis viertelj. 6 Mark



Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis Seite

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1902

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Schwarze Seiden

in edelster Färbung und Garantie-Schein für gutes Tragen, sowie Seidenstoffe jeder Art in unerreichter Auswahl und hochmodernen Dessins zu billigsten Engros-Preisen, meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Proben franko. Briefporto 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich G 40

Kgl. Hoflieferanten. (Schweiz)

Lebensversicherungs- und Ersparnis-Bank

Alte Stuttgarter **in Stuttgart** Gegr. 1854.

Versicherungsbestand Ende 1901	M. 626 565 702
Bankvermögen Ende 1901	„ 197 774 032
darunter Extra- u. Divid.-Reserven	„ 35 048 304
Seit Best. zu Gunsten d. Versich. erzielte Überschüsse	„ 99 798 199
Überschuss in 1901	„ 7 714 271

CHAMPAGNE

SÖHNLEIN

Marken:

Söhnlein „Rheingold"
Söhnlein „Carte Blanche"
Söhnlein „Kaisermarke"

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

August Sperl, So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. **4. Auflage.** Geheftet M. 4.50, eleg. geb. M. 5.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Goethe und Schiller.

Im Werden der Kraft.

Von

Julius Burggraf.

1.—5. Tausend.

30 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—

Lenaus

Frauengestalten.

Von

Adolf Wilhelm Ernst.

27 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lenaus Gedichte.

Miniatur-Ausgabe in Liebhaberband.

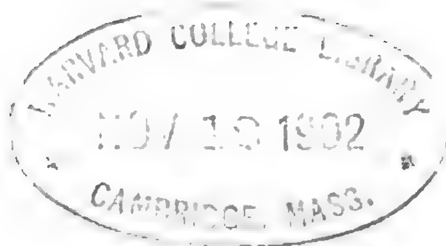
Preis M. 3.—

Diese beiden Bücher erscheinen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben sie schildern! Mögen sie dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten.

Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart.

Billige Romane. Verzeichnis hierüber auf Verlangen kosten- und postfrei von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google


HARVARD COLLEGE LIBRARY
NOV 13 1902
CAMBRIDGE, MASS.

Erinnerungen aus meinem Berufsleben.

Von

Generaloberst Freiherrn v. Loë.

V.

Ich nehme meine Arbeit wieder auf, nachdem ich in den beiden letzten Aufsätzen die Haltung Preußens während des Krieges 1859 erörtert hatte. Ich habe Sybels lobende Beurteilung der damaligen Berliner Staatskunst erwähnt, aber seine Anerkennung dehnt sich nicht auf die Politik der bewaffneten Vermittlung aus, die der Prinzregent im letzten Stadium des Feldzuges den kriegführenden Mächten durch die Mobilmachung der ganzen Armee aufzuerlegen versuchte. Daß die Mobilmachung 1859 zwecklos gewesen sei, ist der Vorwurf, der damals fast allgemein dem Prinzregenten gemacht wurde und heute vielfach aufrecht erhalten wird — aber die damalige Mobilmachung blieb keineswegs wirkungslos. — Denn sie verhinderte die Durchführung des Programms von Plombières: „Italien frei bis zur Adria." Sie zerstörte dadurch die französisch-italienische Allianz auf unabsehbare Zeit. Zu Villafranca wurde in das Bündnis der Keil der weltlichen Herrschaft des Papstes getrieben. Wohl erkannte des Kaisers Napoleon politischer Scharfblick, daß die weltliche Herrschaft unhaltbar und mit der Nationalitätenpolitik unvereinbar war, aber die Rücksicht auf die mächtige katholische Partei in Frankreich und ihre bis in die nächste Umgebung des Kaisers einflußreichen Vertreter zwang ihn gegen seine bessere Einsicht, die Herrschaft des Papstes in Rom, im Widerspruch mit Italien, durch Waffengewalt aufrecht zu erhalten. Dieser durch den Frieden von Villafranca hervorgerufene, für den Kaiser unheilvolle Gegensatz dauerte bis zum Untergange seiner Dynastie und hat zu diesem beigetragen. Wenn also nicht allein die Anhänger des Papsttums, sondern unparteiische, französische Staatsmänner den siegreichen italienischen Krieg den Beginn des Niederganges nannten, so hat die Geschichte ihnen recht gegeben. In diesem Sinne war der Friede von Villafranca ein großer Erfolg für die preußische Politik. Villafranca ist für den Regenten eine Etappe auf dem Wege zur preußisch-italienischen Allianz 1866 und damit zur Erfüllung seiner großen deutschen Aufgabe geworden. Ob die spätere, damals

nicht vorauszusehende Gesamtentwicklung der europäischen Politik, die zum großen Teile das Werk des Ministers Bismarck war, ob die für Preußen günstigen Zwischenfälle, die durch ihn herbeigeführt wurden, dem großen Staatsmann die Handhabe boten, um im Einklange mit seinem Souverän das Werk durchzuführen, ändert an der Richtigkeit der Thatsache nichts, daß der Prinzregent unter den 1859 obwaltenden Verhältnissen keine für Preußen und Deutschland vorteilhaftere Politik führen konnte, als er gethan hat. Wenn also der Prinz nach Beendigung des Krieges dem Herzoge von Koburg schrieb, daß er im etwaigen Wiederholungsfalle derselben Lage genau so handeln würde, wie er es gethan, so hat die Geschichte den Beweis geliefert, daß er zu diesem Ausspruche vollkommen berechtigt war.

Daß Villafranca der in seinen späteren Folgen so günstige Abschluß der bewaffneten Vermittlung sein würde, konnte allerdings damals der Regent nicht voraussehen, denn dazu hätte er im Momente des Entschlusses die Vorgänge vor und während des Krieges, namentlich den Inhalt des Vertrages von Plombières und den Ausgang der Schlachten kennen müssen.

Aber für die Beurteilung seiner Politik ist auch die Frage, inwieweit die Voraussicht der Folgen die Unterlage seines Planes bildete, bedeutungslos. Der maßgebende Faktor eines unparteiischen Urteils ist für den Politiker nächst der richtigen Schätzung des bestmöglichen Erfolges die Kenntnis der Persönlichkeit des Regenten, seines Charakters, seiner Eigenschaften, seiner politischen Entwicklung seit seiner Jugend. Wer sich diese Kenntnis auf irgendwelchem Wege, sei es durch den persönlichen Verkehr mit dem Prinzen, sei es durch verständnisvolles fleißiges Studium der Lebensgeschichte Wilhelms I. erworben hat, der gelangt bei der Beurteilung seiner Handlungsweise in jenem Abschnitte zu dem Ergebnisse, daß der Prinz von Preußen, der König, der große Kaiser, seiner Natur entsprechend nicht anders handeln konnte, als er jedesmal gehandelt hat, und daß die Wurzel aller seiner Erfolge die unverbrüchliche Treue gegen sich selbst war.

Wenn ich mich entschlossen habe, die „Erinnerungen aus meinem Berufsleben“ zu veröffentlichen, so befindet sich selbstverständlich von dem Zeitpunkte an, da meine Beziehungen zu Kaiser Wilhelm begonnen haben, seine Gestalt im Mittelpunkte dieser Erinnerungen. Alles übrige geht von ihm aus und kehrt zu ihm zurück. Der Anfang meines persönlichen Dienstverhältnisses zu ihm fällt nun ungefähr mit dem Beginne seiner Regierungszeit zusammen. Am 9. Januar 1858 wurde ich als Adjutant zum Militär-Gouvernement von Rheinland und Westfalen kommandiert, dessen Sitz nach der Uebersiedlung des Prinzen von Koblenz nach Berlin ebenfalls dorthin verlegt wurde. Damit trat ich in die militärische Umgebung des Prinzen ein und wurde, wenn auch vorläufig in untergeordneter Stellung, Augenzeuge der gesamten politischen Entwicklung, die sich seit Uebernahme der Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen in unserm Staatsleben vollzog.

Die Schwierigkeiten, die der Prinz bei der Uebernahme zu überwinden hatte, sind damals in ihrem ganzen Umfange nur den nächstbeteiligten Persönlichkeiten

bekannt geworden. Ihre genaue Kenntnis und Würdigung ist aber von hohem geschichtlichem Interesse. Dem Thronfolger wurde die schwere Aufgabe gestellt, die Regierung als Stellvertreter seines Bruders nach dessen Grundsätzen mit denselben Ratgebern weiterzuführen. Die Art, wie der Prinz sich der Aufgabe unterzog und sie während eines ganzen Jahres bis zum Eintritte der Regentschaft (23. Oktober 1858) durchführte, stellt seine Persönlichkeit in ein so helles Licht und ist von solcher Bedeutung für seine ganze Regierung, daß jede Schilderung jener Zeit, sei es durch den Geschichtschreiber oder aus der Erinnerung eines noch lebenden Augenzeugen unvollständig wäre, wenn in ihr nicht das Verhalten des Prinzen bei der Uebernahme und während des ganzen Jahres der Stellvertretung einen hervorragenden Platz einnähme.

Die beiden wichtigsten Quellen aus damaliger Zeit für die Geschichte der Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV. und des Uebergangs der Regierungsgewalt an den Prinzen von Preußen sind die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds v. Gerlach“, des langjährigen Generaladjutanten Friedrich Wilhelms IV. und das Werk des Generals v. Natzmer, „Unter den Hohenzollern“, das seine Korrespondenz mit dem Prinzen enthält. General v. Gerlach schildert in seinen „Denkwürdigkeiten“ tageweise den Verlauf der Krankheit, die beim Könige am 6. September 1857 wieder ausbrach. Sowohl bei der Königin als in der Umgebung, als bei den Ministern war vom ersten Tage an die Hoffnung auf Genesung gering. Dagegen gewann die Ueberzeugung, daß die Regierungsgewalt dem Thronfolger übertragen werden müsse, immer mehr Boden. Nur über die Form, in der die Uebertragung stattfinden solle, herrschte bei den maßgebenden Persönlichkeiten Zweifel und Ansichtsverschiedenheit.

Der Prinz von Preußen war nach der Erkrankung des Königs von Koblenz nach Berlin berufen worden. Während eines vollen Monats dauerten die Verhandlungen zwischen dem Thronfolger, der Königin Elisabeth und dem Ministerpräsidenten, bis am 23. Oktober der kranke König seinem Bruder die stellvertretende Ausübung der Regierungsgewalt auf drei Monate übertrug.

In wie loyaler und taktvoller Weise der Prinz gegen den kranken König und dessen treue Pflegerin, die Königin Elisabeth verfuhr, wie er durch die Klarheit seiner Bedingungen, durch seine Festigkeit in deren Aufrechterhaltung die Umgebung des Königs und die Minister für sich gewann, dafür legen die Denkwürdigkeiten des Generals v. Gerlach und die Korrespondenz mit dem General v. Natzmer ein glänzendes Zeugnis ab.

Der Prinz schrieb am 17. Mai 1858 nach sechsmonatlicher Führung der Stellvertretung über seinen Standpunkt bei der Uebernahme an seinen vertrauten Freund, den General v. Natzmer, die denkwürdigen Worte:

„Jede Stellvertretung in jedem Verhältnis ist etwas Peinliches; wieviel mehr die eines Monarchen und nun aus solchen Ursachen!

Allem Andringen, dieser Peinlichkeit ein Ende machen zu sehen, setze ich die bestimmte Ansicht entgegen, daß vor Ablauf eines Jahres daran nicht gedacht werden darf. Ist dann keine nahe Aussicht auf

die hergestellte Regierungsfähigkeit des Königs vorhanden, dann mögen die dazu Berufenen überlegen und handeln, ich kann die Initiative nicht übernehmen.“

Diese Sätze enthalten die klare Erkenntnis seiner Aufgabe und ihrer Schwierigkeiten, denn der Prinz hatte das volle Bewußtsein seiner Pflicht, bei seinen Entscheidungen die Rücksicht auf die grundverschiedenen, ihm bekannten Ansichten des Königs und der bisherigen Minister vor den eignen Anschauungen vorwalten zu lassen. Er nahm sich vor, diesen Zustand bis zum Ablaufe eines Jahres zu ertragen, und wenn dann eine Aenderung notwendig erschien, sie auf verfassungsmäßigem Wege herbeizuführen. Seine Absicht hat er gewissenhaft ausgeführt, denn erst nach Jahresfrist übernahm er nach dreimaliger Verlängerung der Stellvertretung auf Antrag des Staatsministeriums am 8. Oktober 1858 die in der Verfassung vorgesehene Regentschaft.

Fast noch wertvoller ist die Anerkennung des Generals v. Gerlach für den ritterlichen Charakter des Prinzen, die er demselben in seinen „Denkwürdigkeiten“ zollt, denn der Prinz hatte sich oft im Widerspruche mit den Ansichten des Generals befunden.

General v. Gerlach war ein überzeugungstreuer Mann, der vermöge seiner Denkungsart für die neue, seit Erlaß der Verfassung zu Recht bestehende Staatsform wenig Verständnis hatte, der aber der Dynastie bis in den Tod ergeben war.

Der damalige Widerwille der Armee gegen das neue Recht erklärt sich aus der Thatsache, daß ihr die Verfassung als ein Zugeständnis des in den Märztagen besiegten Königtums an die siegreiche Revolution erschien.

Wir Offiziere, jung wie alt, wir hatten damals alle dieselbe Empfindung. Es gehörte die ganze Weisheit des Prinzen von Preußen, seine Ehrfurcht vor den Gesetzen und vor der Unantastbarkeit des Hohenzollern-Wortes dazu, um die innere Abneigung, die er gewiß wie die ganze Armee empfand, zu überwinden und die Achtung vor den Gesetzen in den Vordergrund seiner Entschlüsse zu stellen. Wer solche Momente schwerster Gewissensprüfung mit dem Prinzen erlebt hat, der besitzt das Verständnis der inneren Kämpfe, die während seiner Regierungszeit seinen wichtigsten Entscheidungen jedesmal vorangingen.

Wenn es ihm nach reiflicher Ueberlegung ausnahmslos gelang, die richtige Wahl zu treffen, so verdankt er den Sieg über seine manchmal recht schweren Bedenken seiner Ueberzeugungstreue, seinem Pflichtgefühle, seiner Erkenntnis dessen, was in jedem Momente Preußen notthat und seinem unerschütterlichen Vertrauen in die Ratschläge des hervorragenden Staatsmannes, der während eines Menschenalters seinem Könige über viele Momente ernster Krisis hinweghalf.

Das segensreiche, langjährige Zusammenwirken des Kaisers mit seinen Paladinen war ja der größte Faktor für die Schöpfung des Deutschen Reiches. Aber diese in der Weltgeschichte einzige Erscheinung hat nach dem Tode des Kaisers die Frage auf dem geschichtlichen Gebiete hervorgerufen, welcher Ruhmesanteil Kaiser Wilhelm an dem Einigungswerke gebühre. Ich gestehe, daß ich,

obgleich ich die große Zeit miterlebte, an diese Frage niemals gedacht habe. Ich war stets von solcher Bewunderung für das gemeinsame Werk und für die Verdienste aller Mitarbeiter erfüllt, daß mir der Gedanke einer Abwägung des Ruhmes fern lag. Mögen unsre Nachkommen, für die wir gekämpft haben, niemals vergessen, daß es die neidlose Eintracht war, die die Nation zum Siege geführt hat.

Ich glaube fest, daß Kaiser Wilhelm das auserkorene Werkzeug der Vorsehung war, um Deutschland nach langer Zerrissenheit über die Kluft der konfessionellen Zwietracht, des deutschen Erbübels, an das Ziel seiner geschichtlichen Bestimmung zu führen. Es gehörte dazu die Vereinigung der Eigenschaften, die sich in dem Charakter des Kaisers zusammenfanden. Pflichttreu und furchtlos, weise und vorsichtig, achtungsvoll vor fremden Rechten, flößte er auch seinen Gegnern Vertrauen zu seiner Gerechtigkeit und zu der Zuverlässigkeit seines Wortes ein. Von allen seinen Eigenschaften die unentbehrlichste für die Erfüllung seiner Aufgaben war wohl die Fähigkeit, für jedes Geschäft den rechten Mann zu finden, seine Geschicklichkeit, das Zusammenwirken seiner Mitarbeiter durch Beseitigung unvermeidlicher Reibungen zu fördern und die unvergleichliche Bescheidenheit, jeder Leistung vor der seinigen nach außen den Vorrang zu lassen.

So ausgestattet, hat Kaiser Wilhelm in schweren Momenten seinem Volke den Frieden bis an die äußerste Grenze vaterländischer Ehre und Sicherheit erhalten, hat, sobald diese Grenze erreicht war, mit Entschlossenheit zum Schwerte gegriffen und dieses wie ein Hohenzoller geführt. Er hat im Glücke Maß gehalten und hat endlich im Gottvertrauen eine Regentenlaufbahn beschlossen, der in der Geschichte wohl wenige vergleichbar sind.

Dies ist in großen Zügen das Bild des Kaisers, wie es sich mir vom Anfange seiner Regierung bis zu seinem Tode eingeprägt hat.

Allerdings habe ich von den dreißig Jahren, während deren ich als Flügel- und Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers seinem Hauptquartiere angehörte, nur zwölf Jahre in der unmittelbaren Umgebung des Herrschers, die übrige Zeit in auswärtigen Stellungen und Verwendungen zugebracht. Wenn mir also achtzehn Jahre die Gelegenheit täglichen persönlichen Verkehrs gefehlt hat, so habe ich doch auch in dieser Zeit trotz der räumlichen Entfernung nicht aufgehört, in nahen Beziehungen zu meinem Kriegsherrn zu stehen. Daß diese Beziehungen nicht im entferntesten den Charakter einer „politischen Vertrauensstellung“ hatten, das weiß jeder, dem aus persönlichem Verkehre bekannt ist, daß eine der hervorragendsten Regenteneigenschaften des großen Kaisers die Achtung vor dem „Ressort“ war.

Er duldete niemals die Einmischung unberufener Personen in Angelegenheiten, die nicht ihres Amtes waren. Mein militärisches Dienstverhältnis zum Regenten hat mir also niemals den Einblick in Verhältnisse gestattet, die nicht zu meinem Ressort gehörten.

Andrerseits hat eine dreißigjährige Dienstzeit, während der er mich auch

in der Ferne dienstlich stets unter Augen hatte, mir sein Vertrauen erworben.

Als Beweis dafür darf ich wohl meine häufige Kommandierung zu wichtigen militärischen und politischen Aufträgen, und vor allem meine stufenweise Beförderung zum Befehlshaber von Truppenteilen anführen, die dem Kaiser nahe standen oder die sich in den Feldzügen besonders ausgezeichnet hatten.

So betrachte ich als die letzte und höchste Auszeichnung, die mein alter Kaiser mir verlieh, die Ernennung zum kommandierenden General des Armeecorps, dessen Erziehung jahrelang unter seinen Augen stattfand und das im letzten Feldzuge ruhmvoll von unserm hochverehrten Führer, dem General v. Goeben, kommandiert wurde.

Daß damit der Kaiser mir zugleich Koblenz als meinen künftigen Wohnsitz anwies, sah ich bei meiner Ernennung zum kommandierenden General als einen besonderen Gnadenbeweis an; nicht allein, weil der ständige Aufenthalt im Mittelpunkte meiner Heimatsprovinz mir die Erfüllung meiner Pflichten erleichterte, sondern auch, weil die Kaiserin Augusta alljährlich mehrere Monate in Koblenz verweilte. Mir wurde dadurch Gelegenheit gegeben, die seit Jahren ausgeübte Thätigkeit der hohen Frau für die Interessen der Rheinprovinz zu beobachten.

Auch setzte mich mein dienstliches Verhältnis zu dem ausgezeichneten Grenadierregimente „Königin Augusta“ in stand, die nach jeder Richtung vorbildliche Fürsorge des hohen Chefs für das Regiment gründlich kennen zu lernen.

Sechs Jahre lang ist mir das Glück zu teil geworden, den wohlthätigen Einfluß der Kaiserin in Koblenz und in der Provinz zu sehen. Wenn seit dem ständigen Aufenthalt des Prinzen und der Prinzessin von Preußen von 1850 bis 1857 die warme Anhänglichkeit der Rheinländer an die Dynastie und das preußische Gesamtvaterland stets gewachsen ist, so gebührt der Prinzessin an diesem Erfolge kein unwesentlicher Teil des Verdienstes. Die Kaiserin ließ nicht nach, die Vaterlandsliebe der Bevölkerung in allen Kreisen, die ihr zugänglich waren, zu pflegen und zu befestigen. Ferner hat sie durch ihren Wohlthätigkeitssinn, ihre Barmherzigkeit, ihren unermüdlichen Eifer, sich überall der Bedrängten und Notleidenden anzunehmen, sich ein unvergängliches Denkmal in den Herzen der Bevölkerung gesetzt.

Ihre tiefe Religiösität, deren schlichter Charakter ein festes Band zwischen ihr und ihrem Gemahl war, trieb sie an, den christlichen Sinn in allen Schichten der Bevölkerung ohne Unterschied der Konfession zu fördern. Jeder Konfessionsstreit, jeder Fanatismus, jede Verfolgung auf religiösem Gebiete war ihr verhaßt; aber sie hielt fest an ihrem evangelischen Glauben, den sie im Leben und im Tode unerschütterlich bekannt hat.

In mehr als dreißigjährigem Verkehre habe ich die hervorragenden Eigenschaften der Kaiserin Augusta kennen und schätzen gelernt. Sie war eine der ausgezeichnetsten Frauen, denen ich je begegnet bin.

Welcher Sterbliche ist aber frei von Eigenheiten und Schwächen, und

warum sollte die Kaiserin davon eine Ausnahme gemacht haben? Uebrigens kannte sie ihre Schwächen selbst am besten und gab sie in vertrauten Gesprächen bereitwillig zu. Man hat ihr in manchen Kreisen ihre Vorliebe für das Fremdländische zum Vorwurf gemacht. Sie war sich derselben bewußt und erklärte sie aus den Gewohnheiten am Weimarischen Hofe und aus ihrer Erziehung, bei der der Gebrauch der französischen Sprache vielfach vorherrschte.

Alle diese Eigenheiten reichen nicht aus, um ihr Bild für die Nachwelt zu entstellen, wenn die Kaiserin mit Wohlwollen geschildert wird. Dasselbe kann aber zur Karikatur verzerrt werden, wenn das Gegenteil stattfindet.

Die Kaiserin war eine thatkräftige Natur, voller Leidenschaft, mit scharfem Verstande begabt; sie ging ungestüm vorwärts, wenn sie die höchsten Interessen der Menschheit oder das Wohl ihres Vaterlandes bedroht glaubte.

Ihre Gegner haben ihr aus solchem Vorgehen vielfach den Vorwurf gemacht, daß sie geneigt gewesen sei, einen selbständigen politischen Einfluß ohne Genehmigung oder gar im Widerspruche mit ihrem hohen Gemahl auszuüben. Ich bin nicht im stande, über diese vielbesprochene Frage auf Grund eigner Beobachtung eine selbständige Meinung auszusprechen, denn ich habe in meinen militärischen Dienststellungen der Politik größtenteils fern gestanden. Wo aber der Zufall es mit sich brachte, daß ich in wichtigen politischen Momenten in die Nähe der Kaiserin kam, da habe ich die hohe Frau in Uebereinstimmung mit dem Kaiser, voll Verständnis für die Interessen des Vaterlandes und für die Wahrung seiner Ehre gefunden.

Solche Momente sind mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Ich habe, soweit mir ein Einblick vergönnt war, die Prinzessin von Preußen, die Königin, die Kaiserin niemals schwankend gefunden, sobald es sich um Preußens Ehre und Wohlfahrt handelte. Ich erinnere mich, einer Unterredung zwischen ihr und dem General v. Schreckenstein in Koblenz im Dezember 1850 als Zeuge beigewohnt zu haben. Es handelte sich um die damals brennende Frage — um die Katastrophe von Olmütz.

Bekanntlich hatte der Prinz von Preußen, bei voller Anerkennung der schweren politischen Lage, sich im Ministerrate am 2. November 1850 gegen ein Zurückweichen vor Oesterreichs Drohungen ausgesprochen und als ultima ratio den Krieg befürwortet.

Die Prinzessin von Preußen stand unter denselben Eindrücken der politischen Vorgänge wie ihr hoher Gemahl. Erfüllt von derselben Vaterlandsliebe, demselben lebhaften Gefühl für Preußens Ehre, verständnisvoll für Preußens Aufgaben pflichtete sie dem Urteile des Prinzen über die damalige Lage vollkommen bei, aber sie gab gleichzeitig der weiblichen Empfindung Ausdruck, daß auch der gerechteste Krieg sie mit Entsetzen erfülle und daß bei jedem politischen Konflikte sie der Hoffnung friedlicher Verständigung zwischen den Regierungen nicht entsagen wolle, damit den Völkern die Leiden des Krieges erspart blieben. Ein naturgemäßer Gegensatz zwischen Männerurteil und einer Empfindung, die sich in jeder edeln weiblichen Natur wiederfindet. Die normale Lösung ist, daß die

Männer den Krieg, wenn er unvermeidlich ist, beschließen und führen, und daß die Frauen die Leiden des Krieges zu mildern bestrebt sind. Die bewunderungswürdige Aufopferung, das hervorragende Talent, mit denen die Kaiserin Augusta ihren hohen Beruf auf diesem Gebiete während drei Kriegen erfüllt hat, sichern ihrem Namen bei Siegern und Besiegten ein unvergänglich gesegnetes Andenken. Wie beim Kaiser, so war auch bei der Kaiserin die Pflichttreue bis zum Tode neben einer aus ihrem Glauben entspringenden Furchtlosigkeit der Grundzug ihres selbstlosen Wesens. Wer von den Generalen des Kaisers aus damaliger Zeit noch lebt, der erinnert sich der Ansprache, die die sterbende Kaiserin am 3. Januar 1890 den Kriegsgefährten ihres Gemahls hielt. Wie der Kaiser, so starb auch die Kaiserin in der Pflichterfüllung. Das wird auch das deutsche Volk bis zu seinen spätesten Geschlechtern niemals vergessen. Es wird in seiner Erinnerung an die große Kaiserzeit den Kaiser nicht von seiner Gemahlin trennen, die ihm allzeit eine treue Gefährtin war. Ihre heroische Gestalt wird im Herzen der dankbaren Nation unzerstörbar ihren Platz behaupten, wenn auch Urteile aus sturmbewegter Zeit einzelne Schatten auf das Bild geworfen haben. Ich bin weit von der Anmaßung entfernt, das geschichtliche Urteil über die großangelegte Persönlichkeit der Kaiserin der Nachwelt verkünden zu wollen. Dazu mangelt mir die Autorität und mit ihr die Berechtigung. Aber ich befand mich am 3. Januar 1890 unter den Kriegsgefährten Kaiser Wilhelms des Großen, an die die Kaiserin, wie bereits erwähnt, im Gedenken des heimgegangenen Gemahls ihre letzten ergreifenden Worte richtete. Und vier Tage später war ich in ihrem Sterbezimmer, wo sie, umgeben von ihrer Familie und ihren treuen Dienern, zum ewigen Frieden einging.

Sie starb, wie sie gelebt hatte, gläubig und furchtlos, ein unvergeßliches Beispiel eines christlichen Heimganges für alle, die ihr Lager umstanden.

Schon allein die Erinnerung an die beiden eben erwähnten geschichtlichen Momente läßt mich auf mein Leben als ein wertvolles zurückblicken, und dies Bewußtsein verpflichtet mich heute, an dieser Stelle meinem gewissenhaft erwogenen Urteile über die Kaiserin Augusta vor der Oeffentlichkeit ehrfurchtsvollen Ausdruck zu geben. Nicht allein um des Zweckes willen, der mich nach langem Widerstreben bestimmt hat, meine Erinnerungen zu schreiben, sondern auch weil ich weiß, daß viele meiner Zeitgenossen und Landsleute eine solche Aussprache seit langer Zeit von mir erwarten.

Vor allem auch meine alten Kameraden vom Regimente Königin Augusta, die sich mit mir in der unwandelbaren Verehrung für die Kaiserin eins fühlen. Ihnen habe ich versprochen, die erste Gelegenheit zu benutzen, um der Wahrheit die Ehre zu geben, und dies Versprechen will ich hiermit einlösen.

(Fortsetzung folgt.)

Rudolf v. Bennigsen und die Sezession.

Von

Heinrich Rickert.

In der letzten Nummer dieser Zeitschrift [1]) habe ich den Charaktereigenschaften und den Verdiensten des Abgeordneten v. Bennigsen volle Anerkennung und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen gesucht. Wenn er, und ebenso sein Landsmann Miquel, gleichwohl die Ursache der Sprengung der größten Fraktion des Reichstags war, so lag dies an einer weitgehenden Bewunderung der Persönlichkeit und Politik des Fürsten Bismarck. Bennigsen folgte dieser auch da, wo er ihr nach seinen bisher vertretenen Grundsätzen hätte widerstreben müssen. So stimmte er und Miquel für das erste Kirchengesetz, obgleich der von Miquel unterzeichnete Wahlaufruf der nationalliberalen Partei ausdrücklich das Festhalten an der Falkschen Gesetzgebung versprochen hatte. So stimmte er insbesondere auch — und das wurde namentlich von uns sehr unangenehm empfunden — mit einer kleinen Zahl der Nationalliberalen für den ersten Getreidezoll, dem, wie vorauszusehen war, nachher schnell die immer höheren Getreidezölle folgten, bis Graf Caprivi bei den Verhandlungen über die Handelsverträge eine Ermäßigung auf 3 Mk. 50 durchsetzte. Das Verhalten Bennigsens hatte zur Folge, daß zuerst Lasker und bald darauf auch nach einer gemeinsamen Besprechung die Abgeordneten v. Forckenbeck, v. Stauffenberg und Bamberger aus der nationalliberalen Partei austraten. Nachdem die mir am meisten befreundeten Abgeordneten der nationalliberalen Partei den Rücken gekehrt hatten, trat auch an mich die Frage heran, ob ich nicht dasselbe thun müsse. Der Abgeordnete v. Bennigsen und auch der Abgeordnete Hobrecht, dem viel daran lag, eine starke liberale Partei zu erhalten, suchte dies zu verhindern. Bennigsen schrieb damals aus der Schweiz am 29. August 1880 aus Waldhaus Flims (Graubünden) u. a.:

„Ihren Brief, in dem Sie Ihren Austritt aus der nationalliberalen Fraktion motivierten, habe ich mir hierher kommen lassen, ihn wiederholt gelesen, auch Ihre Danziger Rede, aber vergeblich nach ernsthaften, entscheidenden Gründen für Ihren Entschluß gesucht, nachdem wir in der letzten Reichstagssitzung, abgesehen von der doch nicht wesentlichen Samoa-Angelegenheit, in allen Hauptpunkten einig gewesen waren, und ebenso alle Mitglieder, die nach der Abstimmung über das Militärgesetz an den Fraktionsverhandlungen sich noch beteiligt hatten, und nachdem Ihre Aeußerungen unmittelbar nach der Abstimmung über die Kirchenvorlage im Landtage Gedanken, aus der Fraktion auszuscheiden, bei Ihnen sehr fern zu halten schienen. Ich beklage Ihren Schritt nicht bloß persönlich im hohen Grade, sondern auch im Interesse unsrer weiteren politischen Entwicklung. Erst durch Ihren Anschluß gewinnt die Sezession überhaupt eine

---

[1]) Oktober-Heft 1902.

Digitized by Google

praktische Bedeutung, in der ich nun einmal nicht den Anfang der Bildung einer mächtigen, allgemeinen liberalen Partei in Deutschland oder auch nur den Anstoß zu einer solchen, sondern nur den Ausgangspunkt kläglicher Zerwürfnisse und den des persönlichen Haders unter Parteigenossen erblicken kann, die doch nach wie vor sich genötigt sehen, weiter in wichtigen, selbst entscheidenden Fragen gemeinsame Ziele zu verfolgen. Statt der Zusammenfassung aller liberalen Kräfte in Deutschland zu kräftigerer und wirksamerer Thätigkeit als bisher, wird sich zunächst lediglich ein klaffender Spalt aufthun zwischen den alten und neuen Provinzen Preußens und noch mehr zwischen dem Norden und Süden Deutschlands. Längst für überwunden gehaltene Gegensätze werden, fürchte ich, wieder lebendig werden, statt einer ‚großen' einheitlichen Partei werden wir regionale, an bestimmte Personen geknüpfte Gruppen erhalten, wie sie das Unglück Italiens sind.

Sehr fern liegt es mir, wie Sie zu fürchten scheinen, Ihnen zu zürnen oder auch nur Vorwürfe zu machen. Bei der Verbitterung, die jetzt einzureißen droht, werden wir beide vielleicht häufig genug in die Lage kommen, Verbissenheit, Leidenschaft und Haß unter alten Freunden zu hindern oder da das, fürchte ich, nicht völlig gelingen wird, wenigstens auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken. Von den besten und patriotischen Absichten in dieser wie in jeder Hinsicht bin ich bei Ihnen so fest überzeugt, wie ich Sie bitte, nicht zu bezweifeln, daß die bevorstehende Trennung die freundschaftlichen Gefühle nicht beeinträchtigt, die mich so lange mit Ihnen verbunden haben.

Ihr R. v. Bennigsen."

Mitte August hatte ich von Forckenbeck die Mitteilung erhalten, daß er, Stauffenberg und Bamberger fest entschlossen seien, aus der nationalliberalen Fraktion auszutreten, und er hatte mich ersucht, mich diesem Schritt anzuschließen. Die mir zugleich übermittelte Erklärung, mit der der Schritt vor der Oeffentlichkeit motiviert werden sollte, kam darauf hinaus, daß die nationalliberale Partei nicht mehr von der Einheit politischer Denkart getragen werde, auf der die Macht und der Einfluß einer politischen Partei beruhe. Die Erklärung spricht sich ferner gegen diejenige Steuerpolitik aus, die die Steuerlast vorwiegend zum Nachteil der ärmeren Volksklassen verschiebe. Nur zur Zeit sei ein Zusammenwirken unmöglich. Ich mußte dieser mir von Forckenbeck übersandten Erklärung in allen wesentlichen Teilen beitreten, und ich erinnerte in meiner Antwort an Bennigsen daran, daß er selbst in den letzten Tagen unsers Zusammenseins geäußert habe, daß die Differenzen in der Partei, die insbesondere in den wirtschaftlichen Fragen und in dem Verhältnis zum Fürsten Bismarck hervorgetreten seien, das politische Gewicht der Partei herabdrücken müsse. Ich hatte bisher alles dazu gethan, um eine Spaltung innerhalb der Partei zu verhindern, und das war auch bis dahin gelungen. Nachdem aber ohne mein Zuthun die mir am nächsten stehenden Freunde sich für den Austritt entschieden hatten, war meine Stellung in der Fraktion eine unhaltbare geworden

und es war mir insbesondere unmöglich, meine Stellung als Geschäftsführer dieser in erfolgreicher Weise weiter zu führen. Eine fernere Zurückhaltung zu üben, wie ich es bisher im Interesse des Friedens gethan, wäre bei der Ueberzeugung, die ich von den Folgen der neuen Wirtschaftspolitik hatte, unverantwortlich gewesen. Da aus den Reihen des Beamtentums alles, was unabhängig denkt und handelt, entfernt wird, wäre es nicht zu begreifen, wenn an der Stelle, wo das freie Wort und unabhängiger Sinn noch eine Bedeutung hat, dieses freie Wort nicht auch zur Geltung gebracht wird. Es sei das das einzige Sicherheitsventil bei der Gärung in unsern öffentlichen Zuständen, und es sei gerade Sache der gemäßigten Elemente des Liberalismus, in dieser Richtung vorzugehen, damit nicht über kurz oder lang ein zu radikaler Umschwung erfolge. Nach reiflicher Erwägung — so schrieb ich Bennigsen — habe ich mich dem Schritt meiner Freunde anschließen müssen, so schwer es mir auch geworden ist. Sie wissen es — so schloß ich — wie gern ich mit Ihnen und den Ihnen folgenden Freunden jahrelang zusammen gearbeitet habe; in welchem Maße mich persönliche Hochachtung und Zuneigung an Sie gekettet haben, wissen Sie vielleicht nicht. Ich werde mich auch niemals in meinem Urteil über Ihre großen Verdienste um das Vaterland und unsre liberale Sache irre machen lassen. Ich habe den sehnlichen Wunsch, daß unsre Beziehungen durch meinen Austritt aus der Fraktion nicht getrübt werden; ich habe den aufrichtigen und redlichen Willen, mit aller Kraft dahin zu arbeiten, daß die Ausgetretenen die alten freundschaftlichen Beziehungen und in wichtigen Fragen auch gemeinschaftliche Beratungen aufrecht erhalten.

Fürst Bismarck hatte eine verschiedene Schwenkung, sowohl in Bezug auf die kirchenpolitische Gesetzgebung, als auch in Bezug auf die Wirtschaftspolitik gemacht. Bennigsen hatte diese wenigstens zum Teil nach beiden Richtungen mitgemacht. Dem kleinen Getreidezoll, für den Bennigsen und ein kleiner Teil der Nationalliberalen gestimmt hatte, waren, nachdem schon in der dritten Lesung der Zoll verdoppelt war, immer größere Getreidezölle gefolgt, bis es dem Grafen Caprivi gelungen war, bei den Verhandlungen über die Handelsverträge den Zoll wieder auf Mk. 3,50 herabzusetzen.

Das Zentrum sah in der veränderten Bismarckschen Politik einen entschiedenen Triumph. Freiherr v. Schorlemer äußerte sich in einer Wählerversammlung nach der Annahme des Zolltarifs: „Indem wir auf die Vorlage der Regierung eingingen, haben wir bewirkt, daß Bismarck sich feierlich von den Liberalen lossagte und in seiner Wirtschaftspolitik die Grundsätze des Zentrums annahm; er hat die liberale Partei gesprengt, und das ist für uns gewiß etwas wert ... Diese Partei mit ihrem Hauptmann Falk zu stürzen, das mußte von Interesse sein, und was in dieser Beziehung erreicht wurde, das ist wohl auch den Zoll auf Petroleum und Tabak wert."

Rudolf v. Bennigsen sah bald ein, daß die veränderte Stellung des Fürsten Bismarck ihm eine erfolgreiche Wirksamkeit im Parlament unmöglich machte. Am 11. Juni 1883 legte er seine beiden Mandate für den

Reichstag und Landtag nieder. Am 13. Juni 1883 schrieb er an Herrn v. Benda:

„Solange ich glauben durfte, nach meiner Natur und meiner Auffassung politischer Thätigkeit nützlich wirken zu können, bin ich trotz alledem in dem Parlamente geblieben. Bei der jetzigen unnatürlichen Stellung des Reichskanzlers zu dem Parlamente, dessen Methode, dieses zu behandeln, bei der Zerfahrenheit und wachsenden Verbitterung der Parteien, schwindet immer mehr die Möglichkeit einer ersprießlichen Thätigkeit, das alles war überhaupt kaum noch zu ertragen. Wenn ich mich jetzt aber überzeugen mußte, daß dazu noch in der Auffassung und Behandlung der kirchenpolitischen Angelegenheiten, nicht etwa lediglich der einzelnen neuen Vorlage, die zweifellos für Jahre hinaus die gesamte politische Lage, die Stellung der Parlamente zur Regierung und der Parteien untereinander beherrschen werden, leider nicht zum ersten Male und jetzt wieder in einer weit verhängnisvolleren Situation ein tiefgehender Gegensatz zwischen der Mehrzahl meiner Freunde im Abgeordnetenhause und mir zu Tage getreten ist, dann sehe ich allerdings kein Feld mehr, wo ich irgendwie meinen Freunden und dem Lande noch ernsthaft nützlich sein kann.“

Einen Mann von den Neigungen und Fähigkeiten Bennigsens duldete es nicht lange, fern von den politischen Ereignissen zu bleiben, um so weniger, als er die immer stärker werdende Reaktion und den Bund von Zentrum und Konservativen klar herannahen sah. Bennigsen wurde bei den Neuwahlen zum Reichstag im Wahlkreis Stade wiedergewählt, und Fürst Bismarck war von dem Wiedereintritt Bennigsens in das Parlament erfreut. Sobald der jetzige Kaiser zur Regierung kam, ernannte er Bennigsen zum Oberpräsidenten von Hannover.

Als der Kultusminister v. Zedlitz sein Volksschulgesetz einbrachte, da trat Bennigsen in einer Rede, die den Handelsverträgen galt, für die Annäherung der Liberalen ein. Er sagte u. a., indem er bei der Festtafel der nationalliberalen Partei und namentlich der Jugend derselben ein Hoch ausbrachte: „Es könnten Verhältnisse eintreten in unsrer inneren Entwicklung, die es wünschenswert, ja vielleicht notwendig machen werden, daß sich jetzt bekämpfende liberale Gruppen und Männer einander wieder näher treten aus Gründen gemeinsamer Kämpfe, die nicht auf materiellem Boden liegen, sondern auf andern Gebieten, wo es sich um ideale Güter, nicht um materielle Interessen handelt. Es würde die von mir erwartete Entwicklung infolge der Handelsverträge und die daraus sich ergebende Mäßigung des Interessenkampfes zwischen Schutzzoll und Freihandel wohl dazu führen können, daß eine größere Annäherung zwischen liberalen Männern und Parteien wieder eintritt. Es würde das nach meiner Meinung, der ich selbst liberal stets gewesen bin und bleiben will, für die weitere Entwicklung nur förderlich sein. Das liberale Bürgertum in Stadt und Land, die liberalen Anschauungen haben einen Anspruch auf größere Geltung, als sie zurzeit besitzen. Das ist, wenn Sie es auch anfechten, meiner Meinung nach über allen Zweifel erhaben und schon daraus abzunehmen, daß ein genialer, konservativer Staatsmann, als er in der Lage war, die neuen Fundamente zu

legen in Deutschland für Verfassung und Gesetzgebung, als wesentliche Bestandteile derselben die liberalen Grundsätze, die übrigens das historisch erwachsene Gemeingut von ganz Westeuropa waren, nicht vermeiden konnte aufzunehmen, zunächst in seine Entschließungen und sodann in Verfassung und Gesetze."

Ob Bennigsen auch unserm Kaiser bei einer Unterredung seine Bedenken gegen das Zedlitzsche Schulgesetz in voller Offenheit dargelegt haben soll, wie behauptet wird, weiß ich nicht. Thatsache ist, daß das liberale Bürgertum den Kampf gegen dieses Gesetz im Parlament und außerhalb desselben gemeinsam geführt hat und daß dieser Kampf den Erfolg gehabt hat, daß der Kaiser und König die Zurückziehung des Gesetzentwurfes anordnete.

Zum Schluß sei mir noch gestattet, aus den Erinnerungen des Fürsten Bismarck noch eine Stelle anzuführen, die den Beweis liefert, daß auch dieser große Staatsmann nicht frei war von den Gedanken einer gegen ihn gerichteten Verschwörung, die die Absicht hatte, ihn aus den Geschäften zu verdrängen. Fürst v. Bismarck schreibt im zweiten Bande seiner Gedanken und Erinnerungen (S. 196 u. 197) zu dem Kapitel Systematische Abdrängung von den Geschäften:

„Die auf spätere Ereignisse Licht werfenden Einzelheiten gehören nicht alle in die Situation zur Zeit der Konseilsitzung im Juni 1878, aber sie beleuchten zum Teil retrospektiv die damalige Lage und ihre Triebfedern. Graf Botho Eulenburg als Minister des Innern gab damals auf der Tribüne des Landtags ohne Zwang sein Wohlwollen für den Abgeordneten Rickert gegenüber einem Artikel der ‚Nordd. Allg. Ztg.' mit absichtlicher Klarheit zu erkennen, für mich um so einleuchtender, als ich keinen Zweifel hatte, daß er jenen von ihm gemißbilligten Artikel mit mir in Verbindung brachte. Wie in der Nacht beim Gewitter jeder Blitz die Gegend deutlich zeigt, so gestatteten auch mir einzelne Schachzüge meiner Gegner, die Gesamtheit der Situation zu überblicken, die durch äußerlich achtungsvolle Kundgebungen von persönlichem Wohlwollen bei thatsächlicher Boykottierung erzeugt wurde. Ob mit Kabinett Gladstone, dessen Mission durch die Namen Stosch, Eulenburg, Friedenthal, Camphausen, Rickert und beliebige Abschwächungen des Gattungsbegriffs ‚Windthorst' (!) mit katholischen Hofeinflüssen bezeichnet werden kann, wenn es gelang, dieses zu stande zu bringen, in sich haltbar gewesen wäre, ist eine Frage, die sich die Interessenten wohl nicht vorgelegt hatten; der Hauptzweck war der negative, mich zu beseitigen, und über den waren einstweilen die Inhaber der Anteilscheine auf die Zukunft einig."

Man darf hier nur die Namen, die der Fürst als Teilnehmer der gegen ihn gerichteten Verschwörung angiebt, herzählen, um das Ungeheuerliche dieser Kombination zu begreifen. Rudolf v. Bennigsen ist darin nicht enthalten, aber er konnte ebenso gut darin aufgeführt werden wie der Chef der Admiralität Herr v. Stosch, der wiederholt in der dem ersten Reichskanzler ergebenen Presse als ein Gegner Bismarcks dargestellt wird und zwar mit großem Unrecht. Herr v. Stosch war allerdings ein Staatsmann von großer Unabhängigkeit und Offenheit; aber er gehörte — und ich benutze diese Gelegenheit gern,

um dafür Zeugnis abzulegen — bei aller Wahrung seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu den aufrichtigen Bewunderern des ersten Reichskanzlers, wenn auch nicht in dem Grade, wie es Herr v. Bennigsen war, der mit seinem Freunde Miquel immerhin die Ursache gewesen ist, daß er die stärkste Partei des Reichstags gespalten hat, wenn er auch, wie das bei seinem Auftreten in Sachen des Zedlitzschen Schulgesetzes hervorgeht, niemals außer acht gelassen hat, daß er „ein liberaler Mann war und bleiben wollte“ und daß er die Annäherung der Liberalen für eine Notwendigkeit erklärte — eine Notwendigkeit, die heute mindestens ebenso stark sich geltend machen sollte, wie zur Zeit des Zedlitzschen Schulgesetzes.

Sub auspiciis...

Novelle

von

Balduin Groller.

Bei einem regelmäßigen Stand von etwa sechstausend Studenten ist die Anzahl der jungen Doktoren, die an der Wiener Universität alljährlich frisch „herausgebacken“ werden, doch immer eine recht erhebliche. Die Promotionen, die immer schubweise vorgenommen werden, verlaufen daher gewöhnlich etwas geschäftsmäßig und trocken und stimmen meist nicht ganz zu dem beglückenden Hochgefühl der jungen Leute, die da nun im Begriffe sind, aus einer sechzehn- bis achtzehnjährigen Lernzeit freizukommen und eine drückende Last abzuschütteln, die sie bis dahin bitter genug empfunden haben. Ich wüßte nicht, welches Glücksgefühl dem gleichkäme, das die Brust eines jungen Mannes schwellt, dem das Doktordiplom oder — „jetzt, Erde, stehe fest!“ — gar das Leutnantspatent zu teil werden soll. Später kommt man manchmal allerdings darauf, daß damit der Glücksinhalt des Daseins doch noch nicht ganz erschöpft sei, aber vorläufig ist es doch ein großer Moment.

Die Promotion, von der hier zu berichten ist, hob sich aber bedeutend ab von den sonstigen temperamentlosen Feierlichkeiten dieser Art. Schon auf der Straße konnte man es wahrnehmen, daß heute etwas Besonderes los sei. In langer Reihe fuhren Fiaker und glänzende Equipagen, mit feierlichen Rossen bespannt, vor. Auf den Seitenwegen der Rampe, die zum Heiligtum der Alma mater hinaufführte, schritten scharenweise Damen in eleganten Toiletten und Herren aller Altersklassen, sorgfältiger als sonst gekleidet, dahin. Die Aula bot ein festlich wogendes Bild. Die Mütter und Tanten und Schwestern, vielleicht hie und da auch schon die „Zukünftigen“ der Kandidaten, diese selbst im magistralen

Frack, die Väter und die Onkel im würdigen Bratenrock, dazu die Schar der jungen Freunde und Kommilitonen, alles lebhaft erregt und erwartungsvoll, und alles in froher Stimmung — es war doch etwas andres als die gewöhnlichen Promotionen.

Jawohl, etwas andres. Denn diesmal gab es auch eine „Promotio sub auspiciis Imperatoris!“ Unter den zwölf jungen Leuten, die heute ihren Ehrentag hatten, befand sich einer, Baron Konrad Reining, dem der große Wurf gelungen war, die unglaubliche Anzahl von Auszeichnungen zu erringen, die die unerläßliche Vorbedingung bilden, um den Ring des Kaisers empfangen zu können. Man zeigte sich gegenseitig den Glücklichen. In der That ein Glückskind. Nicht aber in dem Sinne, daß ihm eine Caprice des gutgelaunten Zufalls oder das bedächtige Walten einer weisen Protektion das seltene Glück beschert hätte. Denn hier haben nur Thatsachen, positive Leistungen das Wort. Da müssen alle, aber auch alle Zeugnisse Vorzugszeugnisse gewesen, alle, aber auch alle Prüfungen mit Auszeichnung abgelegt worden sein. Wohl aber war es in dem Sinne gemeint, daß hier einmal die Natur von ihrer Gepflogenheit, ihre Gaben zu verteilen, abgegangen sei — hier hatte sie sie gehäuft.

Um Haupteslänge überragte der junge Mann auch körperlich seine Kollegen, seine jugendlich schlanke Gestalt war von hoher Ebenmäßigkeit und ließ athletisch geschulte und gestählte Kraft erkennen. Ein offenes, sympathisches Gesicht, umrahmt von einem sprossenden Blondbart, lebhafte, ebenso hohe Intelligenz wie Güte und Liebenswürdigkeit wiederstrahlende Augen — alles war darüber einig, daß das ein wunderbar gelungenes Exemplar von einem Menschen sei, und manches Herzchen in der bunten Corona mag unter dem Eindrucke seiner Erscheinung in aller Heimlichkeit ein paar raschere Schläge gethan haben.

Plötzlich verstummt das Gesurre im Saale. Die Thüre des Nebengemaches hatte sich geöffnet, heraus tritt der imposante Pedell, ihm folgt Seine Magnificenz der Rektor, Professor Harland, angethan mit der schweren güldenen Kette, ungemein stattlich anzuschauen im wallenden weißen Bart und seiner trotzdem ungebeugten, hoch aufragenden Gestalt. Mit ihm kamen — ja, es war ein seltener und besonders feierlicher Anlaß — der Statthalter und der Unterrichtsminister und mehrere andre hohe Würdenträger im Glanze ihrer Uniformen, dann der Dekan und der Promotor. Die Kandidaten hatten sich im Halbkreis vor der Estrade aufgestellt, Seine Magnificenz übernahm den Vorsitz, und nun wickelte sich die Zeremonie in den üblichen bekannten Formen ab. Die Kandidaten leisteten ihr Gelöbnis durch ein mehr oder minder kräftiges spondeo! Es wurden die offiziellen Ansprachen gehalten, und schließlich trat Dr. Konrad Freiherr v. Reining vor, um namens aller Kandidaten den Dank abzustatten: „Gratias vobis ago innumerabiles!“

Als er sein Sprüchlein gesagt hatte, sandte er einen glückstrahlenden Blick nach dem rechten Ecksitz der ersten Sesselreihe. Dort saß eine weißhaarige, schöne Frau mit glänzenden Augen; sie weinte heiße Thränen in ihrem Glücke, es war seine Mutter. Der Rektor war unwillkürlich dem Blicke des jungen Mannes

gefolgt, und als er dann die weißhaarige Frau erblickte, gab es ihm sichtlich einen mächtigen Ruck. Er erhob sich rasch und schloß mit einigen Worten die Feier, und während er sprach, richteten sich seine Blicke immer wieder auf die alte Dame dort auf dem rechten Ecksitz der ersten Sesselreihe. Der Corona war die plötzliche Bewegung nicht entgangen. Man folgte nun seinem Blicke und dann fand man auch die Erklärung: dort stand der junge Held des Tages, der sub auspiciis promoviert hatte, und das — das war die Mutter.

*

Ein Vierteljahrhundert weiter zurück. Professor Konrad Harland hatte eben ein umfängliches Buch über weibliche Berufe, die Frucht eingehender Studien auf mehrjährigen Reisen, veröffentlicht, und damit die lebhafte Aufmerksamkeit größerer Kreise geweckt. Die Hofrätin Reining, die Seele des großen Frauenvereins, hatte ihn daraufhin eingeladen, im Verein eine Reihe von volkstümlichen, allgemein verständlichen Vorträgen über das Thema seines Buches zu halten. Sie regelte mit ihm die Honorarfrage, und sie leitete die ganze Veranstaltung, die sich überaus erfolgreich erwies. Vor und nach den Vorträgen leistete sie ihm Gesellschaft im „Künstlerzimmer", und so hatten sie schon mehrere Monate in bester Freundschaft miteinander verkehrt, als sich etwas Sonderbares zwischen ihnen zutrug. Es hatte sich eigentlich nicht einmal etwas zugetragen, geschweige denn etwas Sonderbares, es war ihm nur — aber man wird ja sehen.

Der Frauenverein gab seinen Ball, und da mußte Professor Harland ehren- und schandenhalber doch auch hingehen. Dort sah er auch die Hofrätin, und er blieb sprachlos und einfach wie angedonnert vor ihr stehen.

„Was haben Sie denn nur, Herr Professor?" fragte sie ihn mit einem Lächeln des Erstaunens.

„Ich weiß nicht, Baronin, ich muß erst ein wenig zu mir kommen. Mir ist, als sei ich bisher maßlos betrogen worden."

„Betrogen? Von mir doch nicht?"

„Von Ihnen!"

„Das wird interessant, Professor; laßt uns von dem großen Betrug hören!" Und sie nahm seinen Arm und ließ sich von ihm zu einer lauschigen Ecke unter Palmen und Lorbeergebüsch auf der teppichbelegten Patronessen-Estrade führen. Dort war jetzt gut plaudern; denn im Saale war gerade eine große Quadrille im Zuge.

„Ich erteile Ihnen das Wort zur Anklage," begann die Hofrätin hier wieder, indem sie sich lächelnd niederließ.

„Sie müssen mich erst ein wenig zur Besinnung kommen lassen, die Ueberraschung ist zu groß!" Und dann brach er förmlich außer sich vor Staunen und beinahe heftig los: „Nein, Baronin — sind S i e schön! Wer mir das gestern gesagt hätte —!"

„Aber Sie sehen mich doch nicht heute zum ersten Male," entgegnete sie, nun auch schon außer Fassung gebracht.

„Das ist es ja! Ich habe Sie schon dutzendemal gesehen und gesprochen, und da ich weder blind noch von Haus aus ein Rhinoceros bin, so muß die Schuld an Ihnen liegen, Baronin. Sie haben mich getäuscht, betrogen, hintergangen."

„Ich hatte mich also wahrscheinlich bisher, nur um Sie zu täuschen, alt und häßlich geschminkt?"

„Das will ich gerade nicht behaupten, aber Sie haben sich heimtückischerweise hinter einer geradezu klösterlichen Einfachheit zu verbergen gewußt, und nun sehe ich Sie mit einem Male zu der wunderbaren Pracht der Victoria regia aufgeblüht — das brauche ich mir doch nicht gefallen zu lassen!"

„Alles muß seinen Stil haben, verehrter Freund. Das müssen Sie als gelehrter Professor am besten wissen. Es wäre schlechter Geschmack gewesen, wenn ich mich für die Vereinskanzlei aufgedonnert hätte, und andrerseits, wenn ich auf einen Ball gehe, muß ich mich doch auch ballmäßig anziehen. Es freut mich, wenn ich Ihnen nicht mißfalle."

„Nicht mißfalle — sagt sie. 's ist zu dumm! Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, es ist mir nur so herausgerutscht. Wie ich soeben den überzeugenden Beweis erbracht habe, bin zwischen uns beiden jedenfalls ich der Dümmere, aber das macht ja nichts, schließlich ist die Hauptsache doch, daß man gesund ist und einem das Wasser nicht in die Stiefel läuft, — und im übrigen bin ich, wie Sie zu bemerken belieben, glücklich ganz konfus und weiß nicht mehr, ob ich ein Professor oder ein Gymnasiast bin."

„Sie erklärten auch, sich etwas nicht gefallen lassen zu wollen?"

„Das lasse ich mir auch nicht gefallen!"

„Darf man fragen —?"

„Ich verkehre die längste Zeit ganz harmlos mit Ihnen und denke nichts Böses, und da entpuppen Sie sich auf einmal als die schönste Frau der beiden Hemisphären. Das ist doch keine Art!"

„Lassen Sie sich sagen, Herr Professor, daß die Ueberraschung hier wenigstens keine einseitige ist. Denn auch ich muß mich erst ein wenig sammeln. Einen berühmten Professor der Staatswissenschaften plötzlich als so stürmischen Hofmacher zu sehen, das ist doch auch kein alltägliches Schauspiel."

„Aber — wo denken Sie hin, Baronin, — ich Ihnen den Hof machen! Im Gegenteil — ich gehe Ihnen durch!"

„Ach so, das wohl ist dann auch das Sichnichtgefallenlassen?"

„So ist es. Ich laufe davon, so weit ich kann!"

Er lief aber nicht davon, wenigstens nicht gleich. Die Hofrätin setzte ihm mit einigen Worten den Kopf zurecht, und dann schritten sie Arm in Arm durch den Saal, ein stattliches Paar, wohl geeignet, Interesse zu wecken. Der Professor, eine Hünengestalt, mit einem geistvollen, lebensprühenden blonden Kopfe auf den mächtigen Schultern, sie erheblich kleiner, aber noch immer das Mittelmaß ihres Geschlechtes überragend und — der Professor hatte thatsächlich keine ganz neue Entdeckung gemacht — von bezwingender Schönheit und unbeschreiblicher Anmut

im Wesen. Das dunkle Haar trug sie tief ins Gesicht gescheitel
sinnenden Frauenbildnisse aus der Frührenaissance. Und sinnend
Bildnissen, war der Ausdruck auch auf ihrem Gesichte mit seinen
und vornehmen Zügen, es war ein Ausdruck des Ernstes und
den Ernst lagen ja auch Gründe vor. Man wußte, daß ihre Ehe
sei, daß sie mit ihrem Gatten seit Jahren schon zusammenlebte
zuliebe und nur zum Scheine, und daß sie in Wahrheit aber
nebeneinander dahinlebten. Trotzdem — und das war der Sieg i
keit — nahm sie eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft
Verehrung ward ihr allgemein gezollt.

In das früher so harmlose und freundschaftliche Verhältnis zwischen der Hofrätin und dem Professor war seit jenem Ballabend doch ein Riß gekommen. Hatten sie früher sich stundenlang angeregt miteinander unterhalten können, so war das jetzt ganz anders. Nach wenigen Minuten lief der Professor nun immer davon, wenn sie der Zufall einmal wieder zusammengeführt hatte. Er starrte sie dann immer wie weltverloren eine Weile an, dann sprang er auf und rief, als triebe ihn eine innere Wut: „Nein — Baronin — sind Sie schön — das halte ich nicht aus!“ Und ging davon. Aber auch sie hatte ihre Harmlosigkeit und ein gut Teil ihrer sonst so sicheren Haltung verloren. Man sagt auch einer sehr schönen Frau nicht solche Dinge, wie sie der Professor gesagt hatte, ohne damit doch einen gewissen Eindruck hervorzurufen, zumal nicht, wenn der Mann, auch wenn er nicht gesprochen hätte, ohne sein Wissen seinen Platz im Vorstellungskreise der betreffenden Frau behauptet hätte.

Eines Tages, als er eben wieder davonrennen wollte, stellte sie ihn.

„Sagen Sie, Professor, ist Ihnen nicht leid um das, was Sie zwischen uns zerstört haben?“

„Nein. Es muß noch mehr zerstört werden. Ich will Sie überhaupt nicht mehr sehen.“

„Sie thun mir weh. Läßt sich das Zerstörte nicht wieder aufrichten? Denken Sie, wie schön es wäre, wenn ich Sie und die Ihrigen recht häufig bei mir sehen könnte.“

„Nein, und tausendmal nein! Und wollen Sie wissen — warum?“

„Ich frage nicht.“

„Aber ich will es Ihnen sagen.“

Sie sah bittend zu ihm auf, daß er es nicht sage, aber er fuhr hastig, fast rauh fort:

„Sie sollen es wissen. Weil mir etwas wie Wahnsinn durch die Adern rollt, weil ich Sie wahnsinnig, ja, das ist das richtige Wort, wahnsinnig liebe. Bleiben Sie nur sitzen, noch bin ich nicht tobsüchtig, und lassen Sie mich ruhig ausreden. Ich lebe in der denkbar glücklichsten Ehe, ich habe drei aufblühende Töchter, die ich vergöttere, und nun will der Wahnsinn über mich kommen, und er ist da. Sie sind es, die mich wahnsinnig macht. Sagen Sie', ich soll die Welt in Brand stecken, ich soll mit Ihnen in die Welt ziehen, Haus und Hof,

Weib und Kind verlassen, wie der erste beste nichtswürdige Taugenichts — ich fühle es, ich bin verloren, wenn ich Ihnen nicht aus dem Wege gehe und eine Welt zwischen uns lege. Ich muß damit fertig werden. So hab doch Erbarmen mit mir und jage mich selbst davon!"

Sie hatte in tiefer Erschütterung zugehört und reichte ihm nun die Hand.

„Das war der einzige Zug, mein Freund," sagte sie still und unter Thränen lächelnd, „der mir zu Ihrem Charakterbilde noch gefehlt hat: die Treue zu Weib und Kind. So sei denn geschieden für immer, es geht nicht anders. Ich will mich nicht zieren beim Abschied. Sie sollen wissen, daß nicht nur Sie mit etwas fertig zu werden haben, sondern auch ich. Mein Herz, mein ganzes Herz gehört Ihnen, und ich liebe Sie so, wie ich noch keinen Menschen im Leben geliebt habe. Nein, Konrad, jetzt bleiben nur Sie ruhig sitzen."

„Margarete, ich —"

„Nur ruhig sitzen geblieben. Ich sage das nicht, um uns wankend zu machen. Wir müssen uns darein finden und die Trennung als eine unabänderliche ansehen. Nur eine Bitte habe ich."

Er horchte gespannt auf, aber die Stimme versagte ihr, und als sie sich dann zwang, fortzufahren, da flackerte es seltsam in ihren Augen wie von Wahnsinn oder einer tief verhaltenen Leidenschaft.

„Ein Bitte," sagte sie stockend, — „man möchte doch einmal im Leben —"

„Einmal im Leben —?"

„Glücklich gewesen sein. Ein einziges Mal will ich Sie rufen dürfen, und dann müssen Sie kommen, ein einziges Mal, und dann soll es aus sein für immer — daran müssen Sie denken. Werden Sie dann kommen? Wollen Sie mir das versprechen?"

Er versprach es.

Es war nicht viel Zeit um, da erhielt er an die Universität eine Karte: „Löse dein Wort. Heute, abends." Er ging hin, und im festlich geschmückten Gemach empfing ihn ein blühendes, glühendes, hingebendes Weib.

*

„Sei gegrüßt, Liebster! Seit zwei Monaten zwingst Du mich, grausam zu sein. Deine stürmischen, wilden, trotzigen Briefe bleiben unbeantwortet, und wenn Du selber kommst, wirst Du nicht empfangen. Glaubst Du, daß es mir leicht wird? Ging es nach meinem Herzen, dann hättest Du längst schon die Botschaft erhalten: Komm, nimm mich! Aber so muß ich für uns beide klug sein und rechtschaffen. Es war ein ehrenhaftes Wort, das unvergessen bleiben soll, mit dem Du der Deinigen gedachtest. Du mußt mich nicht erniedrigen wollen und Dich nicht. Denk an unsre Abmachung: einmal, ein einziges Mal! Auch das war Sünde, aber der Gedanke macht mich glücklich, daß es, wie Du unzählige Male in Deinen Briefen schreibst, die seligsten Stunden Deines Lebens waren. Auch ich hätte nicht sterben mögen, ohne dieses Glück erlebt zu haben. Nun aber einen Strich darunter und einen Schlußpunkt gesetzt. Aus ist's, und versuche nicht,

unsre Vereinbarung umzustürzen. Du gehörst der Welt und Deiner Familie, und ich, wenn auch nicht der Welt, so doch auch — merk auf — ach, könnt' ich Dir's doch ins Ohr sagen! War es Sünde, so hat sie der Himmel doch gesegnet.

Und nun erst wirst Du mich vielleicht ganz verstehen. Sieh, als ich die eine Bitte an Dich richtete, da hatte ich, Du Guter, Du Geliebter, Du Weiser, Du Starker, eine visionäre Erscheinung, die meines Lebens Ziel und Zweck und Inhalt widerspiegelte. Mein Dasein, äußerlich glänzend, war öd und liebeleer. Zu Hause fand ich die Befriedigung nicht, und meiner tiefen Sehnsucht nach einem Kinde, als der Verkörperung meines Lebensglückes, winkte keine Erfüllung. Ich bin ja verheiratet, aber mein Mann und ich, wir bewohnen verschiedene Flügel. Von ihm trennt mich ein Abgrund; seine Atmosphäre ist für mich Grauen, seine Umarmung wäre Entehrung und tiefste Erniedrigung.

Das sind nicht überspannte, gehässige Redensarten. Er ist Alkoholiker. Was der Welt als gemessene Würde erscheint, ist nichts als die sorglich angestrebte, weil immer gefährdete Wahrung des physischen und moralischen Gleichgewichtes, um doch in seiner hohen Stellung das Dekorum zu wahren. Ich kenne seinen Atem, ich sehe, wie seine Hände immer zittriger, seine Augen immer glasiger werden, ich weiß, wie sein Magen verwüstet, seine Leber entartet, sein Herz verfettet, sein Gehirn umdämmert ist, — lieber den Tod, als ein Kind von ihm, das unfehlbar ein epileptisches oder skrophulöses werden müßte, wenn nicht noch Schlimmeres.

Und nun winkt die Erfüllung meines süßesten Lebenstraumes. Giebt es eine Gerechtigkeit in der Natur, und die Natur ist niemals ungerecht, sondern immer folgerichtig, und das ist gerecht, so wird mein Kind ein gesundes, schönes und gutes werden. Hab' tausendfachen Dank und sei gesegnet! Und war es Sünde, — ich bereue nicht, ich bereue nicht!

So, jetzt weißt Du alles. Sei gut und brav, und kümmere Dich nie, nie wieder um Deine Margarete."

Und er kümmerte sich nie wieder —.

*

Als die Promotionszeremonie beendet war, begab sich Seine Magnificenz zu der weißhaarigen Dame am rechten Ecksitz der ersten Sesselreihe und brachte, ihr die Hand küssend, seinen Glückwunsch dar. Neben der Dame stand der junge Doktor, der soeben sub auspiciis promoviert hatte. Seine Magnificenz richtete nun einen fragenden Blick erst auf die alte Dame und dann auf den jungen Mann. Und die Dame verstand den Blick und nickte mit einem verklärten Lächeln bejahend. Da ergriff Seine Magnificenz beide Hände des jungen Mannes und schüttelte sie mit tiefer Herzlichkeit, und dann wollte er auch ihm seinen Glückwunsch vorbringen, aber der blieb ihm in der Kehle stecken, da umarmte und küßte er denn schweigend den blühenden, glücklichen jungen Menschen.

„Ich bereue noch immer nicht!" flüsterte die Dame darauf Seiner Magnificenz ins Ohr.

„Wahrhaftigen Gott — ich auch nicht!“ erwiderte der Rektor in seinem tiefsten, überzeugtesten Baß.

Die Leute aber, die die letzte kleine Scene mitangesehen hatten, erzählten sich im Hinausgehen, daß dem Rektor die Thränen in den Augen gestanden hätten, als er den ruhmgekrönten jungen Doktor beglückwünscht habe. Endlich ein Rektor, der ein Herz hat für seine Studenten! —

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Corny vor Metz, 31. 10. 70.

Heut schreibe ich Dir aus unsrer neuesten Eroberung. Das erste, was ich auf der Reise und hier lernte, ist die Erkenntnis, wie schwer es ist, hinter der Armee Ordnung zu halten. Das leitende Element ist hier zu schwach; abgelebte Führer über undisciplinierten Massen. Vor allem muß der Eisenbahnbetrieb in schärfere militärische Organisation gebracht werden, und zwar schon im Frieden.

Ich fuhr zu General v. Manteuffel und fand ihn mit großem Gefolge, Zastrow, Goeben p. p., trotz eben geheiltem Beinbruch hoch obenauf und voller Bedürfnis, sich auszulassen: daß Tann Orléans genommen, daß nur Prinzen Heerführer werden, wie die Eisernen Kreuze verteilt werden. Dazwischen ließ er sich auch erzählen; sobald ich Bismarck nannte, fuhr er auf, es sei eine Schande, daß solch ein Politiker mehr Einfluß habe wie die Heerführer und Generale; kurz, er predigte in der alten Tonart mit vieler Lebhaftigkeit, und ich hörte ihm amüsiert zu. Goeben, ein wenig stark geworden, ist ein frischer, angeregter Mann und griff kräftig in die Unterhaltung ein. Ich habe mich sehr an seinem ganzen Wesen erfreut.

Zastrow ist vollständig Greis; er muß weg, das ist alles, was ich sagen kann.

Es ist merkwürdig, das Urteil über die französische Armee zu hören; sie war, wie jetzt die Zahlen ergeben, zeitweise stärker wie wir, hat von Krankheiten weniger gelitten, war gut genährt, gekleidet, und bewaffnet. Nur das moralische

Element fehlte, und damit war ihr Schicksal besiegelt. Mangel an Nahrung hat überhaupt nicht existiert; Goeben erzählte, daß er ein Fort eingenommen, in dem noch für vier Monate Lebensmittel für die Besatzung gewesen seien. Die Kapitulation ist das größte Armutszeugnis, das die Franzosen sich ausstellen konnten. Uns kostet die Einschließung etwas über 2000 Mann, die an Wunden und Krankheit gestorben sind.

In Paris werden die Verhältnisse ganz analog liegen; seit dem letzten großen Ausfall auf Bougival haben wir erkannt, wie große und wohlbewaffnete Truppenmassen die Franzosen organisiert haben; unser Uebergewicht kann auch da nur aus den moralischen Faktoren entspringen, thäte sich aber bei ihnen ein wirklicher Führer auf, so könnte man doch noch Ueberraschungen erleben. Ich wollte, wir schössen endlich."

*

Metz, 3. 11. 70.

„Hier verschwinden allmählich die roten Hosen; die ersten Tage war es ordentlich unbequem, wie vereinsamt man unter ihnen war. Sieht man die Offiziere und Mannschaften näher an, so erscheint es um so weniger wunderbar, daß sie so vollständig geschlagen worden sind; denn sie entbehren jeder Haltung.

Die Stadt selbst ist übrigens viel französischer, als ich gedacht hatte; eigentlich sprechen nur die niederen Klassen ein schlechtes, fast unverständliches Deutsch. Metz hat keinerlei deutsche Beziehungen, und kein Eingeborner denkt daran, daß er deutsch werden könnte, und gewiß werden sie lange Widerstand leisten. Glücklicherweise wird vorläufig wenigstens die Geistlichkeit nicht gegen uns operieren, sie ist hier vom größten Einfluß, und ich habe noch nie so viele und gut gekleidete Pfaffen gesehen wie hier. — Gestern abend war ich in Jouy beim General v. Manteuffel zum Diner, wo auch Prinz Friedrich Karl, der Feldmarschall, war; voller Gnade und strahlend von Glück. Es wurden zwei Reden gehalten, und dabei dokumentierte es sich, wie hohen Wert der Prinz auf diese Ernennung legt.

Ich fand eine Menge alter Bekannter, Schwarz, der Dich grüßen läßt, Kameke, der drei Wochen an Ruhr daniederlag; es hat überhaupt eine Menge Krankheit geherrscht.

Man rechnet, daß das Material, das wir übernehmen, einen Wert von über 300 Millionen Franken hat."

*

Versailles, 8. 11. 70.

„Ich habe mir aus Metz eine Erkältung mitgebracht, die sich auf der Fahrt hierher noch erhöhte. Nachdem ich meine Meldungen und Berichte gemacht, legte ich mich ins Bett und ließ Lauer kommen; er nennt es nervöse Magenaffektion und erklärt, wie wunderbar unter den hiesigen Verhältnissen die Nerven mitspielen. Ich soll mich stillhalten, gut nähren und viel schlafen."

*

Versailles, 13. 11. 70.

„Heut bin ich zum erstenmal wieder nach dem Generalstabsbureau gegangen und wieder in die Geschäfte voll eingetreten. Es ging noch ein bißchen wackelig, aber Lauer meint, das wird sich rasch geben.

Man war sehr liebenswürdig zu mir während meiner Krankheit, und ich hatte oft mehr Besuch, wie mir angenehm war. Der Kronprinz forderte schriftlich meinen Rat in Angelegenheiten der Viktoria-Stiftung, die immer noch nicht ruht; ich blieb auf meinem vermittelnden Standpunkt und hatte schließlich die Genugthuung, daß der Herr selbst kam und sagte, er nähme meinen Rat einfach an. Wenn sich nun auch Normann ärgert, so ist es doch das einzig Richtige.

Häufiger besucht mich Roggenbach; er lebt hier mit den Diplomaten, kennt alle politischen Velleitäten und spricht außerordentlich interessant davon. Unsereins beschäftigt sich ja auch unausgesetzt mit Politik, und da ist es äußerst lehrreich, solchen Politiker von Handwerk zu hören; hier hat man alles schärfer und intensiver. Und dazu seine schöne Art des Vortrags; er erfüllt mir meinen Raum mit prächtigen Gedanken, die noch lange in mir nachklingen.

Die Kaiserfrage ist immer noch offen, und das macht den Kronprinzen unglücklich; der alte König macht sich nichts daraus, und wenn Bayern draußen bleibt, wie es jetzt fast den Anschein hat, dann will er auch den neuen Titel nicht.

Heut hoffen wir schon, daß sich das Vordringen der Metzer Armee gegen die Loire fühlbar macht; zumal wir, seitdem das 2. Corps hier eingetroffen ist, auch von hier noch Truppen disponibel haben. Es kann ein Kesseltreiben werden wie bei Sedan, das schlechte Wetter thut den Franzosen mehr Schaden wie uns. Aber es wäre des Guten zuviel, wenn wir noch mal 100000 Mann gefangen nähmen. Als neulich über die Eventualität des Falles von Metz gesprochen wurde, sagte Bismarck: ‚Sowie die Nachricht kommt, mache ich mir den Spaß und frage bei Gortschakoff an, ob er mir nicht auf drei Monat Sibirien borgen will; wo soll man mit all dem Volk hin?‘“

*

Versailles, 14. 11. 70.

„Heut bin ich wieder geritten und glücklich darüber; ich kann mich doch nun wieder umsehen und brauche nicht in fieberhafter Spannung vom Zimmer aus auf jeden Schuß zu hören. Die Bewegungen unsrerseits gegen die Loire-Armee haben eine höchst unruhige Führung erhalten. Man kann hier nicht übersehen, wer die Schuld trägt, ob der Großherzog oder sein Chef Krenski; hätten die Franzosen eine Ahnung von Kriegführung, so könnte uns die Sache sehr schlecht bekommen, aber es ist schon bedenklich, daß sie die Courage fanden, gegen Tann loszugehen und Orléans wieder zu nehmen.

In der Zwischenzeit verstärken wir uns hier möglichst, und Friedrich Karl muß sich doch auch bald fühlbar machen.“

*

Versailles, 16. 11. 70.

„Die Diplomaten sind fertig. Baden und Hessen reisen mit abgeschlossenen Traktaten ab, Württemberg muß sich erst die Unterschrift in Stuttgart holen, und Bayern macht seinen Separatvertrag.

Samwer ist auch heute fort; er war gestern noch bei mir. Ich fürchte mich stets, mit ihm zu sprechen, da ich kein Atom von Vertrauen zu ihm habe, konnte ihn doch aber nicht pure rausschmeißen. Er spielt sich jetzt ungeheuer auf den Preußen und Einheitsstaatler, sein ganzes Leben aber wäre dann eine Lüge. Roggenbach und Samwer haben sich hier gar nicht oder so gut wie gar nicht gesehen; der letztere ist neidisch auf Roggenbachs Position überhaupt und beim Kronprinzen.

Geffcken hat mir eine Broschüre geschickt über die Verfassung des norddeutschen Bundesstaates, die viele partikularistische Institutionen erhalten will; er hat aber mit seinen Vorschlägen ziemlich getroffen, was zur Ausführung kommt.

Ich lasse mir aus Saarbrücken Weißwein kommen, denn ich vertrage den schlechten Rotwein nicht, und der gute aus dem kaiserlichen Keller in St. Cloud ist ziemlich verbraucht. Auch der Champagner war ganz ausgegangen; da Lauer aber sagt, daß hier alle Welt nervös ist, und daß Champagner das beste Mittel zur Beruhigung der Nerven ist, so mußte vom medizinischen Standpunkt aus die General-Intendantur den Artikel mit in ihre Verpflegung aufnehmen. Morgen kommen 250 Flaschen.“

*

Versailles, 18. 11. 70.

„Wir sitzen immer noch vor Paris und warten darauf, daß die Leute dadrinnen hungrig werden; diese aber warten auf ihren Messias, der ihnen in der Gestalt der Loire-Armee kommen soll, die, seitdem sie wohlfeilen Ruhm gegen die Bayern erwarb, der Stolz von ganz Frankreich geworden ist.

Gestern hat Tresckow, der seit einigen Tagen die Division des erkrankten Schimmelmann übernahm, einen Teil der Nordarmee geschlagen, d. h. die Kerls liefen fort, als er herankam. Heute geht der Großherzog mit allen Truppen weiter vor. Krenski hat leider sehr an Ruhm eingebüßt; er hielt die Truppen durch ewiges Marschieren und stetes Befehlen in Atem, ohne daß etwas geschah. Die Folge davon ist, daß die Armeeabteilung demnächst unter das Kommando des Prinzen Friedrich Karl gestellt werden wird, der am 21. seine Operationen gegen die Loire-Armee beginnen kann.

Die Pariser exerzieren alle Tage, haben sich Gepäck und Fuhrwerk zugelegt, und es sieht aus, als wollten sie durchbrechen. Man ist nur gespannt, wann. Auch haben sie eiserne Rationen für sechs Tage ausgegeben und haben alle Einwohner aus St. Cloud verbannt, und da noch obenein ein so dicker Nebel auf der Landschaft lag, daß man den ganzen Tag nicht 100 Schritt weit sehen konnte, so glaubten wir, sie würden dieses zum Vorstoß benutzen. Es ist nichts

geschehen, aber trotzdem hat man den Eindruck, daß Paris auf die Loire-Armee wartet. Bis dahin aber ist Friedrich Karl heran.

Heut speise ich bei Königs, morgen wahrscheinlich beim Kronprinzen als Belohnung für einige Schriftstücke. Er soll sehr schlechter Laune sein, Eulenburg meint, ich müßte ihm mal wieder zureden."

*

Versailles, 20. 11. 70.

„Gestern ist ein englischer Diplomat hier angekommen, der noch einmal mit Paris verhandeln will. Ich bin überzeugt, daß sie nicht mehr so spröde sein werden wie das letzte Mal. Wir haben jetzt hier eine sehr hübsche Verbindung mit Paris, die uns gut au courant der dortigen Ereignisse hält; sie geht durch einen Bäckerladen in den Vorposten, wo einzelne Franzosen kaufen dürfen, wenn sie Zeitungen und Nachrichten mitbringen. Das mußt Du aber für Dich behalten.

Die Schwierigkeit, Geld zu bekommen, wird schließlich beim Friedensschluß die größte sein. Unsre Generale, vorzüglich die Prinzen, haben gar kein Talent, Requisitionen zu machen und Geld herauszudrücken; die Franzosen bei uns haben es ganz anders gemacht und würden es wieder ganz anders machen. Selbst unsre Leute sind viel zu gutmütig; sie müssen immer erst hinterrücks angefallen sein, ehe sie die Franctireurs einfach abschießen. So wird die Armee von Metz in dieser Beziehung noch ihre Studien machen müssen, um scharf zu werden.

Roggenbach kam zu mir, er lebt hier still am Ort, den Fall von Paris erwartend; ich lud ihn ein, mit mir spazieren zu fahren, und wir machten einen Ausflug nach St. Germain, wo man von der Terrasse eine prächtige Aussicht hat. Dort promenierten wir und fuhren durch kaiserliches Jagdrevier nach Hause. So habe ich drei bis vier Stunden in schöner Luft und Welt mit ihm geplaudert und politisiert. Dann wurden wir aber nicht einig über die Personalbestimmungen im neuen Reich; wir müssen stillhalten.

Vorige Woche war Roon sehr krank, und man hat mich zu seinem Nachfolger gemacht, wie ich nachträglich gehört; ich denke, es hat gute Wege, er ist wieder wohl und sehr konservativ."

*

Versailles, 23. 11. 70.

„Es klingt ja ganz melancholisch, wenn Du schreibst, daß ihr ohne mich kein Weihnachten feiern wollt; ich denke aber immer noch, daß wir bis dahin zu Hause sind. Hier fällt die Entscheidung noch in diesem Monat, denn Paris wartet mit der Kapitulation einfach auf den Ausgang der Schlacht bei Orléans, die in einigen Tagen geschlagen werden wird. Die Franzosen haben ihre Streitkräfte von allen Seiten zu diesem Zweck zusammengezogen, und wir bestreben uns, ebenfalls rechtzeitig und stark zur Stelle zu sein. Es ist die letzte Armee, die Frankreich hat, und es ist der letzte große Wurf. Fällt er zu unsern Gunsten aus, woran niemand zweifelt, so treibt alles rasch seinem Ende zu.

Ich habe einen Brief von Geffcken erhalten; er macht mir einen ungeheuer

langen politischen Erguß und bittet mich schließlich auf einem besonderen Zettel, den Brief Bismarck zukommen zu lassen. — Im Jahr 1866 war es Zeit, sich an Bismarck anzuschließen und Apostel der deutschen Einheit zu werden, heut macht er damit keinen Eindruck mehr. 1866 spielte sich Geffcken auf den Verfechter der kleinstaatlichen Selbständigkeit und machte den Opponenten gegen Bismarck; jetzt nach dem größeren Erfolge wird er Enthusiast und Stellenjäger. Damals brach ich die Korrespondenz mit ihm ab, weil er sich als Hamburger Diplomat in London gerierte; heut soll ich ihm helfen, Deutschlands Vertreter in London zu werden. Das liest man zwischen den Zeilen, denn er macht den Grafen Bernstorff schlecht und erzählt und belegt seine eigne vorzügliche Stellung in London.

Des Abends finden sich immer eine Menge Menschen in meinen Salons ein, schon weil es so warm da ist, denn Otto hat auch Dein Talent des Stocherns. Da habe ich gestern gewettet, daß wir am 3. Dezember in Paris sind, und die Friedensverhandlungen im Gange. Ob ich recht behalte, wird die nächste Zukunft lehren."

*

Versailles, 25. 11. 70.

„Gestern hat Bayern seine Konvention unterschrieben oder vielmehr seinen Eintritt in den Bund, aber zur Kaiserproklamierung scheint es wirklich nicht zu kommen. Ich kann nicht leugnen, daß ich ganz zufrieden damit bin, denn der Trara hat für mich keinen Wert, aber der junge Herr thut mir leid, er wird außer sich sein. Ich beklage nur eins: War der bisherige Bund schon allein auf den einen Kanzler basiert, der neue ist es noch viel mehr. Die Frage: ‚Wie befindet sich Bismarck?' wird in Zukunft die erste und bedeutendste in aller Politik sein; da er nun jetzt schon ganz nervös ist, so weiß ich nicht, wie das nach dem Kriege werden wird, wo die Folgen der heutigen Anstrengung sich erst voll geltend machen.

Gestern abend habe ich Roon besucht; ich kann Dir sagen, wenn die Menschen von seinem Nachfolger sprechen, so dreschen sie leeres Stroh."

*

Versailles, 26. 11. 70.

„Vor Orléans sammeln sich jetzt Friedrich Karl und der Großherzog; es sind einige Verpflegungsklagen gekommen, und ich werde deshalb heut oder morgen wohl mal dorthin fahren müssen. Ich teile Dir das mit für den Fall, daß ein oder zwei Briefe ausbleiben sollten, Du darfst dann nicht ängstlich sein. Ich nehme Otto selbstverständlich mit. Und nun muß ich ins Geschäft, darum adieu."

*

Bonneval, 28. 11. 70.

„Man hat mich also, weil Not am Mann war, als Chef des Stabes beim Großherzog von Mecklenburg versetzt oder kommandiert, wo Krenski bis jetzt fungierte, und wo es gar nicht gehen wollte. Die Armeeabteilung besteht aus

dem Corps v. d. Tann, Division Tresckow, Division Wittich und Kavallerie. Ich bin sehr froh, daß ich zum Schluß der Campagne wenigstens noch die militärische Laufbahn betrete.

Wie es gekommen, ist schwer zu sagen. Es mußte ein älterer General hin, des Großherzogs wegen, und um Sicherheit in das Ganze zu bringen. Meine Kommandierung allein störte keine andre militärische Kombination, und ich war jetzt, wo alles in Ordnung, vollständig abkömmlich. Man wird mich wohl mal vermissen, aber ich nicht die General-Intendantur.

Meine Position hier hat ihre delikaten Seiten, aber ich glaube bereits über die größten Schwierigkeiten fort zu sein, denn jedermann empfindet, daß es nach der Quecksilbrigkeit der letzten Leitung hier der Ruhe und Sicherheit bedarf. Heut muß ich die Sache erst voll in die Hand nehmen, und morgen geht es mit Gottes Hilfe vorwärts, um übermorgen mit Prinz Friedrich Karl die Schlacht bei Orléans zu schlagen und den Feldzug hier zu Ende zu bringen. Mein ganzes Kommando dauert vielleicht nur acht Tage, aber diese können recht inhaltreich werden."

*

Bonneval, 29. 11. 70.

„Wenn Du von Versailles aus auf der Karte direkt südlich nach Orléans zu die Eisenbahn verfolgst, so kommst Du in die Gegend, nach der wir heute eilen. Gestern hat Voigts-Rhetz einen Durchbruch der Franzosen von deren rechtem Flügel gegen Paris siegreich zurückgeschlagen, und heut wollen wir uns zwischen Orléans und Paris schieben, um Friedrich Karl zur großen Entscheidung freizumachen. Ich denke, der Krieg geht jetzt frisch seinem Ende entgegen, ich wenigstens werde mein möglichstes thun, um jeden unnützen Aufenthalt zu unterdrücken.

Ich kann Dir gar nicht sagen, wie dankbar ich dem lieben Gott bin, daß er mich wieder zur Truppe zurückgeführt hat; hier lebt und fühlt man mit dem Ganzen, und die Wechselwirkung, die von der Truppe wieder zurückströmt, ist immer fruchtbar. Ein Wort, ein Blick in die Truppe, und man ist orientiert.

Meine persönliche Stellung im Hauptquartier klärt sich, noch steht natürlich Krenski eine ganze Stufe höher im Herzensvertrauen des Allerhöchsten, aber ich kann mit dem Dichter sprechen: ‚Halb zog er ihn, halb sank er hin' —, bald ist's um ihn geschehn.

Krenski sagte gestern: ‚So ruhig, wie der Großherzog heute ist, habe ich ihn noch nie gesehn!' Das rechne ich mir zu, und ich denke, wir werden noch eine ganz glückliche Ehe bilden. Der Herr hat etwas Frisches und Unternehmendes, aber ihm fehlt die Routine der Truppenführung. Er denkt noch zuviel an die Absichten des Feindes, anstatt an die eignen. — Krenski hat sich auch schon gegeben, nun noch ein kleiner Erfolg, und alles ist gut.

Die gestern stattgehabte Aktion der Franzosen beweist, daß es mit Paris wackelig steht, sonst hätten sie den Mut zum Angriff nicht gefunden. Auch hier sind die Kerls überall, aber sobald unsre Truppen sich zeigen, ziehen sie sich

eiligst zurück. Es steckt in unsern Soldaten, die bei dem bisherigen Hinundherziehen vom kleinen Krieg viel litten, eine furchtbare Wut gegen Franctireurs, und wehe dem, der in ihre Hände fällt. Beide Abende, die ich hier sah, war der Himmel vom Feuerschein erleuchtet."

*

Viabon, 29. 11. 70.

„Heut nach einem sehr scharfen Ritt hier angekommen, schreibe ich Dir heute noch, da ich morgen ganz früh zum Prinzen fahren muß, um wegen der ferneren Operationen Rücksprache zu nehmen.

Der Großherzog reitet wie der Teufel auf seinen Vollblutpferden; ich denke, ich gewöhne ihm das noch ab, da die Masse der geringeren Pferde das nicht aushält. Im übrigen war es ein hübscher Ritt an den Truppen vorbei und durch einiges Kanonenfeuer aus der Ferne gewürzt. Wir begrüßten auch das Gothaer Regiment, Hans Bendemann sieht munter und kräftig aus.

Die Gegend ist frei, offen und sehr fruchtbar; der wohlhabende Bauer, bei dem wir im Quartier liegen, ist von der größten Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit. Daß der Fall von Paris den Krieg entscheidet, sprechen alle Franzosen offen aus.

Meine Stellung hier wird täglich besser, man kommt mir allgemein mit Vertrauen entgegen."

*

Janville, 30. 11. 70.

„Ich fuhr vier Stunden über Land, ein recht frischer Wind pfiff über die freie Ebene mir um die Ohren, und es war zum erstenmal so kalt, daß ich den Pelz vermißte. Dafür habe ich aber beim Prinzen und bei Stiehle kräftig eingeheizt; wir wollen sehen, was es hilft.

Zu einer Gefechtsthätigkeit sind wir bisher noch nicht gekommen, trotzdem aber bin ich hier viel besser dran, wie in Versailles, wo es mir passieren konnte, ganz allein von aller Welt über einen bevorstehenden Ausfall oder dergleichen nicht informiert zu sein. Aber wir werden auch hier noch zu thun kriegen."

*

Janville, 2. 12. 70.

„Es hat sich ergeben, daß die bisherige Auffassung des Oberkommandos, wonach der Feind sich auf unsern linken Flügel konzentrierte, falsch ist; die Hauptmasse steht nicht vor dem Prinzen, sondern vor uns, und so kann es heut ein sehr entscheidender Tag für mich werden. Die Bayern haben gestern Terrain verloren und sind zurückgegangen; d. h. also die Franzosen müssen heut derbe geschlagen werden, sonst werden sie übermütig, und das ist heut meine Aufgabe. Geht es gut, so werden die Unterrichtetsten mir die Ehre des Tages zurechnen; weichen die Franzosen aber aus, so ärgern sie mich scheußlich, denn ich weiß nicht, wo ich sie wieder packen kann. So ist die Situation, und das Ende wirst Du aus den Zeitungen wissen, lange ehe dieser Brief bei Dir ist.

Du kannst Dir nun denken, daß ich in großer Bewegung war, und daß

eine Meldung der andern gefolgt ist; ein paar Stunden habe ich aber gut geschlafen und gehe mit voller Frische an meine Aufgabe.

Otto hat heut nacht einen scharfen Ritt zum Prinzen Friedrich Karl gemacht, damit er uns den Rücken freihält. Es ist ein prächtiger Wintertag, die Sonne scheint hell und klar; dazu ist es auch Freitag, das ist unser Glückstag, also vorwärts!"

*

Janville, 3. 12. 70.

„Gestern haben wir Lorbeeren erworben und uns um das Vaterland verdient gemacht, aber es war ein gefährlicher Kampf, und hätten wir einen Feldherrn uns gegenüber gehabt, so war es schlecht um uns bestellt.

Wir kamen nach acht auf der Höhe von Bazoches an, gerade als unser rechter Flügel, das bayrische Corps, anfing zu wanken; sie hatten an den vorigen Tagen schwer gelitten und waren erschöpft, aber es ist ein schreckliches Gefühl, wenn das Instrument, mit dem man arbeiten soll, vor der Uebermacht versagt. Glücklicherweise konnte Tresckow, der links der Bayern disponiert war und sich noch im Anmarsch befand, seine Têten sofort vorbringen und stellte rasch das Gefecht her. Von jetzt ab blieb der Erfolg an unsre Fahne gefesselt, aber es war schwere Arbeit und wäre ohne solche Prachttruppen unmöglich gewesen. Der alte Prinz Albrecht wirkte mit der Kavallerie-Division ganz rechts und bedrohte die Flanke des Feindes, und Krenski brachte die Bayern wieder in Position.

So war es schon zwölf Uhr geworden, als wir mit Ruhe der Gefechtsentwicklung zusahen; bis dahin war es doppelt häßlich, als auch auf unserm weiteren linken Flügel der Kanonendonner begann, und Wittich meldete, daß er, mit großen Massen im Kampf, linksum habe machen müssen und nicht mehr im stande sei, die angewiesene Stelle und Richtung in der Schlacht einnehmen zu können.

Jetzt trat für uns die große Schwierigkeit ein, daß wir auf ziemlich eine Meile auseinanderstanden und einer dreifachen Uebermacht gar kein Zentrum, nur zwei Flügel entgegenstellen konnten. Unsre Situation wurde gefährlich, und der Großherzog begann, in Sorge zu kommen. Das Kunststück war, im Angriff zu bleiben und nicht in die Defensive zu fallen. Tresckow schlug sich ganz brillant, die Bayern kamen auf dem rechten Flügel vorwärts, und Prinz Albrecht griff mit seiner Kavallerie scharf um den linken feindlichen Flügel. Zu dieser Zeit erschien ein neues feindliches Corps gerade vor unsrer Mitte; sie hätten glatt durchmarschieren können, denn wir hatten ihnen nichts entgegenzustellen, zogen sich aber zur Unterstützung des hart von Tresckow bedrängten 16. Corps nach rechts und wurden dort festgehalten.

Unterdessen erscholl ein furchtbar heftiges Feuer von dem linken Flügel, und endlich traf die Nachricht ein, daß Wittich im Vorgehen sei, vor der kolossalen Uebermacht aber nur Schritt für Schritt mache. Auch Tresckow kam nur langsam vorwärts, und von drei bis fünf sah ich mit sorgenvollem Blick nach der Sonne,

ob sie nicht so gut sein wollte, unterzugehen. Aber der Mond löste sie ab, der hell und klar die Frostnacht erleuchtete, und so wurde bis acht Uhr weitergekämpft, immer mit fortschreitendem Erfolg. Es war ein furchtbar schwerer Tag für die Truppen, die ihre Aufgabe unvergleichlich gelöst haben.

Heut liegt Schnee auf Berg und Thal, und wir wollen Orléans nehmen, d. h. Friedrich Karl; wir werden nur die Nebenrolle spielen."

*

Orléans, 6. 12. 70.

„Der 3. Dezember war von mir bestimmt, die Früchte des 2. durch direkte Verfolgung des Gegners einzuheimsen. Der Prinz aber zog uns zu sich heran, und wir mußten seinen rechten Flügel bilden bei dem Vorgehen gegen Orléans. Am 3. verloren wir nur 50 Mann, am 4. 200 und hatten so leichte und große Erfolge, daß wir noch spät in der Nacht als die einzigen in Orléans eindrangen. Das hat einer Menge Leute nicht gepaßt, die den Siegeslorbeer anders verteilen wollten, und ich habe unfreundliche Gesichter gesehen.

Hier haben wir nun zwei Tage Ruhe gehabt, ich freilich sehr wenig; jetzt am Abend ist es still geworden, wenngleich ich noch ununterbrochen gestört werde.

Ich bin gespannt, was weiter aus mir wird; mein Kommando lautet ‚Zu den Operationen gegen Orléans'. Die Bestimmung hängt vom König ab, der Großherzog läßt mich jetzt nicht freiwillig los, das fühle ich."

*

Orléans, 6. 12. 70.

„Mein lieber Ulrich! Zu Deinem bevorstehenden Wiegenfeste sende ich Dir meine allerherzlichsten Glückwünsche. Daß ich es gut mit Dir meine, daran wirst Du nicht zweifeln und versichert sein, daß ich mit allen Kräften für Dich sorge. Freilich ist jedermann seines Glückes Schmied, und keiner kann Dir helfen, wenn Du nicht selbst das Feld Deiner Entwicklung und Zukunft richtig bearbeitest. Sei also fleißig und treibe Dich selbst, ich kann jetzt leider nicht bei Dir sein.

Du weißt, was ich zu arbeiten habe, und ich kann Dir sagen, daß ich meine jetzige Thätigkeit der bisherigen weit vorziehe. Freilich ist sie nicht so bequem; unser Quartier ist meist schlecht, die Nahrung kärglich, und bei der jetzigen Kälte friere ich tüchtig. Heut habe ich für Otto und mich große Kapuzen von dickem, filzartigem Tuch gekauft, aber die Füße bleiben kalt.

Ich denke aber, daß wir am Ende des Krieges angekommen sind; wir haben hier die Loirearmee so hergerichtet, daß sie den Parisern nicht mehr helfen kann, und deren Ausfälle sind auch glücklich zurückgeschlagen. Paris muß also demnächst fallen, und dann haben wir so viel Soldaten übrig, daß wir ganz Frankreich erobern können.

Die Kälte ist eine Macht für uns, und unsre Leute vertragen sie ganz gut, aber Du solltest nur mal sehen, wie elend und klapprig die gefangenen Franzosen hier ankommen, die täglich in großen Massen eingebracht werden.

Nun adieu, mein lieber Sohn, noch einmal Glück auf, und wenn ihr ein Glas Sekt trinkt, so denkt an uns."

*

Meung, westlich von Orléans, 8. 12. 70.

„Auch Dein Geburtstag rückt heran, und ich habe kaum Zeit, Dir zu schreiben; Du weißt, wie gut ich es meine. Witte bringt auch seine Wünsche für Dich und Ulrich.

Hier ist vollster Winter eingetreten. Die Landschaft ist fest eingefroren und mit Schnee bedeckt, dabei müssen wir fechten und marschieren. Während der Prinz ruhig von Metz vorging, wurden unsre Truppen schon in täglichen Gefechten mürbe gemacht; dann folgten die Tage des Vorgehens auf Orléans und der gewaltigen Anstrengungen, unter der dauernden Fiktion des Oberkommandos, daß uns kein Feind gegenüber stände. Nachdem wir in der Nacht Orléans, überraschend für das Oberkommando, erobert hatten, kam Graf Häseler mit dem Befehl, sofort die Stadt zu räumen und nach Westen zur Verfolgung vorzugehen. Das konnte ich noch glücklich abwenden und meinen Leuten zwei sehr notwendige Ruhetage verschaffen. Der Prinz und Stiehle sprachen immer von Bourbaki, der seine Truppen bei Gien sammeln sollte; das war das Gespenst, das die Gedanken der zweiten Armee verfolgte, und Stiehle sagte mir wiederholt, die ganze feindliche Armee sei nach Süden abgezogen.

Wir sind nun heut bis zu unserm obigen ersten Quartier gelangt, nachdem wir einen sehr heftigen Widerstand durch die Division Treskow überwunden haben, und zwar entwickeln die Franzosen lauter frische Truppen gegen uns, die sich ganz gut schlagen, zumal wenn sie wie hier in einem günstigen Terrain in den Weinbergen stecken und sich verschanzt haben. Auch Wittich und die Bayern sind auf den Feind gestoßen, und alle Meldungen bringen uns die Ueberzeugung, daß wir einem starken Feinde gegenüberstehen. Wir werden heut ja weiter sehen."

*

Meung, 11. 12. 70.

„Rasch, eh' die Brandung wiederkehrt, noch ein paar Zeilen. Es waren schwere Tage, die wir hier verlebt, aber unsre braven Truppen haben uns nicht im Stich gelassen, wir haben täglich gegen drei- bis vierfache Uebermacht gekämpft und dabei doch noch Terrain gewonnen, Gefangene gemacht und Geschütze genommen.

Wir haben härteste Taglöhnerarbeit geleistet; denn die Franzosen entwickeln eine große Zähigkeit des Widerstandes und werden von Chanzy merkwürdig gut geführt. Die Bayern konnten positiv nicht mehr, und auch der Großherzog fing an, genug zu haben. Die Aufgabe, zusammengeschrumpfte Geister wieder aufzurichten und repräsentabel zu machen, ist die sauerste und kostet viele Kräfte. Wie prächtig aber unsre Truppen sind, das kann ich gar nicht oft genug sagen.

Mir war völlig klar, daß wir nicht zurück durften; das hätte den Effekt

einer verlorenen Schlacht gemacht, und die Folgen auf Friedrich Karl, den König und Paris wären unberechenbar gewesen.

Aber die Verantwortung war groß. Der Oberquartiermeister des Prinzen, Herzberg, war am 8. beim Gefecht zugegen gewesen und hatte genau über unsre prekäre Lage gemeldet; dafür brachte uns am andern Morgen Graf Waldersee die Mitteilung, daß der Prinz uns keinenfalls Hilfe gewähren würde, er wolle nach Osten und Süden abmarschieren.

Ich telegraphierte nun direkt nach Versailles an Moltke: „Soll kein Rückschlag erfolgen, so muß uns noch eine Division — sollen wir unsre Aufgabe lösen, noch ein Armeecorps zur Verstärkung gesandt werden."

Schon am gleichen Nachmittag machte sich die Wirkung geltend; es kam vorläufig Artillerieverstärkung, und das machte auf unsre Leute einen sehr guten Eindruck. Da war auch der Großherzog zufrieden, schüttelte mir die Hand und sagte: „Sie haben doch recht gehabt."

Gestern griffen die Kerls wieder an, wir bekamen aber das ganze zehnte Corps zur Unterstützung, und dies hat auch heut die Verfolgung übernommen."

*

Chateau Talcy, 12. 12. 70.

„Als Geburtstagsgeschenk kann ich Dir heut ein mir besonders wertvolles Stück schenken, die anbei folgende Kabinettsordre mit der eigenhändigen Anerkennung des Königs. Daß ich mir das Kreuz in der Aktion verdiente und nicht im Bureau, wie mir drohte, wird mich freuen, so oft ich es trage. Otto hat gestern auch die zweite Klasse erhalten und noch das Mecklenburger Verdienstkreuz.

Wir arbeiten hier wacker am Frieden, aber nur mit der Gewalt, wir sind fest am Feinde, und ich glaube, die Kriegsgeschichte wird unsre Thätigkeit einst loben. Aber die fünf Tage, die wir in Meung zubrachten, waren schwere, sehr schwere Arbeit, und wir waren Sieger, nur weil wir es sein wollten, und weil wir unsre braven Divisionen mit ihrem vollen Wert eingeschätzt hatten.

Am 11. war des Feindes Widerstand gebrochen. Er manövrierte, ging in Positionen, aber es kam nicht zum Gefecht. Wir hatten beide das Bedürfnis, uns auszuruhen, und zwar in solchem Maß, daß die sich gegenüberstehenden Tirailleurlinien auf 200 Schritt nicht aufeinander schossen. Dann baute er ab, aber wir sind ihm heute wieder auf den Fersen, obgleich er die ganze Nacht marschierte. Und das Marschieren ist bei dem Tauwetter ein furchtbares Ding; nur langsam schleppten sich Mannschaften und Pferde dahin, aber es ist doch schön, wenn man so als Sieger durchs Land zieht.

Meine Existenz ist leidlich gesichert, da der Großherzog kocht, aber die Fleischtöpfe von Versailles waren doch inhaltreicher."

*

Talcy, 14. 12. 70.

„Meines Erachtens muß es sich in den nächsten Tagen entscheiden, ob wir vor Jahresschluß Paris und damit den Frieden haben; die hiesigen Einwohner

sind alle derselben Ansicht. Auch unser Quartierwirt, der eine Spezialität bedeutet, wie ich sie bisher in Frankreich nicht fand; er ist nämlich protestantischer Pfarrer.

Es ist unfreundliches Regenwetter und grundloser Schmutz."

*

Oucques, 16. 12. 70.

„Es ist gar nicht so leicht, mit dem Großherzog zu wirtschaften, denn es ist ganz natürlich, daß sich alle Welt mit Fragen an mich wendet, und das nimmt er übel. Am 13. morgens hatte ich einige Anordnungen zu treffen; Voigts-Rhetz, sein Stab und alle Adjutanten waren um mich versammelt; es ist wohl möglich, daß ich in irgend einem Detail vergaß, die Form seiner Befehlserteilung zu wahren; plötzlich fuhr der Herr dazwischen und sagte so, daß alle Welt es hören mußte: ‚Was bestimmen Sie da? Das verstößt ja gegen die ersten Regeln der Taktik.‘

Voigts-Rhetz machte ein paar so schnodderige Bemerkungen, daß ich, um nur Ruhe zu schaffen, die Veränderungen, die der Großherzog getroffen, ruhig gehen ließ, aber von Stund an hatte ich einen Vorgesetzten, der mir die Leitung sehr erschwerte.

Der alte Prinz Albrecht faßte die Situation humoristischer. Vorgestern früh, als ich mit dem Großherzog in dessen Zimmer die Operationen besprach, trat er ein und sagte nach der Begrüßung zu mir: ‚Na, Stosch, was soll ich denn heute thun?‘

Der Großherzog sagte kurz: ‚Ich befehle hier.‘ Da erwiderte der Prinz: ‚Wir sind hier unter uns Mädchens und brauchen uns nicht zu genieren; also, Stosch, was soll ich thun?‘

Die Leute haben schwer auszustehen; es ist bei dem Wetter außerhalb der Chausseen gar nicht zu gehen, und auf den Straßen steht handhoher Schlamm. Die Stiefel fallen von den Füßen, und die Pferde verlieren die Eisen. Außerdem stehen Teile unsrer Truppen unausgesetzt im Gefecht, es gilt eben die letzte Arbeit der Vernichtung der Loirearmee. Wir haben über 15000 Gefangene gemacht und haben sie allein zum Rückzug über den Loirebach gebracht. Jetzt kommt auch der Prinz heran, es scheint aber, er will nicht schlagen und braucht darum so viel Zeit zum Aufmarsch. Vielleicht hat er recht, denn die Franzosen fallen auch so auseinander, und wir schonen unsre Kräfte.

Ich habe nach Versailles den Vorschlag gemacht, jetzt gleich mit dem zehnten Corps und Kavallerie auf Le Mans vor zu poussieren; es wird aber wohl Schwierigkeiten machen, weil man uns dann wieder selbständig machen müßte. So wird es wohl dabei bleiben, daß wir nach Chartres gehen, wo die Armeeabteilung als solche aufgelöst werden wird. Ich gehe dann wieder nach Versailles."

*

Oucques, 18. 12. 70.

„Prinz Friedrich Karl hat uns plötzlich verlassen, und so stehen wir außer aller Verbindung; glücklicherweise läuft der Feind, was er kann, und wir sind in der Lage, uns auszuruhen.

Heute gehen wir nach Cloyes, wo ich meine Rückberufung erwarte. Ich war in der langen faulen Zeit in Versailles ordentlich dick geworden, habe aber jetzt das unnütze Fett wieder abgestoßen und bin ganz leistungsfähig.

Nun küsse mir die Kinder und feiert gute Weihnachten; das ist eine Zeit, wo wir in den langen Jahren unsrer Ehe noch nie getrennt waren."

*

Versailles, 21. 12. 70.

„Heute schreibe ich Dir wieder aus dieser meiner Residenzstadt, nachdem für mich in der Provinz keine Arbeit mehr war. Beim Scheiden sagte mir der Großherzog noch eine Menge schöner Sachen und überschüttete mich mit Ehren; so schieden wir als gute Freunde.

Hier hat man mich überall herzlich empfangen. Der stumme alte Moltke war sogar voller Anerkennung: ‚Wir haben Ihre energische Hand gespürt.' — Der König war sehr gnädig und weich und sagte: ‚Sie haben allen meinen Erwartungen entsprochen und gethan, was ich nur wünschen konnte.'

Die drei Wochen waren eine schöne Episode meines Lebens und sind in meiner jetzigen Stellung von kolossaler Bedeutung. Ich gehe doch als Soldat, und nicht ohne Anerkennung, aus dem Feldzuge hervor, und dafür bin ich dem lieben Gott dankbar."

(Fortsetzung folgt.)

Der Mond und seine Meere.

Von

Julius Franz,

Direktor der Königlichen Sternwarte in Breslau.

Der im milden Silberglanz erschimmernde Mond übt auf das menschliche Gemüt einen eigentümlichen Einfluß aus. In der abendlichen Stille des Mondscheins stellt sich nach dem Geräusch des werkthätigen Tages eine idyllische Ruhe ein. Das einsame oder gemeinsame Wandeln im Mondenscheine befreit die Menschen von den alltäglichen Sorgen und lenkt ihren Sinn einer fernen, fremden Welt zu. Sehnsucht, Zukunftpläne, Gedenken ferner Lieben, denen auch dasselbe Gestirn leuchtet, sind unsre unwillkürlichen Eindrücke. Dichter, Tonsetzer und Maler haben diese oft als Gegenstand der künstlerischen Darstellung gewählt. —

Vor allen andern Himmelskörpern zeichnet sich der Mond durch die große Nähe aus, in der er die Erde begleitet. Seine Entfernung ist rund tausendmal geringer als die unsrer nächsten Planeten Venus und Mars in ihrer Erdnähe. Deshalb sieht man auf seiner Oberfläche auch eine überreiche Fülle von einzelnen

Gebilden, wie sie andre Weltkörper auch nicht entfernt zeigen können. Er erscheint uns als eine zweite Erde.

Und nicht mit Unrecht. Denn während die Monde von Mars, Jupiter, Saturn, Uranus und der von Neptun im Verhältnis zu ihrem Planeten winzige Körper sind, so daß sie auch im Fernrohr nur punktförmig erscheinen, so ist der Durchmesser unsers Mondes etwa so groß wie der des ganzen Erdteils Europa. Unser Begleiter ist seinem Zentralkörper an Größe fast ebenbürtig, und von andern Planeten aus gesehen, würden Erde und Mond vielmehr als Doppelplanet mit gleichen Phasen, denn als Planet und Trabant erscheinen.

Der Mond, unser geschwisterliches Gestirn, ist in astronomischer Hinsicht sicherlich der interessanteste Himmelskörper. Kann man doch mit einem Fernrohr an zehntausend Einzelheiten auf ihm entdecken. Er übt durch die Fluterregung einen seit Jahrtausenden bekannten und für die Schiffahrt wichtigen Einfluß auf unsre Meere aus. Er ist auch in theoretischer Hinsicht der interessanteste Wandelstern und seine Bahnrechnung ist die schwierigste astronomische Aufgabe. Denn er erleidet in seiner elliptischen Bahn um die Erde durch den Unterschied der Anziehung der großen Sonnenmasse auf ihn und die Erde größere Störungen als irgend ein andres Mitglied unsers Planetensystems, einerseits weil er der Sonne näher steht als alle andern Monde, andrerseits wird der genannte Unterschied dadurch größer, daß er volle dreißig Erddurchmesser von uns entfernt ist, während die andern Monde ihrem Planeten meist verhältnismäßig näher stehen. Dazu kommt, daß die Störungen, um Beobachtung und Rechnung in Einklang zu bringen, sehr genau berechnet werden müssen, weil wir den Ort des Mondes vom Bahnbrennpunkt aus viel genauer beobachten können als die Bahn andrer Monde um ihre Fernplaneten.

Schon mit unbewaffnetem Auge bemerkt man auf dem Monde dunkle Flecken, und diese bezeichnen die Selenographen seit Erfindung des Fernrohrs bis auf den heutigen Tag als „Meere“ und haben sie anfangs für solche gehalten.

Auf der Erde zeigen sich die hauptsächlichsten Unterschiede als Land und Wasser, und das Meer hat hier im allgemeinen dunklere Töne, weil die Strahlen der Sonne tief hineindringen und zum großen Teil von ihm absorbiert werden.

Die sogenannten Meere des Mondes haben mit den irdischen außer der dunkeln Farbe die glattere Oberfläche und das tiefere Niveau gemeinsam. Ihre Vertiefung ist freilich nicht so bedeutend, daß man sie ohne weiteres erkennt. Auch in stereoskopischen Mondbildern, die man gewinnt, wenn man photographische Mondbilder verschiedener Libration unter das Stereoskop bringt, läßt sie sich noch nicht erkennen. Aber wenn man unter dem Mikroskop nach dem Prinzip der Stereoskopie Messungen auf je zwei solcher Mondbilder ausführt, so zeigt die allerdings etwas verwickelte Berechnung der Messungen die Höhenunterschiede. Solche Messungen sind auf den Sternwarten zu Königsberg und Breslau ausgeführt und ergaben, daß die Meere sich bis über fünf Kilometer unter das Durchschnittsniveau vertiefen, während sich die übrigen helleren Gegenden über dasselbe erheben.

Wie Land und Wasser die Hauptformen der Erdoberfläche kennzeichnen, so geben auch die Meere dem Monde sein eigentümliches Gepräge oder Antlitz. Mit ein wenig Phantasie erkennt man sogar mit bloßem Auge im Vollmonde leicht ein etwas geneigtes Gesicht von vorn gesehen, und man kann diese Aehnlichkeit anwenden, um die wichtigsten Meere des Mondes kennen zu lernen und im Gedächtnis zu behalten.

Das Mare Imbrium bezeichnet das rechte, also links vom Beschauer gelegene Auge, das Mare Tranquillitatis das linke, umgeben von den stark entwickelten Augenbrauen des Mare Serenitatis und Mare Foecunditatis. Das Mare Vaporum, der Sinus Aestuum und Sinus Medii bilden die nur schwach angedeutete Nase, Mare Nubium die Oberlippe, Mare Humorum die Unterlippe. Der Oceanus Procellarum ist die dunkel schattierte rechte Backe, der Krater Tycho der Lichtpunkt der linken hellbeleuchteten Wange.

Herr Philipp Zamboni in Wien hat kürzlich darauf aufmerksam gemacht, daß man mit dem Opernglas ohne viel Phantasie eine Gruppe von zwei Köpfen im Profil erkennt, die er als den „Kuß im Monde" bezeichnet. Am deutlichsten ist der weibliche Kopf. Die Maria Serenitatis, Tranquillitatis und Foecunditatis bilden das dunkle Haar, Mare Crisium den aufgesteckten Zopf, Mare Nectaris das Ohr, Mare Vaporum das Auge, Sinus Medii den Mund. Die Nase wird durch den Sinus Aestuum, das Kinn und der Hals durch das Mare Nubium scharf abgegrenzt. Der Krater Tycho ist hier eine funkelnde und strahlende Brosche zwischen Hals und Brust. Weniger deutlich ist links der Mann. Er drückt einen Kuß auf die dem Beschauer abgewandte Wange der Frau, und dadurch wird ein Teil seines Gesichtes verdeckt. Das Auge bildet die nordöstliche Begrenzung der Apenninen, das Haar das Mare Imbrium, das Gewand der Oceanus Procellarum.

Im umgekehrten Bilde, wie es das astronomische Fernrohr zeigt, gleicht das Mare Nubium dem Zerrbilde eines Juden im Profil mit stark gebogener Nase, geöffneten Lippen, vortretendem Kinn und starkem Kinnbarte.

Was sind nun die dunkeln Meere des Mondes? Obwohl sie ebener sind als die kraterreichen Gebirgsgegenden, so sind sie doch keineswegs glatt. Sie zeigen deutlich überall ausgedehnte Bodenanschwellungen und zwischen ihnen flache Mulden. Diese Unebenheiten bleiben aber unverändert und glätten sich nie. Die Meere des Mondes enthalten also *keine Flüssigkeit*, sie bestehen aus *Fels und Stein*.

Daß die Mondoberfläche kein Wasser enthalten kann, läßt sich aus physikalischen Gründen leicht einsehen. Zunächst zeigt das Fehlen der Strahlenbrechung bei Bedeckung von Sternen durch den Mond die Abwesenheit einer merklichen Lufthülle um ihn an. Auch fehlt jede Spur von Wolken auf dem Mond. Stets zeigen sich alle Gebilde in derselben unveränderten Klarheit. Da die Schwere auf dem Mond nur ein Sechstel der Erdschwere beträgt, könnte auch der Mond keine merkliche Atmosphäre festhalten. Hätte er sie, so müßte er sie schnell verlieren. Freilich sind nach neueren Anschauungen Spuren von

Luft als einzelne Atome selbst im interplanetaren Raum vorhanden, und wir müssen um so mehr auf dem Monde solche Spuren annehmen. Aber der Luftdruck kann dort noch nicht ein Tausendstel des irdischen betragen. Unter diesen Umständen müßten Wasserflächen, wenn sie vorhanden wären, schnell verdunsten und unter dem Einfluß der Sonnenstrahlung, die in jedem Monat zwei Wochen hindurch ununterbrochen und durch keine Luft- und Wolkenhülle gehindert einwirkt, bei dem unmerklichen Luftdruck sogar zum Sieden kommen. Der Mond würde also seine Wassermeere ebenso schnell verlieren wie seine Lufthülle.

Nach den photometrischen Messungen von Zöllner ist die durchschnittliche Albedo, d. h. die Fähigkeit, auffallendes Licht diffus zurückzuwerfen, etwa so groß als die vom Quarzporphyr. Da nun die Meere erheblich dunkler als der Durchschnitt sind, so müssen wir ihnen etwa die Farbe von Basalt zuschreiben. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie aus einem Gestein bestehen, das wie der Basalt vulkanischen Ursprungs ist. Denn der Mond ist aus feuerflüssigem Material entstanden, und bei der Bildung seiner Oberfläche hat das Wasser keine Rolle gespielt. Sand und Lehm oder Ackererde, Produkte des irdischen Schwemmlandes und der Verwitterung, können auf ihm bei dem Fehlen des Wassers und der Lufthülle nicht entstanden sein. Auch schwere Metalle können auf dem Mond nicht sehr verbreitet sein, da er nur die durchschnittliche Dichtigkeit der Erdkruste hat. Wir sehen auf ihm nur anstehenden Fels.

Wenn auch keine Verwitterung der Gesteine im gewöhnlichen Sinne möglich ist, so kann doch der stetig wiederkehrende Wärmeunterschied bei Tag und bei Nacht, von denen jeder dort dreißigmal so lang ist wie auf Erden, in benachbarten Felsarten von verschiedener Ausdehnungsfähigkeit Spannungen hervorrufen und dadurch Brüche und Risse erzeugen. Auch die Zusammenziehung des Mondkörpers infolge der säkularen Abkühlung muß Risse erzeugen, und in der That sehen wir auf dem Monde zahlreiche „Rillen“, lange, senkrecht zur Tiefe hinabgehende Spalten.

Oft werden die Meere durch helle Bergketten begrenzt, und wenn dies fast an allen Seiten geschieht, so könnte man meinen, daß die Meere von den Kratern und Ringgebirgen sich nur durch ihre Größe unterscheiden, im übrigen aber von derselben Natur wären und gleiche Entstehung hätten. Doch ist eine solche Ansicht nicht aufrecht zu erhalten, denn die Meere sind meist von unregelmäßigen Linien begrenzt. Sie enden oft in eine helle Ebene oder auch in ein von zahlreichen Kratern durchzogenes Gebiet. Bemerkenswert sind aber einige kleinere von Rundwällen umgebene dunkle Flecke, die wir als „Kratermeere“ bezeichnen wollen. Hierher gehören: Plato, Billy, Crüger, Firmicus, Condorcet sowie mehrere im Mare Spumans und im Mare Marginis. Auch erinnert das große Mare Imbrium und der Sinus Iridium an diese Form. Doch fehlt hier auf große Strecken der Ringwall. Auch haben die Maria Serenitatis, Humorum und Crisium bei genauer Betrachtung unregelmäßige Begrenzung.

Die Meinung, daß die Meere die ursprüngliche, von Kraterbildung freigelassene Oberfläche des Mondes seien, ist nicht zu verteidigen, denn es finden

sich auch außerhalb der Meere kraterfreie helle Ebenen vor. Die Meere treten als kompakte Massen auf und verraten dadurch ihre Eigenschaft als selbständige Formationen. Sie sind eben bei der stürmischen Bildung des Mondes dort entstanden, wo sich gerade das geeignete Material für ihre Bildung vorfand.

Da wir die Mondkugel in gerader Aufsicht sehen, so werden die Randpartien perspektifisch stark verkürzt und sind bisher wenig bekannt gewesen. Die Breslauer Sternwarte hat neuerdings den westlichen Rand des Mondes bei günstigen Librationsverhältnissen ausgemessen und in eine Karte mit stereographischer Projektion eingezeichnet, so daß die Randgegenden ebenso wie die Mitte unverkürzt und ähnlich bleiben. Die Beobachtungen sind zusammengestellt in einer Festschrift, die am 9. Juni 1902 dem Professor Galle zu seinem 90. Geburtstage überreicht wurde. In dieser Schrift wurden das Mare Australe und das Mare Smythii zum erstenmal vermessen, zugleich wurden das Mare Spumans, Mare Anguis und das umfangreiche Mare Marginis entdeckt und vermessen. In der Karte, in der die Mondoberfläche zum erstenmal in kleinsten Teilen ähnlich gezeichnet ist, wie es bei den Halbkugeln der Erde üblich ist, erkennt man das wahre Antlitz des Mondes, und hier zeigt sich das eigentümliche Gesetz, daß die Meere sich durchschnittlich längs eines größten Kugelkreises gruppieren, dessen Pol nahe bei dem hellen Krater Tycho liegt. Dies Gesetz gilt auch für die Rückseite des Mondes, wenigstens für ihre randnahen Gegenden.

Zum Glockenturm von Venedig.

Von

Franz Reuleaux.

Durch das Mißgeschick, dem der Campanile am Markusplatz zum Opfer gefallen ist, obwohl der Baumeister Vendrasco, wie ein Seher in der Tragödie, schon lange vergeblich gewarnt hatte, ist die ganze kunstgebildete Welt in Leidwesen versetzt worden. Vendrascos Warnungen hatten vor Jahresfrist die ungläubig lächelnden Behörden doch so weit bewegt, daß sie eine fachmännische Untersuchung beschlossen; dem Bericht ihres vertrauensvergnügten Ausschusses entnahmen sie aber, daß die Besorgnisse grundloser seien als die Kometenfurcht. Sechs Fuß dicke Mauern, wo dachte man hin! Der alte Meister blieb indessen, kummererfüllt, bei seiner Vorhersagung. Am 16. Juli zeigte sich deutlich ein Riß in der Ostwand, derjenigen nach der Markuskirche hin. An den zwei folgenden Tagen stieg der Riß hinauf, von Fenster zu Fenster. Das

erschreckte denn doch die Behörde; sie verbot dem Publikum das Besteigen des Turmes, ließ auch den Platz unten räumen und absperren. Am Sonntag den 20. nannte ein Ingenieur die Lage „verzweifelt“. Am Montag früh um 5 Uhr besichtigte Vendrasco zusammen mit seinem Sohn noch den ganzen Turm von innen; auch der Sohn hielt die Besorgnisse für übertrieben, der Alte aber sagte, ehe die Sonne den Zenit erreiche, werde der Turm zusammenbrechen. Dies trat ein um 9 Uhr 50. Näheres haben die Zeitungen schon beschrieben. Alle Anklagen und Vorwürfe haben nun keinen Zweck mehr; eines der schönsten Bauwerke der Welt ist vernichtet. In den Vordergrund der Besprechung getreten sind aber nun zwei Fragen:

Erstens: Aufbauen oder nicht?

Zweitens: Wenn aufbauen, in alter Form oder neuer?

Sachverständige der edlen Baukunst haben sich teils gegen, teils für die Wiederherstellung ausgesprochen und künstlerische wie technische Erwägungen dazu geäußert; das fridericianische: „Qu'on construise une autre“ ist noch nicht erschallt; sei es daher auch dem Techniker gestattet, ein Wort der Fürsprache einzulegen, und zwar, wie ich alsbald sagen will, im Sinne des Wiederaufbauens.

Man hat nun freilich auf der verneinenden Seite mit guten Gründen die Auffassung: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit“ ins Feld geführt, hat mit Erkenntnis unsers Kunstverständnisses und namentlich unsrer Technik gesagt, daß man nach den tausend Jahren des Bestehens und Stehens des Turmes den künftigen Geschlechtern etwas Neues, Jetziges, einen neuen Entwurf überliefern müsse. Genauer gesprochen: Aufbauen, aber nicht den alten Campanile, sondern einen neuen!

Aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß einesteils im Lauf der zehn Jahrhunderte, durch die der Turm bestanden hat, schon mehrere, keineswegs unbedeutende Aenderungen, namentlich an seinem Oberteil stattgefunden haben. Auf einem Gemälde, das man Albrecht Dürer zuschreiben will, sind nur die drei hauptsächlichen Gestaltungen, die man dem Oberteil gegeben hat, nebeneinander erhalten, die älteste mit nahezu flachem Dach, die beiden andern mit spitzem. Der zweite Bau brannte 1489 oben ab, der dritte, uns bekannte, wurde 1513 fertig und mit der vergoldeten Engelsfigur gekrönt, die beim Sturz senkrecht wie vom Himmel herabsank und dann bis dicht an San Marcos Vorhalle, wie dort Schutz suchend, niederfiel. Diese verschiedenen Formungen zeigen uns deutlich, daß und wie das Bauwerk durch die Jahrhunderte hindurch allmählich, man möchte sagen: fertig modelliert worden war und gerade dadurch seine letzte volle Schönheit erlangt hatte.

Nach einer andern Meinung sollten wir, wenn wir künftigen Jahrhunderten uns in einer bedeutenden Leistung in Venedig überliefern wollten, das an einer heutigen, unsrer Zeit vollständig angehörigen Aufgabe, nicht an einer alten, viele Male schon gelösten, auch heute ihre Bestimmung nicht mehr voll besitzenden Aufgabe thun. Die Erinnerungen an Turmbauleistungen wie die an den Eiffel-

turm und seine Nachfolger, lassen diesen Neuturm-Gedanken doch sehr bedenklich erscheinen. Eine dritte Ansicht geht dahin, man solle gar nichts thun, den Platz sauber kehren und sich mit der Erinnerung begnügen wie bei Babylon und Ninive.

Allen drei Vorschlägen stehen diejenigen von architektonischer Seite, die einen technisch tüchtigen Wiederaufbau dringend anraten, wie mir scheint, siegreich gegenüber. Alle drei Vorschläge übersehen, daß hervorragende Bauwerke mit dem Sinn und Geist der sie besitzenden Bevölkerungen völlig zusammenwachsen und ein Lebenselement darin bilden. Wir brauchen bloß an den Kölner Dom und an das Straßburger Münster zu denken, um uns das in die Empfindung zu rufen. Wer von den Altersgenossen des Verfassers sah nicht beide Bauwerke immer in seinem Geiste vor sich stehen, das eine fertiggebaut, das andre Deutschland zurückgewonnen? In diesen und ähnlichen Fällen liegt uns nach meiner Ueberzeugung die hohe Pflicht auf, das überkommene Schöne zu pflegen, zu schützen, zu erhalten, und wenn wir daran etwas versäumt haben, wieder herzustellen, was durch unser Verschulden gelitten hat, im vorliegenden Unglücksfall bis zum fast völligen Verlust. Nur bis zum „fast“ völligen. Denn es sind vorn vor der köstlichen Halle am Fuß des Turmes, vor der man voll Bewunderung wie gefesselt stand und in Marmor, Erz und Eisen einen unbeschreiblichen Zauber vor sich sah, viele Stücke gut erhalten, andre auch wiederherstellbar zu nennen. Erhalten ist auch der unterste Unterbau, der Pfahlrost tief im Schoße der ihn hütenden Adria.

Von ihm zu sprechen, verlohnt sich wohl der Mühe, weil man in diesen Tagen und Wochen oft hören konnte, förmliches Kursaalgespräch, da drunten im Wasser sei doch wohl alles allmählich verdorben und verrottet; ja — — so wird alsbald fortgefahren — die Steine des ganzen Turmes seien der Altersschwäche unterlegen; Steine hätten auch ihr Greisenalter und gingen schließlich ein wie alte Bäume. (Daß diese Besorgnisse ungerechtfertigt sind, ist in der Bautechnik etwas Altes.) Freilich, wenn man die ihrer Sache so sicheren Bezweifler auf die Pyramiden verweist, entgegnen sie, das sei etwas ganz andres, da gebe es auch keinen Regen in dem Aegypten, und da seien auch besonders haltbare Gesteine, Syenit und Granit angewandt. Da muß man sich denn verteidigen, dahin, daß das doch nur selten stimme; denn, habe man denn so gänzlich vergessen, daß gerade in Aegypten das „Ziegelstreichen“ eine sehr alte Robot gewesen sei, übrigens müßten wir auch heute in den Ruinen von Babylon die Ziegel mit harter Mühe lospickeln. Kurz, diesen greisenhaft machenden „Steinwurm“ giebt es nicht, und die ungezählten Pfahlroste, die die Bautechnik kennt und immer wieder ausführt, halten sich, wenn sie richtig hergestellt sind und nur stets mit Wasser bedeckt bleiben, nie an die zerstörende Luft kommen, was man nennt ewig. Also diese Haltbarkeitsbedenken der Nichtfachmänner können ruhig zu dem übrigen gelegt werden.

Nun, ernstlich zu sprechen von den „altersschwachen“ Steinen, so hatten die fachmännischen Untersuchungen, die man so leicht nehmen zu dürfen geglaubt

hatte, doch sehr bedenkliche Dinge ans Licht gebracht. Fachkundige Nachrichten darüber sind inzwischen gegeben worden. Da waren zunächst die Mauern mit ihrer protzigen Dicke von 1,8 Metern, die erwiesen sich als hohl, und zwar hohl in baulich schlimmstem Sinne, nämlich als bestehend aus zwei äußeren Wänden aus (guten) Ziegeln, zwischen ihnen ein $^{9}/_{10}$ Meter breiter Raum, der mit elendem Bauschutt, Steinen, Ziegelbrocken, Mörtelresten ausgefüllt, geradezu ausgestopft war. Der Mörtel in den Mauern selbst erwies sich als hergestellt aus istrianischem Kalk, reichlich gemischt mit Seesand. Dieses Bindemittel wird nie hart, haftet auch nicht an den Ziegeln, und hatte sich in dem Mauerwerk allmählich vollständig zerpulvert; daher die ungeheure Staubwolke nach dem Sturz. Der Turm als Ganzes war im Lauf der Jahrhunderte durch Blitzschläge, Feuersbrunst und Erdbeben schwer angegriffen worden. Ein Wetterschlag richtete namentlich 1745 schweren Schaden an der Ostflanke an. Ein weiser Rat brauchte lange Zeit, nämlich bis 1776, bis er durch den gelehrten Physiker Toaldo einen Blitzableiter aufsetzen ließ. Ein hoher Rat hatte anscheinend an Franklins Erfindung von 1752 nicht sofort glauben wollen; so was kommt vor. Zunächst hatte man aber doch gefunden, daß die beschädigte Ostwand gefährdet sei. Nach dem Gutachten zweier Baumeister wurde die Wand durch eine neue auf ihrer Innenseite unterstützt; man beruhigte sich dabei. Die letztjährigen Untersuchungen haben aber ergeben, daß diese innere Hilfsmauer nicht in angemessenen Verband mit der alten gebracht war, sich kaum mehr als dagegen lehnte, somit nur sehr wenig helfen konnte. Das Glockenläuten, Kanonendonner, dann namentlich die häufigen Erdbeben rüttelten immer gefährlicher an dem Bau. Die Nordostecke zeigte 1882 auf einmal höchst bedenkliche Risse und Sprünge; man besserte die gefährdete Stelle aus, dem Anschein nach, da man nun treffliche Bindemittel anwandte, mit befriedigendem und beruhigendem Erfolg. Ein neuer, ganz junger Vorgang hätte die Unruhe wieder jäh aufwecken sollen. Die Loggetta, die sich an den Fuß der Ostwand anlehnt, litt durch den Regen, den die Turmwand auf ihr flaches Dach herableitete. Man hatte deshalb die Stoßfuge zwischen Turmwand und Loggettadach mit schrägen, in die Turmwand eingreifenden Steinplatten abgedeckt. Diese Abdeckung hatte sich indessen nicht dicht genug gezeigt. Man wollte sie daher durch eine schützende Bleiplatte ersetzen und nahm zu dem Ende die ganze Hälfte der Steindecke auf einmal heraus, ja ging weiter, brach durch — weshalb ist nicht bekannt — bis zur Schuttfüllung und weiter noch durch die zweite Scheinwand bis zu der Hilfsmauer von 1745. Man fand sie ohne Steinverband mit der Turmmauer dastehen, auch voll Risse und Brüche; ja diese Hilfsmauer sank um ein paar Centimeter angesichts der Bauleute! Nun wurde eiligst zugemauert, aber, es war zu spät. Rasch bildeten sich die Risse wie oben erwähnt, aus ihnen rieselte das Mörtelpulver hernieder wie Regen, und der Sturz trat nach wenig Tagen ein. Erwähnt sei noch, daß bei den Aufräumungsarbeiten sich die Ziegel und die angewandt gewesenen Quadersteine als tadellos fest und vortrefflich erwiesen haben.

Digitized by Google

Beschäftigen wir uns nun in Kürze mit der äußeren Wirkung des Bauwerkes, das entweder für immer gewesen oder aber wieder aufzurichten ist aus seinen Trümmern an seinem alten Platz. Betrachten wir einmal das jetzige verstümmelte Venedig von der Jenseite des großen Kanals aus. Das kann man sehr einfach thun, indem man auf einer der zahlreichen, jetzt in den Bilderzeitungen zu findenden photographischen Wiedergaben den Campanile verdeckt, mit einem Papierstreifen vielleicht oder auch mit dem Finger. Dann erkennt man sofort, welcher Reiz der Stadtansicht jetzt fehlt. Langhin strecken sich nun Gebäude von wenig wechselnder Stockhöhe, was uns früher nie aufgefallen war; fast wie mit dem Lineal gezogen gehen die Stockwerklinien von der Bibliothek hinüber quer am Dogenpalast hin bis jenseits der Pagliabrücke. Die uns nun viel zu zahlreich vorkommenden senkrechten Teilungen, die die Säulenstellungen sowie die Fenster links und rechts bewirken, ergeben eine uns früher unbekannte Einförmigkeit, fast Kleinlichkeit von weitem gesehen, die der Oberstock des Dogenpalastes mit seiner großen Fläche nur beschränkt, aber keineswegs beseitigt. Dazu bedarf es einer schweren, einfach gegliederten Masse, und diese bot der Turm dar, wie uns nun unwiderleglich klar wird, wenn wir auf der Ansicht ihn wieder aufdecken. Seine Masse beherrscht das ganze Bild; immer wieder fesselt sie den Blick oder führt ihn zurück, wenn er abgeschweift war; die ganze Bauflucht faßt sie zusammen zu einer Einheit von einer Wirkung, die einzig in ihrer Art ist — oder war. Und zu dieser Wirkung tragen bei das

Bronzegitter der Loggetta in Venedig.

hohe pyramidische Dach und etwas darunter die Schallhalle, die mit ihrer Säulenstellung die Massen so glücklich durchbricht und doch auch wieder verbindet; beide zusammen, Halle und Dach, lassen die Turmmasse nach oben ausklingen wie Musik. Wohl begreifen wir bei unserm Abschiedsblick auf das Verlorene die Liebe, die die Venezianer durch Jahrhunderte ihrem Campanile zugewandt haben.

Versetzen wir uns aber nun hinüber über den Kanal, betreten die Piazetta und nähern uns dem Turm, sagen wir als Neulinge, mit der ganz geheimen Besorgnis, wie die Gewaltigkeit der unteren rauhen Turmmasse sich gegenüber der formenerfüllten Architektur an Dogenpalast, Markuskirche und Libreria verhalten werde, so staunen wir aufs neue beim Anblick der Prokuratorenhalle, der sog. Loggetta, die den Turmfuß verhüllt und den Beschauer, der vorher den Anblick von weitem suchte, d. h. den weit zurückliegenden Standpunkt geflissentlich wählte, nunmehr förmlich heranzieht durch ihren Reichtum und ihren gleichsam herablassenden Maßstab. Da sind die köstlichsten Einzelheiten in marmornen Säulen, Figuren, Täfelungen, Geländern, dann den Bronzethüren, die ins Innere führen, von den Marmorschranken, die den Vorplatz umhegen, selbst aber wieder in der Mitte zusammengeheftet oder -genestelt sind gleichsam durch den durchbrochenen Gitterabschluß mit seinem Ranken- und Figurenwerk von unvergleichlicher Schönheit, nicht hoch wie zu schroffer Abwehr, nein, kaum mehr als sinnbildlich den Eintritt nur verzögernd, den Blick aber nicht loslassend von seinem rankigen, blumigen, die Genien umwebenden Gezweige.

Völlig vergessen ist die Massigkeit des rauhen Turmfußes, der verdeckt ist wie mit einem Gewand. Alles ist durch die Loggetta wieder auf das menschlich erfaßbare Größenverhältnis, das des Menschenbildes — Eikon nannten es die Hellenen, darum in der Fachsprache das ikonische Verhältnis geheißen — zurückgeführt. Daher wird denn die maßstäbliche Gewalt des Turmes selbst, zu dem gelegentlich ein Blick hinauffliegt, nur um so stärker, so wirksamer empfunden. Gewiß ein glücklicher Baukunstgedanke, der z. B. am St. Peter in Rom fehlt, dessen Fehlen aber dort die wirkliche Größe des Baues, aller Erwartung entgegen, nicht zur Empfindung gelangen läßt. Sansovino, der die Loggetta um die Mitte des 16. Jahrhunderts schuf, hat aber den Gedanken nicht etwa erfunden; die alte Kunst, auch die Renaissance und ebenso die Gotik kannten ihn sehr wohl, nicht minder auch unsre heutigen Architekten und Kunstpfleger. Die glücklich beschlossene Terrasse, die das königliche Schloß in Berlin einfassen wird, ist nichts andres, als die Fußverhüllung des Baues; sie verspricht, des letzteren mächtige Wirkung nur zu erhöhen und legt Zeugnis ab für das feine Kunstverständnis ihres hohen Bauherrn.

Im großen Publikum findet zurzeit bei uns der Sockelverhüllungs-Gedanke keineswegs das wünschenswerte Verständnis. Eine große Mehrheit, eine völlig überwiegende sogar, schwärmt förmlich für das „Freilegen“, obwohl der Begriff des Städtebaus an sich schon den Gegensatz dazu darstellt. Der Städtebau legt nebeneinander und aneinander. Bis auf die Schuhriemen aber

will diese Mehrheit das Bauwerk sehen, auch ringsum, links und rechts, von allen Seiten. Die „Ikoniker“ schütteln dazu den Kopf, gewöhnlich umsonst. Im Mittelalter hat man die Anbebauung der Kirchen mit kleinen Häuslein, die sich aus Buden entwickelt hatten, geduldet; man erkannte in ihr die Fußverhüllung, die den Bau selbst nur wirksamer seine Bedeutung zeigen ließ. Die Freileger aber haben die kleinen Baugewächse gleich Bilderstürmern weggefegt, wie z. B. in Köln, wo die Südseite des Domes nun alle Baufugen und alle Blasen und schwarzen Flecke des Trachyts nüchtern zeigen muß. In Mainz hat die städtische Bauverwaltung verständnisvoll den Freilegern gewehrt, so daß hinter den bescheidenen Vorhäusern, die ja das ikonische Maß in sich führen, der Dom nur um so machtvoller emporsteigt. Auch das Umherbauen im Abstand wollen die Freileger nicht dulden; sie wollen alles sehen, alles! Hat da aber doch der Dombaumeister Schmidt in Wien die von ihm gebaute Votivkirche nachträglich selber teilweis eingebaut, mit Nachbarschaft versehen; die Kirche mahnt gleichsam nun: seht doch mein Antlitz, meine Vorderseite an, und eine Langseite, das ist ja genug! So redet auch das Münster in Straßburg, und so wehrt sich auch gerade jetzt das Münster in Freiburg gegen die vorgeblich für Erwin heranstürmenden Freileger. Noch viele Beispiele wären anzuführen, so auch das aus dem Altertum stammende Verfahren, bei Kirchen-, d. i. Tempelfesten die Säulen unten, auf dem unteren Drittel etwa, mit farbigem Stoff zu verkleiden, was sogar in den Profanbau dauernd überging; die Pompejifahrer sehen das deutlich an den Säulen, die oben gerieft, auf dem untern Drittel des Schaftes aber mit glattem, hochfarbigem Mantel aus Stein oder Putz verhüllt sind.

Doch kehren wir zurück zur Loggetta, durch die die Sockelverhüllung in denkbar schönster Weise und in feiner Verbindung mit dem Gedanken eines hohen städtischen Amtes zur Ausführung gelangt ist. Sehr bemerkenswert ist, daß bei allen drei mittelalterlichen Ausführungen des Turmes, die uns die vermeintlich Dürersche Malerei aufbewahrt hat, dem Turmfuß auf der gleichen Ostseite ein niedriger Anbau angehängt ist. Sansovino — eigentlich Jacopo Tatti geheißen, aber seines Lehrmeisters Namen führend — gestaltete also nur um, wenn man will, formte aber in der Loggetta einen Teil des Turmes, ein künstlerisch ihm fest angehöriges, von ihm nicht ablösbares Stück desselben. Darum ist auch die Frage vom Aufbau des Campaniles und der Loggetta nur eine einzige.

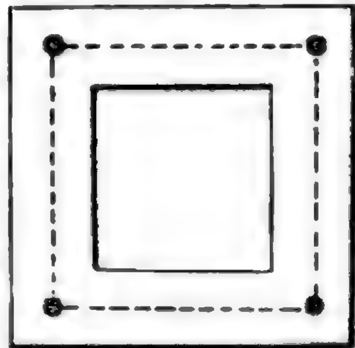
*

Meine Ansicht, daß diejenigen recht raten, die den Wiederaufbau empfehlen, habe ich schon, wie ich bemerke, zu deutlich verraten, um noch nötig zu haben, sie noch ausdrücklich auszusprechen. Technisch hat man vor einem ganzen und vor einem halben Jahrtausend schlecht gebaut, das haben wir gesehen. Der Mörtel, der steinfest sein kann, wie uns am Heidelberger Schloß durch Mélac klargelegt worden ist, war in Venedig nicht zu fester Mischung gebracht worden; Sand hatte man dem Rat in die Augen und den Maurern in den Mörtelkübel gestreut. Viel schlimmer noch war das Hohlaufführen der vier Mauern und

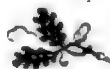
das Vollstopfen der lügnerischen Höhlung mit Bauschutt. Dies zusammengefaßt heißt: alte Verschuldung liegt vor, die um so schlimmer ist, als bis heute Italien die besten Maurer und Steinsetzer, man kann sagen: der ganzen Welt hervorbringt. Der Vorwurf, daß die Republik schlecht gebaut hat — und man ist ja wieder aufs neue in Besorgnis wegen andrer Bauwerke — ist ein dumpfer Nachklang aus den Zeiten, in denen Venedig die Freiheit mit eiserner Faust unterdrückte, deshalb keine Zeit hatte, der Baukunst auch in deren Technik mit Sorgfalt behilflich zu sein; es ist alte Rechnung, die das Schicksal gebucht hatte, wie der Turmsturz offenbar hat werden lassen. Den Vorwurf, schlecht gebaut zu haben, kann Italien nicht auf sich sitzen lassen.

Daß man nicht in den letzten Wochen, als Turm und Herzen schon zitterten, die Loggetta abräumte, deren Kunstwerke rettete, begreift sich nur aus dem Umstande, das man den Seher durchaus ins Unrecht setzen wollte.

Man will nun, wie man aus der Ferne vernimmt, wirklich aufbauen, und das wäre gut. Heute wird es keine Schwierigkeiten haben, den Aufbau technisch durchaus verläßlich herzustellen. Die Mauern brauchen auch gar nicht so dick zu sein wie beim zertrümmerten Turm. $1^1/_2$ Meter Wanddicke wird vollständig ausreichen; aber man wird mit Zementmörtel mauern, der schon unter der Hand der Arbeiter so fest wird wie der beste Baustein. Um gegen die stets drohenden Erdbeben gerüstet zu sein, kann man in die vier Ecken eiserne oder stählerne armsdicke Ankerbolzen einlegen oder richtiger einmauern, die, von Stockwerk zu Stockwerk auch unter sich verbunden, das Ganze von unten bis oben zusammenfassen mit mächtiger Verschraubung.



Schwierigkeiten könnte man vermuten in Betreff der Ausschmückungsteile der Loggetta. Indessen gehören die Statuen, Säulen, Vasen, Türen, Zierwerke der Kunstindustrie an, sind nicht für sich bestehende Einzelkunstwerke; sie unterwerfen sich willig dem architektonischen Grundgedanken und werden bei dem Kunstgeschick der Italiener sich gut wieder ersetzen und ergänzen lassen. Die Kräfte sind also da, und die Mittel wird Italien, da es etwas gut zu machen hat, sicherlich aufbringen. Wir dürfen demnach mit Hoffnung hinausblicken, ja mit Zuversicht annehmen, daß Campanile und Loggetta wieder auferstehen werden aus Trümmern und Staub.



Der Architekt der Comédie Française.

Von

Jules Claretie.

Der schmerzlichste Tag meines Lebens — denn es war der dramatischste und niederschmetterndste — ist jener schreckliche 8. März des Jahres 1900, der den wundervollen Saal der Comédie Française in den Flammen zusammenstürzen sah.

Innerhalb einiger Stunden, man könnte fast sagen einiger Augenblicke verschwand dieses Meisterwerk, in einem Feuerwirbel zerstört, und nur noch ein Schutthaufen befand sich an dieser von ruhmreichen Erinnerungen, Leidenschaft und Leben erfüllten Stätte. Die Pariser, die monatelang, und die Fremden, die während der Weltausstellung hinkamen, die rings um den Bauplatz aufgeführten Planken umwanderten und die klaffenden Fensterhöhlungen des außen scheinbar noch unversehrten Gebäudes fragend betrachteten, hatten keine Vorstellung, was für Trümmerhaufen hinter diesen Mauern lagen und wieviel mühevolle Arbeit dazu gehörte, alles wieder herzustellen. Es war ein schweres Unglück, und durch eine grimmige Ironie ereignete es sich wenige Minuten, nachdem ein speziell dafür angestellter Arbeiter eine Besichtigung vorgenommen und festgestellt hatte, daß auf der Bühne alles in Ordnung war.

Muß man sich nicht fragen, ob in den Ereignissen des menschlichen Lebens nicht ein gut Teil ironisches Mißgeschick steckt? Der Brand der Comédie Française bricht am 8. März, zwölf Uhr mittags, aus. Es ist ein Donnerstag, der erste Donnerstag des Monats. Am vorhergegangenen Dienstag — zwei Tage vorher — hat eine Besichtigung durch Elektrotechniker stattgefunden, die Leiter der Arbeiten, die unternommen worden sind, um die Orgel von der Rampe zu entfernen. Es ist alles in Stand. Am Mittwoch — am Tage vor der Katastrophe — nimmt die Theaterkommission ihre Monatsvisitation vor, wie an jedem ersten Mittwoch des Monats. Sie sieht nach und untersucht, alles ist in Ordnung. Donnerstag vormittag, an dem Unglückstage selbst, kommt wie gewöhnlich am ersten Donnerstag des Monats, um elf Uhr der Mechaniker des Ingenieurs Edoux, der mit der Aufgabe betraut ist, zu prüfen, ob der eiserne Vorhang der Vorbühne gut funktioniert. Er läßt den eisernen Vorhang hinauf und herab gehen, wieder hinauf gehen und wieder herunter, sechsmal hintereinander. Alles geht gut, und er vermerkt die Konstatierung auf dem Register ad hoc. Unser Obermaschinenmeister, der aus den Dekorationsmagazinen am Boulevard Bineau zurückkommt, wo er gerade ein von mir aus Vorsicht errichtetes Nebenmagazin eingeweiht hat, sieht, ehe er zum Essen geht, nach, ob die Aufstellung der Dekorationen für den „Bajazet", der gleich nachher in der Matinee aufgeführt werden soll, gut ausgeführt ist und ob nichts an den Lampengestellen, der Beleuchtung, den

Kulissen verdächtig aussieht. Alles ist in Ordnung. Es ist halb zwölf Uhr. Und um zwölf Uhr steht alles in Flammen.

Ich lese bisweilen die Aussage des Feuerwehrkommandanten wieder, der sich vor der am Tage nach dem Brande der Komischen Oper eingesetzten Kommission über meine Bemühungen, der Comédie Française eine möglichst vollständige Sicherheit zu gewährleisten, voll Anerkennung aussprach. Ich hatte meine Maßregeln im voraus getroffen und im Namen der Comédie dem Staat, der sie unterhielt, die für die Schutzvorkehrungen erforderliche Summe vorgestreckt, und ein andrer Feuerwehrkommandant, Detalle, dessen großartige Haltung beim Brande ich nie vergessen werde, hatte, wenn ich mich recht erinnere, kurz vor der Katastrophe dem Berliner Feuerwehrkommandanten, der nach Paris gekommen war, um gewisse Neuerungen in Augenschein zu nehmen, die Einrichtung des Théâtre Français als Muster vorgeführt. Ich erinnere mich auch an die beständig wiederholte Aeußerung unsers diensteifrigen und zuverlässigen Generalkontrolleurs Guilloire, eines ehemaligen Offiziers, der sich für die Administration und das Haus aufopferte, und der auf meine Bemerkungen erwiderte: „Hier ist so viel Wasser vorhanden, daß das Wasser mehr zu fürchten ist als das Feuer.“ Und er hatte recht. Bei einer Löschprobe hatten wir eines Tages mit dem großen Apparat ein absichtlich angezündetes Feuer auf der Bühne in einer Minute gelöscht. Diese Löschvorrichtungen in der Comédie stellten die Architekten der Obertheaterkommission dem mit dem Wiederaufbau der Komischen Oper betrauten Architekten als Muster hin. Und dieses so trefflich geschützte Gebäude, ebensowohl Palast oder Museum wie Theater, dieses so viel Vertrauen erweckende Bauwerk brannte nach zwei Stunden, nach einer halben Stunde, nach einer Viertelstunde wie ein Bündel Streichhölzer! . . .

Es war alt. Das Holzwerk des ruhmreichen Schiffes, das so viele Meisterwerke an Bord genommen hatte, war trocken. Die unbarmherzige Statistik sagt uns, daß ein Theater durchschnittlich 80 Jahre aushält. „Und dieses hier,“ sagte, als ich die Ehre hatte, in die Comédie einzutreten, der Doyen, Herr Got, wiederholt zu mir, indem er mich bat, einen andern Platz für die damals unter dem Dach untergebrachte kostbare Bibliothek ausfindig zu machen, „dieses hier steht schon länger als ein Jahrhundert. Ich wiederhole Ihnen, was ich Herrn Perrin immer gesagt habe.“ Diese Aeußerung des alten Schauspielers klang nicht beruhigend, doch das Schicksal sollte mir beweisen, daß man niemals beruhigt sein soll. Die besten menschlichen Berechnungen halten nicht stand vor der Tücke des Unglücks.

Es war ein Meisterwerk, dieses Theater, das der Architekt Louis mit einer an Unvorsichtigkeit streifenden Kühnheit erbaut hatte. „Die Mauern, die die großen Dächer trugen, ruhten ganz und gar auf einfachen, freistehenden Säulen.“ Und ich habe seitdem erfahren, daß diese Säulen bisweilen Risse bekamen und nachgaben. Anstatt eines Brandes konnte man einen Einsturz erwarten. Als J. Guadet, der Architekt des Palais Royal, vor dem Wiederaufbau den Abbruch des Gebäudes in Angriff nahm, dachte er an die Möglichkeit einer solchen Kata-

strophe, und eine Zeitlang wurde der Raum rings um das Theater für den Verkehr gesperrt, weil man fürchtete, daß das große Dach dort oben auf die Straße hinabstürze. Es senkte sich um einige Centimeter, aber es fiel nicht herunter. Und bei dieser Gelegenheit bemerkte man die bewundernswerte Art und Weise, wie Louis die schmiedeeisernen Teile, die von einer heutzutage unbekannten Beschaffenheit waren, im Mauerwerk befestigt hatte. Alles dort oben war vortrefflich miteinander verbunden. Die schmiedeeisernen Stangen glichen einem gigantischen Uhrwerk, dessen sämtliche Teile der Architekt untereinander verbunden hatte. Ich erinnere mich noch, wie es den wackeren Schlosser der Comédie, François Anchiez, schmerzte, als er diese Reifen, Bolzen, Keile, diese Stäbe von rechtwinkeligem Durchschnitt losreißen sah. Betrübt stand er vor diesem musterhaften Werk des Architekten und der Arbeiter des 18. Jahrhunderts, und sagte kopfschüttelnd:

„Wie schade! Niemand heutzutage, niemand, kein Schlosser könnte das wieder so machen."

Es konnte nichts Melancholischeres geben als diese Ruinen, und ich habe darin viele betrübte Stunden verbracht. Nichts blieb übrig von dieser Bühne, auf der Corneille, Racine, Hugo ihre Stimmen hatten ertönen lassen, nichts von diesen Brettern, auf denen Mussets und Dumas' Schauspiele das Auditorium gerührt oder aufgepeitscht hatten, nichts von dieser Bühne, auf der von Talma bis zur Mars und zur Rachel so viele großartige Schauspieler den Phantasien der Dichter Leben verliehen hatten. Nichts. Nur Schutt lag da, und ein von dem Wasser der Pumpen durchnäßter Haufen von Dekorationen, eine riesige Masse von Fetzen, ein Berg von Trümmern. Einzig und allein Talmas Ankleideloge, die mit der Prosceniumsloge Napoleons I. in Verbindung stand und zuletzt als Kabinett für den „semainier" [1]) diente, war vom Feuer verschont worden und blieb unversehrt. Wie viele Erinnerungen knüpften sich an diese Loge, die jetzt verschwunden ist und die dazu gedient hat, den Prosceniumssalon des Präsidenten der Republik zu vergrößern! Mehr als einmal hatte Napoleon ihre Thür geöffnet und sich hineinbegeben, um mit Talma zu plaudern, und die Wände hatten den Kaiser mit dem Schauspieler über ein Bühnenspiel sprechen hören.

Das neue Haus hat mehr als einen dieser Seitenräume verloren, die mir wie Nester voll Erinnerungen vorkamen. Gleichviel — der ganze Bau hätte einstürzen und das Unglück noch größer werden können. Nie werde ich die Stunde, die genaue Minute vergessen, in der am 8. März, als das aus dem Saal herausschlagende Feuer bereits die Wandtapeten oberhalb der großen Treppe verzehrte und seine Flammenzungen gegen das Foyer und die schöne von Chabrol erbaute Treppe ausstreckte, der Polizeipräfekt Lépine zu mir sagte: „Treffen Sie Ihre Wahl, welche von allen diesen Marmorbildern zuerst gerettet werden sollen."

---

[1]) Der das Repertoire für die Woche besorgende Schauspieler.

Diese Marmorbilder waren die herrlichen Büsten des Foyers, der Galerie und der Treppe; der Rotrou von Caffieri, Dumas fils von Carpeaux, Molière, Voltaire, ein ganzes Museum von Meisterwerken, die uns durch tägliche Bewunderung vertraut waren. „Das hier, das dort! Nein, das andre!“ Eine Wahl treffen!... Es war wie ein Appell von Verurteilten, und zum Glück kamen die berühmtesten zuerst dran. „Zuerst die hier. Nachher werden wir weiter sehen.“

Alles wurde gerettet — mit Ausnahme des unglücklichen, so reizenden und so beliebten jungen Mädchens, von dem in jener Stunde hundert Menschen behaupteten, daß sie es hätten ins Freie gelangen sehen — alles wurde in Sicherheit gebracht dank der Hingebung so vieler hilfsbereiter Kräfte, und die Büsten und Statuen standen monatelang im Louvre, wo sie wie Verbannte erschienen. Welche Freude war es daher, als diese hoch in Ehren gehaltenen Marmorbilder auf ihren Piedestalen oder ihren Untersätzen wieder an ihren Platz kamen und die Comédie aus ihren Ruinen neu erstand! Aber das arme junge Mädchen war nur ein poetisches Schattenbild.

Ich werde mich immer an die eifrige, mühevolle Thätigkeit erinnern, die der treffliche Architekt J. Guadet und seine Mitarbeiter lange Monate entwickelten. Mit voller Loyalität wehrte er unser begreifliches und ungeduldiges Drängen ab, indem er sagte: „Ich werde mein Bestes thun, aber ich kann nicht das Unmögliche versprechen.“ Seit dem Tage nach dem Brande hatten wir, der hochherzige und hochbefähigte Minister der Schönen Künste, der für das Wohl des Hauses so hingebend besorgte Direktor der Schönen Künste, Herr Sardou und ich, die Hoffnung genährt, das Theater am 14. Juli mit der ersten Vorstellung der „Patrie“, einer Volksvorstellung mit freiem Eintritt wieder eröffnen zu können, und wir rechneten darauf, daß sich innerhalb 20 Wochen dieses Wunder werde verwirklichen lassen. Die Unmöglichkeit that unsern Hoffnungen keinen Einhalt, und doch hatte ein Staatsmann, der ebensoviel Witz wie Geistestiefe besitzt, das melancholische Wort ausgesprochen: „Die Wiedereröffnung wird am 14. Juli stattfinden ... aber es ist noch nicht gesagt, in welchem Jahre.“

O, diese Stunden der Erwartung und die kleinen Zwischenfälle beim Wiederaufbau, die unvorhergesehenen Ereignisse, die das Fortschreiten der Arbeiten verzögerten, die unvermeidlichen Kämpfe mit den kleinen Geschäftsleuten, die durch ein Dekret aus ihren Lokalen vertrieben wurden, die Auseinandersetzungen und die Arbeit Tag für Tag, das Ringen Schritt für Schritt mit unaufhörlichen Schwierigkeiten, die Beschädigungen durch eindringendes Wasser oder durch das Einstürzen einzelner Teile — das alles kommt mir heute vor wie ein langer böser Traum. Und Guadet war immer auf dem Posten, gelassen, lächelnd, kaltblütig, und setzte seinen Weg fort wie ein guter Heerführer, den die Nervosität der für die Entscheidung nicht verantwortlichen Persönlichkeiten nicht aus seiner Ruhe zu bringen vermag.

Er war bewundernswert in seinen Entschlüssen und verfolgte und erfüllte seine Aufgabe ohne eine Stunde zu verlieren. Davon werden seine beiden liebsten

Mitarbeiter nichts erwähnen, die es unternommen haben, das von Louis entworfene Haus zu beschreiben und die Geheimnisse der Erbauung der Comédie Française selbst zu enthüllen. Der eine dieser Mitarbeiter und dieser Historiker, Paul Guadet, ist der Sohn des vortrefflichen Lehrers der Baukunst, der andre ist einer seiner Kollegen in der Inspektion der Staatsgebäude, Henri Prudent. Beide jung, beide hervorragend in ihrer Kunst und mit einem echten schriftstellerischen Talent begabt, haben sie darthun wollen, wie beim Bau dreier Theater, des großen Theaters in Bordeaux, der Comédie Française und des Opernhauses auf der Place Louvois der Architekt geradezu das Vorbild für das ideale französische Theater gefunden hatte, von dem sich Charles Garnier nur inspirieren zu lassen brauchte, als er die Pariser Oper erbaute.

Von diesen drei von Louis herrührenden Theatern ist nur noch das köstliche Haus in Bordeaux übrig. In der Comédie Française hat der Brand den von Moreau, dann von Fontaine an dem Bau Victor Louis' angebrachten Zuthaten ein Ende gemacht, indem er sie gleichfalls zerstört hat. Von dem Theater, wie es ursprünglich von dem großen Architekten des 18. Jahrhunderts aufgeführt worden ist, stehen heute nur noch die Fassadenmauern an der Rue Richelieu und der Rue Montpensier, ein kleiner Teil des Vestibüls — jenes kreisförmigen Vestibüls, das so viele Generationen von Zuschauern durchwandelt haben — und die Souterrains. Von dem Opernhaus, in dem der Herzog von Berry ermordet wurde, ist nichts mehr übrig. An der Stelle, wo Louvel den Prinzen erstach, hat man einen öffentlichen Gartenplatz angelegt; eigentlich hätte dort eine Sühnekapelle errichtet werden sollen. Louis' Werk hat für den Mord büßen müssen.

Aber das Theater in Bordeaux wenigstens zeigt Louis' künstlerische Eigenschaften in ihrer ganzen Schönheit. Der Saal ist geräumig und harmonisch. Er ist nicht bloß ein Galasaal wie der des Theaters in Versailles, den Gabriel geschaffen hat, wo der goldene Prunk der Phantasie das Bild des Hofes, des Königs und der Königin und auch der Leibgarde, die ihre Degen für ein dem Untergang geweihtes Königtum zieht, vorzaubert. Es ist ein schöner Festsaal, für das Publikum erbaut, freilich für ein prachtliebendes Publikum, doch auch für die Menge. Man wird vielleicht ein wenig schwindelig, wenn man sich über die zierlichen Balkons der Logen vorneigt, die frei zu hängen scheinen; doch das Ganze ist zugleich so elegant und so majestätisch, daß man ganz entzückt ist und um so mehr das Verschwinden des ursprünglichen Hauses der Comédie und das Niederreißen des Opernhauses an der Place Louvois bedauert.

Louis hatte einen feinen Sinn für Proportionen und war geschmackvoll im Majestätischen. Ich hatte erst unlängst während der Centenarfeier für Victor Hugo in Besançon die Linien des schönen Präfekturgebäudes betrachtet, das, vom Vorhof aus gesehen, so dekorativ wirkt, und so reizend vom Garten aus, wohin eine Steintreppe führt — „zwischen Hof und Garten", wie es im Theater heißt —, und ich hatte nicht einmal nach dem Namen des Architekten gefragt,

der dieses weitere Meisterwerk geschaffen hat. Wie oft bewundert man so ein Bauwerk, ohne sich auch nur die Mühe zu machen, nach dem Namen dessen zu fragen, der es aufgeführt hat! Paul Guadet und Henri Prudent belehren mich in ihrem Buch, daß die Präfektur in Besançon ein Werk Louis' ist, dem die Verwaltungsbehörde der Franchecomté den Auftrag gegeben hatte, ein Amtsgebäude für sie zu errichten. Louis ist ferner der Schöpfer jenes ganz kleinen, koketten Theaters der Montansier im Palais Royal, wo man sich im jetzigen Foyer mit seiner Galerie und seinen Kronleuchtern leicht die „Merveilleuses" des Directoires vorstellen kann, über die koketten Offiziere der Armee vom italienischen Kriegsschauplatz oder die feisten Armeelieferanten, einen Eugène de Beauharnais oder einen Ouvrard gebeugt, wie auf einer acqua-tinta von Debucourt.

Louis' Werk — oder vielmehr das, was davon übrig war — hat J. Guadet im Jahre 1900 mit seiner großen künstlerischen Autorität vor der Zerstörung geschützt. Der Architekt des Palais Royal wird uns ohne jeden Zweifel im zweiten Bande seines meisterhaften „Cours d'Architecture" die Geschichte der mühevollen Anstrengungen geben, denen er sich in diesen monatelangen Kämpfen mit den sich auftürmenden Schwierigkeiten unterzogen hat. Einstweilen haben sein Sohn, Paul Guadet, der einen ehrenvollen Namen würdig trägt (J. Guadet ist ein Abkömmling des berühmten Girondisten) und der vortreffliche Mitarbeiter seines Sohnes mit seltener Sachkenntnis alles erforscht, was sich auf die von Victor Louis erbauten Theater bezieht, und — was besonders den Generaladministrator der Comédie Française interessierte — alles, was an die Erbauung, die aufeinanderfolgenden Ausbesserungen und den endlichen Wiederaufbau des Théâtre Français erinnert. Ich war mit dem gesamten kunstfreundlichen Publikum aufs höchste überrascht gewesen von den auf das Theater bezüglichen Entwürfen, die die beiden jungen Architekten im Salon 1902 ausstellten. Ich hatte ihre Sorgfalt, ihr Wissen, ihre Sachkenntnis bewundert. Diese Zeichnungen waren, wenn ich so sagen soll, gleichsam ebensoviele Blätter aus der Biographie des Gebäudes, das mir so teuer ist. Sie waren außerdem die Grundlage der Arbeit, die Paul Guadet und Henri Prudent jetzt veröffentlichen. Während sie bei der Erhaltung von Louis' Werk mitwirkten, haben sie sich, indem sie ihn in seinem Werke genau studierten, für Louis selbst, für sein Theater, für seine Kunst und seine überlegene Meisterschaft begeistert. Ihre Arbeit ist selbst ein Werk, das Meisterschaft bekundet. Man kann sich nicht mehr mit der Comédie Française befassen, ohne es zu Rate zu ziehen. Wir haben in ihm unmittelbar nach dem Wiederaufbau die Geschichte der damit zusammenhängenden Bemühungen erhalten. Das neue Gebäude der Comédie Française mit seinen zahlreicheren Treppen und seinen geräumigeren Gängen — den Gängen, die jetzt durch alle Stockwerke laufen — seinen Notausgängen, seinen leicht zu öffnenden Thüren und allen jenen neuen Vorkehrungen, für die menschliche Umsicht sorgen kann, ist hier von berufenen Künstlern, die es genau kennen, eingehend studiert und vorgeführt worden. Man hat es einen Augenblick „zu neu" gefunden. Ein seltsamer Vorwurf.

Ganz derselbe ist einst dem ursprünglichen Theater bei der Eröffnung gemacht worden. Die Zeit wird ihm die erforderliche Patina geben. Möge es ruhmreich und hoch in Ehren gehalten werden, wie das schöne verschwundene Haus, die Rechnung Gots zu Schanden machen und mehr als ein Jahrhundert überdauern nach dem Jahrhundert, das wir begonnen haben, einer neuen Morgenröte und neuen Hoffnungen entgegenwinkend!

Ueber Epilepsie.

Von

Adolf Kußmaul.

VI.

Die Beziehungen der Epilepsie zu den Geistesstörungen.

Die Beziehungen der Epilepsie zu den Geistesstörungen beschränken sich nicht auf die beschriebenen Anfälle vorübergehender gänzlicher Aufhebung der geistigen Verrichtungen oder einer dämmerhaften Verdunklung des Bewußtseins, die sich im Benehmen und Handeln kundgiebt; sie sind noch andrer und mehrfacher Art.

Viele Gehirnkrankheiten, denen nachweisbare anatomische Veränderungen oder Vergiftungen der Nervensubstanz zu Grunde liegen, bewirken Geistesstörungen, die bei den einen mehr, bei den andern minder häufig von epileptischen Anfällen begleitet sind. Dahin gehören Entzündungen des Gehirns und seiner Häute, Eiter- und Erweichungsherde, Blutergüsse, Neubildungen, Eingeweidewürmer, Verkalkung der Hirngefäße, chronische Alkoholvergiftung. Die Geistesstörung ist hier nicht die Ursache der Epilepsie und diese nicht die der Geistesstörung; beide haben eine gemeinsame Ursache, die anatomische oder chemische Veränderung der Nervensubstanz durch die genannten Krankheiten. Die Geistesstörung und die Epilepsie bestehen nebeneinander, und die eine kann weichen, während die andre fortbesteht.

Es giebt eine sehr gefürchtete Krankheit des Nervensystems, die allgemeine fortschreitende Paralyse, die schon frühe einen fortschreitenden Verfall der geistigen Fähigkeiten verursacht und fast unaufhaltsam, mitunter durch trügerische Pausen unterbrochen, tödlich endet. Eine fortschreitende Lockerung und Zerstörung des feinsten Gefüges der nervösen Zentralorgane, namentlich der Großhirnrinde, liegt ihr zu Grunde. Sie wird besonders häufig und treu von kleinen und großen epileptischen Anfällen begleitet. Dagegen sind epileptische Anfälle weit seltener bei blutigen Ergüssen ins Gehirn (blutigen Gehirnschlagflüssen),

während das geistige Vermögen in der Regel dadurch beschädigt wird. Kommt es aber nach Schlagflüssen zur Epilepsie, so tritt sie entweder bald nach dem Schlagfluß ein und kann nach einiger Zeit wieder verschwinden, während die Intelligenz dauernd notleidet, oder die Epilepsie stellt sich erst später ein, nachdem die Intelligenz sich beträchtlich erholt hat. — Wie weit es der Medizin gelungen ist, dieses verschiedene Verhalten physiologisch zu begreifen, ist erst später auseinanderzusetzen.

Wenn der Epilepsie so grobe Veränderungen und Zerstörungen der nervösen Organe zu Grunde liegen, so erleidet ihr Bild allerlei entsprechende Aenderungen seiner Symptome, die Anfälle zeigen ungewohnte Erscheinungen, und die Intervalle dazwischen sind nicht mehr frei von Störungen der nervösen Verrichtungen. Es bestehen Lähmungen: bald der beiden Beine (Paraplegien), bald halbseitige (Hemiplegien), bald nur einzelner Gliedmaßen oder Muskelgruppen (Monoplegien); oder dauernde Zusammenziehung und Verkürzung von Muskeln (Kontrakturen); und klonische Krämpfe einzelner Muskelgruppen, z. B. des Gesichts (Tic convulsif), oder eines Daumens, einer Hand u. s. w.; oder ein Ausfall von Sinnesempfindungen, Blindheit eines Auges oder beider, Taubheit u. s. w.; oder endlich eine Ueberreiztheit von Gefühlsnerven, beispielsweise Kopfschmerz, Gesichtsschmerz (Tic douloureux) u. dgl. Man beschreibt solche Fälle als paraplegische, hemiplegische, partielle Epilepsien u. s. w., in der That aber hat die Epilepsie mit diesen Lähmungen, Kontrakturen u. s. w. nichts zu schaffen, die Symptome gehören nicht ihr an, sondern sind durch dieselben groben mechanischen und chemischen Beschädigungen der Nervensubstanz bewirkt, die auch die epileptischen Anfälle bedingen. Es handelt sich einfach um Komplikationen der Epilepsie.

Hieraus geht hervor, daß wir solche komplizierte Fälle nicht zu Rate ziehen dürfen, wenn wir ermitteln wollen, welche Störungen die Epilepsie als solche in den geistigen Verrichtungen verursacht. Wir dürfen nur Fälle von reiner (genuiner) Epilepsie dazu verwenden und müssen absehen von allen unreinen oder komplizierten. Jedenfalls dürften diese nur ausnahmsweise dann Verwendung finden, wenn der organische Vorgang, der die anatomische oder chemische Veränderung am Nervensystem verursacht hat, völlig abgelaufen und zur Ruhe gekommen ist, während die Epilepsie selbständig fortbesteht.

Das häufige Vorkommen von Geisteskrankheiten bei Epileptikern war schon den Vätern der heutigen Irrenheilkunde wohlbekannt. Einer der berühmtesten, Esquirol, hat eines der zehn Kapitel, in die seine Schrift: Des maladies mentales, 1838, zerfällt, der Epilepsie ganz gewidmet, und berichtet darin, daß er unter 329 epileptischen Pfleglingen der Salpetrière und zu Charenton ein Fünftel geisteskrank gefunden habe. Mag auch bei den Epileptikern, deren Zustand die Aufnahme in öffentlichen Anstalten nicht nötig macht, das Verhältnis günstiger sein, es ist sicherlich noch immer schlimm genug. Und es werden sich darunter Fälle von genuiner Epilepsie genug finden, die uns über den Schaden belehren, den die Epilepsie als solche an den geistigen Verrichtungen verursacht.

Wenn Kinder, die sich bisher im Besitze normaler oder sogar sehr guter

geistiger Fähigkeiten befunden haben und weder Bildungsfehler des Gehirns auf die Welt mitbrachten, noch Gehirnkrankheiten vor oder nach der Geburt gehabt haben, von Epilepsie ergriffen werden, so erleiden sie eine Abschwächung ihrer Geisteskräfte, deren Größe der Häufigkeit der epileptischen Anfälle und der Raschheit, womit sie sich folgen, entspricht. Erwachsene leisten der Krankheit besser Widerstand als Kinder, und einzelne besonders Bevorzugte bewahren trotz zeitweise vermehrter Häufigkeit der Anfälle ihre geistige Arbeitskraft zeitlebens, aber diese Widerstandsfähigkeit hat ihre Grenzen, und im Ganzen gilt jenes Gesetz auch für die Erwachsenen. Daraus darf jedoch nicht der Schluß gezogen werden, daß es die Anfälle sind, die die Schuld an der zunehmenden Geistesschwäche tragen. Dieser Annahme steht die Versicherung genauer Beobachter entgegen, daß die kleinen Anfälle die gleiche Gefahr bedeuteten wie die großen. In der That sind nicht die Anfälle die Krankheit, sondern nur die sichtbaren Aeußerungen ihres Bestehens und der Ausdruck einer bis zur Entladung gediehenen Spannung einer Erregtheit des Nervensystems, die ihr eigentümlicher Art ist und sich nicht anders, als aus eigentümlichen, feinen materiellen Veränderungen der Nervensubstanz begreift. Die Häufigkeit und rasche Folge der Anfälle lassen sich deshalb als Gradmesser der Krankheit und der ihr zu Grunde liegenden „epileptischen Veränderung“ der Nervensubstanz verwerten. Je weiter diese fortschreitet, desto weniger eignet sich das Nervensystem zur Ausübung der Verrichtungen, woran die geistige Thätigkeit gebunden ist.

Ist diese Annahme richtig, so muß die Epilepsie auf die Gestaltung der geistigen Persönlichkeit der Erkrankten einen wichtigen Einfluß ausüben. Diese ist das Produkt der durch Anlage und Erziehung geschaffenen und geordneten Beziehungen zwischen Sinnen, Gemüt und Vorstellungen einerseits und den Organen der Bewegung andrerseits. Aendert sich durch die epileptische Erkrankung der Boden, auf dem sich die Associationen der Empfindungen, Affekte und Vorstellungen sowie die Impulse von diesen auf die Organe der Bewegung vollziehen, so muß dadurch auch der seelische Charakter der Erkrankten merklich beeinflußt werden. Selbstverständlich wird dieser Einfluß anders ausfallen in der Jugend, wo die Persönlichkeit sich erst ausbildet, als im späteren Lebensalter ihrer Reife und erlangten Festigkeit. Ist die Epilepsie angeboren oder früh erworben, so wird sie die Ausbildung völlig verhindern können, und befällt sie ein Individuum mit einer fertigen Persönlichkeit, so wird sie diese um so schwieriger erschüttern und ummodeln, je gefestigter sie durch eine gute Erziehung und lange Dauer geworden ist. Auch wird die Annahme gestattet sein, daß Geistesstörungen nicht epileptischen Ursprungs eine besondere Färbung erfahren, wenn Epilepsie komplizierend hinzutritt.

Genauere Untersuchungen über die Beziehungen der Epilepsie zu den Geistesstörungen und namentlich ihren Einfluß auf den Charakter der betroffenen Individuen datieren erst aus den letzten vierzig Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Es waren namentlich die Abhandlungen erfahrener französischer Irrenärzte von scharfer Beobachtungsgabe, in vorderster Reihe Jules Falrets

und Morels in den sechziger Jahren, die äußerst anregend und bahnbrechend wirkten. Die Pathologie der Epilepsie ist durch diese psychiatrischen Untersuchungen mit neuen und wichtigen Thatsachen und Anschauungen bereichert worden, freilich sind auch ausschweifende Behauptungen mit unterlaufen, die das Gebiet der Epilepsie schrankenlos zu erweitern versuchten.

Das Bild, das die Irrenärzte von dem Charakter der Epileptiker entwerfen, ist wenig schmeichelhaft. Es mag für den größten Teil der Kranken zutreffen, die zu ihrer Beobachtung oder gerichtlichen Begutachtung kommen, insbesondere für diejenigen, die aus Sicherheitsgründen oder bei mangelnder häuslicher Pflege in Irren- und Verpflegungsanstalten untergebracht werden müssen; es trifft aber nicht immer zu bei denen, die das Glück hatten, eine gute sittliche und intellektuelle Erziehung zu erhalten und sich bei den Ihrigen einer liebevollen und verständigen Verpflegung erfreuen. Mir wenigstens sind wiederholt Epileptiker männlichen und weiblichen Geschlechtes begegnet, die von Jugend auf an großen Krampfanfällen litten, zeitweise an gehäuften, und doch durch ihr ganzes Leben ihre Affekte zu zügeln verstanden und gegen die Gebote der Sitte und Schicklichkeit nicht verstießen.

Was dem Charakter der Epileptiker nach Falret sein Gepräge verleiht, ist der rasche Wechsel seiner Gefühle und Stimmungen, der Klarheit oder Getrübt- und Verwirrtheit seiner Vorstellungen; danach wechselt auch ihre Aufführung und ihr Benehmen gegen die Umgebung. Sie sind unzuverlässig, unberechenbar, nachlässig, vergeßlich, von innerer Unruhe umhergetrieben, in hohem Grade reizbar, ärgerlich, streitsüchtig, haltlos den Impulsen ihrer Gefühle, Leidenschaften und Vorstellungen preisgegeben, werden Lügner, Diebe und gewaltthätig, gefährlich für ihre Umgebung.

Nach Pelman,[1] Professor der Psychiatrie in Bonn, gelten epileptische Geisteskranke für die gefährlichsten. Sie sind eingebildet und große Egoisten, ihre besseren ethischen Eigenschaften verlieren sich zuerst, mit einer Neigung zu religiösen, moralisierenden Redensarten verbindet sich immer mehr die Lust zu wenig lobenswerten Handlungen. Ein Schriftsteller drückte sich bezeichnend über sie aus: sie hätten den lieben Gott auf der Zunge und die Canaille im Herzen. Dr. Samt, 1875 erster Assistenzarzt der Irrenabteilung der Charité in Berlin, will sogar jeden frischen Kranken, der sich stumm verhält, ängstlich vor dem Arzte niederkniet, diesen Gott benennt und gelegentlich rücksichtslos um sich schlägt, für einen epileptischen Irren ansehen.[2])

Im Laufe der Erkrankung, fährt Pelman den geistesgestörten Epileptiker zu schildern fort, sinke er auf immer tiefere Stufen der sittlichen Verrohung herab, während es mit der Verstandesthätigkeit noch so leidlich gehe, bis endlich

---

[1]) Pelman, Ueber die Gefährlichkeit der Epileptiker. „Deutsche Revue", Juli 1901. Seite 99.

[2]) P. Samt, Epileptische Irreseinsformen. Archiv für Psychiatrie. Bd. V und VI. 1875 und 1876.

auch diese in das Wanken gerate und es schließlich zur völligen Verblödung komme. Sehr lehrreich sind auch seine Mitteilungen über den Hang der Epileptiker zum sinnlosen Umherschweifen, wie sie von Hause entweichen, weite Reisen machen, zu Fuß, mit der Eisenbahn und zu Schiff, bis sie aus dem Traumzustande erwachen, ohne andre als unklare Erinnerungen an ihre Abenteuer zu bewahren. Von den fast romanhaften Geschichten, die er und andre glaubwürdige Irrenärzte erzählen, ist jedenfalls die auffallendste die vielcitierte von Legrand du Saulle und Larègne, wonach sich ein solcher Kranker in Havre einschiffte und erst bei der Ankunft in Bombay aus der Dämmerung erwachte.

Wie ist nun der Beweis zu führen, daß Persönlichkeiten, deren Charakter der Schilderung entspricht, die die Psychiatrie von dem epileptischen entwirft, wirklich epileptisch sind? Völlig sicher wird die Diagnose dann, wenn sie an typischen Anfällen leiden, mehr oder minder wahrscheinlich, wenn an Anfällen von unentwickelter Form, Absenzen, Auraanfällen, Dämmerungszuständen, wie sie gerade Epileptikern eigen sind. Nur zur Vermutung berechtigt der Nachweis einer angeborenen Anlage und bei Ausbrüchen von Geistesstörung ihr den epileptischen Formen zukommendes Gepräge. Dagegen ist es nicht gestattet, Persönlichkeiten für epileptisch einzig deshalb zu erklären, weil sie ihren Trieben und Leidenschaften ungezügelten Lauf lassen und ihre Entschlüsse plötzlich fassen und in Handlungen umsetzen, deren Motive nicht klar zu Tage liegen.

VII.
Berühmte Epileptiker.

Wie die Geschichte von der großen Seeschlange durch die alten Zeitungen, so zieht durch die Handbücher der Pathologie die Behauptung, daß viele der größten Männer der Weltgeschichte an Epilepsie gelitten hätten; als merkwürdigste Beispiele werden genannt: Julius Cäsar, Napoleon I., der Apostel Paulus und Mohammed. In einem Aufsatze: „Ueber die Epilepsie Napoleons I." setzt Cesare Lombroso noch eine lange Reihe klangvoller Namen auf die Liste der berühmten Epileptiker: Karl V., Peter den Großen, Richelieu, Marlborough, Petrarca, Swift, Händel, Herschel, Faraday, Dickens, Masset, Dostojewsky. Er geht noch einen großen Schritt weiter und erklärt die Epilepsie, die bisher für eine besonders wirksame Ursache der Verblödung galt, für eine Hauptgrundlage der Genialität. Die Epilepsie erweitert er zu einem uferlosen Begriffe, impulsiver und epileptischer Charakter würde ungefähr dasselbe bedeuten, und eine vorübergehende Trübung des Bewußtseins, namentlich in Begleitung von Krämpfen, genügte ohne weiteres, um den Befallenen zum Epileptiker zu stempeln.

Die wissenschaftliche Pathologie wird an die Diagnose der Epilepsie strengere Anforderungen stellen müssen als der geistreiche, in Paradoxien mit einer gewissen Wollust schwelgende Turiner Psychiater. Gewiß läßt sich die Epilepsie eines Peter des Großen, nach den Aufzeichnungen seines jüngsten Biographen,[1]

[1] K. Waliszewski, Peter der Große. Nach neuen Urkunden. Deutsch von Bolin. 2 Bde. Berlin, 1899.

nicht bestreiten. Aber gerade sie taugt sehr wenig zur Begründung der wunderlichen Hypothese von der epileptischen Wurzel der Genialität. Die geniale Anlage des großen Reformators Rußlands ging der Epilepsie voraus und diese nicht jener. Aufgewachsen in der rohsten Barbarei und gewohnt, seine Launen zügellos zu befriedigen, zerrüttete er sein Nervensystem durch furchtbare Trinkgelage und Ausschweifungen, dadurch wurde er trotz seiner glänzenden Begabung epileptisch. Dagegen reichen die dürftigen und unsicheren Aufzeichnungen, die wir über die angeblichen epileptischen Anfälle Julius Cäsars, Napoleons I., des heiligen Paulus und Mohammeds haben, nicht aus, um ihre Natur festzustellen.

Professor Pelman in Bonn hat sich der Mühe unterzogen, dies in dem bereits citierten interessanten Aufsatze nachzuweisen. Bei Mohammed scheint es sich um ekstatische, nicht um epileptische Nervenzustände gehandelt zu haben; er diktierte aus seinen Anfällen heraus die Suren des Korans, was mit der Natur epileptischer Anfälle unvereinbar ist. Bei den drei andern wird nur von vereinzelten Anfällen berichtet, die als epileptische gedeutet werden könnten, aber zum Begriff der Epilepsie gehört die Periodizität der Anfälle, nur wenn sie sich ohne äußeren Anlaß wiederholen, haben sie Anspruch auf diese Bedeutung. Ich werde darauf in Bälde zurückkommen.

Lombroso findet eine Hauptstütze seiner Lehre in der angeblichen Epilepsie Napoleons I. Dieses Genie sei mit allen Merkmalen erblicher Entartung und des epileptischen Verbrechers behaftet gewesen. Er habe im russischen Feldzug, bei Leipzig und Waterloo Fehler gemacht, die sich aus einem epileptischen Geisteszustande erklärten, und infolge dessen habe er zuweilen an unüberwindlicher Schlafsucht gelitten. Als ob sich seine Fehler, sein Schlafbedürfnis nicht auch aus seiner unregelmäßigen Lebensweise, dem Durchwachen ganzer Nächte bei strenger geistiger Arbeit, dem hastigen Verschlingen der Nahrung mit nachfolgender Verdauungsstörung, der Erschöpfung durch die riesigen Aufgaben, die ihm sein ungemessener Ehrgeiz bald auf den Schlachtfeldern, bald im Kabinette stellte, genügend erklären ließen.

In der Hauptsache beruht die Behauptung von Napoleons Epilepsie auf Erzählungen teils von Madame Rémusat, die sich auf die Mitteilungen ihres Mannes beruft, teils von Talleyrand, wonach der Kaiser im Herbste 1805 vor seinem Abgang zur Armee nach Deutschland einen epileptischen Anfall erlitten habe. Aber über den Ort, wo, und die Art, wie er vor sich ging, lauten die Angaben verschieden, wie ich einem Essay Gildemeisters [1]) entnehme, der die beiden urkundlichen Quellen genau verglichen hat.

Nach Frau Récamier trug sich der Vorfall in Mainz zu. Der Kaiser wurde von einer Art nervöser Rührung befallen, vergoß Thränen und erbrach sich. Man mußte ihn niedersetzen und gab ihm Pomeranzenblütenthee. Nach einer Viertelstunde faßte er sich, stand rasch auf, drückte Talleyrand die Hand

---

[1]) O. Gildemeister, Essays. Bd. 2. Aufl. 2. Berlin, 1897. S. 277 u. 278.

und sagte zu Rémusat: „Die Wagen sind da? Benachrichtigen Sie die Herren! Gehen wir!“ Dies war sicherlich kein epileptischer Anfall.

Ernster lautet die Erzählung Talleyrands, der den Vorfall nach Straßburg verlegt. Napoleon hatte mit ihm gespeist, war von der Tafel allein zur Kaiserin gegangen und kam nach einigen Minuten zurück. Er nahm Talleyrand beim Arm und führte ihn in sein Schlafzimmer. Rémusat folgte, um noch einige Befehle zu erbitten. Kaum waren sie drinnen, so fiel der Kaiser zur Erde. Er fand nur noch Zeit zu sagen, man solle die Thüre zumachen, stöhnte, geiferte und drohte zu ersticken. Talleyrand riß ihm die Halsbinde ab, übergoß ihn mit kölnischem Wasser, Rémusat gab ihm Wasser zu trinken. Er hatte verschiedene Konvulsionen, die nach einer Viertelstunde aufhörten. In einen Lehnstuhl gehoben, fing er an zu sprechen, ordnete seine Kleider, empfahl den beiden Zeugen Geheimhaltung und war eine halbe Stunde später auf dem Wege nach Karlsruhe. — Diese Schilderung entspricht dem Bilde eines epileptischen Anfalls eher und weicht davon nur darin ab, daß Napoleon, wie es scheint, im Anfall Wasser zu trinken vermochte und so rasch sich davon erholte. Epilepsieartig war er jedenfalls; da er aber der einzige glaubwürdig berichtete geblieben ist, von dem die zahlreichen Schriftsteller, die in des Kaisers nächster Umgebung weilten und wirkten, zu erzählen wußten, so gilt hier das Sprichwort, das schon Aristoteles citiert hat: Eine Schwalbe macht keinen Sommer.

VIII.

Epilepsie und Eklampsie.

Wenn Säugetiere rasch verbluten, so erfolgt der Tod fast ausnahmslos unter heftigen Krämpfen, die den epileptischen in den großen Anfällen ganz ähnlich sind. Die gleichen Krämpfe stellen sich ein, wenn die Schlagadern, die dem Gehirn das Blut zuführen, plötzlich verschlossen werden; sie weichen, sobald der Blutstrom wieder hergestellt wird. Auch bei den Menschen beobachtet man den epileptischen ähnliche Krämpfe, wenn sie rasch verbluten, oder ihr Gehirn plötzlich das nötige Blut nicht mehr erhält, beispielsweise bei der Strangulation, wenn der Strick die großen Schlagadern am Halse zusammenpreßt und den Blutstrom zum Gehirn sperrt. Es kann sogar geschehen, daß Leute mit großer Herzschwäche schon dann in Ohnmacht und Krämpfe fallen, wenn sie zu rasch die horizontale Lage mit der aufrechten Stellung vertauschen; ihr Herz besitzt eben nicht mehr Kraft genug, um das Blut der Schwere entgegen hinauf zum Kopf und Gehirn zu treiben. Sie erlangen das Bewußtsein sofort wieder, und die Muskeln erschlaffen, sobald sie in die horizontale Lage zurückkehren. Hat man ferner Tieren viel Blut entzogen, so bleiben sie deutlich bei Besinnung, solange man sie eine horizontale Lage mit gesenktem Kopfe einnehmen läßt; wenn man sie aber aufrichtet, so brechen allgemeine Krämpfe nach Art der epileptischen aus; man kann bei diesen Tieren durch abwechselndes Niederlegen und Aufrichten eine ganze Reihe von epilepsieartigen Anfällen mit Pausen von Erschlaffung dazwischen erzeugen. Endlich sehen wir bei physikalischer oder

chemischer Reizung des Gehirns der Tiere, etwa mit Instrumenten oder durch Aetzung eben solche Krämpfe rasch ausbrechen. Beim Menschen bewirken akute Erkrankungen des Gehirns dasselbe. Akute Entzündungen, Vergiftungen und Infektionen verlaufen mit Anfällen von Bewußtlosigkeit und Krämpfen; sie enden bald tödlich, bald mit Genesung, und in diesem Falle kommt es entweder zu völliger Heilung und dauerndem Verschwinden der Krämpfe, oder nur zu unvollständiger, wenn sie dauernde Beschädigungen des Gehirns und infolge davon fürs ganze Leben Geistesstörungen, Lähmungen und mitunter Krampfanfälle zurücklassen.

Hieraus erhellt, daß es vielerlei Störungen der Gehirnthätigkeit von der kurzen Dauer von nur wenigen Minuten bis zu einigen Wochen gibt, die ähnliche Anfälle herbeiführen wie die Epilepsie. Dennoch bezeichnet die Pathologie die Anfälle solchen akuten Ursprungs nicht als epileptische, sondern nur als epilepsieartige (epileptiforme) und führt sie nicht auf Epilepsie, sondern auf Eklampsie zurück. Diese sei eine akute, die Epilepsie eine chronische Krankheit. Man muß jedoch ehrlich gestehen, daß die Unterscheidung von Epilepsie und Eklampsie weniger durch wissenschaftliche Gründe, als praktische Bedenken aus Rücksichten der Menschlichkeit und ärztlicher Klugheit geboten ist.

Eine scharfe Grenze zwischen akuten und chronischen Krankheiten ist überhaupt unmöglich zu ziehen. Das akute Leiden wird chronisch, sobald es innerhalb von vier bis sechs Wochen nicht mit Heilung endet. Ein chronischer Hirnabsceß kann z. B. unter dem Bilde einer akuten Hirnentzündung mit epileptiformen Anfällen beginnen, die wir zunächst noch nicht epileptische zu nennen wagen, erst dann, wenn sie nach Ablauf von vier bis sechs Wochen noch fortdauern, steht uns nichts mehr im Wege, sie epileptisch zu nennen. Oder eine umschriebene akute Hirnentzündung (Encephalitis) mit eklamptischen Anfällen heilt mit Hinterlassung einer Narbe, einer halbseitigen Lähmung des Körpers (Hemiplegia) durchs ganze Leben und Krämpfen von derselben Gestalt wie in dem akuten Stadium der Krankheit; wir sprechen dann nicht mehr von epileptiformen oder eklamptischen Krämpfen, sondern von einer Epilepsie encephalitischen Ursprungs, oder, wenn dieser nicht klinisch festgestellt werden konnte, von einer Epilepsia hemiplegica. Der Unterschied zwischen Eklampsie und Epilepsie ist in diesen und ähnlichen Fällen nicht innerlich in ihrem Wesen begründet, sondern beruht auf rein äußerlichen Gründen.

Ferner ist nicht einzusehen, warum die Epilepsie nicht ebenso gut wie andre ihr verwandte Krankheiten des Nervensystems, beispielsweise verschiedene Geistesstörungen und die Hysterie, sowohl akut als chronisch soll verlaufen können. Muß die materielle Veränderung, die der Epilepsie zu Grunde liegt, unter allen Umständen vier bis sechs Wochen überdauern? Warum soll sie nicht unter günstigen Bedingungen, wenn sie z. B. nur schwach ausgebildet ist, nicht schon früher ausgeglichen werden können? In der That liegt der Annahme nichts im Wege, daß einem Teil der epileptiformen Anfälle, die wir unter dem Sammelnamen der Eklampsie zusammenfassen, dieselbe materielle Veränderung zu Grunde

liegt, wie den als wirklich epileptischen anerkannten; es ist aber nicht wahrscheinlich, daß Eklampsie und Epilepsie ganz und gar identisch sind. Es giebt sehr leichte, ungefährliche und sehr gefährliche Formen von Eklampsie, denen andre Veränderungen der Nervensubstanz zu Grunde liegen dürften, als die der Epilepsie.

Kinder, namentlich in den ersten Lebensjahren, werden häufig auf geringfügige Anlässe hin von eklamptischen Anfällen ergriffen; ihr Nervensystem reagiert auf die Einwirkung mäßiger Reize, die es in späteren Jahren leicht erträgt, mit allgemeinen Krämpfen und Verlust des Bewußtseins. Das Volk bezeichnet solche Krämpfe hierzulande als Gichter, in Bayern als Fraisen. Kein verständiger Arzt wird ängstlichen Müttern am Krankenbette ihres Lieblings, der irgend eine ungeschickte Speise in den Magen gebracht hat und jetzt, auf die Liebkosungen der Mutter nicht mehr antwortend, in Zuckungen vor ihr liegt, Epilepsie diagnostizieren oder auch nur das Wort „epilepsieartig" in den Mund nehmen. Er liefe Gefahr, seine Reputation einzubüßen, wenn die nächste beste Kinderfrau die auf den Tod erschreckte Mutter mit der Versicherung aufrichtete, es handle sich nur um einen verdorbenen Magen mit Gichtern, und etwas Brechsaft oder „Manna mit Rhabarbara" pflege solche kleine Patienten rasch zu kurieren. Freilich wird der Arzt auch in solchen Fällen das geheilte Kind im Auge behalten. Stellt sich eine auffallend große Reizbarkeit und Neigung zu Krampfanfällen bei ihm heraus, so hat er die Aufgabe, im Verein mit tüchtigen Pädagogen die Erziehung des Kindes in die richtige Bahn zu leiten. Eine Kräftigung des Nervensystems durch geeignete Pflege des Leibes und der Seele ist das einzige Mittel, um späteren Gefahren vorzubeugen.

Schwere und sehr gefährliche Formen der Eklampsie fordern zahlreiche Opfer bei gewissen Nierenleiden, sowohl Erwachsener als Kinder (Eclampsia uraemica), und bei Schwangeren und Gebärenden, namentlich Erstgebärenden (Eclampsia gravidarum). Während die Epilepsie nur ausnahmsweise in den Anfällen tötet, führen die der Eklampsie bei der Urämie und den Schwangeren sehr häufig zum Tode. Glücklicherweise steht die Heilkunst diesen schlimmen Feinden nicht ratlos gegenüber; wie sie vorgeht, um ihnen siegreich zu begegnen, liegt nicht in dem Rahmen meiner Aufgabe.

IX.

Die äußeren Ursachen der Epilepsie.

Die Lösung des alten Rätsels vom Sitz und Wesen jeder Epilepsie blieb der anatomischen Forschung, die den Ursprung so vieler Krankheiten aufgedeckt hat, versagt, obwohl sie unermüdlich und mit immer besseren Werkzeugen arbeitete. Zwar stellte sie eine große Zahl grober und feiner organischer Veränderungen im Bau und Gefüge des Nervensystems fest, die zweifelsohne in vielen Fällen die Epilepsie verschulden: Bildungsfehler des Gehirns und allerlei Produkte entzündlicher Vorgänge und Neubildungen in den verschiedensten Gebieten des Nervensystems, zentralen und peripherischen; die Handbücher bezeichnen sie als die anatomi-

schen Ursachen der Epilepsie. Aber sie sind unbeständig in ihrem Vorkommen und nur bei einer Minderzahl der Epileptischen in der Leiche vorhanden. Gerade die häufigste Form der Epilepsie, die schon aus der Kindheit datiert, bestenfalls mit der Pubertät erlischt, in der Regel aber darüber hinaus fortbesteht, ist „genuin“, d. h. frei von ursächlichen anatomischen Veränderungen der Organe des Nervensystems.

Aus dieser Unbeständigkeit des Vorkommens anatomisch nachweisbarer Ursachen ziehen wir den Schluß, daß in ihnen nicht die wesentliche Ursache der Epilepsie gesucht werden darf, sondern daß diese hinter jenen verborgen weilt. Eine materielle Veränderung der Nervensubstanz liegt der Epilepsie zweifelsohne zu Grunde, und sie muß sehr feiner Natur sein, da sie sich bis heute den anatomischen Forschungsmitteln entzogen hat; auch ist sie wahrscheinlich eigentümlicher Art, da sie so eigentümliche Anfälle erzeugt; wir sind deshalb zu der Hypothese berechtigt, es beruhe die Epilepsie in einer eigenartigen, sehr feinen krankhaften Veränderung der Nervensubstanz, die wir als ihre epileptische Veränderung bezeichnen. Sie macht das Nervensystem zu jenen Explosionen geschickt, die die epileptische Krankheit auszeichnen, und aus einer eigentümlichen Modifikation der Nervenerregbarkeit der Grundeigenschaft der Nervensubstanz entspringen.

Unbeständig wie das Vorkommen der anatomischen Ursachen, ist auch ihre Fähigkeit, Epilepsie zu erzeugen. Der nämliche Fehler, die nämlichen Produkte der Entzündung oder Neubildung, die in diesem oder jenem Falle Epilepsie verursachten, finden sich auch in den Leichen von Personen, die nie an Epilepsie, sondern an andern Störungen des Nervensystems gelitten haben. Wie mit den anatomischen Ursachen bei der Epilepsie verhält es sich damit bei einer großen Zahl andrer Nervenkrankheiten, die alle darin übereinstimmen, daß ihnen keine beständige und bestimmte anatomische Ursache zu Grunde liegt. Die Pathologie unterscheidet sie als Neurosen von den organischen Nervenkrankheiten, bei denen dies der Fall ist. Sie handelt deshalb die Epilepsie bei den Neurosen ab, von denen die Geistesstörungen, die Hysterie und die Neuralgien der Epilepsie am nächsten verwandt sind. Sie sieht sich aber gezwungen, die Epilepsie auch als ein Symptom zahlreicher organischer Nervenkrankheiten in Betracht zu ziehen, und in diesem Sinne stellt sie die selbständigen mit den genuinen identischen Epilepsien, den symptomatischen gegenüber. Eine feste Grenze zwischen beiden läßt sich freilich nicht ziehen, denn entfernt man eine Nervengeschwulst, die Epilepsie verursacht hat, und schwindet diese infolge der Operation, so war die Epilepsie symptomatisch, besteht sie aber nachher trotzdem fort, so ist sie bereits selbständig geworden, weil man mit dem heilsamen Eingriff zu lange gewartet hat.

Diese auffallende Unbeständigkeit der ursächlichen Beziehungen der organischen Veränderungen des Nervensystems zur Epilepsie erscheint nur so lange rätselhaft, als die anatomischen Einrichtungen des Nervensystems und die Gesetze seiner physiologischen Verrichtungen unzureichend aufgeschlossen sind. Das Dunkel

weicht mit der wachsenden Aufhellung des Mechanismus, der die epileptischen Anfälle in Gang setzt und zum Ablauf bringt. Wir werden im weiteren Verlaufe unsrer Betrachtungen sehen, wie weit es bereits gewichen ist. Es wird sich zeigen, daß die Wirkung der schädlichen Eingriffe auf das Nervensystem wie sie bei den organischen Veränderungen der Nervensubstanz erfolgt, einerseits abhängt von dem Orte, wo der Eingriff geschieht, andrerseits von der Art des Eingriffs. Der Erfolg einer mechanischen Verletzung und der Entzündung, die ihr nachfolgt, kann sich verschieden gestalten, je nachdem die Verletzung diesen oder jenen peripherischen Nerv, dieses oder jenes zentrale Nervengebiet trifft, und je nachdem die Entzündung rasch oder langsam verläuft, sich auf enge Grenzen beschränkt oder weit um sich greift, die Nervensubstanz mehr oder weniger reizt, in ihrem Gefüge ändert oder ganz zerstört.

Auch chemische Einwirkungen auf das Nervensystem sind eine nicht ganz seltene Ursache der Epilepsie, am häufigsten die chronische Selbstvergiftung durch alkoholische Getränke, seltener die in der Regel gewerbliche Bleivergiftung durch Bleiweiß, Mennige und andre Bleipräparate. Aehnlich wie bei den anatomischen Ursachen verhält es sich bei den chemischen mit ihren Beziehungen zur Epilepsie. Die Individuen reagieren gegen Alkohol sowohl wie Blei sehr verschieden. Beispielsweise wird ein Gewohnheitssäufer von häufigen alkoholischen Delirien und zuletzt von unheilbarem Wahnsinn ergriffen und bleibt bis ans Ende seines Lebens von Epilepsie verschont, während ein bis dahin enthaltsames Individuum nach einem einzigen Exzesse von Epilepsie befallen wird. Und Cajus heilt sich von alkoholischer Epilepsie, indem er den geistigen Getränken dauernd entsagt, während dies Marcus bei der gleichen Enthaltsamkeit nicht gelingt, entweder weil der Alkohol die Epilepsie nicht wirklich verursacht, sondern nur die schlummernde Krankheit zum Ausbruch veranlaßt hatte, oder weil die anfangs nur symptomatische Epilepsie bereits selbständig geworden war.

Von gemischter, anatomisch-chemischer Natur ist die Infektion durch das Gift der Syphilis, eine nicht ganz seltene Ursache der Epilepsie. Es bewirkt häufig organische Veränderungen an dem Nervengewebe selbst oder den Blutgefäßen, die es ernähren, eigentümliche Entartungen und Neubildungen, die als Zwischenursache die Epilepsie bewirken, aber keineswegs beständig vorhanden sind. Ein „spezifisches“, gegen die Syphilis gerichtetes Heilverfahren beseitigt die Epilepsie, die aus ihr entspringt, am sichersten.

Neben diesen grob materiellen Ursachen der Epilepsie spielen noch seelische eine wirksame Rolle, am häufigsten eine heftige Gemütserschütterung, ein plötzlicher Schreck zum Beispiel. Freilich ist es oft unmöglich zu entscheiden, ob die Gemütsbewegung wirklich die Krankheit verursachte oder nur den ersten Ausbruch einer bereits verborgen schlummernden veranlaßte.

Damit sind die wichtigsten Ursachen der Epilepsie aufgezählt, womit uns die Pathologie bekannt gemacht hat. Sie reichen, wie wir gesehen haben, nicht immer aus, das Zusammenkommen der Epilepsie zu bewirken, und bilden neben dem Ort und der Art ihrer Einwirkung auf das Nervensystem gewissermaßen

das äußere Moment ihrer Entstehung, das durch ein inneres, individuelles, die epileptische Anlage, ergänzt werden muß.

X.

Die epileptische Anlage.

Es ist der Thatsache bereits gedacht worden, daß eklamptische Krämpfe sich in den ersten Lebensjahren weit häufiger einstellen, als in späteren Jahren. Schon ein kleines Uebermaß von Reizung der Sinnes- oder Gefühlsnerven, die das reife Gehirn kaum aus seinem Gleichgewichte bringt, versetzt es in der ersten Lebenszeit leicht in heftige Erregung, die das dürftige Lämpchen des Bewußtseins erlöschen macht und Zuckungen des ganzen Leibs, die sogenannten Gichter oder Fraisen, entfesselt. Man hat diese auffallende Geneigtheit, in Zuckungen zu verfallen, mit dem gräßlichen Namen der Konvulsibilität belegt und führt sie im kindlichen Lebensalter auf zwei Ursachen zurück. Einmal auf die noch mangelhafte Ausbildung der anatomischen Einrichtung des kindlichen Gehirns, und dann, nach dessen erfolgter Ausbildung, auf seine noch mangelhafte Erziehung. Die zentralen Nervenbahnen, die zur Verknüpfung unsrer Gefühle, Wahrnehmungen und Vorstellungen dienen (Associationsbahnen), und die zentrifugalen, die als Affekt- und Willensbahnen die vom Gehirn ausgehenden Anstöße auf die Muskeln unsrer beweglichen Leibesteile übertragen, sind nach der Geburt nur unvollständig hergestellt und werden erst im Verlaufe einiger Monate ausgebildet (Flechsig). Wie es dann noch vieler Jahre bedarf, um den Willen in den Gebrauch dieser Einrichtungen, teils mit Hilfe des angeborenen Triebs der Nachahmung, teils durch Uebung, Abrichtung und Erziehung, einzuüben und die Nervenbahnen geläufig zu machen — abzuschleifen —, ist bekannt. Nur allmählich erlernt das Kind die Kunst, die wilden und ungeordneten Massenkontraktionen der Muskeln seines Körpers in Gruppen- und Einzelkontraktionen zu sondern und zu bestimmten Zwecken räumlich und zeitlich in mannigfachster Weise geordnet untereinander zu verbinden. Damit tritt dann an die Stelle des explosiven Strampelns und Zappelns, Grimassierens, Gröhlens und Jauchzens das motivierte Greifen und Fassen, Stehen und Gehen, Deuten und Sprechen, die Konvulsibilität weicht einer verständigen und gemütlichen Aktivität. Diese Herrschaft über die anatomischen Einrichtungen seines Nervensystems erlangt der Wille, indem er lernt, seine Befehle auf den richtigen Bahnen zu den Muskeln zu leiten, während er die andern absperrt. Darauf beruht unsre ganze Erziehung. Sie lehrt die Kunst, Gefühle, Triebe und Vorstellungen durch verständige Erwägungen zu zügeln und die Gebote der Pflicht in entsprechende Handlungen umzusetzen. Die Herrschaft über die Hemmungseinrichtungen des Nervensystems bändigt das wilde Tier, das der Mensch durch das ganze Leben verschlossen im Busen mit sich trägt.

Betrachten wir von diesem entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus die großen eklamptischen und epileptischen Krampfanfälle, so verlieren sie das Wunderbare, das die Alten mit heiligem Schauer erfüllte. Wir dürfen sie auffassen

geistiger Fähigkeiten befunden haben und weder Bildungsfehler des Gehirns auf die Welt mitbrachten, noch Gehirnkrankheiten vor oder nach der Geburt gehabt haben, von Epilepsie ergriffen werden, so erleiden sie eine Abschwächung ihrer Geisteskräfte, deren Größe der Häufigkeit der epileptischen Anfälle und der Raschheit, womit sie sich folgen, entspricht. Erwachsene leisten der Krankheit besser Widerstand als Kinder, und einzelne besonders Bevorzugte bewahren trotz zeitweise vermehrter Häufigkeit der Anfälle ihre geistige Arbeitskraft zeitlebens, aber diese Widerstandsfähigkeit hat ihre Grenzen, und im Ganzen gilt jenes Gesetz auch für die Erwachsenen. Daraus darf jedoch nicht der Schluß gezogen werden, daß es die Anfälle sind, die die Schuld an der zunehmenden Geistesschwäche tragen. Dieser Annahme steht die Versicherung genauer Beobachter entgegen, daß die kleinen Anfälle die gleiche Gefahr bedeuteten wie die großen. In der That sind nicht die Anfälle die Krankheit, sondern nur die sichtbaren Aeußerungen ihres Bestehens und der Ausdruck einer bis zur Entladung gediehenen Spannung einer Erregtheit des Nervensystems, die ihr eigentümlichen Art ist und sich nicht anders, als aus eigentümlichen, feinen materiellen Veränderungen der Nervensubstanz begreift. Die Häufigkeit und rasche Folge der Anfälle lassen sich deshalb als Gradmesser der Krankheit und der ihr zu Grunde liegenden „epileptischen Veränderung" der Nervensubstanz verwerten. Je weiter diese fortschreitet, desto weniger eignet sich das Nervensystem zur Ausübung der Verrichtungen, woran die geistige Thätigkeit gebunden ist.

Ist diese Annahme richtig, so muß die Epilepsie auf die Gestaltung der geistigen Persönlichkeit der Erkrankten einen wichtigen Einfluß ausüben. Diese ist das Produkt der durch Anlage und Erziehung geschaffenen und geordneten Beziehungen zwischen Sinnen, Gemüt und Vorstellungen einerseits und den Organen der Bewegung andrerseits. Aendert sich durch die epileptische Erkrankung der Boden, auf dem sich die Associationen der Empfindungen, Affekte und Vorstellungen sowie die Impulse von diesen auf die Organe der Bewegung vollziehen, so muß dadurch auch der seelische Charakter der Erkrankten merklich beeinflußt werden. Selbstverständlich wird dieser Einfluß anders ausfallen in der Jugend, wo die Persönlichkeit sich erst ausbildet, als im späteren Lebensalter ihrer Reife und erlangten Festigkeit. Ist die Epilepsie angeboren oder früh erworben, so wird sie die Ausbildung völlig verhindern können, und befällt sie ein Individuum mit einer fertigen Persönlichkeit, so wird sie diese um so schwieriger erschüttern und ummodeln, je gefestigter sie durch eine gute Erziehung und lange Dauer geworden ist. Auch wird die Annahme gestattet sein, daß Geistesstörungen nicht epileptischen Ursprungs eine besondere Färbung erfahren, wenn Epilepsie komplizierend hinzutritt.

Genauere Untersuchungen über die Beziehungen der Epilepsie zu den Geistesstörungen und namentlich ihren Einfluß auf den Charakter der betroffenen Individuen datieren erst aus den letzten vierzig Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Es waren namentlich die Abhandlungen erfahrener französischer Irrenärzte von scharfer Beobachtungsgabe, in vorderster Reihe Jules Falrets

und Morels in den sechziger Jahren, die äußerst anregend und bahnbrechend wirkten. Die Pathologie der Epilepsie ist durch diese psychiatrischen Untersuchungen mit neuen und wichtigen Thatsachen und Anschauungen bereichert worden, freilich sind auch ausschweifende Behauptungen mit unterlaufen, die das Gebiet der Epilepsie schrankenlos zu erweitern versuchten.

Das Bild, das die Irrenärzte von dem Charakter der Epileptiker entwerfen, ist wenig schmeichelhaft. Es mag für den größten Teil der Kranken zutreffen, die zu ihrer Beobachtung oder gerichtlichen Begutachtung kommen, insbesondere für diejenigen, die aus Sicherheitsgründen oder bei mangelnder häuslicher Pflege in Irren- und Verpflegungsanstalten untergebracht werden müssen; es trifft aber nicht immer zu bei denen, die das Glück hatten, eine gute sittliche und intellektuelle Erziehung zu erhalten und sich bei den Ihrigen einer liebevollen und verständigen Verpflegung erfreuen. Mir wenigstens sind wiederholt Epileptiker männlichen und weiblichen Geschlechtes begegnet, die von Jugend auf an großen Krampfanfällen litten, zeitweise an gehäuften, und doch durch ihr ganzes Leben ihre Affekte zu zügeln verstanden und gegen die Gebote der Sitte und Schicklichkeit nicht verstießen.

Was dem Charakter der Epileptiker nach Falret sein Gepräge verleiht, ist der rasche Wechsel seiner Gefühle und Stimmungen, der Klarheit oder Getrübt- und Verwirrtheit seiner Vorstellungen; danach wechselt auch ihre Aufführung und ihr Benehmen gegen die Umgebung. Sie sind unzuverlässig, unberechenbar, nachlässig, vergeßlich, von innerer Unruhe umhergetrieben, in hohem Grade reizbar, ärgerlich, streitsüchtig, haltlos den Impulsen ihrer Gefühle, Leidenschaften und Vorstellungen preisgegeben, werden Lügner, Diebe und gewaltthätig, gefährlich für ihre Umgebung.

Nach Pelman,[1]) Professor der Psychiatrie in Bonn, gelten epileptische Geisteskranke für die gefährlichsten. Sie sind eingebildet und große Egoisten, ihre besseren ethischen Eigenschaften verlieren sich zuerst, mit einer Neigung zu religiösen, moralisierenden Redensarten verbindet sich immer mehr die Lust zu wenig lobenswerten Handlungen. Ein Schriftsteller drückte sich bezeichnend über sie aus: sie hätten den lieben Gott auf der Zunge und die Canaille im Herzen. Dr. Samt, 1875 erster Assistenzarzt der Irrenabteilung der Charité in Berlin, will sogar jeden frischen Kranken, der sich stumm verhält, ängstlich vor dem Arzte niederkniet, diesen Gott benennt und gelegentlich rücksichtslos um sich schlägt, für einen epileptischen Irren ansehen.[2])

Im Laufe der Erkrankung, fährt Pelman den geistesgestörten Epileptiker zu schildern fort, sinke er auf immer tiefere Stufen der sittlichen Verrohung herab, während es mit der Verstandesthätigkeit noch so leidlich gehe, bis endlich

[1]) Pelman, Ueber die Gefährlichkeit der Epileptiker. „Deutsche Revue“, Juli 1901. Seite 99.

[2]) P. Samt, Epileptische Irreseinsformen. Archiv für Psychiatrie. Bd. V und VI. 1875 und 1876.

auch diese in das Wanken gerate und es schließlich zur völligen Verblödung komme. Sehr lehrreich sind auch seine Mitteilungen über den Hang der Epileptiker zum sinnlosen Umherschweifen, wie sie von Hause entweichen, weite Reisen machen, zu Fuß, mit der Eisenbahn und zu Schiff, bis sie aus dem Traumzustande erwachen, ohne andre als unklare Erinnerungen an ihre Abenteuer zu bewahren. Von den fast romanhaften Geschichten, die er und andre glaubwürdige Irrenärzte erzählen, ist jedenfalls die auffallendste die vielcitierte von Legrand du Saulle und Larègne, wonach sich ein solcher Kranker in Havre einschiffte und erst bei der Ankunft in Bombay aus der Dämmerung erwachte.

Wie ist nun der Beweis zu führen, daß Persönlichkeiten, deren Charakter der Schilderung entspricht, die die Psychiatrie von dem epileptischen entwirft, wirklich epileptisch sind? Völlig sicher wird die Diagnose dann, wenn sie an typischen Anfällen leiden, mehr oder minder wahrscheinlich, wenn an Anfällen von unentwickelter Form, Absenzen, Auraanfällen, Dämmerungszuständen, wie sie gerade Epileptikern eigen sind. Nur zur Vermutung berechtigt der Nachweis einer angeborenen Anlage und bei Ausbrüchen von Geistesstörung ihr den epileptischen Formen zukommendes Gepräge. Dagegen ist es nicht gestattet, Persönlichkeiten für epileptisch einzig deshalb zu erklären, weil sie ihren Trieben und Leidenschaften ungezügelten Lauf lassen und ihre Entschlüsse plötzlich fassen und in Handlungen umsetzen, deren Motive nicht klar zu Tage liegen.

VII.
Berühmte Epileptiker.

Wie die Geschichte von der großen Seeschlange durch die alten Zeitungen, so zieht durch die Handbücher der Pathologie die Behauptung, daß viele der größten Männer der Weltgeschichte an Epilepsie gelitten hätten; als merkwürdigste Beispiele werden genannt: Julius Cäsar, Napoleon I., der Apostel Paulus und Mohammed. In einem Aufsatze: „Ueber die Epilepsie Napoleons I.“ setzt Cesare Lombroso noch eine lange Reihe klangvoller Namen auf die Liste der berühmten Epileptiker: Karl V., Peter den Großen, Richelieu, Marlborough, Petrarca, Swift, Händel, Herschel, Faraday, Dickens, Masset, Dostojewsky. Er geht noch einen großen Schritt weiter und erklärt die Epilepsie, die bisher für eine besonders wirksame Ursache der Verblödung galt, für eine Hauptgrundlage der Genialität. Die Epilepsie erweitert er zu einem uferlosen Begriffe, impulsiver und epileptischer Charakter würde ungefähr dasselbe bedeuten, und eine vorübergehende Trübung des Bewußtseins, namentlich in Begleitung von Krämpfen, genügte ohne weiteres, um den Befallenen zum Epileptiker zu stempeln.

Die wissenschaftliche Pathologie wird an die Diagnose der Epilepsie strengere Anforderungen stellen müssen als der geistreiche, in Paradoxien mit einer gewissen Wollust schwelgende Turiner Psychiater. Gewiß läßt sich die Epilepsie eines Peter des Großen, nach den Aufzeichnungen seines jüngsten Biographen,[1]

---

[1]) K. Waliszewski, Peter der Große. Nach neuen Urkunden. Deutsch von Bolin. 2 Bde. Berlin, 1899.

nicht bestreiten. Aber gerade sie taugt sehr wenig zur Begründung der wunderlichen Hypothese von der epileptischen Wurzel der Genialität. Die geniale Anlage des großen Reformators Rußlands ging der Epilepsie voraus und diese nicht jener. Aufgewachsen in der rohsten Barbarei und gewohnt, seine Launen zügellos zu befriedigen, zerrüttete er sein Nervensystem durch furchtbare Trinkgelage und Ausschweifungen, dadurch wurde er trotz seiner glänzenden Begabung epileptisch. Dagegen reichen die dürftigen und unsicheren Aufzeichnungen, die wir über die angeblichen epileptischen Anfälle Julius Cäsars, Napoleons I., des heiligen Paulus und Mohammeds haben, nicht aus, um ihre Natur festzustellen.

Professor Pelman in Bonn hat sich der Mühe unterzogen, dies in dem bereits citierten interessanten Aufsatze nachzuweisen. Bei Mohammed scheint es sich um ekstatische, nicht um epileptische Nervenzustände gehandelt zu haben; er diktierte aus seinen Anfällen heraus die Suren des Korans, was mit der Natur epileptischer Anfälle unvereinbar ist. Bei den drei andern wird nur von vereinzelten Anfällen berichtet, die als epileptische gedeutet werden könnten, aber zum Begriff der Epilepsie gehört die Periodizität der Anfälle, nur wenn sie sich ohne äußeren Anlaß wiederholen, haben sie Anspruch auf diese Bedeutung. Ich werde darauf in Bälde zurückkommen.

Lombroso findet eine Hauptstütze seiner Lehre in der angeblichen Epilepsie Napoleons I. Dieses Genie sei mit allen Merkmalen erblicher Entartung und des epileptischen Verbrechers behaftet gewesen. Er habe im russischen Feldzug, bei Leipzig und Waterloo Fehler gemacht, die sich aus einem epileptischen Geisteszustande erklärten, und infolge dessen habe er zuweilen an unüberwindlicher Schlafsucht gelitten. Als ob sich seine Fehler, sein Schlafbedürfnis nicht auch aus seiner unregelmäßigen Lebensweise, dem Durchwachen ganzer Nächte bei strenger geistiger Arbeit, dem hastigen Verschlingen der Nahrung mit nachfolgender Verdauungsstörung, der Erschöpfung durch die riesigen Aufgaben, die ihm sein ungemessener Ehrgeiz bald auf den Schlachtfeldern, bald im Kabinette stellte, genügend erklären ließen.

In der Hauptsache beruht die Behauptung von Napoleons Epilepsie auf Erzählungen teils von Madame Rémusat, die sich auf die Mitteilungen ihres Mannes beruft, teils von Talleyrand, wonach der Kaiser im Herbste 1805 vor seinem Abgang zur Armee nach Deutschland einen epileptischen Anfall erlitten habe. Aber über den Ort, wo, und die Art, wie er vor sich ging, lauten die Angaben verschieden, wie ich einem Essay Gildemeisters [1]) entnehme, der die beiden urkundlichen Quellen genau verglichen hat.

Nach Frau Récamier trug sich der Vorfall in Mainz zu. Der Kaiser wurde von einer Art nervöser Rührung befallen, vergoß Thränen und erbrach sich. Man mußte ihn niedersetzen und gab ihm Pomeranzenblütenthee. Nach einer Viertelstunde faßte er sich, stand rasch auf, drückte Talleyrand die Hand

[1]) O. Gildemeister, Essays. Bd. 2. Aufl. 2. Berlin, 1897. S. 277 u. 278.

und sagte zu Rémusat: „Die Wagen sind da? Benachrichtigen Sie die Herren! Gehen wir!“ Dies war sicherlich kein epileptischer Anfall.

Ernster lautet die Erzählung Talleyrands, der den Vorfall nach Straßburg verlegt. Napoleon hatte mit ihm gespeist, war von der Tafel allein zur Kaiserin gegangen und kam nach einigen Minuten zurück. Er nahm Talleyrand beim Arm und führte ihn in sein Schlafzimmer. Rémusat folgte, um noch einige Befehle zu erbitten. Kaum waren sie drinnen, so fiel der Kaiser zur Erde. Er fand nur noch Zeit zu sagen, man solle die Thüre zumachen, stöhnte, geiferte und drohte zu ersticken. Talleyrand riß ihm die Halsbinde ab, übergoß ihn mit kölnischem Wasser, Rémusat gab ihm Wasser zu trinken. Er hatte verschiedene Konvulsionen, die nach einer Viertelstunde aufhörten. In einen Lehnstuhl gehoben, fing er an zu sprechen, ordnete seine Kleider, empfahl den beiden Zeugen Geheimhaltung und war eine halbe Stunde später auf dem Wege nach Karlsruhe. — Diese Schilderung entspricht dem Bilde eines epileptischen Anfalls eher und weicht davon nur darin ab, daß Napoleon, wie es scheint, im Anfall Wasser zu trinken vermochte und so rasch sich davon erholte. Epilepsieartig war er jedenfalls; da er aber der einzige glaubwürdig berichtete geblieben ist, von dem die zahlreichen Schriftsteller, die in des Kaisers nächster Umgebung weilten und wirkten, zu erzählen wußten, so gilt hier das Sprichwort, das schon Aristoteles citiert hat: Eine Schwalbe macht keinen Sommer.

VIII.

Epilepsie und Eklampsie.

Wenn Säugetiere rasch verbluten, so erfolgt der Tod fast ausnahmslos unter heftigen Krämpfen, die den epileptischen in den großen Anfällen ganz ähnlich sind. Die gleichen Krämpfe stellen sich ein, wenn die Schlagadern, die dem Gehirn das Blut zuführen, plötzlich verschlossen werden; sie weichen, sobald der Blutstrom wieder hergestellt wird. Auch bei den Menschen beobachtet man den epileptischen ähnliche Krämpfe, wenn sie rasch verbluten, oder ihr Gehirn plötzlich das nötige Blut nicht mehr erhält, beispielsweise bei der Strangulation, wenn der Strick die großen Schlagadern am Halse zusammenpreßt und den Blutstrom zum Gehirn sperrt. Es kann sogar geschehen, daß Leute mit großer Herzschwäche schon dann in Ohnmacht und Krämpfe fallen, wenn sie zu rasch die horizontale Lage mit der aufrechten Stellung vertauschen; ihr Herz besitzt eben nicht mehr Kraft genug, um das Blut der Schwere entgegen hinauf zum Kopf und Gehirn zu treiben. Sie erlangen das Bewußtsein sofort wieder, und die Muskeln erschlaffen, sobald sie in die horizontale Lage zurückkehren. Hat man ferner Tieren viel Blut entzogen, so bleiben sie deutlich bei Besinnung, solange man sie eine horizontale Lage mit gesenktem Kopfe einnehmen läßt; wenn man sie aber aufrichtet, so brechen allgemeine Krämpfe nach Art der epileptischen aus; man kann bei diesen Tieren durch abwechselndes Niederlegen und Aufrichten eine ganze Reihe von epilepsieartigen Anfällen mit Pausen von Erschlaffung dazwischen erzeugen. Endlich sehen wir bei physikalischer oder

chemischer Reizung des Gehirns der Tiere, etwa mit Instrumenten oder durch Aetzung eben solche Krämpfe rasch ausbrechen. Beim Menschen bewirken akute Erkrankungen des Gehirns dasselbe. Akute Entzündungen, Vergiftungen und Infektionen verlaufen mit Anfällen von Bewußtlosigkeit und Krämpfen; sie enden bald tödlich, bald mit Genesung, und in diesem Falle kommt es entweder zu völliger Heilung und dauerndem Verschwinden der Krämpfe, oder nur zu unvollständiger, wenn sie dauernde Beschädigungen des Gehirns und infolge davon fürs ganze Leben Geistesstörungen, Lähmungen und mitunter Krampfanfälle zurücklassen.

Hieraus erhellt, daß es vielerlei Störungen der Gehirnthätigkeit von der kurzen Dauer von nur wenigen Minuten bis zu einigen Wochen gibt, die ähnliche Anfälle herbeiführen wie die Epilepsie. Dennoch bezeichnet die Pathologie die Anfälle solchen akuten Ursprungs nicht als epileptische, sondern nur als epilepsieartige (epileptiforme) und führt sie nicht auf Epilepsie, sondern auf Eklampsie zurück. Diese sei eine akute, die Epilepsie eine chronische Krankheit. Man muß jedoch ehrlich gestehen, daß die Unterscheidung von Epilepsie und Eklampsie weniger durch wissenschaftliche Gründe, als praktische Bedenken aus Rücksichten der Menschlichkeit und ärztlicher Klugheit geboten ist.

Eine scharfe Grenze zwischen akuten und chronischen Krankheiten ist überhaupt unmöglich zu ziehen. Das akute Leiden wird chronisch, sobald es innerhalb von vier bis sechs Wochen nicht mit Heilung endet. Ein chronischer Hirnabsceß kann z. B. unter dem Bilde einer akuten Hirnentzündung mit epileptiformen Anfällen beginnen, die wir zunächst noch nicht epileptische zu nennen wagen, erst dann, wenn sie nach Ablauf von vier bis sechs Wochen noch fortdauern, steht uns nichts mehr im Wege, sie epileptisch zu nennen. Oder eine umschriebene akute Hirnentzündung (Encephalitis) mit eklamptischen Anfällen heilt mit Hinterlassung einer Narbe, einer halbseitigen Lähmung des Körpers (Hemiplegia) durchs ganze Leben und Krämpfen von derselben Gestalt wie in dem akuten Stadium der Krankheit; wir sprechen dann nicht mehr von epileptiformen oder eklamptischen Krämpfen, sondern von einer Epilepsie encephalitischen Ursprungs, oder, wenn dieser nicht klinisch festgestellt werden konnte, von einer Epilepsia hemiplegica. Der Unterschied zwischen Eklampsie und Epilepsie ist in diesen und ähnlichen Fällen nicht innerlich in ihrem Wesen begründet, sondern beruht auf rein äußerlichen Gründen.

Ferner ist nicht einzusehen, warum die Epilepsie nicht ebenso gut wie andre ihr verwandte Krankheiten des Nervensystems, beispielsweise verschiedene Geistesstörungen und die Hysterie, sowohl akut als chronisch soll verlaufen können. Muß die materielle Veränderung, die der Epilepsie zu Grunde liegt, unter allen Umständen vier bis sechs Wochen überdauern? Warum soll sie nicht unter günstigen Bedingungen, wenn sie z. B. nur schwach ausgebildet ist, nicht schon früher ausgeglichen werden können? In der That liegt der Annahme nichts im Wege, daß einem Teil der epileptiformen Anfälle, die wir unter dem Sammelnamen der Eklampsie zusammenfassen, dieselbe materielle Veränderung zu Grunde

liegt, wie den als wirklich epileptischen anerkannten; es ist aber nicht wahrscheinlich, daß Eklampsie und Epilepsie ganz und gar identisch sind. Es giebt sehr leichte, ungefährliche und sehr gefährliche Formen von Eklampsie, denen andre Veränderungen der Nervensubstanz zu Grunde liegen dürften, als die der Epilepsie.

Kinder, namentlich in den ersten Lebensjahren, werden häufig auf geringfügige Anlässe hin von eklamptischen Anfällen ergriffen; ihr Nervensystem reagiert auf die Einwirkung mäßiger Reize, die es in späteren Jahren leicht erträgt, mit allgemeinen Krämpfen und Verlust des Bewußtseins. Das Volk bezeichnet solche Krämpfe hierzulande als Gichter, in Bayern als Fraisen. Kein verständiger Arzt wird ängstlichen Müttern am Krankenbette ihres Lieblings, der irgend eine ungeschickte Speise in den Magen gebracht hat und jetzt, auf die Liebkosungen der Mutter nicht mehr antwortend, in Zuckungen vor ihr liegt, Epilepsie diagnostizieren oder auch nur das Wort „epilepsieartig" in den Mund nehmen. Er liefe Gefahr, seine Reputation einzubüßen, wenn die nächste beste Kinderfrau die auf den Tod erschreckte Mutter mit der Versicherung aufrichtete, es handle sich nur um einen verdorbenen Magen mit Gichtern, und etwas Brechsaft oder „Manna mit Rhabarbara" pflege solche kleine Patienten rasch zu kurieren. Freilich wird der Arzt auch in solchen Fällen das geheilte Kind im Auge behalten. Stellt sich eine auffallend große Reizbarkeit und Neigung zu Krampfanfällen bei ihm heraus, so hat er die Aufgabe, im Verein mit tüchtigen Pädagogen die Erziehung des Kindes in die richtige Bahn zu leiten. Eine Kräftigung des Nervensystems durch geeignete Pflege des Leibes und der Seele ist das einzige Mittel, um späteren Gefahren vorzubeugen.

Schwere und sehr gefährliche Formen der Eklampsie fordern zahlreiche Opfer bei gewissen Nierenleiden, sowohl Erwachsener als Kinder (Eclampsia uraemica), und bei Schwangeren und Gebärenden, namentlich Erstgebärenden (Eclampsia gravidarum). Während die Epilepsie nur ausnahmsweise in den Anfällen tötet, führen die der Eklampsie bei der Urämie und den Schwangeren sehr häufig zum Tode. Glücklicherweise steht die Heilkunst diesen schlimmen Feinden nicht ratlos gegenüber; wie sie vorgeht, um ihnen siegreich zu begegnen, liegt nicht in dem Rahmen meiner Aufgabe.

IX.

Die äußeren Ursachen der Epilepsie.

Die Lösung des alten Rätsels vom Sitz und Wesen jeder Epilepsie blieb der anatomischen Forschung, die den Ursprung so vieler Krankheiten aufgedeckt hat, versagt, obwohl sie unermüdlich und mit immer besseren Werkzeugen arbeitete. Zwar stellte sie eine große Zahl grober und feiner organischer Veränderungen im Bau und Gefüge des Nervensystems fest, die zweifelsohne in vielen Fällen die Epilepsie verschulden: Bildungsfehler des Gehirns und allerlei Produkte entzündlicher Vorgänge und Neubildungen in den verschiedensten Gebieten des Nervensystems, zentralen und peripherischen; die Handbücher bezeichnen sie als die anatomi-

schen Ursachen der Epilepsie. Aber sie sind unbeständig in ihrem Vorkommen und nur bei einer Minderzahl der Epileptischen in der Leiche vorhanden. Gerade die häufigste Form der Epilepsie, die schon aus der Kindheit datiert, bestenfalls mit der Pubertät erlischt, in der Regel aber darüber hinaus fortbesteht, ist „genuin", d. h. frei von ursächlichen anatomischen Veränderungen der Organe des Nervensystems.

Aus dieser Unbeständigkeit des Vorkommens anatomisch nachweisbarer Ursachen ziehen wir den Schluß, daß in ihnen nicht die wesentliche Ursache der Epilepsie gesucht werden darf, sondern daß diese hinter jenen verborgen weilt. Eine materielle Veränderung der Nervensubstanz liegt der Epilepsie zweifelsohne zu Grunde, und sie muß sehr feiner Natur sein, da sie sich bis heute den anatomischen Forschungsmitteln entzogen hat; auch ist sie wahrscheinlich eigentümlicher Art, da sie so eigentümliche Anfälle erzeugt; wir sind deshalb zu der Hypothese berechtigt, es beruhe die Epilepsie in einer eigenartigen, sehr feinen krankhaften Veränderung der Nervensubstanz, die wir als ihre epileptische Veränderung bezeichnen. Sie macht das Nervensystem zu jenen Explosionen geschickt, die die epileptische Krankheit auszeichnen, und aus einer eigentümlichen Modifikation der Nervenerregbarkeit der Grundeigenschaft der Nervensubstanz entspringen.

Unbeständig wie das Vorkommen der anatomischen Ursachen, ist auch ihre Fähigkeit, Epilepsie zu erzeugen. Der nämliche Fehler, die nämlichen Produkte der Entzündung oder Neubildung, die in diesem oder jenem Falle Epilepsie verursachten, finden sich auch in den Leichen von Personen, die nie an Epilepsie, sondern an andern Störungen des Nervensystems gelitten haben. Wie mit den anatomischen Ursachen bei der Epilepsie verhält es sich damit bei einer großen Zahl andrer Nervenkrankheiten, die alle darin übereinstimmen, daß ihnen keine beständige und bestimmte anatomische Ursache zu Grunde liegt. Die Pathologie unterscheidet sie als Neurosen von den organischen Nervenkrankheiten, bei denen dies der Fall ist. Sie handelt deshalb die Epilepsie bei den Neurosen ab, von denen die Geistesstörungen, die Hysterie und die Neuralgien der Epilepsie am nächsten verwandt sind. Sie sieht sich aber gezwungen, die Epilepsie auch als ein Symptom zahlreicher organischer Nervenkrankheiten in Betracht zu ziehen, und in diesem Sinne stellt sie die selbständigen mit den genuinen identischen Epilepsien, den symptomatischen gegenüber. Eine feste Grenze zwischen beiden läßt sich freilich nicht ziehen, denn entfernt man eine Nervengeschwulst, die Epilepsie verursacht hat, und schwindet diese infolge der Operation, so war die Epilepsie symptomatisch, besteht sie aber nachher trotzdem fort, so ist sie bereits selbständig geworden, weil man mit dem heilsamen Eingriff zu lange gewartet hat.

Diese auffallende Unbeständigkeit der ursächlichen Beziehungen der organischen Veränderungen des Nervensystems zur Epilepsie erscheint nur so lange rätselhaft, als die anatomischen Einrichtungen des Nervensystems und die Gesetze seiner physiologischen Verrichtungen unzureichend aufgeschlossen sind. Das Dunkel

weicht mit der wachsenden Aufhellung des Mechanismus, der die epileptischen Anfälle in Gang setzt und zum Ablauf bringt. Wir werden im weiteren Verlaufe unsrer Betrachtungen sehen, wie weit es bereits gewichen ist. Es wird sich zeigen, daß die Wirkung der schädlichen Eingriffe auf das Nervensystem wie sie bei den organischen Veränderungen der Nervensubstanz erfolgt, einerseits abhängt von dem Orte, wo der Eingriff geschieht, andrerseits von der Art des Eingriffs. Der Erfolg einer mechanischen Verletzung und der Entzündung, die ihr nachfolgt, kann sich verschieden gestalten, je nachdem die Verletzung diesen oder jenen peripherischen Nerv, dieses oder jenes zentrale Nervengebiet trifft, und je nachdem die Entzündung rasch oder langsam verläuft, sich auf enge Grenzen beschränkt oder weit um sich greift, die Nervensubstanz mehr oder weniger reizt, in ihrem Gefüge ändert oder ganz zerstört.

Auch chemische Einwirkungen auf das Nervensystem sind eine nicht ganz seltene Ursache der Epilepsie, am häufigsten die chronische Selbstvergiftung durch alkoholische Getränke, seltener die in der Regel gewerbliche Bleivergiftung durch Bleiweiß, Mennige und andre Bleipräparate. Aehnlich wie bei den anatomischen Ursachen verhält es sich bei den chemischen mit ihren Beziehungen zur Epilepsie. Die Individuen reagieren gegen Alkohol sowohl wie Blei sehr verschieden. Beispielsweise wird ein Gewohnheitssäufer von häufigen alkoholischen Delirien und zuletzt von unheilbarem Wahnsinn ergriffen und bleibt bis ans Ende seines Lebens von Epilepsie verschont, während ein bis dahin enthaltsames Individuum nach einem einzigen Exzesse von Epilepsie befallen wird. Und Cajus heilt sich von alkoholischer Epilepsie, indem er den geistigen Getränken dauernd entsagt, während dies Marcus bei der gleichen Enthaltsamkeit nicht gelingt, entweder weil der Alkohol die Epilepsie nicht wirklich verursacht, sondern nur die schlummernde Krankheit zum Ausbruch veranlaßt hatte, oder weil die anfangs nur symptomatische Epilepsie bereits selbständig geworden war.

Von gemischter, anatomisch-chemischer Natur ist die Infektion durch das Gift der Syphilis, eine nicht ganz seltene Ursache der Epilepsie. Es bewirkt häufig organische Veränderungen an dem Nervengewebe selbst oder den Blutgefäßen, die es ernähren, eigentümliche Entartungen und Neubildungen, die als Zwischenursache die Epilepsie bewirken, aber keineswegs beständig vorhanden sind. Ein „spezifisches“, gegen die Syphilis gerichtetes Heilverfahren beseitigt die Epilepsie, die aus ihr entspringt, am sichersten.

Neben diesen grob materiellen Ursachen der Epilepsie spielen noch seelische eine wirksame Rolle, am häufigsten eine heftige Gemütserschütterung, ein plötzlicher Schreck zum Beispiel. Freilich ist es oft unmöglich zu entscheiden, ob die Gemütsbewegung wirklich die Krankheit verursachte oder nur den ersten Ausbruch einer bereits verborgen schlummernden veranlaßte.

Damit sind die wichtigsten Ursachen der Epilepsie aufgezählt, womit uns die Pathologie bekannt gemacht hat. Sie reichen, wie wir gesehen haben, nicht immer aus, das Zusammenkommen der Epilepsie zu bewirken, und bilden neben dem Ort und der Art ihrer Einwirkung auf das Nervensystem gewissermaßen

das äußere Moment ihrer Entstehung, das durch ein inneres, individuelles, die epileptische Anlage, ergänzt werden muß.

X.

Die epileptische Anlage.

Es ist der Thatsache bereits gedacht worden, daß eklamptische Krämpfe sich in den ersten Lebensjahren weit häufiger einstellen, als in späteren Jahren. Schon ein kleines Uebermaß von Reizung der Sinnes- oder Gefühlsnerven, die das reife Gehirn kaum aus seinem Gleichgewichte bringt, versetzt es in der ersten Lebenszeit leicht in heftige Erregung, die das dürftige Lämpchen des Bewußtseins erlöschen macht und Zuckungen des ganzen Leibs, die sogenannten Gichter oder Fraisen, entfesselt. Man hat diese auffallende Geneigtheit, in Zuckungen zu verfallen, mit dem gräßlichen Namen der Konvulsibilität belegt und führt sie im kindlichen Lebensalter auf zwei Ursachen zurück. Einmal auf die noch mangelhafte Ausbildung der anatomischen Einrichtung des kindlichen Gehirns, und dann, nach dessen erfolgter Ausbildung, auf seine noch mangelhafte Erziehung. Die zentralen Nervenbahnen, die zur Verknüpfung unsrer Gefühle, Wahrnehmungen und Vorstellungen dienen (Associationsbahnen), und die zentrifugalen, die als Affekt- und Willensbahnen die vom Gehirn ausgehenden Anstöße auf die Muskeln unsrer beweglichen Leibesteile übertragen, sind nach der Geburt nur unvollständig hergestellt und werden erst im Verlaufe einiger Monate ausgebildet (Flechsig). Wie es dann noch vieler Jahre bedarf, um den Willen in den Gebrauch dieser Einrichtungen, teils mit Hilfe des angeborenen Triebs der Nachahmung, teils durch Uebung, Abrichtung und Erziehung, einzuüben und die Nervenbahnen geläufig zu machen — abzuschleifen —, ist bekannt. Nur allmählich erlernt das Kind die Kunst, die wilden und ungeordneten Massenkontraktionen der Muskeln seines Körpers in Gruppen- und Einzelkontraktionen zu sondern und zu bestimmten Zwecken räumlich und zeitlich in mannigfachster Weise geordnet untereinander zu verbinden. Damit tritt dann an die Stelle des explosiven Strampelns und Zappelns, Grimassierens, Gröhlens und Jauchzens das motivierte Greifen und Fassen, Stehen und Gehen, Deuten und Sprechen, die Konvulsibilität weicht einer verständigen und gemütlichen Aktivität. Diese Herrschaft über die anatomischen Einrichtungen seines Nervensystems erlangt der Wille, indem er lernt, seine Befehle auf den richtigen Bahnen zu den Muskeln zu leiten, während er die andern absperrt. Darauf beruht unsre ganze Erziehung. Sie lehrt die Kunst, Gefühle, Triebe und Vorstellungen durch verständige Erwägungen zu zügeln und die Gebote der Pflicht in entsprechende Handlungen umzusetzen. Die Herrschaft über die Hemmungseinrichtungen des Nervensystems bändigt das wilde Tier, das der Mensch durch das ganze Leben verschlossen im Busen mit sich trägt.

Betrachten wir von diesem entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus die großen eklamptischen und epileptischen Krampfanfälle, so verlieren sie das Wunderbare, das die Alten mit heiligem Schauer erfüllte. Wir dürfen sie auffassen

als einen Zustand übermäßiger Erregtheit, die sämtliche Nervenbahnen plötzlich überflutet. Sie sprengt alle hemmenden Riegel, das Licht des Bewußtseins, das nur bei ruhigem Flusse der Erregung leuchtet, erlischt, und der wilde Strom ergießt sich in die zentrifugalen Bahnen und versetzt die Muskeln in heftige Zuckungen.

Wie die eklamptischen Anfälle vorzugsweise die Kindheit heimsuchen, so wird auch in ihr vorzugsweise der Grund zu der genuinen Form der Epilepsie gelegt, in ihr reift bereits die angeborene epileptische Anlage. Sie kann im Mutterleibe erworben werden und aus mechanischer Beschädigung der Frucht durch Schläge auf den mütterlichen Leib hervorgehen; oder sie ist die Folge von Trunksucht der Eltern; oder endlich sie ist erbliche Familienanlage. Als solche beschränkt sie sich nicht enge nur auf die Epilepsie, sondern erstreckt sich auf nervöse Erkrankungen überhaupt, insbesondere Neurasthenie, Seelenstörungen, Neuralgien und Hysterie. Warum ein Glied der erblich belasteten Familie von Epilepsie, ein andres von Geistesstörung befallen wird, ein drittes frei ausgeht oder nur an Migräne und „schwachen Nerven“ leidet, wissen wir nicht.

Ein ebenso erfahrener als geistreicher französischer Irrenarzt, Morel (gest. 1873), hat in einem berühmten Werke[1]) gezeigt, wie aus der erblichen Belastung allmählich eine Entartung der Familie hervorgehen und schließlich ihren Untergang herbeiführen kann. Dienen Eltern, behaftet mit schlechten Gewohnheiten und Lastern, den Kindern zum Vorbild, so kann eine Abschwächung der leiblichen und seelischen Konstitution nicht ausbleiben, die in der Reihe der Generationen sich verschlimmern wird. Damit erfüllt sich das biblische Wort, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied. Die Entartung schreitet in der Potenz fort, wenn gleich veranlagte Blutsverwandte unter sich fruchtbare Ehen eingehen. Vorsorglich hier durch Rat und Gesetze einzugreifen, ist eine heilige Pflicht, aber sehr schwierige Aufgabe für Aerzte, Pädagogen und Gesetzgeber.

Morel hat eine lange, nützliche Liste von Degenerationszeichen aufgestellt, doch sei man bei ihrer Verwertung in der Praxis auf der Hut vor Ueberschätzung ihrer Bedeutung. Vor dreißig Jahren beriet mich eine ausgezeichnete Mutter wegen eines ihrer Knaben, dessen unruhiges Wesen und auffallende Lust zu unnützen Streichen ihr große Sorgen machte, und bat mich, ihn auf etwaige ursächliche leibliche Anomalien zu untersuchen. Ich hatte gerade Morels Schrift studiert, fahndete auf Degenerationszeichen und glaubte, einige entdeckt zu haben, behielt aber vorsichtig den bedenklichen Befund bei mir. Der Knabe ist inzwischen zu einem tüchtigen ärztlichen Kollegen herangewachsen und der Stolz seiner Mutter, die ihn zu einem ehrenfesten Manne erzog. Die Erziehung ist eben ein wichtiger Teil der Prophylaxis bei nervöser Belastung und der Heilkunst bei den Neurosen der Kindheit.

---

[1]) Bénéd. Aug. Morel, Traité des dégénerescences physiologiques, intellectuelles et morales de l'espèce humaine. Paris, 1857. (Mit Abbild.)

Es läßt sich jedoch bei vielen genuinen Epilepsien, denen zweifellos eine angeborene Anlage zu Grunde liegt, weder erbliche Belastung noch irgend ein äußeres Zeichen der inneren Anlage nachweisen. Ganz wohlgebildete und geistig wohl befähigte Personen können vor oder nach der Pubertät an Epilepsie erkranken ohne nachweisbare Familienanlage. Ihre Anlage ist rein individuell. Sie verrät sich nur durch das geringe Widerstandsvermögen gegenüber schädlichen Einwirkungen auf das Nervensystem, sie reagieren darauf mit ungewöhnlicher Stärke, in der Kindheit wie erwähnt mit eklamptischen Anfällen, im späteren Leben mit Ohnmachten, Schwindelanfällen, Affektausbrüchen, unbesonnenen Handlungen. Auf geringfügige Schädigungen des Nervensystems kommt es zu schweren Störungen seiner Verrichtungen, die ganz außer Verhältnis dazu stehen. Ein Schlag auf den Kopf, der bei den meisten Personen das Gehirn nicht oder nur vorübergehend aus dem Gleichgewichte bringt, eine einmalige Berauschung, deren Folgen binnen 24 Stunden verwunden zu sein pflegen, erzeugt bei den Beanlagten Epilepsie oder Geistesstörung. So sah ich in der Irrenanstalt Illenau einen kräftig gebauten Bauern mit unheilbarem Wahnsinn, verursacht durch den ersten und einzigen Rausch in seinem Leben. Er war in strenger Zucht und Arbeit bei seinen Eltern auf dem Dorfe aufgewachsen und geistiger Getränke ungewohnt. Bei der Konskription zog er mit den andern Rekruten nach hergebrachter Weise in der Amtsstadt, Offenburg, von Schenke zu Schenke und betrank sich. Der Rausch ging in Tobsucht über und dauerndes Irresein blieb zurück.

Worin die eigentümliche materielle Beschaffenheit des Nervensystems, die der Anlage zu Grunde liegt und es befähigt, leichter als bei mangelnder Anlage die epileptische Veränderung einzugehen, ist gänzlich unbekannt.

Personen mit epileptischer Anlage haben ihre Lebensweise mit derselben Vorsicht zu regeln, wie sie den Epileptischen selbst geboten ist. Wie nahe sich hier die Grenzen des Erlaubten und Unerlaubten berühren, lehrt folgende Erfahrung. Ein junger Jurist, der später eine große Rolle im öffentlichen Leben spielte, litt an epileptischen Anfällen, die oft in Jahresfrist nicht wiederkehrten. Als Student gehörte er einem Corps an und wurde sein angesehener Führer auf der Mensur und in den Konventen, aber er durfte an den Kneipabenden nur ein Glas Bier trinken; überschritt er dieses Maß nur um ein Glas weiter, so büßte er seine Unvorsichtigkeit in der Nacht mit einem Anfall. Eine richtige Lebensweise kann die Anlage tilgen, wie sie zuweilen die Epilepsie selbst zur Heilung bringt. Es kann nötig werden, allen erregenden Getränken, Gewürzen und Speisen, sogar dem Fleische zu entsagen.

XI.

Die Epilepsie als Folge einer erhöhten Reizbarkeit des Gehirns.

Als die eigentliche und wesentliche Ursache der Epilepsie pflegt man eine erhöhte Reizbarkeit oder Erregbarkeit des Nervensystems anzusehen. Die Reizbarkeit oder, was dasselbe bedeutet, Erregbarkeit ist erst seit etwa 150 Jahren

aus einem bildlichen ein fester, physiologischer Begriff geworden. Als solcher hat er die Wissenschaft mit einer allgemeinen Eigenschaft der Grundsubstanz der belebten Welt, dem Protoplasma, bekannt gemacht, die das dunkle Problem der tierischen Bewegung und ihrer Beziehung zu Empfindung und Wille, das die besten Denker aller Zeiten beschäftigt hat, dem Verständnis näher brachte. Erst seitdem ist der Ursprung der Epilepsie und insbesondere die Mechanik ihrer Krampfanfälle der wissenschaftlichen Untersuchung mit Aussicht auf Erfolg zugänglich geworden.

Wie wir gehört, sahen die alten Aerzte in der auffallendsten Erscheinung der Epilepsie, den Krämpfen der großen Anfälle, das wesentlichste Kennzeichen der Krankheit, und hofften deshalb, ihrem Ursprung auf die Spur zu kommen, wenn sie die Ursache ihrer Krämpfe aufdeckten. Wie naiv sie dabei vorgingen, erhellt am besten aus der Hypothese, die einer der berühmtesten Aerzte des 18. Jahrhunderts, der Wadtländer Tissot (1728 bis 1797) in einer Monographie der Epilepsie (Paris 1770) aufgestellt hat. Er verlegte die Krankheit in denjenigen Teil des Gehirns, woraus die Nerven entspringen, das Sensorium commune. Sie beruhe in einer übermäßigen Thätigkeit der Spiritus animales, der tierischen Lebensgeister. Die Nerven würden an ihrem Ursprung zusammengedrückt und dadurch die Geister in die Nerven getrieben. Daraus erkläre es sich, warum die Trepanation mitunter die Krankheit heile; sie mache den gepreßten Geistern Luft. Die Thatsache ist richtig, daß durch die Anlegung eines Bohrlochs im Schädelgehäuse, worin das Gehirn luftdicht eingeschlossen liegt, die Epilepsie mitunter geheilt wird oder doch ihre Anfälle seltener werden, wenn das gepreßte Gehirn von dem abnormen Drucke befreit wird, den es beispielsweise durch einen gewaltsamen Eindruck des Schädeldachs, durch Blut- oder Wasserergüsse, Geschwülste u. dergl. erleidet. Dennoch ist es nicht richtig, daß die wesentliche Ursache der Epilepsie in gesteigertem Gehirndruck liegt. Er verschuldet sie nur in einzelnen Fällen, ist aber nicht die Ursache der genuinen Epilepsie, und der Trepan vermag nur da Heilung oder Verminderung der Anfälle zu bringen, wo der vermehrte Hirndruck wirklich die Krankheit verursacht oder häufigere Anfälle veranlaßt.

Die tierischen Lebensgeister Tissots, deren Stammbaum bis auf Galen zurückreicht, und die, wie die Engel an der Himmelsleiter, daran auf- und niedersteigen und je nach der Richtung, die sie einhalten, Empfindung oder Bewegung machen, wurden noch zu Tissots Lebzeiten aus der ernsten Medizin verbannt. Die Physiologie unternahm es, das Problem, das den Bemühungen der Spekulation hartnäckig trotzte, mit Hilfe des Tierversuchs zu lösen. Albrecht v. Haller fand in den Eigenschaften der lebenden Muskeln und Nerven den Schlüssel des Rätsels und die geheimnisvolle Kraft, die das Räderwerk der tierischen Bewegung in Gang setzt und darin erhält. Wie alle großen Entdeckungen, stieß auch die der tierischen Reizbarkeit (Irritabilität) längere Zeit auf Widerstand und bedurfte mancher Korrektur und Ergänzung. Um die Höhe ihres heutigen Standes zu erreichen und zum sichern Fundamente der Nervenphysiologie zu werden, bedurfte es der unermüdlichen Arbeit des ganzen 19. Jahrhunderts, des Scharf-

sinns der ersten Physiologen und Biologen der Neuzeit, und — möge der Leser nicht erschrecken — ganzer Hekatomben blutiger Tieropfer. Ohne diese trieben die Spiritus animales noch heute ihr kindliches Spiel, wie vor 200 Jahren, ungehoben lägen die Schätze, die uns die Haller, Charles Bell, Johannes Müller, Marshal Hall, Claude Bernard und so viele den großen Meistern nacheifernde scharfsinnige Forscher aus dunkler Tiefe an den lichten Tag hoben, und die Pathologie des Nervensystems wäre ein Tummelplatz blinden Köhler- und Aberglaubens geblieben.

Die tierische Bewegung ist in letzter Instanz auf die Reizbarkeit des tierischen Protoplasma zurückzuführen, die es befähigt, auf äußere Eindrücke selbstthätig mit Bewegungen zu reagieren, eine Eigenschaft, die dem Protoplasma der Pflanzenwelt nur in beschränkter Weise gegeben ist. Am deutlichsten tritt sie in dieser bekanntlich an den sogenannten insektenfressenden Pflanzen hervor, den Droseren unsrer Moore und der Fliegenfalle unsrer Gewächshäuser, der Dionaea muscipula.[1])

Die einfachsten tierischen Wesen, die Amöben, die kaum die Anfänge eines Zellenbaus zeigen, sind nichts als winzige Klümpchen Protoplasmas, ausgestattet mit dem Vermögen, sich auf äußere Eindrücke, Reize, zusammenzuziehen, ihre Form zu ändern, auch Fortsätze zu treiben und durch eigne Bewegung den Ort zu wechseln. Diese Vermögen der Kontraktilität und der spontanen Ortsbewegung erlöschen mit dem Tode; sie bleiben der Amöbe nur so lange erhalten, als sie im stande ist, in ihrem Protoplasmaleib die zu seiner Erhaltung nötigen Stoffelemente einzuführen, sie zu assimilieren, d. h. in Protoplasma umzusetzen und das Verbrauchte auszuscheiden. Die Kontraktilität ist somit eine vitale Eigenschaft und verschieden von der rein physikalischen Elastizität, und die spontane Ortsbewegung erfolgt nicht durch äußere Uebertragung, wie die der Billardkugel, die der Stoß des Stabes umhertreibt, sondern durch einen innern Vorgang, den wir Erregung nennen. Die Fähigkeit, in Erregung zu geraten, die Erregbarkeit, geht durch Fortpflanzung auf neue Generationen über. Wir nehmen diese gesicherten Thatsachen hin, ohne uns in Fragen zu verlieren, die die Grenzen der Erfahrung überschreiten, nach dem letzten Grunde der Lebenserscheinungen und des Bestrebens der lebendigen Wesen von der Amöbe bis hinauf zum Menschen, sich als Ganzes zu erhalten und durch Vermehrung fortzupflanzen. Es ist der mit dem Leben verknüpfte, aber unerklärliche Trieb der Selbsterhaltung und Fortpflanzung, der das Bestehen der Individuen und Arten sichert.

Mit dem Aufbau und der fortschreitenden Gliederung der Tierwelt formt sich das Protoplasma zu Zellen und ihren mannigfachen mikroskopischen Abkömmlingen in Gestalt von Fasern, Röhren, Platten, Bläschen mit einfachen

---

[1]) Vergl. G. Haberlandt, Sinnesorgane im Pflanzenreich zur Perzeption mechanischer Reize. Leipzig 1901. — Wie der Titel lehrt, steht H. auf dem Standpunkte der berühmten Schrift Fechners: Nanna, oder über das Seelenleben der Pflanzen. Leipzig 1849.

und verzweigten Ausläufern u. s. w. Diese Formelemente verbinden sich zu Geweben mit verschiedenen Eigenschaften, die Gewebe verflechten sich zu Organen, und diese setzen sich zu Systemen zusammen, unter die nun die Arbeit verteilt wird, die der einfache Leib der Amöbe sämtlich verrichtete. Die Aufnahme, Zerkleinerung, Lösung der Nahrungsstoffe, ihre Assimilation, die Ausscheidung des Verbrauchten, die Fortpflanzung u. s. w. besorgen äußerst mannigfaltige Organe und Systeme, die den äußern Lebensbedingungen der verschiedenen Tierarten angepaßt sind. Das Gleiche gilt für die Bewegung, die schließlich durch zwei Systeme, das Muskel- und Nervensystem vermittelt wird. Jenes allein ist mit der Kontraktilität ausgerüstet, die Muskeln besitzen die Fähigkeit, sich zusammenzuziehen (zu kontrahieren), Lasten zu heben und vom Orte zu bewegen, während das Nervensystem Sensibilität besitzt, d. h. die Eindrücke, die es empfängt, zu Empfindungen verarbeitet, die dann weiter zu Vorstellungen und beim Menschen zu Begriffen verwoben werden. Seine Erregungen übertragen sich teils unbewußt, teils bewußt auf die Muskeln, die sich kontrahierend unendlich mannigfaltige Bewegungen ausführen, je nachdem sie an das Skelett befestigt sind, oder Schläuche umkleiden, wie den Magen und Darm, die Blutgefäße, das Herz u. s. w. Mit der Bildung von Muskel- und Nervengewebe in der aufsteigenden Tierreihe scheidet sich die Erregbarkeit in Muskel- und Nervenerregbarkeit und fällt die Kontraktilität ausschließlich den Muskeln zu, die Sensibilität den Nerven; jede besteht für sich, doch ist das Muskelsystem dem Nervensystem unterstellt.

Wo in der Reihe der lebenden Wesen die Kontraktilität beginnt, ist am Form- und Ortswechsel der Individuen objektiv wahrnehmbar und leicht festzustellen, aber die Sensibilität ist als ein subjektiver Vorgang einer direkten Beobachtung unzugänglich. Sie kann nur aus dem Nachweis von Nervengewebe oder von seelischen Motiven der beobachteten Beobachtung erschlossen werden. Im einen wie im andern Falle steht die Entscheidung der Frage mehr oder weniger im Belieben der Beurteiler; es ist oft schwer zu bestimmen, ob ein Gewebe nervöse Struktur hat, und ob es zur Erklärung einer zweckmäßigen Bewegung notwendig seelischer Motive bedarf. Eins aber ist sicher und reicht für unsre Zwecke hin: je höher die seelische Ausbildung in der Tierwelt wird, desto vollkommener ist das Prinzip der Arbeitsteilung und der Verfeinerung der Arbeitswerkzeuge auch im Nervensystem durchgeführt. Für neue Bewegungsformen und neue seelische Verrichtungen treten nicht nur neue mechanische Werkzeuge (zum Schwimmen, Fliegen, Klettern u. s. w.) mit den nötigen Muskeln ausgerüstet, sondern auch neue nervöse Organe zu den unentbehrlichen alten hinzu und die entbehrlichen schwinden. Das Nervensystem der Wirbeltiere gestaltet sich anders, als das der wirbellosen, und bei den Wirbeltieren nimmt aufsteigend von den Fischen zu den Säugetieren das Gehirn im Verhältnisse zu dem Rückenmark und dessen oberster Anschwellung, dem verlängerten Halsmark, mehr und mehr an Größe zu. Am Gehirn selbst erreicht das Großhirn, das eigentliche Denkorgan, gegenüber dem Kleinhirn und dem Mittelhirn eine immer

größere Ausbildung, und schließlich erlangt beim Menschen der vornehmste Teil des Großhirns, der Großhirnmantel mit der Rinde, eine alle Säugetiere übertreffende Mächtigkeit.

Bei der schwankenden Bestimmung des Seelenbegriffs kann es uns nicht Wunder nehmen, daß Naturforscher von dem Ansehen eines Fechner oder Pflüger, jener der Pflanze, dieser dem Rückenmark des Froschs eine Seele zuschrieben. Beschränken wir die Frage nach dem Seelenorgan auf den Menschen, was für unsre Ziele genügt, so erleichtern wir uns die Aufgabe, wenn wir nur demjenigen Gebiete des Nervensystems eine solche Bedeutung zugestehen, wo die Erregungen zur bewußten Wahrnehmung kommen. Die Erregung ist nichts als ein physischer Akt, erst die Wahrnehmung erhebt ihn zum seelischen. Die Verwandlung der Erregung in bewußte Empfindung, auf deren Grundlage sich dann das weitere bewußte Geschehen, Geist und Gemüt, die menschliche Persönlichkeit, ausbilden, ist die Physik unfähig zu begreifen, wir nehmen sie als Thatsache hin und überweisen sie der Metaphysik zur Erklärung. Das Gebiet aber, wo die Eindrücke, die von allen Teilen des Organismus einlaufen, wie in einer Sammelstätte, und zu Empfindungen, Bildern, Vorstellungen, Gefühlen höherer Ordnung (sittlichen, ästhetischen, religiösen u. s. w.) verarbeitet und als solche registriert werden, ist das Gehirn. Von ihm aus ergehen dann die Anstöße, die wir dem Affekt und dem überlegenden Verstande zuschreiben, die zu den Muskeln geleitet diese zur Kontraktion reizen und die Bewegungen erzeugen, als den objektiven Ausdruck der inneren vielverschlungenen Erregungsvorgänge unsers Gehirns. Nur das Gehirn hat nach allen klinischen Erfahrungen beim Menschen die Bedeutung eines Seelenorgans in dem von uns begrenzten Sinne. Die Erregungen, die unterhalb des Gehirns vor sich gehen, im Rückenmark mit Einschluß seiner obersten Anschwellung, dem verlängerten Hirnmark, und allenfalls noch in den angrenzenden Teilen des Gehirnbodens, wo die Gehirnerven ein- und austreten, sowie in den peripherischen Nerven und Nervenknoten (Ganglien), kommen nur ins Bewußtsein, wenn sie sich mit ausreichender Stärke weit genug in das Gehirn hinein fortpflanzen. Damit ist nicht behauptet, daß nicht auch unbewußte Erregungen im Gehirn vor sich gehen, sie gehen stets neben den bewußten her, und der seelische Vorgang des Aufmerkens kann sie unter den Fokus des Bewußtseins bringen; sie spielen, wie wir sehen werden, keine geringe Rolle bei der Epilepsie.

Bei dieser Verteilung der Verrichtungen des Nervensystems unter seine Provinzen ist die Epilepsie als eine Gehirnneurose aufzufassen; denn von allen Thätigkeiten, die sie in ihren Anfällen aufhebt oder stört, ist es die dem Gehirne ausschließlich zukommende Fähigkeit der bewußten Wahrnehmung, die in den Anfällen am beständigsten entweder gänzlich aufgehoben oder doch in auffallendster Weise geschwächt wird. Auch in den epileptischen Traumzuständen werden die Vorgänge im Anfall so unklar bewußt und deshalb so schlecht registriert, daß sie nur ausnahmsweise und dann nur dunkel und teilweise in Erinnerung gebracht werden können.

Neben der Beständigkeit und Tiefe der Bewußtseinsstörung, die in den flüchtigen Absenzanfällen am auffallendsten zu Tage tritt, ist der spontane, d. h. nicht äußerlich, sondern innerlich bedingte, in unregelmäßigen Perioden wiederkehrende Ausbruch der Anfälle, was der Krankheit ihren eigentümlichen Charakter giebt. Die Erregbarkeit des Gehirns ist nicht nur abnorm gesteigert, was die Epilepsie mit andern Gehirnkrankheiten gemein hat, sondern sie wächst auch von Zeit zu Zeit bis zu einer solchen Höhe an, daß es zu Explosionen kommt, wie bei selbstentzündlichen Gasen, ohne daß der versteckte Anlaß dazu aufgefunden werden kann.

Die Wirksamkeit des Bromkaliums, das in ausreichenden Gaben angewendet, den Ausbruch der Anfälle häufig verhindert oder doch verzögert, mitunter auch bei langem Gebrauch die Epilepsie heilt, beruht in der Herabsetzung der krankhaft gesteigerten Erregbarkeit infolge seiner diesem Mittel eigentümlichen, „spezifischen" Beziehungen zum Nervensystem, vielleicht zum tierischen Protoplasma, dessen Grundsubstanz. Möglicherweise brächten darüber Aufschluß feine Versuche am Protoplasmaleib der Amöben. (Schluß folgt.)

Ueber Bedingungen des Wertes heutiger Heere.

Von

General der Artillerie z. D. **Rothe.**

In unsrer Zeit mächtiger Kulturentwicklung zieht eine Störung des Friedens alle Völker in Mitleidenschaft. Je ernster aber das Streben eines Volkes ist, je wertvoller sein Besitz, je höher seine Ziele und vielversprechender seine Zukunft, um so dringender ist auch sein Interesse an der Erhaltung des Friedens und seine Pflicht, für ihn einzutreten.

Gesichert kann der friedliche Wettstreit der Völker wie die Erfüllung ihrer Kulturaufgaben nur werden durch politische Macht, sie aber ist undenkbar ohne Kriegsmacht. Und vollgültig kann als solche nur betrachtet werden ein Schwert, das sich auch jenseits der Meere zu zeigen und Achtung zu verschaffen vermag; scharf genug, um den Willen zu erzwingen, den man auf friedlichem Weg nicht durchzusetzen vermochte, und nachhaltig wirkend, um wiederholter Friedensstörung vorzubeugen. Denn schwerer wie früher machen sich bei der heutigen hohen Kultur der Völker die Folgen eines Krieges geltend. Nicht der Besiegte allein leidet durch sie, auch der Sieger wird geschädigt. Während das Volk in Waffen seine ganze Kraft zur Erringung des Erfolges einsetzt, droht ihm die Gefahr,

daß seine Industrie erlahmt, sein Handel notleidet und von andern an sich gerissen wird, seine Kulturaufgaben ruhen und dem vielleicht glänzenden Siege eine lange Zeit der Ermattung auf allen Gebieten seines Lebens folgt.

Es wird daher heute mehr wie je vornehmste Aufgabe einer Kriegsmacht sein, den entbrannten Kampf in kurzer Frist zu Ende zu führen. Nur ein kurzer Krieg beschränkt auch die Einmischung andrer wie gefahrbringendes Entfesseln menschlicher Leidenschaften. Je mächtiger das Schwert und je geschickter sein Gebrauch, desto eher wird sich diese schwere Bedingung erfüllen lassen, desto geringer werden die Opfer an Gut und Blut auf beiden Seiten, desto erträglicher werden die Nachwirkungen des Krieges sein.

So ist es nur eine natürliche und unabänderliche Forderung unsrer Zeit, daß mit der Verschärfung des friedlichen Wettstreites der Völker auch deren Land- und Seestreitkräfte wachsen. Eine starke Kriegsmacht darf im besten Sinne als Hüterin des Friedens und damit auch als Förderin des Wohlstandes betrachtet werden. Ihre Größe ist heute gewissermaßen der Gradmesser für die Selbsteinschätzung des Besitzes, der Interessen, der Aufgaben eines Volkes. In Wahrheit stark ist eine Kriegsmacht aber nur, wenn die Steigerung ihres innern Wertes gleichen Schritt gehalten hat mit ihrem Wachstum. Dies ist keine neue Forderung, sie hat nur mit der vernichtenden Wirkung der heutigen Waffen und mit der Größe der Heere in außergewöhnlichem Maße an Bedeutung gewonnen, während gleichzeitig ihre Erfüllung schwieriger geworden ist.

*

Die rastlos fortschreitende Technik unsrer Zeit hat die Feuerwaffen in hohem Maße vervollkommnet. Ihre Wirkung macht sich auf größere Entfernung, mit größerer Sicherheit, in kürzerer Zeit geltend. Die Verluste der zukünftigen Schlachten werden zwar im ganzen wohl nicht größer sein wie die der früheren, denn jede Truppe, jede Armee verträgt nur ein bestimmtes, ihrem Wert, ihren Nerven entsprechendes Maß, dessen Erschöpfung die Entscheidung bedeutet. Aber da die Verluste rascher eintreten können und Rauchwolken, wie ehedem, das Schlachtfeld nicht mehr verhüllen, so treten sie naturgemäß für die Kämpfenden auch mehr in die Erscheinung, wirken stärker auf ihre Sinne und zersetzender auf das Gefüge der Verbände.

Für die Ausbildung im Gebrauch der Waffen können bestimmte Vorschriften gegeben werden, nur erfordert diese Ausbildung mehr Fleiß und Zeit, wenn auch wirklich die Steigerung der Leistung erreicht werden soll, die die heutigen Waffen zulassen. Für die Gefechtstaktik ist es aber schwieriger wie ehedem, die richtigen Formen zu finden. Denn zur Erkämpfung der Entscheidung muß auch heute noch an den Feind herangegangen werden. Den Angriff aber auch den neuen Waffen gegenüber noch mit einem erträglichen Maß eigner Verluste durchzuführen, dafür kann ein Muster für alle Fälle nicht gegeben werden. Die Vorschriften müssen mehr Freiheit in der Wahl der Mittel lassen wie früher, und damit

werden an die Führer aller Grade wie an den gemeinen Mann auch höhere Anforderungen gestellt.

Offiziere und Unteroffiziere sind in Lösung ihrer Aufgaben dem Feuer stets mehr ausgesetzt; damit treten heute naturgemäß auch rascher größere Verluste an Führern ein und immer jüngere Kräfte rücken in ihre Stellen. Auch alle Organe, die den Melde- und Befehlsverkehr vermitteln, erfahren, namentlich in den vorderen Gefechtszonen, durch das vernichtendere Feuer größere Verluste wie früher, was diesen Verkehr erschwert und seine Zuverlässigkeit beschränkt. Dazu kommt, daß das Gefechtsbild gegen ehedem an Uebersichtlichkeit wesentlich verloren hat, nachdem sich die feuernden Linien nicht mehr durch Pulverdampf hervorheben und das Liegen und Kriechen der fechtenden Truppen eine noch größere Rolle spielt.

So muß der Befehlende größere Voraussicht und ein höheres Maß von Urteilskraft besitzen, durch seinen Befehl dem Untergebenen aber auch größere Selbständigkeit gewähren. Dieser dagegen muß sicherer im eignen Wissen und Können, muß mehr zu eignem Denken, Entschließen und Handeln erzogen sein, er muß mehr Willenskraft besitzen, eine höhere Verantwortung tragen können und sich in seiner größeren Selbständigkeit doch die Beschränkung aufzuerlegen verstehen, die ihn im Rahmen der zu lösenden Aufgabe handeln läßt. Fehlen diese Fesseln strengerer Disciplin, so kann die größere Selbständigkeit nur zu größeren Verlusten und zur Auflösung führen.

Offenes Auge für alles, was um ihn vorgeht, rasch im Erkennen und Ausnutzen der Schwächen des Gegners und der Vorteile, die ihm selbst das Gelände bietet, von Einfluß auf seine Untergebenen wie auf die Nachbarn im Gefecht, dabei mit allen Tugenden ausgestattet, die von jeher dem Soldaten zu wünschen waren, das sind die Eigenschaften, die auch bei den untersten und jüngsten Führern und in den Reihen der Gemeinen heute stärker vertreten sein müssen, um im Gefecht Sieger zu bleiben.

*

Je mehr Räder ein Werk besitzt, um so leichter stellen sich auch Reibungen ein, die den sicheren Gang beeinträchtigen können. Je größer die Heere, um so mehr Teile, um so sorgfältiger muß jede Gelegenheit zu Mißverständnis und Zufall ausgeschlossen werden.

Die Heere sind gewachsen an Zahl der höheren Verbände wie an Stärke der letzteren, hier namentlich an Artillerie; die Corps mußten trotz der vernichtenden Wirkung der heutigen Waffen noch zur selbständigen Durchführung ihrer Aufgaben befähigt bleiben.

Dabei haben sich die Kolonnen und Trains über das alte Verhältnis zu den fechtenden Truppen hinaus vermehrt und das Schwergewicht noch verstärkt, das durch sie den höheren Verbänden von jeher angehangen; die verschiedenartigen schnellfeuernden Waffen bedingen einen gesteigerten Bedarf an Munition und die größeren Heere, zu deren Ernährung der Kriegsschauplatz noch weniger

beitragen kann wie früher, auch die Mitführung größerer Mengen von Lebensmitteln.

Die Verwendung größerer Massen beschränkt die Ausbreitung der einzelnen Verbände, die Ansprüche an die Güte der zu benutzenden Wegeverbindungen müssen herabgemindert werden, will man bei der Entscheidung nicht zu schwach eintreffen, die Marschkolonnen werden länger, die Unterbringung unter Dach und Fach wird schwieriger und ebenso die Heranführung aller Heeresbedürfnisse. Und damit wachsen auch die körperlichen Anstrengungen der Truppen.

Lange Kolonnen aber und geringere Armfreiheit erschweren Aenderungen in der Bewegung der einmal angesetzten Massen und lassen ungestraft Versehen nicht gutmachen. Ein rasches Herumwerfen solcher Heereskörper unter Erhaltung ihrer Lebens- und Kampfbedingungen wird stets schwierig sein.

Soll Schwerfälligkeit nach Möglichkeit gemindert werden, so ist das höchste Maß von Voraussicht und Geschick der höheren Führer, von richtigem Verständnis aller Unterführer für deren Anordnungen nötig. Voraussicht bewahrt davor überrascht zu werden und kann es möglich machen, den Gegner zu überraschen. Ueberraschung aber ist den Massen besonders gefährlich. Unterstützt muß Voraussicht werden durch gründliche Aufklärung über den Feind und seine Absichten. Je größer die Heeresteile, die zu bewegen sind, um so früher muß der Entschluß zum Handeln gefaßt, der Befehl erteilt werden, um nicht zu spät zu kommen. Die Aufklärung muß daher auch von Anfang an weiter nach vorwärts reichen. Aber die beste Aufklärung und der zweckmäßigste Befehl werden ohne Wert sein, wenn sie nicht rechtzeitig die Stelle erreichen, die sie ausnutzen und befolgen soll. Von größter Bedeutung ist es daher heute, eine rasche und zuverlässige Vermittlung der Nachrichten und Befehle auch über weitere Räume hinweg von den vordersten Spitzen bis zur Heeresleitung, zwischen benachbarten Verbänden wie zu abgetrennten Heeresteilen jederzeit auf das vollkommenste einrichten zu können.

Je größer die Heere, die sich gegenüberstehen, je zahlreicher die Teile, deren Handeln in Betracht zu ziehen, um so schwieriger ist auch eine zutreffende Beurteilung der Lage und um so folgenschwerer der Entschluß.

Versagt das Werkzeug oder sein Gebrauch, so wird — je größer die Massen — auch um so furchtbarer eine Niederlage, der Sieg um so vollkommener. Dessen sind sich naturgemäß auch beide Teile bewußt, und daher wird die Erringung eines vollkommenen Sieges schwerer sein wie ehedem. Denn wer sich seiner Aufgabe nicht gewachsen fühlt, an den tritt die Versuchung mächtiger heran, dem entscheidenden Schlage so lange möglich auszuweichen, ihn hinauszuziehen und hierdurch wenigstens den Gegner zu schädigen, dessen ganzes Denken die rasche Beendigung des Kriegs erstrebt.

Die Ueberlegenheit der Zahl zu besitzen, muß stets versucht werden, auf den Sieg aber wird sie nur hoffen dürfen, wenn sich innerer Wert des Heeres und überlegene Führung mit ihr verbinden.

*

Das Werkzeug wird nicht versagen, wenn seine Organisation, Bewaffnung und Ausstattung jeder Art wie seine Ausbildung, vor allem die seiner Offiziere, den Forderungen des heutigen Kriegs entsprechen.

Die Bedeutung strengster Disciplin wie größerer Selbständigkeit fürs heutige Gefecht fordern noch dringender, daß die Führer aller Grade sich schon im Frieden untereinander verstehen gelernt und mit ihrer Truppe eingelebt haben. Es wird daher besonders wertvoll sein, im großen wie im kleinen, mit altgefestigten Verbänden ins Feld zu ziehen und, soweit neue zu bilden sind, für sie Offiziere und Unteroffiziere in möglichst großer Zahl schon im Frieden als Ueberschuß bereitzuhalten.

Aber auch wenn die Organisation des Friedensheeres sich der des Feldheeres nach Möglichkeit anpaßt, so werden die gesteigerte Vielseitigkeit der Kriegsmittel wie ihrer Zwecke und Aufgaben und die Masse der Mannschaften des Beurlaubtenstandes, die im Mobilmachungsfalle einzustellen sind, für die Ueberführung eines Heeres in die Kriegsformation heute doch eine besonders sorgfältige Vorbereitung bedingen.

Sind die Aufgaben, die Pflichten, die Verantwortung für alle Stellen größer geworden, so fordert dies weitere Vertiefung der Berufsbildung. Gründliche Kenntnis des Dienstes macht sicher und selbständig und verleiht Einfluß auf andre. Vorzüglich ist sie von den Führern aller Grade zu fordern, die des Heeres Seele sind. Je höher ihr soldatisches Wissen und Können, um so größer der Wert des Heeres überhaupt. Beispiel überträgt am raschesten und zuverlässigsten gute Eigenschaften, schon deshalb verbürgt ein auf der Höhe stehendes Offiziercorps auch eine gute Truppe.

Die Kürze der Dienstzeit bedingt peinlichste Ausnutzung derselben; soll aber der Bogen nicht überspannt werden, so ist möglichst jede Thätigkeit auszuschließen, die keinen militärischen Nutzen bringt, es sind alle Erschwernisse des Dienstes zu beseitigen durch Schaffung der besten Lehrmittel, zweckmäßiger Schießplätze, ausgedehnter Uebungsplätze. Vor allem aber ist bei kleinen wie bei großen Uebungen kriegsmäßige Gestaltung derselben zu fordern, damit das Bild der kriegerischen Thätigkeit, das sich bei dem Manne und dem Führer festsetzt, nur möglichst wenig abweicht von dem der Wirklichkeit und beim Eintritt in diese nichts all zu Unerwartetes überrascht und die Sicherheit beeinträchtigt. Die durch solche Ausbildung bedingte größere geistige und körperliche Anstrengung aber ist durch gesteigerte Sorge für das Wohl der Truppe, durch bessere Unterbringung und Verpflegung wieder auszugleichen.

Je größer die Massen, die zu leiten sind, um so wichtiger ist die Vornahme von Uebungen in großen und möglichst kriegsstarken Verbänden geworden. Sie führen wenigstens einigermaßen die Schwierigkeiten vor Augen, bei ihrer Bewegung Zeit und Raum in Einklang zu bringen, und schulen nicht nur die höheren Führer praktisch in ihren Aufgaben, sondern auch deren Organe, die Offiziere des Generalstabes. Nur solche Uebungen ermöglichen auch, alle Mittel eines raschen und zuverlässigen Nachrichten- und Befehlsverkehrs auf ihre Kriegsbrauchbarkeit zu prüfen, zu vervollkommnen und einzubürgern.

Stets Hand in Hand mit der praktischen Schulung für den Dienst und von ihr untrennbar muß die Erziehung gehen zur strengsten Disciplin und gleichzeitig zu maßhaltender Selbständigkeit, sowie die Steigerung der Willenskraft — unabweisliche Forderungen des heutigen Gefechts. Die Ueberzeugung von der Notwendigkeit strengster Disciplin zum Nutzen und Segen des Einzelnen wie des Ganzen muß alle erfüllen. Je tüchtiger die Führer, um so mehr wird jede Gelegenheit wahrgenommen werden, jener Forderung zu entsprechen.

*

Die Praxis kann der Wissenschaft nicht entbehren, und je höher die Stufe der allgemeinen Bildung eines Volks und damit die der Masse des Heeres ist, um so mehr wird auch bei den Führern die vollkommenste praktische Schulung mit einem höheren Maß militärischen und allgemeinen Wissens verbunden sein müssen. Und hält sich diese Bildung fern von Bücherweisheit, bleibt sie stets auf praktische Bethätigung gerichtet, ist sie ein Wissen, das freier und sicherer macht im Können, dann fördert sie auch die Berufsbildung unmittelbar.

Eine vornehme Stelle nimmt gerade heute unter den von Offizieren zu pflegenden Wissenschaften die Kriegsgeschichte ein. Gefechtsführung und Kriegführung sind ja naturgemäß unausgesetztem Wandel unterworfen, aber die Aenderungen, die die heutigen neuen Waffen und das Wachsen der Heere bedingen, sind größer und bedeutungsvoller wie die früheren, und ein Beispiel besteht noch nicht. Um so wichtiger und schwieriger ist eine zutreffende Bewertung ihres Einflusses wie der Forderungen, die sie an das Kriegswerkzeug und seinen Gebrauch stellen. Nur ein kriegsmäßig geschulter Geist vermag sich aber richtig in jene neuen Verhältnisse hineinzudenken.

Die Männer, die den großen Krieg in Stellungen kennen gelernt haben, die auch wirklich reiche und vielseitige Erfahrung gewinnen ließen, werden immer seltener; um so mehr gewinnt das Studium der Kriegsgeschichte an Wert, um den heranwachsenden Geschlechtern ein getreues Bild vom Krieg und seinen Erfordernissen zu geben. Tritt ihnen dabei immer wieder vor Augen, daß im Krieg mit Unerwartetem und Reibungen, mit Zufälligkeiten und Ueberraschungen jeder Art zu rechnen ist, daß dort für Beobachten und Erwägen, Entschließen und Handeln meist nur kurze Frist gegeben, daß sich dies alles oft in kritischen Momenten der Bedrohung, im Zustand körperlicher und geistiger Abspannung zu vollziehen hat und trotzdem die Mittel und Wege und auch die eiserne Willenskraft gefunden werden müssen, die bis zum Ziele führen, so werden sie sich auch nie über den Unterschied täuschen, der zwischen der Bethätigung von Wissen und Können im Krieg und Frieden beruht und erkennen, daß Einfachheit sowohl bei der Gestaltung des Werkzeugs wie bei seinem Gebrauch vornehmste Bedingung ist. Je länger der Friede, je leichter wird dies vergessen.

Werden dann die als geboten erkannten Aenderungen stets rechtzeitig vorgenommen, so wird man auch im Kriege selbst vor Enttäuschungen bewahrt

bleiben und nicht gezwungen sein, erst nach opferreichen Erfahrungen Abhilfe eintreten zu lassen.

Daß neben der Kriegsgeschichte für die Vertiefung der Berufsbildung des Offiziers alle Wissenschaften einen erhöhten Wert gewonnen haben, die der Führung und Verwendung der Truppen, wie überhaupt der eigentlichen Ausübung des Kriegshandwerks in seinen verschiedenen Beziehungen zu statten kommen, bedarf eines Beweises nicht.

Daneben verdienen solche größere Berücksichtigung, die ein zutreffendes Urteil über Menschen und Verhältnisse fördern, die Sicherheit des Auftretens und den Einfluß auf andre erhöhen. Und hierfür kommen auch Länder- und Völkerkunde in Betracht, wie möglichst gründliche Kenntnis von Fremdsprachen. Vertrautheit mit Land und Leuten mutmaßlicher Kriegsschauplätze wie die Kenntnis ihrer Sprache bedeuteten für die Ausübung des Kriegsdienstes von je einen Gewinn, heute aber in noch höherem Maße; denn sie vermindern Reibungen, lassen die Aufgaben in Feindesland sicherer, einfacher, rascher lösen und tragen damit zu Kraft- und Zeitersparnis bei, die um so wertvoller ist, je größer die Heere sind.

Besonders nützlich wird es dabei sein, Land und Leute durch den persönlichen Verkehr kennen gelernt zu haben. Schon der Aufenthalt in der Fremde überhaupt fördert die Sicherheit des Auftretens, schärft die Beobachtungsgabe, erweitert den Blick, läßt Urteilskraft rascher reifen und macht Neuem und Fremden gegenüber gerecht. Und besser wie in gewohntem Kreis und unter eingelebten, althergebrachten Verhältnissen läßt sich auch draußen Menschenkenntnis gewinnen. So wird es insonderheit für diejenigen Offiziere, die als höhere Führer und in wichtigeren Stellen Verwendung finden, von großem Nutzen sein, wenn ihnen Gelegenheit gegeben war, durch Reisen die Welt, vor allem die Kulturländer kennen gelernt zu haben; und der heutige erleichterte Verkehr begünstigt solche Reisen.

*

Die Technik hat von alters her im Heeresdienst eine wichtige Rolle gespielt. Liefert sie vollkommene Kriegsmittel, so ist dies ein hohes Verdienst; schwieriger freilich wird stets die Kunst bleiben, dieselben mit Erfolg zu gebrauchen, mit ihnen zu siegen. So darf auch technisches Wissen und technische Ausbildung die taktische niemals beeinträchtigen. Hiermit steht jedoch nicht im Widerspruch, wenn ihnen im Kriegsdienst unsrer Zeit doch ein breiterer Raum gewährt wird wie bisher. Denn nachdem die technischen Wissenschaften sich in ungeahnter Weise entwickelt haben und kaum eine Aufgabe ungelöst lassen, die an sie herantritt, nachdem dieselben wetteifern, vor allem den Bedürfnissen des praktischen Lebens zu dienen, hat die Technik für uns überhaupt eine andre, höhere Bedeutung gewonnen. Eignet sich doch bewußt und unbewußt, durch Lernen und durchs Leben, jedermann ein größeres oder geringeres Maß technischen Wissens an. Aber auch die vernichtende Wirkung der heutigen Waffen und die Massen-

Heere unsrer Zeit nötigen dazu, die Technik in Anspruch zu nehmen, wo immer sie helfen kann.

Allerdings hat sie sich den Forderungen des Krieges anzupassen, und diese sind in so vieler Hinsicht einzigartig, daß — wenn auch auf dem Boden der allgemeinen Technik fußend — doch eine besondere Kriegstechnik bestehen und als solche weiter entwickelt werden muß. Einfachheit in Konstruktion, Herstellung und Gebrauch, Widerstandsfähigkeit gegen zerstörende Einflüsse jeder Art und gegen rücksichtslose Behandlung sind wesentliche Forderungen, denen sie zu entsprechen hat.

Die Zahl der technischen Truppen ist wohl mit dem Anwachsen der Heere gestiegen, aber nicht ganz in dem Verhältnis der vermehrten technischen Aufgaben, die im heutigen Kriege der Lösung bedürfen. So müssen alle Waffen ohne Ausnahme die Ausübung mancherlei technischer Leistungen selbst übernehmen, und wenn hinsichtlich dieser Forderung bestimmte Grenzen nicht überschritten werden, wird sie auch erfüllbar sein ohne Schädigung wichtigerer Interessen. —

Je ebenbürtiger sich die Kriegsmächte großer Staaten sind, um so näher muß es für sie liegen, sich in der Bewaffnung stets von neuem zu überbieten, und je besser die Waffen werden, um so mehr verlangt eine vollkommene Ausbildung mit denselben technische Kenntnisse. —

Muß von einer erfolgversprechenden Führung verlangt werden, auch die heutigen Heeresmassen ohne Rücksicht auf die Schwierigkeiten des Geländes und der Verbindungen überraschend zu verwenden, so muß die Technik helfen den Weg zu bahnen, Verbindungen über Hindernisse jeder Art hinweg in kurzer Frist zu schaffen und ebenso auch solche zu zerstören, wenn es gilt, den feindlichen Vormarsch aufzuhalten.

Neue Waffen führen stets zu neuen Schutzmitteln, diese aber auch immer wieder zu verbesserten Waffen, so daß das Verhältnis beider zu einander im allgemeinen keine wesentliche Aenderung erfährt. Zeitgemäß ausgebaute permanente Befestigungen werden zu allen Zeiten nützliche Dienste zu leisten vermögen, wenn sie richtig verstanden werden. Ihr Wert läßt sich nicht grundsätzlich einschätzen, er hängt von vielen, je nach der Kriegslage wechselnden und nicht leicht zu beurteilenden Faktoren ab, am meisten aber von der Begabung der Führer, denen ihre operative Ausnutzung, und denen ihre Verteidigung oder der Angriff auf sie obliegt. Die besseren Waffen an sich werden keinen Grund abgeben, die vorhandenen permanenten Befestigungen zu vermehren, auch heute wird man sich wie früher in ihrer Schaffung Beschränkung auferlegen, denn sie fordern zur Durchführung des Kampfes Mehrung der Spezialwaffen wie Kriegsmittel aller Art und legen fechtende Truppen fest. Aber neue Waffen werden stets ihre Verbesserung bedingen, und dies fordert heute nicht nur reichere Mittel, sondern auch höheres technisches Wissen und Können.

Die Möglichkeit, daß im zukünftigen Feldkrieg ein Kampf um vorbereitete befestigte Stellungen häufiger vorkommen kann und in der Begegnungsschlacht wenigstens die Herstellung künstlicher Deckungen gegen Sicht an Wert gewinnen

wird, verlangt Berücksichtigung in der Ausstattung der heutigen Heere und steigert die Anforderungen an die Ausbildung der Truppen. Die Rolle, die Befestigungen im Feldkrieg spielen werden, läßt sich jedoch nicht vorher bemessen. Beeinflußt wird sie auch durch den inneren Wert der Truppe und den Charakter ihrer Führung.

Unser Zeitalter des Verkehrs bietet der Kriegführung unentbehrliche technische Hilfsmittel. Nur mit der Entwicklung der Verkehrsmittel konnten überhaupt die Heere wachsen. In erster Linie von Bedeutung ist das Verkehrswesen des eignen Landes, dessen Gestaltung auch den militärischen Interessen entsprechen muß.

Die rasche Mobilmachung und Versammlung eines heutigen Heeres wie auch Perioden des Krieges selbst stellen an die heimatlichen Bahnen und an das Telegraphennetz so gewaltige Anforderungen, daß dieselben nur erfüllt werden können, wenn Gediegenheit und Leistungsfähigkeit der Anlagen wie ihres Materials und auch Reichhaltigkeit des letzteren, wenn Erfahrung bei den höheren, Zuverlässigkeit und Schulung bei den unteren Beamten in vollstem Maße vorhanden sind und die militärische Vorbereitung der Ausnutzung in den tüchtigsten Händen ruht.

Je größer die Massen, die befördert werden, um so empfindlicher sind Störungen im Betrieb. Sofortige Wiederherstellung von Unterbrechungen ist dringendes Erfordernis, wenn nicht ernste Folgen erwachsen sollen. Eine hierfür in vollkommener Weise ausgebildete Truppe, ausgestattet zugleich in hinreichendem Maße mit zweckdienlichem Kriegsbrückenmaterial, muß in entsprechender Stärke bereit sein, dieser Aufgabe zu dienen.

Die Frage der gesicherten Nachfuhr der Bedürfnisse eines Heeres wie seiner Befreiung von allem Entbehrlichen wird mit seiner Größe schwieriger und bedeutungsvoller. Die Ermöglichung raschester Wiederaufnahme des Betriebs zerstörter Bahnen auf occupiertem Gebiet ist daher eine besonders wichtige Aufgabe. Fehlen Vollbahnen, sind sie nicht in genügendem Maße vorhanden oder beansprucht ihre Wiederherstellung zu lange Zeit, so ist der schleunige Bau von Feldbahnen Erfordernis. Beides aber ist nur möglich, wenn eine hierfür geschulte Truppe und reichliches Material verfügbar sind. Und auch für die Ergänzung der Feldbahnen, wenn sie nicht ausreichen oder bis sie hergestellt, mag die Technik durch Schaffung kriegsbrauchbarer Fahrzeuge mechanischen Zuges die Mittel bieten, um den Forderungen des Massentransports im Etappengebiet bestmöglichst zu entsprechen.

Eine besonders wichtige Aufgabe der heutigen Kriegstechnik ist, der höheren wie niederen Truppenführung rasch und zuverlässig arbeitende Nachrichtenverkehrsmittel zu liefern. Alle zurzeit vorhandenen haben natürliche Schwächen, das eine diese, das andere jene; auch vermag keines allen den verschiedenen Zwecken zu dienen. Drahttelegraphie ist empfindlich gegen elektrische Störungen und der Schwierigkeit des Schutzes wegen namentlich in Feindesland Unterbrechungen der Leitung ausgesetzt; dabei erfordert ihre Einrichtung auch oft mehr

Zeit, wie verfügbar ist. Optische Telegraphie ist leichter zu schützen, ihr Gerät ist rasch verwendungsbereit und auch für weite Entfernungen bei Tag und Nacht geeignet. Dem niederen Truppendienst, namentlich im Gefecht, wo oft schon kurze Worte oder verabredete Zeichen zur Verständigung ausreichen, ist gerade sie von großem Wert. Aber Nebel, Regen, Schnee sind ihre Feinde. Keines Drahtes bedürfend und durch die Witterung unbeeinflußt kann die Verwendung der Funkentelegraphie, wenn auch noch in der Entwicklung begriffen, doch schon heute für den Feldgebrauch in Betracht gezogen werden; aber auch sie kämpft noch mit Schwierigkeiten. Den Freiballon muß Zufall und Windrichtung begünstigen, der Fesselballon bedarf einer sichtigen, nicht zu stark bewegten Luft. Nur in beschränktem Maße, mitunter aber allein, kann die Brieftaube helfen. Das schnelle Personenautomobil kommt für weite Entfernungen in Betracht, auch zu Erkundungszwecken und zu rascher Ermöglichung mündlichen Verkehrs. Aber es ist vom Vorhandensein guter Wege abhängig. — So erübrigt nur, sämtliche Nachrichtenverkehrsmittel, die die Technik liefert, aufs gründlichste durchzubilden und auch in ausreichendem Maße verfügbar zu halten, damit in jedem Falle wenigstens eins und zur Erhöhung der Sicherheit womöglich mehrere vorhanden sind, die dem Zweck zu dienen vermögen. Hierin liegt aber eine große Erschwernis für die Bereithaltung und Ausbildung.

Ein hochentwickeltes Verkehrswesen im eignen Lande, eine ihren Aufgaben gewachsene Verkehrstruppe, eine leistungsfähige heimatliche Verkehrsindustrie sind wichtige Vorbedingungen für die Verwendung großer Heere. Die technischen Transportmittel erhalten ihnen Lebens- und Kampfbedingungen und machen sie freier in ihren Operationen; die Nachrichtenverkehrsmittel helfen die Schwerfälligkeit der Massen ausgleichen, ermöglichen ein einheitliches Zusammenwirken selbst weitgetrennter Heeresteile, sie schonen und sparen Kräfte und vermindern selbst Verluste.

So nimmt der heutige Kriegsdienst die Technik umfassend in Anspruch, ihre erfolgreiche Ausnutzung verlangt aber nicht nur reiche Geldaufwendungen, sondern stellt auch hohe Anforderungen an die Berufsausbildung der Truppe, vor allem an die der Offiziere. Der Fortschritt der Technik wird das Kriegswesen auch weiter vervollkommnen, solange bei ihrer Inanspruchnahme richtige Beschränkung waltet. Andernfalls besteht die Gefahr, daß das Material und die Vielseitigkeit des Kriegsdienstes in einer Weise wachsen, die schädigend auf die gebotene Einfachheit desselben wirken muß. Es werden daher auch die zahlreichen Hilfsmittel, die die hochentwickelte Technik unsrer Zeit dem Kriegsdienst darbietet, stets unter strengster Berücksichtigung der Forderungen des Feldgebrauchs zu prüfen sein.

*

Der aktive Friedensdienst ist fast allgemein zu kurz, um während desselben allein alle die Eigenschaften anerziehen, alle die Stärken eines Heeres schaffen zu können, die heute gefordert werden müssen. Aber seiner Arbeit voraus und mit ihr gleichlaufend gehen die Volkserziehung und die Schule des Lebens, die

der Staat gestaltet und beeinflußt. Er hat ein vornehmes Interesse daran, hierbei zugleich die Eigenschaften zu fördern, die dem Verteidiger des Vaterlandes frommen und — auch sie zu erhalten. Denn die Mehrzahl der Krieger tritt im Mobilmachungsfalle erst aus dem Beurlaubtenstande in das Heer über, und dabei vollzieht sich in fast allen Ländern dieser Uebertritt bei einem großen Teil der Mannschaften von einseitiger Fabrikthätigkeit schroff zu völlig abweichender, angestrengter Kriegsthätigkeit, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt.

Körperliche Kraft, geistige und sittliche Gesundheit, starke Nerven, eine möglichst gute Schulbildung, Tüchtigkeit im bürgerlichen Beruf, Gewohntsein an Arbeit sind Eigenschaften, von denen es besonders zu wünschen ist, daß sie der Wehrpflichtige beim Eintritt in die Armee besitzt und sich im Beurlaubtenstande bewahrt. Sie sind auch der Nährboden der Willenskraft, deren Entwicklung und Stärkung eine der wichtigsten Aufgaben der militärischen Erziehung ist. Nur gesunder Körper und Geist vermögen zuzeiten hoher Anspannung auch außergewöhnliche Kräfte zu entwickeln und den stärkeren Seeleneindrücken des heutigen Gefechts zu widerstehen. Gute Schulbildung aber weckt den Verstand, öffnet auch die Augen, fördert den Beobachtungssinn und macht zuverlässiger und selbständiger im Denken wie im Urteilen. Und je mehr sich das Wissen des Mannes vervollkommnet und im bürgerlichen Beruf auch praktisch bethätigt hatte, um so wertvoller wird dies sein, wenngleich Wissen und Können im Kriege unter anderen, schwierigeren Verhältnissen arbeiten wie im Frieden. Kriegsmäßige Leistungsfähigkeit wird dann durch ernste, wiederholte militärische Schulung unter Erziehung zu strengster Disciplin erworben werden.

*

Nur aus einem nach Organisation, Bewaffnung und Ausbildung den Anforderungen des heutigen Krieges völlig entsprechenden Friedensheere können wohlgeschult auch die höheren Führer hervorgehen, die ihrer schwierigeren Aufgabe gewachsen sind und das Werkzeug mit erfolgreicher Kraft zu gebrauchen verstehen. Es werden sich dann die Männer finden von reicher und wertvoller praktischer Erfahrung, die ihrer Gedanken Ausführbarkeit und die Folgen ihrer Handlungen sicher übersehen und die, gewohnt von höherem Standpunkt zu beobachten und zu urteilen, selbständig zu handeln vermögen im Sinne der obersten Leitung. Und solcher Männer Entschlußfähigkeit wird auch höhere Verantwortung nicht beeinträchtigen, und ihre Willenskraft wird, auch stärkeren Reibungen trotzend, dem einmal gefaßten Entschluß erfolgreiche Durchführung bis zum Ziel verbürgen.

*

Die sittliche Pflicht, sich geeignet zu machen und tüchtig zu erhalten im besten Sinn zum Kampf fürs Vaterland mag ja einem Volk, im friedlichen Wettstreit mit den übrigen, Kräfte entziehen; andrerseits aber würde ein Volk, das idealer Ziele entbehrend, nicht erzogen wäre zu den Pflichten, die ihre Pflege

auferlegt, wohl Reichtümer erwerben können, aber kaum stark genug sein, sie auch in Zeiten der Gefahr und auf die Dauer zu bewahren. Das Gefühl hierfür wird auch gewiß stets da lebendig sein, wo eine hohe Stufe wahrer Kultur erreicht ist, deren Trägerin nur ein an Leib und Seele gesundes Volk sein kann.

Und ein solches Volk wird sich auch befähigt zeigen zur Lösung der Aufgaben, die ihm im Kriege außerhalb seines Schauplatzes zufallen. Denn ein großer Krieg ergreift das ganze Volk und auch das Land, mag der Feind in dasselbe eingedrungen sein oder nicht. Und hierbei wird es sich nicht nur handeln um ständigen Ersatz der Kräfte, die der Krieg aufgezehrt, der Lebens- und Kampfbedürfnisse der Armee, sondern — soweit erreichbar — auch um Fortführung des friedlichen Wettstreites auf dem Gebiete des Handels und der Industrie. Denn die Erwerbsquellen dürfen nicht ganz versiegen, sie müssen weiterfließen, damit auch für einen lange währenden Krieg die Mittel vorhanden sind und auch ein solcher wenigstens ohne bleibende Schädigung des allgemeinen Wohlstandes erfolgreich überstanden werden kann. Selbstredend ist dies um so schwerer, je größer die Zahl der unerwartet zur Fahne gerufenen Söhne des Vaterlandes, je höher die Kultur des Landes ist, je zahlreicher die Fäden sind, die der Krieg zu zerreißen droht und die von Stellvertretern aufgenommen werden müssen, so gut es geht, um wenigstens nicht für dauernd abzureißen. Nur bei einem in jeder Beziehung tüchtigen und gesunden Volke ist eine solche Vertretung der ausgezogenen Krieger durch die Zurückbleibenden, eine hohe Steigerung der Arbeitsleistung auch der letzteren möglich.

*

Die Größe eines Heeres findet ihre Grenze in der Möglichkeit, es so zu organisieren, bewaffnen, auszustatten, auszubilden und mit vollwertigen Führern in ausreichender Zahl zu versehen, daß es auch zuverlässig den Forderungen zu entsprechen vermag, die der heutige Krieg stellt. Die richtige Grenze ist für die einzelnen Völker eine verschiedene; die verfügbaren personellen Kräfte sind neben andern Faktoren auf sie von Einfluß.

Den Geist haucht dem Heer sein Kriegsherr ein. Je größer es ist und je kürzer die Dienstzeit, um so mehr wird es die Eigenarten des Volkes an sich tragen. Die Friedensschulung und der Dienst im Kriege selbst müssen mit allen Mitteln dahin streben, die guten zu fördern, die schlechten niederzuhalten. Naturgemäß vermögen daher auch die Wege, auf denen das Ziel, ein tüchtiges Heer zu schaffen, erstrebt wird, nicht die gleichen zu sein. Jedes Gute andrer Armeen wird nicht kurzerhand übernommen werden können, ein Aufpfropfen fremder Sprößlinge auf die Wehrkraft eines Volks gelingt nicht leicht. Die Kraft, neue Zweige zu treiben, muß sie wie eine schirmende Eiche stets aus den eignen gesunden Wurzeln ziehen.

*

So sind die Bedingungen vielseitig und schwer, an deren Erfüllung sich der Wert heutiger Heere knüpft, wie die Wahrscheinlichkeit, einen entbrannten Krieg

zu gutem Ende zu führen. Der Krieg wird darüber entscheiden, ob alle Bedingungen vorhanden waren, ob die Einschätzung des Besitzes an Eigenschaften jeder Art auch richtig war; er ist nicht nur der Prüfstein für den wahren Wert des Heeres, sondern auch für den des Volkes selbst.

Soll ein Heer mit Vertrauen eingesetzt werden können, so sind heute reiche Mittel für dasselbe aufzuwenden und der Erhaltung seiner guten Eigenschaften nicht nur durch kriegsmäßige Schulung, sondern auch durch die Erziehung des Volkes andauernde Fürsorge zuzuwenden. Dies legt der Gesamtheit wie dem einzelnen Pflichten auf und auch Beschränkungen, es verheißt aber andrerseits einem tüchtigen Volk auch eine gesicherte Zukunft.

Was in den Schulen des Heeres und der Flotte an körperlicher Kraft, an Stählung des Willens und Charakters, an Mannestugenden jeder Art gewonnen wird, das bleibt dem Volk, das nimmt der aus dem Dienste Scheidende als wertvolle Mitgift für den Kampf des Lebens mit. Eine starke Kriegsmacht entschädigt für das, was auf sie verwendet wurde; kostspielig nur ist eine unzureichende und eine, deren innerer Wert nicht auf der Höhe geblieben. Denn wenn sie nicht mehr gefürchtet wird, wenn sie der politischen Macht des Staates den nötigen Rückhalt nicht mehr bietet, so bedeutet dies auch für sie eine Niederlage bereits im Frieden, die für den Gegner noch wertvoller ist wie ein blutig erkämpfter Sieg. Und wenn die Zeit oder die Geschichte von andauerndem Niedergange einer Kriegsmacht spricht, so wird diese Kunde auch wohl zusammenfallen mit den Anzeichen von dem Niedergang des Volkes selbst.

Ein Staatswesen aber, das unter Entsagungen mannigfacher Art sich eine Kriegsmacht geschaffen, gleich stark an Zahl wie innerem Wert, wird sich auch des hohen Einsatzes bewußt sein, den ein Krieg von ihm verlangt. Es wird ihn nicht erstreben, es wird friedliebend sein und sich bei politischen Verwicklungen auch der Versöhnlichkeit befleißigen können, ohne daß sie falsch zu deuten wäre. Ein Krieg, den es führen muß, wird ein aufgezwungener sein, und in einem solchen ein Heer seiner schwierigsten Prüfung entgegenzuführen, ist die verantwortungsvollste, aber auch die vornehmste Aufgabe, denn der heutige Krieg verlangt die Bethätigung aller Tugenden und des ganzen Könnens eines Volks.

Die polnische Frage in Preußen in den Jahren 1828—1834.

Briefe des Generals v. Wrangel.

Herausgegeben von

Prof. Dr. **Georg v. Below.**

(Schluß.)

Posen, den 15. April 1832.

Daß uns der Himmel so wohl gewollt und uns den würdigen General Grolmann zugeführt hat,[1]) können wir und ich besonders als das größte Glück ansehen. Durch die Wahl dieses Mannes spricht sich die Intention des Königs, die hiesige Provinz zu germanisieren, sehr deutlich aus. Die 10. Division muß ihren Ersatz aus Schlesiern und die 9. den ihrigen aus Polen, und was von dieser noch Ueberschuß ist, muß das II. und III. Armeecorps erhalten; auch die Landwehr muß diesem gemäß anders verteilt werden. Morgen abend trifft Grolmann ein, und ich schicke diese Zeilen nicht eher ab, als bis ich ihn gesprochen habe. Wenn ich gleich Deine Freude, in Berlin zu bleiben, teile, so sei überzeugt, daß Deines Bleibens daselbst nicht lange sein wird. Denn ich möchte die höchste Wette eingehen, daß Grolmann den Willisen in einem halben Jahr sich vom Hals streifen wird; denn er kennt die polnische Gesinnung des Willisen,[2]) und das ist schon hinreichend, daß sie in den ersten vier Wochen zusammenkommen. Ueberhaupt begreife ich nicht, warum man Willisen gerade in diese Provinz gesandt hat, wo er wirklich schaden kann . . .

Den 6. Um vier Uhr nachmittags ist der General Grolmann angekommen. Ich habe ihn lange allein gesprochen; er ist mit allem zufrieden, nur mit den Gesinnungen seines Chefs nicht, und hat er dieses geradezu an Witzleben geschrieben . . .

*

---

[1]) Am 30. März 1832 war Grolmann das Kommando des V. Armeecorps übertragen worden.

[2]) Es mögen sogleich hier einige Aeußerungen Wrangels über Willisen aus etwas späterer Zeit mitgeteilt werden.

Posen, den 26. August 1832.

Willisens unvorsichtiges Reden und Schimpfen auf das preußische Gouvernement in Gegenwart von Polen hat ihm eine große Unannehmlichkeit zugezogen.

Posen, den 11. Dezember 1832.

Der Major v. Willisen ist jetzt sehr behutsam, seine Meinung in betreff der Polen zu äußern. Doch fühlt er sich sehr geschmeichelt, daß er in dem Werke von Spazier 2. Teil S. 83 als preußischer Stratege benannt ist.

R. O. Spazier schrieb: „Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes in den Jahren 1830 und 1831", 3 Bände, Altenburg 1832, 2. Aufl. Stuttgart 1834, mit einseitiger Parteinahme für die Polen.

Posen, den 17. April 1832.

Habe den besten Dank für alle mir gütigst mitgeteilten Nachrichten. Von hier kann ich Dir nur sagen, daß wir wahrlich recht glücklich sind, Grolmann, diesen Ehrenmann, erhalten zu haben. Er ist auch Dein wahrer Freund und würde Dich hier mit offenen Armen aufnehmen. Den Willisen hat er etwas ernst, ich möchte sagen kalt empfangen. Gegen Rödern,[1]) der 6000 Thaler Pension erhalten hat und der dadurch ganz zufriedengestellt ist, hat er erstaunlich viel Regards. Röder sein Benehmen ist aber sehr gekniffen, denn er geht durchaus in keine Gesellschaft. Zu Ehren des Grolmann habe ich ein großes Diner gegeben, wo Röder zu kommen ablehnte. Bei Flottwell war es derselbe Fall... Außer dem Grafen Skorschewski hat kein Pole, obgleich deren viele hier sind, bei Grolmann Visite gemacht...

Oberst Graf Gröben wird alles in Bewegung setzen, um bei dem Kronprinzen zu bleiben, und ich fürchte, es wird ihm gelingen...

*

Posen, den 8. Mai 1832.

Der schriftliche Abschied, den General Röder vom Armeecorps, und der persönliche, den er vom Offiziercorps auf der Parade genommen hat, ist der erste ganz so, wie du weißt; und der zweite beinahe auch so, wie er in Berlin bekannt ist. Ein großes Glück ist es, daß dieser für den Krieg ganz unbrauchbare und im Frieden in dieser Provinz höchst schädliche Mann aus der Armee entfernt ist. Er will zwar noch ein Jahr hier bleiben, doch ist er jetzt ganz unschädlich, denn ein jeder kennt seine Kabalen und Intriguen und zieht sich zurück. Seine Absicht und geheimes Bestreben, Flottwell und Grolmann miteinander zu verfeinden, wäre ihm im Monat August vorigen Jahres beinahe geglückt, und unter uns gesagt, bin ich Veranlassung gewesen, daß dieser teuflische Plan gescheitert ist. Und da sich jetzt Grolmann und Flottwell persönlich kennen, so herrscht eine gegenseitige hohe Hochachtung und Freundschaft unter diesen Ehrenmännern. Grolmann ist aufgefordert, seine Ansichten über die Provinz und die Art, wie man sie am leichtesten germanisieren kann, einzuschicken, und dieser Entwurf,[2]) der von der Gründung des Großherzogtums bis auf die neuesten Zeiten geht, ist der gediegenste, der je in dieser Art geschrieben ist. Habe aber die Liebe und sprich über diese Angelegenheit nicht weiter. Ich lebe aber der festen Ueberzeugung, daß er seinen Plan durchsetzen wird, wenn nur der Kronprinz nicht dagegen wirkt. Doch selbst wenn er andrer Ansicht ist, wie ich gewiß überzeugt bin, muß der Kronprinz, wenn er die Gründe und die überzeugende Wahrheit des Grolmann gelesen hat, hiernach seine Ansicht ändern.

---

[1]) Der bisherige kommandierende General in Posen.

[2]) Es ist die früher erwähnte Denkschrift. Vgl. E. v. Conrady, Leben des Generals v. Grolmann, 3. Teil, S. 149 ff. und 274 ff. Am 9. Mai reichte Grolmann einen weiteren Bericht beim Kriegsminister ein, in dem er die Notwendigkeit darlegte, für zuverlässige Truppen in der Provinz zu sorgen, und die Mittel dafür angab.

Ob der Kronprinz aber diesen Aufsatz jetzt schon erhalten hat, zweifle ich. Er ist eigentlich gar nicht für ihn bestimmt. Wenn Du Witzleben siehst, so sage ihm, daß er dem Staate eine große Wohlthat erwiesen hat, daß wir Grolmann gerade hier in dieser Provinz erhalten haben. Hast du den hiesigen Landtagsabschied gelesen? Er ist sehr gut verfaßt, besonders man erkennt den Geist von Flottwell darin. Besonders ist die Petition wegen der polnischen Sprache sehr entscheidend beantwortet, was wahrlich von einem guten Einfluß auf die preußischen Behörden sein wird, um hiernach das Germanisieren kräftig zu betreiben. Es wäre aber ein großer Rückschritt, wenn, wie es heißt, bei der Eröffnung des dritten Landtages am 18. Januar kommenden Jahres der Statthalter herkäme. Es würde wahrlich keinen Nutzen, aber wohl Schaden herbeiführen, denn Flottwell und auch Grolmann hoffen noch, seine Ankunft zu hintertreiben. Das Werk „Die Polen in und bei Elbing" kann meiner Ansicht nicht vom Major v. Brandt sein.[1]) Denn einmal würde er sich nicht selber loben, wie es Seite 20 zu sehen ist. Anderntteils ist er ein Anhänger der Polen, der ihre Schwächen und Schandthaten nicht freiwillig aufdecken würde. Gröbens Versetzung aus dieser Provinz ist ein großer Nachteil, denn er kannte die Schlechtigkeit der Polen und hatte einen festen Charakter. Röders Hinterlist und Schändlichkeit ist Veranlassung, daß er eine Versetzung nachgesucht hat. Denke Dir, wie Gröben jetzt den Roten Adlerorden zweiter Klasse erhalten hat und sich bei General Röder meldet, sagt ihm letzterer in meinem Beisein auf der Parade: „Ich bin recht erstaunt gewesen, Sie auch auf der Ordensliste als Ritter eines neuen Ordens zu finden, wovon ich früher keine Ahnung hatte." ...

*

Posen, den 17. Mai 1832.

Ich eile, Dir zu benachrichtigen, daß der General v. Grolmann den 20. d. M. in Berlin eintreffen wird, um den dortigen Frühjahrsübungen mit beizuwohnen. Von seiner Anwesenheit in der Residenz verspreche ich mir manches Gute für die hiesige Provinz. Er kennt das Treiben und die geheimen politischen Ansichten der hiesigen Polen ganz genau. Sein Entwurf und die Vorschläge, auf welche Art und Weise man diese Provinz germanisieren kann und soll, sind das Gediegenste und Prächtigste, was ich je in dieser Sache gelesen habe. Der Minister v. Brenn hatte ihn aufgefordert, seine

---

[1]) Die Broschüre war in der That von Brandt verfaßt. S. die Lebensgeschichte des Generals v. Brandt, Band 2, S. 183. Allerdings war der Verfasser selbst mit der Art der Veröffentlichung seiner Schrift, für die er den Geheimrat Tzschoppe verantwortlich machte, nicht zufrieden. Uebrigens ist Brandts Polenfreundschaft von Wrangel wohl etwas übertrieben. Später traten sich beide näher. S. Brandts Lebensgeschichte, Band 3, S. 59 ff. — Bei den Vorgängen in und bei Elbing handelte es sich um Schwierigkeiten, die die nach Preußen übergetretenen aufständischen polnischen Soldaten der preußischen Regierung verursachten. Vergl. Treitschke, Deutsche Geschichte, Band 4, S. 208 ff.

Ansichten hierüber mitzuteilen;[1]) auch dem Kriegsminister hat er hiervon eine Abschrift zugefertigt. Die vorgeschlagenen Veränderungen sind aber so großartiger Natur (wenn freilich dem Zweck ganz entsprechend), daß der schwache Brenn sie unmöglich ins Leben rufen kann. Daher wird Grolmann sie durch Witzleben dem Könige einhändigen lassen. Vereinige Deine Wünsche mit den meinigen, daß sie der Monarch gutheißen möge. Ich bitte, sprich hierüber aber mit niemand. Doch wird Dir Grolmann wohl selber davon Kenntnis geben... Die Ernennung von Ancillon[2]) hat uns alle auf das äußerste überrascht und betrübt. Metternich wird sich aber wohl freuen? In der Anlage schicke ich Dir die „Posener Zeitung“ vom 15. dieses. Du wirst daraus entnehmen, daß die Polen das Denkmal auf dem Galtgarbenberge[3]) zerstört haben. Sammle auch Du Beiträge, daß es wieder aufgerichtet werden kann. Man ist jetzt auch in Preußen wütend auf diese Vagabunden. Zeige es doch dem Kronprinzen.

Vorgestern fand hier die Rehabilitation von drei desertiert gewesenen Offizieren des 19. Landwehrregiments, v. Lipski, v. Wilponski u. s. w., unter dem Zulauf der halben Bevölkerung von Posen statt. Dieses voraussehend, hatte ich ein ganzes Bataillon zur Parade kommandieren lassen, um so auf alles mehr gefaßt zu sein. Doch alles ging ruhig vorüber. Der General v. Röder hat sich aber hierbei, um sich in Gunst bei den Polen zu setzen und sich liberal zu zeigen, auf eine Art benommen, wodurch er der wenigen Achtung, die er noch hin und wieder bei einigen Deutschen hatte, ganz verlustig gegangen ist. Röder, der nie anders als in Zivilkleidern mit einem runden Hut geht, erschien an diesem Tage mit Diensthosen, Mantel und Mütze und drängte sich so in den vom Militär gebildeten Kreis, wo er der Zeremonie mit beiwohnte, und gleich darauf, als man die Arrestanten wieder abführen wollte, ging er ihnen eilig nach, worauf dummerweise der die Arrestanten eskortierende Offizier Halt machen ließ. Darauf trat Röder an die Polen heran, nahm die Mütze ab und sagte: „Meine Herren, ich habe, da ich noch im Dienste war, stets die lebhafteste Teilnahme an Ihrem Unglück genommen und bin stets bemüht gewesen, Ihr hartes Schicksal zu mildern, jetzt kann ich nichts mehr für Sie thun, als Ihnen meine Teilnahme erneuert zu versichern und Ihnen Glück zu wünschen, daß Sie wieder in unsrer Mitte aufgenommen sind.“ Hierauf drückte er jedem dieser drei Polen ganz freundschaftlich die Hände und zog sich wie ein begossener Hund zurück, als die Polen ihm auch nicht ein Wort des Dankes sagten und schon eher als er ihre Mützen aufgesetzt hatten.

Es ist ein Glück, daß ich nicht bei Abhaltung der Parade dabei gewesen

---

1) Vergl. E. v. Conrady a. a. O. S. 143 ff. Das Schreiben des Ministers ist vom 9. Februar 1832. Frhr. v. Brenn hatte 1830 das von dem umfangreichen Geschäftskreis Schuckmanns neu abgezweigte Ministerium des Innern und der Polizei erhalten.

2) Ancillon war Staatsminister für die auswärtigen Angelegenheiten geworden.

3) Ueber das Denkmal auf der Waldhöhe des Galtgarben im Samland s. Passarge. Aus baltischen Landen, S. 33. Es ist der Erinnerung an die Freiheitskriege gewidmet.

bin (was ich absichtlich vermied, wohl stand aber mein Roß gesattelt im Stall). Denn sonst würde ich es nicht erlaubt haben, daß Röder mit den Arrestanten gesprochen hätte.

Willisen, dieser Liberale, paßt durchaus nicht für diese Provinz. Durch sein freies Reden schadet er hier wahrlich sehr; so sagte er neulich, er könne unmöglich glauben, daß die Polen das Denkmal auf dem Galtgarbenberge zerstört hätten, vielmehr wäre dieses von der preußischen Polizei veranstaltet, um hierdurch den guten Namen der Polen zu beschimpfen. Was soll man von solcher Sinnesart denken? Teile diese Geschichte dem Krauseneck[1]) mit, er möge machen, daß er bald von hier versetzt werde.

Es ist mir ordentlich unheimlich, daß der Grolmann nicht hier ist, und dennoch wünsche und hoffe ich, daß er auf Befehl des Königs noch einige Zeit länger in Berlin bleiben wird, um über die künftige Organisation der Provinz zu Rate gezogen zu werden, die durch uns eine Umgestaltung erhalten muß, wenn wir nicht genötigt sein wollen, bei einem etwaigen Kriege im Osten hier zwei Armeecorps zur Bewachung dieser Provinz zurückzulassen.

Flottwell grüßt bestens. Sein Benehmen gegen die Polen ist höflich und zuvorkommend. Doch läßt er alles strenge gesetzlich nehmen, und daher ist er bei den Polen auf eine Art verhaßt, wie noch keiner seiner Vorgänger es war. Ich fürchte aber, daß es Flottwell auch mit einigen der Minister und namentlich mit Brenn und Altenstein verdorben hat, und dieses würde mir sehr leid thun, weil es der guten Sache hinderlich sein würde.

Aus Relations ist mir ein Geheimrat Schoppe,[2]) vortragender Rat bei Brenn, bekannt geworden, der ein wahrer Patriot ist und alles aufbietet, um in dieser Provinz eine bessere Ordnung der Dinge einzuführen ...

*

Posen, den 12. Juni 1829.

Die Herren in Berlin finden die Pläne des Generalleutnant v. Grolmann in Bezug auf diese Provinz sehr schön und zweckmäßig; doch fehlt es an Kraft, Bestimmungen ergehen zu lassen, um sie ins Leben zu rufen ...

*

Posen, den 17. August 1832.

Wir werden in diesem Jahr wohl keinen Landtag haben, denn die Edelleute, die zu Deputierten gewählt worden sind, haben es alle anzunehmen abgelehnt, weil ihre in Polen gewesenen Konsorten von der Beiwohnung des Landtages

---

1) Seit 1829 Chef des Generalstabs der Armee.

2) Es ist ohne Zweifel Geheimrat Tzschoppe gemeint, der ein begabter Beamter war, aber aus der Zeit der Demagogenverfolgung nicht im besten Andenken steht. Wenn er sich den polnischen Wünschen abgeneigt zeigte, so hängt das wohl damit zusammen, daß er, wie bekannt, ein eifriger Bekämpfer der ultramontanen Umtriebe war. Vergl. über ihn den Artikel von H. v. Petersdorff in der Allgemeinen deutschen Biographie, Band 39, S. 66 ff.

ausgeschlossen sind. Leider wird hier der Schmeding[1]) erwartet, um die Trennung des hiesigen Gymnasiums und Einrichtung eines katholischen, was dem Staate 24 000 Thaler kostet und in dem die Geistlichkeit den größten und einzigen Einfluß haben wird, zu veranlassen. Wenn man solche Rückschritte in der Germanisierung der hiesigen Provinz thut, so muß man wirklich an einer Besserung der Verhältnisse verzweifeln. Grolmann, dieser Ehrenmann, kann leider gegen diese neue Maßregel nicht mehr thun, als er als kräftiger Mann gethan hat ...

*

Posen, den 23. November 1832.

Von der Anwesenheit des Grolmann und Flottwell hoffe ich viel Gutes für die Provinz, und da Rußland eine so umfassende Amnestie für Polen ausgesprochen hat, so müssen wir auch eine solche geben, nächstdem aber solche kräftige und entscheidende Maßregeln zur Germanisierung der Provinz treffen, daß man des guten Erfolges sicher sei. Dahin gehört, daß in allen Schulen die Unterrichtssprache deutsch (mit Ausnahme einiger weniger, wo sie deutsch und polnisch),[2]) die Sprache vor Gericht und vor allen Behörden deutsch sein muß, der Statthalter anderwärts befördert, daß der Stab der 4. Division von Stargard nach Bromberg verlegt, die polnischen Rekruten in andre Provinzen geschickt werden.

*

Posen, den 20. Dezember 1832.

Von der Anwesenheit des Grolmann in Berlin hoffe ich sehr viel Gutes für diese Provinz, und thut es wahrlich not, daß man endlich anfängt, die hiesigen Polen zu germanisieren. Die Regierung und der Monarch muß es aber aussprechen. Flottwell hat zu liberale Ideen in dieser Beziehung und hat noch den tollen Glauben, daß man durch Nachgiebigkeit diese Menschen gewinnen könnte, die absichtlich der Regierung Trotz bieten. Flottwell hofft noch, von diesen Polen geliebt zu werden, obgleich dieses ein Unding ist und er mehr gehaßt wird, als es seine beiden Vorgänger waren, was ich ihm selber gesagt habe. Hier will man die Nachricht haben, daß Grolmann und Flottwell im Staatsministerium sehr heftig zusammengeraten sind und daß infolgedessen der Kronprinz sich mißbilligend über die zu strengen Maßregeln, die Grolmann in betreff der hiesigen Provinz angeraten hat, geäußert haben soll. Etwas scheint hiervon wahr zu sein.[3])

*

Posen, den 31. Dezember 1832.

Deine gütige Mitteilung über die künftige neue Verwaltung der hiesigen Provinz macht mich wahrlich recht glücklich. Ein jeder mit dem Stande der

---

1) Der katholische Geheimrat Schmedding im Kultusministerium.

2) Zu ergänzen: sein kann.

3) Vergl. hierzu den pessimistisch gehaltenen Brief Grolmanns bei E. v. Conrady a. a. O. S. 170.

Dinge vertraute Mensch muß es zum Heil des preußischen Staates wünschen, daß die Provinz germanisiert werde. Ueber diesen Punkt hat Willisen sehr richtige Ansichten. Interessant ist es, was Clausewitz in seinem zweiten Teil Seite 175 über die Teilung von Polen gesagt hat. Ueberhaupt ist der zweite Teil von Clausewitz sehr lehrreich,[1]) und studiere ich ihn mit hohem Interesse. Uebrigens kann ich Dir versichern, daß Grolmann und Flottwell über manche Einrichtungen in dieser Provinz sehr verschiedene Ansichten hatten, namentlich wollte Grolmann, daß die neuen Voitsämter[2]) durch alte Militärs besetzt würden, hingegen Flottwell die Besetzung durch Eingeborene, von den Edelleuten gewählte, haben. Ich fürchte sehr, daß Grolmann uns verlassen und zum Kriegsminister berufen werden wird, was in persönlicher Hinsicht mir sehr leid thun würde...

*

Posen, den 15. Januar [1833].

Ich eile Dir zu benachrichtigen, daß die Bewohner von Posen durch die gestern früh erfolgte Arretierung des Regierungsrats a. D. Schumann in große Bewegung und hohe Spannung versetzt worden sind. Diese Maßregel soll auf Veranlassung des Ministers v. Brenn, der hierzu einen eignen Polizei-Inspektor hergesandt hat, veranlaßt worden sein. Die Polen, die eine kräftige Einschreitung von seiten der hiesigen Regierung nicht gewohnt sind, hielten die gestrige Beschlagnahme der Papiere des Schumann für einen bloßen Irrtum und meinten, die Sache würde sich ganz zum Vorteil des Beschuldigten ausweisen. Jedoch heute, da sie in Erfahrung gebracht, daß Schumann in ein besonderes Arrestlokal gebracht und von Militär bewacht und, wie es heißt, nach Glogau transportiert werden soll, sehen die Polen mit größter Unruhe auf das dem Schumann betroffene Schicksal, weil wohl kein Pole ohne Einverständnis mit ihm gewesen und sie so mit Recht besorgt sind, daß ihre verbrecherischen Pläne mehr oder weniger aufgedeckt werden.

Mehrere polnische Edelleute und auch Eilboten sollen gestern Abend und heute früh die Stadt verlassen haben, gewiß um dieses wichtige Ereignis zur Warnung bekannt zu machen. Die deutsche Bevölkerung von Posen wünscht sich Glück, daß dieser dem preußischen Gouvernement so höchst gefährliche Mensch arretiert ist, und selbst ein gut gesinnter Pole, den ich eben gesprochen habe, sagte mir unverhohlen, daß der Schumann viele junge Polen zum Uebertritt nach Polen verführt und auf diese Weise die alleinige Schuld trage, daß sie später unglücklich geworden sind.

---

[1]) General v. Clausewitz war 1831 an der Cholera gestorben. Nach seinem Tode erschienen seine „Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung“, 10 Bände, 1832 bis 1837. Der zweite Teil dieser Werke ist zugleich der zweite Teil seiner Schrift „vom Kriege“. Er sagt hier von den Polen: „Ihr liederliches Staatsleben und ihr unermeßlicher Leichtsinn gingen Hand in Hand und taumelten so in den Abgrund.“

[2]) Ueber die Polizeiverwaltung durch die adligen „Woyts“ s. Treitschke 4, Seite 558. Erst 1836 wurde die Frage definitiv geregelt. Die neuen Distriktskommissare waren meistens frühere Militärs.

Schumann ist auch zum Landtagsdeputierten des Wongrowitzer Kreises gewählt, hoffentlich wird er aber wohl nicht auf dem nächsten Landtag erscheinen.

Wie ich äußerlich erfahre, soll der Schumann mit den Leuten des Hambacher Festes[1]) in Verbindung stehen. Daß der Rittmeister v. Schachtmeyer, der ehemals bei dem 3. Kürassier-Regiment gestanden, gleichfalls zur Untersuchung gezogen ist, weil er unter anderm Namen dem Hambacher Fest in Person beigewohnt und als ein heftiger Redner aufgetreten ist, wirst Du wissen. Er ist gegenwärtig noch in Berlin ...

*

Posen, den 17. Januar 1833.

Infolge der Verhaftung des Schumann hat man gestern einen gewissen Professor Liebel,[2]) einen hiesigen Einwohner, arretiert. Er hat die Revolution in Polen mitgemacht und war infolgedessen zu neun Monaten Festungsstrafe verurteilt. Er ist in den Schumannschen Prozeß verwickelt und ist sein geheimer Sekretär gewesen. Posen gleicht einem aufgeregten Bienenschwarm. Der Erzbischof Dunin, den ich gestern besuchte, ist in größter Besorgnis, daß durch Schumann auch mehrere Geistliche kompromittiert würden. Auch Grabowski und Kassius sind ihrer Person wegen in gleicher Angst.

*

Posen, den 25. Januar 1833.

Wenngleich über den Fortgang der Untersuchung des Schumann wenig bekannt wird, so läßt sich schon daraus, daß er fortwährend in Haft gehalten wird, mit Bestimmtheit annehmen, daß jedenfalls sein Vergehen von der Art ist, daß er mindestens zwei Jahre Gefängnisstrafe verwirkt hat; denn sonst könnte er als ansässiger Gutsbesitzer nicht in persönlicher Haft gehalten werden, und scheint so viel gewiß zu sein, daß hier im Großherzogtum revolutionäre Umtriebe zur Wiederherstellung Polens existiert haben. Ueber diese Entdeckung bin ich froh wie ein König, denn hierdurch sind meine Behauptungen, die ich an den Herzog Karl, General Krauseneck, Witzleben und Fürst Wittgenstein gemacht habe, als der Wahrheit gemäß bestätigt, wovon sich aber der Oberpräsident Flottwell nie überzeugen wollte und gerade diesem entgegen nach Berlin berichtet hatte. Schade ist es, daß man nicht gleichzeitig mit Schumann die Papiere der Herren v. Grabowsky, Przelusky u. s. w. in Beschlag genommen hat. Schon am Abend der Arretierung des Schumann wäre es zu spät gewesen, die Papiere der andern Feinde des preußischen Gouvernements zu untersuchen, denn gleich bei der Nachricht von der Verhaftung des Schumann sind sicherlich alle verdächtigen Papiere verbrannt ...

*

---

[1]) Das Hambacher Fest konnte den Deutschen im preußischen Osten in erster Linie als eine Sympathiekundgebung für die Polen erscheinen.

[2]) Hiermit ist wohl Libelt gemeint. Karl Libelt, philosophischer Schriftsteller, war Ende 1830 nach Warschau gegangen, wo er als Artillerist in die polnische Nationalarmee eintrat. Im Jahre 1846 war er wieder an der Verschwörung beteiligt, wurde im Zellengefängnis in Berlin interniert, beim Ausbruch der Märzrevolution aber in Freiheit gesetzt.

Posen, den 5. Februar 1833.

Du sagst, die Politik schweigt und ist in Hintergrund getreten, woraus ich abnehme, daß wir Frieden behalten werden, und muß ich Dir ehrlich sagen, daß es zum erstenmal ist, daß ich wünsche, es möchte Frieden bleiben und zwar aus dem Grunde, daß der Prozeß der Germanisation der hiesigen Provinz mit Kraft und Ruhe verfolgt werde. Denn so viel kann ich Dir mit Bestimmtheit sagen, daß sich aus den Schumannschen Papieren vollständig ergiebt, daß er und die hiesigen Polen mit den revolutionären Deutschen und den Polen im Königreich, wie auch dem Polenkomitee in Paris in engster Verbindung zur Wiederherstellung des ehemaligen unabhängigen Polen stehen. Die Aufhebung des letzteren müssen wir von Frankreich fordern, denn obgleich Lellewel[1]) von Paris verwiesen ist, so hat er diese Stadt nicht verlassen, sondern nur ein andres Quartier bezogen. Schumann wird nicht so leicht als der Martens wegkommen, denn er ist als Landes- und Hochverräter, der die Regierung umstürzen wollte, zu betrachten und wird dieser Vergehen auch überführt werden. Der Dr. Liebelt, eine Kreatur von Schumann, ist noch in strenger Haft. Doch ist sein Vergehen nicht so groß, weil er bloß als Maschine gebraucht ist. Der hierher gesandte Polizei-Inspektor Duncker[2]) ist ein höchst gewandter Inquirent, und ihm allein hat es der Minister Brenn zu danken, daß die Umtriebe der Polen entdeckt worden sind. Der Mann muß in Gold gefaßt werden.

Vor einigen Tagen fand man hier auf dem Markte eine Katze am Laternenpfahl aufgehangen; sie hatte einen Zettel um den Hals, auf dem die Worte zu lesen waren: „Mit den Katzen fangen wir an, mit den Deutschen hören wir auf." Ganz kürzlich ist ein Herr v. Meletzky, der früher bei dem 18. Infanterie-Regiment als Freiwilliger auf ein Jahr gedient hat, aber zur Zeit der polnischen Revolution desertiert und nach Warschau gegangen ist, auf einer Insel im Goplosee, wo er sich fünf Monate verborgen gehalten hat, mit Hilfe von drei Gendarmen und einem Husaren verhaftet worden, wobei er, da er auch da noch die Flucht nehmen wollte, stark verwundet worden ist. Seine Verwandten, die mich baten, ich möchte zur Erleichterung seiner Strafe beitragen, sagten mir unverhohlen, daß er sich darum so lange verborgen gehalten hätte, weil er und alle Polen (selbst auch der Grabowsky) die gewisse Ueberzeugung gehabt hätten, es würde sich von neuem ein Krieg im Westen entzünden, an dem sie dann teilnehmen wollten. Die in Deinem letzten Brief an Lydia[3]) übersandte Einlage hat mir letztere mit-

---

[1]) Der polnische Historiker Lelewel, aus der deutschen Familie Lölhövel stammend, war einer der Hauptbeförderer der polnischen Revolution von 1830 gewesen. Nach der Niederlage der Polen begab er sich nach Paris. Ende 1832 wurde ihm auf Anregung des russischen Gesandten der fernere Aufenthalt daselbst versagt. Im März 1833 wurde er, weil er sein Versprechen, nicht wieder nach Paris zu kommen, verletzt habe, verhaftet und sodann aus Frankreich ausgewiesen. Er ging nun nach Brüssel. Sein Porträt im dritten Bande von Spaziers Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes.

[2]) Vergl. über diese populäre Persönlichkeit Temme, Erinnerungen S. 240.

[3]) Wrangels Gattin, Belows Schwester.

geteilt, und bitte ich, habe die Freundlichkeit, mir offen wissen zu lassen, ob bei der Gelegenheit, wo sich Flottwell über meinen zu großen Eifer in der polnischen Angelegenheit ausgelassen hat, auch der General v. Grolmann zugegen gewesen ist. Nur über diesen einzigen Punkt habe die Liebe, mir offen zu schreiben, weil ich mich in den Augen des Grolmann gerne rechtfertigen möchte, denn von diesem biedern Ehrenmann möchte ich nicht gerne verkannt werden... Ehrlich gesagt, bleibe ich gerne noch ein Jahr hier, erstens um der Erziehung meiner Kinder wegen, und zweitens, um Augenzeuge zu sein, in welcher Art man mit der Germanisation der Provinz Posen vorschreiten wird. Ich bekenne ganz unverhohlen, daß ich an dem letzteren den innigsten Anteil nehme, weil ich die feste Ueberzeugung habe, daß es zum wahren Heil des preußischen Staates und zum Besten der hiesigen Bewohner ist; auch gegen ihren Willen muß man die letzteren glücklich machen.

*

Posen, den 15. März [1833].

Alles, was ich von Euren Landtagsunterhandlungen erfahren und, nachdem ich Eure Schlußadresse, die Du so gut gewesen bist mir zu übersenden, gelesen habe, kann ich Euerm regen volkstümlichen Streben nur die aufrichtigste Bewunderung zollen. Dagegen ist hier beinahe alles im Gegensatz verhandelt. Die Frage über Nationalität und über das Fortbestehen der polnischen Sprache war hier Hauptsache oder, wie sie sagten, die Lebensfrage. Und obgleich im zweiten Landtagsabschied der König über diese beiden Punkte sich wörtlich dahin ausgesprochen hat, daß dergleichen Petitionen nicht ferner vorkommen sollen und die Mehrheit der Stimmen diesen Antrag verwarf, so hat der Sulkowski solchen dennoch, nachdem er den zweiten und dritten Stand von den Beratungen ausschloß und vom ersten Stand gleichfalls 7 Stimmen dagegen waren, mit 14 Stimmen als gültig angenommen. Dagegen hat der zweite und dritte Stand und 7 aus dem ersten Stand gegen diese Eingabe eine recht gut und kräftig abgefaßte Protestation beigelegt, aus der der König sehen wird, was für ein Sinn der hier herrschende ist.

Sulkowski hat sich schwach und erbärmiglich benommen. Er wollte mit keiner Partei brechen und hat jetzt beide zu Feinden gemacht. Gegen das Gouvernement hat er sich schändlich betragen. Ich hoffe, man wird ihn von seiten des Oberpräsidenten nie wieder zum Landtagsmarschall in Vorschlag bringen. Der Graf von der Goltz, Blankensee, ein gewisser Grunwald, v. Massenbach haben sich recht gut benommen. Ich habe eine große Genugthuung erlebt. Denn der Oberpräsident hat endlich die Polen so kennen gelernt, als ich sie ihm früher geschildert habe, und dieses wird unendlich wohlthätig auf die Germanisation der hiesigen Provinz einwirken. Auch hat Flottwell seine Erfahrungen ohne Rückhalt an Lottum und an den Kronprinzen mitgeteilt. Grolmann hat einen sehr guten Einfluß auf Flottwell. Letzterer bittet, Du möchtest die Freundschaft haben und ihm recht bald Eure 37 Anträge im Auszuge mitteilen.

Die Aussicht, die die Polen noch hatten, den Statthalterposten wieder besetzt

zu sehen, ist ihnen endlich auch benommen worden. Denn der König hat befohlen, daß das Schloß vom Oberpräsidenten oder kommandierenden General bezogen werden soll, worüber sich die beiden Herren einigen sollten, und dieses ist sehr im Guten geschehen, so daß Flottwell das Schloß beziehen wird.

*

Posen, den 5. Juni 1833.

Die neuerdings im Königreich Polen stattgehabten Unruhen und die große Teilnahme, die die hiesigen Edelleute an den aus Frankreich zurückgekehrten polnischen Emissärs bewiesen haben, um diese heimlich bei sich zu verbergen und unter der Hand über die Grenze nach dem Königreich Polen zu schaffen, haben den General Grolmann in Uebereinstimmung mit Flottwell veranlaßt, einen Teil des Corps näher an der Grenze zu dislocieren ...

Die hiesige Dislokationsveränderung ist eine von den Umständen gebotene, durchaus weise Maßregel. Denn jene Grenzdistrikte lebten in einem freien, gesetzlosen Zustande, wo jede polizeiliche Maßregel wie der Rhein im Sande verschwand.

Mehrere polnische Emissäre, als der Oberst v. Kaminski und v. Krenski, sind ganz kürzlich arretiert. Das mehrste hiebei haben wir dem umsichtsvollen Duncker zu danken. Leider wird dieser Mann uns bald verlassen, weil er an andern Orten noch notwendiger gebraucht wird.

*

Posen, den 6. August 1833.

Ich war der Meinung, Du würdest mit dem ersten Transport der Polen bald in Pommern angelangt sein, als ich im Gegenteil aus Deinem Schreiben vom 24. v. M. ersehe, daß Du auch noch nicht einen Mann in Marsch gesetzt hast. Ich bitte, sage mir die Ursache, warum diese Maßregel ausgesetzt worden ist. Wollt Ihr die Polen noch zur Hilfsleistung bei der Ernte gebrauchen? In der Elbinger und Danziger Niederung kamen wenigstens in früheren Zeiten stets Polen hin, um bei der Ernte zu helfen; vielleicht hat der Schön aus dieser Rücksicht den Abmarsch der Polen noch verschoben? [1])

... Wir sind sehr froh, daß endlich Grolmanns Plan durchgegangen ist, daß das zweite Armeecorps diese veränderte [2]) Dislokation erhalten hat ... General Kinsky ist endlich angekommen; seine Geschäfte habe ich seit der Zeit mitversehen und hat mir solches viel Vergnügen gemacht, besonders daß ich 300 Mann nach Polen ausgetretene diesseitige Militärpflichtige aufgegriffen und

[1]) Die Gründe, weshalb sich die Entfernung der über die Grenze getretenen polnischen Soldaten verzögerte — ein Teil sollte auf dem Seeweg fortgeschafft werden —, waren verschiedener Art. Eine Ursache lag in Differenzen des Oberpräsidenten Th. v. Schön mit den Offizieren, die mit jener Aufgabe betraut waren. Vergl. G. E. v. Natzmer, Unter den Hohenzollern, Band 2, Seite 22 ff. — Below war übrigens inzwischen Kommandeur der schwarzen Husaren in Danzig geworden.

[2]) Wrangel hatte in den vorausgehenden Sätzen — die ich hier fortlasse — ausführlich über die Verlegung der Truppenkörper berichtet.

über Glogau nach dem III. Armeecorps habe abschicken können, unter denen sich 110 junge Edelleute aus den ersten Familien befinden ...

Das Judenedikt für Posen ist nicht umfassend genug, indem die Juden nicht der unbedingten Militärpflichtigkeit unterworfen sind, wie es Grolmanns[1]) gute Absicht war. Doch werden die erläuternden Erklärungen diesem Uebelstand möglichst abhelfen, ohne daß man den Ansichten des Kronprinzen zu nahe tritt.

*

Posen, den 19. November 1833.

Bei unserm Landtage wird wieder der Fürst Sulkowski zum Landtagsmarschall und der Graf Blankensee aus Filehne zu dessen Stellvertreter ernannt werden. Die Stände werden über die Einführung der Woits-Aemter viel debattieren. Ueber die allmählich immer mehr in Hintergrund kommende polnische Sprache ist ihnen zwar erlaubt zu sprechen, doch dürfen sie dieserwegen keine Petition einreichen. Wie man mir aus Berlin geschrieben hat, so haben sich der Einschiffung der Polen in Danzig unvorhergesehene erhebliche Hindernisse in Weg gelegt, und bitte ich, mir die Gründe gütigst wissen zu lassen, warum wir diese Polen nun noch länger futtern und bewachen müssen. Der Präsident v. Frankenberg[2]) ist kürzlich von Berlin zurückgekehrt und bringt die Nachricht, daß das Justizwesen in dieser Provinz manche Veränderung und, wie er hofft, auch Verbesserung erhalten wird. Der Flottwell reist jetzt viel in der Provinz herum, um sich persönlich von der Brauchbarkeit der Voits zu überzeugen. Diese beiden Herren vom Zivil wie auch Grolmann sind in den hier zu ergreifenden Maßregeln, die Provinz zu germanisieren, ganz einverstanden, und daher ist ein guter Erfolg zu erwarten. Der Präsident Leo, den wir aus Danzig bekommen haben, scheint hier nicht zu passen, er sucht bei seiner großen Beschränktheit dem Flottwell im stillen entgegenzuwirken und kann keine großartigen Ideen auffassen ...

*

Posen, den 16. Februar 1834.

Du wirst gütigst entschuldigen, daß ich erst heute Deinen freundlichen Brief beantworte und Dir für die übersandte Rede des Schön meinen besten Dank sage. Ich wollte aber Deinem Wunsche gemäß Dir gleichzeitig die Rede des Flottwell, die ich erst jetzt erhalten habe und hier angeschlossen ist, übersenden. Flottwell, der Dir herzlich grüßen läßt, bittet aber, Du möchtest diese Rede nicht zur Kenntnis des Schön bringen. Die Rede des letzteren, die sich einzig um die neue Schuleinrichtung dreht und sich wiederholt, hat mir und Grolmann nicht gefallen, dagegen hoffe ich, daß Du mit der Rede des Flottwell zufrieden sein wirst; sie ist erhaben und würdevoll, wie auch sein ganzes Betragen über alles Lob erhaben ist. Dieses kannst Du an Brünneck[3]) und alle seine Freunde sagen.

---

[1]) Vgl. E. v. Conrady a. a. O. S. 284 ff.

[2]) Appellationsgerichts-Präsident v. Frankenberg-Ludwigsdorff, naher Freund Grolmanns. Vergl. E. v. Conrady a. a. O. S. 229.

[3]) Wilh. v. Brünneck (1786—1866), einer der Namhaftesten aus dem Kreise der konstitutionellen Ostpreußen, von Friedrich Wilhelm IV. zum Oberburggrafen des Königreichs Preußen ernannt.

Damit du aber auch in stand gesetzt wirst, auch die Sinnesart vom Fürsten Sulkowski kennen zu lernen, schicke ich Dir seine hinterlistige diplomatische Rede mit, worin er kein Wort des Danks gegen den König, wohl aber von historischen Obliegenheiten spricht. In welcher Art er Flottwell erwähnt, ist höchst gemein. Kurz, Sulkowski ist der erste Mantelträger, den es giebt, und steht unter der Fuchtel des v. Grabowski, ohne den er kein Wort sagt. Habe die Liebe, mir eine treue Abschrift der Rede des Grafen Dönhoff mit nächstem zu schicken.

Vorvorgestern hat sich hier ein eigner Fall mit einem Polen, dem ehemaligen Deputierten und Landschaftsrat v. Kalckstein, zugetragen. Dieser Mann ist auch zur Zeit der Revolution in Polen gewesen und hat da gedient. Infolgedessen ist er zu einer neunmonatlichen Festungsstrafe verurteilt, wovon ihm jedoch die Hälfte erlassen ist. Von der Festung Cosel, wo er sitzt, hat er mit höherer Bewilligung einen vierzehntägigen Urlaub erhalten, die Geschäfte seiner Güter zu ordnen; statt dem kommt er hier nach Posen. Da es ein Befehl des Königs ist, daß von den Individuen, die zur Zeit der Revolution in Polen gewesen sind, sich keine Person während des Landtags hier in Posen aufhalten darf, so wurde auch ein Polizeigendarm ins Quartier von dem Kalckstein geschickt, um ihm anzudeuten, seine Abreise von Posen zu beschleunigen. Diesem widersetzte er sich und hat sich thätlich gegen ihn vergriffen. Es mußte daher Wache geholt und der Kalckstein so auf die Polizei geschleppt werden, von wo er gleich zur Stadt herausgebracht wurde. Diese Sache hat hier viel Aufsehen gemacht. Da sich Kalckstein gegen die Polizei und den Gendarmen wirklich vergriffen hat, so wird ihm der Prozeß gemacht und er mindestens mit fünf Monat Festung bestraft werden. Die Polen sind sich überall gleich, hier sowie in der Schweiz.

Der Antrag der preußischen Stände über die Befestigung einiger Punkte in Preußen ist wirklich herzerhebend. Ich wünschte nur, daß Ihr die Befestigung von Königsberg in Antrag brächtet . . . Auf unserm Landtag sind ganz gesetzwidrige Petitionen in Antrag gebracht.

1. Um sofortige Freilassung des gegen alle Rechte in Arrest behaltenen Schumann;

2. um eine eigne Verfassung für das Großherzogtum Posen;

3. um eine Konstitution für das ganze Königreich;

4. wird gegen die Eigenmächtigkeit des Oberpräsidenten und der Regierung Klage geführt, daß er die Adler auf den Schildern der Landrats-, Voits- u. s. w. Aemter nicht wie bisher mit einem weißen Adler in der Mitte,[1]) sondern ganz schwarz zu machen befohlen hat.

Ferner haben die Polen ausgebracht, daß der Danziger Landtag sich über der Frage, ob eine Konstitution beantragt werden soll, entzweit und gleich auseinander gegangen wäre.

*

[1]) Zu derselben Zeit, als dem Großherzogtum ein polnischer Statthalter bewilligt worden war, hatte die preußische Regierung ihm auch, als Auszeichnung vor den andern Provinzen, ein besonderes Wappen gegeben, den weißen Adler im Herzschilde des preußischen.

Posen, den 4. November 1834.

Die kleinen Feldmanöver ... habe ich dieses Jahr selbst und zur Zufriedenheit von Hofmann[1]) und Grolmann ... geleitet ... Doch habe ich hierbei die erneuerte Ueberzeugung erlangt, daß wir viel zu wenig manövrieren. Die Offiziere sind zu ungewiß und wissen sich nicht zu benehmen. Die Ursache von Rochows[2]) Hiersein war eigentlich Flottwell. Letzterer war dem ersten, wo er konnte, entgegen, und um dieses zu beseitigen, ist der Minister auf die glückliche Idee gekommen, den ersten Schritt der Annäherung zu thun, und habe ich die Freude, Dir zu sagen, daß eine völlige Aussöhnung und recht aufrichtiges gegenseitiges Vertrauen herbeigeführt ist, woran Grolmann einen ehrenvollen Anteil hat. Dieser, obgleich er Rochow nie zum Minister gewählt haben würde, ist ihm jetzt, da er dazu ernannt ist, mit wahrer deutscher Biederkeit entgegengekommen. Dabei kann ich nicht unerwähnt lassen, daß sich der Rochow überaus umsichtsvoll, offen und zuvorkommend betragen hat. Er ist in alle Details der Regierungsgeschäfte eingegangen und hat hierbei recht viel Sachkenntnis bekundet. Auch alle Polen sind mit ihm ausnehmend zufrieden gewesen, bis auf einen gewissen Grafen v. Dzeduschitzki, der sich für einen gewissen v. Mikonski, der arretiert war, weil er einem polnischen Emissär aus dem Arrest geholfen hatte, verwandte.

Rochow hat die Polen in ihrer Denkungsart auf das genaueste kennen gelernt, wozu Grolmann und auch ich, wie auch Flottwell, der jetzt gerade so denkt als ich, das Ihrige dazu beigetragen haben. Sulkowski hat sich gegen Flottwell recht wie ein pfiffiger Diplomat benommen. Der Oberpräsident benachrichtigte den Fürsten von der Ankunft des Ministers und bat ihn, herzukommen. Der Prinz antwortete hierauf nicht, erschien aber auch nicht. Doch bat er den Minister, seine Rückreise über Reissen[3]) zu nehmen, das er auch annahm. Der Flottwell begleitete ihn bis Lissa. Hier war der Fürst zum Empfang des Ministers, da er aber den Flottwell nicht eingeladen hatte, so lehnte letzterer die mündliche Einladung, nach Reissen zu kommen, ab, und der Minister fuhr allein und traf am andern Tag in Fraustadt mit Flottwell wieder zusammen. Sulkowsky wollte den Flottwell nicht bei sich haben, um dem Minister so ganz allein über die Verwaltung klagen zu können. Der Rochow hat sein hinterlistiges Spiel ganz durchschaut und Flottwell sein Betragen ganz gebilligt ...

*

---

[1]) General v. Hoffmann, ein Kriegskamerad Grolmanns, war mit ihm gleichzeitig nach Posen versetzt worden und zwar als Kommandeur der 10. Division.

[2]) In demselben Jahre, aus dem dieser Brief stammt, hatte v. Rochow das Ministerium des Innern und der Polizei erhalten. Bekannt ist der heftige Konflikt, in den er nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. mit Schön geriet. Wrangel war dabei Gegner des letzteren. Im weiteren Verlauf dieses Streites wurde Wrangel von Königsberg nach Stettin versetzt, Schön und Rochow entlassen.

[3]) Das Schloß des Fürsten Sulkowski.

Berlin, den 4. Dezember 1834.

Flottwell ist mit der Entscheidung des Landtagsabschieds sehr zufrieden, und, unter uns gesagt, so soll sich in der Nationalfrage der Kronprinz sehr gut ausgesprochen und selber gleich den schriftlichen Entwurf hierzu eigenhändig aufgesetzt haben.

Pariser Besuche.

Von

Frédéric Loliée.

IV.

Persönliche Erinnerungen an Emile Zola.

Ob außerhalb Frankreichs im übrigen Europa das Hinscheiden des großen realistischen und symbolistischen Romandichters wohl einen so tiefen Eindruck gemacht hat, wie man es sich in Paris vorstellt? Man kann es nicht behaupten. In seinem Vaterland hat sein Tod die Leidenschaften zu ungewöhnlicher Schnelligkeit und Heftigkeit wieder entfacht. Ueberschwengliche Lobredner und wutschnaubende Gegner haben sich auf seine sterbliche Hülle wie auf eine Beute gestürzt.

Seit einigen Jahren hatten seine Werke nicht mehr das frühere Aufsehen erregt. Gewiß, man bewunderte sie noch, doch sozusagen mit abnehmender Intensität. Man glaubte in seinen letzten Büchern Spuren von Erschöpfung zu entdecken; man fand eine gewisse Einförmigkeit darin. Er war nicht mehr das Haupt einer Schule, das mit Beifall überschüttet oder heftig bekämpft wurde... Die Polemik ist für einen Augenblick wieder lebendig geworden und wird sich hinziehen, bis die Stunde gekommen ist, das wahre, das gerechte Urteil zu fällen.

Der unter zugleich so tragischen und banalen Umständen erfolgte Tod Zolas hat zum mindesten eine aufrichtige Rührung hervorgerufen, die sich mit spontaner Uebereinstimmung in den unter dem unmittelbaren Eindruck der Nachricht entstandenen Artikeln in allen Sprachen kundgegeben hat. Denn wenn er auch nicht den ersten Platz unter den geistigen Herrschern seiner Zeit einnahm, so gehörte er doch (so schwerfällig und materialistisch seine Methode auch gewesen ist), zweifellos zu der kleinen Zahl hochbedeutender Künstler, die wirklich einen Einfluß auf die Entwicklung der Weltlitteratur ausgeübt haben.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo die französischen Blätter sich vor seinem Sarge wieder zu einer wütenden Agitation fortreißen lassen, und seine Persönlichkeit als Schriftsteller und Schöpfer für Freund wie Feind zum Anlaß wird, von neuem den unfruchtbaren politischen Leidenschaften die Zügel schießen zu

lassen, mag ich mich nicht unterfangen, hier auch nur eine summarische Würdigung seines Schaffens, seiner entscheidenden That oder seines Charakters als Denker zu entwerfen, sondern ich werde einfach, wie die Feder mich gerade führt, einige bei flüchtigen Begegnungen in engerem Kreise gesammelte Eindrücke und Erinnerungen aus der letzten Zeit hier wieder aufleben lassen.

*

Ich hatte mehrere Male die günstige Gelegenheit, Emile Zola zu sehen, zuerst bei Alphonse Daudet, mit dem ihn eine lange Freundschaft verband, weil sie trotz beträchtlicher Verschiedenheiten ihrer Geschmacksrichtungen denselben Göttern dienten; sodann auf seinem geliebten Landsitz in Médan und in seiner Pariser Villa. Es war mir vergönnt, dieses unruhevolle, vergrämte Gesicht in nächster Nähe zu beobachten, diese breite, energische, von Sorgenfalten durchfurchte Stirn, diesen düsteren, kurzsichtigen, durchdringenden, oft ironischen, fast boshaften Blick, diesen charakteristischen Mund, in dem sich viel Bitterkeit mit einem Ausdruck von Gutmütigkeit vereinte und dessen Oberlippe sich durch eine ganz eigenartige Muskelbewegung seltsam spöttisch nach oben schürzte. Ich hatte Gelegenheit, diese kraftvolle Stimme zu hören, die oft durch einen besonderen Ausdruck überraschte und bisweilen eine eigentümliche Klangfülle hatte.

Für die Leute, die, wie Maupassant sagt, im Leben der Menschen und in den Gegenständen, mit denen sie sich umgeben, die Erklärung für die Geheimnisse ihres Geistes suchen, mag Zola ein interessanter „Fall“ gewesen sein. Die sehr persönliche Art, wie er sein inneres Leben organisiert, seine tägliche methodische Arbeit geregelt, sein dichterisches Schaffen systematisiert hatte, würde Stoff zu vielen pikanten Beobachtungen geben.

Mochte Zola auch in den meisten seiner Werke allzu oft das Beste von seiner Kraft auf die Hervorhebung des Häßlichen und Trivialen im menschlichen Leben verwenden: für sich selbst liebte er die Originalität, die Phantasie und das Romantische. Inmitten seiner riesigen Wandteppiche standen in bunter Unordnung Möbel aus allen Zeiten und allen Ländern einträchtig bei einander.

Mit besonderer Vorliebe weilte er auf seinem Landsitz in Médan und verließ ihn nur mit Bedauern, wenn er in die Stadt zurückkehren mußte, um dort in seinem stillen Hause die trüben Wintermonate zu verbringen. Es war ein einige Meilen von Paris entfernter Komplex von Gebäuden: ein viereckiger Turm, an dessen Fuß sich ein kleines Wohnhaus anlehnte. Er arbeitete dort in einem sehr weiten und hohen Raum, den ein auf die Ebene hinausgehendes großes Fenster in seiner ganzen Ausdehnung erhellte. Man war, wenn man die Schwelle überschritten hatte, erstaunt über das Tohuwabohu von Möbeln, alten und modernen Kunstgegenständen, mehr oder weniger authentischen Raritäten und ungezählten Nippsachen, die er dort aufgestellt, wie es seinem Liebhaberauge gerade gefallen hatte. Von seinen Fenstern aus sah er das Silberband der auf die benachbarte Ortschaft zufließenden Seine, dann eine weite Ebene, dahinter an den Abhängen der Hügelreihen hängende Dörfer und darüber endlich die die

Höhen krönenden Waldungen. Ehe er sich dem Automobilsport ergab, für den er eine große Vorliebe hatte, ging er nach dem Déjeuner gern eine zum Flusse führende, sich schlängelnde Allee hinunter, fuhr in seinem Boot, das nach einem seiner allzu berühmten Romane „Nana“ hieß, über den ersten Flußarm und landete am Ufer einer großen Insel, die er fast ganz angekauft hatte; er hatte sich dort einen eleganten Pavillon bauen lassen und pflegte darin während der heißen Sommerzeit Freunde zu empfangen.

In Médan kamen in den bewegten Zeiten der durch den Naturalismus hervorgerufenen Kämpfe der Meister und seine Schüler zusammen. Miteinander lebten und erzählten sie dort die „Soirées de Médan“. Der älteste der sechs, der Führer der Schar, war kaum 40 Jahre alt; die andern, Guy de Maupassant, Paul Alexis, Henry Céard, Léon Hennique und J. C. Huysmans traten voll Feuer und mit einer von Siegeshoffnungen erstrahlenden Phantasie an das Leben heran. Das war vor wenig mehr als 20 Jahren, und seitdem sind drei von ihnen aus dem Leben geschieden. Der vernichtende Hauch des Wahnsinns, des Todes und der Entmutigung ist über die vereinigte Gruppe dahingegangen.

*

Ehe Zola in Paris sich fern von den geräuschvollen, unruhigen Stadtteilen in seiner friedlichen, kostbar eingerichteten Wohnung in der Rue de Bruxelles niedergelassen, ehe er den Gipfel seiner Erfolge und seiner Wohlhabenheit erreicht hatte, war er, darin so vielen andern berühmten Emporkömmlingen gleich, durch viele Straßen gepilgert, viele Treppen hinaufgestiegen, hatte seine umherirrenden Penaten in vielen, manchmal den allerbescheidensten Behausungen aufgestellt. Zuerst wohnte er nacheinander in der Rue Monsieur le Prince, in der Rue Saint-Jacques, der Rue des Feuillantines, der Rue Saint-Victor und in der Rue Saint-Etienne du Mont, wo er das Zimmer innehatte, in dem Bernardin de Saint-Pierre im 18. Jahrhundert „Paul et Virginie“ geschrieben hatte; später wohnte er behaglicher in reicher ausgestatteten Entresols, bis er endlich das höchste Ziel seiner Wünsche erreichte und Besitzer einer prächtigen Villa wurde. Fleißige Biographen werden eines Tages daran gehen, die Geschichte dieser Wohnungen und der erfolgreichen Bestrebungen, die sie ihn zwischen ihren Mauern entwickeln sahen, zu schreiben, wie es in Frankreich mit Balzac und Victor Hugo geschehen ist.

Von dem Pavillon in der Rue de Bruxelles ist so manches Mal gesprochen worden, besonders zur Zeit der Zwangsversteigerung, deren Schauplatz er nach dem von den Schriftexperten der Affaire Dreyfus-Esterhazy gegen Emile Zola angestrengten Prozeß war. Ich habe sein Inneres noch sehr genau im Gedächtnis; es gewährte mit seiner etwas flammenden Farbenpracht einen prunkvollen Anblick. Der Besucher konnte sofort bemerken, daß Zola, nachdem er einer der reichen Paschas der Litteratur geworden war, zur Verschönerung seines Heims, wenn ich so sagen darf, die Fähigkeiten eines alten Dekorateurs und Tapissiers zu entfalten verstanden hatte. Er hatte besonders in Purpurrot gemalte Bilder

gern und hatte eine ausgesprochene Vorliebe für lebensvolle, warme Töne. Seiner Versicherung nach hatte er jede der ästhetischen Neigungen, die ihn trieben, in der Welt der Farben vor allem das Rot, Gelb und Grün des Malers Delacroix, mit Zwischenstufen von verblaßten Tönen und von Gelb in Verbindung mit Blau zu suchen, genau durchdacht.

Es war ein nichts weniger als alltäglicher Eindruck, den ich bekam, als ich zum ersten Male das Vestibül seines Hauses in Paris betrat, wo einem gleich beim Eintritt ein fabelhaftes Gewimmel von Formen und Farben, eine unbeschreibliche Ueberfülle von Nippsachen und kostbaren Kunstgegenständen in die Augen springt, und als ich dann, um in das Arbeitskabinett des Dichters zu gelangen, die große Treppe hinaufstieg, die durch einen hohen Fensterstock Licht erhält und in der Mitte eine breite Plattform zum Ausruhen hat, als sollte es dem Blick dadurch leichter gemacht und ihm mehr Zeit gelassen werden, die ganze Pracht zu bewundern: das Malerische oder Fremdartige der Wandbekleidungen, der kunstvollen Reliefs, der alten Silberstickereien auf einem Grund von blauen Perlen, der alten Meßgewänder von broschierter Seide und zwischen dem allen die mannigfachen feinen Tapisserien und Gemälde, eine vergilbte Baumtapete, Rahmen mit Schmelzmalereien, Skizzen und illuminierten Kupferstichen. Dieser Eindruck erneuerte sich, wenn man in das Allerheiligste eintrat, das mit einer Sorgfalt eingerichtet war, wie man sie auf die Komposition einer Symphonie verwendet, in der jede Einzelheit, jede Note ihre Bedeutung, ihre Berechtigung, ihre in die Harmonie des Ganzen eingepaßte Wirkung hat — eine Harmonie, die hier ganz in altem Gold bestand. Ich sehe noch die an den Wänden hängenden, auf Goldgrund gemalten Bilder der Primitiven, das mit Büchern und kostbaren Gegenständen überladene Schreibpult des Dichters, den Korduanfauteuil, über dessen Rücklehne ein Stück karmesinroter Sammet herabhing, einst ein altes, mit mattgoldenem Laubwerk bedecktes Banner; dann das Ruhebett, darüber im Halbdunkel ein großes Stück schwarzer Sammet, in das mit Silber und grüner Seide Pfauen eingestickt waren; und endlich den prunkvollen Arbeitstisch mit den zerstreut herumliegenden Blättern, die er erst am Vormittag beschrieben hatte und die sein gewohntes tägliches Arbeitsquantum darstellten. Nulla dies sine linea.

*

So merkwürdig und interessant dieses Bild des Innern auch war, so konnte doch das Auge darauf nirgends länger ruhen; man mußte es mit einem raschen Blick überfliegen, um seine ganze Aufmerksamkeit auf den Herrn dieser Räume zu richten, der einem in liebenswürdiger Weise entgegenkam.

Leicht war es allerdings nicht, Zutritt zum Hause Emile Zolas zu erhalten. Es stand fast nur intimen Freunden oder wenigen Bevorzugten offen, die durch zufällige Umstände in seine Nähe gelangten. Gleichgültigen Persönlichkeiten blieb seine Thür streng verschlossen. Zola überließ sich nicht gern den Indiskretionen der Presse und wehrte sich dagegen so entschieden wie nur möglich. Seine Konversation war etwas kühl; er entwickelte dabei wenig Lebhaftigkeit, nur wenn er

Widerspruch fand in Bezug auf Theorien, die ihm Herzenssache waren und aus denen er sich sein Programm, sein Gesetz, seine Aesthetik gebildet hatte, wurde er warm. Dann fand er, um seine These zu verteidigen, im Augenblick ungezwungene Bilder, denen das Feuer seines Blickes und der erregte Ton viel Ausdruck verliehen. So kam es z. B. nicht selten vor, daß ihn jemand, gleichsam um ihm eine schöne Gelegenheit zu einem Plaidoyer pro domo sua zu geben, fragte, ob er im allgemeinen an eine Entsittlichung durch das Buch glaube.

„Keineswegs," erwiderte er dann, „das ist eine Absurdität. Das Buch beeinflußt die Sitten nicht, sondern es ist oder soll sein die getreue Wiedergabe dieser Sitten ... Im Grunde dauern nur die wahrhaft guten Werke fort. Ich nehme die Verantwortung für alles, was ich geschrieben habe, auf mich, weil ich die Gewißheit habe, meine Rechte als Künstler und als ehrlicher Mann nicht überschritten zu haben. Es wird ein Tag kommen, an dem, wenn mein Werk vollendet ist, man sich einigen muß, um es in seiner Gesamtheit abzuschätzen. Mein Gewissen läßt mich vollständig ruhig sein, und ich bin überzeugt (eine beglückende Gewißheit!), man wird, wie auch die endgültige Meinung sein wird, von mir sagen, daß ich ein Ueberzeugter war; und darauf kommt es mir vor allem an!"

Man brachte ihn gern auf das Kapitel von den Anfängen seiner Laufbahn. Kein Schriftsteller hatte einen bekannteren und berühmteren Namen weit und breit in der Welt. Doch hatte er lange zu kämpfen gehabt. Er hatte, wie viele seiner älteren Berufsgenossen, schwere Zeiten durchgemacht. Er liebte es, sich daran zu erinnern und sich diese Zeiten zu vergegenwärtigen. Wie er in den beiden ersten Jahren, die er in Paris verbrachte, oftmals von den nötigsten Lebensbedürfnissen entblößt war, ohne daß die furchtbaren Stürme der Wirklichkeit jemals sein Selbstvertrauen erschüttert hätten; wie er mit dem Verleger Lacroix in Verbindung trat, der sein erstes Pariser Buch, die „Contes à Ninon" herausgab, das beim Publikum noch auf Gleichgültigkeit stieß; wie dann die ersten kleinen Erfolge kamen, doch trotzdem noch von Zeit zu Zeit Zweifel in ihm auftauchten, die ihn auf den Gedanken brachten, eine administrative Laufbahn zu ergreifen; wie endlich unter heißen Wort- und Ideenkämpfen, die sich um seine Werke erhoben, sein Name rasch stieg, und dann die Periode des Ruhmes für ihn anbrach, die fruchtbare Periode der Riesenauflagen, eine Zeit der herrlichsten Blüte, während noch immer der Streit der Meinungen tobte — von dem allem pflegte er gern zu erzählen.

Mit großem Behagen betonte er auch, besonders wenn er das Wort an junge Leute richtete, den fundamentalen Gedanken, daß die Arbeit an und für sich gesund und daß sie das einzige Mittel ist, vom Leben das, was es Trügerisches und Trauriges hat, zu vergessen.

„Arbeitet, Jünglinge! ... Ich, der ich nichts als ein Arbeiter gewesen bin, darf euch die ganze Wohlthat der langen, angestrengten Arbeit rühmen, die meine Tage ausgefüllt hat. In den Stunden des Suchens und Tastens habe ich das Elend und die Verzweiflung kennen gelernt; später bin ich erbittert bekämpft,

verleugnet und beschimpft worden; nun, ich habe nur einen Glauben, eine Kraft gehabt: die Arbeit!"

Wenn von weniger tröstlichen Dingen die Rede war, gab er im vertraulichen Gespräch bisweilen unbestimmten persönlichen Besorgnissen Ausdruck, so der ihn oft befallenden Angst, durch einen überraschenden gewaltsamen Tod ohne vorherige Mahnung in voller Thätigkeit aus dem Leben abberufen zu werden. Denn, seltsam, dieser Sinnen- und Nervenmensch, dessen Erregbarkeit unaufhörlich von einer ihn ganz einnehmenden und treibenden Idee aufgerüttelt wurde, hatte die Furcht, plötzlich zu sterben, und diese Furcht erfaßte ihn in Krisen. Wenn er mit der Eisenbahn reiste, empfand er manchmal die Angst, in einem Tunnel festgehalten zu werden, dessen beide Enden einstürzten . . . Man half ihm, diese düsteren Visionen zu verscheuchen. Obwohl in seinen letzten Jahren seine nervösen Störungen sich sehr gesteigert hatten, fand man ihn doch noch im Besitz einer großen Reserve von Kräften. Seine physische und psychische Konstitution fühlte sich nicht in ihren innersten Energieprinzipien berührt. Er sah noch schöne Jahre des Schaffens voraus für die Vollendung der neuen und verschiedenen Werke, mit denen er seine ungeheuer produktive Laufbahn zu krönen hoffte. Und er überließ sich weitreichenden Gedanken über das Geheimnis der Zukunft, des letzten Richters über das Talent und den Ruhm. Zola hatte, wie Balzac und Flaubert, ein scharf ausgesprochenes Gefühl der Besorgnis vor der Nachwelt.

„Wir gehen," behauptete er, „durch das Uebermaß der Metapher zu Grunde.. Wir verwenden zu viel Wissenschaft, zu viel emsige Kleinlichkeit auf das Bestreben, mit Worten zu malen, die Sätze zu meißeln wie Marmorbilder und selbst den Duft der Dinge aus den Worten herauszuheben. Alles dies geht uns auf die Nerven; und das erscheint uns köstlich, kommt uns vollkommen vor. Nur fragt es sich, was werden unsre Nachkommen dazu sagen? Ihre Empfindungsweise wird anders sein; und ich bin überzeugt, daß sie vor manchen unsrer Schöpfungen, die gegenwärtig Beifall finden, verblüfft dastehen werden. Fast alles wird dann veraltet sein."

Und wenn man ihn drängte, Namen zu nennen, Bücher und Schriftsteller anzuführen, fügte er hinzu:

„Ich will niemand nennen. Aber ich habe mich in Gedanken oft damit beschäftigt, diejenigen von uns ausfindig zu machen, gegen die sich die Nachwelt nachsichtslos zeigen wird, und ich glaube, daß die Größten vor den Kopf gestoßen werden."

So sprach dieser starke Geist, der im Grunde pessimistisch geblieben war — obwohl er seit fünf oder sechs Jahren seine Hoffnungen der ungewissen Zukunft einer besseren, edleren, um ihren Ruhm besorgteren Menschheit entgegengetragen hatte — so sprach Emile Zola uns seine ängstlichen Zweifel aus über den Unbestand scheinbar festgegründeter Namen und Werke, mochten es selbst sein eigner Name und seine eignen Werke sein.

Der Dilettantismus in der Politik.

Von einem deutschen Diplomaten.

Froude, James Anthony Froude, dessen Namen der älteren Generation deutscher Tagesschriftsteller wohlbekannt sein dürfte, die jüngere liest ja nur die eignen Produkte, hat 1857 einen interessanten Aufsatz über „die östliche Frage", damals die russisch-türkisch-englisch-französische, veröffentlicht, der später auch in die von ihm herausgegebenen „Short studies on great subjects" aufgenommen worden ist. In dem Aufsatz schildert er in sehr unterhaltender Weise das Gebaren der Leute, die vor dem Krimkriege die öffentliche Meinung in England beeinflußt oder gar gemacht gehabt hätten. „Endlich," sagt er, „waren da die Dichter und Philosophen, die den Frieden satt hatten, die glaubten, daß die alten englischen Tugenden versumpften, die im Kriege (wenn er gerecht war oder als gerecht angesehen werden konnte) ein großes Werkzeug moralischer Wiedergeburt, eine elektrische Kraft sahen, fähig, aus dem stumpfsinnigen Schelm hinter dem Ladentisch einen Helden und aus seiner Schwindelelle ein flammendes Schwert zu machen. Das waren die Gefühle, die in England an der Arbeit waren, über die hinaus, die durch die Sendung des Fürsten Menschikoff und den Uebergang über den Pruth hervorgerufen worden waren, alle unbestimmt und unverträglich eins mit dem andern, im stande für den Augenblick die Nation zu einer gewaltigen Anstrengung zu erwecken und doch in ihrer Unklarheit den Samen der eignen schließlichen Enttäuschung in sich tragend. Wir wußten ebensowenig, was wirklich erreichbar war, als was wir selbst wollten. Finnland sollte wieder an Schweden kommen, die Ufer des Schwarzen Meeres an die Türkei. Wenn Rußland von der Meeresküste zurückgedrängt worden, wenn seine Festungen in Ruinen lägen und seine Flotten zerstört wären, dann, aber auch nur dann, würden unsre liberalen Politiker sich herbeilassen zu gestatten, daß es vor gänzlicher Vernichtung bewahrt bliebe." Wenn ein klarer Kopf sich der Mühe unterziehen wollte, ohne Furcht und Tadel die Erscheinungen zu schildern, die der Ausbruch und Verlauf des südafrikanischen Krieges in Deutschland, von andern Ländern nicht zu sprechen, gezeitigt hat, wir würden ein noch viel amüsanteres Bild von Stimmungen und Aeußerungen erhalten, als das, das Froude von den zu der Zeit des Krimkrieges in England herrschenden entworfen hat, und der Satz, mit dem er die Schlußbetrachtung seines Aufsatzes einleitet, würde auch auf die deutschen Pseudopolitiker Anwendung finden können. „Es bleibt noch übrig," schreibt er, „die Einwürfe zu erwägen, die nicht von lärmenden, hysterischen Personen vorgebracht werden, die sich für Politiker halten, weil sie rhetorische Gemeinplätze über Englands Mission und die Aufgabe der angelsächsischen Rasse loslassen, sondern von denen, die damit zufrieden sind, von Thatsachen zu lernen und dieselben ruhig zu erörtern."

Die Versuchung, als die Dilettanten in der Politik die lärmenden, hysterischen Personen zu bezeichnen, die sich in Gemeinplätzen bewegen, ist allerdings eine sehr große, aber wenn diese Definition auch eine recht zahlreiche Kategorie dieser gemeinschädlichen Individuen umfaßt, so schließt sie doch lange nicht alle diejenigen ein, die man mit Recht in die Gattung „Dilettanten“ einreihen muß. Dilettanten waren, nach der älteren Auffassung, brave Leute, Liebhaber der Künste, und auch die Politik ist eine solche, die nicht allein genießen, sondern auch mitmachen wollten, und die oft auch Tüchtiges leisteten, ohne gerade Künstler von Fach zu sein; erst allmählich und durch die Schuld der Dilettanten selbst, ist dazu der Begriff der Stümperhaftigkeit gekommen. Es scheint daher, als ob man den zünftigen Politiker dem Dilettanten gegenüberstellen könnte, wenn es nur nicht auch unter den durch ihren Beruf zu der Beschäftigung mit der Politik Verurteilten so unzählig viele Dilettanten gäbe. So ist der Versuch, den Begriff des Dilettantismus in der Politik zu definieren, kaum weniger schwierig als der des weiland Dr. Faust, eine passende Uebersetzung für „Logos“ zu finden. Vielleicht aber hilft uns der Mann aus der Verlegenheit, dem wir neben andern, größeren Dingen so viele geflügelte Worte verdanken. Fürst Bismarck schrieb am 15. Juli 1862 an Roon: „Wie sind wir Deutschen doch in den Ruf der schüchternen Bescheidenheit gekommen? Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände, als sämtliche gelernte Fachmänner, während es doch in andern Ländern viele giebt, die einräumen, von manchen Dingen weniger zu verstehen als andre und deshalb sich bescheiden und schweigen“, und er hat damit den Finger auf einen der Hauptfehler der Deutschen, das Besserwissen, gelegt und damit auch die beste Definition vom politischen Dilettantismus gegeben, als der Sucht, über Sachen abzuurteilen, von denen man nichts versteht.

Politik wird heutzutage viel und überall getrieben, große und kleine, staatliche und munizipale, innere und äußere; am Biertisch, in den Redaktionen der Zeitungen und Zeitschriften, in Stadtverordnetenversammlungen und Magistratskollegien, in Parlamenten und Staatratssitzungen und nicht am wenigsten vielleicht auf den Thronen selbst. Bei der Menge der Persönlichkeiten, die so redend in das Räderwerk der Politik eingreifen, und nur um diese kann es sich handeln, ist es schwer, wenn nicht unmöglich, eine Grenze zwischen Berechtigten und Unberechtigten zu ziehen, sowie man das Verständnis und die Befähigung als Maßstab anlegt. Das Amt, wenn es die Berechtigung giebt, giebt, trotz des Sprichworts, nicht immer die Befähigung; zahlreiche Beispiele von aus Journalisten und Parlamentariern hervorgegangenen Staatsmännern sind dagegen der Beweis dafür, daß sich in den heterogensten Kreisen Leute finden, denen niemand die Berechtigung absprechen kann, für Politiker im höchsten und wahrsten Sinne des Wortes gehalten zu werden, während man andrerseits nur die politischen Mißerfolge der Leute anzusehen braucht, die äußerem Anschein nach für Adepten der schwarzen Kunst gehalten werden müßten, um zu der Ueberzeugung zu ge- gelangen, daß weder die rückschauende Arbeit des Historikers, noch die vorsorgende

des Diplomaten die Betreffenden vor dem Vorwurf des Dilettantismus in der Politik zu schützen im stande sind. Grade in Deutschland haben wir mit dem politischen Scharfblick unsrer bedeutendsten Geschichtsforscher um so traurigere Erfahrungen gemacht, als die öffentliche Meinung bei uns immer noch zu leicht geneigt ist, solchen Leuchten der Wissenschaft, die die Vergangenheit erhellen, auch einen besonderen Scharfblick für die Politik des Tages zuzutrauen. Am wesentlichsten aber in seinen erschwerenden und behindernden Wirkungen für die verantwortlichen Leiter der Politik ist der Dilettantismus, der sich in der Beurteilung politischer Fragen in parlamentarischen Körperschaften und der Presse breit zu machen pflegt. Die innere Geschichte Preußens und Deutschlands von 1859 bis 1864, d. h. der Zeitabschnitt, der die Entwicklung der preußischen Armee und Diplomatie zu den vollkommenen Instrumenten gesehen hat, die die Aufrichtung der preußischen Hegemonie und des Deutschen Reichs ermöglichten, bieten dafür nur zu viele traurige Beispiele. Und doch waren die Männer, die weder die Notwendigkeit der Reorganisation der Armee in 1859, noch die Kriege von 1864 und 1866 begreifen konnten, im Grunde genommen verständige Leute, die es nur unmöglich fanden, sich aus dem Sumpf der Phrase auf die Höhe des Gedankens zu retten. Der Altreichskanzler hat sich oft bitter über den Dilettantismus der Parlamentarier und der Presse beschwert, die seine Arbeit verzehnfachte und ihn oft am Erfolge seiner wohldurchdachten Züge auf dem Schachbrett der Politik zweifeln ließ. „Die öffentliche Meinung," so schreibt er in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (II. 12) „war in den gebildeten Mittelständen Deutschlands ohne Zweifel augustenburgisch, in derselben Urteilslosigkeit, die sich früher den Polonismus und später die künstliche Begeisterung für die battenbergische Bulgarei als deutsches Nationalinteresse unterschieben ließ. Die Mache der Presse war in diesen beiden etwas analogen Lagen betrübend erfolgreich und die öffentliche Dummheit für ihre Wirkung so empfänglich wie immer... Mein Respekt vor der sogenannten öffentlichen Meinung, das heißt vor dem Lärm der Redner und der Zeitungen, war niemals groß gewesen, wurde aber in Betreff der auswärtigen Politik in den beiden eben verglichenen Fällen noch erheblich herabgedrückt." Man irrt wohl nicht, wenn man annimmt, daß der Lärm der Redner und der Zeitungen 1899—1902 das Urteil des Fürsten nur verschärft haben und daher ein kräftiges „Quos ego" denjenigen auf die Köpfe gefahren sein würde, die sich erlaubten, die Linien der Regierung mit ihrem Dilettantismus zu durchkreuzen.

Unser Vaterland ist recht eigentlich die Geburts- und Nährstätte des politischen Dilettantismus. Der Gründe dafür sind viele; nicht der unbedeutendste derselben ist der Mangel an dem Gefühl der politischen Verantwortlichkeit bei Parlamentariern und Journalisten. In andern Ländern giebt es niemand, der einer von diesen beiden Klassen angehörte, der nicht wie der französische Soldat den Marschallstab im Tornister trüge, d. h. der nicht die Möglichkeit vor sich sähe, dereinst eine bedeutende Rolle in der Geschichte seines Vaterlandes spielen zu können. Bei uns ist das nicht der Fall, die Parlamentarier, denen die Aus-

sicht auf einen Ministerstuhl winken könnte, lassen sich an den Fingern beider Hände abzählen, und was die Journalisten betrifft, so dürften die fünf Finger einer Hand bereits weit über das Erfordernis herausgehen. Darum wird so viel geredet und geschrieben, was niemand reden oder schreiben würde, wenn er glaubte, einmal in die Lage kommen zu können, das gesprochene oder geschriebene Wort in Thaten ummünzen zu müssen. Für die Partei, sei es die größere politische oder die kleinere der Kirchturminteressen, wird geredet und geschrieben, an das Vaterland, an die gewaltigen und gewichtigen Interessen desselben denkt in Wirklichkeit niemand, so oft auch der Name desselben unnütz im Munde geführt wird. Was geredet und geschrieben wird, sind Schall und Rauch. Vox et praeterea nihil. Daß dem so sei, ist nur zum Teil und zum kleinsten Teil die Schuld unsers Regierungssystems, zum bei weitem größern die des Dilettantismus, der sich besonders in parlamentarischen und journalistischen Kreisen eingebürgert hat. Es ist ja freilich viel bequemer, über Sachen zu reden und zu schreiben, von denen man wenig oder nichts weiß, als sich in mühsamer Arbeit über Dinge zu informieren, die einem mehr oder weniger fern liegen, aber man wird auch bei uns in den sauren Apfel der ernsthaften Beschäftigung mit den Fragen der auswärtigen Politik beißen müssen, wenn man eine Aenderung in dem bestehenden Zustande — und ich stehe nicht an, eine solche als wünschenswert und notwendig zu bezeichnen — herbeiführen will. Nur an dem Grabe des Dilettantismus kann das Verständnis für die wahren Bedürfnisse und Forderungen der Politik erblühen, also fort mit dem Scheusal, in die Wolfsschlucht. Es hat schon genug Unheil angerichtet.

Das große Shakespeare-Baconsche Geheimnis.

Von

Karl Blind.

Ein Oelfleck greift rasch um sich. Seuchen, körperliche und geistige, stecken oft merkwürdig an. Nicht bloß im Mittelalter, zur Zeit, da „man die Juden brannte“ und Geißeler und Tanzwütige ihre Narretei ganz ernsthaft betrieben: auch in unsrer Zeit ergreift manchmal ein sonderbarer Rappel den Geist oder Ungeist leicht erregbarer Schichten.

Die „Gesundbeter“ sind ja augenblicklich sogar in dem kritisch veranlagten Berlin wunderbar thätig. Tische werden wieder munter gerückt und Geister beschworen. Wohl das Merkwürdigste daran ist, daß manchmal, in einer Sitzung

in Gespenstiger nach dem andern in derselben sächselnden oder sonstigen Mund-
rt seine Mitteilungen aus dem Jenseits macht.

Auch die Sterndeuter rücken uns von neuem auf den Leib. Sie wissen
om „tückischen Mars, dem alten Schadenstifter“, und sonstigen zufällig mit
lassischen Namen bezeichneten Gestirnen, gleich Seni im Wallensteinschen Lager,
lle Ereignisse dieses unglücklichen Erdballes und den ganzen Lebenslauf des
inzelnen Menschen abzuleiten. Wer's nicht glaubt, der zahlt einen Thaler.

In London bemühen sich die „Baconianer“ die bisher landläufigen An-
ichten über die Verschiedenheit der Dichter und Schriftsteller, die im sechzehnten
Jahrhundert in England gelebt und geschrieben haben, „aus einem Punkte zu
urieren.“ Sie haben sich sogar schon zu einer eignen Gesellschaft zusammen-
geschlossen. Es sind, unter Führung der Amerikanerin Frau Gallup, die
Anhänger der zuerst von einer andern Amerikanerin, Fräulein Delia Bacon,
ufgebrachten Lehre: nicht Shakespeare, sondern sein großer Zeitgenosse, der
Lord-Kanzler Francis Bacon, habe die unter Shakespeares Namen erschienenen
Schauspiele und Gedichte verfaßt. Fräulein Delia Bacon, die sich der Namens-
asenschaft mit dem berühmten Gelehrten erfreute, endete ihre Tage freilich im
Irrenhaus.

Aus der Geheimschrift, die Frau Gallup in den künstlich verworrenen Druck-
uchstaben der Shakespeareschen Werke entdeckt haben will, erfährt man höchst
rstaunliche Enthüllungen. Bacon hat nicht bloß den ganzen Shakespeare ge-
chrieben. Er ist auch der Verfasser der Werke von Spenser, Greene,
Marlowe, eines Teiles der Werke von Ben Jonson, und der „Anatomy
of Melancholy“, die gewöhnlich — allerdings irrigerweise — Burton zu-
geschrieben wird. Kurz, Bacon ist der geheime Urheber der bedeutendsten
itterarischen Erzeugnisse seines Zeitalters. Ueberdies bekennt er sich als Sohn
er Königin Elisabeth, somit als den eigentlich rechtmäßigen Thronfolger.

So weit ist Frau Gallup bis jetzt gekommen. Vielleicht erweitert sie noch
en Kreis ihrer Forschungen. Wie wäre es, wenn sie sich mit den Bekennern
er Lehre von einem geisterhaften Vorleben und einer stets sich wiederholenden
euen Fleischwerdung der Menschen in Verbindung setzte, so daß Bacon schließlich
ie gesamte Weltlitteratur der Vorzeit verfaßt hätte? Es ginge auch so. Ce
n'est que le premier pas qui coûte.

Bacon hat sich bekanntlich öfters einer Zifferschrift bedient. Er erwähnt
ies selbst. Was aber Frau Gallup aus dem altertümlichen Durcheinander von
erschiedenartigen Lettern im ersten Bande der Shakespeareschen Werke heraus-
gelesen haben will, können andre, trotz heißen Bemühens, durchaus nicht darin
inden. Da hilft sie sich denn mit der kühnen, schon ans Hochspiritistische
treifenden Entgegnung: es bedürfe dazu ganz besonderer Fähigkeiten und einer
Art höherer Eingebung (inspiration)!

Hier hört eigentlich schon alles auf. Indessen dürften, da ich dieser Tage
iner ernsthaften Vorlesung zu Ehren der genannten Baconschen Zifferschrift bei-
zuwohnen das Unglück hatte, ein paar weitere Bemerkungen doch von Nutzen

sein. In Weimar, wo man dem nichtswürdigen Shakespeare ein Denkmal neben Goethe und Schiller zu errichten im Begriff steht, hat man sich ja zu hüten, daß da kein Wechselbalg aufgenommen wird.

Also vor allem die leise Anfrage: Kann irgendwer glauben, daß Bacon, in England der kenntnisreichste Mann der Wissenschaft seiner Zeit, die zahlreichen Schnitzer in Erdkunde, Geschichte u. s. w. begangen hätte, die bei Shakespeare — so gewaltiger, die Mit- und Vorwelt überragender Dramatiker er auch war — zu finden sind? Hätte Bacon wohl dem Lande Böhmen eine Seeküste zugesprochen? Oder von dem Thore Mailands aus ein Schiff abfahren lassen? Hätte er Kanonen in seinen Dramen zu einer Zeit abgefeuert, wo es deren keine gab? Hätte er sich der andern sonderbaren Zeitverstöße schuldig gemacht, in die er bei Schilderung der Römer und verschiedener Völker verfällt? Wer das alles auf die Hand des gelehrten Bacon, der unter anderm „De Sapientia Veterum“ schrieb?

Ben Jonson, dessen Werke Bacon auch zum Teil verfaßt haben soll, war bekänntlich früher der eifersüchtige Bemäkler Shakespeares gewesen, zollte ihm aber nach seinem Tode hohe Anerkennung in einem bekannten Gedichte. An Böhmens Seehafen hatte schon der ebenfalls gelehrte Ben Jonson Anstoß genommen. Wir kommen also auf die sonderbare Thatsache, daß Bacon zwar den Shakespeare ganz und den Ben Jonson teilweise schrieb, daß aber derselbe von Bacon verfaßte „Ben Jonson“ den ebenfalls von Bacon geschriebenen „Shakespeare“ angriff! Somit griff Bacon sich selbst an!

Bei den „Baconianern“ sind freilich alle Dinge möglich. Also natürlich auch diese Selbstgeißelung, dieser Taranteltanz gegen die eigne Persönlichkeit.

Daß bei Frau Gallup jedenfalls alle Dinge möglich sind, ergiebt sich aus dem Umstande, daß viele Stellen in der von ihr als Bacons bezeichneten Uebersetzung des Homer wörtlich mit der zweihundert Jahre später erschienenen Popeschen Umdichtung übereinstimmen. Da hätten wir schon den Lord-Kanzler als den „Inspirator“, den verborgenen geistigen Einbläser sogar eines lange nach seinen Lebzeiten veröffentlichten Uebersetzungsstückes. Es geschehen immer neue Zeichen und Wunder.

Ben Jonsons berühmtes Gedicht zu Ehren Shakespeares macht der amerikanischen Forscherin zwar etwas zu schaffen; allein sie nimmt auch dies Hindernis mit einem kühnen Sprunge.[1]) Obwohl Ben Jonson von Aischylos, Euripides, Sophokles und andern Dramatikern im Vergleich zu Shakespeares Werken spricht und dabei die Trauerspiele und die Lustspiele Shakespeares klassisch mit „buskin“ (Kothurn) und „socks“ (soccus, leichte Sandale) einführt, erhebt sich Frau Gallup mit federleichtem Aufschwung zu der kühnen Behauptung: der Lobredner des großen englischen Dichters habe nur den Schauspieler Shakespeare rühmen wollen. Hupla!

Nun eine weitere Frage. Wer, der Bacons Werke und Schreibart kennt

[1]) S. ihre eben erschienene Schrift: „Replies to Criticisms.“

vermag zu glauben, dieser Rechtsgelehrte und Mann der Wissenschaft habe die dichterische Ader besessen, die ihn befähigt hätte, Shakespeares Schauspiele und Sonette zu verfassen? — zumal die Schilderungen der Liebe, jener „großen Leidenschaft", über die Bacon so spöttisch als über eine „Schwachheit" aburteilte, die nur ins Lustspiel tauge? Was sich bei Bacon an Dichtungsversuchen findet, gleicht einem ärmlichen, aus der Ritze einer kahlen Mauer emporsprießenden Pflänzchen, gegenüber der Blüten- und Blumenpracht Shakespeares. Wäre es nötig, Zeugen aufzurufen: Romeo und Julia allein würden genügen.

Ueber alle Shakespeareschen Dramen sind eine Menge Andeutungen betreffend das Leben und Treiben der Schauspieler verstreut, wie sie einem, der selbst Schauspieler war und gern „die ganze Welt als eine Bühne" ansah, sehr nahe lagen. Wo aber hätte Bacon solch genaue Bühnenkenntnis erlangt? Diesen und andre Punkte hat der Schauspieler Sir Henry Irving in einem eingehenden Vortrage in New York treffend hervorgehoben. So auch den bezeichnenden Umstand, daß sich bei Shakespeare viele auf seine Heimat in Warwickshire bezügliche Orts- und Personennamen, Bruchstücke von Volksmären und Liedern finden. Soll man also annehmen, daß der in London geborene Bacon, um die Täuschung vollkommen zu machen, so ganz in Shakespeares Haut schlüpfte?

Und wie wurde Bacon diese genaue Kenntnis der Dinge in Warwickshire zu teil? Vielleicht auf spiritistischem Wege? — nach Art derer, die wie die Schwindlerin Blavatzky und ihr Anhang, innerhalb einiger Minuten Antwortsbriefchen aus Indien erhielten, die durch die Zimmerdecke hereinregneten?

Angenommen, es sei in dem krausen, altmodischen Wirrwarr der Buchstabenanordnung in dem ersten Bande der Shakespeareschen Werke eine Geheimschrift niedergelegt — was aber diejenigen entschieden bestreiten, die sich durch die Gallupsche Untersuchung durchgewunden haben —, müßte man da etwa an einen kolossalen Setzerulk denken? Oder hätte man es mit einem Baconschen Humbug zu thun? Durch strenge Ehrlichkeit hat der große Gelehrte leider nicht in der Geschichte geglänzt. Seine Aemtersimonie hat ihn in den Tower gebracht und ihm einen tiefen sittlichen Sturz bereitet. Eine neueste Schrift: „Bacon und Shakespeare", von A. Calvert, geht sogar so weit, zu sagen: er sei „der niedrigsten Undankbarkeit und Gemeinheit, der Anwendung barbarischer Mittel zur Erreichung seiner Zwecke, der heuchlerischen Liebedienerei und der grenzenlosen Eigensucht fähig gewesen. Er besaß weder die Gemütsart, noch die dichterische Gabe, noch auch nur die Zeit, um Schauspiele zu verfassen".

Nicht, um dies harte Urteil ganz zu unterschreiben, sei es hier angeführt. Aber von den oben erwähnten Narreteidingen wollen wir Bacon doch sofort gern freisprechen. Wir thun es um so lieber, da die uns vorliegenden Proben der angeblichen Gallupschen Entdeckung bei näherer Besichtigung sich als künstlicher Firlefanz erweisen, mit dessen Hilfe man aus dem Drucke der Shakespeareschen Werke alles Beliebige zusammenklauben könnte.

Bacon selbst hat bekannt, daß er „kein Dichter" war. Und dann soll er durch Geheimschrift nicht bloß Shakespeares Werke, sondern die noch einer Reihe

sonstiger berühmter Dichter und Schriftsteller als seine Erzeugnisse in Anspruch genommen, sich auch als Englands berechtigten König bezeichnet haben! Um all diese und die unter seinem Namen bekannten Werke zu verfassen, schrieb er ohne Zweifel Tag und Nacht sein Leben lang unablässig? Oder er sprach wohl alles gleichzeitig einer Anzahl Schriftführer in die Feder, die dann das furchtbare Geheimnis, als richtige Sekretäre oder Geheimschreiber, getreulich ebenso bewahrten, wie die Dichter, denen man die „Faerie Queene“ und dergleichen gewöhnlich glaubt zuschreiben zu dürfen!

Ich verhandelte neulich — wider meinen Willen heftig ins Gespräch gezogen — mit einer englischen Dame, die als Mitglied der „Bacon-Gesellschaft“ eifrig für die Gallupsche Ansicht eintritt, über die Frage: wie so denn all die Dichter und Schriftsteller, deren Werke Bacon verfaßt haben soll, das ungeheure Geheimnis bewahrten?

„Er wird sie dafür bestochen haben!“ war die unbefangene Antwort dieser Schwärmerin.

Da könnte sich selbst der ehemals im Tower Gefangene ob solcher Beleidigung im Grabe umdrehen.

Bacon war ein gründlich rechtskundiger Lord-Kanzler. Hätte er wohl im „Kaufmann von Venedig“ eine so unmögliche Darstellung der Verhandlungen in einem Gerichtshofe geleistet, wie sie sich dort findet?

„Aber Shakespeare konnte ja überhaupt nicht einmal ordentlich schreiben,“ sagen die Baconianer, „sogar seinen eignen Namen nicht; denn der kommt in verschiedener Schreibung vor.“ Leider war das nun eine schlechte, zu jener Zeit bei den berühmtesten Männern Englands vorkommende Gewohnheit. Bacon selbst schrieb sich manchmal „Bakon“. Also hat auch Bacon vielleicht weder seine eignen, noch all die andern, ihm in der Geheimschrift angeblich beigemessenen Werke verfaßt?

Oder war es gar am Ende Shakespeare, der den Bacon-Bakon schrieb? Denn merkwürdigerweise haben Shakespeares erste Herausgeber und Mitschauspieler Heminge und Condell, bezeugt: er habe ganz flott, fast ohne irgendwelchen Durchstrich, geschrieben.

Wunderbar, daß der um seinen eignen Nachruhm so sehr besorgte Bacon-Bakon, der seinem Sekretär Dr. Rawley die genauesten Aufträge für die Veröffentlichung seines schriftstellerischen Nachlasses gab, das große Geheimnis: er, Bacon, sei auch der größte Dramatiker und der Urheber fast der gesamten bedeutenden Litteratur seiner Zeit gewesen, nur in ein Versteckensspiel im Setzkasten niederlegte — auf die Gefahr hin, daß es nie entdeckt würde! Warum denn?

„Auf diesem Wege liegt der Wahnsinn“, sagt Shakespeare.

Erinnerungen an Garibaldi.

Von

Oberst J. Giovanni Cadolini.

Das Leben des Generals Garibaldi leuchtet ehrenvoll und glänzend aus der Geschichte des italienischen Volkes in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hervor. Die Thaten dieses wunderbaren Mannes sind denen der berühmtesten Kriegshelden an die Seite zu setzen. Die hohen Ideale, zu denen seine Handlungen anfeuerten, den Handlungen eines wirklichen Ritters der Menschheit und eines machtvollen Führers von Volksscharen, haben seinen Ruhm zu einem unvergänglichen gemacht. Könnte Ariost wieder auferstehen, so würde sein Leben dem Poeten den Stoff zu einer neuen Heldendichtung liefern.

Die Kraft seines Geistes, sein unvergleichlicher Heldenmut und die Klarheit und Sicherheit beim Entwerfen seiner strategischen Operationen sicherten ihm glänzende Siege zu. Die Freiwilligen, die ihm folgten, bildeten, von unwiderstehlicher Vaterlandsliebe beseelt, die wirksamste Hilfskraft, deren er sich bediente, um jene gewaltigen Kolosse, die ihm in Gestalt der Heere des Absolutismus entgegentraten, niederzuwerfen. Dadurch hat er sich für alle Zeit den Anspruch auf die Dankbarkeit des italienischen Volkes erworben, das in ihm stets einen der Haupturheber seiner Erhebung und Einigung erkannt hat.

Giuseppe Garibaldi war ein großer Heerführer, und seine Thaten haben in bemerkenswerter Weise in die Geschichte eingegriffen.

Er führte den Krieg nach den richtigen Prinzipien der modernen Kunst, wie sie sich aus den Kriegen Napoleons des Großen ergaben, und wie sie von Jomini, dem klassischen, für den Lernbegierigen stets maßgebend bleibenden Militärschriftsteller dargestellt worden sind. Er hielt sich an diese moderne Kunst, die so ganz und gar verschieden von derjenigen ist, an der Friedrich II., so gewaltig und groß er auch gewesen ist, sich begeisterte.

Nicht wenige der Unternehmungen Garibaldis lassen sich mit denen Napoleons vergleichen. Der Zug der Tausend, d. h. die Fahrt von Quarto nach Marsala, erinnert an die kühne Rückkehr Bonapartes von der Insel Elba nach der Küste Frankreichs, als er den Krieg der hundert Tage begann. Die Einnahme von Palermo, der Uebergang über die Meerenge von Messina, der in einem Tage bewerkstelligt wurde und die Wachsamkeit der bourbonischen Flotte täuschte, sowie die Schlacht am Volturno sind hervorragende Unternehmungen, die den Neid auch der berühmtesten Kriegsführer erregen können.

Garibaldi suchte entgegen der so viel verbreiteten Meinung nicht auf das blinde Ungefähr hin möglichst viele Schlachten zu liefern, sondern bereitete sorgsam wenige, aber entscheidende Siege vor. Er griff den Feind nicht an,

wenn es ihm nicht gelungen war, sämtliche Streitkräfte um sich zu scharen, deren er sich in ordnungsmäßiger Weise und rasch zu versichern verstand. Er erschien in dem Augenblick, in dem er das Signal zum Angriff gab, und ließ dem Feinde niemals Zeit, sich über die Stärke seiner Truppen und seine Absichten zu vergewissern.

Unter den Wechselfällen im Leben Garibaldis giebt es Episoden, die ein besonderes Interesse darbieten, und die einen Begriff davon geben, wie Gewaltiges sein kriegerisches Genie dadurch zu leisten vermochte, daß er in geschickter Weise seine eigne Tüchtigkeit auf die italienische Jugend zu übertragen verstand und er ihr stets neue Stärke durch das Nationalgefühl, das Streben nach Unabhängigkeit und Freiheit und den unversöhnlichen Haß gegen die einheimischen und fremden Unterdrücker verlieh.

*

Als im Jahre 1859 der Krieg zwischen Oesterreich und den verbündeten Heeren von Piemont und Frankreich ausgebrochen war, wurde der Angriff gegen die Lombardei von General Garibaldi mit drei Regimentern Alpenjägern in der Gesamtstärke von 3500 Mann eingeleitet.

Er sollte zunächst, den äußersten linken Flügel der verbündeten Heere bildend in das Grenzgebiet eindringen, aber wie den Ticino überschreiten, da er weder Artillerie noch das Material zum Schlagen von Brücken mit sich führte?

Von Borgomanero wandte er sich nach Arona, wo der Fluß aus dem Lago Maggiore austritt. Er traf alle Anstalten, um die Nacht in besagter Stadt zu verbringen, die ihm einen festlichen Empfang bereitete und zwar in so lärmender Weise, daß auch die Oesterreicher auf dem andern Ufer des Flusses davon gehört haben müssen; allein er ließ nichts von dem Schachzuge, den er vorhatte, merken.

Er begab sich allein nach dem Norden der Gegend, während die nach Arona gelangten Freiwilligen vor der Stadt bewirtet wurden, bis sie gegen Abend Befehl zum Aufbruch erhielten; sie sollten sich von einer der Stadt gegenüber gelegenen Stelle aus im Marschschritt auf einem dem Ticino parallel laufenden Wege in Bewegung setzen.

Diese Strecke wurde drei Stunden lang in beschleunigtem Tempo ohne jeden Aufenthalt und im tiefsten Schweigen zurückgelegt. Der Tag war regnerisch gewesen, und auch jetzt noch bedeckte finsteres Gewölk den Himmel, so daß in glücklichster Weise der geplante Handstreich von der herrschenden tiefen Finsternis begünstigt wurde. Um Mitternacht gelangten wir zu dem Buschwerk einer umfassenden Parkanlage nicht weit vom Ufer des Ticino; daselbst waren Barken bereit, die vom Lago Maggiore aus dorthin geschafft worden waren, um die Freiwilligen überzusetzen; es waren aber nur wenige Fahrzeuge vorhanden, und sie mußten mehrmals den reißenden Strom kreuzen, bevor auch nur das zweite Regiment herüberbefördert werden konnte, weshalb die beiden andern erst am folgenden Morgen nach dem lombardischen Ufer geschafft zu werden vermochten.

Im Leben Garibaldis war dieser Moment einer der am meisten von poetischem Schimmer verklärten, weil er bei den Freiwilligen die lebhafteste Bewegung hervorrief und sie in eine Art von schwärmerischer Begeisterung versetzte. Die Operation wurde in tiefstem, nur von dem dumpfen Aufschlage der Ruder und dem Gesange der Nachtigallen unterbrochenen Schweigen ausgeführt, und die harmonischen Töne der gefiederten Sänger schienen die Freude über das gelungene Werk auszudrücken. Viele der Freiwilligen sahen, seit langer Zeit aus der Heimat verbannt, endlich den erträumten Tag anbrechen und sich durch Waffengewalt auf heimischem Boden zu freien Männern gemacht.

Nachdem der erste Transport sich rasch vollzogen hatte, konnten wir, während die verlassene Uferseite sich unserm Blick entzog, bald durch die herrschende Dunkelheit hindurch die ersten Schollen des lombardischen Landes gewahren, und wir schritten dahin, gewissermaßen die Augenblicke zählend, die uns noch von ihm trennten. Sobald die letzten Truppen gelandet waren, zerriß, gerade als ob die Natur mit Garibaldi im Bunde stehe, plötzlich das dichte Gewölk, das wie durch ein Wunder den Marsch und den Uebergang über den Fluß verborgen gehalten hatte, und das Nachtgestirn erschien in seinem ganzen Glanze, um uns den Weg zu erhellen. Der Marsch vollzog sich, belebt von dem stillen Jubel, der unsre Herzen erfüllte, in durchaus ordnungsmäßiger Weise und rasch. Bald war denn auch Sesto Calende erreicht und umzingelt, und die wenigen Oesterreicher, die es beherbergte, wurden zu Gefangenen gemacht.

Nach sämtlichen Werken über die Kriegskunst wird der Uebergang über einen Fluß unter allen militärischen Manövern für eines der schwierigsten gehalten. Garibaldi verstand es mit den denkbar einfachsten Mitteln und einer staunenswerten Sicherheit auszuführen. Es wird nicht leicht sein, in der Geschichte weitere Beispiele für eine Operation ausfindig zu machen, wie sie in unmittelbarer Nähe des Feindes am 22. Mai 1859 bewerkstelligt wurde.

*

Nach dem Uebergang über den Ticino ging Garibaldi unverzüglich weiter bis Varese vor, wo er mit der lebhaftesten Begeisterung empfangen wurde, und wo er alsbald eine wichtige erste Schlacht lieferte, in der er den dreimal stärkeren General Urban zurückwarf. Am folgenden Tag, dem 27. Mai 1859, bewegte er sich mit den Seinigen in der Richtung auf Como vor, und gegen drei Uhr nachmittags stieß er mit den Oesterreichern bei San Fermo, etwa vier Kilometer von dieser Stadt entfernt, zusammen.

Die Position bot der Verteidigung alle Vorteile dar, weil das Kampffeld sich am Abhange eines Hügels hinzog in einer schluchtartigen Bodensenkung, die von der nach Como führenden Straße durchschnitten wird, und in der der Feind sich auf das denkbar günstigste eingerichtet hatte. Starke Bataillone richteten von erhöhter Stellung aus ihre Gewehrläufe gegen die Andringenden, so daß der Durchgang durch den Engpaß zur Unmöglichkeit gemacht wurde.

Thatsächlich mußte sich die erste Garibaldische Kompanie nach einem kühnen Vorstoß wieder zurückziehen, wobei sämtliche Offiziere auf dem Platze blieben. Aber der österreichische General gab sich der irrigen Anschauung hin, es genüge, den leichtesten Zugang mit einer eisernen Barre zu sperren, um dem ebenso vorsichtigen wie kühnen Führer den Weg zu verlegen.

Garibaldi zögerte denn auch nicht, mit der raschen Entschlossenheit, die für ihn so charakteristisch war, diesen Weg aufzugeben, und ordnete alsbald an, daß der Angriff von den Flanken aus wieder aufgenommen werden solle mit einer Umgehungsbewegung durch diejenigen Teile des Geländes, die der Feind für die Angreifer als unzugänglich betrachtet hatte.

Die Freiwilligen führten rasch und mit großer Energie das geschickte Manöver aus, wie Ziegen durch die kleinen Weinberge in die Höhe kletternd, Zäune niederreißend und jede Art von Hindernis überwindend. Die österreichischen Soldaten begannen, als sie sahen, daß sie auf diese Weise von hinten her bedroht wurden, zurückzuweichen; es blieb ihnen nichts anders übrig, da sie sich nach Preisgabe der Höhe in einer ungünstigen Position befanden, von allen Seiten bedrängt und unvermögend, auf dem von Felsstürzen und sonstigen Hindernissen bedeckten Terrain eine ordnungsmäßige Bewegung mit Entfaltung aller Kräfte auszuführen; wiewohl kämpfend, gaben sie daher das Gelände immer mehr preis.

Zu vorgerückter Stunde, als die Sonne sich schon gen Westen wandte, bewegte die Vorhut der Freiwilligen sich stürmischer vor. Die Hörner ließen die schmetternde Marschweise ertönen, die das Signal zum Sturmangriff geben sollte. Die jungen Jäger, mutbeseelt, durch die zu ihnen dringenden Töne noch höher entflammt und angefeuert durch die männlichen Worte der Führer, ließen Freudenrufe erschallen und brachen in begeisterte Hochs auf Italien, den König und Garibaldi aus.

Es war ein Lärm und ein so fürchterliches Getöse, daß die jungen, noch unerfahrenen Mannschaften der Fremden dadurch von wahrem Schreck ergriffen wurden und die Rückmarschbewegung auf Como hin beschleunigten. Vergebens gaben die österreichischen Offiziere ihnen den Befehl zu einem Bajonettangriff, während auf der andern Seite die erregte Stimmung der jungen Freiwilligen darüber, daß endlich der ersehnte Augenblick gekommen sei, in dem sie Rache nehmen könnten für die Schmach und die so lange erduldete Unterdrückung, kaum im Zaume zu halten war.

Nach dem um zehn Uhr abends erfochtenen vollständigen Siege rückten sie in Como ein, begrüßt von dem jubelnden Zuruf der Bevölkerung.

*

Man hat gesagt, es sei noch nie gelungen, bei Freiwilligen die Disciplin aufrecht zu erhalten. Es giebt indes Beispiele dafür, daß gerade derartige Corps durchaus discipliniert gewesen sind. In der Schlacht am Volturno (1. Oktober 1860) wurde das 1. Regiment der Division Medici unversehens von einem starken

feindlichen Corps angegriffen. Der Oberst gab, um rasch zu einem Erfolge zu gelangen, Befehl zu einem Bajonettangriff ohne Abgabe von Feuer, worauf das Regiment in festgeschlossenen Reihen den Kampfplatz durchmaß und aus nächster Nähe den Angriff auf den Feind machte, der alsbald die Flucht ergriff und nicht wenige der Seinigen als Gefangene zurückließ. Diese Bewegung wurde in vollständigster Ordnung ausgeführt und bot ein bemerkenswertes Beispiel beobachteter Disciplin dar, das den Erfolg hatte, die Straße von dem Feinde zu säubern, auf der einige Augenblicke später Garibaldi in seinem Wagen herankam.

An demselben denkwürdigen Tage wurde, um einen Teilangriff auf die äußerste Linke abzuwehren, einer Kompanie der Befehl gegeben, sich in Schützenzüge aufgelöst vorzubewegen, und sobald es sich ergab, daß die Bewegung in wenig ordnungsmäßiger Weise ausgeführt wurde, rief der Oberst sie, obwohl sie sich unter dem feindlichen Feuer befanden, zurück, um, in zwei Reihen geordnet, das Manöver zu wiederholen, und die Kompanie ging von neuem vor, als ob sie sich auf dem Exerzierplatze befände, trotzdem die Kugeln ihr immer gellender um die Ohren pfiffen; die Bewegung brachte die feindlichen Reihen in Verwirrung und wird stets ein bemerkenswertes Beispiel streng gewahrter Disciplin bilden.

*

Im Jahre 1849 nahmen bei der Belagerung Roms die Franzosen, nachdem sie am 22. Juni Bresche in die Mauer gelegt hatten, die Villa Barbarini ein, die im Innern der Stadt gelegen war, und von der aus sie den eröffneten Zugang deckten. Vielleicht zu spät, jedenfalls aber in unzureichender Stärke, wurden zwei Kompanien der Legion Medici abgeordnet, um die wichtige Position zurückzuerobern. Es waren nur 160 Freiwillige, aber sie schreckten vor dem Unternehmen nicht zurück. Nachdem sie im Laufschritt an Ort und Stelle gelangt waren, erstiegen sie auf einer von außen angelehnten Leiter die Terrasse der Villa, und auf diesem eng begrenzten Terrain wurde der Kampf mit Bajonettstößen ausgefochten. Da vermischte sich das Blut der Angehörigen zweier Schwesternationen, da wollte die Feindschaft der Kämpfenden nichts von einem Nachgeben wissen. Die italienischen Freiwilligen blieben, weil sie in der Minderzahl waren, fast alle tot oder schwerverwundet auf dem Platze (ein Maler aus Mailand will 22 von Bajonettstichen Durchbohrte gezählt haben); sie konnten die Position nicht wiedergewinnen, aber sie vollbrachten eine der glänzendsten Waffenthaten in diesem ungleichen Kriege, in dem ein kleines Heer, aus Freiwilligen gebildet, die aus allen Teilen Italiens herbeigeströmt waren, eine so tapfere Gegenwehr leistete, daß das 30000 Mann starke französische Heer volle 28 Tage brauchte, um in die, nur durch armselige, verfallene Festungswerke geschützte heilige Stadt einzudringen.

*

Den vorstehend mitgeteilten wenigen Episoden aus dem Kriegsleben Garibaldis ließen sich, wenn der Raum dazu zur Verfügung stände, noch unzählige andre anreihen, die vielleicht noch besser die unvergleichliche Tüchtigkeit des großen Heerführers und zugleich die Tapferkeit, den Entsagungsmut und die Vaterlandsliebe der jungen Freiwilligen darthun würden, die ihn auf seinen ruhmwürdigen Kriegszügen begleiteten.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Litteraturgeschichte.

Gottscheds Nichte.

Es läßt sich nicht eigentlich behaupten, daß die Frauen im Leben Gottscheds eine hervorragende Rolle gespielt haben. Ein wie großer Freund des zarten Geschlechtes er auch war, und wieviel er sich mühte, dessen sittliche, geistige und soziale Hebung zu bewirken, so hat er doch den Frauen niemals einen Einfluß auf sich verstattet und sich von ihren Reizen zu keiner Zeit so fesseln lassen, daß er darüber jemals die großen und ernsten Pflichten seines opferreichen Lebens hätte vernachlässigen müssen. Wohl wurde sein Herz, namentlich in jüngeren Jahren zuweilen von einer „Phyllis“, einer „Anemone“ oder „Cölestine“ gerührt; und wir besitzen einige köstliche Liebesgedichte von ihm, in denen sein Gram über die Empfindungslosigkeit, wohl auch sein Entzücken über das Entgegenkommen des geliebten Wesens einen so edeln, von tiefster Empfindung beseelten Ausdruck erhält; wie er in solcher Kraft und Einfachheit sich nur in den 50 Jahre später veröffentlichten, allerdings noch reicher flutenden Liedern des jungen Goethe wiederfindet. Aber wirklich geliebt hat er ohne Zweifel nur seine Adelgunde Viktoria, der er auch in den letzten Jahren ihres Lebens ein zärtlich treuer Gatte blieb; selbst als seine Haltung gegenüber Friedrich dem Zweiten und dem Preußentum ihm die tiefe Abneigung der preußenfeindlichen Danzigerin zuzog. Nur noch einmal scheint, nach dem Tode der Gattin, sich in Gottsched ein tieferes Liebesgefühl geregt zu haben und zwar für seine noch sehr jugendliche Nichte Viktoria Eleonore Gottsched.

Viktoria Eleonore, die ältere Tochter Reinhold Gottscheds, des jüngsten Bruders Johann Christophs, war 1759 nach dem in Königsberg erfolgten Tode des Vaters mit ihrer jüngeren Schwester Dorothea Wilhelmine von Gottsched ins Haus genommen worden. Sie scheint nicht eigentlich schön gewesen zu sein; aber Gottsched spricht in einem an sie gerichteten Briefe vom 4. August 1764 von ihrer „guten Gestalt“; ihr Wesen war heiter und bescheiden; ihre geistigen Fähigkeiten scheinen über das Durchschnittsmaß hinausgegangen zu sein, denn sie lernte nicht nur in der milden Zucht des Oheims verschiedene Sprachen und vor allem ein gutes Deutsch, sie erlangte auch einige Geschicklichkeit im Schreiben und erhielt am 14. Juli 1764 von Gottsched das Lob, daß sie in einem Briefe „die Charaktere der Leute, die sie kennen gelernt, kurz und gut geschildert“ habe. Viktoria Eleonora gehörte also zu den gebildeten und begabten Vertreterinnen ihres damals noch so vernachlässigten Geschlechtes; und schon dadurch mußte sie sich der Zuneigung Gottscheds würdig machen, des Mannes, der ohnehin gewohnt war, allen, die ihm irgendwie nahe traten, Gutes zu erweisen. So klingt denn auch, wie aus fast allen Briefen seiner Schüler, aus den Briefen der Nichte an ihren Bräutigam, den Pastor Grohmann, immer aufs neue die Dankbarkeit

über empfangene Wohlthaten hervor. Am 1. Februar 1764 schreibt sie: „Ich begehe morgen einen Tag, den ich billig zu den glücklichsten meines Lebens zähle, an dem der Herr Vetter, der die Stelle meines leiblichen Vaters auf die liebreichste Weise vertritt, sein Leben erhalten hat"; in andern Briefen spricht sie von ihrem „gütigen Vetter", von ihrem „Wohlthäter", und am 7. April 1764 berichtet sie sogar davon, daß ihr die Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit des Oheims das Leben gerettet habe. Sie hatte sich nämlich, nach der unseligen Gewohnheit jener Zeit, ihr „überflüssiges Blut abzapfen lassen"; es war ihr „auch recht gut bekommen"; aber am nächsten Morgen gingen ihr leider „die Adern auf", und sie war nahe daran, zu verbluten. „Keiner im ganzen Hause hatte das Herz, die Adern zu verbinden, außer meinem Pflegevater, der mich vom Tode errettete und mir selbige gut und glücklich verband." Die unermüdliche Hilfsbereitschaft Gottscheds macht sich zugleich noch in manchem andern geltend, und sie wirkt um so rührender, wenn man zwischen den Zeilen der hin und her gewechselten Briefe die verhaltenen Empfindungen der Liebe zittern fühlt, die Gottsched zweifellos für Viktoria Eleonore gehegt hat.

Als Gottscheds Frau starb, war Viktoria Eleonore eine Jungfrau von etwa 22 Jahren, Gottsched ein mehr und mehr der Vereinsamung entgegengehender Mann von 63 Jahren — der Altersunterschied war groß; und es läßt sich begreifen, daß das Herz des jungen Mädchens anspruchsvollere Wünsche hegte, als sich ausschließlich dem obenein in beschränkten Verhältnissen lebenden „Pflegevater" zu weihen. Aber trotzdem fesselten die Pflichten der Dankbarkeit sie an den immer liebevollen Oheim. Sie und ihre Schwester hatten ihm seit Jahren nahezu alles zu danken; er hatte die Waisen der Armut entrissen, ihnen eine gesellschaftliche Stellung geschaffen, sie gebildet und mit Beweisen der Zärtlichkeit überhäuft. Viktoria Eleonore war nun nicht nur die ältere und bildungsfähigere der Schwestern, sondern auch die wirtschaftlich tüchtigere; sie führte an Stelle der hinsiechenden Pflegemutter das Hauswesen und sorgte dafür, daß dem von tausend Arbeiten in Anspruch genommenen Oheim wenigstens die Ordnung im Hause gewahrt blieb. Als nun die Dulderin starb, durfte Gottsched wohl mit einigem Grunde annehmen, daß Viktoria Eleonore bis zu seinem Tode die Führung des Hauswesens in Händen behalten, daß sie unter Umständen bereit sein würde, seine Gattin zu werden; da es natürlich für den Witwer seine Bedenken haben mochte, mit zwei jungen Nichten in freiem Verkehr unter einem Dache zu hausen. Viktoria Eleonore scheint auch gefühlt zu haben, daß ein starkes Band der Verbindlichkeit sie an den Oheim fesselte; als aber Ende des Jahres 1763 oder zu Anfang 1764 der verwitwete, jedoch im besten Mannesalter stehende Pastor Christian Friedrich Grohmann aus Zwickau nach Leipzig kam, um sich von Gottsched die Vermittlung für ein Stipendium zu erbitten, lernte er das junge Mädchen kennen und lieben und verlobte sich kurze Zeit darauf mit der Nichte des in Universitätskreisen immer noch einflußreichen Protektors. Dafür, daß einerseits Gottsched diese Verlobung nicht leichten Herzens gesegnet, und daß andrerseits die junge Braut in dieser Loslösung von dem Oheim ein von ihr begangenes Unrecht erblickt hat, giebt es sehr sprechende Beweise: nämlich die Briefe Gottscheds, die er vom Juli 1764 bis zum März 1765 in rascher Folge an die junge Pastorin sandte und die zu den menschlich schönsten Schriftstücken gehören, die wir in deutscher Sprache besitzen. Die große, milde, entsagungsfähige Seele des Philosophen offenbart sich in ihnen ebenso wie sein verwundetes Liebesgefühl. Im ersten Briefe (vom 7. Juli) heißt es unter anderm:

„Meine Lebensart ist seit Ihrer Abreise ganz einsam gewesen. Heute hat Herr Dr. Neuhaus mich in seinen Garten bitten lassen, als ob er meine melancholischen Gedanken zerstreuen wollte ... Sie fragen, ob ich Sie noch liebe? und bitten, daß ich's ferner thun solle. Aufs erste dächte ich, daß Sie nach allem dem, was ich für Sie gethan habe, wohl keinen Augenblick daran zweifeln könnten; und wissen wohl, daß ich noch viel mehr gethan haben würde, wenn — —. Itzo, da Sie mich verlassen haben, könnte ich wohl auch kaltsinnig werden. Allein urteilen Sie, ob ich so rachgierig bin —".

Am 10. Juli teilt er ihr mit, daß er „der Einsamkeit allmählich gewohnt" werde; er

erkundigt sich, ob die von ihm gesandte „Schnürbrust gut angekommen“ sei, und sendet am 14. Juli nicht nur „Strümpfe und Schuhe“, sondern auch aushilfsweise sein eignes Porzellan-Kaffee-Geschirr, weil der Goldschmied das für die „Frau Muhme“ bestimmte Geschirr nicht zur Zeit geliefert hatte. Frau Grohmann schreibt ihm darauf einen sentimentalen Brief, den er am 4. August beantwortet, und in dem es nach einer kurzen Einleitung also lautet:

„Indessen gehen Sie viel zu weit, wenn Sie solch eine verzagte Ahndung fassen, als hätten Sie, liebste Muhme, zum letzten male von mir Abschied genommen. Was können Sie immerhin für einen Grund haben, dieses zu besorgen? Ich befinde mich, gottlob, sehr wohl und bin bey guten Kräfften. Sie aber sind jung und von guter Gesundheit. Wir können also, will's Gott, noch viele Jahre leben und folglich einander noch oft wiedersehen. Arbeite ich doch fast Tag und Nacht daran, Sie näher zu mir zu bringen, damit dieses mit weniger Schwierigkeiten geschehen könne. Wenn ich gleich nicht alle Augenblicke davon rede, so thue ich doch allemal, was die gesunde Vernunft anräth und gebeut. Die heftigsten Leidenschaften wirken oft bey andern Menschen so viel nicht, als die Betrachtung der Billigkeit und meiner Pflicht bey mir thut. Sie wissen, wie weit dieß schon gegangen ist; indem ich mehr gethan habe, als unzählige viel reichere Vättern zu thun pflegen; und bloß aus solchen reinen und guten Absichten gegen Ihr wahres und dauerhaftes Bestes, würde ich noch viel mehr gethan haben, wenn Sie es recht überleget und erkannt hätten. Allein es ist Ihr eigener Wille gewesen, daß es so kommen sollen, wie es gekommen ist. Und gleichwohl werde ich nicht müde werden, meine Neigung gegen Sie zu zeigen. Verzagen Sie nicht vor der Zeit, und halten Sie aus ohne Gram, die Besserung zu erwarten. Sie sind ja sonst fähig, aus Ehrliebe auch schwere Dinge zu thun; wenn sie löblich und rühmlich sind. Nun ist aber nichts rühmlicher, als seine Leidenschaften und Schwachheiten zu überwinden. Und was wird Ihnen ein so vergeblicher Gram nicht schaden? Er wird Ihre Kräfte und Ihre Gesundheit abzehren. Ihre gute Gestalt wird vergehen wie ein Schatten. Ihren Mann werden Sie auch kränken und misvergnügt machen; da er doch alles thut, um Sie glücklicher zu sehen. Mir aber werden Sie auch eine späte Reue erwecken, daß ich meine Bewilligung zu Ihrem Entschlusse gegeben habe, der ohne eine Trennung von mir und dero Schmerzen nicht möglich war. Dieses haben Sie vorher sehen müssen; und also müssen Sie sich auch nun darüber weg setzen. Eines vernünftigen Menschen Handlungen müssen mit sich selbst eins seyn und übereinstimmen; und man muß sich die Schande nicht anthun, dasjenige zu beklagen, was man mit Vorbedacht und freywillig gethan hat. Sehen Sie, das ist meine Art zu denken und zu handeln; die mich aber gar nicht kaltsinnig macht oder träge werden läßt, meine Pflicht zu thun. Was mir auch in Ansehung Ihrer möglich ist, Ihr Bestes zu befördern, werde ich niemals unterlassen. Haben Sie nur ein Vertrauen zu mir und entdecken mir alle Ihre Anliegen. Sie kennen meine Umstände und werden auch nichts Unmögliches von mir begehren. Bitten Sie aber auch Ihren Liebsten, daß er die Uebersetzung aus dem französischen Bibelwerk vor die Hand nehme, um sich etwas zu verdienen und sich berühmt zu machen. Das bloße Predigen und Beichtehören befördert nicht zu den besten Stellen. Man muß noch etwas mehr thun. Wenigstens verdient man sich was damit zur Erleichterung seiner Haushaltung. Wenn ich von meinem Professions Salario hätte leben wollen, würde ich eine schlechte Figur gemacht haben. Mein Bücherschreiben hat mir ebensoviel, ja noch mehr eingetragen. Selbst das, was ich Ihnen geschenket, habe ich in vier Jahren mit dem Bayle verdient.“ Er grüßt sie schließlich „mit vieler Zärtlichkeit“ als ihr „wohlgesinnter treuer Vätter nnd Freund“.

Ob die Empfindungen bei der Nichte sehr echt oder tief gewesen, läßt sich schwer feststellen; ja man hat sogar einigen Grund, zu glauben, daß die vielen Liebes- und Dankbarkeitsbeteuerungen, die in ihren Briefen an den Oheim eine Hauptrolle gespielt zu haben scheinen, mehr nur den Zweck hatten, den Gutmütigen gebefreudig zu erhalten. Herr Pastor und Frau Gemahlin gehörten offenbar beide nicht zu den arbeitseifrigen Naturen und hielten es für bequemer, sich die Sorgen durch die Güte des um diese Zeit selbst schon in drückenden

Verhältnissen lebenden Pflege- und Schwiegervaters vertreiben zu lassen. Zu solchen Vermutungen scheint mir wenigstens einiges aus Gottscheds Brief vom 11. August Grund zu geben. Es heißt da nämlich: „Sie machen gar zu viel Komplimente und treiben Ihre Dankbarkeit aufs höchste, da Sie mir Dinge als Wohlthaten anrechnen, die ich als meine angenehmste Pflichten angesehen habe und vernünftigerweise nicht anders habe machen können. Die göttliche Vorsehung verdient allein Dank von Ihnen, daß Sie dieselbe in solche günstige Umstände gesetzet und mir die Kräfte gegeben hat, meine gute Gesinnungen auszuführen. Sie wird auch ferner sorgen. Man muß nur den Muth nicht sinken lassen und die rechte Stunde erwarten. Hat man indessen nicht viel, so hat man doch zur Nothdurft genug. In der Zeit ändern sich die Umstände, und das gewünschte Glück nähert sich allgemach. Sind wir nicht reich, so sind wir doch ehrlich, und haben auch schon mehr als viele andre, mit dem wir auch zufrieden seyn können, wenn wir nicht unersättlich sind. Sie wissen wohl, mit was für mäßiger, so schlechter Kost ich zufrieden bin, wenn ich nicht ehrenhalber andern etwas vorsetzen muß. Machen Sie es auch so, und hüten Sie sich vorm Tractiren, wenn's nicht vertraute Blutsfreunde sind, die mit wenigem vorlieb nehmen. Was man im Leibe hat, sieht niemand; aber wohl, was man auf demselben trägt. Doch damit sind Sie versorget; und können etliche Jahre zusehen, bis Gott weiter geholfen hat. Aus Ihres Liebsten Briefen werden Sie sehen, wie ich allenthalben für Sie sorge und arbeite."

Auch in einem Briefe vom 22. August muß er sie bitten, nicht „soviel Wortgepränge zu machen"; aber seine Neigung und sein Wohlwollen sind unausgesetzt so echt, daß ihn nichts verdrießt, daß er sogar dann nicht verletzt wird, wenn die zärtliche Nichte sich als eine in Gottscheds Schriften ganz unbewanderte Ignorantin offenbart. Er schreibt ihr Woche für Woche und fast immer „unendlich viel"; ja er wartet für gewöhnlich gar nicht ab, bis Viktoria geantwortet hat, und vergißt nie, ausdrücklich zu erklären, daß er sie „lieb habe" und daß sie, wenn er es auch nicht sage, dieses „wohl aus seinen Werken schließen" könne. So drückt ihm denn auch am 22. und am 29. August die Ungeduld die Feder in die Hand; und namentlich in dem Schreiben vom 29. finden sich einige, die zarten Empfindungen Gottscheds hell beleuchtende Sätze: „Nun fängt mir an die Zeit lang zu werden, daß ich keine Nachricht von Ihnen bekomme" — hebt er an und plaudert eine Weile mit der Entfernten. Am selben Tage trifft dann ein Brief aus Zwickau ein, den er natürlich sogleich beantwortet, um eine persönliche Betrachtung daran zu knüpfen: „Sie wollen nach meinem Vorschlage, liebste Frau Muhme, die überflüssigen Complimente weglassen: allein Sie überhäufen mich mit so viel neuen Höflichkeitsbezeugungen, daß ich ganz schamroth darüber werde. Was ich Ihnen irgend Gutes erwiesen habe, brauche so viel und wiederholte Danksagungen nicht. Theils war es meine Schuldigkeit, Sie nicht Noth leiden zu lassen, da Sie meine nächste Blutsfreundin waren; theils verdienten Sie es durch Ihre guten Eigenschaften und tugendhafte Aufführung, die mir bey Jedermann Ehre machte. Ich that also gern, was ich thun konnte, und hatte das Vergnügen, zu sehen, daß es wohl angewandt war und eine Person, so viel bey mir stund, glücklich machete, die es werth war und zu schätzen wußte. Hören Sie also auf, mich mit so viel Lobeserhebungen zu überhäufen, die mich zu einem unnützen und reichlich belohnten Knechte machen. Denn so sind ja alle meine Gunstbezeugungen überflüssig bezahlet; und ich habe weiter nichts voraus. Das Vergnügen, ohne Eigennutz gutes gethan zu haben, ist mir schon Lohnes genug; und wenn ich auch gar keinen Dank dafür empfenge. Da haben Sie meine wahren Gesinnungen, die nirgends besser als bey Ihnen angewandt werden können."

Kaum hatte er diesen Brief abgeschickt, so scheint ihn die Sehnsucht überwältigt zu haben: er besucht das junge Ehepaar und läßt sich's ein paar Tage bei ihnen wohl sein. Kaum aber ist er auch wieder zu Hause, so beeilt er sich, an die „liebwerteste Frau Muhme" zu schreiben: „Mit der größten Dankbegierde ergreife ich die Feder, Ihnen, theils für die geneigte Aufnahme und Bewirthung, theils für die liebreiche Begleitung bis Altenburg meine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Ich bin von dero Wehmuth und Zärtlichkeit mehr ge-

rühret gewesen, als ich mir's habe merken lassen oder mit Worten zu verstehen gegeben habe. Wie ich denn überhaupt nicht von viel Worten, sondern von mehrerem Ernste in Thaten bin. Nur etwas war mir hauptsächlich leid, daß ich für die bezeugten Gefälligkeiten und aufgewandten Unkosten nicht mehr wirkliche Dankbarkeit konnte blicken lassen; weil ich meinen Beutel schon bis auf die fünf Thaler Fuhrlohn entblößet hatte. Diesen Mangel zu ersetzen, bitte ich mit dem inliegenden wenigen fürlieb zu nehmen, bis ich gegen Michaeli etwas mehr Einnahme haben werde. Gott wird mir helfen, daß ich Sie nicht werde Not leiden lassen, bis er Sie selbst besser versorget."

Am 12. September sendet er dann „eine Haushaube nach der neuesten Art mit roten Zierrathen", einige Flaschen Wein und „ein Schock preußische Pergamotten", die er, seit er die Heimat verlassen, weder gesehen noch gegessen hatte.

In den nächsten Briefen erteilt er der Nichte vorwiegend Lehren der Weltklugheit, bis Viktoria in einem Schreiben aus der zweiten Hälfte des Oktober sich zum ersten Male als seine Tochter bezeichnet. Dieses scheint einen Streit der Empfindungen in ihm erregt zu haben. Der, die ihm Entrissene, immer noch liebende Mann, mochte sich durch die Erklärung, wenn auch nicht eigentlich verletzt, so doch allzu deutlich auf seine Vaterschaft zurückgewiesen fühlen. Der Pflegevater aber wurde ohne Zweifel durch die zärtliche Anerkennung der von ihm geübten Wohlthaten gerührt. Die erste Empfindung wußte er zu besiegen; die zweite brachte er dann in einem Briefe vom 24. Oktober in liebevollster Weise zum Ausdruck. Er schreibt: „Sie, liebste Frau Muhme, erklären mich nun schon so lange für Ihren Vater und gehen in Ihrem Letzten so weit, daß Sie sich auch meine Tochter zu nennen anfangen. Hier muß ich Ihnen etwas erzählen. Als Sie vor fünftehalb Jahren hier ankamen, und ich bey Kammerath K. darum befraget wurde: wollte die Frau Kammeräthin haben, ich sollte mich von Ihnen Papa, und meine selige Frau Mama nennen lassen. Allein ich gab ihr zur Antwort: das wäre zu stolz. Diesen Titel hätte ich noch nicht verdienet. Ich wollte mir's angelegen seyn lassen, dieser zärtlichen Benennung werth zu werden; und es erwarten, ob meine Pflegekinder es selbst einmal einsehen würden, daß ich sie verdienete. Das habe ich bisher nach meinen wenigen Kräften gethan; und da kann ich es Ihnen nunmehr wohl gestehen, daß ich es mit einem süßen Vergnügen wahrnehme, daß Sie von sich selbst, ohne alle meine Veranlassung, den Anfang gemacht haben, sich für meine Tochter zu erklären. Seyn Sie es also in Gottes Namen! Ich kenne dero bisweilen recht gutes Herz; und hoffe, daß es sich nicht verschlimmern, sondern noch immer besser werden wird. Ich werde auch fortfahren, das Meinige zu thun, soviel ich kann: und den Anfang dazu will ich mit beygehendem kleinem Zuschusse zu ihrer schmalen Haushaltung machen. Diese acht Thaler sollen Ihnen auf die nächsten fünf Wochen dero ordentliche Ausgaben erleichtern: und damit will ich solange fortfahren, bis Gott Ihrem Liebsten eine bessere Pfarre giebt. Denn ich kann mir wohl vorstellen, daß seine Einnahme bisweilen knapp zugeschnitten ist: und er wird gleichfalls daraus sehen, daß ich es besser mit ihm meyne, als er vielleicht aus meinem letzten Briefe geschlossen haben mag. Wer ehrlich ist, der ist es in Worten und Thaten zugleich."

Bezeichnenderweise ist dieser Brief der letzte, in welchem sich die Herzensneigung Gottscheds unter deckenden Worten verrät. Aus Oheim und Muhme war nun einmal Vater und Tochter geworden — der Verkehr mußte fortan ein von Grund aus andrer werden. Wohl wurde der Briefwechsel mit dem üblich gewesenen Eifer noch ein halbes Jahr lang fortgesetzt, aber alle persönlichen Bekenntnisse und Liebesversicherungen fehlen. Den Inhalt der Briefe bilden fast ausschließlich Mitteilungen und Ratschläge in Beziehung auf die von der „Tochter" in Angriff genommene Abschrift der an Gottsched gerichteten Briefe; Aeußerungen über gelesene Bücher und Leipziger Geschehnisse. In einigen Briefen aus dem Februar 1765 bemüht er sich, der jungen Frau die Sorgen über die nahe bevorstehende Niederkunft zu benehmen; er giebt genaue Anweisungen über die erste Behandlung des Neugeborenen; er spricht später seine Freude darüber aus, daß „die liebste Frau Tochter die löbliche Entschließung gefaßt hat,

ihre erste Frucht den Absichten der Natur gemäß, selbst zu stillen" und fügt hinzu: „Ich habe es für einen Theil meiner Glückseligkeit gehalten, daß ich von meiner Mutter gestillet worden" — mit dem 6. März 1765 findet der Briefwechsel sein Ende: Gottsched hatte sich mit Fräulein Ernestine Susanna Katharina v. Neunes, der Tochter eines gothaischen Oberstleutnants, verlobt; am 1. August folgte die Hochzeit. Von einer „Liebesheirat" konnte natürlich keine Rede sein. Die neue Ehe wurde wohl nur geschlossen, einerseits um der Entsagung Gottscheds die entgültige Form zu geben, andrerseits, weil der vereinsamte, kränkelnde Mann, der zu der in seinem Hause flüchtig waltenden jüngeren Nichte in kein herzlicheres Verhältnis kommen konnte, eine Gefährtin und Krankenpflegerin brauchte. Wohl fühlte er sich in den ersten Monaten der Ehe anscheinend auch körperlich verjüngt; aber um so mehr machten sich dann die bösen Folgen der verspäteten Flitterwochen bemerkbar; und nach kaum sechzehnmonatlicher Ehe starb Gottsched an der Wassersucht. Es läßt sich nicht feststellen, ob Viktoria Eleonore durch den Tod ihres liebevollen Wohlthäters in tiefe Betrübnis gestürzt wurde; wohl aber besitzen wir ein Zeugnis dafür, daß sie sich nicht scheute, den erfolgten Tod ihres immer edeln, immer hilfreichen und guten „Vaters" geschäftlich auszubeuten. Sie hatte, da das Ende des Kranken vorherzusehen war, eine Uebersetzung des armseligen italienischen Operntextes „Thalestris" besorgt, die sie der Verfasserin, der Kurfürstin Maria Antonie zu widmen gedachte. Um nun aber dem Unternehmen mehr Bedeutung zu geben und zugleich einen besseren Markt zu schaffen, datierte sie die Widmung des in Zwickau zum Druck beförderten, geradezu fürstlich ausgestatteten Buches vom 12. Dezember 1766 und erklärte darin, daß Gottsched (von dessen erfolgtem Ableben sie noch nichts zu wissen vorgab), da seine „bisherige lange Krankheit ihn unvermögend mache, dieses Stück dem Vaterlande vor Augen zu legen", sie beauftragt habe, das von ihm übersetzte Werk zu veröffentlichen und der hohen Verfasserin zu widmen. Frau Pastor Grohmann mag sich dabei nichts übles gedacht haben, um so weniger, als sie wahrscheinlich ihre Uebersetzung für ein Meisterwerk gehalten hat, das auch ein Mann wie ihr Oheim nicht besser hätte machen können. Wenn man jedoch bedenkt, wie schwer gerade dieses dilettantische Machwerk dem ohnehin schon aufs tiefste gesunkenen Ansehen Gottscheds geschadet, wie man es bis in die neueste Zeit als einen vollgültigen Beweis für die trostlose Unfähigkeit Gottscheds angesehen hat: so wird man nicht umhin können, das Verfahren der Frau aufs schärfste zu verurteilen. Nur eines kann uns zu guter Letzt wieder mit der Nichte Gottscheds versöhnen: die von ihr nach dem Tode der Gottschedin fortgeführte Abschrift nahezu der Hälfte aller an Gottsched bis zum Jahre 1757 gerichteten Briefe. Man muß diese Briefe im Original gesehen haben, um den Märtyrerwert dieser Arbeit richtig schätzen zu können. Ob sie sie freudig oder nur mit Rücksicht auf den hilfsbereiten Oheim gethan hat, ist gleichgültig — sie hat sie gethan; sie hat der Litteratur- und Geschichtsforschung durch diese Arbeit einen großen Dienst erwiesen — und so soll denn auch Viktoria Eleonore im Andenken unsers Volkes fortleben als die Nichte Gottscheds und als seine letzte Liebe.

Eugen Reichel.

Volkswirtschaft.

Deutsche Technik und Welthandelspolitik.

In der politischen Tagespresse kann man jetzt täglich lesen, daß durch den vorzeitig veröffentlichten Zolltarifentwurf Deutschland in zwei Heereslager geschieden sei, deren Führer sich gegenseitig als Exportenthusiasten und Agrarfanatiker bezeichnen, und wir sehen auch, daß diese Führer, wie es in der gewöhnlichen Zeitungspolemik leider üblich ist, vice versa sich einseitige Interessenpolitik, wenn nicht gar Mangel an Vaterlandsliebe vorwerfen. Dieser gehässigen Unterstellungen enthalten sich die gelehrten Nationalökonomen,

die gleichfalls in großer Zahl zur Frage der Handelsverträge das Wort ergriffen haben, und wenn auch sie gelegentlich einer den andern mit der klugen Else im Märchen oder dem gegen Windmühlen anstürmenden Helden im Roman von Cervantes vergleichen, so kämpfen sie doch weniger mit Phrasen, als mit teilweise freilich allzusehr zugespitzten Gründen. Dabei stellt sich aber schließlich die überraschende Thatsache heraus, daß die Gegensätze gar nicht so groß sind, als man von vornherein anzunehmen geneigt ist. Das Trennende der Dialektik wird von dem Einigenden der Vaterlandsliebe überwogen.

Einer der hervorragendsten Kämpfer auf der Seite, die wir von unserm Standpunkte als die Gegenseite bezeichnen müssen, A. Wagner, sagt in seiner Schrift: „Agrar- und Industriestaat“ (S. 23): „Gewiß hat nun diese in Wechselwirkung stehende starke heimische Volksvermehrung und die neuerliche, auch bei uns stark eingetretene Entwicklung vom Agrarstaat zum Industriestaat ihr Großes, Bedeutendes, Erfreuliches. Aber sie hat daneben auch ihr Bedenkliches.“ Mehr kann man von einem Gegner nicht verlangen, denn wer vermöchte im Beginn einer noch so hoffnungsreichen neuen Aera sich aller Bedenken zu erwehren? Auch wir wünschen, daß die Landwirtschaft, die noch in den dreißiger Jahren, ehe die Schwester der Massen erzeugenden Maschinentechnik, die raumausgleichende Technik der Eisenbahnen ihren Siegeslauf angetreten hatte, über 80 Prozent der deutschen Bevölkerung friedlich ernährte, nach der Berufszählung von 1895 aber nur noch 35,7 Prozent Angehörige zählt, als feste Grundsäule des Staates mit allen zulässigen Mitteln geschützt werde, nicht um unser Volk in Kriegszeiten vor Getreidemangel zu schützen, denn auf dieses von den Agrariern in den grellsten Farben gemalte Schreckbild einer möglichen Aushungerung durch das Ausland legt auch Wagner zu unsrer Freude kein entscheidendes Gewicht, sondern weil wir eine langsame, organische Entwicklung einer sprungweisen vorziehen. Und auch wir sehen den Gefahren, die uns die Welthandelspolitik unzweifelhaft bringen wird, wenn sie auch hoffentlich durch eine innigere Verbindung mit der Industrie als der neben der Landwirtschaft allein neue Werte unmittelbar erzeugenden Kraft den Gesamtinteressen der Völker besser dienen wird, als die lediglich nach den Mineralschätzen ferner Länder gierig ausschauende Handelspolitik früherer Zeiten, durch die Spanien und Portugal untergegangen sind und das stolze Albion vielleicht auch noch in seinen Grundfesten erschüttern wird, nicht ohne Bedenken entgegen. Aber wir sehen mit Wagner Deutschland als den gegebenen Mitkämpfer in der Welthandelspolitik an und möchten nicht klüger sein, als die Feldherren aller Zeiten, die in ihren Heeresbefehlen vor einer Schlacht niemals auf die Greuel eines Krieges im allgemeinen und die Möglichkeit einer Niederlage im besonderen, vielmehr nur auf den zu erkämpfenden Sieg hingewiesen haben.

Kaiser Wilhelm II. hat es beim Empfang einer Deputation der preußischen technischen Hochschulen besonders ausgesprochen, daß er diese Anstalten durch Verleihung des Promotionsrechts habe auszeichnen wollen, weil sie große Aufgaben, „nicht bloß technische, sondern auch große soziale Aufgaben“ zu lösen hätten. In der That durchdringt die Technik unser gesamtes wirtschaftliches Leben, und von ihren neuesten Errungenschaften hat auch die Landwirtschaft manchen Nutzen gezogen. Mehr natürlich die Industrie, deren Produktion nach einer allerdings nur oberflächlichen Schätzung von Mulhall (Industries and Wealth of Nations, London 1896) seit 1820 bis 1894 von 3,7 Milliarden auf 14 sich gesteigert hat. Das ist ein Fortschritt, wie ihn mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, kein andres Land der Welt aufzuweisen hat. Allerdings entfällt nach der obigen Schätzung von unsrer Gesamtproduktion immer noch ein Drittel auf die Landwirtschaft, gegen ein Sechstel in England und ein Viertel in den Vereinigten Staaten. Aber die industrielle Produktion ist nicht nur an sich überwiegend, sondern auch unsrer durch äußere Einflüsse leider vielfach aufgehaltenen Landwirtschaft gegenüber das eigentliche Fortschrittselement unsrer Volkswirtschaft. Es ist ja auch bekannt, daß für unsre Industrieerzeugnisse gerade diejenigen Staaten, England voran, die besten Abnehmer sind, die uns in Bezug auf vervollkommnete Technik am nächsten stehen. Das bedeutet eine große Gefahr für unsre Industrie, weil im Falle eines Zoll-

krieges unsre bedeutsamsten Kunden uns die Thür verschließen würden. Andrerseits zeigt es aber auch, ein wie ungeheuer weites Feld für die Ausfuhr unsrer Industrieerzeugnisse noch vor uns offen liegt, da doch durchschnittlich die überlegene Technik den Ausschlag giebt und wir in Bezug auf diese nur mit wenigen Staaten in Europa und sonst nur mit Nordamerika, vielleicht auch mit Japan als in einzelnen Artikeln ebenbürtigen Mitbewerbern zu rechnen haben. An dieser Stelle möge es aber genügen, zunächst nur auf die Weite des Gebiets hingewiesen zu haben, auf dem die Erzeugnisse unsrer Technik durch eine weise Welthandelspolitik Absatz finden können.

Man kann Optimist aus Thatendrang sein und braucht deshalb die Zukunft nicht im reinsten Rosenrot zu schauen. Im vollen Bewußtsein der Schwere des uns bevorstehenden Kampfes sehen wir uns daher zunächst nach Bundesgenossen um. Das Gefühl, daß die vereinigte Staatenrepublik von Nordamerika der Herkules sei, der, wenn nicht schon in der Wiege, so doch nach erlangter Manneskraft das alternde Europa erdrücken werde, ist ein allgemein verbreitetes. Man hat daher schon lange an ein Zollbündnis oder wenigstens eine im Sinne des Zollschutzes gedachte, losere Vereinigung der europäischen Kontinentalstaaten gedacht. Andre machen darauf aufmerksam, daß wir keine Ursache haben, England als den besten Abnehmer unsrer Erzeugnisse auszuschalten, daß wir vielmehr mit diesem Nestor der Welthandelspolitik und dem in Nordamerika sich reckenden Riesen uns verbindend, Holland und Skandinavien mit unter unsre Flügel nehmend, das germanische Volkstum zu dem die Welt beherrschenden zu machen uns bemühen sollen. Demgegenüber wollen wir nur darauf hinweisen, daß die goldne Frucht einer weisen, internationalen Verständigung wohl noch lange nicht reifen wird, da nicht einmal die Keime gelegt zu sein scheinen. In Kreta, China und an andern Plätzen haben wir sie nicht entdecken können, und die Haager Friedenskonferenz hat weder im Säen und Pflanzen, noch im Ausjäten des vorhandenen Unkrauts sich als preiswerter Gärtner erwiesen. Für absehbare Zeit werden wir anstatt der Handelsbündnisse uns mit Handelsverträgen auf nationaler Grundlage begnügen müssen, und zwar in der alten Form der do ut des Politik, wobei nur der Starke günstige Bedingungen für sich zu erzielen vermag. Ueberlassen wir daher eine mehr dem Menschheitsideal entsprechende internationale Regelung der wirtschaftlichen Interessen der Völker unsern Enkeln und Urenkeln, und suchen wir zunächst nur, ein durch ausgiebige Benutzung unsrer Bodenschätze und regen innern Verkehr auf Land- und Wasserstraßen, aber auch durch einen seiner zunehmenden Bevölkerung entsprechenden Anteil am Welthandel in sich gefestetes Deutschland ihnen als Erbteil zu hinterlassen.

Wenn wir die Aussichten dieses Einzelkampfes auf dem Weltmarkte ins Auge fassen, so können wir sie nicht unbedingt günstig nennen. Auf der Weltkarte nehmen wir mit rund 540 600 Quadratkilometern nur einen ganz kleinen Platz ein, im Vergleich zu dem $3^1/_2$ mal größeren Mexiko, dem 15 mal größeren Brasilien und dem 21 mal größeren China. Von den europäischen Großmächten mit ihren überseeischen Besitzungen zu geschweigen, haben wir ein geringeres Gebiet als Skandinavien, Portugal, Niederlande, wenn man deren Kolonien mit berücksichtigt, und selbst Dänemark, wenn man von Island und Grönland mehr als die bewohnten Küsten rechnet. Günstiger ist die natürliche Beschaffenheit des verhältnismäßig so winzigen Fleckchens Erde, das wir bewohnen, denn nach O. Hübners statistischen Tabellen (1901) sind nur 91‰ der Gesamtfläche Deutschlands unproduktiver Boden gegen 131‰ im blühenden Garten Italien, 143‰ in Frankreich, wo man uns früher so gern, als in halber Wildnis wohnend, verspottete, 176‰ in Großbritannien mit den schottischen Hochebenen und irischen Mooren, 191‰ in Rußland, und zwar bloß dem europäischen. Bezüglich des Oedlandes ist nur das fruchtbare Oesterreich-Ungarn unter allen Kulturstaaten günstiger gestellt als wir, aber die Kleinheit unsers Grundbesitzes spricht so überzeugend dafür, daß wir mit unsern Bodenschätzen allein niemals eine hervorragende Rolle auf dem Weltmarkte werden spielen können, daß wir eine entsprechende Statistik uns wohl ersparen dürfen.

Aber ist England nicht bislang die Zentrale gewesen, die von einem gleichfalls gering Raume aus die Welt mit Licht und Kraft versorgt? Als Transmission für einen sol weltbeherrschenden Einfluß hat sich in der Geschichte der Völker bislang nur das ²/₃ d Erdoberfläche einnehmende Meer bewährt. Was die das letzte und allerdings für die Mensch wichtigste Drittel der festen Boden unter den Füßen besitzenden Binnenstaaten, wie Rußlan erschließenden Eisenbahnen uns bringen werden, ruht teilweise noch im Schoße der Zuk Und mit Ausnahme dieses trotz seiner gewaltigen Eisenbahnbauten unaufhaltsam nach freien Höhen drängenden Rußlands, ist Deutschland infolge seiner geringen Küstenausdehnu ungünstiger gestellt, als alle andern Kulturländer.

Aber gerade hier zeigt sich, wie der Mensch die Natur beherrschen kann. Da das M nicht zu uns gekommen ist, sind wir zum Meere gekommen, wir haben die zweitgr Handelsflotte der Welt, von dem Gesamtwert des Seehandels entfielen 1898 auf den K der Bevölkerung (nach dem vom Deutschen Flottenverein 1900 herausgegebenen volkswirtsch lichen Atlas) in England 320 Mark, Deutschland 116 Mark, Frankreich 114 Mark, Vereinig Staaten 102 Mark, Italien 41 Mark, Japan 22 Mark, Rußland 18 Mark. Mens ag prolem, dieser Ausspruch ermutigt uns, für die Vernachlässigungen der äußeren Natur ein Ersatz in unsrer inneren Tüchtigkeit zu suchen. Diese haben wir seit den Zeiten der H auf dem Gebiete des Handels bewährt, aber wenn der Handel aus dem englischen Raub der nach Careys Ausspruch von der Gütererzeugung fremder Länder immer nur den R abzuschöpfen wußte, sich zu einem segensreicheren Kulturfaktor entwickeln soll, dann kann nur durch eine innigere Verbindung mit der Technik, als der Grundlage einer eignen Gü erzeugung geschehen.

Wir müssen zugestehen, daß die Engländer auch die Väter der heute die Welt e obernden Technik gewesen sind. Die erste Dampfmaschine für Baumwollspinnerei lief 1782 Watt, das erste brauchbare Dampfschiff baute 1802 Fulton (mit Wattscher Masch die erste Lokomotive stellte 1812 Stephenson für den Transport von Kohlen und 1825 die Personenbeförderung her.[1]) Aber wir Deutsche dürfen uns rühmen, daß wir d unsre theoretischen Untersuchungen auf dem Gebiete der Mathematik, Mechanik, Physik u Chemie der neueren Technik eine wissenschaftliche Grundlage gegeben haben, wie sie k andres Volk besitzt. Alljährlich bilden wir auf unsern technischen Hochschulen und M schulen 6000 Ingenieure aus, die nicht durchweg bahnbrechende Erfinder sind, aber auch Auslande als die geeignetsten Leiter des industriellen Fortschritts anerkannt werden. W die Tüchtigkeit unsrer Ingenieure allein uns den Erfolg auf dem Weltmarkte verbürge könnte, so dürften wir ohne Sorge sein. Aber der Schwerpunkt des Welthandels liegt den sogenannten Stapelartikeln, insbesondere in der Massenproduktion der Maschinen- u Textilindustrie, deren Technik so ziemlich Gemeingut ist. Neben der chemischen Industr deren Technik häufig noch das Geheimnis der Erfinder ist, besteht Deutschlands Vorr nur in der sogenannten Kunstindustrie, z. B. der Spielwarenindustrie, die von unser Agrariern als eine parasitäre bezeichnet wird, weil sie nicht gleich Kohl und Rüben ein ursprünglichen Naturbedürfnis entspricht. Ueber diesen Vorwurf könnten wir uns ja le hinwegsetzen, wenn nicht einmal die Stapelindustrie die breiteste Grundlage für den W handel bildete. Diese nach der Schablone arbeitende Industrie hängt aber wesentlich v der Kapitalskonzentration ab, in der trotz unsers rasch anwachsenden Reichtums uns and Völker überlegen sind. Sie wird namentlich in Nordamerika durch die Trusts gefördert u hat dort eine weitgehende Arbeitsteilung ermöglicht, so daß beispielsweise eine Firma, d nur Drehbänke nach einem gewissen Modell anfertigt, in der Lage ist, sich auf diese A fertigung zu beschränken, während ein deutscher Fabrikant mit ungeheurem Zeit- und Kra aufwand bei gleicher Geschäftsausdehnung die verschiedensten Aufträge für Drehbänke übe nehmen muß.[2]) Ob die Trusts nicht ein zweischneidiges Schwert sind, das dereinst den

[1]) F. C. Huber, Deutschland als Industriestaat, Stuttgart 1901, Seite 7.
[2]) Vergl. J. Wolf, Das Deutsche Reich und der Weltmarkt, Seite 32.

den Unwillen der arbeitenden Bevölkerung sich gegen den Besitzer richten wird, ist nicht abzusehen. Zunächst bilden sie neben den natürlichen Reichtümern, dem großartigen Unternehmungsgeist und der gewaltthätigen Handelspolitik in den Vereinigten Staaten eine übermächtige Konkurrenz für uns wie für das gesamte Europa, und wir erblicken hier, gleichwie gegen die aus Ostasien durch die niedrigen Arbeitslöhne glücklicherweise erst in weiter Ferne drohende gelbe Gefahr kein andres Gegenmittel, als die Ueberlegenheit unsrer älteren Kultur.

Als die Engländer ihren Kapitalreichtum im eignen Lande nicht mehr entsprechend verwerten konnten, wanderten die Kapitalisten aus, um in Spanien und Portugal, auch bei uns in Deutschland Straßen und Eisenbahnen, Wasser- und Gaswerke u. s. w. zu bauen. Auch das von uns im Auslande angelegte Kapital ist nicht gering, man schätzt es auf $4^1/_2$ Milliarden, aber wir können mehr thun, wir können sachverständigere Vertreter unsers Reichtums ins Ausland senden, als die englischen Kapitalisten und Unternehmer, nämlich unsre Ingenieure. Man wende uns nicht ein, daß diese bei ihrer durchschnittlichen Mittellosigkeit und der deutschen Anpassungsgabe gegen fremde Einflüsse weniger widerstandsfähigen Kräfte lediglich dem Auslande zu gute kommen und durch ihre Verstärkung der ausländischen Konkurrenz uns doppelt schädigen würden. Allerdings haben wir durch die negative Auswanderung schon Millionen von braven Landsleuten als sogenannten Kulturdünger an das Ausland verloren, aber wir denken hier nur an die positive Auswanderung der Kolonialvölker, zu denen wir gegenwärtig mit Stolz auch das deutsche zählen dürfen, nämlich an die zeitweise Auswanderung überlegener Kräfte, die vom Auslande nicht ohne weiteres aufgesogen werden können und nicht so leicht den Zusammenhang mit dem Mutterlande verlieren werden. Wie die Engländer den Absentismus bedeutender Kapitalkräfte haben ertragen können, so werden auch wir die Abgabe bedeutender Geisteskräfte wohl ertragen können, deren Ersatz den deutschen Bildungsstätten keine größeren Schwierigkeiten darbietet. Wenn man von einem kleinen Zentrum aus nicht einen weiten Raum vollständig zu beherrschen vermag, so muß man eben nach Stützpunkten in diesem Raume selbst suchen, wie wir es durch unsre Kolonien und auswärtigen Ansiedelungen schon in verheißungsvoller Weise gethan haben und durch Entsendung einzelner Pioniere, seien es Techniker oder auf den deutschen Handelshochschulen mit weiterem Blick ausgerüstete Kaufleute, gleichfalls thun können. Und wenn gerade deutsche Ingenieure, nicht als Kulturdünger, sondern als Sauerteig für die gesamte Kulturentwicklung der Menschheit in erster Reihe mitwirken, so wird dieses auch dem Vaterlande durch die mannigfaltigsten Rückwirkungen in erster Reihe zu gute kommen.

Im vorstehenden wollten wir nicht den Schleier der Zukunft lüften, wie es gegenwärtig eine weitschichtige Litteratur freudvoll und leidvoll, aber natürlich immer von dem Temperament des Schreibenden beeinflußt und vielleicht auch mit sorgfältigerer Begründung zu thun versucht, sondern nur nach einem flüchtigen Ueberblick auf einen Faktor hinweisen, der uns für eine günstige Beurteilung nicht der unwichtigste zu sein scheint, nämlich auf das durch Zahl und innere Tüchtigkeit uns noch manchen Sieg im Welthandel verheißende Heer der deutschen Techniker.

Hannover. Prof. W. Schaefer.

Litterarische Berichte.

Prosit! Humoristisches Rezeptbuch ... wider den Weltschmerz. Von Carl Mayer. Kassel, Georg Weiß. 1902. M. 2.50.

Der Verfasser ist Jurist in Freiburg i. B. Sein Buch ist eine sehr erfreuliche Erscheinung in der heutigen Lyrik. Es ist voll gesunden Humors, der aufs angenehmste berührt. Oefters finden sich köstliche Anklänge an Scheffel. Aber neben den humoristischen Gedichten enthält die Sammlung auch Produkte eines tieffühlenden Menschenherzens, die vielleicht noch höher anzuschlagen sind. Alles in allem eine gute Gedichtsammlung!

E. M.

Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient. Selbsterlebtes und Selbstgesehenes von Heinrich Gelzer. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Der Inhalt des Buches zerfällt in drei Abschnitte: Bilder aus dem geistlichen Konstantinopel, Die Türken, Die unterworfenen Völker. Der erste scheint uns der interessanteste zu sein, da er sich mit den im ganzen wenig bekannten Verhältnissen der christlichen Kirchen in der Türkei beschäftigt. Es fallen hier viele neue Streiflichter auf diese Zustände, wie man überhaupt dem Buche eine große Selbständigkeit des Urteils und einen scharfen Blick für die Besonderheiten des orientalischen Lebens sowohl in völker- und religionspsychologischer wie in geschichtlicher und politischer Hinsicht zugestehen muß. Alle wichtigen Ereignisse der letzten Zeit, einschließlich der Armeniermorde und des griechisch-türkischen Krieges werden entweder ausführlich behandelt oder wie der letztere wenigstens in seinen Ursachen und Folgen kurz charakterisiert. Wir können das Buch allen, die sich für die einschlagenden Fragen interessieren, aufs wärmste empfehlen.

Paul Seeliger (Leipzig-Gautzsch).

Goethe und Schiller. Im Werden der Kraft. Von Julius Burggraf. Stuttgart, Carl Krabbe. 1902. M. 5.—.

Der Verfasser von „Schillers Frauengestalten" bietet uns in diesem neuen Werk eine Monographie des Jugendlebens in Goethes und Schillers Geist. Er führt uns von den weihevollen Eindrücken ihrer Frühzeit durch die Jahre titanischen Ringens hindurch bis zum Beginn ihres Weimarer Aufenthalts. B. ist ein begeisterter Freund unsrer Klassiker, und er versteht es, seine eigne Begeisterung in schöner edler Sprache zum Ausdruck zu bringen. Mit beredten Worten predigt er das ewig Schöne und Wahre der Goethe-Schillerschen Jugendwelt. Sein Buch ist vor allem für die aufstrebende Jugend geschrieben. Möge es unter ihr die weiteste Verbreitung finden. E. M.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Monatlich ein Heft mit circa 24 feinsten Ansichten. Erster Band mit einleitendem Text und eine Einteilungskarte der Alpen von Prof. Dr. A. Rothpletz. München 1901. Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Für einen lächerlichen billigen Preis, der hinter dem der Ansichtspostkarten noch weit zurückbleibt, erhält der Leser eine Fülle von großen Gebirgsbildern, meist im Format 16×21 Centimeter, die nach gut gelungenen Photographien außerordentlich sauber und klar hergestellt sind, eine wahre Erholung gegenüber den in rasender Eile hergestellten Aktualitäten, mit denen uns jetzt so viele Zeitungen und Zeitschriften überschwemmen. Neben allen Teilen der Alpen sind auch andere europäische Gebirge vertreten, alles erscheint in wahlloser Folge, selbst auf demselben Blatt sind oft zwei Bilder aus ganz verschiedenen Gebirgsgegenden. Der einleitende Text sucht mit anerkennenswerter Sorgfalt und Umsicht eine Art Zusammenhang herzustellen und ist ein brauchbarer Wegweiser. Zweckmäßiger scheint es aber, die Bilder nach ihrer Zusammengehörigkeit in Mappen aufzubewahren, wozu die eleganten und festen Umschläge sehr gut geeignet sind. Die Verlagshandlung wolle daher die Bitte gestatten, daß in den folgenden Jahrgängen immer nur zusammengehörige Bilder auf dasselbe Blatt gezeigt werden mögen. K. F.

Lenaus Gedichte. Stuttgart, Carl Krabbe. 1902. M. 3.—

Lenaus Frauengestalten. Von Adolf Wilhelm Ernst. Stuttgart, Carl Krabbe. 1902. Gebunden M. 6.—.

Beide Werke sind zum hundertjährigen Geburtstag Lenaus erschienen. Sie wollen dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten. Der Gedichtband ist eine schöne Miniaturausgabe in Liebhabereinband. Er zeichnet sich durch guten Druck und elegante Ausstattung aus. Das Buch von Ernst ist eine sehr erfreuliche Erscheinung. Der Verfasser war in der Lage, weitere Aufschlüsse über manche Beziehungen Lenaus zur Frauenwelt zu geben. Das Material dazu stammt aus authentischen Quellen. Besonders sind es ungedruckte Briefe, die E. verwenden konnte. Auch unbekannte Gelegenheitsverse Lenaus sind in dem Werke mitgeteilt. Das Buch, einfach und schlicht dargestellt, verdient allen Lenau-Verehrern aufs beste empfohlen zu werden. E. M.

Die höheren Schulen und das Universitätsstudium im 20. Jahrhundert. Von Friedrich Paulsen. Braunschweig 1901, Friedrich Vieweg & Sohn. 80 Pf.

Der Vortrag, den der berühmte Verfasser auf der Versammlung des Realschulmännervereins zu Cassel im April 1901 gehalten hat, erscheint hier in etwas erweiterter Ausführung. Er beantwortet die beiden Fragen: Welche Gestalt wird das Jahrhundert, an dessen Anfang wir stehen, dem Studienwesen, das auf die Hochschule vorbereitet, geben? und: Welche Rückwirkungen werden von hier aus auf den akademischen Unterricht ausgehen? Der Standpunkt, den Paulsen einnimmt, ist bekannt, aber selbst derjenige, der ihn nur bedingterweise teilt, wird gern die tiefe geschichtliche Begründung anerkennen müssen, die hier versucht wird, und vor allem aus den gründlichen Darlegungen über die

Schulkonferenzen von 1890 und 1900 und die Folgen der letzteren eine Belehrung schöpfen, wie sie ihm klarer gar nicht geboten werden könnte. Dr. Hans Zimmer.

Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei. Führer durch die Lamaistische Sammlung des Fürsten E. Uchtomskij. Von Albert Grünwedel, Dr. phil. Mit einem einleitenden Vorwort des Fürsten E. Uchtomskij und 188 Abbildungen. Leipzig 1900. F. A. Brockhaus.

Von dem Buddhismus und seinen exoterischen und angeblichen esoterischen Lehren ist in der letzten Zeit so viel phantasiert und mit und ohne Tendenz gefabelt, daß man allen neueren Erscheinungen über diese große Weltreligion gern mit einer gewissen Scheu aus dem Wege gehen möchte.

Im Gegensatze dazu haben wir in dem vorliegenden Buche ein wissenschaftliches Werk, das sich zwar nicht mit dem gesamten Inhalt der Lehren Buddhas und seiner Nachfolger beschäftigt, sondern nur mit der Mythologie der Lamaistischen, hauptsächlich in Tibet und der Mongolei verbreiteten Richtung und auch mit dieser nur so weit, als es zum Verständnis des Bilderwesens notwendig ist. Der Fürst Esper Uchtomskij hat in der Heimat des Kultus Gelegenheit zu sehr eingehenden Studien gehabt, deren Ergebnisse hier mit großem Fleiße niedergelegt und mit Hilfe sehr guter Abbildungen und eines umfangreichen Apparats (Noten, Glossar, Nachweisungen) erläutert werden.

Eine gewisse Trockenheit haftet dem Stoffe mehr als der Behandlung an. Wir finden eine große Fülle von Gestalten, deren Wesen und Bedeutung durchaus ähnlich ist, und die sich nur durch die Körperstellung und die unveränderlich in den Händen getragenen Attribute, durch die Zahl der Köpfe, Arme und Beine, aber nie durch die Züge und selten durch den Ausdruck des Gesichts unterscheiden. Wie genau diese Aeußerlichkeiten festgehalten werden, zeigt ein Vergleich mit den nach ganz andern Vorbildern genommenen Abbildungen in Ploß-Bartels' „Weib".

K. F.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Becquer's Gedichte. Uebertragen von L. Darapsky. Leipzig, Ernst Heitmann. M. 1.50.

Beyer-Boppard, C., Danneckers Ariadne. Eine kunsthistorische Studie. Mit vier Abbildungen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. M. 1.—

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte, vollständige neubearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. Achter Band. Mit 39 Tafeln, 13 Karten und Plänen und 261 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 12.—

Burmester, Marie, Pfarrhäuser. Hanau, Clauß & Feddersen. M. 1.50.

Coester, B. S., Leutnants-Erinnerungen eines alten Kurhessen. Halbvergessene Geschichten aus den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Dahn, Felix, Herzog Ernst von Schwaben. Erzählung aus dem elften Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 4.—

Darwinistische Vorträge u. Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. W. Breitenbach, Odenkirchen. Heft 5: Haeckels Biogenetisches Grundgesetz und seine Gegner. Von Heinrich Schmidt, Jena. Mit 16 Abbildungen. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach. M. 2.—

Denemy, Gottfried, Legenden und Lieder. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Dennert, Dr. E., Vom Sterbelager des Darwinismus. Ein Bericht. Stuttgart, Kielmann's Verlag. M. 1.50.

Deutsche Arbeit. Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. 1. Jahrgang. Heft 4 bis 8. München-Prag, G. D. W. Callwey. Vierteljährlich M. 2.50.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Schlußband. 3. Lieferung. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Prof. J. Zeidler. Wien, Carl Fromme. M. 1.—

Dunant, H., Un Souvenir de Solférino. Avec notice sur les origines de la Croix-Rouge. Amsterdam, Delsman & Nolthenius.

Es werde Licht. Blätter für Aufklärung, Fortschritt und Versöhnung. Begründet von Carl Scholl. 34. Jahrgang. Heft 1, Oktober 1902. Jährlich 12 Hefte zum Abonnementspreis von M. 4.— pro Jahr. München, O. Th. Scholl.

Festgabe zum 26. Deutschen Juristentage in Berlin gewidmet vom Verlage der „Deutschen Juristen-Zeitung". Berlin, Otto Liebmann. M. 4.—

Govone, Uberto, Il generale Giuseppe Govone. Frammenti di memorie. Torino, Fr. Casanova. Lire Sei.

Günther, Paul, Pfeilgift. Novellen und Stimmungen. Berlin, C. M. A. Müller & Co. M. 2.—

Gurlitt, Dr. Ludwig, Der Deutsche und sein Vaterland. Politisch-pädagogische Betrachtungen eines Modernen. Berlin, Wiegandt & Grieben. M. 1.20.

Hausrath, Adolf, Die Albigenserin. Erzählung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 4.—

Hübner's Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde für 1902. 51. Ausgabe. Herausgegeben von Prof. Dr. Fr. v. Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. M. 1.50.

Karding, Ernst, Straflose vorsätzliche Körperverletzungen bei Bewegungsspielen. Inaugural-Dissertation. Freiburg i. B., C. Trömer's Universitätsbuchhandlung.

Klinckowstroem, A. v., Die Insel des Friedens. Roman. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 6.—

Kremnitz, Mite, Am Hofe von Ragusa. Roman. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender. M. 3.—

Kremnitz, Mite, Mann und Weib. Novellen. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender. M. 3.—

Laurent, Dr. E., und Paul Nagour, Okkultismus und Liebe. Studien zur Geschichte der sexuellen Verirrungen. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. med. G. H. Berndt. Berlin, H. Barsdorf. M. 7.50.

Lehmann, Bodo, Bodenkredit und Hypothekenbanken. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 2.80.

Liebmann, Otto, Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. Zweiter Band, drittes Heft. Straßburg, K. J. Trübner. M. 3.—

Mach, Franz, Das Religions- und Weltproblem. Dogmenkritische und naturwissenschaftlich-philosophische Untersuchungen für die denkende Menschheit. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 20.—

Martens, F. de, Recueil des Traités et Conventions conclus par la Russie avec les Puissances étrangères, publié d'ordre du Ministre des Affaires étrangères. Tome XIII. Traités avec la France. 1717—1807. St. Pétersbourg, Imprimerie A. Böhnke.

Mausbach, Dr. Jos., Die „ultramontane Moral" von Graf Paul v. Hoensbroech. Berlin, Verlag der Germania. 80 Pf.

Müller, Dr. Carl Friedr., Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften. Sammlung und Erklärung volkstümlicher Wendungen und sprichwörtlicher Redensarten im mecklenburgischen Platt. Leipzig, Max Hesse's Verlag. M. 1.80.

Münchner Politische Schriften. I. Gegen die Konfessionen! Eine Mahnung an die Gebildeten unter ihren Verfechtern in Gestalt einer Kampfschrift gegen den Professor der kathol. Theologie Albert Ehrhard in Wien und den Professor der protestantischen Theologie Ad. Harnack in Berlin, von Dr. Johann Johannsen. München, Franz Stein.

Norikus, F., Weckrufe zur katholischen Reformbewegung. Heft 12 von „Frankfurter Zeitgemäße Broschüren" 1902. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Otto, Berthold, Die Sage vom Doktor Heinrich Faust. Der Jugend und dem Volke erzählt. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. M. 4.—

Otto, Berthold, Polen und Deutsche. Ein Mahnwort an die deutsche Jugend. Der „Hauslehrerschriften" 2. Band. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 60 Pf.

Petzet, Christian, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Zweite Lieferung (Dingelstedt, Herwegh, Prutz, Freiligrath). München, J. F. Lehmanns Verlag. M. 2.20.

Philippi, Fritz, Hasselbach und Wildendorn. Erzählungen aus dem Westerwälder Volksleben. Heilbronn, Eugen Salzer. M. 2.40.

Raiffeisen-Denkmal. Festbericht der Enthüllungsfeier zu Heddesdorf-Neuwied. Neuwied, Raiffeisen-Druckerei. 30 Pf.

Revue de Paris, La, 9e Année. Nr. 18. 15 Septembre 1902. Paris, Prix de la livraison Frs. 2.50.

Schellings Münchener Vorlesungen: Zur Geschichte der neueren Philosophie und Darstellung des philosophischen Empirismus. Neu herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Prof. Dr. Arthur Drews. „Philosophische Bibliothek" Band 104. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. M. 4.60.

Sommer, Fedor, In der Waldmühle. Roman. Leipzig, Rob. Friese. M. 2.—

Stork, Willy, Die Riviera. Plaudereien und praktische Winke für alle Reisenden nach Italien. Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt. M. 2.—

Strindberg, August, Gustav Wasa. Schauspiel in fünf Akten. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2 —

Vollmöller, Karl, Das Rezensionsexemplar und die bezahlte Rezension. Zur Wahrung der Unabhängigkeit literarischer Kritik. Erlangen, Fr. Junge.

Wollny, Dr. F., Der Materialismus im Verhältnis zu Religion und Moral. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Theod. Thomas.

Wollny, Dr. F., Gedanken, welche der projektirte Bau der Unterpflasterbahn in Berlin erwecken kann. Berlin, Herm. Walther. 30 Pf.

Wollny, Dr. F., Naturwissenschaft und Occultismus. Berlin, Herm Walther.

Zehn Worte an jedermann für das tägliche Leben. Mit Nachbemerkung von Antiquus. Königsberg i. P., Ostdeutsche Buchhandlung. 25 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Verlag von Georg Weiss in Kassel.

Prosit!

von

Karl Mayer

(Marius).

Humoristisches Receptbuch

mit reimlustigen Pastillen, satirisch bitteren Pillen, lyrisch urfeuchten Schwänklein und elegisch heilsamen Tränklein wider den Weltschmerz.

243 Seiten.

Preis geheftet 2 M. 50 Pf., elegant gebunden 3 M. 50 Pf.

Das Magazin für Litteratur

Herausgeber: **Franz Philips.**

Verlag: A. W. Hayn's Erben, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. — Vierteljährl. 4 Mark.

Das Magazin für Litteratur ist das älteste deutsche Litteraturblatt und steht im 71. Jahrgang. Außer Originalarbeiten in deutscher Sprache — Skizze, Novelle, Roman, Drama — werden hervorragende ausländische Werke in Uebersetzung veröffentlicht. Besonders bemüht sich die Redaktion, die Leser durch Essays, Kritik und Chronik stets über alle wichtigen Neuerscheinungen auf dem Laufenden zu erhalten.

Der neue Roman

Wahrheit

der „Vier Evangelien" dritter Teil von

Emile Zola

erscheint in der Halbmonatsschrift
„**Aus fremden Zungen**".

Monatlich 2 Hefte zu je 50 Pfg.

Abonnements in allen Buchhandlungen u. Postanstalten; ebenso direkt bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neu! **Illustriertes Reisewerk.** **Neu!**

Durch den Indischen Archipel.

Eine Künstlerfahrt

Mit 8 farbigen Einschaltbildern und zahlreichen schwarzen Abbildungen nach Original-Zeichnungen des Verfassers.

von **Hugo V. Pedersen.**

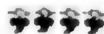
Chinesische Reismühle (Sumatra).

Illustrationsprobe aus „Durch den Indischen Archipel".

In Original-Prachteinband

M. 25.—

Dank seiner Kunst hat der Verfasser das Glück gehabt, einen tiefen Einblick in die Pracht der javanischen Fürstenhöfe thun zu dürfen, deren Inneres vor ihm noch keines Europäers Auge geschaut. Mit der begeisterten Freude des Entdeckers schildert er uns die von ihm zuerst gesehenen Herrlichkeiten, und wo seine Beredsamkeit versagt, greift sein Zeichenstift, der rasch und sicher das Charakteristische zu erfassen wußte, helfend ein.



Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

CHOCOLAT SUCHARD

Spezialitäten:

Suchard's Dessert-Chocoladen.
Suchard's Chocolat fondant.
Suchard's Pralinés, Noisettes, Dujas.
Suchard's Cacao (1 K = 200 Tassen).

Letzte Neuheit:

SUCHARD'S MILKA

Vollrahm-Chocolade.

Suchard's Milka besteht aus den feinsten und ausgewähltesten Rohmaterialien und bildet demgemäss ein ebenso leicht verdauliches wie stärkendes Nahrungsmittel ohne gleichen. **Suchard's Milka** ist wegen ihres stark hervortretenden Rahmgeschmacks und ihrer exquisiten Feinheit eine überall gesuchte und beliebte Dessert-Chocolade. Eine Tafel **Suchard's Milka** (100 Gramm) enthält ebensoviel Nährstoff als eine gute Mahlzeit.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt

☞ Diesem Hefte sind Prospekte der J. G. Cotta'schen Buchhand und Berlin und der Verlagsbuchhandlung von Johannes Räde in gefälliger Beachtung empfohlen werden. ☜

Siebenundzwanzigster Jahrgang Dezember 1902 Preis viertelj. 6 Mark

HARVARD COLLEGE LIBRARY DEC 29 1902 CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig
1902
Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Diesem Heft liegt unser Weihnachts-Katalog bei, der eine reiche Auswahl von Geschenkbüchern für jedes Lebensalter, für jede Geschmacksrichtung enthält. Wir bitten, bei der Auswahl von Geschenkwerken für das kommende Weihnachtsfest diesen Katalog zu Rate zu ziehen. — Die Bücher können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden; in den meisten Buchhandlungen sind sie vorrätig. Nach Orten ohne Buchhandlung oder wenn der Bezug auf Schwierigkeiten stösst, vermitteln wir auf Verlangen gern die Zusendung des Gewünschten.
Stuttgart, Neckarstrasse 121/23. Deutsche Verlags-Anstalt.

Braut- und Hochzeit-

Seidenstoffe in unerreichter Auswahl. Hochmoderne Genres in weiß, schwarz und farbig zu billigsten Engros-Preisen meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Wundervolle Foulards von 95 Pf. an. Proben franko. Briefporto 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich G 40

Kgl. Hoflieferanten. (Schweiz)

Lebensversicherungs- und Ersparnis-Bank

Alte Stuttgarter **in Stuttgart** Gegr. 1854.

Versicherungsbestand Ende 1901	M.	626 565 702
Bankvermögen Ende 1901	„	197 774 032
darunter Extra- u. Divid.-Reserven	„	35 048 304
Seit Best. zu Gunsten d. Versich. erzielte Überschüsse	„	99 798 199
Überschuss in 1901	„	7 714 271

CHAMPAGNE SÖHNLEIN

Marken:

Söhnlein „Rheingold"

Söhnlein „Carte Blanche"

Söhnlein „Kaisermarke"

Durch jede Buchhandlung:

Fritz Reuter's Sämtliche Werke

Neue billige Ausgabe

in 8 Bänden.

In 4 Doppelbänden, Ganz Lwd.: 10 Mk.
In 8 Einzelbänden, Ganz Lwd.: 12 Mk.
In 8 eleg. Halbfranzbänden: 20 Mk.

Durch das Erscheinen dieser **billigen**, dabei solide ausgestatteten, auf holzfreiem Papier gedruckten Ausgabe ist die Schranke hinweg geräumt, die für die Anschaffung der Werke des unvergleichlichen Humoristen bisher für Viele bestand. Bisher kostete die billigste Reuter-Ausgabe 26.— Mk.

— jetzt 10.— Mk. —

Zu Weihnachten giebt es kein willkommeneres Geschenk!

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto, Wismar.

Billige Bücher

finden Sie im illustrirten Bücherkatalog, 36. Jahrgang, ca. 200 Seiten stark gratis durch

J. M. Spaeth, Berlin C. 2,

gegenüber dem Rathhaus. Gegr. 1834.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Clara Schumann, ein Künstlerleben von **B. Litzmann.** I. Band. Mädchenjahre. 1819 bis 1840. Mit drei Bildnissen. VIII. 432 S. 8°. geh. M. 9.—, geb. M. 10.—.

Man wird mit inniger Freude den herrlichen Briefwechsel aus der Brautzeit Clara und Robert Schumanns lesen, der hier durch B. Litzmann, dem bekannten Literarhistoriker, zum ersten Mal der Oeffentlichkeit übergeben wird. Das Werk bietet auf Grund des literarischen Nachlasses, der ohne Einschränkung zur Verfügung stand, ein anziehendes Bild Clara Schumanns.

CAMBRIDGE, MASS.

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Versailles, 22. 12. 70.

Es ist doch sehr merkwürdig, daß Paris nach den Mißerfolgen des letzten Ausfalles und nach der Zersprengung der Loire-Armee sich immer hält. Schließlich bekommt solche Hartnäckigkeit ordentlich etwas Respektables, und das hat in dem verfaulten Nest niemand mehr gesucht. Wir haben zu lange getrödelt, und Paris ist langsam an unsrer Schwäche gewachsen, sie haben Armeen gebildet, einen Artilleriepark formiert und angefangen uns zu bedrohen. Wo unsre Einschließung Energie zeigt, das ist im Norden unter dem thätigen Kronprinzen von Sachsen, hier war Blumenthal bisher jedem Vorgehen hinderlich.

Selbstverständlich ist hier alle Welt unzufrieden, und die Geister stehen sich hart gegenüber in der Beschießungsfrage, in die die große Politik mit hineinspielt. Ich, als noch nicht engagierter Mann, werde von allen Seiten umworben und zur Anerkennung der einzelnen Meinungen aufgefordert, was ebenso schmeichelhaft wie schwierig ist.

Bismarck ist wütend, da die militärische Stockung seine politischen Kombinationen arg stört; der König hat mehr wie genug von Konflikten und möchte gern Schicht machen. Beide lassen ihren Zorn oder Unmut an dem geduldigen Moltke aus, der nie grob wird, sondern aus innerem Aerger nur krank. Vor Bismarcks Heftigkeit fürchtet sich der König, Moltke hüllt seinen Zorn in vornehmes Schweigen. Roon wird immer leidender und verlangt dringend die Beschießung.

Der Kronprinz ist wütend, weil man in der Welt seiner Gattin und dem englischen Einfluß das Nichtschießen zuschreibt. Blumenthal, der eigentliche Spiritus rector, schimpft am meisten.

Kurz, alles reibt sich und zwar mit lautem Getöse, und der alte Herr, der überall ausgleichen und einrenken soll, fängt an ganz schwarz zu sehen.

Die Verhandlungen zur Einigkeit des Deutschen Reichs sind fertig gemacht; Graf Holnstein hat sich schließlich das größte Verdienst erworben."

*

Versailles, 24. 12. 70.

„Otto ist hier nebenan emsig beschäftigt, den Aufbau zu leiten und den Baum zu putzen; wir haben große Bescherung, aber geben kein Geld dafür aus, d. h. aus unsern eignen Taschen; denn die Tischkasse, die aus Zahlungen der Stadt Versailles gebildet ist, und die Bureaukasse, die aus den etatsmäßigen Bureaugeldern besteht, tragen die Unkosten.

Versailles bietet eigentlich so wenig Kaufbares wie Potsdam, da die Nähe von Paris jeden Verkehr nach dort lenkt. Jetzt aber sind die Läden mit einer Unmasse hübscher kleiner Sachen garniert, wie sie die Armee braucht und reißend kauft. Die Unternehmer sind Berliner Juden.

Endlich hat auch die Beschießung frische Beine bekommen, man hat Kamele und Hohenlohe mit der Leitung beauftragt, und ich denke, nun wird es in den letzten Tagen losgehen. Das neue Jahr muß baldige Entscheidung bringen. Dauert der Krieg aber noch in den Januar hinein, so kommt ein Kriegsjahr mehr in Rechnung, was auch ein Vorteil ist, wenn man älter wird und in die Lage kommt, in politische Angelegenheiten mit einzugreifen."

*

Versailles, 25. 12. 70.

„Wir haben ein solennes Fest gefeiert. Zunächst wurde den 25 Trainsoldaten beschert, dann den Subalternbeamten der Intendantur und endlich uns. Letzteres ging in unserm Salon mit allen Schikanen vor sich, nur die Beleuchtung war dürftig, denn Lichter giebt's überall nicht. Ich bekam von Otto ein Tranchiermesser, vom Fürsten ein Aquarellbild, von Salisch Spielmarken, vom Kronprinzen ein paar kolossale Vasen, die als Cachepots dienen sollen.

Während wir nun feierten, schlug man bei Amiens; es sind dort ähnliche Verhältnisse, wie wir sie an der Loire hatten; man läßt sich angreifen, bis die Franzosen müde sind, und dann verfolgt man sie. Das Angreifen gewöhnen wir uns ab, es kostet zu viel; unser ganzer Krieg ist ein hinhaltender, die Verluste der Franzosen sind auch so kolossal. Hier unterbricht der Eisgang die Kommunikationen."

*

Versailles, 26. 12. 70.

„Auch im Süden entwickeln sich wieder neue Ereignisse, und es wird jemand dorthin müssen. Geht es gut, so trete ich wieder in Thätigkeit; Du weißt, wenn der Mensch erst einmal Blut geleckt hat, kann er nicht wieder davon lassen. Die Ruhe hier will mir gar nicht schmecken, es giebt aber auch Menschen, denen es gar nicht darauf ankommt, meinen Kredit irgendwie zu erweitern. Die Sache muß sich bald entscheiden.

Ich kann Dir sagen, daß hier auf das Schießen gerade so gedrungen wird wie in Berlin; der Drang ist so heftig, daß einzelne nicht mehr widerstreben können. Morgen fängt man bei den Sachsen schon an.

Gestern hat der Feind angefangen mit der Sappe gegen uns vorzugehen, aber das wird ihm nicht viel helfen. Eigentlich sollten sich die Arbeiten gegen Norden richten, da aber die Nordarmee durch Manteuffel geschlagen ist, so werden sie es wohl wieder aufgeben.

Dir und den Kindern Heil und Segen zum neuen Jahr; möge es uns bald wieder vereinen. Hier ist es bitter kalt."

*

Versailles, 28. 12. 70.

„Also nach dem Süden komme ich nicht; aber was hilft's, die menschlichen Dinge müssen mit den vorhandenen Kräften abgespielt werden, wenn man diese nach den Umständen ohne Umstände ändert, so giebt's Revolution.

Die Sachsen haben gestern mit der Beschießung angefangen; hier ist Blumenthal immer noch eigensinnig dagegen, aber auch er wird sich geben müssen.

Ich bin wirklich ganz starr, daß die Kronprinzessin unsrer Kinder zu Weihnachten gedacht hat; Du mußt Dich mit Normanns verabreden und darum bitten, Dich persönlich bedanken zu dürfen. Ich werde es hier bei dem Herrn mündlich besorgen."

*

Versailles, 31. 12. 70.

„Die Beschießungsvorbereitungen gehen vorwärts, aber man hat hier bisher zuviel vernachlässigt, um rasch fertig zu werden. Die großen Erfolge am Mont Avron geben sehr gute Hoffnung, und Kameke, neben dem ich gestern beim König saß, erzählt, daß die Franzosen bereits die oberen Etagen ihrer Forts geräumt haben, um nicht zuviel unserm Feuer ausgesetzt zu sein. Kurz, alles beweist, daß wir auch hierin den Kampf gegen Paris nicht zu scheuen brauchen.

Von außen bewegen sich auch wieder Entsatztruppen, aber so rasch können sie nicht Bedeutung gewinnen, und der Frost hindert sie in jeder Beziehung, denn ihre Leute vertragen die Kälte nicht. Am ersten wird Chanzy wieder mobil werden, und am Ende komme ich noch einmal beim Großherzog in Thätigkeit. Für uns hat das Wetter den Vorzug, daß das Eis auf unsrer großen Kommunikationslinie zum Stehen gekommen ist und mit Wagen befahren werden kann. Wir hatten des Eisgangs wegen unsre Brücken abfahren müssen, und alle Transporte erhielten dadurch einen Umweg von drei Meilen. Der Frost ist überall unser guter Verbündeter, auch die Pariser frieren mehr wie wir."

*

Versailles, 1. 1. 71.

„Wir haben das neue Jahr fürstlich gefeiert, so fürstlich, daß, als mich der Kronprinz zur Tafel befahl, ich absagen mußte. Wir hatten außer unsrer Tischgesellschaft den Herzog von Ujest, Graf Stolberg, Maltzahn und Verdy und waren bis nach ein Uhr sehr heiter zusammen. Nicht unwesentlich trug dazu

bei, daß Otto hier im Hause noch einen zweiten sehr wohlgefüllten Weinkeller traf; unser Wirt wird zur Strafe, daß er uns dies cachierte, nicht viel übrig behalten.

Soeben hat mir der Flügeladjutant des Großherzogs von Oldenburg das Großkreuz mit Schwertern gebracht.

Ich schließe diese Zeilen mit dem Bericht vom großen Diner beim König, von dem ich eben heimkehre. Es waren nicht weniger wie 32 Fürstlichkeiten da, und die Rede des Großherzogs von Baden, der die Gesundheit des Königs ausbrachte, spitzte sich so sehr auf den Deutschen Kaiser zu, daß man nur in Erwartung stand, er würde mit der Ausrufung desselben schließen. Es war ein merkwürdiger Moment; ob wohl die ganze Frage so verlaufen wird?"

*

Versailles, 4. 1. 71.

„Englische Korrespondenzen sprechen von der Uebermüdung und Furcht, die sich bei uns eingeschlichen habe; das ist dummes Zeug, nur die Ueberzeugung hat Raum gewonnen, daß es eine Thorheit wäre, unsre guten Truppen zu etwas anderm zu verwenden, als zur Zurückwerfung des Gegners. Wir wollen Frankreich nicht erobern, aber Paris wollen wir haben und den Frieden, und zwar unter den bekannten Bedingungen. Wer sich dem widersetzt, verfällt dem Tode.

Wir haben heute keine Briefe und Zeitungen, als Folge von Neujahr, und der Himmel will es nicht zulassen, daß wir heute mit der Beschießung beginnen, denn ein dicker Nebel liegt auf der Erde, und es ist unmöglich, sein Ziel zu sehen. Nun ist es merkwürdig, daß der Feind, der ja seine Zielobjekte ganz genau kennt, daraus keinen Nutzen zieht und unsre Batterien beschießt, ehe sie sich selbst eingeschossen haben. Es scheint fast, daß ihm unsre Absicht noch unbekannt ist. Wir müssen abwarten.

Ich habe angefangen, an Geffcken zu schreiben, von dem ich wiederholt Briefe hatte, und der mir auch Zigarren versprach, die aber nicht angekommen sind.

Auch Holtzendorff schrieb mir vor ein paar Tagen; sein Junge will von der Marine fort, weil sie nicht in Aktion getreten ist. Das scheint mir Unsinn. Man muß nicht dem Augenblick nachgeben, wenn man sein Leben bestimmen will. Es wird gewiß nicht vorteilhaft für die Entwicklung der Marine sein, daß sie in diesem Kriege so gar nicht zur Geltung gekommen ist; hätten wir sie gar nicht gehabt, so wäre uns daraus kaum ein Schaden entstanden. Damit ist sie aber nicht in alle Ewigkeit verdammt, sondern kann uns nochmal sehr dienlich werden oder sehr fehlen. Roon ist zu anhaltend krank und kommt dadurch mit der Leitung der Marine völlig auseinander; das war das Malheur.

Bismarck soll sich in den letzten Tagen ein wenig erholt haben, im übrigen aber ist er über die Maßen reizbar und mit aller Welt verknurrt. Ich habe ihn gestern zu beruhigen versucht und werde ihm dazu noch 150 Flaschen guten Wein schicken."

*

Versailles, 6. 1. 71.

„Ich bin nicht zum Schreiben gekommen, weil ich gern den Erfolg unsrer Schießerei sehen wollte; der Himmel aber war obstinat und zeigte mir nichts, so lange ich auch wartete, denn es lag trotz hellen Sonnenscheines ein ganz undurchsichtiger Duft über der Stadt.

Trotzdem wurde geschossen, und anscheinend mit gutem Erfolg, denn die Batterien des Gegners schweigen immer mehr. Es ist aber auch Zeit, daß wir zu Ende kommen, und die Pariser denken ebenso.

Ich habe heut mit großem Interesse den Bericht eines Herrn in Paris vom 2. Januar gelesen. Der Inhalt ist verbissener, aber langsam verzweifelnder Ingrimm; besonders drastisch beschreibt er den furchtbaren Schrecken der kalten und dunkeln Nächte. Der Schluß lautet: ‚Wenn wir nicht bald Hilfe von außen bekommen, so muß die Uebergabe erfolgen.‘

Wir haben die entscheidenden Tage vor uns, und dabei ist die Uneinigkeit, die augenblicklich in den oberen Regionen herrscht, schlimm; das Hoffen und Harren! — Roon ist noch immer krank. — Deine Frage wegen Hindersin und Kleist ist einfach dahin zu beantworten, daß beide Herren, wie man sagt, kaltgestellt wurden, weil sie, unterstützt von Blumenthal, nicht von der Stelle kamen. Blumenthal ist auch heut noch der obstinate Nichtschießer.

Gestern machten wir im Nebel eine kleine Promenade vor den Vorposten; von dem Bilde der Verwüstung, das sich dort darbietet, kann man sich keine Vorstellung machen. Die Häuser bestehen nur noch aus den vier Mauern, aber auch ganze Häuserreihen sind gefallen und alle Bäume, um die Schußlinien freizumachen. Wenn die Besitzer heimkehren, werden sie um die Baustellen prozessieren müssen, denn jetzt ist das Ganze ein schön geglätteter Schutthaufen.“

*

Versailles, 7. 1. 71.

„Die Franzosen fühlen sich doch in ihrem Haupthause angegriffen, und das ist das Wesentlichste; man merkt aus dem rastlosen Anstürmen der äußeren Armeen, daß wir jetzt an der letzten Arbeit sind. Moltke ist wieder ganz auf seiner Höhe, und um nicht vom Gegner dirigiert zu werden, disponierte er sofortigen Angriff gegen Chanzy, der bedeutende Kräfte bei le Mans zusammenzieht. Prinz Friedrich Karl, der nur für Bourbaki Augen hat, muß nun ganz contre coeur nach Westen gehn und die Offensive ergreifen. Das ist der Vorzug dieser Anordnung.

Ich dränge hier mein Teil, um das Vorgehen gegen Paris so entschieden wie möglich zu machen; hier liegt die Entscheidung, und hier muß die größte Kraft entwickelt werden.“

*

Versailles, 9. 1. 71.

„Gestern war ich wieder den ganzen Tag in Anspruch genommen. Erst Generalstabsbureau. Dann hatte mich der König zum Vortrag befohlen, weil Bismarck sich über meine Anordnungen in betreff der zukünftigen Verproviantierung

von Paris ausgelassen hat und dagegen ein ganzes Promemoria ausarbeiten, die Folge seiner nervösen Verstimmung. Dann folgte eine lange Promenade mit dem Kronprinzen."

An Gustav Freytag.

Versailles, 9. 1. 71.

„. . . Das erste Heft Ihrer neuen Zeitschrift habe ich richtig empfangen, auch sofort Ihre Thätigkeit darin gesucht und das Gedicht gefunden. Da ich ehrlich bin, sage ich auch meine Ansicht offen: Ich habe es wiederholt und sehr aufmerksam lesen müssen, um es ganz zu verstehen; und nachdem ich es jetzt noch einmal durchgegangen, sage ich Ihnen, daß es durch Ihre eigne Schuld so schwer verständlich ist, denn Sie haben einen inneren Zwiespalt zum Gegenstand des Gedichtes gemacht, den Sie zum Schluß unaufgelöst und offen lassen. Das war doch aber sicher nicht Ihre Absicht. Sie feiern den Kaiser und werfen ihn weg. Form und Sprache entsprechen gewiß dem ernsten Gedankengang; ob das Ganze aber dem jungen Herrn, für den es doch ausschließlich berechnet ist, zu Sinne geht, das ist mir fraglich, und ich fürchte, daß es gerade für diesen Zweck sich nicht leicht genug erschließt.

Auf die Seele des Kronprinzen wirken die harten Kämpfe des jetzigen Momentes stark ein. Er ist nach allen Richtungen hin in erwartungsvoller Spannung, und die schweren Sorgen, die aus allen Himmelsrichtungen heraufziehen, verdunkeln das bisher sorgenlose Leben des fürstlichen Feldherrn. Die Beschießung von Paris, die Entsatzarmeen, die aus Norden, Osten und Westen sich zeigen, dazu die großen politischen Fragen mit ihren Kämpfen, die sich hier am Orte abspielen, das sind alles Prüfungen, die die Kräfte des Herrn herausfordern, und ich muß sagen, daß ich mit hohem und warmem Interesse den inneren Vorgängen gefolgt bin, die der Herr durchlebt. Er hat Ruhe und teilt sie mit; dadurch verbessert er seine Stellung.

Neulich hat der Kronprinz einen Mann, dem er vor versammeltem Kriegsvolk das Kreuz erster Klasse einhändigte, an den Kopf genommen und geküßt; die Leute haben vor Wonne darüber gezittert und geweint.

Ein vorzügliches Verdienst um den Beginn der Beschießung hat der Kronprinz von Sachsen, der sie auf eigne Hand betrieb; er ist augenblicklich ohne Zweifel unser bester Heerführer, ein sehr guter Kamerad und strenger Vorgesetzter. Er ist so sehr Soldat, daß ich meine, es kann ihm nicht viel von Partikularismus verbleiben."

*

Versailles, 11. 1. 71.

Heut ist die Beschießung zum erstenmal voll im Gange und, was für die hiesige Welt sehr entscheidend ist, infolge der Windrichtung auch zu hören. Ich habe schlecht dabei geschlafen, denn man verfolgt in Gedanken doch unwillkürlich die Wirkung jedes Schusses, berechnet die möglichen Resultate, wünscht, daß das

ganze Nest in Flammen aufgeht, und hat doch Mitleid mit jedem einzelnen, der getroffen werden könnte.

Heut war eine lange Besprechung bei Moltke über das, was nach der Kapitulation werden soll. Die Nachrichten von Werder lauten auch nicht günstig, wir rechnen aber, daß die Franzosen bei ihrer Unfähigkeit, sich zu bewegen, und bei den Mängeln ihrer Administration die Entscheidung nicht rasch herbeiführen können; und dann kommt Manteuffel mit seiner neuen Armee vollständig heran und kann dort eine große Katastrophe herbeiführen. Er kann, aber ich glaube nicht daran, denn wir sind auf einem Standpunkt der Kriegführung angekommen, wo nur Mittelmäßiges geleistet wird, so groß ist die allgemeine Ermüdung.

Goeben wird jetzt als Feldherr fungieren, ich bin sehr neugierig auf seine Leistungen. Ich wünsche und hoffe, daß er sich eine Dotation erobert, er kann sie brauchen.

Vorgestern abend stand plötzlich Holleben vor mir und ist bei mir abgestiegen. Er ist sehr lebhaft und spricht viel von seiner Thätigkeit; mich glaubte er noch beim Großherzog und ist ganz zufällig hier gestrandet. Er hat das Kreuz am weißen Bande bekommen in Anerkennung seiner regen Thätigkeit. Heut hat er keinen Kutscher gefunden, und ich kann ihm meinen nicht geben, er braucht den Wagen auf mehrere Tage."

*

Versailles, 13. 1. 71.

„Ihr seid noch ungeduldiger auf den Fall von Paris wie wir, denn Ihr erlebt nicht mit uns die täglichen Hindernisse und unendlichen kleinen Zwischenfälle, durch die alle Erwartungen aufgehalten werden. Der Nebel ist im höchsten Grade tückisch und gestattet nur selten in den Mittagstunden ein leidliches Zielen. Je mehr Pausen aber, desto mehr Zeit haben die Franzosen, ihre Schäden wieder auszubessern, und um so öfter müssen wir von vorne anfangen. Der Hunger nimmt aber trotz des Nebels zu.

Wie hinderlich das Glatteis ist, muß man gesehen haben; man spannt zehn und zwölf Pferde vor ein Geschütz und kommt nicht vorwärts. Die Sonne schmilzt täglich die Eisdecke und glättet sie, die Nacht mit ihrem Frost macht sie fest.

Gestern waren wir auf einem herrlichen Aussichtspunkt. Paris lag klar vor uns, rechts und links flogen die Granaten von und nach den Batterien, man schwebte unausgesetzt zwischen Furcht und Hoffnung. Neben uns standen unsre Leute mit geladenem Gewehr und trieben sofort jeden Franzosen zurück, der sich zeigte. Bisher war es umgekehrt; bisher beherrschten sie unser Terrain. Die Welt hatte wohl recht, daß es an der Zeit war, endlich in Aktion zu treten; die treibende Kraft kommt von unten herauf, und jedermann hat das Gefühl, daß wir hier fertig werden müssen.

Friedrich Karl hat gestern le Mans eingenommen, und wir haben wieder genug Truppen frei, um Frankreich um und um zu drehen.

Holleben ist soeben nach Orléans abgereist und will in ein paar Tagen heimkehren."

*

Versailles, 15. 1. 71.

„Ich habe so viel hohe Politik zu treiben, daß ich wenig zum Schreiben komme, denn die Entscheidung naht, und ein jeder bereitet sich darauf vor. Um so schärfer wird daher der Kampf der führenden Geister, und die Meinungen platzen hart gegeneinander. Da nun Roon ganz krank ist, und Treskow noch immer bei der Armee weilt, so fehlt das vermittelnde Element. Da ist denn der Kronprinz eingetreten, und so fällt ein Teil der Sorge auf mich, und ich bin gezwungen, den Sachen selbst näher zu treten. Kurz, ich schwimme oben. Die Welt plagt sich auch schon wieder mit dem Gedanken, mich zum Minister zu machen. Glaube aber nichts davon.

Goeben schlägt sich mit vielem Geschick gegen Faid'herbe, aber er spricht aus, daß er seine Siege nicht verfolgen kann, um die Kräfte zu schonen.

Werder hat anscheinend einen sehr schweren Stand; ich glaube nicht daran, daß Bourbaki es fertig bringt, mit Energie auf seinen rechten Flügel loszugehen und sich auf unsre Verbindungslinie zu werfen. Aber die Befürchtung ist hier allgemein, und für die nächsten Tage wird Werder unser Schmerzenskind bleiben, denn Manteuffel kann sich beim besten Willen noch nicht fühlbar machen. Meine Gedanken wandern Tag und Nacht von Werder zu Bourbaki.

Uebermorgen beginnt die Beschießung bei St. Denis. Hoffen wir das Beste davon."

*

Versailles, 17. 1. 71.

„Noch rührt sich Paris nicht, und doch soll morgen der neue Kaiser proklamiert werden. Es ist eigentlich toll, mit welchen Seelenstimmungen man dabei zu thun hat; alle Nerven und Gedanken sind gespannt den unausgesetzt kämpfenden Armeen zugewandt, und daneben wird man in die wichtigen Fragen der Titulaturen und Dekorationen hineingezogen, man mag wollen oder nicht. Es ist ein großer Gedanke, gerade hier in Versailles unser neues Reich zu gründen, aber die Stimmung zur Aktion fehlt eigentlich allen und den Nächststehenden am meisten.

Bismarck, der so lange elend war, hat in der letzten Zeit wieder Humor gewonnen und arbeitet wieder, und der erste Schritt zu den Friedensverhandlungen wird alle Differenzen in den leitenden Kreisen auch wohl heben. Noch aber ist der Teufel los, und selbst der König und Bismarck sind veruneinigt.

Gestern schrieb Jules Favre an Bismarck und bat, ihn mit seiner ganzen Familie aus Paris herauszulassen. Bismarck hat aber abgelehnt."

*

Versailles, 18. 1. 71.

„... Unterdes habe ich dem ersten Akte der Feierlichkeit beigewohnt. Mein erster Eindruck war der, solch ein Fest zu begehen, nicht nur angesichts des

Feindes, sondern doch immer mit der Chance, daß ein Rückschlag eintreten könnte, sei eigentlich etwas leichtsinnig. Ein günstiger Stern brachte aber heut die Nachricht von Werders Erfolg gegen Bourbaki, und damit war der einzige Kummer der Situation gehoben; eine bessere Nachricht war nicht möglich. Hätte Paris ein Atom von kräftiger Führung, so würde es jetzt kapitulieren. Aber die Kerls sind zu feige dazu.

Die Rede des Predigers Rogge gefiel mir gar nicht; ich meine, eine feierliche katholische Messe erfüllt für solche Gelegenheit besser ihren Zweck.

Der König war außerordentlich ergriffen, und als wir ihn zum Kaiser ausriefen, war niemand, der nicht das Gefühl der hohen Weihe des Augenblicks gehabt hätte.

Als der Kaiser die Huldigungen der Fürsten und Offiziere angenommen hatte, ging er die Reihe der Unteroffiziere und Mannschaften hinunter und sprach mit den Leuten. Das war schön und berührte echt preußisch.

Nun will ich ein wenig reiten und die Eindrücke nachwirken lassen. Nachher ist großes, feierliches Diner."

*

Versailles, 20. 1. 71.

„Gestern haben die Pariser mit 80000 Mann einen Ausfall gemacht, der gar nicht matter sein konnte; gefangene Offiziere sagten aus, die Regierung sei in den Händen des Pöbels, und dieser habe zum Ausfall gezwungen. Dazu erfindet man dann immer neue Siegesberichte von den Provinzialarmeen, so daß die Truppe glaubt, wir würden auf den ersten Anblick fortlaufen. Dieser Glaube der Franzosen an ihre Unüberwindlichkeit ist einfach verrückt nach den Erfahrungen dieses Krieges. Als am 18. die gesamten Fahnen zur Kaiserfeier auf das Schloß gebracht wurden, sagten die Versailler, man ordne sie schon jetzt, um sie bei der Kapitulation unsrer ganzen Armee ordnungsmäßig an Trochu zu übergeben. Das ist heller Wahnsinn bei den Leuten, die uns seit vier Monaten als Sieger bei sich sehen. Wie muß nun die Lüge erst auf die Pariser wirken, die immer noch unberührt sind.

Wir beraten hier schon, ob wir Paris im Falle der Kapitulation ernähren können und wollen. Welche Schwierigkeiten dabei entstehen, magst Du daraus entnehmen, daß allein für die Gasbeleuchtung in der Hälfte des früheren Bedarfes von Paris täglich sechs Kohlenzüge nötig sind, was den vierten Teil unsers gesamten Materials bedeutet. Trochu hat eine 48stündige Waffenruhe erbeten, um seine Toten zu begraben. Sie ist ihm auch bewilligt worden, aber nur für den Fleck, wo sie liegen. Das Ende ist unwiderruflich da.

Auch Belfort wird bald fallen, und dann kommt Kritter in feste Position, ich kann mir seine Verstimmung sehr wohl denken. Was aus mir wird, wenn der Krieg zu Ende ist, kann ich noch gar nicht übersehen."

*

Versailles, 22. 1. 71.

„Die allerhöchste Politik nimmt meine Zeit gar zu sehr in Anspruch, und ich kann Dir nur kurz schreiben. Die hohen Herren sind über die Frage der Kapitulation und des Friedens, und wie der Krieg eventuell fortzusetzen, dergestalt aneinander geraten, daß es dringend eines Vermittlers bedarf. Dieser ist natürlich wieder der Kronprinz, und so ist der General-Intendant zu einer sehr gesuchten Person geworden, der überall gestreichelt wird und heut sogar bei Bismarck ißt. Ermiß selbst meine Bedeutsamkeit.

Es ist merkwürdig, wie viele Kräfte und Fähigkeiten der lange Krieg verbraucht, und wie mancher schon unter den mittleren Horizont gesunken ist, der sonst seinen Kopf sehr hoch trug. Jetzt bin ich neugierig, wie weit sich Manteuffel bewähren wird; er kann sehr schöne Erfolge erringen.

Der Kronprinz von Sachsen beschießt mit großem Erfolge St. Denis und wird bald den Sturm folgen lassen. Dann ist die Entscheidung da, denn die Franzosen bedürfen eines Vorwandes zur Kapitulation." (Fortsetzung folgt.)

Letzte Blätter.

Von

H. v. Beaulieu.

Wind und Staub und gelbe, tanzende Blätter ...

Nur ein paar Handlungsreisende und der dicke hinkende Kofferträger warteten auf dem Bahnsteig, als der Zug Thale-Berlin einlief. Die Saison war vorüber, der Verkehr auf der kleinen Station nur noch gering.

Ein stattlicher Herr vom internationalen Zuschnitt des Vielgereisten stand an einem Fenster des Zuges und sah mit träumerischem, beinahe gerührtem Ausdruck, der in diesen stahlblauen Augen sicher nicht heimisch war, auf die wenigen Menschen mit den lässigen Bewegungen und verschlafenem Ausdruck auf dem Perron, auf das Dächergefüge mit überragenden Türmen, das man rechts vom Stationsgebäude sah. Auch das Schloß grüßte herunter, dieses hohe Felsenschloß, das in der Physiognomie der kleinen Stadt der charakteristische Zug war, wie eine kühne Adlernase in einem feudalen Antlitz.

„Kleine Stadt!" flüsterte er weich. „Kleine Stadt!"

Aber er vermißte die Blicke auf einen steilen, haubenartigen Giebel, der rechts vom Georgikirchturm zu sehen sein mußte. Sollten unverschämte Neubauten gerade diesen einen Giebel verdecken?

Er bog sich weit heraus, doch es half nichts. Aber der Dicke kam eilig angehumpelt, einen Auftrag witternd.

Da reichte Ulrich Leuthold ihm in einem raschen Impulse Tasche und Plaid und sprang hinaus. Es ging ja noch ein späterer Zug nach Berlin. Er wollte das eine rote Giebeldach sehen.

Zunächst folgte er dem Dicken in den Wartesaal und bestellte sich etwas zur Erwärmung.

In dem Raum war eine häßliche, abgestandene Essensluft. Die wenigen Menschen, die dort saßen, hatten eine Atmosphäre von resignierter Langeweile um sich. Freiwillig wartete hier sicherlich kein Mensch. Eigentlich war es eine Dummheit von ihm gewesen, auszusteigen. Aber nun war der Zug fort.

Da der Kaffee kochheiß war, blätterte er mechanisch in den altbackenen, fettfleckigen Journalen, die zum Zeitvertreib der Wartenden auslagen.

„Familienglück" hieß der Roman. „Papas Liebling" eine „Originalzeichnung" mit falschen Verkürzungen, aber viel Aufwand an Gemüt. „O kleine Stadt! Kleine deutsche Stadt!"

Ueber Journal und Kaffeetasse hinweg schielte er verstohlen nach einer Dame, die am Fenster saß. Sie war der einzige Mensch im Raum, der das Ansehen lohnte, obwohl man sie nur vom Rücken sah, einen goldenen Haarknoten und bisweilen eine verlorene Profillinie.

Wenn er das Profil doch einmal ganz sehen könnte! Wahrscheinlich würde die Aehnlichkeit dann verschwinden. Das Aehnlichkeitensehen lag wohl in der Luft, in seiner erinnerungsverlorenen Stimmung. Das blonde Kind, das unter dem hohen alten Giebel gleich ihm gewohnt, das war ja ein Zubehör dieses Milieus, ein sehr lebendiges Zubehör einst, darum war es natürlich, daß seine Phantasie sich leicht Evokationen schuf in irgend einer anmutigen Blonden.

Aber diese elegante Dame von weltstädtischem Gepräge wie er selbst, und das Pfarr-Evchen! Es war absurd. Wo mochte das Pfarr-Evchen wohnen! Es war schade, daß sie nicht mehr unter dem alten Giebel lebte. Sie gehörte so dazu. Aber der Vater war ja tot, wie er vor etlichen Jahren vernommen hatte, und der Amtsnachfolger würde das Haus für sich allein beanspruchen. Ob er ihre Adresse erfrug? In einer kleinen Stadt war das nicht schwer. Aber vielleicht war es unweise, sie aufzusuchen. Er wußte nicht recht. — Er kam sich ein wenig vor, wie Goethe gegenüber Friederike.

Vielleicht gewährte es ihm der Zufall, daß er, durch die Straßen schlendernd, ein noch anmutiges, wenn auch etwas verblühtes, blondes Haupt hinter einem Fenster sehen würde, über eine Näharbeit gebeugt. Vielleicht sah sie gerade einen Augenblick auf mit dem verträumten Ausdruck einsamer Frauen, die sich ganz in ihre kleine Gedankenwelt eingesponnen haben, zwischen Myrten- und Rosenstöcken hindurch. Der Hauch wehmütiger Resignation, der alternde Mädchen umschwebt, würde das Bildchen zu einem feinen, milden Pastellton abdämpfen, im Einklang mit dem müden, blassen Herbsthimmel. Und vielleicht würde er hingehen und ein Stündchen dort verplaudern, vielleicht! —

Es war Zeit zum Gehen, wenn er die Stunden ausnutzen wollte.

Im Hinausgehen würde er versuchen, einen Blick in das Gesicht der Dame zu thun — von der Aehnlichkeit ganz abgesehen —, der Linienfluß von Schultern, Kopf und Wangen erregten in ihm den Wunsch, einen Blick in die Augen zu thun. Wie kam nur etwas so Großstädtisches in den A.er Wartesaal. Sie sah ebenso wie aus einer andern Welt hierher verschlagen aus wie er.

Im selben Augenblick wie er erhob sich auch die Dame.

„Also doch, Eva, du bist es doch!“ — Er stammelte es ganz überwältigt. Die Dame kniff die Augen ein wenig zusammen, was ihr einen ablehnenden Ausdruck gab, aber dann sagte sie überrascht und sehr freundlich: „Ulrich Leuthold! Das ist allerdings seltsam, daß wir uns grade hier treffen! Verzeih, daß ich dich nicht gleich erkannte. Ich bin kurzsichtig.“

„Du — lebst auch nicht mehr hier?“ fragte er unsicher, noch ganz im Banne des großen Erstaunens.

„Um Gottes willen — kann man das denn?“ sagte sie entsetzt.

Nein — man konnte es nicht! Dieses Weltkind, bei dem die Züge um Mund und Augen von sehr intensivem geistigen Leben, der äußere Zubehör von tausenderlei luxuriösen Bedürfnissen sprach, konnte es sicher nicht.

„Ich komme von G.,“ fuhr sie fort, „wo ich mich langweilen sollte, was ich auch ausgiebig gethan habe. Nun auf der Rückreise faßte mich mit einem Male ein — eigentlich etwas thörichter — Wunsch, das alte Nest einmal wieder zu sehen; ich bin seit Vaters Tode nicht hier gewesen. Aber du? Wie kommst du nur hierher? Den Zug verpaßt? Aber man braucht ja gar nicht auszusteigen.“

„Aus demselben Grunde wie du,“ sagte er rasch. „Ich war vierzehn Tage in Thale.“

„Noch so viel deutsches Gemüt?“ spottete sie. „Ich meine, du wärst ins Ausland gegangen, damals.“

„Jawohl, mit kurzen Unterbrechungen bin ich im Auslande gewesen und gehe jetzt auch bald wieder fort, nach Japan, um Pulvermühlen zu bauen. Es lebt sich im Auslande leichter als bei uns; aber von Zeit zu Zeit packt's einen doch, daß man wieder deutsche Luft atmen möchte, Erinnerungen auffrischen. Vielleicht ist das ein Unsinn —“

„O, das kommt darauf an! Erinnerungen auffrischen heißt den Duft von ihnen streifen, es kann also weise oder unweise sein, je nachdem. Aber es ist wirklich Zeit, daß wir uns in Bewegung setzen. Ich habe knapp zwei Stunden.“

„Also du erlaubst mir —“

„Aber ich freue mich sehr.“

Er konnte sich immer noch nicht von seinem Erstaunen erholen, daß dies Pfarr-Evchen war, diese Dame mit den Allüren der großen Welt, denn was sie that und sagte, machte durchaus den Eindruck des Selbstverständlichen und allein Richtigen. Aber eben diese Sicherheit von ihr erleichterte es ihm auch, sein Erstaunen zu beherrschen und sich unbefangen mit ihr zu unterhalten.

Das Blumenrundell vor dem Bahnhofsgebäude war großartiger als vor Jahren, dem „Geschmack der Neuzeit“ Rechnung tragend. Dieselbe Signatur trugen die neuen Zieralleen, die die in den Ort führende Straße säumten — damals war hier ungepflasterte Chaussee gewesen, Kartoffelfelder zu den Seiten.

Jedes Neue hier war ein Mißton für ihre Seelen, die auf Erinnerungen horchten.

Sie waren es beide gewohnt, in großen Städten nach wenigen Jahren ganze Stadtteile verändert zu finden, aber hier, wo ihre Kindererinnerungen beschlossen lagen, hier berührte jede Veränderung wie eine persönliche Kränkung.

In der Altstadt wurde es besser. Da waren noch die schmalfrontigen Spitzgiebelhäuser mit den vielen kleinen Fenstern und dem Schornsteingewirr. Hier nahmen noch üppige Geranien und Fuchsien vor den niederen Fenstern des Unterstocks das Wenige an Luft und Licht vorweg, das den Menschen hätte zu gute kommen sollen. Das Pflaster war noch eben so holperig, der Bürgersteig so schmal wie damals. Die Kinder lärmten noch ebenso, daß es in den engen Gassen hallte; — eine jüngere Generation, aber sie spielten dieselben Spiele. Und im Fenster eines engen kleinen Bäckerladens am Markt lag noch dieselbe Art von einem bestimmten Gebäck, das es immer Freitags gegeben — heute war es grade Freitag.

Damals hatten Ulrich und Eva für dieses Gebäck geschwärmt; so gingen sie hinein und kauften etwas. Aber es war längst nicht mehr so gut wie damals.

Sie erinnerten sich beim Anblick einer steilen, vom Markt abzweigenden Gasse, daß sie hier immer zur Schwedenschanze hinaufgegangen waren, den längeren und bequemeren Promenadenweg verschmähend. Unwillkürlich schlugen sie den alten Weg ein.

So steil und unbequem war er gar nicht in ihrer Erinnerung. Sie gestanden sich lachend ein, daß sie ganz außer Atem seien, und stiegen dann ganz langsam. „Wie man herunterkommt, es ist wirklich beschämend. Damals machten wir diesen Weg immer im Laufschritt,“ sagte er.

„Ja, wir sind eben nicht mehr fünfzehn Jahre alt,“ sagte sie. „Man wird alt und bequem.“

„Du!“ Er sah sie lachend von der Seite an. In seinem Blick lag offene Bewunderung. Mit diesem Blick hatte er sie unterwegs schon öfter gestreift. Er hatte sich bei seinen Reisen auf beiden Hemisphären eine gewisse Kennerschaft in Bezug auf weibliche Qualität angeeignet und gestand seiner Begleiterin zu, daß sie überall eine beachtete Erscheinung sein würde, trotz der jede augenfällige Eleganz ausschließenden Korrektheit ihres Reiseanzuges. Und durch die Bewunderung schlug immer wieder das Erstaunen. Hübsch war Eva ja immer gewesen, aber ein hübsches Kleinstadtkind. Wo blieb das verblaßte Pastell seiner Phantasie neben dieser strahlenden Wirklichkeit?

„Nicht wahr, ich habe mich herausgemacht?“ fragte sie in Beantwortung seines Blickes mit lachender Offenherzigkeit.

Das klang sehr komisch, naiv beinahe. Aber es war eine durchaus bewußte Naivität.

Er lachte. „Wenn ich ja sagte, wäre es eine Beleidigung gegen damals, als ob du es nötig gehabt hättest, dich herauszumachen."

„O, ich hatte es sehr nötig," sagte sie lebhaft. „Das war das erste, was ich im Atelier lernte, die Umwandlung meines äußern Menschen. Die Einfachheit feierte ja mit der Geschmacklosigkeit Orgien in meiner Kleidung, wie in allem, was Tante Augustine besorgte, und ich war mir dessen nicht einmal bewußt. Hier kannte man Pfarr-Evchen und ihren wunderlichen Aufputz von klein auf und lachte deshalb nicht; man hatte ja auch selber keinen Geschmack. Aber in einem Pariser Atelier war la petite Allemande der Gegenstand gutmütigen, erziehlichen Spottes — und sie lernte!"

„Du malst also?" fragte er, an das Wort Atelier anknüpfend.

„Ich bin Malerin."

Sie sagte es einfach. Und doch lag etwas darin — etwas von Selbstgefühl, von Stolz.

„Du mußt entschuldigen," sagte er hastig, „wenn ich ein Barbar bin in Bezug auf bildende Kunst. Unsereins hat so wenig Zeit. — In ein Abendkonzert komme ich schon eher, aber zum Besuch einer Kunstausstellung kann ich bei meinen gelegentlichen Aufenthalten in Berlin niemals kommen."

Sie lächelte amüsiert. Er hatte Angst, sie sei am Ende eine Berühmtheit und fürchtete, sich blamiert oder sie beleidigt zu haben.

„Du brauchst dich wirklich nicht zu entschuldigen," lächelte sie. „Mein Name ist keiner aus dem halben Dutzend, das man kennen muß. Aber ich habe einen Lebensinhalt und schließlich — ich verdiene mein Brot."

„Und auch ein wenig Butter," meinte er, lächelnd an ihr hinabsehend.

„Nun ja, auch ein wenig Butter. Und ich gestehe, auf die Butter lege ich mehr Wert als auf das Brot. Das Brot verschaffte mir wohl schließlich Vaters kleine Hinterlassenschaft."

„Das freut mich sehr. Es ist schön, wenn man alte Freunde findet, und noch schöner, wenn man sieht, daß es ihnen gut geht."

Er sprach nicht ganz aufrichtig, daß ihr Leben so befriedigend, so voll ausgefüllt war, berührte irgend etwas in seiner Seele unharmonisch. Aber aus ihren Worten ging hervor, daß sie unverheiratet sei, und das gab ihm wiederum eine ganz sinnlose Befriedigung.

„Ja, das heißt — na, daß es einem ganz gut gehen sollte, wünscht ein anständiger Mensch sich ja auch nicht. Und du? Aber ich brauche kaum zu fragen! Wenn man Pulvermühlen baut! Und —" sie maß ihn von oben bis unten mit Anerkennung, aber ein klein wenig boshaft lächelnd — „alle Anzeichen des Wohllebens! Ein englischer Schneider und beginnendes Embonpoint!"

Sie hatte einen wunden Punkt bei ihm getroffen. Vor Thale war er in Kissingen gewesen. Er sah ein wenig gekränkt an sich hinab, sich unwillkürlich etwas streckend, und sagte:

„Embonpoint ist doch wohl etwas zu viel gesagt. Nun natürlich, man ist kein schmächtiger Junge mehr!“

„Nein, wir werden alt,“ sagte sie und seufzte komisch. „Meine Münchener Bekannten halten mich für jünger als ich bin, wenigstens thun sie so. Aber es hat keinen Zweck, Illusionen aufrecht halten zu wollen vor jemand, mit dem man konfirmiert worden ist. Uebrigens wurde ich schauderhaft früh konfirmiert. Ein Jugendfreund ist ein lebendes memento mori.“

„Danke bestens. Aber sag mir, bitte, weshalb du dich in P. langweilen solltest. Du sagtest vorhin —“

„Mein Arzt hat sich in den Kopf gesetzt, ich hätte Nerven. Jeder bessere Arzt fühlt sich jetzt verpflichtet, Nerven zu konstatieren. Vielleicht hatte ich mich wirklich etwas zu scharf angespannt; nun, ich habe ihm den Gefallen gethan und mich vier volle Wochen gelangweilt, aber jetzt geht es wieder mit vollen Segeln zurück ins Leben!“ Ihre Augen leuchteten von Energie.

Dieses Leuchten, das von einem intensiven Lebenserfassen sprach, verstimmte Ulrich Leuthold. Das Leben, von dem sie sprach, war ihm instinktiv antipathisch.

Sie hatten jetzt die letzte Steigung zurückgelegt und standen auf dem kleinen vorspringenden Plateau, der Schwedenschanze.

Sie standen in stiller Ergriffenheit.

Beide hatten, seit sie hier gestanden, einige der schönsten Punkte der Erde gesehen, und doch hatte das Landschaftsbild zu ihren Füßen eine eigne Schönheit wie kein andres.

Man sah auf das Dächergewirr der engen Altstadt mit den malerischen Verschiebungen und Ueberschneidungen, in kleine, alte Gärten, die sich zwischen die Häuser und Reste der alten Stadtmauer einschmiegten, in winkelige dunkle Höfe. Und inmitten der Georgikirchturm mit seinem durchbrochenen, grünpatinierten Turm und nicht weit davon ein hoher haubenartiger Giebel.

Seitwärts die hochragende, imposante Masse von Schloß und Dom, wie aus dem Felsen herauswachsend, ein versteinertes Stück alter Bischofsherrlichkeit. Und zwischen all den Schroffen und Ecken Baummassen mit buntem Laub, zum Teil gelichtet. Weiter hinaus ein freundliches Hügelland mit einzelnen Waldstreifen, eine Welle hinter der andern, bis man ganz in der Ferne in einer Dunstwolke die Türme einer größeren Stadt mehr ahnte als sah.

Diese kaum wahrnehmbare ferne Stadt, von der die scharfen jungen Augen damals jeden Turm erkennen gewollt, hatte ihre Kinderphantasie mit allen Herrlichkeiten der Welt erfüllt und ein neues wunderbares Leben dort geahnt, das ihre Herzen in süßer Bangigkeit klopfen machte. Dort draußen lag die Welt!

Jetzt wußten sie, daß das ferne, schimmernde Bild nur eine uninteressante Mittelstadt war, deren einzige Bedeutung in einer ziemlich entwickelten Industrie lag, und daß die feiner gearteten Menschen sich dort fortsehnten.

Und doch starrten sie auf die fernen nebelhaften Türme mit etwas von der alten sehnsüchtigen Ergriffenheit, vergessend, was sie wußten.

Es war doch immer das schönste Landschaftsbild der Erde. Denn es lag

ein Duft darüber, — ein andrer Duft noch als der des sich sachte neigenden Herbsttages.

Sie standen lange, ohne zu sprechen.

Dann gingen sie hinunter, den offiziellen Promenadenweg. Hier begegneten ihnen einige Spaziergänger; alte Herren, die alle Augenblicke stehen blieben, um dem schwerhörigen Andern etwas begreiflich zu machen; behäbige Ehepaare, die mit langsamem Verdauungsschritt gingen, zur Seite eine junge Tochter, die verstohlen gähnte und immer einen Schritt voran war. Und alle hatten sie den dumpfen, verschlafenen, gelangweilten Ausdruck, der Bewohnern kleiner, stiller Städte eine gewisse Aehnlichkeit miteinander giebt, den „Lokalausdruck“ nannte Eva ihn.

Sie schauderte leicht dabei. Wie jemand, der an eine mit knapper Not entronnene Gefahr denkt.

„Sieh einmal solch eine Existenz,“ sagte Eva, mit den Augen nach einem über eine Näharbeit gebückten Frauenscheitel deutend, den man hinter einem blumenbesetzten Fenster sah. „So sitzt diese Frau dort gewiß jeden Nachmittag, ohne zwingenden Grund, denn es scheint eine Frau aus besseren Verhältnissen — nur weil sie nichts Besseres kennt. So saß Tante Augustine auch jeden Nachmittag, und so hätte ich auch einmal sitzen sollen.“

„Die Frau dort ist vielleicht gar nicht unglücklich bei ihrem Stilleben,“ meinte Ulrich.

„Nicht unglücklich, ja das mag schon sein! Und das ist ja gerade das Schlimme! Das ist Existieren, Vegetieren, kein Leben! Stillleben hast du es sehr richtig genannt — der Franzose nennt es nature morte. Und solche Existenzen giebt es noch so furchtbar viele.“

Ulrich Leuthold biß sich auf die Lippen. Wenn sie wüßte! —

Sie kamen an einem Blumenladen vorbei, in dessen Fenster Totenkränze hingen. Sehr viele Kränze, nichts andres.

„Es ist ja heute der zweite November,“ sagte jemand neben ihnen.

„Ah! Allerseelen!“ rief Eva aus. „In Paris ging ich dann stets auf den Kirchhof. Das war so eigenartig stimmungsvoll.“

Ihre Blicke fanden sich in einem stummen Verstehen.

Sie traten ein. Eva nahm einen Kranz von Epheu und Schneebeeren, Ulrich einen von Ilex. Dann gingen sie zum Kirchhofe.

„Johannes Meinhard, Pastor an der St. Georgikirche,“ stand auf dem Grabe, auf das Eva ihren Kranz legte. Ulrich legte seinen auf das Nachbargrab. Sie saß auf der steinernen Umfassung, er stand vor ihr.

„Man glaubt eine Pflicht der Pietät zu erfüllen,“ sagte Eva nach einer Weile bedrückten Schweigens, „wenn man Gräber besucht, und doch — sie sagen einem so wenig und, noch schlimmer, in uns spricht so wenig. In mir wenigstens. Was ist solch ein nasser Erdhaufen, das Vermoderte, was darunter ist?“

„Aber es ist eben das einzige, was uns bleibt.“

„Traurig, wenn es so ist — wenn nichts Besseres bleibt. Guter alter

Mann! — Er war so alt, und ich war so jung, und er konnte mich nicht verstehen. Aber auf seine Art hatte er mich lieb."

„Ja, er meinte es gut mit uns. Und die da hat es im Grunde auch gut mit uns gemeint, wenn sie uns auch oft weidlich quälte — und wir sie," sagte Ulrich, auf das Grab blickend, das den Namen trug: Augustine Meinhard.

„O gewiß. Alle haben es sehr gut gemeint," sagte Eva mit leisem Hohn, „aber es war doch ganz gut, daß wir unser Leben selber in die Hand nahmen, es nicht den Wohlmeinenden überließen."

„Es hat wohl Kämpfe gekostet, Eva?" fragte er teilnehmend. Wie hart ihr Gesicht war mit diesem Ausdruck, wie düster die Augen. Man sah jetzt, daß das kein junges Mädchen mehr war, sondern eine Frau, die manches durchgekämpft.

„Das kannst du dir doch denken! Bei Vaters Anschauungen. Und Tante Augustines Gezeter! Nach Paris, in das Sündenbabel! Und die ganze kleine Stadt! Ich wurde wie eine verlorene Tochter angesehen! Sie thaten gerade, als ob ich aufs Ueberbrettel hätte gehen wollen, was es damals freilich noch nicht gab. O, ich sage dir! — Aber dies ist nicht der passende Ort, seiner Galle freien Lauf zu lassen. Wie sie waren, konnten sie ja nicht anders fühlen und handeln. Laß uns gehen. Die Toten brauchen uns nicht. Wir stören nur ihren Frieden — oder sie den unsern," setzte sie ganz leise hinzu.

Sie gingen. Ueberall knieten schwarze Gestalten in Wehmut oder Kummer. Und überall lagen frische Blumen.

„Giebt es nicht ein Lied, das heißt: ‚Allerseelen'?" fragte Ulrich. „Eine Cousine von mir sang es früher. ‚Ein Tag im Jahre ist den Toten frei,'" summte er mit halblauter Stimme.

„Ja, ein sentimentales Lied, das ich nicht mag," sagte Eva. Die Kirchhofthür fiel hinter ihnen zu. „Die Toten sind tot, und nur, was uns von ihnen lebt, das lebt immer." Sie sagte das mit so viel unnötiger Energie, als wollte sie sich gegen etwas verwahren, das gar nicht ausgesprochen war.

„Nun zum Hause?" er fragte es etwas zögernd.

„Aber natürlich." Das sagte sie wieder um eine Nuance energischer als nötig war.

Sie hatten, ohne es zu beachten, den Kirchhof durch eine andre Thür verlassen, als durch die sie eingetreten waren. Von hier führte eine Allee von Linden, halbentblätterten, im Bogen um den Außenrand der Stadt herum zum alten Pfarrhause.

„Die Linden sind ein tüchtiges Stück gewachsen seit damals," bemerkte er.

Sie nickte. „Aber wie wenig Blätter noch darauf sind. Es ist ja freilich Herbst."

Sein „damals" war ein verhängnisvolles Wort.

Vielleicht war der Kirchhofbesuch schuld, der alte Schatten heraufgerufen hatte.

In beiden stieg die Erinnerung auf an einen Abend von damals, da sie miteinander diesen Weg gegangen. Auch damals hatte des zunehmenden Mondes

feine Sichel am Spätnachmittagshimmel gestanden wie jetzt. Auch damals hatten sie beide beklommen geschwiegen. Nur Frühling war es gewesen.

Sie waren nicht mehr unbefangen; ein schwüles, peinliches Unbehagen war zwischen ihnen, etwas Fremdes, Unheimliches, das immer größer und kompakter wurde. Als wären sie nicht mehr allein, als wandelte eine Dritte zwischen ihnen, die traurige Gestalt einer längst Begrabenen — ihre tote Liebe.

Wie endlos war der kurze Weg!

„Das alte Haus ist noch unverändert," sagte Ulrich mit etwas rauher Stimme, als sie am Ziel waren. „Dort oben ist das Giebelzimmer, wo wir uns über die Probleme von Gott, Welt und Mensch glühende Köpfe andiskutierten, und wo wir so große Zukunftspläne schmiedeten."

„Das heißt, du schmiedetest Pläne für deine Zukunft und ich hörte zu. Von meiner Zukunft war nie die Rede," sagte sie etwas bitter.

Er zuckte die Achseln. „Daran dachten wir wohl beide nicht. Damals waren wir noch unmodern in A. Aber das Schicksal hat dieses Schweigen an dir gut gemacht."

Sie waren in einen kleinen Heckengang getreten, auf den eine Thür vom Pfarrgarten mündete. Diesen Ausgang hatten sie damals immer benutzt. Er stand an das Staket gelehnt, an dem zwischen dünnem gelben Gerank noch ein paar braunrote Kressenblüten hingen. Sie starrte mit düstern, rückschauenden Augen in den herbstlichen Garten, und plötzlich liefen ein paar Thränen über ihre Backen.

Da wallte es in dem Manne auf. Alte Empfindungen, die wieder wach geworden — und vielleicht etwas Neues dazu! Er legte seinen Arm um die Weinende, und auf seine Lippen kamen die primitiven Zärtlichkeitsworte, die er vor Jahren auch an dieser Stelle gesprochen, eine Weinende zu trösten.

Sie schob seinen Arm fort und sah ihn sehr groß an. Ihre Thränen versiegten.

„Du bist in einem Irrtum; du irrst dich ganz und gar!" sagte sie mit Nachdruck. „Du bemitleidest mich, weil du glaubst, daß ich mich selbst bemitleide. Aber ich bemitleide nicht mich, sondern eine Andre, ein kleines, dummes, achtzehnjähriges Mädchen, das vor langen Jahren hier gestanden an diesem Staket und die Straße hinuntergespäht hat, o, so sehnsüchtig! Mit einer glühenden, verzehrenden Sehnsucht, wie ich sie heute nicht mehr verstehe; aber leid thut der arme kleine Narr mir doch. So dumm und weltfremd — sich als deine Braut zu betrachten."

Ihm entfuhr ein Ausruf des Schreckens. „Mein Gott! So hatte ich es nicht aufgefaßt. Ich habe sicher nicht gewissenhaft gehandelt, Worte gesprochen, die ich nicht hätte sprechen dürfen. Aber ich war selber schließlich nur ein dummer Junge. Ich konnte ja damals gar nicht daran denken —"

Sie fiel ihm mit einer abwehrenden Bewegung heftig ins Wort. „Glaube doch um Gottes willen nicht, ich wollte dir Vorwürfe machen. Im Gegenteil. Ich sagte doch schon, ich war ein weltfremdes, dummes Kind damals — und

dazu eine in strengster Sitte erzogene Pfarrerstochter. Er muß doch an Vater schreiben, dachte ich. Und ich wartete — o, wie ich wartete! Dann dachte ich, er kommt selber, und stand hier und spähte die Straße hinab!" — Und ihre Augen bohrten sich mit etwas von der düsteren Verzweiflung von damals in die violette Dämmerung.

„Gott, das hab' ich nicht geahnt," stammelte er erschüttert.

„Das glaub' ich," sagte sie hart. „Ihr Männer ahnt nie etwas. Ihr küßt in einem armen kleinen Mädchen die schlummernden Liebesempfindungen wach, und dann geht ihr davon und überlaßt sie den Dämonen, die ihr erweckt habt. Gelegentliche unbequeme Gewissensregungen ertränkt ihr im Strudel des Lebens — wenn sie euch überhaupt kommen sollten."

„Doch, Eva, ich habe viel an dich gedacht und mir Vorwürfe gemacht. Aber ich wußte nicht, was ich dir hätte schreiben sollen. Das Wort, auf das du wartetest, konnte ich dir nicht sagen, und ich dachte, es wäre ein Unrecht vergrößern, Beziehungen zu unterhalten, die zu nichts führen konnten. Ich hoffte, du würdest mich vergessen."

„Ich habe dich vergessen," sagte sie hart. „Nur ein paar Jugendjahre — die sogenannten besten — habe ich dazu gebraucht."

Er senkte den Kopf. Heute erst kam's ihm zum Bewußtsein, ein wie großes Unrecht er begangen an einer leidenschaftlichen jungen Seele. Und zum ersten Male kam ihm auch zum Bewußtsein, etwas wie Großes, Wundervolles damals sein gewesen war, und er, der thörichte Junge, hatte es verschmäht! Eine dumpfe Wut gegen sich selber erfaßte ihn — er kam sich wie ein Betrogener vor, wie jemand, der ein Los weggeworfen, das sich nachher als ein Haupttreffer herausstellt.

Das Pfarr-Evchen war sehr reizend gewesen in seiner naiven Frische, nur er selber war damals viel zu jung, um ihre Anmut ganz zu würdigen — aber noch viel reizender war die reife, ihrer selbst bewußte Frau an seiner Seite, deren vollentwickelte Schönheit vom Raffinement feinster Kultur umschwebt war.

Und diese Frau — etwas ganz Rares und Besonderes, eine, die gewiß viele Männer entflammt —, die hatte ihn geliebt mit der großen, vollen Lebensliebe, die so selten ist, ein so kostbares, herrliches Geschenk, daß man es zitternd auf den Knieen empfangen sollte. Aber er war nicht reif dafür gewesen.

Alle Instinkte des Besitzers erwachten in ihm. Wenn man ein Eigentum auch jahrelang ungenützt liegen lassen, ja, wohl nicht einmal mehr daran gedacht hat, beim zufälligen daran Erinnertwerden kommen auch die Besitzergefühle wieder.

Er wollte ihr sagen, daß er in allen den Jahren, als er geschwiegen, sie doch immer geliebt habe. Er glaubte es selber beinahe. Es rührte ihn, daß sie so viel um ihn gelitten, ihre stolze Art reizte ihn; er fand sie begehrenswert in ihrer soignierten Schönheit — er liebte sie.

„Es ist spät, gut zu machen, aber nicht zu spät, Eva," sagte er mit Empfindung. „Ich habe dich nie vergessen in diesen langen Jahren —"

„Aber ich habe dich vergessen," sagte sie beinahe heftig.

Er hörte nicht. Oder, wenn er es hörte, reizte es ihn nur noch mehr. Natürlich, eine stolze Frau verzieh jahrelange Vernachlässigung nicht so rasch.

„Heute bin ich im stande, dir zu bieten, was ich damals nicht konnte,“ fuhr er hastig fort. „Für deutsche Begriffe bin ich beinahe reich, und du würdest manches Interessante von der Welt sehen — du hast ja auch nicht geheiratet — wie ich — und hast doch sicher Gelegenheit genug gehabt. Sollten wir nicht — wenn auch unbewußt — aufeinander gewartet haben?“

Sie antwortete nicht gleich.

Sie war so überwältigt, daß sie sich nicht sofort fassen konnte.

Sie war nahe daran, in krampfhaftes Lachen auszubrechen. Aber die ungeheure Naivität so eines Mannes! Ihr reiches, wohlausgefülltes Leben, einen Kreis erprobter Freunde, ihren Beruf — das sollte sie alles fortwerfen, weil es einem Manne, der einmal vor langen Jahren ihre Jugendliebe gewesen, einmal, bei einer zufälligen Begegnung — nein, es war ja einfach zum Lachen! Und sein halb gerührtes, halb aufgeregtes Gesicht dabei! Aber sie fühlte, daß sie keinenfalls lachen dürfe — und sie ärgerte sich auch zu sehr, daß ihr dies passierte. Sie hatte sich dumm benommen, sonst wäre es nicht geschehen.

„Es ist sehr ehrenhaft von dir, daß du ein vermeintliches und jedenfalls längst verjährtes Anrecht auf so akute Weise abbüßen willst,“ sagte sie. „Ich fürchte, ich habe dies provoziert, ich muß mich ganz falsch ausgedrückt haben. Aber ich meine doch, ich sagte, daß ich dir keine Vorwürfe machen wollte — im Gegenteil.“

„Im Gegenteil? Was heißt das?“ fuhr er auf.

„Das heißt, daß ich allen Grund habe, dir dankbar zu sein, und es auch bin!“ sagte sie, tief aufatmend, den Kopf stolz zurückgeworfen. „Ja, wenn ich in diesen Jahren einmal an dich gedacht habe — und du hängst ja mit meinen Jugenderinnerungen so eng zusammen —, so war es in Dankbarkeit. Denn, wenn du nicht gewesen wärst und der furchtbare Schmerz, der mich in meiner ersten Jugend traf und aus einem frohen Kinde zu einem ernsten Menschen machte, so hätte ich wohl nie die Kraft gefunden, mich aus den Banden der Heimat zu lösen, alle den mit diesem Schritte verbundenen Schwierigkeiten zu trotzen. Ein Glücklicher — relativ Glücklicher — findet schwer den Mut zu gewaltsamen Lebensänderungen; aber wer so elend ist, wie ich damals, der hält häusliche Stürme stoisch aus — sie sind ja so wenig gegen die andern Stürme, die ihn schütteln. Eine frühe Enttäuschung ist ein guter Panzer fürs Leben. Ich habe so furchtbar gelitten damals, so in den Wurzeln meines Seins, daß mir damit verglichen alles spätere Leiden ganz erträglich vorkam — oder daß sich meine Leidensfähigkeit etwas erschöpft hat in jenem frühen Seelensturme. Und dann noch eins. In meinen Studienjahren kamen bisweilen Männer, die mich stören wollten — weil mein Haar gelb war und meine Haut weiß. Ich bin nicht sicher, ob eine gewisse romantische Veranlagung mich nicht verleitet haben würde, auf einen von ihnen zu hören. Ich hörte ja auch wohl, aber es wurde nie mehr als ein Flirt, der meine Seelenruhe nicht berührte. Vor der Liebe

graute mir. Denn meine erste Erfahrung darin war so bitter, so erschöpfend gewesen, sie hatte mich Jahre meines Lebens gekostet — und es hing an einem Haar, daß sie mich noch mehr gekostet hätte —, ich hatte ein für allemal genug davon. Und das war ganz gut. Derartiges muß ja doch einmal durchgemacht werden; daß ich es sehr jung und en bloc durchgemacht, war mir nachher nützlich. Bei meiner gefährlichen Veranlagung, in Empfindungen so über jedes Maß hinauszugehen, würde eine Liebesaffaire mich vielleicht aus meiner Berufsbahn geworfen haben, und ich stände heute nicht, wo ich stehe — also auch das danke ich dir."

„Du bist grausam," murmelte er.

Sie lächelte. Vielleicht war etwas weibliche Grausamkeit in der Genugthuung, mit der sie den Moment auskostete. Aber sie sah im violetten Dämmer des Herbstabends die traurige Vision ihrer in Sehnen durchweinten Jugendjahre, und sie lächelte über seinen Vorwurf.

„Was ich gesagt habe, war gewiß alles sehr sonderbar," sagte sie, nicht mehr bitter, sondern ganz milde, „wenigstens, daß ich es dir gesagt habe. Aber es braucht dir nicht peinlich zu sein, eine Frau von ihrer Liebe und Sehnsucht sprechen zu hören; das gehört ja längst der Vergangenheit an. Und deshalb nur kann ich davon sprechen — ich spreche ja nicht von meiner Liebe, sondern der einer andern, eines thörichten jungen Geschöpfes, das war. Das alles kann dir gar nicht excentrischer und wahnsinniger vorkommen, als es mir selber vorkommt." —

„Danke," murmelte er mit halberstickter Stimme. „Sag doch lieber, daß du mich überhaupt nie geliebt hast."

Sie seufzte. „Ich weiß nicht. Geliebt habe ich, so toll, so verzehrend, mit allen Daseinsfasern, wie ich es keinem Feinde wünschen möchte. Aber ob dich? So ein junges Geschöpf liebt doch am Ende nur die Liebe selbst, und auf den ersten Mann, den die Verhältnisse in ihren Gesichtskreis führen, wird diese Empfindung entladen. Im Grunde genommen bist du an meinen jugendlichen Leiden ganz unschuldig. Warum empfand ich auch so übertrieben? Hundert andern passiert dasselbe, daß ein junger Mann sie küßt und davon geht, und sie weinen ein paar Thränchen und lieben an einem andern weiter. Wärest du nicht gewesen, so wäre ein andrer gekommen, und vielleicht zu ungelegenerer Zeit."

Sein Mannesbewußtsein lehnte sich auf gegen ihre Worte. Und er glaubte ihnen nicht. Das war kleinliche Frauenrache. Hier an dieser Stelle hatte sie in seinen Armen gezittert und geschluchzt, er hatte ihre Hände mit Gewalt von seinen Schultern lösen müssen, er hörte noch ihr jammervolles, verzweifeltes „Nimm mich mit!" — Und das sollte nicht ihm gegolten haben, seiner Person! Einem andern würde sie ebenso am Halse gehangen haben, wenn der Zufall ihn hierher geführt! Das war ihm ein widerwärtiger, ein unerträglicher Gedanke! Er wollte, mochte es nicht glauben.

Er wollte ihrer weiblichen Kleinlichkeit männliche Größe und Ehrlichkeit entgegensetzen, und er sagte, an seine eignen Worte glaubend:

„Nun denn, Eva, so bin ich dir nichts schuldig, — aber du mir vielleicht. Ich widerrufe nicht! Ich bekenne offen, daß ich dich geliebt habe, dich: — nicht ein unpersönliches Phantasiegebilde, sondern Pfarr-Evchen mit den goldnen Zöpfen, und — helfe mir Gott — ich liebe dich noch!“

Sein Atem ging schwer. Er hatte das letzte fast wie eine Drohung hinausgeschleudert. Halb unbewußt wartete er, daß jetzt irgend etwas Großes und Wunderbares geschehen müsse, daß sie wieder in seine Arme sinken würde mit dem schluchzenden Geständnis: Und ich — auch ich liebe dich noch! —

Es war so dämmerig geworden, daß er ihren Gesichtsausdruck nicht mehr unterscheiden konnte. Aber sie sank nicht in seine Arme. Und als sie sprach, war es nicht, wie jemand, der gerührt, sondern der nur sehr peinlich überrascht ist:

„Aber Bester — das ist ja eine momentane Selbsttäuschung, aus einer falschen Großmut entsprungen. Es ist unmöglich, wenn du das Pfarr-Evchen geliebt hast, daß du dann mich ‚noch liebst‘. Wir nennen uns ‚alte Bekannte‘, ‚alte Freunde‘. Aber alte Bekannte sind wir doch nur auf dem Fleckchen, wo wir hier stehen, in der engen Umgrenzung unsrer Kindererinnerungen. Wenn wir dieses Fleckchen verlassen, sind wir einander fremd, wie irgend ein paar Reisende, die der Zufall aus entfernten Ländern auf eine halbe Stunde zusammengeweht hat. Wir kennen einander ja gar nicht. Denke doch, zwischen damals und jetzt liegt unsre ganze seelische Entwicklung. Wenn wir uns nun kennen lernten, ist es sehr fraglich, ob sich viele sympathische Berührungspunkte zwischen uns ergeben würden. Also sei froh, daß ich keine heiratslüsterne alte Jungfer bin und deine großmütige Autosuggestion ernst genommen habe,“ sagte sie, mit einem Versuch, die Sache ins Scherzhafte zu ziehen, um das Peinliche der Situation zu mildern.

Ulrich starrte in dumpfem Groll vor sich hin und nagte an seiner Unterlippe. —

Mit einemmal fuhr Eva mit gänzlich verändertem Ton erschrocken auf: „Mein Gott, was mag die Uhr wohl sein? Es ist schon so dunkel?“

Er sah nach der Uhr. Die kleine Bewegung war eine Erleichterung. Alles war eine Erleichterung, was die dumpfe Spannung der Situation nur zumindesten löste.

Seine scharfen Augen konnten den Stand der Zeiger eben noch unterscheiden.

„Um Gottes willen!“ jammerte sie, als er die Zeit genannt. „In zwanzig Minuten geht mein Zug. Und der Weg zum Bahnhofe ist ziemlich weit.“

„Reichlich Zeit,“ sagte er tröstend. „Und schlimmstenfalls — A. hat sich zivilisiert. Ich habe mehrere neue Hotels gesehen.“

„Aber ich will und muß heute abend fort,“ sagte sie erregt. „Für morgen abend habe ich eine Besprechung mit meinem Pariser Lehrer verabredet, der von einer Reise nach dem Süden durch München kommt. Wenn ich ihn verfehlte, nur um einer sentimentalen Anwandlung halber, das wäre zum Verzweifeln.“ Sie weinte beinahe vor Aerger.

Sie gingen sehr rasch nebeneinander her. Eva lief beinahe; er hielt widerwillig Schritt mit ihr. Er wünschte, daß sie den Zug versäumen möge. Nicht, um sie noch länger hier zu behalten, o nein. Der momentane Liebesrausch war verflogen, er haßte sie eher, dieses Weib, das vor Liebesglut bebend in seinen Armen gelegen hatte, und das sich frei gemacht hatte, so gänzlich frei. Denn das Band, das sie an eine gemeinsame Vergangenheit knüpfte, wie schwach es auch gewesen war, jetzt erst war es ganz zerrissen. Von der, die da neben ihm herschritt, die Augen angstvoll in die Dämmerung gebohrt, gehörte nicht ein Gedanke, eine Empfindung mehr der Vergangenheit und ihm; ihr ganzes Sein strebte mit Intensität jenem neuen Lebensinhalt zu, der Gegenwart, die er nicht kannte. Und ihn faßte eine dumpfe Wut gegen diesen neuen Inhalt. Woher diese Hast, diese Aufgeregtheit? Natürlich, weil ein andrer Mann ihr im Sinn steckte, wie sie es auch abgeleugnet hatte. So waren sie ja alle, das war immer der Lebensinhalt. So nur war es möglich, daß die alte Liebe gar keine Macht mehr über sie hatte. Sie lag im Banne einer andern.

Als sie die Station erreicht hatten, fand es sich, daß sie noch reichlich Zeit hatten. Eva seufzte auf, wie von einer schweren Last befreit, und wurde in ihrer Erleichterung sehr heiter und liebenswürdig.

Da konnte Ulrich seinen dumpfen Groll nicht länger verhalten. „Du bist wohl sehr befreundet mit deinem ehemaligen Lehrer?" fragte er lauernd.

„Sehr!" gab sie mit Emphase zurück. „Freilich eine Freundschaft, die sich lange ohne Nahrung behelfen muß, denn ich war zwei Jahre nicht in Paris, und er haßt Briefe schreiben. Um so mehr Wert lege ich auf diese Unterredung."

„Es ist wohl noch ein jüngerer Mann?" fragte er weiter, beinahe gefaßt darauf, daß sie seine Indiskretion zurückweisen werde. Aber sie antwortete ganz freundlich, während ein boshaftes kleines Lächeln um ihre Lippen zuckte: „Nun, wie man es nehmen will. Bei Männern ist die Jugendgrenze ja überaus weitherzig gezogen. Zwischen sechzig und siebzig ist er, denk' ich. Ich habe noch nie danach gefragt. Die paar Haare, die er hat, sind weiß; überdies ist er etwas verwachsen und geht mir ungefähr bis an die Schultern. Mais n'importe. C'est un vrai artiste et je l'adore! Da kommt mein Zug!"

„Du kannst die Zeit ja gar nicht erwarten," sagte er bitter.

„Verzeih, es ist wohl sehr unhöflich. Aber du kannst dir nicht denken, was diese Interview für mich bedeutet. Ueber zwei Jahre Pariser Kunstleben Bericht von einem Experten! Und ich werde ihm meine letzten Arbeiten zeigen. — Du mußt mich übrigens aufsuchen, wenn du einmal nach München kommen solltest. Du wirst meine Bilder zwar scheußlich finden, aber das macht nichts."

„Hältst du meinen Geschmack für so schlecht?"

„Durchaus nicht, aber meine Sachen sind nicht sehr gefällig. Da ist der Zug aber wirklich."

Der Zug lief ein.

„Nun denn — auf Wiedersehen!" Sie reichte ihm die Hand.

„Auf Wiedersehen!" sprach auch er.

Und doch fühlten sie's beide, daß sie sich nicht wiedersehen würden. Sie hatten sich nichts mehr zu sagen.

Sie nickte ihm noch vom Fenster aus zu und freute sich, daß er so stattlich und distinguiert aussah — es wäre so peinlich gewesen, wenn sie sich ihres damaligen Geschmacks zu sehr hätte schämen müssen.

Und ehe sie ihren Band Ruskin zur Hand nahm, träumte sie einen Augenblick dem Erlebten nach, und ein leises Bedauern wollte sie erfassen, daß durch dieses Wiedersehen der Duft von einer Erinnerung gestreift. Aber dann sagte sie energisch: „Es ist gut so! Ich schleppte doch noch immer ein verborgenes Stückchen Kette mit mir herum, jetzt erst wird es mir klar, wo ich frei bin — ganz frei! Wir müssen mit allem fertig werden, auch mit unsern Erinnerungen. Der Duft der Ferne verklärt alles, — man muß einer Erinnerung gegenüber gestanden und nichts mehr gefühlt haben, gar nichts, dann erst ist man damit fertig."

Und sie nahm ihren Ruskin vor. —

Ulrich Leuthold ging mit langsamem Schritt über den Perron dem Wartesaal zu. Er hatte den Kragen hochgeschlagen und die Hände in den Taschen. Der Wind wehte ihm noch ein paar gelbe Blätter entgegen; ihn fröstelte, er wünschte, die halbe Stunde Warten wäre erst überstanden und sein Zug käme...

Die Phosphornekrose und ihre Verhütung.

Von

Prof. Dr. v. Bruns, Tübingen.

Noch immer fordert eine der schwersten Gewerbekrankheiten, die Phosphornekrose, jahraus jahrein zahlreiche Opfer an Leib und Leben. Viele Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen haben ihre Gesundheit oder ihr Leben eingebüßt, seitdem die Fabrikation der Phosphorzündhölzer eingeführt worden ist.

Kein Wunder, daß kaum eine andre Erfindung des vergangenen Jahrhunderts so schnelle und weite Verbreitung gefunden hat, wie die der Phosphorzündhölzer, wenn wir bedenken, daß man bis dahin noch nach uralter Sitte mit Stahl und Feuerstein den Schwamm entzündete. Denn die kurze Zeit vorher erfundenen Feuerzeuge, wie das Döbereinersche Platinfeuerzeug, waren zu komplizierte und kostspielige Apparate, um allgemeinen Eingang zu finden. Die einfachen und billigen Zündhölzer kamen rasch in aller Hände, und ihre Herstellung wurde vom Jahre 1833 an in zahlreichen kleinen und großen Fabriken

an vielen Orten betrieben. Auch die Hausindustrie bemächtigte sich in manchen Gegenden in ausgedehntem Maße der Zündholzfabrikation.

Daß diese Industrie die Gesundheit zu schädigen vermag, erkannte zuerst der Wundarzt am Wiedener Krankenhause in Wien, Lorinser, der mit voller Bestimmtheit das Auftreten einer Nekrose der Kieferknochen als spezifische Wirkung von Phosphordämpfen erklärte. Lorinser veröffentlichte im Jahre 1845 seine Entdeckung, nachdem er 9 Fälle von Kiefernekrose beobachtet hatte, die sämtlich aus Phosphorzündholzfabriken stammten, und alsbald stellte sich heraus, daß auch in vielen andern Fabriken schon seit längerer Zeit dieselbe Krankheitsform beobachtet worden war, ohne daß man ihren Zusammenhang mit der Einwirkung von Phosphordämpfen erkannt hatte.

Wie häufig die Erkrankung an manchen Orten war, erhellt daraus, daß beispielsweise in dem kleinen Krankenhause Lorinsers bis zum Jahre 1858 im ganzen 75 Fälle zur Behandlung kamen, in drei großen Krankenhäusern Wiens in den Jahren 1866—1875 im ganzen 126 Fälle. Im Königreich Preußen gelangten in den Jahren 1856—1877 119 Fälle von Phosphornekrose zur amtlichen Kenntnis. Nach einem Berichte aus Lyon wurden 10 Prozent der dort beschäftigten Zündholzarbeiter von der Krankheit befallen.

Die zahlreichsten Opfer forderte die Phosphornekrose da, wo die Fabrikation der Zündhölzer als Hausindustrie betrieben wurde, weil es hier natürlich an geeigneten Schutzmaßregeln am meisten fehlte. Zum Beweise hiefür dienen die Mitteilungen aus der chirurgischen Klinik in Jena, in der alljährlich eine Anzahl von Kranken mit Kiefernekrose behandelt wurden, welche fast ausschließlich aus dem benachbarten Neustadt a. R. stammten: hier lebten die Einwohner des Ortes, der sich schon auf geraume Entfernung durch einen „Dunstkreis von Phosphor und Schwefel“ verriet, fast ausschließlich von der Zündholzfabrikation. In den Häusern gab es keinen besonderen Arbeitsraum, sondern in dem einzigen Wohn- und Schlafraum vollzog sich die ganze Herstellung der Zündhölzer, so daß Eltern und Kinder beständig die mit Schwefel- und Phosphordämpfen geschwängerte Luft atmeten. „Es ist ein wahres Pandämonium, in das man hier schaudernd einen Einblick thut,“ berichtete Sax in seiner Schilderung der Hausindustrie in Thüringen.

Die merkwürdige neue Krankheit erregte das größte Interesse der Aerzte und ist seither an vielen Hunderten von Fällen nach allen Seiten gründlich erforscht worden. Betreffs ihrer Entstehung wissen wir, daß nur solche Arbeiter in Zündholzfabriken befallen werden, die den Phosphordämpfen direkt ausgesetzt sind, also diejenigen, die die Zündmasse bereiten und durch Erwärmung flüssig erhalten, ferner diejenigen, die die in Rahmen gereihten Hölzchen eintauchen, und endlich die Arbeiter, die die Hölzchen nach dem Trocknen aus den Rahmen nehmen und in Schachteln einfüllen. Am meisten gefährdet sind die Arbeiter im Tunkraum und Trockenraum; sie weisen die schwersten Formen der Nekrose auf. Daß aber selbst diese langjährige Beschäftigung nicht mit Notwendigkeit Vergiftung zur Folge hat, lehrt das Beispiel eines Arbeiters im Frutigthal in der Schweiz, der nach 37jähriger Fabrikarbeit noch völlig gesunde Kiefer besaß.

Wir wissen ferner, daß es in der Regel einer recht langen Einwirkung des Giftes bedarf, bis die Anfänge der Erkrankung sich offenbaren. Man hat den Fabrikaufenthalt vor der Erkrankung durchschnittlich auf 5 und 8 Jahre berechnet, hie und da beträgt er sogar 10, 20 Jahre und länger. Auch ist es sehr bemerkenswert, daß die Erkrankung zuweilen erst Monate und Jahre nach dem Verlassen der Fabrik zum Ausbruch kommt. So meldete der amtliche Bericht der Fabrikinspektoren für das Jahr 1887 die Erkrankung einer Frau an Phosphornekrose, die früher 30 Jahre lang in Zündholzfabriken gearbeitet, sich in den letzten 4 Jahren aber nicht mehr mit Phosphor beschäftigt hatte. In der Jenenser Klinik wurden 3 Kranke behandelt, die mit Aufhebung der Hausindustrie die Zündholzfabrikation aufgegeben hatten und ein Jahr später an Nekrose erkrankt waren; der eine Kranke verlor den halben, der andre fast den ganzen Unterkiefer. Ein weiterer Kranker hatte seit zehn Jahren keine Zündhölzchen mehr selbst angefertigt, aber neben einer Stube gewohnt, in der solche fabriziert wurden; auch dieser Kranke verlor fast den ganzen Unterkiefer. Endlich wird aus derselben Klinik von einem Kranken berichtet, bei dem die Phosphornekrose des Unterkiefers erst auftrat, nachdem er 19 Jahre lang nichts mehr mit Phosphor zu thun gehabt hatte.

Die Thatsache, daß manche Arbeiter schon nach kurzem, manche erst nach langem Fabrikaufenthalt und manche überhaupt nicht befallen werden, legt die Frage nach der Disposition zur Phosphorerkrankung nahe. Daß eine solche bei elenden, schlecht genährten und blutarmen Individuen besteht, gilt als ausgemacht, sofern überhaupt solche Personen weniger widerstandsfähig gegen die Einwirkung von Giften sind. Dagegen ist es nicht erwiesen, daß das weibliche Geschlecht leichter befallen wird als das männliche; denn die in fast allen Berichten bei weitem überwiegende Zahl erkrankter Arbeiterinnen stimmt eben damit überein, daß in den Zündholzfabriken viel mehr Arbeiterinnen als Arbeiter beschäftigt sind. Die große Mehrzahl der Phosphorerkrankungen stammt aus den Reihen der Füllerinnen, die die frisch betunkten und getrockneten Hölzchen aus den Rahmen entnehmen und in die Schachteln füllen; hiebei ist aber gerade die Hauptzahl der Arbeiter und zwar fast ausnahmslos weiblichen Geschlechtes beschäftigt. Auch kein Lebensalter gewährt Schutz gegen die Vergiftung: nicht bloß Kinder und junge Leute, sondern auch Arbeiter im höheren Alter werden von der Krankheit befallen. Die Mehrzahl der Erkrankten steht im blühendsten Alter von 20—30 Jahren, weil namentlich die meisten Arbeiterinnen vielfach nur in diesem Alter in den Fabriken arbeiten.

Von der größten Bedeutung für die Disposition zu Phosphornekrose ist nun aber die Beschaffenheit der Zähne und des Zahnfleisches. Es ist längst bekannt, daß der Kiefernekrose fast immer Zahnkrankheiten vorausgehen und in unmittelbarer Nähe schadhafter Zähne die ersten Erscheinungen einsetzen. Man hat deshalb die kariösen Zähne als Eingangspforte für das Gift betrachtet und sogar die Forderung gestellt, nur Personen mit gesunden Zähnen zur Arbeit in den Zündholzfabriken zuzulassen, eine Forderung, die schon wegen der außer-

rdentlichen Verbreitung der Zahnkaries gar nicht durchzuführen wäre. Allein s ist auch zweifellos festgestellt, daß ausnahmsweise selbst bei gesunden Zähnen nd unversehrtem Zahnfleisch, also ohne direkte Berührung, die Phosphordämpfe hre Wirkung auf die Kieferknochen ausüben können. Nur erkennen wir als pezifische Phosphorwirkung nicht die direkte Einleitung der Knochennekrose an, ondern eine Schädigung der Kiefer durch dauernde Ernährungsstörungen und Gewebsveränderungen, die erst beim Hinzutreten einer septischen Infektion die usgedehnte Kieferentzündung mit Absterben der Knochensubstanz zur Folge aben. Die Infektion kann jederzeit von einer hinzutretenden Zahn- und Zahnleischentzündung ihren Ausgang nehmen, also auch bei Arbeitern, die jahrelang cheinbar ungestraft den Phosphordämpfen sich ausgesetzt oder die Fabrik ganz erlassen hatten.

Die Entwicklung der Krankheit vollzieht sich unter dem Bilde einer chronichen Kieferknochenentzündung, die sich durch ihre Neigung zu unaufhaltsamem Fortschreiten und zu ausgedehntem Absterben der Knochensubstanz auszeichnet. Sie befällt sehr viel häufiger den Unterkiefer als den Oberkiefer. Das erste Zeichen pflegen Schmerzen in einem Zahn zu sein, in dessen Umgebung das Zahnfleisch anschwillt. Der Zahn wird locker und wird entfernt, aber die Schmerzen hören dann nicht auf, wie gewöhnlich, sondern greifen auf die benacharten Zähne und allmählich auf die ganze Kieferhälfte über, und ein Zahn ach dem andern wird locker. Auch die Eiterung aus dem ursprünglichen Zahnbsceß, die sonst nach dem Aufbruch bald versiegt, hört bei der Phosphorrkrankung nicht auf, sondern die Zahnfleischgeschwulst wird immer dicker und reitet sich immer weiter aus, und immer neue Abscesse kommen zum Aufbruch. Zugleich schwellen auch die äußeren Weichteile und die Haut der Wange und ings dem Unterkieferrande zu einer oft unförmlichen Geschwulst an, in deren Bereich an zahlreichen Stellen Abscesse nach außen durchbrechen. Aus den Zahnlücken im Munde wie aus den Fisteln der Haut quillt beständig der Eiter ervor, und die durch diese Oeffnungen eingeführte Sonde dringt überall auf bgestorbenen Knochen. So breitet sich die Krankheit innerhalb eines halben der ganzen Jahres auf eine oder beide Hälften des Kiefers aus; unter fortauernder Eiterung vollzieht sich zugleich die Lösung der abgestorbenen Knochenartien. Die Heilung erfolgt erst dann, wenn alle toten Teile des Knochens usgestoßen oder entfernt sind, also gewöhnlich mit Verlust der einen Hälfte oder och häufiger des ganzen Unterkiefers.

Während sich dieser Prozeß unter unsäglichen Schmerzen und Beschwerden bspielt, verzehrt das häufige Fieber und der Säfteverlust die Kräfte, die Nahrungsaufnahme ist durch Schlingbeschwerden behindert und die Verdauung urch das Verschlucken der eitrigen Absonderung gestört: so kann sich ein bedrohcher Zustand von Schwäche, Blutarmut und Siechtum entwickeln.

Auf diesem Wege oder durch hinzutretende Komplikationen fallen der Phosphornekrose recht viele Menschenleben zum Opfer. Man hat berechnet, aß von den Kranken an manchen Orten mehr als ein Dritteil, an andern fast

die Hälfte gestorben ist; nur durch rechtzeitige Operation kann die Gefahr für das Leben sehr bedeutend herabgesetzt werden. Bei dem Ausgang in Heilung stellt sich der Gesundheitszustand in der Regel völlig wieder her, nur bleibt zeitlebens eine mehr oder weniger auffällige Entstellung sowie eine Störung beim Kauen und Sprechen zurück, da der abgestoßene Kiefer sich nur unvollkommen regeneriert.

Angesichts dieser entsetzlichen Gewerbekrankheit ist die staatliche Fürsorge für die gefährdeten Arbeiter nur in zögernder und ungenügender Weise eingeschritten und hat bis zum heutigen Tage das Uebel noch nicht von Grund aus unterdrückt. In Deutschland sind von einzelnen Staaten schon in den fünfziger Jahren Vorschriften zum Schutze der Arbeiter in Zündholzfabriken erlassen worden, während es in andern deutschen Staaten ganz an solchen Verordnungen fehlte, so daß hier, wie in dem früher genannten thüringischen Orte Neustadt, jahrzehntelang eine wilde Hausindustrie hat bestehen können.

Die Errichtung des Deutschen Reiches hat auch auf diesem Gebiete Wandel geschaffen. Im Jahre 1879 beschloß der Reichstag, den Reichskanzler zu ersuchen, „die einleitenden Schritte zum Verbote der Anfertigung von Streichhölzern aus weißem Phosphor anzuordnen und die gleichzeitige Einführung eines erhöhten Zolles im Zusammenhange mit dem Verbot in Erwägung zu ziehen.“ Die zur der Prüfung der Frage beauftragte Kommission von Sachverständigen sprach sich gegen das Verbot aus, da es einerseits zur Verhütung der Phosphornekrose nicht notwendig sei und andrerseits eine schwere Schädigung des wichtigen Industriezweiges zur Folge haben würde. Die Kommission empfahl vielmehr den Erlaß sanitätspolizeilicher Vorschriften für den Betrieb der Zündholzfabriken, durch die die Gefahr der Phosphorerkrankung verhütet werden könne. Dieser Auffassung traten die gesetzgebenden Faktoren bei, und so kam das Gesetz vom 13. Mai 1884, betreffend die Anfertigung und Verzollung von Zündhölzern, zustande, das die Hausindustrie unterdrückte und die Beschäftigung von Kindern und jungen Leuten in den gefährdeten Räumen verbot. Die hiezu ergangenen Ausführungsbestimmungen, die im Jahre 1893 erweitert wurden, enthalten genaue Vorschriften über die Beschaffenheit und Benutzung der Räume, in denen sich Phosphordämpfe entwickeln, ferner über die Bekleidung und das regelmäßige Händewaschen und Mundausspülen der Arbeiter sowie über die ärztliche Ueberwachung des Arbeiterpersonals und die Meldepflicht der Nekroseerkrankungen an die Gewerbeaufsichtsbeamten.

Welchen Erfolg haben nun die Bestimmungen des Gesetzes vom Jahre 1884 gehabt?

Die „Amtlichen Mitteilungen aus den Jahresberichten der Gewerbeaufsichtsbeamten“ enthalten in den seither verflossenen 18 Jahren zusammen etwa 100 Fälle von Phosphornekrose. Und die hier publizierten Zahlen sind noch viel zu niedrig; denn es ist leicht nachzuweisen, daß lange nicht alle Erkrankungsfälle zur amtlichen Kenntnis gelangt sind. Beispielsweise sind vom Jahre 1896 von dem in der reichsamtlichen Statistik vermerkt ist: „Von Erkrankung an

Phosphornekrose wird von keiner Seite berichtet," in der Heidelberger Klinik 3, in der Jenenser 4 frische Fälle zur Behandlung gekommen. In der Tübinger Klinik sind in den letzten Jahren 4 Fälle behandelt worden, die nicht in der amtlichen Zählung enthalten sind. In dem städtischen Krankenhause in Darmstadt hat sich vom Jahre 1889 ab ein auffällig gehäufter Zugang von Nekrosefällen bemerkbar gemacht, indem innerhalb 4 Jahren 10 Fälle zur Behandlung kamen.

Es mag an diesen wenigen Beispielen genügen, um zu zeigen, wie außerordentlich viele Erkrankungsfälle sich der amtlichen Kenntnis entziehen. Berichtet doch ein Gewerbeaufsichtsbeamter im Jahre 1896: „Angesichts der bisher beobachteten Art der Verheimlichung vorgekommener Phosphornekrosefälle kann aus dem Umstande, daß weitere Fälle nicht gemeldet wurden, nicht geschlossen werden, daß im vorigen Jahre keine Phosphornekrosefälle aufgetreten und behandelt worden seien. Falls thatsächlich Arbeiter erkrankt sein sollten, so wird es von Zufälligkeiten abhängen, ob diese Fälle ermittelt werden und ob festgestellt werden kann, wo die Betroffenen zur Pflege und Operation untergebracht worden sind." Hierzu kommt, daß auch diejenigen Erkrankungen, von denen bisweilen Arbeiter erst nach ihrem Austritt aus der Fabrik befallen werden, nicht in der amtlichen Zählung enthalten sind.

Fragen wir nun, woran die Schuld an dem noch immer so häufigen Vorkommen der Phosphorerkrankung liegt, so ist sicherlich zu einem guten Teil die Nichtbeachtung der gesetzlichen Vorschriften für den Fabrikbetrieb zu beschuldigen. Fast in jedem Jahresberichte haben die Aufsichtsbeamten in einzelnen Bezirken über Zuwiderhandlungen gegen die Verordnungen zu berichten und immer wieder darüber zu klagen, daß sich Arbeitgeber und Arbeiter gegen diese oder jene Schutzmaßregeln sträuben. Es ist ja leicht begreiflich, wenn Arbeiter, die vielleicht viele Jahre lang ohne Schaden ihre Arbeit verrichtet haben, das regelmäßige Händereinigen, Mundausspülen u. dergl. für überflüssig halten und vernachlässigen.

Allein wir erfahren auch aus den amtlichen Berichten, daß Erkrankungen an Phosphornekrose sich in Fabriken ereignet haben, in denen alle gesetzlich vorgeschriebenen Einrichtungen zum Schutze der Arbeiter getroffen sind und alle Maßregeln genau eingehalten werden. Ein Fall von Phosphornekrose ereignete sich beispielsweise „in einer großen, mit den vorzüglichsten Einrichtungen versehenen Zündholzfabrik, in der strengste Kontrolle über das Verhalten der Arbeiter in Bezug auf Reinhaltung ihrer Kleidung, Mundausspülen, Waschen u. s. w. geübt wurde." Der erkrankte Arbeiter war im Tunkraume beschäftigt, wurde aber alle zwei Stunden abgelöst und außerdem stets nach Ablauf von zwei Wochen eine Woche lang mit Arbeiten im Freien beschäftigt.

Können uns denn aber solche Erfahrungen wundernehmen? Gewiß nicht. Wenn man bedenkt, daß der gelbe oder weiße Phosphor schon bei gewöhnlicher Temperatur verdampft und die Arbeitsräume mit den giftigen Dämpfen erfüllt, so ist es doch kaum möglich, überhaupt solche Vorkehrungen zu treffen, um die

Arbeiter gegen die Vergiftung sicher zu schützen. Es ist also von der größ Wichtigkeit, die Thatsache zu erkennen und anzuerkennen, daß alle sanitär Vorschriften zur Verhütung der Kiefernekrose in Phosph zündholzfabriken sich als unzulänglich erwiesen haben.

Diese Erfahrung hat für die gesetzgebenden Faktoren eine gegen früher gar veränderte Sachlage geschaffen. Das Reichsgesetz vom Jahre 1884, das a dem Wege sanitätspolizeilicher Vorschriften die Phosphornekrose unterdrück sollte, hat versagt, und so bleibt als das einzige Mittel hiezu das gänzl Verbot der Verwendung weißen oder gelben Phosphors übrig. Der Er eines solchen Gesetzes ist um so mehr geboten, als die früher maßgeben Gegengründe wirtschaftlicher Natur jetzt kaum mehr zutreffen; denn der Bed an Phosphorzündhölzern ist zu Gunsten der Sicherheitszündhölzer ganz bedeut zurückgegangen, wie denn auch die Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten ö wiederholen, daß die Fabrikation der Sicherheitszündhölzer mehr und meh zunimmt. Der Uebergang zur ausschließlichen Herstellung von Sicherh zündhölzern würde sich also ohne große Schädigung der Industrie vollziehen. –

Wenn ich es unternommen habe, in den vorstehenden Ausführungen fü den Schutz der Zündholzarbeiter einzutreten, so habe ich die Verpflichtung h darin gefunden, daß gerade in den letzten Jahren eine Anzahl sehr schw Fälle von Phosphornekrose in der Tübinger Klinik in meiner Behandl standen. Diese bemitleidenswerten Opfer ihres Berufs haben immer tie Eindruck auf mich gemacht: kräftige, vorher blühende Mädchen, jahrelang m einem qualvollen und ekelerregenden Leiden behaftet und zeitlebens entstellt!

Schon allzu lange, schon mehr als 60 Jahre hat das schleichende Gi dieser verderblichen Gewerbekrankheit seine Opfer vergiftet. Tausenden ist Gesun heit und menschenwürdiges Aussehen, Hunderten das Leben geraubt wor Unabweislich und dringend ist die Pflicht des Staates, den Zündholzarbeit Schutz zu gewähren durch das Verbot der Phosphorzündhölzer.

Gespräche mit historischen Persönlichkeiten.

Von

Sir Richard Temple, Bart.

Ich bin gebeten worden, einige Gespräche aufzuzeichnen, die ich mit hist rischen Persönlichkeiten gehabt habe. Diese Persönlichkeiten sind Ih Majestät die Königin Viktoria, General Grant, der Expräsident der Vereinig Staaten von Nordamerika, der Earl of Beaconsfield, der griechische Minis

präsident Trikupis, die Viscounteß Palmerston, die Witwe des Ministers Viscount Palmerston und Sir Stafford Northcote, der erste Earl of Iddesleigh.

*

Eines Abends im Jahre 1881 befragte mich die Königin Viktoria eingehend über Süd-Afghanistan. Ich hatte gehört, daß es eine Gewohnheit Ihrer Majestät war, verantwortliche und erfahrene Beamte um ihre Ansicht über wichtige Gegenstände zu befragen, ohne ihre eigne auszusprechen oder nur anzudeuten. Jedenfalls war es so im gegenwärtigen Augenblick. Ihre Majestät schien das erwähnte Gebiet genau studiert zu haben; es war erst jüngst der Schauplatz eines Krieges und politischer Transaktionen gewesen und konnte es wieder werden, wenn unglücklicherweise die schwere Spannung zwischen England und Rußland sollte zum Ausbruch kommen — wiewohl selbstverständlich der Name Rußland nicht einmal geflüstert wurde. Zunächst wünschte sie zu wissen, wie Kandahar, die Hauptstadt von Süd-Afghanistan, erreicht werden könne. Ich erklärte, daß die Stadt 1879 leicht von einer britischen Streitmacht genommen und ohne irgendwelche wirkliche Schwierigkeit bis 1881 gehalten worden war, in welchem Jahre sie freiwillig dem afghanischen Herrscher zurückgegeben wurde. Ich fügte hinzu, daß wir in ganz kurzer Zeit Eisenbahnen vom Indus bis an die von Kandahar nur achtzig oder neunzig Meilen entfernte britische Grenze haben würden und daß ich selbst einen Entwurf gemacht hätte, um diese Eisenbahnlinien im Bedarfsfall bis nach Kandahar selbst fortzusetzen. Hierauf fragte sie mich, ob in Kandahar die britische Armee mit Proviant und andern Erfordernissen versehen werden könnte. Ich erwiderte, daß ich darin die einzige Schwierigkeit sähe. Das Gebiet um Kandahar sei allerdings sehr fruchtbar und ergiebig, aber die Bevölkerung der Stadt selbst sei bereits sehr beträchtlich und verzehre den größten Teil der Landesprodukte. Indessen könne jeder noch so großen britischen Streitmacht der nötige Proviant von Indien hinauf gesandt werden — wie es erst eben geschehen war, als ich Gouverneur von Bombay war. Die Königin ging nun sogar dazu über, nach der strategischen Bedeutung Kandahars zu fragen. Natürlich war es eine Freude für mich, diese Bedeutung darzulegen. Die Stadt hat links eine Wüste, rechts einen Fluß, im Rücken das britische Eisenbahnnetz nach Indien, die Front ist nach Westen gerichtet gegen jeden Feind, der sich nähern könnte. Es war für mich klar, daß Ihre Majestät bei verschiedenen gut unterrichteten Personen Informationen eingeholt und sorgsam erwogen hatte, ob die Zurückgabe Kandahars an den Herrscher von Afghanistan rätlich sei. Doch ich bekam keine sichere Vorstellung davon, ob sie es vorgezogen haben würde oder nicht, die Stadt in britischem Besitz, wiewohl vermutlich ohne britische Souveränität, zu behalten. Vielleicht war es für sie als konstitutionelle Herrscherin nicht möglich, irgend jemand ihre eignen Ansichten erfahren zu lassen. Dann begann sie sich zu erkundigen, ob die englischen Soldaten die Fröste, die Winde, die Sandstürme und die niederdrückenden Mühsale der afghanischen Berge ausgehalten hätten. Ich

sagte, daß nach meiner sicheren Kenntnis die englischen Soldaten all die physische Leistungsfähigkeit und die durch die Disciplin anerzogene Ausdauer gezeigt hätten, die von ihnen erwartet werden konnten, und daß sie alles in allem noch ebenso tüchtig seien, wie sie immer gewesen. Darauf bemerkte sie freudig: „Ja, ich bin sicher, daß die Leute jetzt ebenso tüchtig sind, wie sie immer gewesen sind.“ Und das war die einzige Erklärung, die sie während unsers ganzen Gesprächs abgab.

*

Bei den zuletzt erwähnten Gelegenheiten wurden Fragen an mich gerichtet, und indem ich sie beantwortete, hatte ich notwendigerweise den Hauptanteil an dem Gespräch. Im nachfolgenden Falle war ich es, der Fragen an eine hervorragende Persönlichkeit richtete, und diese war so liebenswürdig, mir darauf zu antworten. Ich habe mit dem General Grant, dem Expräsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, in seinem eignen Hause in New York in den Jahren 1882 und 1884 mehrere Gespräche von höchstem Interesse gehabt. Die Beschreibung, die er mir von dem Zustande der Armee der Nordstaaten im Jahre 1864, als er das Kommando über sie übernahm, gemacht hat, war merkwürdiger als alles, was ich darüber in der Militärgeschichte gelesen oder gehört habe. Die Truppenmassen bestanden zum größten Teil aus Freiwilligen, doch waren auch viele gesetzlich zum Kriegsdienst verpflichtete Leute dabei, alle von dem Wunsche erfüllt, ihre Pflicht gegen ihr Land zu thun, und viele von ihnen von patriotischem Feuer glühend. Doch von Disciplin, militärischer Ausbildung und dem Gebrauch der Waffen wußte kaum einer von ihnen etwas. Es waren tüchtige und kräftige Leute in der Blüte des Lebens, aber nicht zu jung zum Ertragen der Mühsale eines Feldzugs. Sie waren der Idealtypus eines Rohmaterials, und das war alles. Aber es war eine ernste Sache, es in der unmittelbaren Gegenwart des Feindes im Feld lediglich mit Rohmaterial zu thun zu haben. Und die Offiziere waren ebenso wie die Mannschaften. Speziell die Befehlshaber der Regimenter waren Ignoranten. Es waren Offiziere von angesehener Lebensstellung, von guter Erziehung, von Kraft und Mut, aber sie verstanden nichts von militärischen Dingen. Es war ein Generalstab für Divisionen und Armeecorps vorhanden, Leute von großer Intelligenz, die aber nie vorher Generalstabsgeschäfte zu besorgen gehabt hatten. So hatte General Grant zunächst die beispiellose Aufgabe, eine große Masse von frisch aus dem bürgerlichen Leben gekommenen Leuten in Soldaten umzuwandeln. Er hatte allerdings das volle Kommando über die Armee und unumschränkte Machtbefugnis in der Leitung aller Angelegenheiten, aber es war nur dem Namen nach eine Armee, und er hatte sie erst zu einer wirklichen zu machen, ehe er es wagen konnte, sie ins Feld zu führen. Er übernahm diese Aufgabe, da er selbst mit dem ganzen militärischen Dienst von dem eines in Reih und Glied stehenden Gemeinen bis hinauf zu dem eines Generals im Hauptquartier vertraut war. Er sammelte also nur einige Stabsoffiziere, einige Regimentsoffiziere, einige Sergeanten und

inige gemeine Soldaten um sich, die ihre Sache wirklich verstanden, und sich m Waffenhandwerk geübt hatten, und mit ihnen begann er seine Truppenmassen n eine Feldarmee umzuwandeln. Wie er sagte, erzielte er wunderbar schnelle Fortschritte dank der Intelligenz der Leute bei der Aufnahme der gegebenen Instruktionen und dank ihrem patriotischen Lerneifer. Ich erfuhr dies alles genau von ihm in mehr als einem Gespräch, und ich war der Ansicht, daß nie uvor so merkwürdige Thatsachen in den Annalen der Kriegsgeschichte erzählt vorden waren.

Ich fragte, was geschehen wäre, wenn er vom Feinde angegriffen oder elbst gezwungen worden wäre, ihn anzugreifen.

Er erwiderte, der Feind sei nicht viel besser daran gewesen und kaum schlagertiger als er selbst war. So legte er es darauf an, Zeit zu gewinnen und verschiedene Bewegungen auszuführen, die vielleicht dem Feind als Manöver rschienen, in Wirklichkeit aber den Zweck hatten, die Leute einzuüben. Endlich hatte er innerhalb weniger Monate seine Armee genügend in Ordnung gebracht, um im stande zu sein, sie im Felde zu verwenden. Mit berechtigtem Stolz onnte er sagen, daß die Geschichte die Thaten seiner Armee aufzeichnen werde, die taktischen und strategischen Operationen, die Nachtmärsche, die plötzlichen Angriffe, die verzweifelten Sturmläufe, den hartnäckigen Widerstand, den sie wiederholt dem Feinde geleistet, der den gleichen Mut und die gleiche Vaterandsliebe hatte und zu dieser Zeit ebenso schlagfertig war wie Grants Armee.

Ich fragte ihn, welches der besondere Zeitpunkt gewesen war, in dem er ich zuerst der Niederwerfung der Südstaaten sicher gefühlt hätte.

Er erwiderte, daß dies der Fall war, als ein gewisser Platz am Mississippi-Ufer, eine dominierende Position, durch eine rasche Bewegung eingenommen wurde. Nach diesem Ereignis waren die Südstaaten von dem ganzen westlich von diesem großen Strom befindlichen Teil Nordamerikas abgeschnitten. Von diesem Augenblick an war ihre Niederlage sicher, während es bis dahin ungewiß gewesen war, welche Partei siegreich sein würde. Doch jetzt waren sie eingeschlossen. Im Norden hatten sie General Grants Armee sich gegenüber, im Westen und Süden hatten sie die von den Flotten der Nordstaaten beherrschte See, im Westen den Mississippi, den sie nicht mehr überschreiten konnten. Die Nordstaaten hatten jetzt auf allen Seiten freie Verbindungen; die Südstaaten hatten solche nirgends. Die Südstaaten hatten noch einen großen Spielraum mit vielen Hilfsquellen, konnten aber von diesem Augenblick an nichts ersetzen, ergänzen oder wieder einbringen. Daher war, wiewohl sie sich noch einige Zeit wehren konnten, ihre schließliche Niederlage nur noch eine Frage der Zeit.

Als ich diesen wahrhaft großen Soldaten zum letztenmal sah, sprach er mit mir über die Natur seiner Krankheit. Selbstverständlich merkte ich, daß sie tödlich war, wiewohl keiner von uns ein Wort vom Sterben sagte. Eben damals hatte eine Präsidentenwahl stattgefunden, während der viel von den kleinen Republiken nördlich und südlich vom Panama-Isthmus die Rede gewesen, die verhindert worden waren, Krieg miteinander anzufangen, und mit Erfolg

dazu angehalten wurden, ihre Streitigkeiten durch einen Schiedsspruch bei-
legen zu lassen. „Ja," sagte ich, „aber wer soll Schiedsrichter sein? Soll
ein Schiedsgerichtshof zusammentreten, der etwa aus England und Amerika,
d. h. den Vereinigten Staaten, zusammengesetzt ist? Speziell mit Bezug auf die
Republiken von Südamerika?" Er erwiderte: „Schwerlich," so daß ich wieder-
holte: „Wer soll also Schiedsrichter sein?" Er antwortete: „Einfach Amerika
soll entscheiden." Das war das letzte Wort von Bedeutung, das ich ihn sagen
hörte. Ich gab keine Antwort, da ich bei mir dachte, daß diese Ansicht eine
weitreichende Wirkung auf die Beziehungen zwischen den zwei großen Zweigen
der anglo-saxonischen Rasse haben könnte.

*

Das erste Gespräch, das ich mit dem Earl of Beaconsfield hatte, fand 1869 in seinem eignen Hause in London statt. Er war kurz vorher Ministerpräsident gewesen, war aber damals ohne Amt. Ich stand im Begriffe, nach Indien zurückzukehren, um meine Thätigkeit als Finanzminister wieder aufzunehmen. Doch ich sagte ihm, daß ich die Hoffnung hegte, bald nach England zurückzukehren und mich als Kandidaten für die Wahl zum Mitglied des Unterhauses aufstellen zu lassen, und ich fragte ihn, welche geistigen und sonstigen Eigenschaften es seien, die einem ordentlichen Parlamentsmitglied Erfolg verschafften. Er sagte, daß die erste Bedingung innere und äußere Disciplin sei. Ich sprach die Hoffnung aus, daß ich bereits solche Disciplin besitze von den mühevollen und schwierigen Angelegenheiten her, mit denen ich viele Jahre beschäftigt gewesen war, oft in Zeiten öffentlicher Gefahr, bisweilen selbst unter persönlicher Gefährdung. Er sagte, daß solche Disciplin in ihrer Art wertvoll genug sei — ein Mann könne gelernt haben, blind zu gehorchen und absolut zu befehlen, anzugreifen und zu widerstehen, auszuhalten und zu dulden, und könne in diesem Sinne discipliniert sein. Doch etwas andres werde für das Unterhaus verlangt. Ein Mann könne draußen ein großer Kommandoführer oder Verwaltungsbeamter gewesen sein, das würde ihm nicht notwendigerweise im Parlament helfen. Im Gegenteil würde er Sorge zu tragen haben, daß die schätzbaren Eigenschaften, die er draußen ausgebildet habe, nicht thatsächlich einen Nachteil für ihn in der parlamentarischen Laufbahn bedeuten. Ich fragte, wie dies möglich sei. Er antwortete, daß ein erfolgreiches Mitglied des Unterhauses vor allem von heiterem Temperament und unwandelbarem guten Humor sein, sich niemals von den endlosen kleinen Quälereien, die es jeden Augenblick zu erdulden hat, aus dem Gleichgewicht bringen lassen dürfe und stets bereit sein müsse, sich geduldig und lächelnd in die verschiedenen kleinen Verdrießlichkeiten zu finden, denen es nicht nur von seiten seiner Gegner, sondern auch von seiten seiner Freunde ausgesetzt ist. Ein Mann, sagte er, muß bereit sein, Nachsicht und Geduld zu üben. Ja, er muß vor allem ein Mann sein, der Geduld übt. Dieser Ausdruck: ein Mann, der Geduld übt, wurde mehr als einmal wieder-

wolt als eines der Geheimnisse staatsmännischer Kunst, und ich habe ihn nie vergessen.

Das letzte Gespräch, das ich mit dem Earl of Beaconsfield hatte, war kurz, aber denkwürdig. Es war eines Nachmittags im Carlton Club. Er war damals Privatmann und hatte am Abend vorher seine letzte große Rede im Hause der Lords gehalten, unter anderm über Afghanistan, wobei er den historischen Ausdruck gebrauchte, daß sich die Schlüssel zu Indien nicht in Herat oder in Kandahar, sondern in Westminster befänden. Ich war kurz vorher in einem Wahlkampf dem ältesten Sohn Gladstones unterlegen. Lord Beaconsfield fragte mich, wie das gekommen sei. Er sagte: „Sie müssen aushalten und es noch einmal versuchen.“ Ich erwiderte: „Selbstverständlich werde ich das.“ „Dann werden Sie sicherlich Erfolg haben,“ sagte er. Ich glaubte, daß ich ihn bald wiedersehen würde, aber das sollte nie mehr sein; denn einen oder zwei Tage später wurde er von einer tödlichen Krankheit befallen.

*

Meine Unterredung mit Trikupis fand 1885 in seinem Hause zu Athen statt. Er sprach englisch so gut wie irgend ein Engländer, und obwohl seine Aussprache etwas fremdartig war, so war sie doch korrekt. Er war damals griechischer Ministerpräsident, aber es war zweifelhaft, ob er es lange bleiben würde, da die allgemeine Wahl für das Parlament oder die *Βουλη* bevorstand. Ich fragte ihn, was das politische Temperament der modernen Griechen sei. Er sagte, daß sie ausgesprochen ehrgeizig und nach Vergrößerung ihres Gebietes und Ausbreitung ihres Einflusses begierig seien, wie es die alten Griechen gewesen. Aber wären sie wirklich die Abkömmlinge dieser Griechen? Ob sie es nun seien oder nicht, jedenfalls seien sie seit ihrer Befreiung von der türkischen Herrschaft von den Gedanken und Ideen der alten Griechen erfüllt, sowie von den Traditionen und Erinnerungen der klassischen Stätten, auf denen sie ihr Leben verbracht hatten. Sie hätten sogar angefangen, in öffentlichen Angelegenheiten die Worte und Ausdrücke der klassischen griechischen Litteratur zu gebrauchen. Ich fragte, ob dieser ihr Ehrgeiz sich auf irgend eine besondere Oertlichkeit oder Gegend beziehe. Er sagte: „O ja, auf Macedonien, das wie ein großes Gewicht oder eine Last auf dem Haupt Griechenlands liegt.“ Diese Wendung war sehr bemerkenswert, und ich erinnere mich ihrer besonders gut. Ich fragte, ob die Griechen ihre Aufmerksamkeit auf irgend einen besonderen Punkt in Macedonien gerichtet hielten. „O ja, natürlich auf Salonichi. Dies war der Platz der Plätze für die Griechen, und sie müssen ihn, wenn irgend möglich, in die Hand bekommen.“ Ich fragte, ob irgend ein Widerstand von seiten andrer Mächte zu befürchten sei. Er meinte, von England hoffentlich nicht, vielleicht von Oesterreich, doch dieser müsse irgendwie überwunden werden. Auf meine Frage jedoch, was denn aus den türkischen Interessen werde, sprach er sich nur mit diplomatischer Reserve aus. „Aber die alten Griechen,“ sagte ich darauf, „brachten für ihre politische Macht ungeheure Opfer an Menschen

und an Geld; würden die modernen Griechen dasselbe thun?“ „Ach,“ sagte er, „das ist eben die Frage. Unsre Ziele erfordern es, daß wir eine Armee und eine Flotte unterhalten. Das Volk weiß und fühlt das ganz gut, aber es ist nicht immer gewillt, die für diesen Zweck nötigen Abgaben zu zahlen. Und um diesen besonderen Punkt wird es sich bei den kommenden allgemeinen Wahlen handeln.“ [1]

*

Meine Unterredung mit der Viscounteß Palmerston fand 1869 in ihrem Hause gegenüber dem Hyde Park in London statt. Ihr hochverdienter Gatte war 1865 gestorben. Sein Familienname war Temple; infolgedessen war sie sehr freundlich und liebenswürdig gegen alle, die diesen Namen trugen und jüngere Mitglieder des Hauses Temple waren. Sie hatte viele Jahre an der Spitze der politischen Gesellschaft in London gestanden, und keine Dame war zu jener Zeit so wohlvertraut mit der britischen Politik wie sie. Es war eine Zeit, in der das Wahlrecht des Volkes in den Städten und auf dem Lande den Hauptgegenstand der schwebenden Fragen bildete. Ich fragte sie nach den besten Ansichten über diesen Gegenstand und ich war überrascht, was für konservative Ansichten sie hatte, wiewohl sie die Witwe eines liberalen Führers war. Sie sagte, die Gefahr sei, daß das Parlament einerseits zu lang mit der Gewährung von Konzessionen zurückzuhalten und dann andrerseits gezwungen sein könne, nachzugeben und dann zu schnell und in zu reichem Maß Konzessionen zu machen. Nichts, sagte sie, sei so gefährlich, wie ganzen Klassen von Bürgern politische Macht zu gewähren, die nicht nur dafür unvorbereitet, unerzogen und unerfahren seien, sondern sogar sie niemals erwartet und daran gedacht hätten. Leute in solcher Lage müßten geschickten und verschlagenen Führern in die Hände geraten, und so würde das Gewicht der vom Volke abgegebenen Stimmen Leuten zur Verfügung gestellt, die ganz und gar keine Staatsmänner, deren Bestrebungen mehr selbstsüchtig als patriotisch, und deren Grundsätze sogar die der Chartisten seien. In jenen Tagen pflegte der Name Chartist denen gegeben zu werden, die man heutzutage Sozialisten nennen würde. Die Viscounteß sprach sich des längeren über die Eitelkeit und Einfältigkeit aus, die denen eigen sein müssen, die plötzlich mit einer völlig unverhofften Macht bekleidet werden. Es könnten damit sogar Käuflichkeit und Bestechlichkeit verbunden sein, doch seien diese Eigenschaften nicht so sehr zu fürchten, die Anzahl der Abstimmenden würde zu groß dafür sein; sie könnten sich nicht in so großem Maßstabe geltend machen. Die Gefahr sei vielmehr die, daß intrigante Führer jede Art von absurden Versprechungen geben, die niemals erfüllt werden könnten, aber von unwissenden und ungebildeten Wählern gierig mit offenem Munde verschlungen würden. Nein, sagte sie, das Wahlrecht und andre populäre Privilegien müssen selbstverständlich zugestanden und von Zeit

---

[1]) Durch die unmittelbar darauf folgenden Wahlen wurde Trikupis gerade dieser Frage wegen zum Rücktritt gezwungen.

zu Zeit ausgedehnt werden; aber das muß Stück für Stück geschehen und schrittweise von einer Dekade zur andern, so daß das Volk gewissermaßen nach und nach hineingezogen wird. Nichtsdestoweniger, fügte sie hinzu, wird dieser Grundsatz gegenwärtig nicht befolgt, sondern leider geschieht gerade das Gegenteil.[1])

Von den vielen Gesprächen, die ich mit Sir Stafford Northcote, dem ersten Earl of Iddesleigh, gehabt habe, will ich hier eines erwähnen, das 1869 in seinem Hause, genannt „The Pines“ in Devonshire stattgefunden hat. Es waren Spaltungen in der konservativen Partei entstanden; ein Teil neigte zu Ansichten, die von vielen Konservativen als liberal angesehen wurden, während der andre Teil entschlossen war, festzustehen und nicht nachzugeben. Ich fragte ihn, was die fundamentale Wahrheit über diese Frage sei. Er sagte, daß es unmöglich für die konservative Partei sei, für immer in einer negativen Haltung zu verharren, nichts zu ändern und in keiner Richtung vorwärts zu schreiten. Sie würde auf diese Weise die Partei des Nichtsthuns werden und ihre Thätigkeit das reine „far niente“ sein. Dies würde sie politisch zu Grunde richten. Nein, sie müsse sich aufraffen und alles, was gut sei, thun und bewahren — wovon ihre Gegner vieles zu zerstören wünschten — aber alles, was Reform und Erneuerung erheische, je nach den Bedürfnissen jeder Generation und im Laufe der aufeinanderfolgenden Generationen vorsichtig und überlegt umgestalten. Es seien zwei Wege vorhanden, meinte er, Dinge auszuführen, die alle Leute von allen Parteien übereinstimmend wünschten. Einer sei der verkehrte Weg, der durch schlechtes Handeln alles, was an einer Maßnahme oder einer Reihe von Maßnahmen gut sei, verderbe und damit ende, daß er mehr Schaden als Nutzen stifte. Das, meinte er, sei natürlich der Weg seiner Gegner. Der andre Weg sei der richtige, nämlich der, den seine Freunde verfolgten, und der bei allen Maßnahmen alles erreichbare Gute erziele, ohne damit zu weit zu gehen und ohne irgend welche gefährlichen Umstände heraufzubeschwören. Die Ereignisse haben gezeigt, daß in diesen seinen Bemerkungen viel Scharfsinn und Voraussicht lag.

---

[1]) Dessenungeachtet ist die Wirkung, die sie erwartete, nicht eingetreten. Das Wahlrecht des Volkes ist ausgedehnt worden, aber seit dieser Ausdehnung haben die Wähler größtenteils Konservative ins Parlament geschickt, und die großen Städte wie London, Liverpool, Manchester, Birmingham u. dgl. sind die Zentren imperialistischer Einflüsse.

Die Entstehung neuer Formen im Pflanzenreich.

Von
Professor Hugo de Vries (Amsterdam).

Allmacht und Ohnmacht der Naturzüchtung sind gegenwärtig die Schlagwörter im Streit über die Abstammungslehre. Die Frage, ob die Organismen gemeinschaftliche Abstammung haben, wird dabei nicht berührt; die Anschauung wird von beiden Seiten zugegeben als die einzige, auf die sich die Forschung und die wissenschaftliche Diskussion stützen können. Sowohl auf philosophischem als auf exaktem Gebiete, sowohl in Deutschland als in England handelt es sich jetzt vorwiegend um die Bedeutung der natürlichen Auslese. Daß eine Auslese stattfindet und bei der raschen Vermehrung der Tiere und Pflanzen stattfinden muß, steht fest, aber welche Folgen sie hat oder mutmaßlich haben kann, darüber gehen die Ansichten auseinander.

Betrachtet man die Gegensätze der sich bekämpfenden Theorien genauer, so ist es nicht eigentlich die Naturzüchtung oder richtiger die natürliche Auslese, um die es sich handelt. Viel wichtiger ist die Frage, wie die einzelnen Formen auseinander hervorgehen. Für die Anhänger der „Allmachtslehre“ ist dieser Prozeß ein ganz allmählicher, und die Umwandlung der Arten schreitet so langsam vor, daß es Jahrhunderte braucht, um erhebliche Differenzen zu stande zu bringen. Die Gegner dieser Theorie aber nehmen eine stoß- oder sprungweise Entstehung an. Mit einem Schlage soll die neue Form von der früheren hervorgebracht werden; die letztere wandelt sich dabei selber nicht um, sondern bleibt sich gleich und behält das Vermögen, zu wiederholten Malen neuen Formen das Leben zu geben.

Von der Wahl zwischen diesen beiden Prinzipien hängt nun die Bedeutung ab, die man der natürlichen Auslese beilegt. In dem einen Falle züchtet sie, im richtigen Sinne des Wortes; sie schont in einer bestimmten Richtung immer die Besten und merzt die Schlechteren aus. Im Laufe zahlreicher Generationen sollen sich dadurch die Abweichungen vom ursprünglichen Mittel befestigen und vergrößern, und indem immer wieder die weniger vorangeschrittenen im Kampf ums Dasein erliegen, soll eine Lücke zwischen der neuen und der alten Form entstehen, die fortwährend, wenn auch sehr langsam, an Umfang und Bedeutung zunimmt. In dieser Weise sollen nach jener Theorie die Grenzen entstanden sein, die jetzt die Arten trennen. Oder kurz ausgedrückt: die natürliche Auslese züchtet und ist dadurch die wirksame Ursache des Fortschrittes.

Genau entgegengesetzt ist die Lehre von der stoßweisen Entstehung der Arten. Nach ihr sind die Veränderungen unabhängig von der Auslese, denn zuerst muß es Abweichungen geben, und erst nachher kann die Auslese eingreifen.

Diese schafft sich nicht selbst das Material, mit dem sie arbeiten soll, sondern sie muß es fertig vorfinden. Wodurch die neuen Formen entstehen, das heißt durch welche Naturgesetze dieser so höchst wichtige Vorgang beherrscht wird, erklären die Anhänger der Theorie der Ohnmacht nicht; wir stehen hier vor einem Rätsel, das zunächst noch außerhalb des Bereiches der Theorie und der Forschung liegt. Man stellt sich vor, daß von Zeit zu Zeit, sei es vereinzelt, sei es gruppenweise kleine, aber scharfe, sofort sichtbare und deutlich auffallende Unterschiede bei der Fortpflanzung der Individuen ins Leben gerufen werden. Ohne Zweifel giebt es dabei innere und äußere Ursachen, aber welche diese sind und wie sie einwirken, darüber läßt uns die Theorie einstweilen im dunklen. Sie sollen aber solche sein, daß das neue Individuum von seinen Eltern ebenso stark abweicht, als die nächstverwandten, sogenannten kleinen oder elementaren Arten voneinander. Das Hungerblümchen bildet jetzt das bekannte Muster, namentlich seitdem durch die gründliche Untersuchungen von de Bary und Rosen die früher vielfach angezweifelten Ergebnisse älterer Forscher eine glänzende Bestätigung gefunden haben.

Es sei mir gestattet, dieses Vorbild der Lehre von der stoßweisen Entstehung der Arten etwas näher auszumalen. In den ersten Tagen des Frühlings blüht das Hungerblümchen überall an sandigen und sonnigen Stellen; es öffnet seine kleinen weißen Kreuzblüten dem hellen Sonnenlichte. Einige Wochen nachher sind die Samen reif, fallen ab, ruhen den größten Teil des Sommers und keimen im Herbst, Rosettchen von kleinen, feinen, schmalen Blättern bildend. Diese wachsen allmählich und treiben dann im Frühling die Blütenstengel hervor. Ueberall in Europa findet man das niedliche Pflänzchen, und überall erkennt man es leicht und sofort. Sieht man nun die Pflanze an einem zweiten und dritten Ort oder zum hundertsten Male, und betrachtet man sie als einen Bekannten, so sieht man nichts Besonderes. Ist man aber durch die Untersuchungen der genannten Forscher aufmerksam geworden, so verhält sich die Sache anders. An zahllosen Fundorten in einer Provinz mag die Art thatsächlich dieselbe sein, in einer benachbarten Gegend zeigt sie aber häufig Unterschiede, die zwar klein, aber doch völlig konstant sind. Wenig auffallend, wenn man sie nur aus der Erinnerung vergleicht, werden sie äußerst typisch und klar, wenn man die Samen aus verschiedenen Provinzen nebeneinander sät und kultiviert. Es sind alles noch Hungerblümchen, echte Draba verna, aber die einzelnen Gruppen sind in der Form und der Behaarung der Blätter, in den Blüten und den Früchten scharf und konstant voneinander geschieden. Man nennt solche Typen elementare Arten, jede solche Form hat ihren eignen Bezirk, in dem sie rein und korrekt vorkommt, nur auf den Grenzen oder in Ländern, wo es viele solcher Typen giebt, pflegen die einzelnen Formen gemischt zu wachsen. Die Unterschiede sind klein und häufig nur schwierig mit Worten zu beschreiben, sie sind aber völlig konstant; Uebergänge giebt es nicht.

Die Bedeutung dieses Beispiels für die Theorie der Ohnmacht der Naturzüchtung ist nun die folgende. Die einzelnen Formen der Hungerblümchen stellen

das Material dar, mit dem die natürliche Auslese zu arbeiten hat. An ihnen selbst kann sie nichts verändern, sie kann sie weder zurückgehen noch sich aus- bilden lassen; die Formen sind als solche konstant, und jede von ihnen ist im Lauf der Jahrhunderte so lange unverändert geblieben, als sie sich vom Orte ihrer Geburt über die ganze Ausdehnung ihres jetzigen Bezirkes ausgebreitet hat. Aber die Umstände sind der einen günstig, der andern nachteilig. Die einen finden, was sie bedürfen, auf einem großen Gebiete, die andern unterliegen früher oder später im Kampf mit andern Arten, indem diese sie überwuchern und ver- drängen. Und darauf soll die Wirkung der Naturzüchtung beschränkt sein: ohnmächtig, Neues zu schaffen, rottet sie nur aus, was untauglich ist, vermag aber den besser begabten Typen gegenüber nichts.

Augenblicklich giebt es in Europa etwa 200 solcher Arten von Hunger- blümchen. Aber wie viele mag es zu Anfang gegeben haben, und wie viele werden am Schlusse überleben? Alles spricht dafür, daß viele Arten aus- gestorben sind, und daß viele der jetzt lebenden früher oder später verschwinden werden. Wohl fast immer ist die Uebermacht andrer Organismen die Ursache des Untergangs, oder wie man es auszudrücken pflegt, im Kampf ums Dasein rottet die Naturzüchtung die Schwächeren aus, während die Stärkeren sich vermehren.

Nicht die Entstehung der Arten, sondern nur die Wahl der für die gegebene Lebenslage jedesmal geeigneten schreibt diese Theorie somit der natürlichen Aus- lese zu.

Betrachten wir unsre Frage von der historischen Seite, so finden wir, daß der Kampf ums Dasein bereits vor Darwin bekannt war. Aber erst Darwin erkannte seine große Bedeutung. Er lehrte, wie die gewaltige Vermehrung vieler Organismen bei dem beschränkten Raum und den bei weitem für alle nicht ausreichenden Ernährungsverhältnissen zu einem Kampfe führen muß, in dem nur die Stärksten und Besten siegen können. In unseren Gärten überwuchert das Unkraut die Zierblumen, sobald die Sorge des Gärtners nachläßt; die feineren Arten gehen zunächst zu Grunde, während einzelne kräftigere Formen oft jahre- lang ihren Platz behaupten. So soll es auch in der Natur vor sich gehen. Zahllose Individuen und ganze Gruppen und Typen werden ausgemerzt, und nur die jeweils besten überleben.

Ohne Zweifel wirkt die Auslese überall und fortwährend, das Schwache tötend, das Starke bevorzugend. Aber die vollste Anerkennung dieser Sach- lage entscheidet noch nicht in der Frage, um die sich jetzt der Streit dreht. Hier siegen die Individuen, dort siegen die Arten, aber welchen Anteil der Sieg an ihrer weiteren Ausbildung hat, das ist offenbar eine ganz andre Sache. Vom theoretischen Standpunkte aus kann man ebensogut behaupten, daß die natürliche Auslese die Arten immer konstant und ihrer Umgebung angepaßt erhält, als daß sie bei veränderter Lebenslage im stande sei, die Verbesserungen anzubringen, die diese erfordern würde.

Zwischen der Allmacht und der Ohnmacht scheint mir die Thatsache der Existenz der natürlichen Auslese gar nicht zu entscheiden.

Und ebensowenig entscheidet sie in der Frage nach der allmählichen oder der stoßweisen Entstehung der Arten. Darwin hat bekanntlich beide Formen des Fortschrittes anerkannt, und in seinen verschiedenen Werken schwankt er sehr in der Bedeutung, die er ihnen einzeln beilegt. Allerdings betrachtete er die langsame, stetige Entwicklung als den gewöhnlichen Fall, daneben räumte er aber dem stoßweisen Fortschritte bald einen größeren, bald einen kleineren Platz ein. Auch jetzt noch schwanken seine Nachfolger zwischen diesen beiden Prinzipien, ndem sie bald eines von beiden ausschließlich, bald beide in wechselnden Verhältnissen zusammenwirkend als die Ursache des Evolutionsprozesses betrachten.

Unsre Frage hat noch eine viel tiefere Bedeutung, und obgleich es hier neine Aufgabe nicht ist, darauf näher einzugehen, so darf sie doch nicht ganz ınerwähnt bleiben. Es handelt sich um die stoffliche Grundlage der erblichen Eigenschaften der Organismen. Auch hier stehen zwei Theorien einander diametral gegenüber. Entstehen alle Arten durch die Wirkung der Naturzüchtung ganz allmählich und ohne jeglichen Sprung sich umbildend, so muß auch die stoffliche Grundlage der äußeren Merkmale sich nur stetig umwandeln, und somit für eden Organismus, wie hoch seine Organisation auch geworden sein mag, ein inheitliches Ganzes bilden. War dagegen die Umwandlung der Arten eine toßweise, so bildet jeder Stoß eine Einheit, und jeder höhere Organismus muß ann aus zahllosen solcher Einheiten aufgebaut sein. Bereits in Darwins Verken findet man diesen Gegensatz angedeutet, und es scheint, daß er sich über eine große prinzipielle Bedeutung völlig klar war.

Doch kehren wir zu der Wirkungsweise der natürlichen Auslese zurück. Es giebt zwei Methoden, diese zu untersuchen. Die eine, und zwar die jetzt am neisten beliebte, versucht die Frage zu lösen, inwieweit sich die gegenseitigen Beziehungen der jetzt lebenden Organismen aus diesem Prinzip erklären lassen nd welche Hilfshypothesen dazu in den einzelnen Fällen erforderlich sind. Solcher Erörterungen giebt es in der jetzigen Litteratur so viele und zum Teil) anziehende, daß ich glaube, an dieser Stelle darauf verzichten zu dürfen. Die andre Methode ist mehr empirisch; sie legt sich die Frage vor, was urch Züchtung thatsächlich erreicht werden kann, und was die unmittelbare Bebachtung über die Entstehung neuer Formen lehrt. Aus der landwirtschaftlichen nd gärtnerischen Praxis hat Darwin ein sehr umfangreiches und höchst beeutsames Material von Thatsachen zusammengebracht und so eine breite Grundige für diese Untersuchungsmethode geschaffen.

Aber seitdem ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen. Praxis und Wissenhaft sind in dieser Zeit unausgesetzt vorangeschritten, und die Erfahrungen, die ıs jetzt zur Verfügung stehen, sind weit vollständiger und zum Teil auch viel arer als jene, mit denen Darwin zu arbeiten hatte. Angeregt durch Darwins istvolle Theorie haben namentlich die bedeutendsten Landwirte an ihre orschungen im Interesse der Praxis immer höhere Anforderungen gestellt. Wissenschaft und ökonomisches Interesse sind hier Hand in Hand gegangen. ur was richtig verstanden und mit Ausdauer verfolgt wurde, zeigte sich für

das Material dar, mit dem die natürliche Auslese zu arbeiten hat. An ihnen selbst kann sie nichts verändern, sie kann sie weder zurückgehen noch sich ausbilden lassen; die Formen sind als solche konstant, und jede von ihnen ist im Lauf der Jahrhunderte so lange unverändert geblieben, als sie sich vom Orte ihrer Geburt über die ganze Ausdehnung ihres jetzigen Bezirkes ausgebreitet hat. Aber die Umstände sind der einen günstig, der andern nachteilig. Die einen finden, was sie bedürfen, auf einem großen Gebiete, die andern unterliegen früher oder später im Kampf mit andern Arten, indem diese sie überwuchern und verdrängen. Und darauf soll die Wirkung der Naturzüchtung beschränkt sein; ohnmächtig, Neues zu schaffen, rottet sie nur aus, was untauglich ist, vermag aber den besser begabten Typen gegenüber nichts.

Augenblicklich giebt es in Europa etwa 200 solcher Arten von Hungerblümchen. Aber wie viele mag es zu Anfang gegeben haben, und wie viele werden am Schlusse überleben? Alles spricht dafür, daß viele Arten ausgestorben sind, und daß viele der jetzt lebenden früher oder später verschwinden werden. Wohl fast immer ist die Uebermacht andrer Organismen die Ursache des Untergangs, oder wie man es auszudrücken pflegt, im Kampf ums Dasein rottet die Naturzüchtung die Schwächeren aus, während die Stärkeren sich vermehren.

Nicht die Entstehung der Arten, sondern nur die Wahl der für die gegebene Lebenslage jedesmal geeigneten schreibt diese Theorie somit der natürlichen Auslese zu.

Betrachten wir unsre Frage von der historischen Seite, so finden wir, daß der Kampf ums Dasein bereits vor Darwin bekannt war. Aber erst Darwin erkannte seine große Bedeutung. Er lehrte, wie die gewaltige Vermehrung vieler Organismen bei dem beschränkten Raum und den bei weitem für alle nicht ausreichenden Ernährungsverhältnissen zu einem Kampfe führen muß, in dem nur die Stärksten und Besten siegen können. In unseren Gärten überwuchert das Unkraut die Zierblumen, sobald die Sorge des Gärtners nachläßt; die feineren Arten gehen zunächst zu Grunde, während einzelne kräftigere Formen oft jahrelang ihren Platz behaupten. So soll es auch in der Natur vor sich gehen. Zahllose Individuen und ganze Gruppen und Typen werden ausgemerzt, und nur die jeweils besten überleben.

Ohne Zweifel wirkt die Auslese überall und fortwährend, das Schwache tötend, das Starke bevorzugend. Aber die vollste Anerkennung dieser Sachlage entscheidet noch nicht in der Frage, um die sich jetzt der Streit dreht. Hier siegen die Individuen, dort siegen die Arten, aber welchen Anteil der Sieg an ihrer weiteren Ausbildung hat, das ist offenbar eine ganz andre Sache. Vom theoretischen Standpunkte aus kann man ebensogut behaupten, daß die natürliche Auslese die Arten immer konstant und ihrer Umgebung angepaßt erhält, als daß sie bei veränderter Lebenslage im stande sei, die Verbesserungen anzubringen, die diese erfordern würde.

Zwischen der Allmacht und der Ohnmacht scheint mir die Thatsache der Existenz der natürlichen Auslese gar nicht zu entscheiden.

Und ebensowenig entscheidet sie in der Frage nach der allmählichen oder der stoßweisen Entstehung der Arten. Darwin hat bekanntlich beide Formen des Fortschrittes anerkannt, und in seinen verschiedenen Werken schwankt er sehr in der Bedeutung, die er ihnen einzeln beilegt. Allerdings betrachtete er die langsame, stetige Entwicklung als den gewöhnlichen Fall, daneben räumte er aber dem stoßweisen Fortschritte bald einen größeren, bald einen kleineren Platz ein. Auch jetzt noch schwanken seine Nachfolger zwischen diesen beiden Prinzipien, ndem sie bald eines von beiden ausschließlich, bald beide in wechselnden Verhältnissen zusammenwirkend als die Ursache des Evolutionsprozesses betrachten.

Unsre Frage hat noch eine viel tiefere Bedeutung, und obgleich es hier neine Aufgabe nicht ist, darauf näher einzugehen, so darf sie doch nicht ganz unerwähnt bleiben. Es handelt sich um die stoffliche Grundlage der erblichen Eigenschaften der Organismen. Auch hier stehen zwei Theorien einander diametral gegenüber. Entstehen alle Arten durch die Wirkung der Naturzüchtung ganz allmählich und ohne jeglichen Sprung sich umbildend, so muß auch die stoffliche Grundlage der äußeren Merkmale sich nur stetig umwandeln, und somit für eden Organismus, wie hoch seine Organisation auch geworden sein mag, ein inheitliches Ganzes bilden. War dagegen die Umwandlung der Arten eine toßweise, so bildet jeder Stoß eine Einheit, und jeder höhere Organismus muß ann aus zahllosen solcher Einheiten aufgebaut sein. Bereits in Darwins Verken findet man diesen Gegensatz angedeutet, und es scheint, daß er sich über eine große prinzipielle Bedeutung völlig klar war.

Doch kehren wir zu der Wirkungsweise der natürlichen Auslese zurück. Es iebt zwei Methoden, diese zu untersuchen. Die eine, und zwar die jetzt am eisten beliebte, versucht die Frage zu lösen, inwieweit sich die gegenseitigen Beziehungen der jetzt lebenden Organismen aus diesem Prinzip erklären lassen nd welche Hilfshypothesen dazu in den einzelnen Fällen erforderlich sind. Solcher Erörterungen giebt es in der jetzigen Litteratur so viele und zum Teil o anziehende, daß ich glaube, an dieser Stelle darauf verzichten zu dürfen. Die andre Methode ist mehr empirisch; sie legt sich die Frage vor, was urch Züchtung thatsächlich erreicht werden kann, und was die unmittelbare Beobachtung über die Entstehung neuer Formen lehrt. Aus der landwirtschaftlichen nd gärtnerischen Praxis hat Darwin ein sehr umfangreiches und höchst beeutsames Material von Thatsachen zusammengebracht und so eine breite Grundage für diese Untersuchungsmethode geschaffen.

Aber seitdem ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen. Praxis und Wissenschaft sind in dieser Zeit unausgesetzt vorangeschritten, und die Erfahrungen, die ns jetzt zur Verfügung stehen, sind weit vollständiger und zum Teil auch viel arer als jene, mit denen Darwin zu arbeiten hatte. Angeregt durch Darwins eistvolle Theorie haben namentlich die bedeutendsten Landwirte an ihre orschungen im Interesse der Praxis immer höhere Anforderungen gestellt. Wissenschaft und ökonomisches Interesse sind hier Hand in Hand gegangen. ur was richtig verstanden und mit Ausdauer verfolgt wurde, zeigte sich für

die Praxis von hoher Bedeutung, aber gerade das sind ja auch die Vorbedingungen für Versuche, um wissenschaftlich verwertbar zu sein. Namentlich in Deutschland haben Rimpau und nach ihm v. Proskowetz, v. Rümker, Fruwirth und viele andre in dieser Richtung Ausgezeichnetes geleistet. Ihre Erfahrungen und Zusammenstellungen bilden eine Grundlage, auf der man das Wesen der Züchtung fast in allen Einzelheiten und bis an die äußersten Grenzen des Erreichbaren zuverlässig beurteilen und verfolgen kann. Die Theorie der natürlichen Züchtung fußt auf die künstliche. Was diese vermag, darf man von jener erwarten. Aber auch nicht mehr! Zuckerrübe und Getreide bilden die Muster, ihre Kultur erreicht jetzt einen Grad von Vollkommenheit, der die aller andern Feldfrüchte weit übertrifft und uns gestattet, unsre Studien auf diese beiden Hauptprodukte zu beschränken.

Die gärtnerische Praxis hat in den letzten Jahrzehnten gleich große Fortschritte gemacht, aber in andrer Richtung. Hier ist es die künstliche Bastardierung, die die zahllosen neuen Formen hervorgerufen hat. Kaum ist aus fernen Ländern eine neue Sorte eingeführt worden oder durch sogenannten Zufall in irgend einer Gärtnerei unerwartet aufgetreten, sofort ergreift der Gärtner die Neuheit, kreuzt sie mit den vorhandenen Typen derselben Art oder Gattung und bildet so im Lauf einiger Jahre aus der einen eine ganze Reihe von wertvollen Neuheiten. Aber so wichtig die auf diesem Gebiete gemachten Erfahrungen auch in andrer Hinsicht für die Wissenschaft sind, so bieten sie doch für die Theorie über die Entstehung der Arten nur untergeordnete Anhaltspunkte. Denn in mancher Gattung mag der Formenreichtum in der freien Natur durch Kreuzung etwas vergrößert worden sein, für die Hauptlinien des Entwicklungsvorganges hat diese offenbar keine Bedeutung.

Man würde erwarten, daß die Abstammungslehre, seitdem sie allgemein anerkannt wurde und in den beschreibenden und vergleichenden Wissenschaften eine so hervorragende Stellung eingenommen hat, auch zu zahlreichen experimentellen Forschungen über die Entstehung neuer Formen den Anstoß gegeben haben würde. Aber bis auf die allerjüngste Zeit ist solches nur ausnahmsweise der Fall gewesen. Es war namentlich Fritz Müller, der berühmte Verfasser der Broschüre „Für Darwin“, der in den ersten Jahren nach der Veröffentlichung von Darwins Theorie in jeder denkbaren Weise diese zu stützen versuchte. Er wählte den Mais als Versuchsobjekt und stellte Züchtungsversuche an, in denen er im Laufe einiger Generationen die Anzahl der Reihen von Körnern auf den Kolben allmählich vergrößerte. Seine genauen zahlenmäßigen Ermittlungen setzen uns in den Stand, die Wirkung der künstlichen Auslese eingehend zu studieren und für die Theorie der Naturzüchtung zu verwerten. Solche Versuche sind aber bis jetzt noch sehr wenig zahlreich und lassen sich vorläufig am besten an die Bestrebungen der oben genannten hervorragenden Landwirte anschließen.

Wir bekommen somit zwei durchaus verschiedene Gruppen von Thatsachen für die Beurteilung der Theorie. Einerseits die landwirtschaftlichen Erfahrungen, andrerseits die Angaben aus der gärtnerischen Praxis über das zufällige Auf-

treten neuer Formen in den Kulturen. Dabei sehen wir völlig von den Bastardierungen ab. Die neuen Sorten in der Landwirtschaft pflegt man Rassen zu nennen, oder vollständiger und weniger zweideutig Zuchtrassen, und wenn sie in sehr hohem Grade verbessert wurden, Hochzuchten. Die Neuheiten des Gartenbaues nennt man dagegen gewöhnlich Varietäten. Für die Anhänger der Allmacht der Naturzüchtung bilden die Zuchtrassen das Muster für die Entstehung der Arten, für die Anhänger der Ohnmachtslehre sind die Varietäten beginnende Arten. Daß Arten wenigstens in vielen Fällen entstehen wie die Gartenvarietäten, wurde von Darwin wiederholt ausgesprochen.

Der Unterschied zwischen den beiden Theorien ist in diesen Vorbildern klar ausgesprochen. Die Zuchtrassen sind das Produkt der künstlichen Züchtung; diese kann überall und zu jeder Zeit eingreifen, denn die dazu erforderlichen Abweichungen sind keine andern, als sie die ganz gewöhnliche, überall und stets vorhandene Variabilität darbietet. Es ist nur erforderlich, daß der Landwirt die Richtung bestimme, in der er auslesen will, und daß er in dieser Richtung unausgesetzt durch eine Reihe von Jahren weiter arbeite. Dagegen hängt das Auftreten von Gartenvarietäten völlig von dem Zufall ab. Ueber seine Ursachen weiß man so gut wie gar nichts, und in der Praxis erkennt man die Neuheit erst, wenn sie fertig dasteht. Uebergänge giebt es dabei in der Regel nicht, und wenn es welche giebt, so deuten sie doch den Weg nicht an, wie die Neuheit entstanden ist, denn sie pflegen dieser nicht voranzugehen. Vollendet in ihrer Form steht die neue Varietät mit einem Male da. Man braucht sie nur zu isolieren und auf vegetativem Wege oder durch Samen zu vermehren. Im letzteren Falle hat man sie häufig von den schädlichen Einflüssen zufälliger Kreuzungen zu reinigen, aber darauf sind denn auch die Sorgen des Gärtners beschränkt.

Unsre Frage spitzt sich nun folgendermaßen zu. Entstehen die Arten langsam, in der Weise der landwirtschaftlichen Zuchtrassen, oder plötzlich, nach Art der Gartenvarietäten? Im ersteren Falle züchtet die natürliche Auslese und ist das wirksame Agens in der Evolution, im letzteren sichtet sie nur, was bereits vorhanden ist. Wir wollen also zuerst die Erfahrungen der Landwirte und dann die der Gärtner von diesem Gesichtspunkte aus des näheren betrachten.

Voran stehen die Zuckerrüben. Seit einem halben Jahrhundert bilden sie den Gegenstand unausgesetzter Zuchtwahl. Diese hat überall denselben Hauptzweck, die Erhöhung des Zuckergehaltes. Die Zuckerrübe ist eine zweijährige Pflanze, und es sind also etwa 25 Generationen, auf die sich die Selektion erstreckt. Der mittlere Gehalt der Rüben, der anfänglich etwa 7 bis 8 % betrug, erreicht jetzt ganz allgemein den doppelten Wert, und jeder weiß, wie gewaltig die Bedeutung ist, die diese Thatsache für die Rübenzuckerfabrikation sowohl in Deutschland als auch in verschiedenen andern Ländern Europas hat.

Im Laufe eines halben Jahrhunderts ändern sich selbstverständlich die Methoden. Der französische Züchter Vilmorin, der zuerst auf den Gedanken kam, die damals nur bei den Tierzüchtern übliche Methode der Zuchtwahl auf Pflanzen, im besonderen auf die Rüben anzuwenden, mußte sich noch recht grober

Mittel bedienen. Er bestimmte auf analytisch-chemischem Wege mit vieler Arbeit den Prozentgehalt an Zucker von verhältnismäßig wenig Rüben, mußte aber jedesmal die Rübe ganz der Analyse opfern. Daneben ermittelte er das spezifische Gewicht durch Eintauchen in Salzlösungen und wählte die schwersten Rüben aus, um sie als Samenträger zu pflanzen. Später lernte er die chemische Analyse auf die untere Spitze der Wurzel beschränken und konnte demzufolge die analysierten Rüben selbst auspflanzen. Erst viel später wurde die Methode entdeckt, Zucker in Lösungen durch Anwendung des polarisierten Lichtes zu bestimmen, und erst im Jahre 1874 hat man, namentlich in Deutschland, angefangen, dieses Verfahren auf die Auslese der zuckerreichsten Rüben anzuwenden. Von diesem Augenblicke an beginnt der eigentliche rasche Fortschritt. Es bedurfte einer immer geringeren Zeit, den Wert einer einzelnen Rübe zu bestimmen, und jetzt hat man es sogar so weit gebracht, daß auf einzelnen Fabriken jährlich mehrere hunderttausend Rüben auf ihren Zuckergehalt geprüft werden. Aus diesen wählt man dann wenige Tausende mit dem höchsten Gehalt als Samenträger aus. Erwägt man dabei, daß nur nach Form, Größe und Gewicht bereits ausgelesene Rüben analysiert werden, so dehnt sich die Zuchtwahl auf manchen Fabriken jährlich auf mehr als eine Million Individuen aus.

Der technische Prozeß hat einen wundervollen Grad von Vollkommenheit erreicht, und die Leistungen für die Praxis entsprechen diesen Anstrengungen im höchsten Grade. Man darf behaupten, daß die Zuckerfabrikation in Europa wesentlich auf dem Selektionsprozesse beruht und ohne diesen nie die Konkurrenz des Zuckerrohrs hätte überwinden können. Wir aber fragen, was uns dieser ganze Fortschritt für die Theorie von der Entstehung der Arten lehren kann.

Und von dieser Seite betrachtet verhält sich die Sache ganz anders. Denn was bedeutet eine Verdoppelung des Zuckergehaltes gegenüber den Unterschieden, die wir zwischen wild wachsenden Arten zu beobachten pflegen? Offenbar handelt es sich um Größen, die kaum miteinander verglichen werden können. Was würde eine Verdoppelung der Blattfläche, eine entsprechende Vergrößerung der Blüten, eine Vertiefung der Blütenfarbe oder eine Verstärkung der Behaarung für systematischen Wert haben? Die Unterschiede zwischen den Arten sind offenbar andrer Natur. Auch ist nicht zu erwarten, daß der Zuckergehalt der Rübe noch viel höher werden wird, als er jetzt schon ist. Um das Mittelmaß an 14—15 % zu erhalten, muß man als Samenträger Rüben mit etwa 20 % auswählen. Diese bestehen aber bereits zu $^1/_5$ aus Zucker, und sehr viel dichter kann die Lösung im Zellsaft kaum werden, wenn es überhaupt noch Raum für die Lebensprozesse geben soll. Andrerseits wurde der jetzige hohe Gehalt nicht durch einen gleichmäßigen Fortschritt erreicht, sondern in den ersten Jahren der Zuchtwahl schritt der Zuckergehalt, trotz der noch rohen Methode, rasch voran, und gegenwärtig bringen nicht die Auslese selbst, sondern die von Zeit zu Zeit eingeführten Verbesserungen in der Praxis der Auslese den weiteren, sehr langsamen Fortschritt. Es ist völlig klar, daß die Zuchtwahl hier die Größe eines einfachen Artenunterschiedes nie erreichen wird.

Viel wichtiger ist aber die Frage nach der Konstanz. Keinem Rübenbauer wird es einfallen, Zuckerrübensamen auszusäen, deren Wert nicht durch vieljährige Auslese erhöht und durch die Polarisation als zuverlässig nachgewiesen wäre. Jeder weiß, daß bei Vernachlässigung dieser Vorschrift die Ernte rasch zurückgehen würde. Mit andern Worten, der hohe Wert der jetzigen Rüben ist nicht etwas Festes und Beständiges, sondern ganz im Gegenteil eine Größe, die unmittelbar von der alljährlichen Selektion abhängig bleibt. Ohne diese ist das einmal Erreichte nicht zu behalten, überall und immer droht der Rückschritt. Hier liegt wohl der wesentliche Gegensatz zu den Artunterschieden. Denn diese sind völlig konstant; es liegt gar keine Gefahr vor, daß eine Spezies, wenn man sie dem Einflusse ihrer natürlichen Lebenslage entzieht, sich dadurch in eine andre verwandeln würde. Gerade im Gegenteil ist jeder überzeugt, daß, wenn in seltenen Fällen beim Versetzen einer Pflanze aus dem Freien, etwa aus einem Gebirgslande in einen Garten sich bis dahin nicht beobachtete Veränderungen zeigen, nur unsre Kenntnis eine mangelhafte war und nicht den ganzen Formenkreis der Art umfaßte, daß aber wirklich Neues dabei nicht entsteht.

Die Kulturgeschichte der Zuckerrüben bildet in vielen Hinsichten einen der wichtigsten Abschnitte sowohl in der Praxis als in der Wissenschaft. Aber sie lehrt auf das bestimmteste, daß große Fortschritte durch die Auslese zwar erreicht, aber nicht von der Fortdauer dieser Auslese unabhängig gemacht werden können. Seit 25 Generationen von Rüben sind die Polarisationslaboratorien noch gar nicht überflüssig geworden, und offenbar werden sie es auch wohl nie werden, solange überhaupt aus Rüben Zucker fabriziert werden wird. Eine neue Art mit konstant hohem Zuckergehalt darzustellen, liegt weit außerhalb ihrer Ziele.

Genau dasselbe lehrt uns die Getreidezüchtung. Weder an Bedeutung für die landwirtschaftliche Praxis, noch in der gründlichen, durchaus wissenschaftlichen Ausbildung ihrer Methode steht sie hinter dem Rübenbau zurück. Rimpaus Schlanstedter Roggen bildet das klassische Beispiel, sowohl als Verfahren wie als Erfolg. Durch stete Auswahl der größten Aehren mit den schwersten Körnern gelang es ihm im Laufe von etwa 20 Jahren, den ursprünglichen Landroggen seiner Heimat Sachsen derart zu verbessern, daß nicht nur Aehren und Körner fast doppelt so groß sind wie früher, sondern daß auch der Ertrag pro Hektar derart zunahm, daß die Sorte sich allmählich über einen großen Teil Norddeutschlands und auch im Norden von Frankreich verbreitete. Aber trotz dieser außerordentlich hohen Bedeutung sind die erreichten Unterschiede weder von der Natur der Artmerkmale, noch von der Auslese unabhängig geworden. Nur Originalsamen gewährt eine gute Ernte, höchstens darf dieser an Ort und Stelle durch eine Generation vermehrt werden, um die Kosten des Saatgutes nicht zu schwer auf den Ertrag drücken zu lassen. Aber auf die Dauer geht auch diese Rasse verloren, sobald die Auslese vernachlässigt wird.

Es würde mich viel zu weit führen, hier weitere Beispiele vorzubringen;

auch habe ich das für die Descendenzlehre Wichtigste in meinem Werke über die **Mutationstheorie** zusammengestellt. Aber alle Erfahrungen leiten zu dem nämlichen Schlusse, daß, was durch Auslese erreicht wird, von dieser nie unabhängig zu machen ist.

Wir folgern somit, daß zwischen der künstlichen Auslese in der landwirtschaftlichen Praxis und der Entstehung der Arten in der freien Natur im Grunde keine Uebereinstimmung vorhanden ist.

Vergleichen wir jetzt die Artbildung mit dem Auftreten neuer Varietäten im Gartenbau. Hier ist die allgemeine Erfahrung die, daß dieser Vorgang ohne die Mitwirkung der Menschen zu stande kommt. Oder richtiger gesagt, der Mensch kann nur durch bessere Kultur und namentlich durch immer größere Aussaaten die Aussicht auf etwas Neues erhöhen, aber ob eine Neuheit auftreten wird und wie dann ihre Eigenschaften sein werden, das bleibt ganz dem Zufall überlassen. Ist aber einmal eine Varietät in dieser Weise aufgetreten, so zeigt sie sich sofort als samenbeständig, man braucht sie nur von ihren Verwandten zu isolieren und durch einige Generationen zu vermehren, um das erforderliche Quantum zu erhalten und sie in den Handel zu bringen. Einmal verkauft, kann sie in den Besitz eines jeden geraten und, falls sie dem herrschenden Geschmack entspricht, bald einen hervorragenden Platz in den Gärten eines großen Teiles der Welt einnehmen. Dabei verändert sie sich aber nicht; sie kehrt nicht oder nur in höchst seltenen Ausnahmefällen oder andrerseits bei zu freier Kreuzung zu der ursprünglichen Mutterform zurück, wird aber auch nicht besser, als sie zu Anfang war.

Leider fehlen die historischen Nachrichten über das erste Auftreten in den meisten Fällen. Doch reichen die vorhandenen völlig aus, um den Beweis des Gesagten ausführlich zu liefern. Erdbeeren ohne Ausläufer wurden von **P. P. A. de Vilmorin** vor etwa einem Jahrhundert in einer gewöhnlichen Erdbeerenkultur gefunden. Der Blumenkohl und der Kohlrabi sind als Monstrositäten des gewöhnlichen Kohles entstanden. **Chelidonium majus laciniatum**, die geschlitztblättrige Form des Schöllkrautes, entstand aus diesem um das Jahr 1590 in einem Garten zu Heidelberg. **Cyklamen**sorten mit weit abstehenden oder mit geschlitzten Blumenblättern entstanden in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf einigen Gärtnereien Englands und Frankreichs plötzlich, und um das Jahr 1890 bildete diese beliebte Gartenpflanze eine neue Varietät mit zierlichen Kämmen auf den Blumenblättern. Die Blutbuche entstand an drei verschiedenen Stellen aus der gewöhnlichen Buche, zuerst bei Buch am Irchel im Kanton Zürich, wo sie bereits im 17. Jahrhundert bekannt war, später im Thüringer Wald und in Südtirol. Hohe unverzweigte Fichtenstämme, die sonderbarste Form eines Baumes, die man sich denken kann, sind zu wiederholten Malen, nach **Schröters** schönen Darstellungen, in Oesterreich und in Italien aufgetreten.

Ich verzichte auf die Anführung weiterer Beispiele; es sind immer nur Variationen desselben Themas. Aber das Thema ist sehr wichtig, denn es

lehrt uns, daß die Gartenvarietäten und die wilden Arten durchaus analoge Gebilde sind. Scharf von der Mutterform geschieden, mit dieser durch Zwischenstufen meist nicht, in andern Fällen aber nur scheinbar verbunden, sind sie von der Hilfe der Menschen völlig unabhängig. Sie sind nicht durch Auslese entstanden und bedürfen dieser zu ihrer Existenz auch nicht. Sie sind selbständige konstante Bildungen wie die echten Arten.

Sind die Unterschiede zwischen den Varietäten von derselben Natur wie die Artmerkmale, so bleibt noch die Frage zu beantworten, ob sie auch dieselbe Größe erreichen können. Die Antwort lautet ja oder nein, je nachdem man nächst verwandte oder entferntere Arten vergleicht. Aber für die Theorie handelt es sich offenbar nur um nächstverwandte Formen. Denn ist die Erklärung für diese erst bewiesen, so folgt alles übrige von selbst.

Es bleibt schließlich noch ein Punkt zu berühren, aber der Raum gestattet nicht, darauf tiefer einzugehen. Vielfach wird angenommen, daß Varietäten sich gerade darin von Arten unterscheiden, daß sie nicht konstant sind, sondern von Zeit zu Zeit, durch sogenannten Atavismus, in die Mutterart zurückschlagen. Und thatsächlich kann man solche Rückschläge jedes Jahr auch auf den besten Gärtnereien oder an den von diesen bezogenen Samen beobachten. Aber hier liegt eine Täuschung vor. Auf den Gärtnereien stehen die verwandten Formen aus technischen Rücksichten in der Regel dicht nebeneinander, und Kreuzungen können somit vielfach stattfinden. Die Bastarde aber gleichen sehr häufig der Mutterform oder geben doch in ihren Kindern Individuen, die zu dieser Form zurückkehren. Und die Erfahrung lehrt, daß abgesehen von sehr seltenen Fällen des echten Atavismus aller sogenannte Rückschlag auf solche Kreuzungen zurückzuführen ist. Die Konstanz der Varietäten wird dadurch also wohl für die Praxis, nicht aber in ihrer theoretischen Bedeutung beeinträchtigt.

Gartenvarietäten sind also den wilden Arten durchaus analog, landwirtschaftliche Zuchtrassen aber verhalten sich ganz anders. Die Annahme, daß die Entstehung der Arten dem Auftreten jener Varietäten entspreche, erscheint daher als völlig berechtigt, während es ganz klar ist, daß ein der künstlichen Züchtung analoger Vorgang zu diesem Ziele nicht führen kann.

Es bleibt somit nur die Vorstellung der stoßweisen Aenderung übrig. Allerdings sind die Stöße oder Sprünge ganz klein, aber sie sind den kleinsten Unterschieden, die uns die Systematik zwischen nächstverwandten Arten kennen lehrt, gleichwertig. Jeder Sprung bildet im Evolutionsprozeß eine Einheit, eine Stufe auf der Leiter, auf der die Organisation allmählich aufwärts schreitet. Einen solchen kleinen Sprung kann man eine Mutation nennen im Gegensatze zu den Variationen, die die Ausgangspunkte für die veredelten Zuchtrassen bilden. Allerdings sagte Linné: Die Natur macht keine Sprünge; das heißt aber nur, daß man die Sprünge, die sie thatsächlich macht, damals noch nicht kannte.

Einiges über Virchow.

Von

Karl Blind.

I.

So hoch ehrend die Nachrufe an Virchow gewesen sind, so konnte doch i Rahmen von Tagesblättern und Zeitschriften seine umfassende wiss schaftliche und politische Thätigkeit unmöglich nach Gebühr geschildert werde Dazu wird es eines besonderen Werkes bedürfen.

Wenn ich heute einige persönliche Erinnerungen mitteile, so geschieht e lediglich, weil es möglicherweise von Nutzen sein könnte, ein paar Züge fe zustellen, die geeignet sind, zu seinem Gesamtbilde einen Beitrag zu liefer Dies vermag ich nur zu thun, indem ich an Erlebtes und an den etwa üb dreißig Jahre mit dem hervorragenden Gelehrten und Fortschrittskämpfer g und zu geführten Briefwechsel anknüpfe.

Erst spät ist mir bekannt geworden, daß Virchow in den Jahren d deutschen Revolution die Losung: „Wohlstand, Bildung und Freihe für alle!“ wörtlich zu der seinigen gemacht hatte. Er that es, nachdem w im September 1848 — infolge des schmachvollen, die Sache Schleswig-Holstein preisgebenden Waffenstillstandes von Malmö — in Baden den zweiten Fre scharenzug unternommen hatten. Der Standrechtskugel mit Mühe entgange da die nichtmilitärischen Beisitzer des Kriegsgerichtes einen Formfehler bei Erla des Standrechtsgesetzes geltend machten, hatten Gustav Struve und ich ein entsetzliche, nach heutigen Begriffen in ihren schreckhaften Einzelheiten kaum glau liche Kerkerhaft in den Rastatter Kasematten zu erdulden, bis ein neuer, sie reicher Aufstand von Volk und Heer im Mai 1849 uns die Befreiung brach

Man hätte denken sollen, die demokratische Losung, die allen unsern Au rufen bei Beginn der gewaffneten Erhebung vorangesetzt war, würde nach de mittlerweile in Berlin vollzogenen Staatsstreiche vom November 1848 kau anderwärts wieder aufgenommen werden. Virchow aber, der als Arzt da Elend der Armen kennen gelernt hatte — die, nach Sallets Wort, „da unt wimmeln ohne Brot und Recht“ — Virchow scheute sich nicht, unsern Wah spruch zu dem seinigen zu machen. Die von ihm aus jener Zeit vorliegende Aeußerungen über die Besserung des Loses der arbeitenden Stände und übe Regierungsformen sind denn auch deutlich und scharf genug.

Es sei hier nur eines seiner Aussprüche erwähnt:

„Wenn der Staat es zuläßt, daß durch irgendwelche Vorgänge, sei es de Himmels, sei es des täglichen Lebens, Bürger in die Lage gebracht werde verhungern zu müssen, so hört er rechtlich auf, Staat zu sein; er legalisiert de Diebstahl (die Selbsthilfe) und beraubt sich jedes sittlichen Grundes, die Siche

heit der Personen oder des Eigentums zu wahren. Dasselbe ist der Fall, wenn er zuläßt, daß ein Bürger gezwungen wird, in einer Lage zu beharren, bei der seine Gesundheit nicht bestehen kann."

Virchows Gegner haben ihm später oft den Vorwurf eines Mangels an Vaterlandsliebe zu machen gesucht. Zu einer Zeit, wo die deutschen Fürstenhöfe den „verlassenen Bruderstamm" im Norden unter dem Fremdjoche schmachten ließen, unter das sie ihn zurückgebeugt hatten, trat aber Virchow für das Recht des schleswig-holsteinschen Volkes mannhaft ein. Erst nach einiger Zeit erfuhr ich, was er in einer seiner betreffenden Reden über unsre Thätigkeit in England in dieser Sache geäußert hatte. In den mir zugekommenen deutschen Zeitungen hatte ich die anscheinend darin ausgelassene Stelle nicht gefunden. Erst durch Zusendung der Berliner „Volks-Zeitung" wurde sie mir bekannt.

In London war das Protokoll unterzeichnet worden, das Schleswig-Holstein wieder förmlich an Dänemark auslieferte. Von London aus wurde, durch einen kleinen Kreis deutscher demokratischer Verbannten unterstützt, eine Propaganda für das Recht Schleswig-Holsteins auf Lostrennung von Dänemark und Vereinigung mit dem Vaterlande durch englische und deutsche Flugschriften, durch Zuschriften an die englische, französische, italienische und amerikanische Presse jahrelang durchgeführt. An alle Kabinetts- und Parlamentsmitglieder in London, an alle Gesandten und Konsuln, an sämtliche Hauptblätter und politisch oder schriftstellerisch hervorragende Männer Englands wurden die Flugschriften übermittelt. Bei der Gefahr, die vorhanden war, daß England im Kriegsfalle auf die Seite Dänemarks mit seiner Flotte treten würde, handelte es sich darum, die öffentliche Meinung unausgesetzt zu beeinflussen und zu teilen. Gestand doch Gladstone noch viele Jahre nach 1864, daß im Kabinettsrat die Frage eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Dänemark erwogen worden war.

Alle jene englischen und deutschen Flugschriften und eine große Zahl von Briefen an die Presse verschiedener Länder stammten aus der Feder des Verfassers dieses Aufsatzes. Darüber sagte Virchow im Berliner Abgeordnetenhause unter Namensnennung: „Ein einziger deutscher Flüchtling hat für Schleswig-Holstein mehr gethan als unsre ganze Diplomatie."

Als ich dies las, dachte ich an jene unglücklichen sieben Musikanten aus dem Schwarzwalde, die 1848 bei unserm zweistündigen Kampfe in Staufen das Schleswig-Holstein-Lied gespielt, am Tage nachher aus dem Hause, in dem sie sich versteckt hatten, hervorgezogen und kurzerhand erschossen worden waren. Und ich hatte einen Eindruck, als sei Virchow, der nachher unsre damalige Aufstandslosung: „Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle!" zur seinigen machte, durch jene Rede im Abgeordnetenhause mir, der ich ihn zu jener Zeit nicht persönlich gekannt hatte, plötzlich wie ein Freund nahe getreten.

Vielleicht darf ich hier noch anführen, daß vor dem Kriege von 1863 bis 1864 die Vermittelung der von zwei Führern der schleswigschen Ständeversammlung vertraulich an das Auswärtige Amt in London gerichteten Denkschriften durch mich erfolgte. Es waren die Herren Hansen und Thomsen-Oldenswort,

die sie verfaßten. Da sie bei den damaligen Zuständen in den Herzogtümern die Unterzeichnung nicht wagen konnten, bezeugte ich dem Minister des Auswärtigen, Lord John Russell, die Echtheit der Schriftstücke.

Als mitten im Kriege wiederum in London eine diplomatische Zusammenkunft stattfand, die die Gefahr einer abermaligen Unterordnung Schleswig-Holsteins unter die dänische Krone in sich schloß, richteten wir scharfe Aufrufe an die deutschen Heere, und noch insbesondere an die polnischen und ungarischen Regimenter. Die Uebersetzung ins Magyarische ließ ich durch General Klapka, die ins Polnische durch einen polnischen Freund besorgen.

Es vergingen noch Jahre, ehe ich durch Briefwechsel in nähere Berührung mit Virchow kam. Dies geschah nach dem Kriege von 1870, wo er auf den Schlachtfeldern in Frankreich, zusammen mit seinen Söhnen, seine Vaterlandsliebe, seinen Mut, seine Aufopferungsfähigkeit bewährte.

Nur kurz sei erwähnt, daß die öftere Zusendung seiner auf Stammesfragen, Altertumskunde u. s. w. bezüglichen Schriften — über Augen-, Haar- und Hautfarbe in Deutschland; über die Weddas von Ceylon; über alt-trojanische Gräber und Schädel; über ägyptische Königsmumien und manches andre — mir stets eine hocherfreuliche Gabe war. Im Briefwechsel stand ich mit ihm auch, bei seinem bevorstehenden Besuche des Kaukasus, über die dem germanischen Stamme anscheinend verwandten Osseten; ebenso über Gothen und Skythen.

Bald wurde der Verkehr noch gestärkt durch die gemeinschaftliche lebhafte Teilnahme an Schliemanns Entdeckungen, bei denen Virchow mit thätig war, und in dessen „Troja-Werk“ Beiträge von mir über Virchows betreffende Gräber- und Schädelforschungen wie auch über die Verwandtschaft der trojanischen Thraker mit den Deutschen und den Skandinaven abgedruckt sind.

II.

Bei einem wissenschaftlich so hochstehenden Manne empfand ich ein eigentümliches Gefühl, als er mir in einem seiner Briefe schrieb: „Sie erhalten dieser Tage eine etwas ausführliche Besprechung der Vorgeschichte Aegyptens. Jedenfalls bitte ich meine Zusendungen nicht so aufzufassen, als verlangte ich von Ihnen eine Berücksichtigung oder gar Bearbeitung derselben. Bei dem weiten Horizonte Ihrer wissenschaftlichen Interessen wünschte ich nur Ihnen auszudrücken, wie sehr mir daran liegt, Ihnen persönlich diese Versuche vorzulegen.“

Durch Freund Schliemann wurden mir, wenn er nach London kam, gelegentlich Grüße von Virchow gesandt.

„Ich weiß, Sie sollten einst erschossen werden. Virchow hat es mir gesagt. Er läßt Sie vielmals grüßen!“

Mit diesen ganz unvermittelt, in seiner echt herzlichen Weise gesprochenen Worten trat der Trojaforscher eines Tages bei uns ein. Er war in den Revolutionsjahren nicht in Deutschland gewesen. Die Ereignisse jener Zeit waren ihm wenig bekannt. Virchow, der ihrer nicht vergaß, hielt es wohl für angezeigt, den gemeinschaftlichen Freund Schliemann näher darüber zu unterrichten, zumal

da dieser, seiner inneren Gesinnung nach, wie er sie mir persönlich kundgab, entschieden zur Volkssache hielt. Aus Amerika in London angelangt, um von da nach Berlin zu reisen, wo Kaiser Wilhelm I. von ihm mündlichen Vortrag über die Festungsbauten in Tiryns zu erhalten wünschte, sagte mir Schliemann, indem er mir die ihm gewordene Einladung mitteilte: „Sie wissen, ich bin ja gar nicht monarchisch gesinnt!“ Er erwähnte stets gern, auch auf seinen ersten Schriften, seine Eigenschaft als Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika.

Virchows kraftvolles Eintreten für Verfassungsrecht gegen budgetlose Regierung und seine spätere Thätigkeit im Kulturkampf gegen Römlingstum wurde von allen freigesinnten Deutschen in England mit warmer Teilnahme verfolgt. Ein aus edelmütiger Sorge um das Volkswohl hervorgegangener Irrtum war es, daß er zu einer Zeit, wo ein Feind an der Grenze lauerte, die Abrüstung für möglich erachtete. In den Jahren, die 1870 vorhergingen, habe ich in der deutschen, englischen und amerikanischen Presse die Nähe dieser Angriffsgefahr oft genug betont und, trotz 1866, zum Zusammenhalten aller Deutschen, einschließlich unsrer ausgestoßenen Brüder in Oesterreich, aufgefordert, nicht minder auch die Schaffung einer starken deutschen Flotte befürwortet. Zwischen zwei zur See stark gerüstete, mögliche Feinde in West und Ost gestellt und in Anbetracht der leider in England herrschenden Stimmung, bedarf Deutschland wahrlich eines entsprechenden Geschwaders, wenn es nicht seine Zukunft leichtweg aufs Spiel setzen will.

Virchow selbst, der doch in Rußland in wissenschaftlicher Beziehung wertvolle Anknüpfungen besaß, war sich der von Osten her drohenden Gefahr für Europa sehr bewußt. In einem Briefe an ihn hatte ich 1876, im Hinblick auf die serbischen Vorgänge, den russisch-türkischen Krieg vorausgesagt und Konstantinopel als das stete Eroberungsziel bezeichnet. In seiner Antwort äußerte er:

„Ihre Bemerkung wegen des Orients ist gewiß sehr richtig. Niemand kann es schmerzlicher empfinden als ich, daß unser Volk und selbst unser Reichstag der Tragödie, die die Russen aufführen, stillschweigend zusieht. Aber ich bin nicht im Reichstage, und ich habe seit 1866 keine auswärtige Frage mehr im politischen Sinne behandelt. Meine Arbeitskraft ist so sehr für andre Zwecke in Anspruch genommen, und die Aufgabe, gegen den Reichskanzler auswärtige Politik zu machen, erfordert so große Anstrengungen, daß ich mich nicht mehr für befähigt erachte, dieses Feld zu beackern. Einzelne Anstöße versuche ich zu geben, aber zu einer zusammenhängenden Aktion — und um diese würde es sich handeln — fühle ich mich nicht berufen. Und zwar um so weniger, als ich — in Wahrheit ganz mit Unrecht — als ein persönlicher Gegner des Reichskanzlers angesehen werde.“

Als Virchow vor einigen Jahren nach England kam, traf es sich leider einmal so, daß ich von London abwesend war. Ein andres Mal, wo er vor einer Versammlung von Aerzten und Naturforschern einen Vortrag in London hielt, war er so freundlich, mir schon von Berlin aus Zulaßkarten zu schicken, nachher auch den zum Voraus veranstalteten Abdruck seiner Vorlesung in eng-

lischer Sprache. Bei dieser und einer folgenden Gelegenheit ergab sich eine vertrauliche Begegnung.

Gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit mir und meiner Frau betrachtete er, zu unsrer Erheiterung, nach seiner wissenschaftlichen Art sofort den Kopf des vor ihm Stehenden, den er bisher nicht persönlich gesehen, und rief dann aus: „Ein solcher Schädel kann viel aushalten!“ Er gedachte der Kerkererlebnisse und sonstiger Dinge aus der Sturm- und Drangzeit von 1848/49 und bewies somit auch diesmal, wie schon früher durch die von Schliemann berichtete Mitteilung, daß er jene große Erhebung stets in voller und treuer Erinnerung behielt.

Bei seinem damaligen Aufenthalte in London war Virchow die Einladung geworden, in Cambridge die übliche Gedächtnisrede an Harvey zu halten, dem die Entdeckung des Kreislaufes des Blutes gewöhnlich zugeschrieben wird. Bei dem Empfangsabend, den der hervorragende, ausgezeichnete deutsche Arzt Dr. Felix Semon zu Ehren Virchows veranstaltet hatte, benutzte ich die Gelegenheit zu einem Gespräche mit Virchow über Harveys Vorgänger.

Die Wahrheit zu sagen, hat der verdienstvolle englische Forscher den Kreislauf des Blutes nicht entdeckt, sondern vielmehr nur die umfassendere Begründung geliefert — ebenso wie Darwin für die Entwicklungslehre, die vor ihm da war. Schon J. F. K. Hecker, Professor der Geschichte der Arzneikunde in Berlin, hat vor siebzig Jahren in seiner Schrift: „Die Lehre vom Kreislauf vor Harvey“ schlagende Beweise gegeben.

Als Harvey in Padua studierte, wurde diese Lehre in Italien von verstockten Theologen bekämpft. Calvin hat den Kreislauf des Blutes gekannt und geschildert. In Lionardo da Vinci's neuerdings veröffentlichten Handschriften habe ich eine Stelle darüber gefunden und sogar die wörtliche Bezeichnung: „Kreislauf des Blutes“. In der Berliner „Gegenwart“ machte ich vor Jahren darauf aufmerksam. Die gesamte einschlägige Litteratur in deutscher, französischer, italienischer und lateinischer Sprache habe ich gelesen, und ein Zweifel an der Sache selbst erscheint mir durchaus unhaltbar.

In fast halbstündigem Gespräche äußerte sich Virchow jedoch im gegenteiligen Sinne, und zwar mit großer Lebhaftigkeit, indem er darauf hinwies, was Gegner von ihm über Vorgänger in Sachen der Zellenlehre gesagt hatten. Ohne Zweifel hatte er dabei die Hinweise auf Schleidens und Schwanns Arbeiten im Sinn. Sein eignes Verdienst bleibt darum nicht minder groß. Er hat Irrtümer von Vorgängern berichtigt und seine eigne Lehre: „Omnis cellula e cellula“ aufs Unwiderleglichste begründet. Allein so hoch Virchow als Forscher steht, die erwähnte geschichtliche Thatsache bezüglich Harveys läßt sich nicht aus der Welt schaffen.

Ich weiß aus Erfahrung, daß man in England lange nicht von Vorläufern Harveys hat hören wollen, zumal da er selbst nicht dessen erwähnt, was er in Italien als Student gehört haben muß. In den letzten Jahren jedoch ist endlich bei neueren Gedächtnisreden in Cambridge dieser Vorgänger erwähnt worden, wenn auch bloß mit wenigen Worten.

Die Beziehungen zu Virchow gehören zu meinen lieben Erinnerungen. Wich auch meine Ansicht hie und da von der seinen ab, in vielen Hauptpunkten trafen wir wieder zusammen. Und stets werde ich der Ueberzeugung leben, daß das deutsche Volk auf ihn als einen seiner Tüchtigsten, Besten und Edelsten sto

Bestellschein für Einband-Decken.
(Die Ankündigung auf dem Umschlag bitten wir zu beachten.)

An
Buchhandlung in
Unterzeichnete bestellt hiermit
Exemplar der von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart offerierten
Original-Einband-Decke zur „Deutschen Revue“,
Siebenundzwanzigster Jahrgang, Band IV.
Exemplar — — do. — — do. — — — — „ — — — — — „ — — „ I. II. III.
Exemplar — — do. — — do. — — — — Jahrgang, Band
in engl. Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf Vorderdeckel und Rücken à 1 Mark pro Stück.
Name und Stand:
Ort, Straße und Hausnummer:
Um recht deutliche Schrift wird freundlichst gebeten!

Die Bestellung bitten wir bei derselben Buchhandlung aufzugeben, welche die „Deutsche Revue“ liefert. Die verehrlichen Postabonnenten belieben sich an die nächstgelegene Buchhandlung zu wenden, da durch die Postämter die Decken nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags liefern wir auf Wunsch die Einband-Decken auch direkt.
Stuttgart, Neckarstraße 121/23.
Deutsche Verlags-Anstalt.

Erregung des peripherischen Nerven auf das Gehirn hervorgegangen war.

Reflexepilepsien, die von Narben ausgehen, worin ein Nerv durch Zerrung der Einklemmung fortgesetzt gereizt wird, können mitunter noch nach jahrelanger

1) S. 390 u. f.
2) 1845. Th. 1, S. 852.

Dauer durch Ausschneiden der Narbe geheilt werden. Ungemein belehrend ist eine Beobachtung Seeligmüllers, die von Bergmann mitgeteilt wird, wo die Epilepsie eines 34jährigen Mannes, der 1866 einen Streifschuß an der Kuppe des linken kleinen Fingers erlitten und eine Narbe davongetragen hatte, nach dreizehnjährigem Bestande durch Wegschneiden der beiden vordersten Glieder des Fingers dauernd geheilt wurde. Von der empfindlichen Narbe hatte sich ein Kribbelgefühl über die Hand hinaufgezogen und die Anfälle begannen mit schlagenden Bewegungen der Hand. Der Kranke war bereits gedächtnisschwach geworden und untüchtig zu seinem Geschäfte. Die Heilung glückte vollständig, das Gedächtnis und die Arbeitsfähigkeit wurden völlig wiederhergestellt.

Leider führt die Operation nicht in allen Fällen zum erwünschten Ziele. Am ersten in frischen Fällen, so lange noch die Epilepsie nicht selbständig geworden ist und den Charakter der Reflexepilepsie bewahrt hat, wofür die Fortdauer der Empfindlichkeit der Narbe und Aura-Erscheinungen sprechen, die von der Narbe ausgehen.

Um die Mechanik der epileptischen Anfälle, die aus solcher fortgesetzter Reizung peripherischer Nerven hervorgehen, zu begreifen, und warum sie als reflexepileptische bezeichnet werden, ist eine kurze Belehrung über die innere Einrichtung des Nervensystems und seine Reflexvorrichtung nicht zu umgehen.

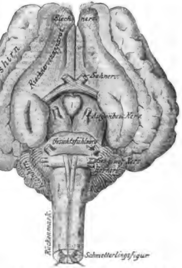
Den massiven Grundstock des Nervensystems bildet das Gehirn mit dem Rückenmark, die wohlverwahrt in den Knochengehäusen des Schädels und der Wirbelsäule eingeschlossen liegen. Gewissermaßen abgesprengt davon liegen durch den Körper zerstreut kleinere knotige Anhäufungen von Nervensubstanz, Nervenknoten oder Ganglien genannt.

Aus dem Boden des Gehirns und seitlich am Rückenmark treten links und rechts symmetrisch angeordnet Nervenstränge hervor.[1]) Am Rückenmark bilden sie jederseits zwei lange doppelte Reihen, die vorderen und hinteren Nervenwurzeln, die die Wirbelhöhle durch Kanäle zwischen den Wirbelknochen verlassen und sich dann zu den Nervenstämmen vereinigen, die sich in ihrem weiteren Verlaufe zu den Leibesteilen verästeln und zuletzt in feinsten Aestchen als mikroskopische Nervenfäden in die Organgewebe einsenken. — Von den Nerven, die aus dem Boden des Gehirns entspringen, haben einige gleichfalls geteilte Wurzeln, andre entspringen als fertige Nervenstämme. — Die Rückenmarksnerven versorgen den Rumpf, die Gliedmaßen und den Hals, die Gehirnnerven den Kopf. — Die peripherischen Nervenenden zeigen sich sehr verschieden gestaltet, je nach den Organen und Geweben, wo sie eintauchen, als mikroskopische Platten in den Muskeln, als eigentümliche Cylinderchen (Pacinische Körper) in der Haut, und wieder anders in den Sinnesorganen am Kopfe; besonders kunstreich und sehr verwickelt sind die Endausbreitungen der Seh- und

[1]) An jedem Kalbshirn, das der Metzger mit dem obersten Teile des Rückenmarks und den Anfängen der daraus entspringenden Nerven, den Nervenwurzeln, etwas vorsichtig herausschnitte, könnte der Leser sich leicht eine Anschauung von diesen Organen verschaffen, die bei allen Säugetieren und dem Menschen nach dem gleichen Grundplane angelegt sind.

Kalbshirn und Rückenmark von Prof. Edinger entworfen.

Fig. 1.



Das Gehirn und der obere Teil des Rückenmarkes vom Kalbe. — Ansicht der nach unten gerichteten Fläche. — Ganz unten der Querschnitt des Rückenmarkes mit den Ursprungkernen der Bewegungsfasern und den Endkernen der Fühlfasern. „Schmetterlingsfigur". Am Rückenmarke überall austretende Bewegungsfasern. In der Mitte oben die Bahn zum großen Gehirn aus der gekreuzten Rückenmarkshälfte — man sieht die Kreuzung bei X. Rechts und links davon das Kleinhirn. Vor der erwähnten Kreuzung das verlängerte Mark, aus dem die Hirnnerven entspringen. Vor diesem die Gehirnschenkel, aus denen der Augenbewegungsnerv hervorkommt und vor diesem die Sehnerven, die zum Teil kreuzen, ehe sie in das Auge treten. Rechts und links von den Sehnerven die mächtigen Gehirnteile für den beim Kalbe gut ausgebildeten Geruchsapparat und nach außen von diesen der übrige Teil des Großhirnes, soweit er eben von der Unterfläche her sichtbar wird.

Hörnerven gebaut, die Sehhaut (retina), der Augapfel und die Cortischen Organe in der knöchernen Gehörschnecke.

Die durch den Körper zerstreuten Ganglien versorgen mit ihren Nerven hauptsächlich die Eingeweide und Gefäße, doch hängen sie durch Nervenstränge und Fäden auch mit dem Rückenmark und Gehirn zusammen. Man hat dieses große, fast gänzlich außerhalb des Schädels und der Wirbelhöhle gelegene nervöse Flechtwerk das sympathische Nervensystem genannt und von dem :erebrospinalen, dem Gehirn und Rückenmark mit hren Nerven, unterschieden.

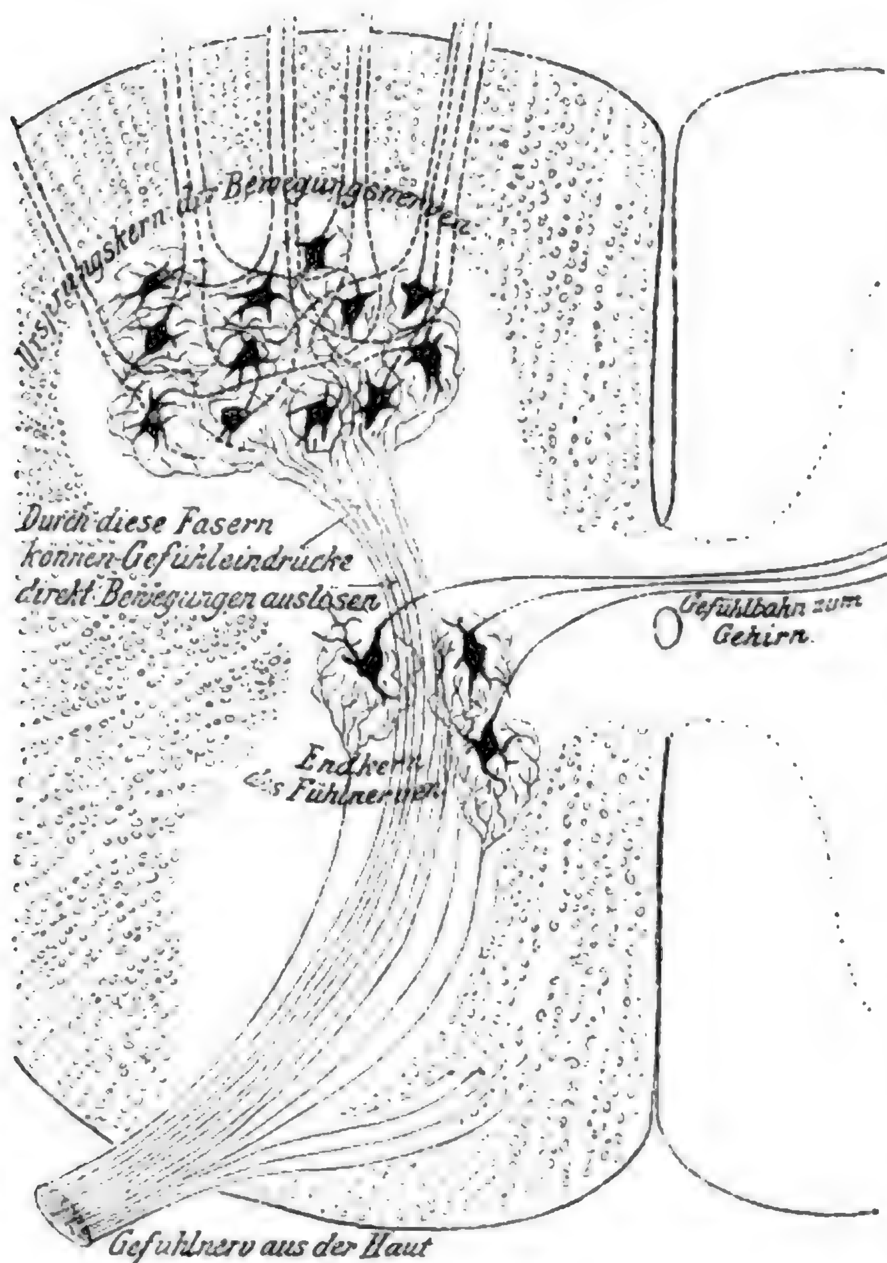
Gehirn, Rückenmark und Ganglien sind die Zentralorgane, die Nerven mit hren Verzweigungen und Enden die peripherischen Glieder des Nervensystems, gewissermaßen die Fühlfäden und Fangarme, die die Centra die Polypen ausstrecken, um Nachrichten einzuziehen und ch die Dinge anzueignen, die er Organismus zu seiner rhaltung bedarf.

Der physikalische Vorang der Nervenerregung ist einem Strome vergleichbar, der den Verkehr nes großen Landes vermittelt. Er bewegt sich in den peripherischen Nerven ı zwei entgegengesetzten Richtungen, von der Peripherie zu den Zentral-:ganen, und von diesen zu jener. Die zentripetale Strömung übermittelt e Eindrücke der Nerven den Zentralorganen zur inneren Verarbeitung und ufspeicherung, die zentrifugale die Aufträge der Zentralorgane den Muskeln. n den Zentralorganen kommen zu den Strömungen, die den peripherischen

oder Außenverkehr vermitteln, die für den Innenverkehr der Zentralorgane. Auch diese bewegen sich in Nervensträngen, Reisern und Fäden, nur liegen sie nicht isoliert zu Tage, sondern eingebettet in das Gehirnmark und Rückenmark; auch ist ihre Richtung nicht überall mit Sicherheit zu verfolgen, bald laufen sie vertikal vom Rückenmark aufwärts zum Gehirne oder abwärts von diesem zu jenem, bald horizontal in querer Richtung, kreuzen sich auch, bald schlagen sie schwer verfolgbare, verschlungene Wege ein.

Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts stellten Versuche die Thatsache unumstößlich fest, daß die Richtung, worin die Erregung peripherischer Nerven sich fortpflanzt, durch ein physiologisches Gesetz genau bestimmt wird. Das 1811 von Charles Bell (1774 bis 1842) aufgestellte Gesetz, **Bellsches Gesetz**, besagt, daß alle Nerven, die dem Rückenmarke Erregungen zuführen, durch die hinteren Wurzeln hineingehen, während alle, die Erregungen aus dem Rückenmarke zu den Muskeln ausführen, durch die vorderen Wurzeln daraus hervorgehen. Die zuführenden, ihre Erregungen zentripetal fortpflanzenden Nerven nennt die Physiologie **sensible**, die ausführenden, zentrifugal sie fortpflanzenden **motorische**.

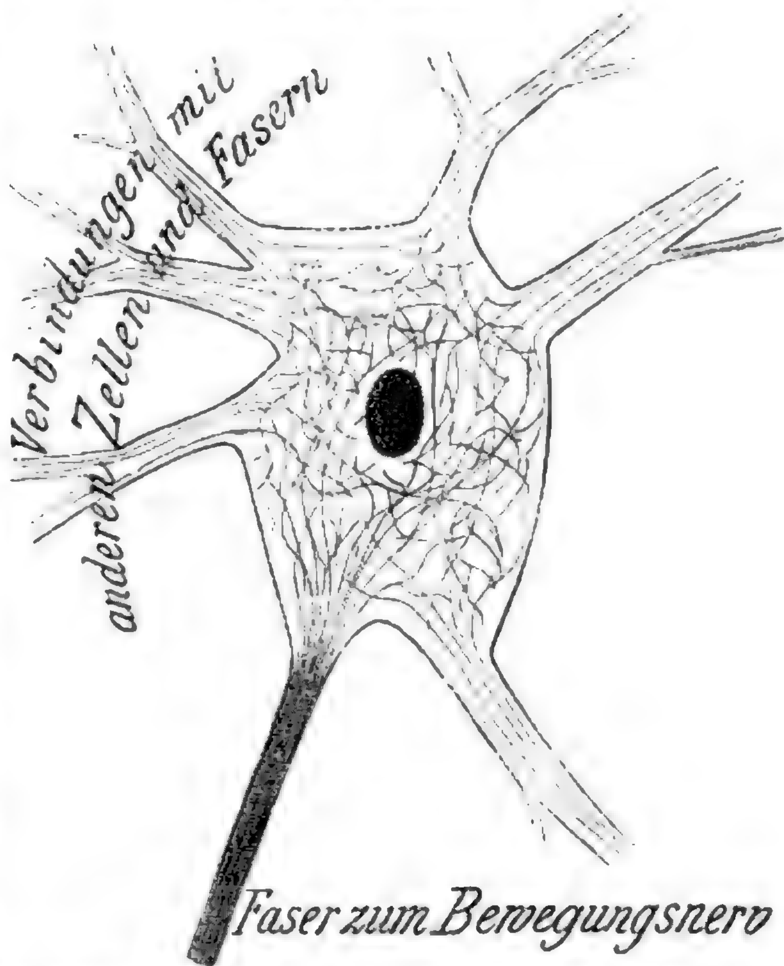
Fig. 2.



Ein Stück des durchschnittenen Rückenmarkes unten an der Fig. 1 stark vergrößert. Nur die linke Hälfte der Schmetterlingsfigur ist abgebildet. (Halbschema).

Zwar trifft nur die Bezeichnung motorisch zu, während die Bezeichnung sensibel streng genommen unrichtig ist, denn der motorische Nerv erzeugt, gereizt, direkt ohne Vermittlung der Zentralorgane, Bewegungen, der sensible aber nur dann Empfindungen, wenn seine Erregung sich bis in diese fortpflanz-

Fig. 3. (Schema.)



Eine Zelle, wie sie Fig. 2 oben abgebildet sind, stärker vergrößert. Man sieht, wie die in sie eintauchenden Fäserchen sich in der mannigfachsten Art verteilen und aufsplittern, ehe sie, anders verteilt, die Zelle wieder verlassen.

und wie später genauer erörtert werden wird, bis ins Gehirn. Abgeschnitten von den Zentralorganen ist der sensible Nerv unfähig, Empfindung zu erzeugen; das Glied, dessen sensible Nerven durchschnitten sind, ist gegen die kräftigsten Reize völlig unempfindlich. Wachsen die Nervenenden an der Schnittstelle wieder zusammen, so kehrt die Empfindung zurück. Wir verlegen zwar die Empfindungen in die Peripherie, aber daß sie zentral sind, geht aus der Thatsache hervor, daß der Amputierte Schmerzen, die von dem Stumpfe des Gliedes ausgehen, nach geraumer Zeit noch in dem abgetrennten Teil des Gliedes, Fuß oder Hand, die vielleicht schon verwesen, zu empfinden vermeint. Diese und zahlreiche ähnliche Erfahrungen führt die Physiologie auf das Gesetz der excentrischen Projektion der Empfindungen zurück. Es erklärt uns, warum beispielsweise die äußere Taubheit nicht die innere bedingt und der taube Beethoven noch frei über das Reich der Töne verfügte, oder weshalb der Hallucinierende seine Hirngespinste für objektive Wirklichkeit nimmt, Stimmen vom Himmel hört und auf ihr Gebot sich verstümmelt oder Angehörige mordet. Obwohl die peripherischen Enden unsrer Sinnesnerven, namentlich der Seh- und Gehörnerven, äußerst kunstreich konstruiert sind und deshalb angenommen werden darf, daß die äußeren Eindrücke vermittelst dieser Einrichtungen eine die Empfindung vorbereitende Verarbeitung erfahren, so braucht diese doch nur physikalisch und nicht seelisch zu sein. Die peripherischen Nerven sind nur die Klaviatur des Instruments, worauf sich unsre Empfindungen abspielen, die Tastatur, das Hammerwerk, das den Saiten ihre Töne entlockt, liegt im zentralen Nervenmark des Gehirns.

Wie die Versuche mit Durchschneidung der sensibeln Nerven die zentripetale Richtung der Ströme erweisen, die sie bei der Erregung durchfließen, so die mit Durchschneidung der motorischen die zentrifugale Richtung der Ströme in diesen. Die Trennung eines motorischen Nerven von den Zentralorganen bewirkt sofort völlige Lähmung der Muskeln, die er mit seinen Fäden versorgt hat. Reizen

wir den durchschnittenen Nerven irgendwie, mechanisch, chemisch oder elektrisch, so sehen wir nur dann Bewegungen erfolgen, wenn wir ihn unterhalb der Schnittstelle in Erregung bringen, dagegen bleiben alle Bewegungen aus, wenn wir ihn oberhalb reizen; auch vermag keine Reizung der Zentren oder der Willensimpuls die gelähmten Teile zu bewegen.

Ganz ähnlich verhalten sich einige Kopfnerven, die mit geteilten, motorischen und sensorischen Wurzeln entspringen, dagegen sind einige andre rein motorisch oder sensorisch. Der siebente Hirnnerv ist rein motorisch und bewegt die mimischen Gesichtsmuskeln, der Riechnerv und Sehnerv sind rein sensibel.

An Bells große Entdeckung schloß sich 22 Jahre nachher die nicht minder große und ohne die Bellsche unverständliche der Reflexerregbarkeit der Zentralorgane von Marshall Hall ein, der wir eine besondere Betrachtung widmen müssen. Sie enthält den Schlüssel zu der Werkstätte der Reflexepilepsien.

XIII.
Die Reflexepilepsie und die Reflexerregbarkeit.

Als Marshall Hall (1790 bis 1857) eines Tags zufällig, wie er selbst erzählt, den abgebrochenen Schwanz einer Eidechse zucken sah und fand, daß er regelmäßig die Zuckung wiederholte, so oft ihn die Spitze seines Messers berührte, so beschloß er, der Ursache dieser auffallenden Erscheinung auf dem Versuchswege nachzugehen, und wurde so der Entdecker der Reflexerregbarkeit (1833). Seitdem haben sich eine lange Reihe ausgezeichneter Physiologen und Anatomen mit ihren mannigfachen Erscheinungen und dem Mechanismus des Nervensystems, dem sie entspringen, eifrig beschäftigt; Physiologie und Pathologie verdanken ihren scharfsinnigen Untersuchungen eine Fülle lehrreicher Aufschlüsse über die Quellen der normalen und krankhaften tierischen Bewegung, aber ein Abschluß ist nicht erzielt und auch wohl in Jahrtausenden nicht zu gewärtigen.

Der Leser darf kein Verzeichnis der Forscher erwarten, die sich seit Marshall Halls Entdeckung um ihren wissenschaftlichen Ausbau verdient machten; ihr Verzeichnis würde zum Buche werden. Es genügt aus der großen Zahl drei hervorzuheben, die die physiologischen Grundsteine der heutigen Lehre von den Reflexvorrichtungen legten: den genialen Johannes Müller in Berlin (1801 bis 1858), den noch dozierenden Professor der Physiologie Pflüger in Bonn,[1]) und den jüngst verstorbenen Professor der Physiologie Goltz in Straßburg (1834 bis 1902). Ueber die anatomische Einrichtung des zentralen Reflexgebietes haben bewunderungswürdige Arbeiten des Kasseler Chirurgen Benedikt Stilling (1810 bis 1879) zuerst ein helles Licht verbreitet. Die genauere Kenntnis der mikroskopischen Laboratorien, die die treibenden Kräfte des Nervensystems liefern, nahm ihren Anfang erst in den letzten Jahren des dritten Jahrzehnts oder mit der genaueren

---

[1]) E. W. Pflüger, Die sensorischen Funktionen des Rückenmarks der Wirbeltiere. Berlin 1853.

Beschreibung der Nervenganglienzellen durch Remak in Berlin und der Auf-indung ihres Zusammenhangs mit den Nervenfasern durch Hannover in Kopenhagen.[1])

Marshall Halls Versuche bewiesen, daß das Rückenmark der Wirbeltiere as Vermögen besitzt, abgetrennt vom Gehirne, somit selbständig, die Erregungen, ie es von den sensibeln Nerven durch die hinteren Wurzeln empfängt, dergestalt uf die motorischen der vorderen Wurzeln fortzupflanzen, daß diese die Muskeln es Gliedes, das seine sensibeln Nerven aus dem gleichen Abschnitte des Rücken-narks empfängt, zur Kontraktion und somit das Glied zur Bewegung bringen. Hieraus ward es begreiflich, daß der abgebrochene Schwanz der Eidechse zuckt, venn er mechanisch gereizt wird, denn er enthält das untere Endstück des Rücken-narks und empfängt aus ihm seine sensorischen und motorischen Nerven. Was ür den Schwanz der Eidechse, gilt für alle beweglichen Glieder der Wirbeltiere: Beine und Arme, Zunge, Unterkiefer und den Rumpf selbst; das Rückenmarks-egment, das eine Reizung durch die sensibeln Nerven eines Gliedes empfängt, eflektiert sie durch die motorischen wie in einem Bogen (Reflexbogen) zum Gliede. Ist die Reizung von mäßiger Stärke und Dauer, so beschränkt sich ihre Wirkung uf das eine Segment, erreicht sie eine hinreichende Stärke oder längere Dauer, o pflanzt sich die Erregung auf die Nachbarschaft fort, zunächst nur auf der leichen Seite und kann sich weiter verbreitend mehr oder weniger rasch alle Muskeln einer Körperhälfte in Bewegung setzen, schließlich auch alle der andern. Je nach der Ausdehnung, die die Zuckungen erreichen, unterscheiden wir teilweise albseitige und allgemeine Reflexzuckungen.

Das Reflexgebiet der zentralen Markmassen ist nicht auf das Rückenmark und seine oberste, zwiebelförmige Anschwellung am Schädeleingang (bulbus nedullae), verlängertes Halsmark genannt, beschränkt. Es reicht noch in das ngrenzende Hinterhirn hinein bis zu den Großhirnschenkeln, d. i. bis in das Ursprungsgebiet der sensibeln und motorischen Wurzeln der Kopfnerven. Außer iesem cerebrospinalen Reflexzentrum verfügt das Nervensystem noch über eine roße Zahl kleiner, durch den Körper zerstreuter Reflexzentren in Gestalt der narkigen Nervenknoten des Gangliensystems, die sogenannten sympathischen Reflexzentren. Sympathisch nannte man das Gangliensystem vor der Ent-eckung Marshall Halls, weil man irrigerweise glaubte, die Erscheinungen des Reflexes, der Mitempfindung und Mitbewegung, die wir heute aus zentralen Vorgängen ableiten, aus der Verflechtung der zahllosen Nervenfäden, die aus en Ganglien hervorgehen, unter sich und mit den cerebrospinalen peripherischen Nervenreisern erklären zu können.

Nichts beweist die reflektorische Selbständigkeit des Rückenmarks besser, als

[1]) Wie fast unübersehbar die anatomische Litteratur über das Nervensystem geworden, ehrt eine Bemerkung in Professor Edingers Werk: Untersuchung über den Bau der ervösen Zentralorgane der Menschen und der Säugetiere, 6. Auflage, Leipzig 1900, S. 27. Danach sind allein über die Struktur der Nervenzellen zwischen 1895 und 1899 gegen 00 Arbeiten veröffentlicht worden.

lischer Sprache. Bei dieser und einer folgenden Gelegenheit ergab sich eine vertrauliche Begegnung.

Gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit mir und meiner Frau betrachtete er, zu unsrer Erheiterung, nach seiner wissenschaftlichen Art sofort den Kopf des vor ihm Stehenden, den er bisher nicht persönlich gesehen, und rief dann aus: „Ein solcher Schädel kann viel aushalten!“ Er gedachte der Kerkererlebnisse und sonstiger Dinge aus der Sturm- und Drangzeit von 1848/49 und bewies somit auch diesmal, wie schon früher durch die von Schliemann berichtete Mitteilung, daß er jene große Erhebung stets in voller und treuer Erinnerung behielt.

Bei seinem damaligen Aufenthalte in London war Virchow die Einladung geworden, in Cambridge die übliche Gedächtnisrede an Harvey zu halten, dem die Entdeckung des Kreislaufes des Blutes gewöhnlich zugeschrieben wird. Bei dem Empfangsabend, den der hervorragende, ausgezeichnete deutsche Arzt Dr. Felix Semon zu Ehren Virchows veranstaltet hatte, benutzte ich die Gelegenheit zu einem Gespräche mit Virchow über Harveys Vorgänger.

Die Wahrheit zu sagen, hat der verdienstvolle englische Forscher den Kreislauf des Blutes nicht entdeckt, sondern vielmehr nur die umfassendere Begründung geliefert — ebenso wie Darwin für die Entwicklungslehre, die vor ihm da war. Schon J. F. K. Hecker, Professor der Geschichte der Arzneikunde in Berlin, hat vor siebzig Jahren in seiner Schrift: „Die Lehre vom Kreislauf vor Harvey“ schlagende Beweise gegeben.

Als Harvey in Padua studierte, wurde diese Lehre in Italien von verstockten Theologen bekämpft. Calvin hat den Kreislauf des Blutes gekannt und geschildert. In Lionardo da Vinci's neuerdings veröffentlichten Handschriften habe ich eine Stelle darüber gefunden und sogar die wörtliche Bezeichnung: „Kreislauf des Blutes“. In der Berliner „Gegenwart“ machte ich vor Jahren darauf aufmerksam. Die gesamte einschlägige Litteratur in deutscher, französischer, italienischer und lateinischer Sprache habe ich gelesen, und ein Zweifel an der Sache selbst erscheint mir durchaus unhaltbar.

In fast halbstündigem Gespräche äußerte sich Virchow jedoch im gegenteiligen Sinne, und zwar mit großer Lebhaftigkeit, indem er darauf hinwies, was Gegner von ihm über Vorgänger in Sachen der Zellenlehre gesagt hatten. Ohne Zweifel hatte er dabei die Hinweise auf Schleidens und Schwanns Arbeiten im Sinn. Sein eignes Verdienst bleibt darum nicht minder groß. Er hat Irrtümer von Vorgängern berichtigt und seine eigne Lehre: „Omnis cellula e cellula“ aufs Unwiderleglichste begründet. Allein so hoch Virchow als Forscher steht, die erwähnte geschichtliche Thatsache bezüglich Harveys läßt sich nicht aus der Welt schaffen.

Ich weiß aus Erfahrung, daß man in England lange nicht von Vorläufern Harveys hat hören wollen, zumal da er selbst nicht dessen erwähnt, was er in Italien als Student gehört haben muß. In den letzten Jahren jedoch ist endlich bei neueren Gedächtnisreden in Cambridge dieser Vorgänger erwähnt worden, wenn auch bloß mit wenigen Worten.

Die Beziehungen zu Virchow gehören zu meinen lieben Erinnerungen. Wich auch meine Ansicht hie und da von der seinen ab, in vielen Hauptpunkten trafen wir wieder zusammen. Und stets werde ich der Ueberzeugung leben, daß das deutsche Volk auf ihn als einen seiner Tüchtigsten, Besten und Edelsten stolz zu sein allen Anlaß hat.

Ueber Epilepsie.

Von

Adolf Kußmaul.

XII.

Die Reflexepilepsie und das Bellsche Gesetz.

Die chirurgische Litteratur verfügt über zahlreiche Beobachtungen von Epilepsie, die aus fortgesetzter Reizung peripherischer Nerven hervorgingen und auf operativem Wege durch Beseitigung des örtlichen Reizes geheilt wurden. Die Pathologie nennt Epilepsien dieses Ursprungs Reflexepilepsien. v. Bergmann hat in seinem bereits citierten Werke[1]) eine lehrreiche Reihe einschlagender Fälle zusammengestellt. Sie beginnt mit einer berühmten Erzählung des großen Dieffenbach, die er in seiner operativen Chirurgie[2]) niedergelegt hat.

Ein Mädchen hatte sich die Hand durch Glasscherben verletzt und Narben davongetragen. Sie litt infolge davon an neuralgischen Schmerzen, ferner an krampfhaften Kontraktionen mit Abmagerung und völliger Unbrauchbarkeit der Hand; endlich an epileptischen Anfällen. Dieffenbach schnitt die Narben aus und fand „einen feinen Glassplitter in der Gestalt einer Fischschuppe, der einen Nervenfaden angeschnitten hatte; der Nerv war an dieser Stelle verdickt und verhärtet. Nach der Operation verschwanden die Neuralgie, die Epilepsie, die Kontraktion und die Abmagerung des Gliedes. Die Kranke wurde vollkommen gesund und erhielt die ganze Brauchbarkeit des Gliedes wieder."

Die Epilepsie war in diesem Falle unzweifelhaft aus der fortgesetzten Reizung hervorgegangen, die der feine Nerv der Hand durch den Glassplitter erlitt. Mit der Entfernung des Splitters verschwanden sämtliche Folgen der Reizung, sowohl die örtlichen an der Hand, wie die Epilepsie, die aus der Fortpflanzung der Erregung des peripherischen Nerven auf das Gehirn hervorgegangen war.

Reflexepilepsien, die von Narben ausgehen, worin ein Nerv durch Zerrung oder Einklemmung fortgesetzt gereizt wird, können mitunter noch nach jahrelanger

---

1) S. 390 u. f.

2) 1845. Th. 1, S. 852.

Dauer durch Ausschneiden der Narbe geheilt werden. Ungemein belehrend ist eine Beobachtung Seeligmüllers, die von Bergmann mitgeteilt wird, wo die Epilepsie eines 34jährigen Mannes, der 1866 einen Streifschuß an der Kuppe des linken kleinen Fingers erlitten und eine Narbe davongetragen hatte, nach dreizehnjährigem Bestande durch Wegschneiden der beiden vordersten Glieder des Fingers dauernd geheilt wurde. Von der empfindlichen Narbe hatte sich ein Kribbelgefühl über die Hand hinaufgezogen und die Anfälle begannen mit schlagenden Bewegungen der Hand. Der Kranke war bereits gedächtnisschwach geworden und untüchtig zu seinem Geschäfte. Die Heilung glückte vollständig, das Gedächtnis und die Arbeitsfähigkeit wurden völlig wiederhergestellt.

Leider führt die Operation nicht in allen Fällen zum erwünschten Ziele. Am ersten in frischen Fällen, so lange noch die Epilepsie nicht selbständig geworden ist und den Charakter der Reflexepilepsie bewahrt hat, wofür die Fortdauer der Empfindlichkeit der Narbe und Aura-Erscheinungen sprechen, die von der Narbe ausgehen.

Um die Mechanik der epileptischen Anfälle, die aus solcher fortgesetzten Reizung peripherischer Nerven hervorgehen, zu begreifen, und warum sie als reflexepileptische bezeichnet werden, ist eine kurze Belehrung über die innere Einrichtung des Nervensystems und seine Reflexvorrichtung nicht zu umgehen.

Den massiven Grundstock des Nervensystems bildet das Gehirn mit dem Rückenmark, die wohlverwahrt in den Knochengehäusen des Schädels und der Wirbelsäule eingeschlossen liegen. Gewissermaßen abgesprengt davon liegen durch den Körper zerstreut kleinere knotige Anhäufungen von Nervensubstanz, Nervenknoten oder Ganglien genannt.

Aus dem Boden des Gehirns und seitlich am Rückenmark treten links und rechts symmetrisch angeordnet Nervenstränge hervor.[1]) Am Rückenmark bilden sie jederseits zwei lange doppelte Reihen, die vorderen und hinteren Nervenwurzeln, die die Wirbelhöhle durch Kanäle zwischen den Wirbelknochen verlassen und sich dann zu den Nervenstämmen vereinigen, die sich in ihrem weiteren Verlaufe zu den Leibesteilen verästeln und zuletzt in feinsten Aestchen als mikroskopische Nervenfäden in die Organgewebe einsenken. — Von den Nerven, die aus dem Boden des Gehirns entspringen, haben einige gleichfalls geteilte Wurzeln, andre entspringen als fertige Nervenstämme. — Die Rückenmarksnerven versorgen den Rumpf, die Gliedmaßen und den Hals, die Gehirnnerven den Kopf. — Die peripherischen Nervenenden zeigen sich sehr verschieden gestaltet, je nach den Organen und Geweben, wo sie eintauchen, als mikroskopische Platten in den Muskeln, als eigentümliche Cylinderchen (Pacinische Körper) in der Haut, und wieder anders in den Sinnesorganen am Kopfe; besonders kunstreich und sehr verwickelt sind die Endausbreitungen der Seh- und

[1]) An jedem Kalbshirn, das der Metzger mit dem obersten Teile des Rückenmarks und den Anfängen der daraus entspringenden Nerven, den Nervenwurzeln, etwas vorsichtig herausschnitte, könnte der Leser sich leicht eine Anschauung von diesen Organen verschaffen, die bei allen Säugetieren und dem Menschen nach dem gleichen Grundplane angelegt sind.

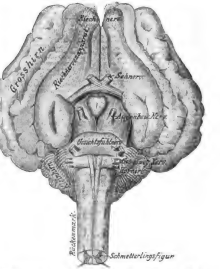
Hörnerven gebaut, die Sehhaut (retina), der Augapfel und die Cortischen Organe in der **knöchernen** Gehörschnecke.

Die durch den Körper zerstreuten Ganglien versorgen mit ihren Nerven hauptsächlich die Eingeweide und Gefäße, doch hängen sie durch Nervenstränge und Fäden auch mit dem Rückenmark und Gehirn zusammen. Man hat dieses große, fast gänzlich außerhalb des Schädels und der Wirbelhöhle gelegene nervöse Flechtwerk das s y m p a t h i s c h e Nervensystem genannt und von dem c e r e b r o s p i n a l e n, dem Gehirn und Rückenmark mit ihren Nerven, unterschieden.

Gehirn, Rückenmark und Ganglien sind die Z e n t r a l o r g a n e, die Nerven mit ihren Verzweigungen und Enden die p e r i p h e r i s c h e n Glieder des Nervensystems, gewissermaßen die Fühlfäden und Fangarme, die die Centra wie Polypen ausstrecken, um Nachrichten einzuziehen und sich die Dinge anzueignen, die der Organismus zu seiner Erhaltung bedarf.

Kalbshirn und Rückenmark von Prof. Edinger entworfen.

Fig. 1.



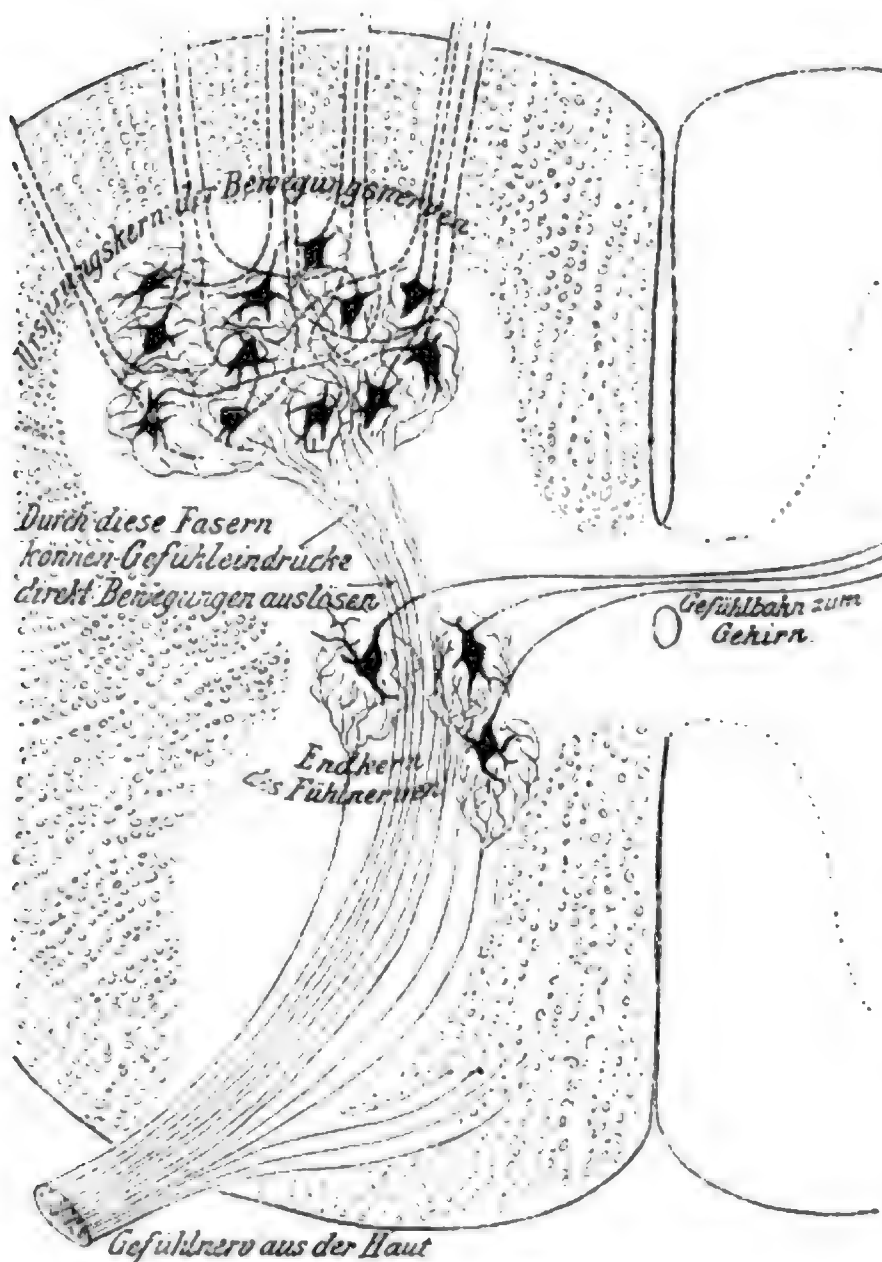
Das Gehirn und der obere Teil des Rückenmarkes vom Kalbe. — Ansicht der nach unten gerichteten Fläche. — Ganz unten der Querschnitt des Rückenmarkes mit den Ursprungkernen der Bewegungsfasern und den Endkernen der Fühlfasern. „Schmetterlingsfigur". Am Rückenmarke überall austretende Bewegungsfasern. In der Mitte oben die Bahn zum großen Gehirn aus der gekreuzten Rückenmarkshälfte — man sieht die Kreuzung bei X. Rechts und links davon das Kleinhirn. Vor der erwähnten Kreuzung das verlängerte Mark, aus dem die Hirnnerven entspringen. Vor diesem die Gehirnschenkel, aus denen der Augenbewegungsnerv hervorkommt und vor diesem die Sehnerven, die zum Teil kreuzen, ehe sie in das Auge treten. Rechts und links von den Sehnerven die mächtigen Gehirnteile für den beim Kalbe gut ausgebildeten Geruchsapparat und nach außen von diesen der übrige Teil des Großhirnes, soweit er eben von der Unterfläche her sichtbar wird.

Der physikalische Vorgang der Nervenerregung ist einem Strome vergleichbar, der den Verkehr eines großen Landes vermittelt. Er bewegt sich in den peripherischen Nerven in zwei entgegengesetzten Richtungen, von der Peripherie zu den Zentralorganen, und von diesen zu jener. Die zentripetale Strömung übermittelt die Eindrücke der Nerven den Zentralorganen zur inneren Verarbeitung und Aufspeicherung, die zentrifugale die Aufträge der Zentralorgane den Muskeln. In den Zentralorganen kommen zu den Strömungen, die den peripherischen

oder Außenverkehr vermitteln, die für den Innenverkehr der Zentralorgane. Auch diese bewegen sich in Nervensträngen, Reisern und Fäden, nur liegen sie nicht isoliert zu Tage, sondern eingebettet in das Gehirnmark und Rückenmark; auch ist ihre Richtung nicht überall mit Sicherheit zu verfolgen, bald laufen sie vertikal vom Rückenmark aufwärts zum Gehirne oder abwärts von diesem zu jenem, bald horizontal in querer Richtung, kreuzen sich auch, bald schlagen sie schwer verfolgbare, verschlungene Wege ein.

Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts stellten Versuche die Thatsache unumstößlich fest, daß die Richtung, worin die Erregung peripherischer Nerven sich fortpflanzt, durch ein physiologisches Gesetz genau bestimmt wird. Das 1811 von Charles Bell (1774 bis 1842) aufgestellte Gesetz, **Bellsches Gesetz**, besagt, daß alle Nerven, die dem Rückenmarke Erregungen zuführen, durch die hinteren Wurzeln hineingehen, während alle, die Erregungen aus dem Rückenmarke zu den Muskeln ausführen, durch die vorderen Wurzeln daraus hervorgehen. Die zuführenden, ihre Erregungen zentripetal fortpflanzenden Nerven nennt die Physiologie **sensible**, die ausführenden, zentrifugal sie fortpflanzenden **motorische**.

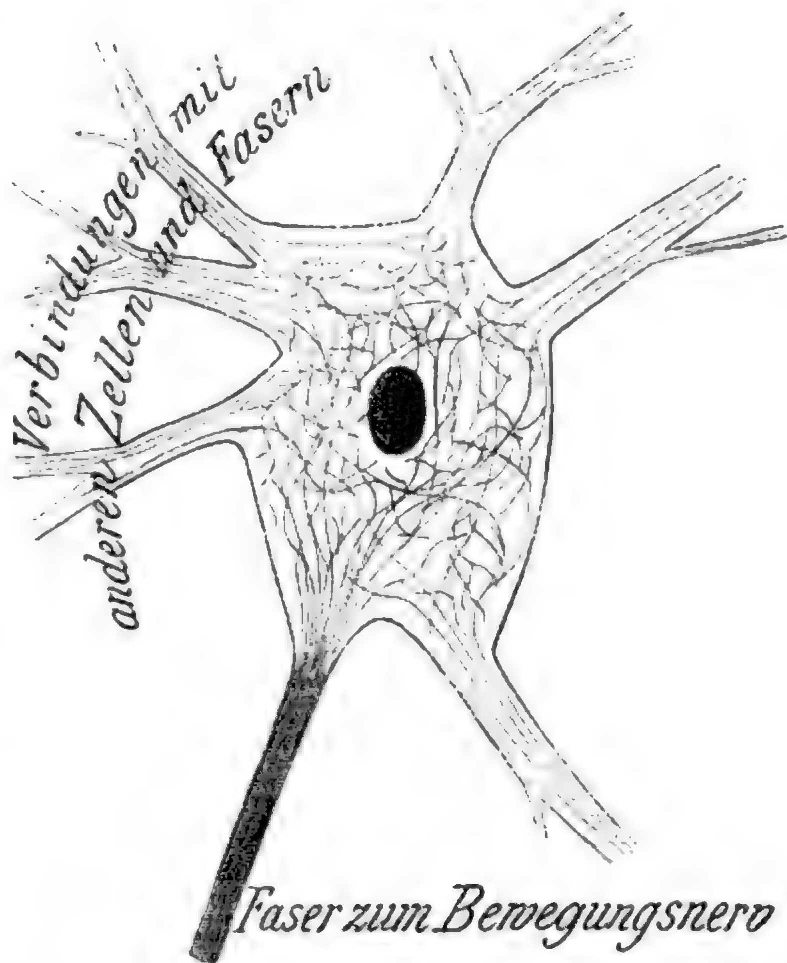
Fig. 2.



Ein Stück des durchschnittenen Rückenmarkes unten an der Fig. 1 stark vergrößert. Nur die linke Hälfte der Schmetterlingsfigur ist abgebildet. (Halbschema).

Zwar trifft nur die Bezeichnung motorisch zu, während die Bezeichnung sensibel streng genommen unrichtig ist, denn der motorische Nerv erzeugt, gereizt, direkt, ohne Vermittlung der Zentralorgane, Bewegungen, der sensible aber nur dann Empfindungen, wenn seine Erregung sich bis in diese fortpflanzt,

Fig. 3. (Schema.)



Eine Zelle, wie sie Fig. 2 oben abgebildet sind, stärker vergrößert. Man sieht, wie die in sie eintauchenden Fäserchen sich in der mannigfachsten Art verteilen und aufsplittern, ehe sie, anders verteilt, die Zelle wieder verlassen.

und wie später genauer erörtert werden wird, bis ins Gehirn. Abgeschnitten von den Zentralorganen ist der sensible Nerv unfähig, Empfindung zu erzeugen; das Glied, dessen sensible Nerven durchschnitten sind, ist gegen die kräftigsten Reize völlig unempfindlich. Wachsen die Nervenenden an der Schnittstelle wieder zusammen, so kehrt die Empfindung zurück. Wir verlegen zwar die Empfindungen in die Peripherie, aber daß sie zentral sind, geht aus der Thatsache hervor, daß der Amputierte Schmerzen, die von dem Stumpfe des Gliedes ausgehen, nach geraumer Zeit noch in dem abgetrennten Teil des Gliedes, Fuß oder Hand, die vielleicht schon verwesen, zu empfinden vermeint. Diese und zahlreiche ähnliche Erfahrungen führt die Physiologie auf das Gesetz der excentrischen Projektion der Empfindungen zurück. Es erklärt uns, warum beispielsweise die äußere Taubheit nicht die innere bedingt und der taube Beethoven noch frei über das Reich der Töne verfügte, oder weshalb der Hallucinierende seine Hirngespinste für objektive Wirklichkeit nimmt, Stimmen vom Himmel hört und auf ihr Gebet sich verstümmelt oder Angehörige mordet. Obwohl die peripherischen Enden unsrer Sinnesnerven, namentlich der Seh- und Gehörnerven, äußerst kunstreich konstruiert sind und deshalb angenommen werden darf, daß die äußeren Eindrücke vermittelst dieser Einrichtungen eine die Empfindung vorbereitende Verarbeitung erfahren, so braucht diese doch nur physikalisch und nicht seelisch zu sein. Die peripherischen Nerven sind nur die Klaviatur des Instruments, worauf sich unsre Empfindungen abspielen, die Tastatur, das Hammerwerk, das den Saiten ihre Töne entlockt, liegt im zentralen Nervenmark des Gehirns.

Wie die Versuche mit Durchschneidung der sensibeln Nerven die zentripetale Richtung der Ströme erweisen, die sie bei der Erregung durchfließen, so die mit Durchschneidung der motorischen die zentrifugale Richtung der Ströme in diesen. Die Trennung eines motorischen Nerven von den Zentralorganen bewirkt sofort völlige Lähmung der Muskeln, die er mit seinen Fäden versorgt hat. Reizen

wir den durchschnittenen Nerven irgendwie, mechanisch, chemisch oder elektrisch, so sehen wir nur dann Bewegungen erfolgen, wenn wir ihn unterhalb der Schnittstelle in Erregung bringen, dagegen bleiben alle Bewegungen aus, wenn wir ihn oberhalb reizen; auch vermag keine Reizung der Zentren oder der Willensimpuls die gelähmten Teile zu bewegen.

Ganz ähnlich verhalten sich einige Kopfnerven, die mit geteilten, motorischen und sensorischen Wurzeln entspringen, dagegen sind einige andre rein motorisch oder sensorisch. Der siebente Hirnnerv ist rein motorisch und bewegt die mimischen Gesichtsmuskeln, der Riechnerv und Sehnerv sind rein sensibel.

An Bells große Entdeckung schloß sich 22 Jahre nachher die nicht minder große und ohne die Bellsche unverständliche der Reflexerregbarkeit der Zentralorgane von Marshall Hall ein, der wir eine besondere Betrachtung widmen müssen. Sie enthält den Schlüssel zu der Werkstätte der Reflexepilepsien.

XIII.
Die Reflexepilepsie und die Reflexerregbarkeit.

Als Marshall Hall (1790 bis 1857) eines Tags zufällig, wie er selbst erzählt, den abgebrochenen Schwanz einer Eidechse zucken sah und fand, daß er regelmäßig die Zuckung wiederholte, so oft ihn die Spitze seines Messers berührte, so beschloß er, der Ursache dieser auffallenden Erscheinung auf dem Versuchswege nachzugehen, und wurde so der Entdecker der Reflexerregbarkeit (1833). Seitdem haben sich eine lange Reihe ausgezeichneter Physiologen und Anatomen mit ihren mannigfachen Erscheinungen und dem Mechanismus des Nervensystems, dem sie entspringen, eifrig beschäftigt; Physiologie und Pathologie verdanken ihren scharfsinnigen Untersuchungen eine Fülle lehrreicher Aufschlüsse über die Quellen der normalen und krankhaften tierischen Bewegung, aber ein Abschluß ist nicht erzielt und auch wohl in Jahrtausenden nicht zu gewärtigen.

Der Leser darf kein Verzeichnis der Forscher erwarten, die sich seit Marshall Halls Entdeckung um ihren wissenschaftlichen Ausbau verdient machten; ihr Verzeichnis würde zum Buche werden. Es genügt aus der großen Zahl drei hervorzuheben, die die physiologischen Grundsteine der heutigen Lehre von den Reflexvorrichtungen legten: den genialen Johannes Müller in Berlin (1801 bis 1856), den noch dozierenden Professor der Physiologie Pflüger in Bonn,[1]) und den jüngst verstorbenen Professor der Physiologie Goltz in Straßburg (1834 bis 1902). Ueber die anatomische Einrichtung des zentralen Reflexgebietes haben bewunderungswürdige Arbeiten des Kasseler Chirurgen Benedikt Stilling (1810 bis 1879) zuerst ein helles Licht verbreitet. Die genauere Kenntnis der mikroskopischen Laboratorien, die die treibenden Kräfte des Nervensystems liefern, nahm ihren Anfang erst in den letzten Jahren des dritten Jahrzehnts oder mit der genaueren

---

[1]) E. W. Pflüger, Die sensorischen Funktionen des Rückenmarks der Wirbeltiere. Berlin 1853.

Beschreibung der Nervenganglienzellen durch Remak in Berlin und der Auf-indung ihres Zusammenhangs mit den Nervenfasern durch Hannover in Kopenhagen.[1])

Marshall Halls Versuche bewiesen, daß das Rückenmark der Wirbeltiere das Vermögen besitzt, abgetrennt vom Gehirne, somit selbständig, die Erregungen, die es von den sensibeln Nerven durch die hinteren Wurzeln empfängt, dergestalt auf die motorischen der vorderen Wurzeln fortzupflanzen, daß diese die Muskeln des Gliedes, das seine sensibeln Nerven aus dem gleichen Abschnitte des Rücken-marks empfängt, zur Kontraktion und somit das Glied zur Bewegung bringen. Hieraus ward es begreiflich, daß der abgebrochene Schwanz der Eidechse zuckt, wenn er mechanisch gereizt wird, denn er enthält das untere Endstück des Rücken-marks und empfängt aus ihm seine sensorischen und motorischen Nerven. Was für den Schwanz der Eidechse, gilt für alle beweglichen Glieder der Wirbeltiere: Beine und Arme, Zunge, Unterkiefer und den Rumpf selbst; das Rückenmarks-egment, das eine Reizung durch die sensibeln Nerven eines Gliedes empfängt, reflektiert sie durch die motorischen wie in einem Bogen (Reflexbogen) zum Gliede. Ist die Reizung von mäßiger Stärke und Dauer, so beschränkt sich ihre Wirkung auf das eine Segment, erreicht sie eine hinreichende Stärke oder längere Dauer, so pflanzt sich die Erregung auf die Nachbarschaft fort, zunächst nur auf der gleichen Seite und kann sich weiter verbreitend mehr oder weniger rasch alle Muskeln einer Körperhälfte in Bewegung setzen, schließlich auch alle der andern. Je nach der Ausdehnung, die die Zuckungen erreichen, unterscheiden wir teilweise halbseitige und allgemeine Reflexzuckungen.

Das Reflexgebiet der zentralen Markmassen ist nicht auf das Rückenmark und seine oberste, zwiebelförmige Anschwellung am Schädeleingang (bulbus medullae), verlängertes Halsmark genannt, beschränkt. Es reicht noch in das angrenzende Hinterhirn hinein bis zu den Großhirnschenkeln, d. i. bis in das Ursprungsgebiet der sensibeln und motorischen Wurzeln der Kopfnerven. Außer diesem cerebrospinalen Reflexzentrum verfügt das Nervensystem noch über eine große Zahl kleiner, durch den Körper zerstreuter Reflexzentren in Gestalt der markigen Nervenknoten des Gangliensystems, die sogenannten sympathischen Reflexzentren. Sympathisch nannte man das Gangliensystem vor der Ent-deckung Marshall Halls, weil man irrigerweise glaubte, die Erscheinungen des Reflexes, der Mitempfindung und Mitbewegung, die wir heute aus zentralen Vorgängen ableiten, aus der Verflechtung der zahllosen Nervenfäden, die aus den Ganglien hervorgehen, unter sich und mit den cerebrospinalen peripherischen Nervenreisern erklären zu können.

Nichts beweist die reflektorische Selbständigkeit des Rückenmarks besser, als

---

[1]) Wie fast unübersehbar die anatomische Litteratur über das Nervensystem geworden, lehrt eine Bemerkung in Professor Edingers Werk: Untersuchung über den Bau der nervösen Zentralorgane der Menschen und der Säugetiere, 6. Auflage, Leipzig 1900, S. 27. Danach sind allein über die Struktur der Nervenzellen zwischen 1895 und 1899 gegen 600 Arbeiten veröffentlicht worden.

das Verhalten der Tiere, deren Rückenmark hoch oben durchschnitten und ganz vom Gehirne abgetrennt ist, und die am Hinterleibe gelähmt und der Empfindung beraubt am Leben erhalten werden. Daß sie von diesen Leibesteilen keine Empfindung erhalten, schließen wir aus dem Ausbleiben von Schmerzensäußerungen, wenn sie hier denselben Reizungen unterworfen werden, die an den vorderen Leibesteilen die heftigsten Schmerzensäußerungen erzeugen. Auch klinische Erfahrungen bei Menschen, deren Reflexzentren im Rückenmark durch Verwundungen, splitternde Wirbelbrüche und krankhafte Vorgänge außer Verbindung mit dem Großhirn gesetzt werden, lehren das gleiche; sie verlieren das Gefühl und die Willensherrschaft über die Leibesteile, deren Nerven unterhalb der Trennungsstelle aus dem Rückenmark entspringen, aber nicht auf die Dauer das Reflexvermögen, es kann sich sogar mit der Zeit steigern. Was für das Rückenmark, gilt für das ganze cerebrospinale Reflexgebiet.

Aber die Selbständigkeit des Rückenmarks gegenüber dem Gehirn ist keine allgemeine und unbeschränkte. Das cerebrospinale Reflexgebiet untersteht der Oberherrschaft des Großhirns in zweifacher Weise. Erstlich übermittelt es die Depeschen, die ihm von den sensibeln Nerven zugehen, dem Gehirne und befördert die Impulse, die von diesem ausgehen, durch die motorischen Nerven zu den Muskeln. Zweitens vermag das Gehirn die Reflexe zu zügeln und ganz zu hemmen. Daraus erklärt sich die eben erwähnte Steigerung der Reflexerregbarkeit, wenn die Verbindung des Reflexgebietes mit dem Gehirne aufgehoben wird. Ohne das Hemmungsvermögen des Großhirns gäbe es keine Willensfreiheit.

Anders wie das cerebrospinale Reflexgebiet verhält sich das Gangliensystem, das einerseits mit unzähligen Fäden die Eingeweide der Brust und des Bauches und die Blutgefäße umspinnt, andrerseits durch Nervenfäden auch mit jenem Reflexgebiete verbunden ist. Herz und Verdauungsorgane sind vor den Launen des Willens möglichst sichergestellt. Sie schicken dem Gehirn nur unbestimmte Gefühle zu von Druck, Beengung, Völle, Behagen und Unbehagen, Lust und Unlust, diese unter Umständen bis zum Schmerzgefühle gesteigert, und das Gehirn vermag ihnen auf direktem Wege keine Impulse zu erteilen. So besitzt das Reflexgebiet des Gangliensystems eine verhältnismäßig große Autonomie.

Legt man Schnitte durch das Massiv des Gehirns und Rückenmarks, so lehrt ein Blick auf die Schnittflächen, daß beide Organe aus zwei verschieden gefärbten Bestandteilen zusammengesetzt sind, aus weißem und grauem Mark; sie heben sich voneinander ab wie auf den Landkarten schattiges Festland von lichtgehaltenem Meere. An der Oberfläche der beiden Halbkugeln des Großhirns und des Kleinhirns umgürtet das graue Mark wie ein stark gefalteter Mantel die weißen Markkörper, auf den Schnittflächen aber bildet das graue Mark vielfach gestaltete, in die weiße Marksubstanz eingelagerte Inseln. Ohne auf die Abgrenzung der beiden Substanzen im Großhirn und Kleinhirn einzugehen, sei nur in Kürze erwähnt, wie sie in dem großen zentralen Reflexgebiete gestaltet ist. Im Rückenmark ziehen inmitten weißen, strangförmig angeordneten Markes

graue, langgestreckte Säulen grauen Marks durch dessen ganze Länge, in der obersten Anschwellung des Rückenmarks, im verlängerten Hirnmark, weichen die grauen Säulen auseinander und kernförmige Anhäufungen treten an ihre Stelle. Die Ganglien des sympathischen Systems bestehen nur aus grauem Mark.

Den Verlauf der sensibeln und motorischen Nerven und ihre Verknüpfung in den zentralen Organen vermag das unbewaffnete Auge nicht zu ermitteln. Das bewaffnete hat uns belehrt, daß weißes und graues Mark verschieden gebaut sind, und der physiologische Versuch, daß jenes die zentrale Fortsetzung der sensibeln Nerven und den zentralen Beginn der motorischen darstellt, während das graue Mark die Spannkräfte erzeugt und bindet, bis sie die Reizung der sensibeln Nerven befreit und durch die motorischen und die zugehörigen Muskeln in Hubkraft und mechanische Arbeit umsetzt.

Das mikroskopische Formelement des weißen Marks und der Nerven sind die Nervenfasern oder Nervenröhren, die durch eine Kittsubstanz zu Bündeln vereinigt, ihre Erregungen isoliert in bestimmten Richtungen fortzupflanzen vermögen. Das wesentliche Formelement des grauen Marks sind die Ganglien- oder Nervenzellen, eigentümliche Zellkörper mit körnigem Inhalt und Ausläufern, die teils in die Nervenfasern des weißen Marks übergehen, teils reiserförmig in einem formlosen Mutterboden (Neuroglia) sich verästeln. Sie sind die elementaren zentralen Werkstätten nicht bloß der Reflexbewegung, auch die Affekt- und Willensbewegung wird durch Ganglienzellen vermittelt, doch ist der Mechanismus für diese weit verwickelter als für jene und oberhalb der reflektorischen Werkstätten gelegen.

Worin der physiologische Vorgang, den wir als Nervenerregung und Reflex bezeichnen, besteht, ist unbekannt. Nach Analogie physikalischer Hypothesen darf man die Erregung als Schwingungen eines dem elektrischen verwandten, aber mit ihm nicht identischen Agens in der lebendigen Nervensubstanz betrachten. Sicher ist, daß der Reflex nicht einfach darin besteht, daß die Erregung von den sensibeln Nerven auf die motorischen übertragen wird, da sie in den Ganglienzellen eine beträchtliche Verzögerung erfährt. Helmholtz hat gezeigt, daß die Erregung mit einer meßbaren Geschwindigkeit ähnlich einer Wellenbewegung die sensibeln und motorischen Nerven durchläuft und der zentrale Reflexvorgang zehn- bis zwölfmal so viel Zeit in Anspruch nimmt, als der ganze Lauf durch den Reflexbogen brauchen würde, wenn die Erregung ihn ohne Aufenthalt durcheilte. Wir müssen vielmehr annehmen, daß die Verzögerung in den Ganglienzellen durch Vorgänge bewirkt wird, die die heutige Physik als Auslösung von Energie bezeichnet. Dabei handelt es sich um die Befreiung gebundener Spannkräfte durch Anstöße, deren Stärke nicht ausreicht, um ihre mächtigen Erfolge auf sie selbst zurückzuführen. Es handelt sich vielmehr um chemische Vorgänge, ähnlich der Entladung explosiver Geschütze, wenn eine Reibung oder ein Funke die im Sprengpulver gebundenen Energien in Freiheit setzt, und in mechanische Kraft, Wärme, Licht u. s. w. umwandelt. Demgemäß betrachten wir die Reflexe als physiologische Entladungen in den Ganglienzellen

Digitized by Google

des Reflexgebiets, die ihre Ursache in der Beschaffenheit ihres Protoplasmas haben. Es ist ein äußerst energiereicher und zugleich labiler Stoff, den sie aus dem umspülenden Blute bereiten, aufspeichern und verbrauchen. Der motorische Nerv gewinnt dadurch die Fähigkeit, die Muskeln zur Kontraktion zu bringen und die zur Bewegung von Lasten (Gliedern, Blut u. s. w.) nötige mechanische Kraft zu erzeugen. Bei dieser Arbeitsleistung erleidet der körnige Inhalt sichtliche nachweisbare Veränderungen, als Ausdruck der chemischen Umwandlung, die das Protoplasma dabei erfährt. Man darf annehmen, daß die Entladungen unter normalen Verhältnissen ruhig, geordnet und in der richtigen Stärke vor sich gehen, unter abnormen aber tumultuarisch.

Je nach der Stärke und Dauer der Erregung wird sie sich auf kleine, umschriebene Bezirke des Reflexgebietes beschränken, oder von den ursprünglich ergriffenen sich auf weitere verbreiten, es in seiner einen Hälfte oder in seiner ganzen Ausdehnung ergreifen. Danach kann eine fortgesetzte übermäßige Reizung sensibler Nerven bald nur Reflexkrämpfe einzelner Muskeln und Muskelgruppen erzeugen, des Gesichts (tic convulsif), der Zunge und der Kaumuskeln, des Nackens, eines Daumens, der Hand oder des ganzen Arms u. s. w., oder halbseitige und schließlich allgemeine. Epileptisch werden die Reflexkrämpfe erst dann, wenn der Ergriffene das Bewußtsein verliert. Dies kann schon bei Einzelkrämpfen geschehen, es kommt in den Anfällen nicht immer zu allgemeinen Krämpfen. Die Erregung kann zum Gehirne fortschreiten, ohne die Reflexbahn zu benutzen. Unter allen Umständen aber setzt die Aufhebung des Bewußtseins die Beteiligung zentraler Organe mit Einrichtungen für bewußte Wahrnehmung voraus, die oberhalb des Reflexgebiets im Gehirne liegen. Hier sind mächtige Anhäufungen grauer Substanz und Fasersysteme, die sie teils mit den tieferen Zentralteilen, teils unter sich (assoziatorische Fasern) verbinden, hier im Gehirn sind die nervösen Werkzeuge, die die seelischen Bewegungen des Affekts und des Willens in Gang setzen.

Die Erregbarkeit der grauen Markmassen des Reflexgebiets läßt sich unabhängig von der des Gehirnes steigern. Es giebt chemische Substanzen, die die Reflexerregbarkeit enorm erhöhen, ohne das Gehirn auffallend zu erregen, ohne Delirien oder Wutanfälle zu erzeugen, wie der Alkohol oder das Atropin. Das Strychnin und das Tetanusgift bewirken äußerst heftige allgemeine Reflexkrämpfe, Starrkrämpfe, und schonen das Gehirn. Tetanische bewahren ihr Bewußtsein in der Regel bis nahe ans Ende, wenn die Krankheit zum Tode führt. Der leiseste Lufthauch reicht hin, um die furchtbarsten tonischen Krämpfe zu erregen und Muskeln bis zur Zerreißung zu spannen. Dagegen versagen in den großen epileptischen Anfällen die Reflexzentren ihre Dienste, die stärksten Reize setzen sie nicht in Thätigkeit, das grellste Licht bringt die erweiterte Pupille nicht zur Verengung, der kitzelnde Federbart oder die Prise die Nase nicht zum Niesen.

Somit geht es nicht an, die Epilepsie als eine Reflexneurose zu bezeichnen oder ihre wesentliche Ursache in gesteigerter Reflexerregbarkeit zu suchen, obwohl sie aus einer Reizung des Reflexgebietes ihren Anfang nehmen kann. Wenn

die Pathologie eine besondere Klasse von Reflexepilepsien unterscheidet, so will sie damit nur besagen, daß sie ihren Ausgang von einer peripherischen Reizung sensibler Nerven nehmen, die zunächst Reflexkrämpfe bewirkt, aber bald früher, bald später über das Reflexgebiet hinaus in das Gehirn sich fortpflanzt und die hier in den Ganglienzellen der grauen Substanz befindlichen Spannkräfte in Freiheit setzt. Die Epilepsie ist unter allen Umständen als Gehirnneurose und nie als Rückenmarksneurose aufzufassen.

Der Entwicklungsgang der Reflexepilepsien wird aus den mitgeteilten Beobachtungen von Dieffenbach und Seligmüller hinreichend klar. Eine fortgesetzte Reizung sensibler Nerven erzeugte zunächst nur Reflexzuckungen und Empfindungen von Kribbeln oder reißenden Schmerzen im Daumen und Arm, erst nachdem die Erregung des Gehirns stark genug angewachsen war, kam es zu Anfällen von plötzlichem Versagen des Bewußtseins mit allgemeinen Zuckungen. In diesen beiden Fällen kann eine angeborene Anlage zur Epilepsie nicht bestanden haben, da die Krankheit trotz ihres langen Bestehens durch die Operation prompt geheilt wurde, aber die Anlage ist gewiß von Bedeutung. Sie erleichtert das Zustandekommen von Reflexepilepsien sowohl infolge von mechanischen Verletzungen wie von entzündlichen Vorgängen, Geschwülsten u. s. w. in peripherischen Nervengebieten.[1]) Dies beweist das häufige Vorkommen eklamptischer Anfälle bei reizbaren Kindern nach leichten Verwundungen und Verbrennungen; nach der Heilung der kleinen Wunden bleiben zwar die Anfälle meistens weg, aber nicht ganz selten entwickeln sie sich zur chronischen Krankheit, zur Epilepsie. Noch besser erhellt die Bedeutung der angebornen Epilepsie aus Tierversuchen, die zuerst der Physiologe Brown-Séquard (1818 bis 1894) in den fünfziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts ausgeführt hat. Von allen Säugetieren scheint das Meerschweinchen am meisten zur Epilepsie beanlagt. Verwundungen aller Teile des Nervensystems, auch peripherischer Nerven, wie des Hüftnerven, machen sie leicht epileptisch, auch die des Rückenmarks, die beim Menschen nur selten Epilepsie erzeugen, und des Gehirns. Uebrigens scheint die Epilepsie bei diesen Tieren leichter von selbst zu heilen als beim Menschen, obwohl sie sich zuweilen auf ihre Jungen vererbt.

XIV.

Marshall Halls Reflextheorie der Epilepsie und der epileptische Schrei.

Marshall Hall war nicht nur der Entdecker der Reflexthätigkeit des Nervensystems, er war auch der erste, der es wagte, auf Grund eben dieser Entdeckung eine wissenschaftliche Theorie, oder doch Hypothese, über die Mechanik der epileptischen großen Anfälle aufzustellen. Er glaubte alle ihre Erscheinungen auf eine Störung der reflektorischen Atmungsbewegungen zurückführen zu können

---

[1]) Eine Epilepsie mit langen Anfallsreihen (Status epil.) ging bei einer jungen Dame von einem Katarrh der Stirnbeinhöhlen aus. Mit der Heilung des Katarrhs heilte auch die Epilepsie. Erbliche Anlage fehlte. (Eigne Beobachtung).

und verlegte deshalb den Ursprung der Epilepsie in das Reflexzentrum der Atmung.

Die grauen Zentralherde der zahlreichen Muskeln, die teils unermüdlich von der Geburt an bis zum Tode die Atmung in ihrem ununterbrochenen rhythmischen Gang erhalten, teils nur als Hilfsmuskeln bei erschwerter Atmung eintreten, liegen weithin zerstreut vom Halsmark, der obersten Anschwellung des Rückenmarks (medulla oblongata) bis tief in dessen Brustteil herab. Sie haben jedoch einen Sammelpunkt in der Rautengrube des Halsmarks, von wo aus alle zu einem geordneten Zusammenwirken in Thätigkeit gesetzt werden können. Diesem obersten, dominierenden Zentralherde der Atembewegungen hat Flourens, einer der verdientesten französischen Physiologen, 1837 den Namen Lebensknoten (noeud vital) erteilt, weil die Zerstörung dieser umschriebenen Stelle augenblicklich zum Tode führt. Ein Stich in den Nacken, der sie genau trifft, hebt sofort die Atembewegungen auf, an deren fortgesetzten Gang das Leben der Tiere, die mit Lungen atmen, gebunden ist. Jeder Atemzug liefert dem Blute in den Lungen den zum Leben nötigen Sauerstoff, und beim Ausatmen entweicht die dem Leben feindliche Kohlensäure aus ihm. Dieser Gasaustausch, der Chemismus der Atmung, ist somit untrennbar mit ihrem Mechanismus verknüpft. Er liefert das Perpendikel, der die Atmung in ihrem rhythmischen Gang erhält, ihr Uhrwerk ist ein automatisches Instrument, das sich selbst reguliert. Je nach der Anhäufung der Kohlensäure im Blute und dem Sauerstoffbedarf des Atmungszentrums lösen sich Ein- und Ausatmung ab.

Die Theorie Marshall Halls wurzelte in der irrigen Auffassung der Epilepsie als einer Kette von großen Krampfanfällen mit Aufhebung von Bewußtsein und Empfindung. Mit der Aufdeckung der Mechanik dieser Anfälle glaubte man den Schlüssel zu Sitz und Wesen der Epilepsie selbst zu besitzen. Alle Erscheinungen der Anfälle meinte Marshall Hall aus einer abnormen Reizung des Reflexzentrums der Atmung ableiten zu können, und seine Theorie der Epilepsie darf deshalb als Marshall Halls Reflextheorie bezeichnet werden.

Die abnorme Reizung des Atmungszentrums bewirkt heftige, krampfhafte Kontraktionen der Muskeln am Halse und Brustkorb, die zum Verschluß der Stimmritze, zur Unbeweglichkeit des Brustkorbs und zur Kompression der Halsvenen führen. Diese hindert den Abfluß des verbrauchten Bluts aus Schädel und Gehirn, der Krampf der Stimmritze und der Muskeln am Brustkorb verursacht Sticknot; Blutstauung im Gehirn und Sticknot können erfahrungsgemäß jede für sich und noch sicherer zusammen eklamptische und epileptische Anfälle bewirken.[1]) Aber der Vorgang ist nicht so einfach. Die Sticknot und die Blutstauung, die sich durch die blaue Farbe und Anschwellung des Gesichtes ver-

[1]) Ich selbst verfüge über eine eigne und eine mir mitgeteilte Erfahrung von Epilepsie, die bei einem Dienstmädchen im einen Fall, bei einem älteren Herrn im andern entstand, nachdem sie sich, um dem drohenden Gefängnisse zu entgehen, aufgehängt hatten, aber noch rechtzeitig, obwohl bewußtlos und fast erstickt, abgeschnitten worden waren.

raten, gehen dem plötzlichen Schwinden des Bewußtseins und dem Ausbruch der Krämpfe nicht voraus, sondern folgen nach. Auch sah ein Arzt in Mailand, Dr. Verga, bei einem Epileptischen, der eine Fistel der Luftröhre hatte, durch die die Luft ungehindert in die Lunge einströmen konnte, die Anfälle in der gleichen Weise verlaufen, ob man die Fistelöffnung verstopfte oder offen ließ. Marshall Hall hat vorgeschlagen, zur Verhütung der Anfälle bei den Epileptischen künstliche Oeffnungen an der Luftröhre herzustellen, aber keine Zustimmung gefunden, wie man nach einer solchen Erfahrung leicht begreift.

Nach dem ersten Atemzug ist in der Regel ein lauter Schrei das Signal, das den Angehörigen den Einzug des Neugeborenen in die Welt verkündet. Er ist gleichfalls ein Erzeugnis der Reizung des Reflexgebietes, die zahlreiche Muskeln, die der Stimmbildung dienen, in geordnete Kontraktionen versetzt, wodurch ein Luftstrom bei verengter Stimmritze gegen die gespannten Stimmbänder getrieben wird und diese in Schwingungen geraten. Auch die motorischen Nerven dieser Muskeln haben ein oberstes Zentrum im verlängerten Halsmark, wo sie ihre Weisungen empfangen, aber unbewußt, wie der Automat, der sein Räderwerk sofort in Gang setzt, sobald seine Feder aufgezogen wird. Der Mechanismus der Stimmbildung wird, wie der der Atmung, fertig auf die Welt gebracht und wartet nun auf den Reiz, der die Stimme auslöst. Auch hirnlose Mißgeburten atmeten und gaben Stimmlaute von sich.

Der Reiz, der den Schrei auslöst, ist die niedere Temperatur der Luft, in die der Neugeborene nach dem langen Verweilen in der warmen Flut des mütterlichen Schoßes rasch eintritt. Reicht dieser Reiz nicht aus, wenn die Erregbarkeit des Reflexzentrums aus irgend einem Grunde geschwächt ist, so führt, wie jede Hebamme aus Erfahrung weiß, ein kalter Wasserstrahl, am besten auf den Nacken gerichtet, oder ein kräftiger Schlag auf den bestgepolsterten Teil des Leibes am sichersten zum Ziele.

Der Schrei des Neugeborenen ist somit kein Schrei der betrübten Seele, weil sie, wie fromme Gemüter seufzen, in das irdische Jammerthal einziehen muß. Auch ist er kein Schrei der Entrüstung des homo sapiens über seine Hilflosigkeit und Unfreiheit, wie ihn der große Kant auslegte, noch nach Hegels Meinung eine Offenbarung seiner höheren Natur, denn auch das Kalb schreit gleich nach der Geburt. Der Hegelianer Michelet legt sogar den Schrei des Neugeborenen als das Entsetzen des Geistes aus über seine Unterjochung durch die Natur.[1]) Ebenso wenig freilich ist er auch ein Ausbruch des Jubels, wie ein alter Kollege behauptete, über die endliche Erlösung aus der unwürdigen neunmonatlichen Haft inter urinam et faeces. Er ist einfach ein Reflexschrei, wie der Schrei der Nürnberger Puppe, doch es währt nicht lange, so weiß der junge Weltbürger den

---

[1]) Vergl. die genauere Wiedergabe dieser Hypothesen der spekulierenden Philosophen über die Ursache des Schreis der Neugeborenen in meiner kleinen Schrift: Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen. 3. Auflage. Tübingen, Pietzger, 1896. Seite 39 u. f.

Mechanismus auch bewußt zu benutzen, um damit Unlustgefühle auszudrücken und Strebungen kundzuthun.

Dem Schrei des Neugeborenen ist der Schrei des Epileptischen nahe verwandt. Die Pathologie betrachtet ihn als das Ergebnis eines Vorgangs, der sich in dem Reflexzentrum der Lautbildung unterhalb der Organe der bewußten Wahrnehmung und unbewußt abspielt. Sie reiht ihn deshalb bei den Reflexerscheinungen ein, und er weicht nur darin von dem Schrei des Neugeborenen ab, daß er nicht wie dieser aus einer äußeren Reizung sensibler Nerven hervorgeht, sondern aus einer inneren des Reflexzentrums, wobei es ungewiß bleibt, ob die Erregung ihm durch Nervenfasern zugeführt wird oder von der grauen Substanz des Zentrums selbst ausgeht. Sicher ist, daß der Schrei unbewußt erfolgt. Tausend und abertausend Epileptische sind unzähligemal schreiend niedergestürzt und nicht einer wußte davon nach dem Anfall zu berichten. Wäre der Schrei das Werk einer schmerzhaften Empfindung oder seelischer Angst, so könnte er nicht ausnahmslos so ganz dem Gedächtnis entschwinden, wenn er bewußt wahrgenommen worden wäre. Haften doch auch schwache Empfindungen, wie die von Vertaubung und Kribbeln der Finger im Aurastadium der Anfälle, gut im Gedächtnis und überdauern das Stadium der Bewußtlosigkeit.

XV.
Die medullären Theorien.

Dem mißlungenen Versuche Marshall Halls folgten 1857 neue, auf das selbe Ziel gerichtete. Brown-Séquard, damals in Boston, stellte fest, daß die Krampfanfälle epileptischer Meerschweinchen auch nach Wegnahme des Großhirns eintraten, zu ihrer Erzeugung bedürfe es nur des verlängerten Marks und des anstoßenden Mittelhirns, die Brücke genannt, das die Schenkel des Groß- und Kleinhirns aufnimmt. In demselben Jahre kam ich auf einem anderen Wege zu dem gleichen Ergebnis.[1] Unterbricht man bei Säugetieren den Zulauf des Blutes zum Gehirn durch Kompression der Schlagadern, die das Blut ihm zuführen, so brechen sofort epileptiforme Krämpfe aus; sie verschwinden alsbald wieder, wenn der Stromlauf hergestellt wird. Die Krämpfe erfolgen in gleicher Gestalt mit und ohne Großhirn. Elf Jahre später, 1868, fand Professor Nothnagel, damals Dozent in Berlin, einen umschriebenen Bezirk in der Rautengrube des verlängerten Marks, dessen Reizung heftige allgemeine Krämpfe bewirkt und dem er deshalb den Namen Krampfzentrum beilegte.

Aus diesen Versuchen erhellt mit Bestimmtheit, daß es zur Erzeugung plötzlich ausbrechender allgemeiner und heftiger Krämpfe, wie sie die großen epileptischen Anfälle auszeichnen, des Großhirns nicht bedarf, das Reflexgebiet des zentralen Nervensystems reicht dazu aus; die Reizung des verlängerten

[1] Vergl. die Abhandlung: A. Kußmaul und E. Tenner, Ueber den Ursprung und das Wesen der fallsuchtartigen Zuckungen bei der Verblutung, sowie die Fallsucht überhaupt. Moleschotts Untersuchungen zur Naturlehre der Menschen und der Tiere. Band [illegible] 1857. Erschien auch als selbständige Schrift und in englischer Uebersetzung.

Marks, der medulla oblongata, vermag, wie mit einem Federdruck, die ganze Muskulatur des Körpers in Zuckungen zu versetzen. Die merkwürdige Thatsache findet ihre Erklärung in des scharfsinnigen Physiologen Pflügers Lehre, wonach das zentrale Reflexgebiet seinen Knoten- und Sammelpunkt im verlängerten Mark hat, in ihm treffen die Erregungen der sensibeln Rückenmarksnerven und Kopfnerven zusammen.

Von nun an hatte es keine Schwierigkeit mehr, den plötzlichen Ausbruch allgemeiner Krämpfe infolge der Reizung eines peripherischen sensibeln Nerven zu begreifen; auch ihr plötzlicher Ausbruch bei der genuinen Epilepsie schien jetzt dem Verständnis näher gerückt: war die Erregbarkeit des verlängerten Marks abnorm gesteigert, so konnten auch schwache Reize, äußere sowohl wie innere, der Wahrnehmung ganz entzogene, allgemeine Krämpfe bewirken. Verlegte man den zentralen Ausgangsherd der epileptischen Krämpfe in das verlängerte Mark, so schien damit der schwierigste Teil des alten Problems vom Sitz der Epilepsie gelöst, denn daß die Bewußtseinsstörungen im Anfall vom Großhirn ausgingen, daran wurde kaum gezweifelt. Es galt nun nur noch festzustellen, wo der Anfall beginne, ob im verlängerten Mark oder dem Großhirn. Man entschied sich für jenes und versuchte eine Theorie der Epilepsie zu begründen, die man als medulläre (von medulla oblongata) bezeichnet. Danach sollte die Reizung des Krampfzentrums gleichzeitig im stande sein, die Muskeln in Krampf und das Großhirn in die Unfähigkeit zu versetzen, bewußt zu empfinden und zu denken. Man glaubte, diese Annahme auf eine epochemachende Entdeckung der Nervenphysiologie stützen zu dürfen, die im Anfang der fünfziger Jahre gemacht worden war.

Es waren die grundlegenden Versuche des genialen Physiologen Claude Bernard in Paris (1813 bis 1878), die zur Entdeckung eines eignen Systems von Nervenfasern führten, die wir gefäßbewegende oder vasomotorische nennen. Sie besitzen die Fähigkeit, die mikroskopischen Muskelfasern der Gefäßhäute zur Kontraktion zu reizen und dadurch eine Verengung oder Erweiterung der Gefäßröhren zu bewirken. Wie alle bewegenden Nerven stehen auch sie unter dem Einfluß von Reflexzentren, und wie diese haben sie ein dominierendes Hauptzentrum im verlängerten Mark. Ihre Aufgabe ist wichtig: das Herz treibt mit gleicher Kraft das Blut in die Schlagadern, aber die vasomotorischen Nerven verteilen es je nach ihrer Erregung abgemessen in die Organe, regeln oder stören auch ihre Ernährung und Verrichtung.

Das Gehirn, das vornehmste Organ des Körpers, bedarf, wie kein andres, einer unablässig rasch sich wiederholenden reichlichen Zufuhr roten, sauerstoffreichen Blutes und der Abfuhr des schwarzen, verbrauchten, kohlensäurereichen. Jene geschieht durch vier Schlagadern (Arterien), von denen zwei sehr große, die Karotiden, zu beiden Seiten der Luftröhre vorn am Halse, und zwei kleinere, die Wirbelschlagadern, hinten vor der Wirbelsäule zum Schädel hinaufziehen, um in seinem knöchernen Gehäuse das Gehirn mit Blut zu versorgen. Die Abfuhr des verbrauchten Blutes erfolgt durch vier große Venen, die neben den

genannten Schlagadern ihren Weg abwärts zum Herzen hin nehmen. Bekanntlich braucht es beim erwachsenen Menschen 70 und einige Schläge in der Minute, beim Kinde mehr, um das Blut durch den Körper zu treiben. Stockt die Arbeit nur einige Sekunden, so schwindet das Bewußtsein, denn von allen Organen des Leibes ist das Gehirn gegen Kreislaufsstörungen am empfindlichsten. Es bedarf einer ununterbrochenen Zufuhr von gereinigtem roten und Abfuhr von verbrauchtem Blute, um seine Verrichtungen ausführen zu können. Es ist namentlich das menschliche Großhirn, das sich durch die großen Mengen Blut auszeichnet, die es verbraucht. Um Hunde oder Kaninchen der Besinnung zu berauben, muß der Blutlauf in sämtlichen vier Kopfschlagadern unterbrochen werden, beim Menschen genügt dazu die flüchtige Kompression beider Karotiden, ja mitunter einer einzigen.

Letzte Thatsache kannten schon die griechischen Aerzte vor Galen. Ein Anatom des 16. Jahrhunderts, ein Schüler Vesals, Colombo in Pisa, machte davon einen übeln Gebrauch, um eine große Gesellschaft, wie ein Zauberer, erstaunen zu machen. Er legte die Finger an den Hals eines jungen Mannes, komprimierte die Karotiden, und die Zuschauer sahen entsetzt den jungen Mann augenblicklich seiner Sinne beraubt zu Boden stürzen. Würde man die Kompression der Karotiden beim Menschen fortsetzen, so würden auch wohl die Zuckungen nicht ausbleiben, die sich bei Tieren regelmäßig einstellen, wenn der Stromlauf des roten Blutes zum Gehirn gesperrt wird.

Beiläufig sei hier zu Vorsicht beim Erwecken blutarmer und reizbarer Personen, namentlich junger, aus tiefem Schlafe gemahnt. Man hüte sich, sie plötzlich mit Gewalt aus dem Bette zu reißen und auf die Beine zu stellen. Ganz abgesehen von dem Schaden, den dabei der Schreck anrichten kann, macht sich bei dem plötzlichen Wechsel der horizontalen Lage des Körpers mit der vertikalen Stellung die Gravitation geltend, Ohnmachten und mitunter eklamptische Anfälle können die Folge des Vorgangs sein. Bei der aufrechten Stellung hat das Herz eine schwierigere Aufgabe, als bei der horizontalen Lage. Es braucht größere Kraft, um das Blut der Schwere entgegen in den Kopf hinauf zu treiben. Versagt sie ihm oder verfügt es über zu wenig Blut, so können jene bedauerlichen Erscheinungen eintreten. In diesem Falle ist das sicherste Mittel, sie rasch zu beseitigen, die Rückkehr in die horizontale Lage.

Der Mangel an rotem Blut, die Gehirnanämie, vermag somit alle Erscheinungen des epileptischen Anfalls zu bewirken. Somit liegt der Gedanke nahe, ob nicht der Krampf der kleinsten Arterienzweige im Gehirne, die sehr reich an kontraktilen Fasern sind, dieselbe Anämie und damit dieselben Krampfanfälle herbeizuführen vermöge, wie die Kompression der Arterienstämme am Halse oder die Verblutung. Die Arterien sind von vasomotorischen Nerven umsponnen und krampfhafter Kontraktionen fähig, wie schon durch das Erblassen der Kranken und die Verengung der Sehhautarterien im Beginn der epileptischen Anfälle (vergl. Kap. 3) bewiesen wird; erst im Stadium der Sticknot gesellt sich zu dieser arteriellen Anämie eine Blutüberfüllung der Venen, nach wie vor ab-

fehlt dem Gehirn das sauerstoffreiche Blut und nur das kohlensäurereiche häuft sich darin an. Wenn nun, wie wir gehört, das Hauptzentrum der gefäßbewegenden Nerven im verlängerten Mark liegt, so wäre damit die Möglichkeit gegeben, daß eine abnorme Reizung des verlängerten Marks gleichzeitig allgemeine Krämpfe und, durch Gehirnanämie infolge krampfhafter Verengung der Gehirnarterien, schwere Störungen des Bewußtseins bewirken könnte.

Die medulläre Theorie der Epilepsie hatte somit einen physiologischen Boden, aber sie mußte erst noch durch entscheidende Versuche auf feste Füße gestellt werden, und dies ist bis heute nicht gelungen. Sie wäre nur dann gesichert worden, wenn man im stande wäre, durch isolierte Reizung der gefäßverengenden Nerven, die den großen Halsschlagadern durch den vor den Halswirbeln heraufziehenden großen sympathischen Halsnerven zugehen, epileptiforme Erscheinungen zu erzielen, oder durch dessen Ausschneiden epileptischen Anfällen vorzubeugen. Aber weder das eine noch das andre Verfahren hat die erhofften Erfolge gehabt. Wie man trotz solcher Erfahrungen bis in die neueste Zeit herein Ausschneidungen des sympathischen Halsnerven und Ausrottungen seiner Ganglien, um die Epilepsie zu heilen, unternehmen mochte, ist nicht recht verständlich. Ausnahmsweise, leider meist nur vorübergehend, haben alle möglichen chirurgischen Eingriffe bei Epileptischen Erfolge aufzuweisen, und so auch diese. Bekanntlich bleiben die Anfälle nach den mannigfachsten Einwirkungen auf das Nervensystem mitunter aus, bald kürzere, bald längere Zeit.

Schluß.

Am Ende unsrer Betrachtungen angelangt, fassen wir ihre Hauptergebnisse kurz zusammen.

Die klinische Erfahrung und der physiologische Versuch berechtigen uns übereinstimmend, die feinen materiellen Vorgänge im Nervensystem, die das Bewußtsein und die geistigen Funktionen vermitteln, in die mit grauer Substanz reich ausgestatteten Windungen der Großhirnrinde zu verlegen. In ihr erfahren zugleich die Sinneseindrücke und die motorischen Antriebe ihre letzte geistige Feile, nachdem sie auf zahlreichen Zwischenstationen zwischen der Rinde und den sensibeln Nerven einerseits, und der Rinde und den motorischen Nerven andrerseits die nötige Vorbereitung, dort für die Wahrnehmung, hier für die Ausführung durch den Willen erfahren haben.

Hieraus wird es begreiflich, daß wir die krankhaften Vorgänge im epileptischen Anfall, die zu den ihm eignen tiefen Störungen des Bewußtseins führen, ausschließlich in die Großhirnrinde verlegen, während an den sensorischen und motorischen Störungen auch die unterhalb der Großhirnrinde gelegenen zentralen Teile des Nervensystems sich beteiligen müssen, da nur bei steter Mitwirkung dieser tieferen Werkstätten die geistigen Verrichtungen und die Willensthätigkeit vor sich gehen können. Es gilt nur den Grad der Unabhängigkeit des Willensorgans und der Organe für reflektorische, automatische und triebartige Zwangsbewegungen voneinander festzustellen und danach ihre Mitbeteiligung an

den epileptischen Anfällen zu bemessen. Der Leser erinnere sich an eine Reihe früher mitgeteilter physiologischer und klinischer Erfahrungen, die dabei ihre Verwertung finden. Obenan steht die sichere Beobachtung, daß nach gänzlicher Ausschaltung des Großhirns auf sinnliche Eindrücke angeborene zweckmäßig geordnete Bewegungen ausgeführt werden können und daß sie das Großhirn nur für die Willenszwecke benützt und verfeinert. Wie wesentlich und eigentümlich die Großhirnrinde als das Organ der geistigen Verrichtungen an den epileptischen Anfällen beteiligt ist, erhellt am besten aus der gemeinen Erfahrung, daß auch die kleinen Anfälle von momentanem Schwinden des Bewußtseins bei häufiger Wiederkehr trotz ihrer kurzen Dauer Gedächtnis und Intelligenz untergraben, auch wenn die Krämpfe, die sie begleiten, viel zu unerheblich sind, um die Körperkräfte zu erschöpfen und dadurch die Seelenvermögen zu schwächen.

Ueber den räumlichen Umfang, womit sich die Rinde an den Anfällen beteiligt, die mit aufgehobenem Bewußtsein verlaufen, verdanken wir dem Studium der Jacksonschen Form der Epilepsie wertvolle Belehrungen. Wie früher erwähnt worden, können Kranke mit engumschriebenen Verletzungen des motorischen Bezirks, beispielsweise nur des Rindenfelds für das Bein oder den Arm, die Auragefühle und Einzelkrämpfe Schritt für Schritt in ihrer Ausbreitung über die Leibesteile wahrnehmend genau verfolgen, bis zuletzt eine Körperhälfte von den Krämpfen ergriffen ist, und jetzt erst das Bewußtsein und Gedächtnis schwinden. Aus dem äußeren Gang, den die Gefühle und Krämpfe bei ihrer Ausbreitung über die Leibesteile nehmen, dürfen wir auf den inneren der Erregung in der Rinde und die räumliche Ausdehnung, die sie erreicht, schließen; sie pflanzt sich in solchen Fällen, wo das Bewußtsein erst schwindet, wenn eine oder gar erst beide Körperhälften von den Krämpfen ergriffen werden, mindestens über das ansehnliche Gebiet der motorischen Windungen einer Hemisphäre fort, ehe sie das Bewußtsein auswischt. Wieder in andern, durch die Sektion gesicherten Fällen von Rindenepilepsie geht die Erregung von sensorischen Bezirken aus; und es kann der Anfall mit einer eigentümlichen Erblindung oder Taubheit infolge von Unvermögen, optische und akustische Eindrücke wahrzunehmen, als Aurasymptomen beginnen, ehe das motorische Rindenzentrum teilnimmt und das Bewußtsein schwindet. Somit reicht auch die Ausbreitung der Erregung über ein großes sensorisches Rindenzentrum nicht aus, um das Bewußtsein aufzuheben. Um es völlig durch die ganze Dauer des Anfalls auszuwischen, braucht es vermutlich eine Ausbreitung über den ganzen Rindenmantel oder doch mindestens über den ganzen Stirnlappen, dem, wie es scheint, das oberste Willenskommando zusteht. In den epileptischen Dämmerzuständen dürfte es sich um geringere Grade der eigentümlichen Erregung handeln, die sie verursacht.

Die Erregung der Großhirnrinde, die dem epileptischen Anfall zu Grunde liegt, kann von Reizung sowohl der peripherischen als zentralen Teile des Nervensystems ausgehen, und je nach dem ersten Ausgangsorte der Anfälle kann man, wenn sie zur chronischen Krankheit werden, zwei große Klassen von Epilepsie unterscheiden: die aus peripherischer Nervenreizung entstandenen, die im-

Reflexepilepsien sind, und die aus Reizung der zentralen Gebiete entstandenen, die es nur dann sind, wenn sie von Reizung der sensibeln Nerven im zentralen Teile des Reflexbogens ausgehen. Die Reizung der motorischen Nerven des Reflexbogens, die direkt in die Muskeln sich einsenken, kommt bei den epileptischen Krämpfen nicht in Betracht, weil die Erregung, worein sie die Reizung versetzt, nur zentrifugal zu den Muskeln sich fortpflanzt. So vermag sie nur einfache Muskelkrämpfe, die sich auf das Gebiet des betroffenen motorischen Nerven beschränken, hervorzurufen, und keine Reflexkrämpfe. Diese könnten nur dann sich hinzugesellen, wenn der Muskelkrampf die sensibeln Nerven des ergriffenen Bezirks etwa durch schmerzhafte Reizung infolge von Zerrung und Druck so erregte, daß die Reflexzentren in Thätigkeit versetzt werden, und die Krämpfe dadurch auf weitere Muskelgebiete übergreifen könnten.

Der Erfolg der Erregung, die kräftig genug ist, um bis zu den Zentralgebieten vorzudringen, hängt immer von dem Grade ihrer Erregbarkeit ab, der, wie bei den Tieren von der Art, der sie angehören, beim Menschen von den angeborenen Familien- und erworbenen persönlichen Anlagen abhängt. Bekannt ist die enorme Steigerung der Reflexerregbarkeit, die durch Strychnin oder das Starrkrampfgift erzeugt wird; die leiseste Berührung der Haut löst furchtbare Krämpfe aus, die bei der ungemeinen Raschheit, womit sie aufeinander folgen, die Gestalt der tetanischen annehmen, aber das Bewußtsein nicht beeinträchtigen, weil die Erregung in dem Reflexgebiete des zentralen Nervensystems abschließt und nicht bis zur Großhirnrinde hinaufsteigt. Es gehört eben zum Wesen der epileptische Anfälle erzeugenden (epileptogenen) Reizung, daß sie bis dahin vordringt. Solange die Krämpfe das Reflexgebiet, das von Rückenmark, Hinter- und Mittelhirn umschlossen ist, nicht überschreiten, so haben sie nur den Anspruch auf Anerkennung als Reflexkrämpfe; epileptisch wird der Reflexkrampf erst, wenn die Erregung die Großhirnrinde ergreift und das Bewußtsein in der wiederholt beschriebenen eigentümlichen, eingreifenden Weise stört.

Wir haben der Versuche gedacht (M. Hall u. a.), die Epilepsien samt und sonders auf Reflexkrämpfe zurückzuführen, die durch Beteiligung der Reflexzentren im Hinterhirn für Atmung und Stimmbildung oder für die Gefäßnerven des Großhirns dieses Organ in das Bereich der Erregung zöge, somit auf Umwegen, nicht auf direkter Bahn. Wir sind zwar gezwungen, diese Hypothesen fallen zu lassen, aber einige Erscheinungen des Anfalls erklären wir noch heute am besten aus der Beteiligung der Reflexzentren für die Atmung und für die Gefäßnerven des Gehirns. Von jenen steht es fest, daß sie im Hinterhirn liegen und in inniger Verbindung mit der langen Kette der Reflexzentren stehen. Ob nun die Erregung von der Peripherie oder den Zentralteilen zufließt, könnten sie einen tonischen Krampf der Stimmritze und der Atemmuskeln erzeugen, der durch Stickнот die Störungen in Kreislauf und der Verrichtung des Großhirns erzeugte, die sich im Anfall durch die blaue Anschwellung des Gesichts und selbst nach Beendigung des Anfalls noch durch die bald länger bald kürzer zurückbleibende Betäubung (stupor) verraten. Auch die Blässe im Beginn des Anfalls

mag aus einem Krampfe der verengenden Gefäßnerven hervorgehen, und Kr... gelang es, sie mit dem Augenspiegel an der Sehhaut nachzuweisen, aber es ... ungewiß, ob dieser Krampf vom Hinterhirn oder vom Großhirn selbst ausg...

Die Erregung, die von den sensibeln Nerven dem Rückenmark, Hinter- ... Mittelhirn zuströmt, findet hier nach zwei Richtungen hin angelegte Bahnen, ... sie je nach ihrer Stärke verschieden weit beschreiten kann. Sie beschränkt ... entweder auf die Stationen der Reflexzentren in den genannten Gebieten ... erzeugt einfache Reflexkrämpfe einzelner oder zahlreicher Muskelgruppen, oder sie pflanzt sich aufwärts steigend zu höheren Gehirnteilen fort. Ehe sie in ... sensorischen Rindenzentren anlangt und von da aus die motorischen erreicht und durch sie Krämpfe erzeugen und das Bewußtsein aufheben kann, durch... sie andre sensorische Zentren in den grauen Schichten der tieferen Gehirnt... und der sogenannten Stammganglien des Großhirns. Da mannigfache Unl... bewegungen, ebenso die instinktiven Triebe mit auf die Welt gebracht werden, auch Unlustäußerungen bei Mißgeburten, denen das Großhirn bis zur Mitte ... Vierhügel fehlte, und bei Frühgeburten von acht Monaten, bei denen die Groß... hirnrinde nirgends fertig entwickelte, reife Nervenelemente erkennen läßt (Flechsig ... beobachtet werden, so dürfen wir annehmen, daß auch von sensorischen Gehir... teilen, die zwischen der Großhirnrinde und den ersten Reflexstationen gele... sind, Bewegungen und Krämpfe, eingeleitet und begleitet von sensorischen Er... scheinungen, ausgehen können, ohne Vermittlung der Großhirnrinde. Daß endlich epileptische Krämpfe von den sensorischen Rindenzentren ausgehen können, ... durch den Tierversuch und die klinische Beobachtung sichergestellt. Wollen ... auch epileptische Anfälle solchen Ursprungs als reflektorische bezeichnen, so lä... sich dies nur unter der Bedingung zugestehen, daß sie als eine besondere, höh... und kompliziertere Unterordnung von den einfachen unterschieden werden.

Pariser Besuche.

Von

Frédéric Loliée.

V.

Bei Jules Claretie.

Vor kurzem ist in dieser Zeitschrift ein höchst anziehender Artikel von Georg... Claretie erschienen, worin dieser etwas erzählte, was sein berühmter Va... und er vielleicht allein kennen zu lernen berufen waren: die Geschichte, die ...

[1]) Die Lokalisation der geistigen Vorgänge, Leipzig 1896, Seite 11.

heimnisvolle Geschichte des letzten Dramas von Alexander Dumas Sohn, der rätselhaften „Route de Thèbes“, der die Empfindlichkeit mancher dem Verfasser nahestehender Persönlichkeiten, unliebsame Rücksichten, die man „Familienrücksichten“ nennt, noch heute verwehren, auf der Bühne zu erscheinen. Der kühne Dramatiker, der so beherzt die Fragen der öffentlichen Moral auf die Bühne brachte, der gewiegte Praktiker und wahre Emanzipator des modernen Lustspiels hatte mit dem Administrator des „Hauses Molières“ einen Tag verabredet, an dem er ihm in seiner Privatwohnung das so lange angekündigte, stets erwartete und nie aufgeführte Stück vorlesen wollte, und er hatte sich ein Vergnügen daraus gemacht, auch den Sohn Claretics zuhören zu lassen, damit dieser gewissermaßen unter seinen Augen von den Eindrücken Zeugnis ablege, die das Stück in einer jugendlichen, ganz von den Ideen, Gefühlen und Bestrebungen einer neuen Generation erfüllten Seele hervorzubringen fähig wäre.

Jetzt soll hier von Jules Claretie in Person die Rede sein — von Jules Claretie, dem Ehrenpräsidenten der Société des Gens de Lettres, dem Mitgliede der Académie Française, dem Theateradministrator, dem unermüdlichen Schriftsteller, dem Universalmenschen Claretie.

Ich weiß nicht, welcher Statistiker des Journalismus eines Abends ausgerechnet hat, daß die Masse der vom Verfasser der „Million“ und des „Monsieur le Ministre“ geschriebenen Seiten aufeinandergetürmt, den monumentalen Stoß der Werke Voltaires an Höhe übertreffen würde.

Jules Claretie hat auf der Bühne Beifall errungen, als Geschichtschreiber und Romandichter dankbare Leser gefunden, als litterarischer und dramatischer Kritiker sich Gehör und Anerkennung zu verschaffen gewußt; seine Feuilletonartikel endlich bilden nicht den geringsten Teil seines enormen schriftstellerischen Schaffens. Nimmt man hinzu, daß er der Befehlshaber und der Pilot eines sehr schwer zu steuernden Schiffes ist und daß er, nicht ohne Mühe, die Geschicke der Comédie Française lenkt, so hat man eine Vorstellung davon, wieviel Arbeit, Einfluß und Thätigkeit sein Name, seine Werke und seine Persönlichkeit in Paris darstellen.

Das ist schon seit langer Zeit so. „Ah, junger Mann,“ sagte beim Beginn seiner Laufbahn der geistreiche Charles Monselet zu ihm, „welche Rolle spielt das Schreiben in Ihrem Leben!“ Von 1860 bis 1865 wurde kein Journal gegründet, bei dem er nicht seinen von vornherein für ihn bestimmten und ihm angebotenen Platz als Mitarbeiter gehabt hätte. Eine ungewöhnliche Geschmeidigkeit des Geistes, eine Vorliebe für alles, was die Menschen und die Dinge seiner Zeit angeht, und eine genaue Kenntnis davon, ein sehr lebhafter Sinn für Aktualität und eine erstaunlich gewandte Hand hatten ihn mehr als jeden andern für die vielseitigen Geschmacksrichtungen einer Epoche wie der unsrigen geeignet gemacht.

Thatsächlich ist Jules Claretie derjenige französische Schriftsteller, der die meisten Zeilen zu Papier gebracht hat, und in den zehn Jahren, seit denen er in seinem Administratorkabinett sitzt, wird kein Mensch seine Zeit mehr von Besuchen überhäuft gesehen haben als er. Er hatte kaum seine offizielle Ernennung

erhalten, als sich die Manuskripte um ihn auftürmten und er der Vasall des ganzen unruhigen Personals war, das die Welt des Theaters darstellt.

„Sie müssen sich ohne weiteres sagen," schrieb er mir, „daß ich der am meisten hin und her gerüttelte Mensch von Paris bin."

Und als ich eben in sein prächtiges und vornehmes, künstlerisches und zugleich ernstes Arbeitskabinett eingetreten war, zeigte er mir eine auf seinem Tische aufgehäufte Menge von Briefen und offenen Couverts.

„Meine Morgenkorrespondenz," sagte er einfach. „Da sehen Sie. Ich habe die vielleicht lästige Gewohnheit, die meisten der an mich gerichteten kurzen oder langen Episteln, von denen jede für den Absender oder die Absenderin ihren Wert, ihr Interesse, ihren Grund hat, ohne einen Vermittler zu beantworten. Ich habe das Gefühl, daß das Leben kurz wird, und daß die Zeit gekommen wäre, mit dem zu geizen, was mir von den erfreulichen Erlebnissen und dem Reiz der entflohenen Jahre geblieben ist. Indessen, ich beklage mich nicht, dieser Art von kollektivem, lärmendem und fieberhaftem Dasein anzugehören, das sich Pariser Großstadtleben nennt, und mich darin auszugeben."

Dann fügte er mit seiner gedämpften, fast klanglosen Stimme, die so ruhig und maßvoll ist wie seine Handbewegungen, hinzu:

„Ich liebe die Arbeit in allen ihren Formen: die Korrespondenz, das Schreiben von Artikeln, Büchern, Romanen, das Entwerfen dramatischer Pläne, das Ueberwachen der Proben, die Beseelung des Spieles und bisweilen sogar das, was man am meisten von allem verabscheut: die Lektüre der Manuskripte — gewisser Manuskripte. Was ich als lästig empfinde, sind nur die vielen kleinen Obliegenheiten, mit denen man nutzlos und ohne durch intellektuelle Genüsse entschädigt zu werden, die Zeit verthut. Das tägliche Leben des Administrators eines offiziellen Theaters ist, so beneidenswert es von außen erscheinen mag, überreich an solchen inhaltlosen und langweiligen Kleinigkeiten. Man mag wollen oder nicht, man muß tausend und abertausend unbedeutende Dinge, die einem scheinbar nur ein paar kurze Minuten wegnehmen, mit seiner Verantwortlichkeit decken. Aber diese Minuten summieren sich, sie werden zu Stunden, in denen es einem möglich gewesen wäre, neue Pläne zu ersinnen, Erinnerungen zu Papier zu bringen, noch etwas mehr an den Bestrebungen und Interessen seiner Zeit teilzunehmen ...

„Einen täglichen Verkehr mit den unruhigsten, nervösesten und empfindlichsten Wesen, die es giebt: den Schauspielern und Schauspielerinnen, unterhalten, sich jeden Augenblick von dem schrillen Ruf des Telephons bedroht fühlen, dessen bebender Ton für mich fast zu einer entnervenden Marter geworden ist seit dem Tage, an dem das eilige ‚Hallo! Hallo!' mir, während ich ruhig über einer geliebten Arbeit saß, von dem Brande der Comédie Française Kunde gab; immer daran denken, das bißchen Zeit, das einem gelassen wird, nach der Uhr einzuteilen, um den unvermeidlichen Zusammenkünften, den Komiteesitzungen, den Lesungen der Stücke, den großen Inscenierungen beizuwohnen und zwischen zwei Sitzungen den am Morgen begonnenen Artikel, den man am

Abend abzuliefern versprochen hat, zu vollenden — es ist klar: das ist viel, manchmal zu viel!"

„Würden Sie aber nicht doch, wenn Ihnen jetzt gleich die Freiheit wiedergegeben würde, sich schon morgen ein wenig nach allen diesen Obliegenheiten zurücksehnen, die eine beständige Anregung für Ihren Thätigkeitsdrang sind?"

„Vielleicht," gab er lächelnd zu. „Denn bin ich nicht, wie viele meinesgleichen, aus Widersprüchen und Gegensätzen zusammengesetzt? Im Grunde bin ich einer von den Menschen, die sich ihr ganzes Leben lang Ruhe wünschen und die trostlos wären, wenn sie sie hätten, — Menschen, die das in sich haben, was ich einen ‚paresseux éperonné' nenne, die von einer langen Mußezeit träumen und sich nie zur Ruhe setzen, sondern unaufhörlich und mit Lust weiter arbeiten.

„Gleichwohl — wenn ich im Frühling mein Nest im Grünen, in Viroflay, wieder aufsuche, wo ich dichtbelaubte Gärten und grüne Rasenflächen vor Augen und rings um mich her jene heitere Ruhe habe, die der geistigen Arbeit so förderlich ist, so denke ich jede Woche, jeden Monat daran, meinen Abschied als Administrator der Comédie Française zu nehmen. Zehn Jahre dieses Priestertums haben schwer genug auf meinen Schultern gelastet, so daß ich berechtigt wäre, seine Würden und Bürden bald einem andern abzutreten."

„Wenn Ihnen aber," bemerkte ich, „einen Tag später ein andres, noch schwereres noch aufreibenderes Amt angeboten würde, z. B. die Leitung eines großen Blattes, würden Sie dann nicht Lust haben, es anzunehmen, das heißt sich aus einem Schmelzofen in den andern zu stürzen?"

„Ja, der Journalismus, der kann einen in seinen Bann ziehen und fiebern machen! Vor einiger Zeit wurde mir ein Anerbieten gemacht. Es handelte sich um ein Tagesblatt, das viele glänzende Campagnen hinter sich hat und einen europäischen Ruf besitzt. Die Versuchung dazu wäre jetzt noch lockender. Doch es wäre mir lieber, sie böte sich nicht, denn ich weiß sonst nicht mehr, wann, zu welchem Zeitpunkt meines Lebens ich die Fortsetzung der Denkwürdigkeiten meines lieben Brichanteau[1]) wieder aufnehmen kann ... Der Friede ist wieder eingekehrt im ‚Hause Molières'. Man hat aufgehört, in der Presse gegen meine Administration loszuziehen und in den Kulissen Komplotte zu schmieden. Vor zwei oder drei Monaten hätte ich nicht zurücktreten können ... Wenn man allzu vielen Menschen und allzu vielen Dingen Sympathie entgegenbringen soll, darf man kein schwacher und unentschlossener Charakter sein. Das Urteil darüber steht für die Zukunft fest. Die Ehre ist jetzt gerettet, ich werde mich nächstens in mein Zelt zurückziehen können."

„Ohne Zweifel, um weitere Bücher, neue Romane zu schreiben oder, was noch besser wäre, Ihre Erinnerungen aufzuzeichnen?"

---

[1]) Typus eines alten Schauspielers, eine von Claretie's Lieblingsfiguren, die in seinen Romanen öfters wiederkehrt. S. Claretie's „Profils de théâtre", 1902, Gautier, Magnier, Editeurs. — Eine zusammenhängende Lebensgeschichte dieses köstlich gezeichneten Veteranen der Bühne enthält der Roman „Brichanteau Comédien", der kürzlich auch in deutscher Uebersetzung u. d. T. „Brichanteau der Mime" erschienen ist (Stuttgart und Leipzig 1902, Deutsche Verlags-Anstalt).

„Ich arbeite allerdings daran. Ich lege kein Gewicht darauf, posthume Denkwürdigkeiten zu hinterlassen. Ich hoffe ihre Veröffentlichung noch selbst mitzuerleben. Sie werden ein wenig von mir selbst und ein gut Teil von anderen Leuten enthalten. Ich habe so viele Persönlichkeiten aus der Welt der Litteratur, der Kunst und der Politik in der Nähe gesehen, so zahlreiche und so verschiedene Ereignisse miterlebt, so viele Erinnerungen aufgespeichert! Ich werde nicht alles erzählen, gewiß nicht, und das wird für viele Leute besser sein. Ich werde mich begnügen, wenn sich eine Gelegenheit bietet, so manches Urteil, das nicht der Gerechtigkeit selbst war, zu berichtigen.“

Man kann nicht leicht mit jemand ein lehrreicheres Gespräch führen als mit Jules Claretie. Wenn man ihn sprechen hört, fühlt man, daß, wenn er freie Verfügung über seine Zeit hätte, die Erinnerungen und Anekdoten von seinen Lippen fluten würden wie ein reißender Strom.

Seit ungefähr drei Monaten ist er damit beschäftigt, sie zu sammeln; jeden Tag schreibt er eine oder zwei Seiten dieser Autobiographie, die durch die Zahl und die Art der Persönlichkeiten, die darin in Verbindung mit dem Verfasser selbst oder durch zufällige Umstände vorkommen werden, außerordentlich abwechslungsreich sein muß. Die Aufmerksamkeit ist beim französischen Publikum geweckt. In der litterarischen Welt giebt sich eine lebhafte Spannung kund, verbunden mit einem leichten Schauder des Unbehagens bei manchen von denen, die ihm nahe getreten sind, ehemalige Freunde oder Bittsteller und spätere Feinde, deren noch in frischem Andenken stehende Palinodien und noch ganz warme Undankbarkeit eine boshafte Feder am geeigneten Platze brandmarken könnte.

In Wirklichkeit wird Jules Claretie, wie wir ihn kennen, mit diesen Leuten nur als nachsichtiger Philosoph verfahren, der sich eine Zerstreuung bereitet, indem er im Vorübergehen, ohne länger als nötig ist dabei zu verweilen, weitere Beispiele, neue Fälle von der den Menschen angeborenen Unbeständigkeit aufzeichnet.

Er selbst hat übrigens darunter nicht dermaßen zu leiden gehabt, daß daran Bitterkeit in seinem Herzen und Gift in der Spitze seiner Feder zurückgeblieben wäre. Seine ganze Laufbahn ist glücklich und glatt gewesen. Die Regsamkeit seiner vielseitigen Fähigkeiten, sein nie versagendes Talent, keine Gelegenheit zu versäumen, in der künstlichen Atmosphäre, in der die berühmten Namen so schnell entstehen und verschwinden, gehört, gelesen, gekauft, gerühmt zu werden, und das Glück eines beständigen Erfolges hätten ihm nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge viele Feindschaft und Mißgunst zuziehen müssen. Er müßte, sollte man meinen, die Armen der Litteratur, die „Kristallisierten“, die einbändigen Schriftsteller gegen sich gehabt haben. Der Charakter hat das Talent geschützt. Der Strahlenschein seines natürlichen und allgemeinen Wohlwollens hat den allzu sehr vom Glück begünstigten Schriftsteller vor vielen leidenschaftlichen Angriffen bewahrt. Von stets lebendigen Sympathien getragen, hat sich der Name und das Glück Jules Claretics zur Höhe emporgeschwungen.

Im Spätsommer 1806.

Auf den nachstehenden Blättern soll ein aktenmäßiger Beitrag zur Geschichte der August- und Septemberwochen des Jahres 1806 und der Ereignisse geliefert werden, die wenig später zu dem Unglückstage von Jena führten. Diesem Bericht werden ein Blick auf die damalige Weltlage und eine Mitteilung über die Quelle vorherzuschicken sein, aus der er geschöpft worden ist. Die Publikation selbst bedarf keiner Rechtfertigung: handelt es sich doch um einen Zeitabschnitt, dessen Bedeutung für die preußisch-deutsche Geschichte nicht wohl überschätzt werden kann, und um Verhältnisse, deren Lehrhaftigkeit durch die Kenntnis des einzelnen und einzelnsten bedingt erscheint. Das Charakterbild des Mannes, der für die größte unsrer politischen Niederlagen zunächst verantwortlich war, gehört freilich nicht zu denen, die „in der Geschichte schwanken“, zum Behuf richtiger Beurteilung der von dem Grafen Haugwitz verfolgten Politik wird indessen alles willkommen geheißen werden dürfen, was sich auf sein und seiner Genossen damaliges Verhalten bezieht.

Unter dem Eindruck der furchtbaren Niederlage, die der österreichischen Monarchie durch die Schlacht von Austerlitz (2. Dezember 1805) beigebracht worden war, hatte Preußen sich zum Abschluß des Pariser Vertrages vom 15. Februar 1806 bestimmen lassen. Während seine Verbündeten Rußland und England mit dem Imperator auf Kriegsfuß blieben, trat das Berliner Kabinett dem „französischen System“ bei. Durch die auf Andrängen Napoleons erfolgte Besitzergreifung Hannovers (1. April 1806) und die Sperrung der hannoverschen Flüsse wurde England der Fehdehandschuh hingeworfen und wenig später eine Verhandlung mit einer Anzahl nord- und mitteldeutscher Regierungen eröffnet, die darauf abzielte, in einem unter preußischer Führung stehenden Norddeutschen Bunde dem Rheinbunde einen Nebengänger zu schaffen. Obgleich Hardenberg und die um ihn gescharte patriotische Partei dieser Kombination von Hause aus widerstrebt und vorausgesagt hatten, daß Napoleons Absicht lediglich darauf gerichtet sei, das in Deutschland und Europa isolierte Preußen bei nächster Gelegenheit niederzuwerfen, und obgleich der König dem Rate Haugwitzens nur schweren Herzens Folge geleistet hatte, blieb es bei dem am 15. Februar inaugurierten „System“, Napoleon aber wußte sein Tempo mit einer Geschicklichkeit wahrzunehmen, die allein durch die Perfidie seines Verfahrens übertroffen wurde. Während er in der Stille dem Zustandekommen des von ihm selbst der Berliner Regierung angeratenen Norddeutschen Bundes Schwierigkeit auf Schwierigkeit in den Weg legte, von jeder Entschädigung des um den Besitz Ansbachs gebrachten „Verbündeten“ absah und dessen Sicherheit durch in Deutschland belassene Heeresmassen bedrohte, verhandelte der Kaiser zu Paris mit den Bevollmächtigten Rußlands (Oubril) und Englands (Lord Lauderdale) über Friedensschlüsse, die, wenn sie zu stande gekommen wären,

Preußen jedes Rückhalts beraubt und bedingungslos der Willkür Frankreichs preisgegeben hätten. Obgleich diese Sachlage in Berlin kein Geheimnis geblieben war, verharrte Haugwitz bis in den Herbst des Entscheidungsjahres auf der Vertrauensseligkeit, mit der er sich dem „Manne des Jahrhunderts" in die Hände begeben hatte, und der Einfluß dieses Ratgebers wog bei dem Könige schwerer als die Summe der von den besten Patrioten des Landes beigebrachten Hinweisungen auf die heranrückende Gefahr. Erst als der Haugwitz befreundete Gesandte in Paris, Marquis Lucchesini, berichten mußte, daß Napoleon das Preußen aufgedrängte Hannover in der Stille den Engländern angeboten habe, entschloß sich Friedrich Wilhelm III., seine Armee auf den Kriegsfuß zu setzen und, auf die Gefahr eines Bruchs mit dem Pariser „Verbündeten", auf die eigne Sicherung Bedacht zu nehmen (9. August 1806).

Ueber die Geschichte und Vorgeschichte dieses folgenreichen Tages und der auf ihn bezüglichen Stimmungen erteilen die (bisher unveröffentlichten) Berichte des damaligen bayrischen Gesandten am Berliner Hofe Chevalier (später Grafen) de Bray eine Auskunft, die an Genauigkeit nicht übertroffen werden kann und deren Interesse durch die Person des Berichterstatters noch erhöht wird.

Seit dem Jahre 1801 in Berlin accreditiert, hatte Herr de Bray (ein ehemaliger Malteserritter, der als Emigrant nach Deutschland gekommen und zur Zeit des Rastatter Kongresses in bayrische, damals kurpfälzische Dienste getreten war) aus seinem Eifer für das „französische System" niemals ein Hehl gemacht und trotz guter Beziehungen zu Hardenberg die Haugwitzsche Politik mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützt. Daß außerhalb der Allianz mit Frankreich für Preußen kein Heil sei und daß Haugwitz und Lombard die „wahren Interessen" ihres Vaterlandes richtiger erkannt hätten als die Männer der Kriegs- und Militärpartei, bildete für den Gesandten König Max Josephs einen Glaubenssatz, auf den er in seinen Berichten immer wieder zurückkam. Ungleich seinem Gönner Montgelas war Graf Bray dabei kein Feind oder Neider Preußens: Bayern und Preußen gehörten seiner Anschauung nach zusammen, weil ihre Interessen zu denen Oesterreichs in unversöhnlichem Gegensatz standen, beide auf die Unterstützung Frankreichs angewiesen und außerdem dazu bestimmt seien, sich in die Hegemonie über die kleinen deutschen Staaten zu teilen. Diesem Bekenntnis entsprechend stand der bayrische Gesandte zu Haugwitz und Lombard in ebenso vertrauten Beziehungen wie zu dem französischen Gesandten Laforest, den er während der Monate, die dem Ausbruch des Krieges von 1806 vorangingen, nahezu täglich sah und sprach. Brays Berichte bilden darum einen getreuen Spiegel der Auffassungen der französischen Partei in Berlin und insbesondere derer des Grafen Haugwitz. Es darf dabei erwähnt werden, daß Graf Bray für den bestunterrichteten mittelstaatlichen Diplomaten am Hofe Friedrich Wilhelms III. galt, daß er als Mann von Geist, Bildung und liebenswürdigen Formen mit der Mehrzahl seiner Kollegen auf freundschaftlichem Fuß stand und daß er demgemäß besser als andre wußte, was im Werke war und worauf es ankam.

Daß englischerseits die Wiedergabe Hannovers zur Hauptbedingung des Friedensschlusses mit Frankreich gemacht worden, war in Berlin bereits im Laufe des Juli bekannt geworden, und zwar auf Grund amtlicher Mitteilungen des französischen Gesandten. In einem Bericht vom 22. Juli schreibt Bray auf Grund ausführlicher Unterredungen mit Haugwitz und Laforest darüber das Folgende:

„Indem Frankreich die preußische Regierung von den Zumutungen Englands in Kenntnis setzte, teilte es ihm zugleich die kategorische Antwort mit, die es darauf erteilt hatte: der Pariser Frieden vom 15. Februar und die Allianz mit Preußen würden dem vollen Umfang nach aufrecht erhalten werden. Zum Entgelt solle Preußen England gegenüber größere Festigkeit beweisen ... die kommerziellen Interessen Englands bedrohen und durch energische Proklamationen Frankreich und Europa die Gründe für die Besitznahme Hannovers und den unwiderruflichen Entschluß ankündigen, sie gegen jeden Angriff aufrecht zu erhalten.“ Im weiteren Verlauf des Berichtes wird versichert, daß Graf Haugwitz sich diesen Gedankengang vollständig zu eigen gemacht habe und daß England den Frieden nicht haben werde, wenn es auf der Wiederherausgabe Hannovers bestehe. „Ich sehe, daß Preußen von der Haltung Frankreichs vollständig befriedigt ist. Graf Haugwitz hat mir direkt ausgesprochen, wie sehr sein Vertrauen und das des Königs durch die Versicherungen befestigt worden sei, die zu Paris Herrn v. Lucchesini und hier durch Herr de Laforest abgegeben worden sind. Ebenso hat der Prinz von Oranien, den man mit französischen Absichten auf Luxemburg beunruhigt hatte, durch Herrn de Laforest Zusicherungen erhalten, die ihn vollständig befriedigt haben. Herr de Laforest hat dem Prinzen, der ihn aufgesucht hatte, bei dieser Gelegenheit gesagt, wie sehr er gegen diejenigen auf der Hut sein müsse, die tausend Gerüchte verbreiteten, die ihn und den König beunruhigten — und so weiter.“

Dieselben Versicherungen werden in einer ganzen Reihe von Berichten wiederholt und durch Ausführungen über die Zugeständnisse ergänzt, die Frankreich der preußischen Regierung in Sachen des unter seiner (Preußens) Hegemonie zu begründenden Norddeutschen Bundes zu machen bereit sei, sowie über die Bereitwilligkeit, mit der Preußen den Grundlagen der durch den Rheinbund begründeten Ordnung der Dinge zugestimmt habe. So vollständig erscheint die Beruhigung Brays über die Gestaltung der französisch-preußischen Beziehungen geworden zu sein, daß nicht diese, sondern die Aussichten des damals durch Alexanders I. Gesandten Oubril zu Paris verhandelten russisch-französischen Friedensschlusses den Hauptgegenstand seiner Berichterstattung bilden. Ein veränderter Ton wird erst am 9. August — dem Tage der preußischen Mobilmachungsordre — angestimmt, doch auch jetzt noch an der optimistischen Auffassung festgehalten, die die Grundlage des Haugwitzschen Systems bildete. Der Braysche Bericht vom 9. August ist merkwürdig genug, um dem Hauptinhalte nach wiedergegeben zu werden.

„Vorgestern abend empfing das hiesige Ministerium einen von Herrn

v. Lucchesini entsendeten Kurier, der — wie allgemein angenommen wurde — die Unterzeichnung des Präliminarfriedens (sc. Frankreichs) mit England gebracht haben sollte. Gestern als ich beim Grafen Haugwitz mit Herrn de Laforest speiste (beiläufig bemerkt war dieser zum erstenmal bei Haugwitz zum Essen), nahm der Staatsminister mich nach Tisch beiseite, um mit mir ein einstündiges Gespräch über die Gründe zu führen, die zur Entsendung des Kuriers die Veranlassung gegeben hatten ... Lucchesinis Kurier war am Abend des 29. (sc. Juli) expediert worden. Die Unterzeichnung des Präliminarfriedens hatte zu diesem Zeitpunkt noch nicht stattgefunden, konnte aber — wie der Minister meldete — jeden Augenblick erwartet werden ... Bis zu diesem für Preußen so wichtigen Augenblick wußte Herr v. Lucchesini aber noch nicht, welchen Entschluß der Kaiser in Sachen Hannovers fassen werde: seine Unruhe darüber verhehlte er nicht. Ew. Majestät werden sich erinnern, was ich in meinem Rapport Nr. 55 darüber berichtet habe. Herr de Laforest hatte dem hiesigen Ministerium damals die formelle Erklärung abgegeben, daß Frankreich fest entschlossen sei, jede auf die Zurückgabe Hannovers bezügliche Forderung zu verwerfen, daß es aber gleichzeitig erwarte, Preußen werde sich seinerseits entschiedener, als bisher geschehen, aussprechen. Graf Haugwitz hatte darauf geantwortet: ‚Da wir keine Flotte besitzen, wird unsre Mitwirkung (coopération) nicht so wirksam sein können, wie Ihr es wünscht. Laßt uns aber wissen, welche Art der Unterstützung wir Euch bieten sollen, so wird sich zeigen, daß wir nicht zaudern.‘ Die letzten von Laforest abgesendeten Kuriere haben diese formelle Erklärung sowie die Mitteilungen darüber nach Paris überbracht, daß Preußen den Prinzipien des Südbundes vollständig beipflichte und daß es einen Bund ähnlicher Art für den Norden ins Werk richten werde. Alle innerhalb der preußischen Linie liegenden deutschen Staaten sollten unter dem Protektorat Preußens vereinigt und dadurch in die Allianz mit Frankreich aufgenommen werden. Außerdem hat der König, wie Graf Haugwitz mir selbst sagte, die Könige von Holland und von Neapel[1]) in aller Form anerkannt und bereits einen an den Hof des Königs Joseph zu entsendenden Gesandten ernannt. Danach habe Preußen es an nichts fehlen lassen, was Frankreich wünschen könne, und er, Graf Haugwitz, schmeichle sich, daß Kaiser Napoleon nach Eintreffen des von Laforest entsendeten Kuriers nicht zögern werde, einen so feierlichen und gleichsam von ihm selbst entworfenen Vertrag wie den vom 15. Februar auch seinerseits gewissenhaft zu erfüllen. Ist doch der bloße Zweifel über diesen Punkt schon höchst peinlich. Ew. Majestät werden sich die Lage vorstellen können, in der Graf Haugwitz sich befindet.“ — Von mehr als einem Zweifel an Erfüllung der französischen Versprechungen ist nicht die Rede. In der Brayschen Depesche folgen auf eine Reihe von Ausführungen über diesen

[1]) Man erinnert sich, daß Joseph Bonaparte im Dezember 1805 zum „Könige beider Sizilien“, Ludwig Bonaparte am 6. Juni 1806 zum Könige von Holland ernannt worden war.

letzten Punkt durchaus hypothetisch gehaltene Betrachtungen über die möglichen Folgen eines französischen Wortbruchs, unter denen die Besorgnis, daß Preußen solchenfalls die Zurückgabe des von Bayern in Besitz genommenen Ansbach verlangen könnte, die Hauptrolle spielen. Schließlich wird indessen die Hoffnung ausgesprochen, die gehegte Befürchtung werde sich nicht erfüllen — beide Freunde (Bray und Haugwitz) scheinen einander in der Meinung begegnet zu sein, daß Napoleon einer Felonie unfähig sei, die seine eignen Interessen schädigen müsse.

Ob Lucchesinis Meldung vom 29. Juli mehr besagt hatte, als Haugwitz Herrn v. Bray mitzuteilen für zweckmäßig gehalten, wissen wir nicht. Ebenso erscheint zweifelhaft, ob Haugwitz zur Zeit des mit Bray geführten Gesprächs bereits davon unterrichtet war, daß der Erlaß einer preußischen Mobilmachungs-Ordre für den nächsten Tag bevorstehe. Daß sie dem gesamten in Berlin accreditierten diplomatischen Corps den Eindruck eines aus heiterem Himmel gefallenen Blitzes machte, geht aus dem am 12. August erstatteten Berichte des bayrischen Gesandten deutlich hervor. Er schreibt das Folgende:

„Am Sonnabendabend schrieb Herr de Laforest seinem Hof, um über die (sc. preußischen) Besorgnisse zu berichten, die ihm und mir gegenüber ausgesprochen worden waren: daß sie für Frankreich bedrohliche Folgen haben könnten, war ihm dabei nicht in den Sinn gekommen. An demselben Tage (Sonnabend den 9. August) empfing er einen Kurier aus Paris, der am 3. abgereist und ungewöhnlich lange unterwegs gewesen war. Die von ihm mitgebrachten Depeschen sprachen sich über Preußen so günstig aus, daß der Gesandte sich sofort zu Haugwitz begab, um ihm entsprechende Mitteilung zu machen. Da er den Grafen nicht antraf, verbrachte er den Abend bei mir, wo er mehreren Personen sagte, daß die auf Hannover bezüglichen Gerüchte falsch seien und daß Frankreich lieber den Krieg gegen England fortsetzen, als in diesem Punkte nachgeben werde.

Durch den Inhalt der von dem Kurier überbrachten Nachrichten vollständig beruhigt, verbrachte Herr de Laforest sodann den folgenden Tag auf dem Lande. Bei seiner Rückkehr fand er die Stadt von beunruhigenden Gerüchten erfüllt. Man sprach von nichts als von Kriegsvorbereitungen und von einem Befehl, nach dem die gesamte Armee auf Kriegsfuß gesetzt werden sollte. — In dem Privatbrief, den ich dem Minister Eurer Majestät am Sonnabend geschrieben habe, ist bereits gesagt worden, daß der General Pfuhl nach Charlottenburg berufen worden war und daß dieser Umstand mir bezeichnend genug erschien, um erwähnt zu werden. Den umlaufenden Alarmgerüchten wollte ich keine Bestätigung zu teil werden lassen. Heute ist indessen allgemein bekannt, daß am Abend des 8. an die Inspektionen Schlesiens Befehle abgegangen sind, in denen sie angewiesen werden, an die sächsische Grenze zu marschieren. Die hiesige Garnison und die von Potsdam haben den Befehl erhalten, sich zum Abmarsch auf das erste Zeichen bereit zu halten. Es werden Artilleriepferde angekauft, General Schmettau und Prinz Louis sind zu Beratungen einberufen worden, und die Adjutanten des Königs befinden sich seit zwei Tagen

in außerordentlicher Thätigkeit. — Ueber all diese Vorgänge durch das Publikum unterrichtet und durch eine so außerordentliche Bewegung überrascht, hat Herr de Laforest sich gestern zum Grafen Haugwitz begeben und mit ihm eine höchst erregte Auseinandersetzung gehabt. Laforest hat Herrn v. Haugwitz vorgeworfen, daß das Vorgefallene zu den von ihm (L.) gegebenen Erklärungen in Gegensatz stehe und daß trotz der von Haugwitz gemachten Versicherungen für Frankreich bedrohliche Vorbereitungen getroffen würden. Weiter beklagte er sich mit Bitterkeit darüber, daß er die Kunde von diesen Maßnahmen auf der Gasse habe auflesen müssen und daß durch die Indiskretion preußischer Offiziere ihm und dem Publikum Dinge zur Kenntnis gebracht worden seien, aus denen der Minister ihm gegenüber ein Geheimnis gemacht habe. — Graf Haugwitz versuchte dieser Diskussion auszuweichen, — durch die Oeffentlichkeit der über die Rüstungsordre bekannt gewordenen Einzelheiten bedrängt, gestand er indessen schließlich ein, daß dergleichen Maßnahmen ergriffen worden seien, fügte aber hinzu, daß sie bloße Sicherheitsmaßregeln seien. Laforest wandte ein, daß diese Rüstungen entweder gegen die Feinde Frankreichs oder gegen dieses selbst gerichtet sein müßten. Im ersteren Fall sei kein Grund für das Geheimnis, im andern Falle müsse gefragt werden, was alsdann die neuerdings abgegebenen Freundschaftsversicherungen bedeuteten. Graf Haugwitz gab zur Antwort, daß Preußen genugsam bewiesen habe, daß es den Frieden wolle, daß es allen Wünschen Frankreichs zuvorgekommen sei, daß sich aber nichtsdestoweniger Dinge begeben hätten, die für den König betrübend seien, wie zum Beispiel die Beraubung des Prinzen von Oranien. Der König habe alle denkbaren Bürgschaften für die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung geboten, verlange aber auch seinerseits Vertrauen, Rücksicht und Aufrichtigkeit. Seiner Majestät seien von allen Seiten beunruhigende Berichte darüber zugegangen, daß französische Truppen preußische Gebiete zu bedrohen schienen. Man erzähle, daß Bayern Bayreuth verlange, ja man wisse sogar nicht, ob Frankreich nicht am Ende mit Oesterreich im Einverständnis sei. Hier unterbrach Herr de Laforest den Grafen Haugwitz, indem er auf die Sinnlosigkeit des letzteren Vorwurfs hinwies und fragte, wie es denn zugehe, daß man den Berichten leidenschaftlicher und schlecht unterrichteter Leute größeren Glauben schenke als den offiziellen Mitteilungen, die er Auftrags gemäß gemacht habe! — Darüber kam Lombard hinzu, der die preußischen Rüstungen zu verteidigen versuchte, indem er ein Bild derjenigen entwarf, die in Frankreich vorgenommen würden. Er verbreitete sich so gründlich über diesen Gegenstand, daß Haugwitz und Laforest ihn mit der Bemerkung unterbrachen, daß er Beredsamkeit und nicht Politik treibe. Schließlich sprach Graf Haugwitz Herrn de Laforest seinen Dank für die ihm gemachten beruhigenden Zusicherungen aus, indem er hinzufügte, daß er (H.) den König aufsuchen werde, um ihm von den befriedigenden Nachrichten Kenntnis zu geben, die der Kurier überbracht habe, und daß er nicht daran zweifle, ihm (Herrn de Laforest) schon am nächsten Tage Mitteilungen machen zu können, die geeignet sein würden, alle Unruhe zu verscheuchen. — Nach Beendigung

dieser Unterhaltung kam Herr de Laforest zu mir. Ich erwartete Haugwitz zum Essen, und dieser erschien trotz seiner zahlreichen Geschäfte zur Tafel, an der auch Laforest teilnahm. Vor wie nach der Mahlzeit nahm Haugwitz mich zur Seite, indem er mich dringend bat, auf Laforest in beschwichtigendem Sinne einzuwirken. „Sagen Sie ihm," so bat er mich zu wiederholten Malen, „daß wir loyal, einfach und ohne alle Umschweife verführen, daß wir unsre Verbindlichkeiten vollständig und aufs genaueste einhielten und daß Frankreich, wenn es seine Verbündeten bewahren wolle, diese nicht zu bedrohen brauche." — Ich fragte ihn, ob Frankreich denn wirklich Bewegungen vorgenommen habe, die geeignet seien, Preußen zu beunruhigen. „In der That," gab er mir zur Antwort, „ist das in Holland, in Westfalen und in Franken geschehen. Hervorragende Offiziere, wie Prinz Murat und andre, verführen Reden, die unsre Aufmerksamkeit auf sie lenken müssen. In der französischen Armee herrscht ein bedrohlicher Ton vor, und alles richtet sich gegen uns. Man will, daß wir Hannover behalten sollen, es scheint aber, daß man uns zugleich weitere Opfer auferlegen will."

An dem — für sämtliche Beteiligte außerordentlich charakteristischen — Inhalt dieser Mitteilungen erscheint zweierlei besonders bemerkenswert: die Behutsamkeit, mit der Haugwitz jeder Berührung des eigentlich entscheidenden Punkts, das heißt der Informationen über Napoleons Bereitschaft zur Wiedergabe Hannovers an Georg III., aus dem Wege geht, und seine Haltungslosigkeit bei den Verhandlungen mit Laforest. Der schwachmütige Mann wagt nicht, dem französischen Gesandten geradeheraus zu sagen, daß Preußen über die verräterischen Gedanken unterrichtet sei, mit denen Napoleon sich wenigstens zeitweise getragen hatte, er schwingt sich auch nicht dazu auf, den Ernst der durch den Mobilmachungsbefehl seines Königs geschaffenen Lage gebührend hervorzuheben. Er ergeht sich in Ausreden und Entschuldigungen, erbittet Brays Beistand zur Beschwichtigung Laforests und huldigt allen Ernstes dem Wahn, Napoleon mit der von Preußen ergriffenen Maßregel versöhnen zu können. Wo alles darauf ankam, dem Gegner durch Entschlossenheit zu imponieren, verrät er peinliche Besorgnisse vor den Folgen der von seiner eignen Regierung ergriffenen Maßregel!

Wir übergehen den ferneren Inhalt der Brayschen Depesche vom 12. August, die sich im einzelnen über Laforests Erregung und über dessen Absicht verbreitet, seine sofortige Abberufung von dem undankbaren Hofe zu verlangen, der ihm (L.) für seinen guten Willen mit einer „Mystifikation" gelohnt habe. — Aus dem Schluß dieses Berichts erhellt, daß diese Absicht zunächst vertagt worden und daß der französische Gesandte seinen Kurier erst absenden gewollt, nachdem er den Grafen Haugwitz nochmals gesprochen, beziehungsweise die von ihm in Aussicht gestellten beruhigenden Versicherungen erhalten. Es darf erwähnt werden, daß Bray trotz seiner Hingabe an das „französische System" den guten Grund der preußischen Besorgnisse nicht bestreitet und trotz alles sonstigen Optimismus die Möglichkeit hinterrückischer Absichten Napoleons für nicht ausgeschlossen ansieht.

Aus dem folgenden Bericht (16. August) erfahren wir, daß die zwischen Haugwitz und Laforest verabredete Unterredung am Mittwoch dem 13. August stattfand und daß am Abend des nämlichen Tages der bezügliche Bericht des französischen Gesandten abgesendet wurde. Auf den Inhalt gehen wir nicht ein, da er im wesentlichen die berichteten Unterredungen resumiert und im übrigen bestätigt, was anderweit über den Verlauf der Verhandlungen bekannt geworden. Auch Laforest hielt an der Hoffnung einer Verständigung fest, glaubte die ihm aus Paris gewordenen Mitteilungen als mittelbare Bestätigungen seiner Auffassung ansehen zu dürfen und sprach noch am 23. August dem bayrischen Gesandten gegenüber die Meinung aus, sein letzter Bericht werde den übeln Eindruck der Nachrichten über die preußische Mobilmachungsordre verwischen und den Kaiser von den guten Absichten Preußens überzeugen. Besonders günstig werde Lucchesinis Abberufung (aus Paris) wirken, mit dem Napoleon niemals gern zu thun gehabt habe, während er den zum Nachfolger des Marquis ernannten General Knobelsdorf „persönlich liebe“. — Der Bericht, in dem Bray diese optimistischen Mitteilungen weitergab, klingt indessen wenig zuversichtlich und bezeichnet als mehr denn wahrscheinlich, daß Napoleons Erbieten zur Wiedergabe Hannovers an das englische Kabinett direkt gethan und von den Engländern selbst dem preußischen Hofe hinterbracht worden sei. Daß Preußen keine Neigung haben werde, sich für die Preisgebung Hannovers etwa durch die Zuweisung der sächsischen Lausitz zu entschädigen, findet Bray durchaus begreiflich, wie denn der gesamte Ton seiner Berichterstattung der preußischen Sache ungleich günstiger ist, als von einem Vertreter des damaligen Bayern und seines Ministers Montgelas angenommen werden sollte. Neben Brays Parteinahme für die Politik Haugwitz' und das „System“ der Vereinigung Deutschlands in zwei Frankreich befreundete Bundeskörper spielt freilich der Gedanke mit, Preußen werde, wenn ihm in Sachen Hannovers nicht Wort gehalten worden, die verheißene Abtretung Ansbachs an die bayrische Krone rückgängig machen. Daraus, daß Bayern nicht werde umhin können, äußersten Falls auf die Seite Frankreichs zu treten, machte Bray seinem Freunde Haugwitz gegenüber kein Hehl, — die Hoffnung, die Schwierigkeiten beseitigt und eine allseitige Verständigung herbeigeführt zu sehen, glaubte er indessen bis in den September hinein noch hegen zu dürfen. Voraussetzung war dabei freilich, daß Alexander I. den von Oubril getroffenen Vertrag ratifizieren und mit Frankreich Frieden schließen werde — eine Meinung, die (unbegreiflicherweise) in allen Kreisen der Berliner Gesellschaft vorgeherrscht zu haben scheint und von den in Berlin lebenden Vertretern Rußlands genährt wurde. Von „beunruhigenden Meldungen aus Paris“ ist bereits am 7. September die Rede, der Ton direkter und ernsthafter Besorgnisse wird aber erst in einem Berichte vom 13. September angeschlagen, dem wir das Folgende entnehmen:

„Das Eintreffen des Kuriers, den Herr v. Knobelsdorf nach seiner Audienz bei dem Kaiser absenden soll, wird hier mit der größten Unruhe erwartet. Das Nämliche gilt von dem Kurier, der an Herrn de Laforest expediert worden, nach

dem die Kunde von der Nichtratifizierung des Friedens mit Rußland in Paris angelangt war.

Eine definitive und schleunige Entscheidung steht unmittelbar bevor. Möglich wäre, daß der Kaiser nicht für zweckmäßig gehalten hat, Herrn v. Knobelsdorf sogleich zu sehen, und daß er den Zeitpunkt der ihm zu erteilenden Audienz absichtlich hinausschiebt, um dadurch die Seelenruhe zum Ausdruck zu bringen, mit der er den preußischen Rüstungen zusieht. Wenn der Kaiser den Frieden mit Preußen aufrecht erhalten und nicht etwa andre Rücksichten opfern will, so wird er die Unsicherheit über seine bezüglichen Entschließungen indessen nicht mehr lange ausstehen lassen dürfen.

Jeder weitere Aufschub erhöht die herrschende Erregung und kommt der Partei derer zu gute, die den König um jeden Preis vorwärts drängen wollen. Es liegt auf der Hand, daß diese Partei mehr den Eingebungen der Leidenschaft als der Stimme der Vernunft Gehör leistet. Die Leidenschaft aber ist es, die die Menge der Bevölkerung beherrscht. Die allgemeine Stimme geht dahin, daß ein Krieg mit Frankreich der Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes der Angst und Unsicherheit vorzuziehen sei, und daß Frankreich, wenn es Preußen jetzt nicht angreife, später über Preußen herfallen werde, wenn dessen Kräfte erschöpft und zum Ruin getrieben worden. Diese Anschauung gärt in allen Gemütern, und selbst das Bürgertum scheint durch die stete krampfhafte Aufregung dahin gebracht worden zu sein, daß es eine definitive Entscheidung lebhafter als alles andre wünscht. — Das ist aber nicht alles. Innerhalb der Hofkreise giebt es Elemente, die ein Interesse an der Hervorrufung des Krieges zu haben glauben. Die Prinzen von Oranien und von Hohenlohe und fast sämtliche Generale führen in dieser Beziehung die nämliche Sprache, indem sie geltend machen, daß es sich darum handle, einer Herabwürdigung Preußens und seiner Armee zuvorzukommen. Wie solle man zu einer Macht Vertrauen hegen, die Deutschland ohne jeden Grund mit Truppen überschwemme und trotz ihrer intimen Allianz mit Preußen dessen Grenzen mit ganzen Armeecorps bedrohe? Es fehlt außerdem nicht an Erwägungen höherer Art, die auf den König und selbst auf seinen Minister einstürmen. Gegenwärtig biete Rußland noch seine Unterstützung an; verletze man den Kaiser Alexander aber dadurch, daß man abermals mit französischen Versprechungen rechne, so stehe zu fürchten, daß der russische Monarch Preußen den Gefahren preisgeben werde, die ihm früher oder später durch den Ehrgeiz Frankreichs bereitet werden würden! Das sagen die Russen, und das soll der Kaiser Alexander dem König geschrieben haben. Eure Majestät werden selbst beurteilen können, wie stark diese Reden und die beinahe allenthalben vorherrschende Tendenz, den König zu Maßregeln zu bestimmen, die er vermieden sehen möchte, auf den Geist dieses Monarchen einwirken müssen! Es erscheint das um so unvermeidlicher, als alles Denkbare geschieht, um den leitenden Minister zu verleumden und zu diskreditieren. Man wirft dem Grafen Haugwitz vor, daß er Preußen verhindert habe, den Krieg im vorigen Winter zu beginnen, wo Preußen alle Aussicht gehabt habe, ihn

mit Erfolg führen zu können! Die Schreier und die Anhänger Rußlands und Englands, sowie die Hitzköpfe, die den Krieg nur des Krieges wegen geführt zu sehen wünschen, versuchen auch gegenwärtig alles Denkbare, um den Grafen Haugwitz mindestens in der öffentlichen Meinung zu ruinieren. Täglich kommen Dinge vor, die der Minister nicht verhindern kann und die dem Kaiser Napoleon durchaus mißfallen müssen. Dahin gehören die Reden, die die Generale ihren Soldaten halten, die Kriegslieder, die Anspielungen in den Theatern und selbst die Predigten in den protestantischen Kirchen, ferner eine Publikation über den unglücklichen Palm[1]) in Nürnberg, die die Zeitungen nach Berichten der Herren v. Schladen und v. Tauenzien gebracht haben. Mit der dadurch hervorgerufenen Aufregung ist es so weit gekommen, daß man angesehene Männer behaupten hört, es würden auf den König Gefahren herabbeschworen werden, wenn er der öffentlichen Stimme nicht folge. Eine oder mehrere Schlachten zu verlieren, würde immer noch besser sein, als in dem Zustande der Entwürdigung zu verharren, in den man geraten zu sein scheine.

Soll das aufhören, so giebt es nur ein Mittel dazu. Will der Kaiser Napoleon den Frieden wirklich aufrecht erhalten, so muß er dem König und dem Minister ein großes Zeichen des Vertrauens geben, indem er seine Truppen zurückzieht. Der größeren Sicherheit wegen könnte er alsdann mit Preußen und selbst mit Oesterreich ein Uebereinkommen schließen, durch das diese Mächte sich verpflichteten, nicht nur selbst abzurüsten, sondern auch den Truppen andrer Mächte den Durchmarsch durch ihre Gebiete zu verbieten. Preußen würde in solchem Falle nicht nur die eignen Truppen zurückziehen, sondern die Russen an jeder Unternehmung von dieser Seite verhindern. Läßt Frankreich dagegen seine Truppen in Deutschland verbleiben, so kann Preußen nicht abrüsten, und der Krieg und die daraus resultierende Bildung einer vierten Koalition sind unvermeidlich."

So unglaublich erschien dem bayrischen Gesandten, daß Napoleon auf sein bisheriges „System" und auf die Preußen innerhalb dieses Systems zugedachte Stellung verzichten werde, daß er während der auf den Bericht vom 12. September folgenden Tage die Möglichkeit einer Verständigung für nicht ganz ausgeschlossen ansah und seinen auf diesen Punkt gerichteten Hoffnungen noch am 16. desselben Monats Ausdruck gab. Fünf Tage später (am 21. September) mußte er berichten, daß die Abreise des Königs und des Prinzen zur Armee unmittelbar bevorstehe, tags darauf, daß Haugwitz dem Monarchen folgen werde, und nach weiteren vierundzwanzig Stunden, daß Laforest seine Pässe verlangt und die Abwicklung der noch nicht erledigten Geschäfte einem Legationssekretär überlassen habe.

Obgleich Bayern kein Hehl daraus gemacht hatte, daß es an der Verbindung

---

[1]) Wegen Weiterversendung der (ihm inhaltlich unbekannt gebliebenen) Broschüre „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" war Johann Philipp Palm, Inhaber der Steinschen Buchhandlung in Nürnberg, von französischen Gendarmen nach Braunau geschleppt und daselbst kriegsgerichtlich erschossen worden (26. August 1806). Besonderes Aufsehen erregte ein bezüglicher Artikel des Berliner „Freimütigen".

mit Frankreich festhalte, blieb der Gesandte König Max Josephs in Berlin, wo er Zeuge des Eintreffens der Jenaer Schreckensbotschaft, des Einzugs der Franzosen und der auf diesen folgenden Ereignisse sein sollte. Die verlangten Pässe waren ihm nicht zugestellt worden, weil man an der leitenden Stelle für zweckmäßig hielt, den Vertreter des wichtigsten der Rheinbundstaaten in Berlin zu behalten, um gegebenenfalls seine Vermittlung in Anspruch nehmen zu können.

Die Frauen im Mittelalter und die erste Frauenrechtlerin.

Von

Prof. G. Gröber.

Wenn man von den Troubadours und den französischen Minnedichtern, von königlichen Sängern unter ihnen, wie Thibaut, Graf von Champagne und König von Navarra unter Ludwig dem Heiligen, und von andern Dichtern hört, die fähig waren, die Geliebte zum Marienbild zu verklären, wenn man an Dante denkt, dessen Ringen nach geistiger Hoheit und sittlicher Läuterung sich ihm zur Gestalt der unsterblichen Beatrice verdichtete, oder an Petrarcas Laura sich erinnert, zu der er die eigne Seele zu idealisieren vermochte, so erhält man den Eindruck, daß die Frau im Mittelalter auf einer Höhe gestanden habe, wie selbst in der Gegenwart nicht, und daß sie dem Manne des Mittelalters ein höheres Wesen bedeutet hat, dem er sich, wie einem Marienbild, nur in scheuer Demut zu nähern wagte. Doch ist das eitel Täuschung.

Die Dichter des Mittelalters beschrieben nicht die Frauen, wie sie sie um sich sahen, sondern wie sie sie wünschten oder vielmehr wie sie nach dem Reize, den sie ausübten, ihnen erschienen, und wie die Frauen selbst denen sich gaben, an deren Huldigung ihnen gelegen war. Und so spricht der französische Minnesänger in Süd und Nord nicht eigne Gefühle, sondern Gefühle aus, die den Frauen wohlgefielen, und spricht sie aus in Ausdrücken und Bildern, die das Wohlgefallen dieser erregen mußten. In Wirklichkeit dachte der mittelalterliche Dichter, Dante und Petrarca eingeschlossen, bei aller Frauenhuldigung und Frauenidealisierung nicht anders von der Frau als die Kirche. Und die Kirche erblickte in ihr nur ein unerziehbares, wandelbares, unberechenbares, von bösen Eingebungen beherrschtes Geschöpf, das sich dem Manne unterzuordnen hätte und lediglich seinetwegen da sei, sah in ihr nur die Eva des Alten Testamentes, durch die der Mann zum Sünder geworden, ohne die Adam immer ein Heiliger geblieben und die Erlösung nicht notwendig gewesen wäre.

Die höfische Frauenverehrung im Mittelalter war Maske und Selbsttäuschung. Nur ganz vereinzelt trifft man bei ihren Dichtern einmal einen Herzenston an, wie ihn die älteren, den Frauen selbst in den Mund gelegten Frauenlieder des zwölften Jahrhunderts anzuschlagen wissen, die aus Spielmannskreisen hervorgingen. Schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts war der Minnesang der Troubadours nur ein Spiel mit Worten, Reimen und musikalischen Klängen. Weder der provençalische Sänger Guillem von Cabestanh noch der nordfranzösische Castellan von Coucy dachten daran, sich in die Lage zu versetzen, in der sie die mittelalterliche, aus dem Orient bezogene Sage umkommen läßt, wenn von ihnen berichtet wird, daß ihnen die eifersüchtigen Männer der von ihnen besungenen Frauen das Herz aus der Brust hätten reißen und den Damen in gewürzter Sauce als Delikatesse hätten vorsetzen lassen. Wohl aber lehrt der mittelalterliche Minnesang umgekehrt, einen wie großen erzieherischen Einfluß die Frau schon damals auf den Mann ausgeübt und wie erfolgreich sie die ihr seit dem Paradies eignen Gaben für die Erziehung des Mannes zur Gesellschaft anzuwenden gewußt hat. Denn die ihm überkommene, mit der Ausstoßung aus dem Paradiese vielleicht noch gewachsene Rauheit seines Wesens wurde durch sie gemildert, indem sie ihn durch ihre Anmut und ihre Reize zwang, artig und höflich ihr zu nahen, kunstreich in Versen zu ihr zu sprechen, sie zu idealisieren und über sich selbst hinauszuheben, wenn er von ihr beachtet sein wollte: Erziehung des Mannes zur Gesittung und Kunst — jedenfalls gegen seinen Willen. Aber er mußte untergeben, zart, edelsinnig wenigstens scheinen und mußte zur Leier greifen, wenn er courtois (höfisch) heißen und zur Gesellschaft gezählt werden wollte. Natürlich, daß er von dem erzieherischen Einfluß der Frau nichts merkte und es sich als Verdienst anrechnete, wenn er höfisch war, und daß er sich damit brüstete. Natürlich auch, daß, wer sich nicht beugen ließ, oder wer, wie die Klerisei, die sich im Mittelalter allein berufen für die Erziehung wähnte, dem Fraueneinfluß entzogen war, im Bann diesseitsfeindlicher Anschauungen oder im Gefühl der Ohnmacht, nach Anleitung des Alten Testaments, sich in der Mißachtung des Weibes fortdauernd gefiel, ohne zu merken, daß dabei nur das verkannte Menschentum in ihm reagierte.

Wenn gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts der ritterliche Minnesang erlosch und gleichzeitig der erzieherische Einfluß der Frau zurücktrat, so ist das wohl begreiflich. Da der Minnesang nicht war, was er sein wollte, der nachfolgenden Generation aber immer schon die Mängel an beherrschenden Ideen des vorhergegangenen Zeitalters durch Folgen und Wirkungen dieser Mängel zum Bewußtsein kommen, so konnte das Spiel mit Liebesgefühlen das dritte Menschenalter nur eben noch erreichen. Und da die Frau über andre Erziehungsmittel, als die von ihr in Dienst gestellten, nicht verfügte, so konnte das Vorurteil gegen sie nur wieder aufleben. Die Belehrung über die Liebe, nach der man jetzt, wie über andre Gebiete der Laienbildung, verlangte, nahm man nicht von ihr, sondern von den erfahrenen Praktikern des Altertums, wie Ovid, entgegen, aus dem durchaus keine Bestätigung für den Adel weiblicher Art zu

entnehmen, bei dem die Frau vielmehr ebenfalls durchaus die alttestamentliche Eva war. So treten denn sofort, nachdem der Adel, dem die Zeiten seit Philipp dem Kühnen und Philipp dem Schönen schwierige politische Aufgaben stellen, seine Beteiligung an der Dichtung aufgiebt, Frauenlästerer in Dichtung und Prosa hervor, und um die Frauenachtung ist es geschehen. Der vielberühmte, in Frankreich noch jetzt allgemein, wenigstens dem Namen nach, bekannte „Rosenroman", in dem ein jung gestorbener, jugendfrischer adeliger Dichter im allegorischen Gewande in reizvollen Farben von Frauen und Liebe zu dichten begonnen hatte, und den ein encyklopädisch gebildeter Geistlicher mit faunischem Geiste bald nach Ludwig des Heiligen Tode in vielen Tausend Versen erst zu Ende brachte, ließ die allegorische Figur der Natur und die Lebenserfahrung den in den Versen gewobenen Schleier so völlig lüften und den Wahn idealistischen Denkens über die Liebe so gründlich zerstören, daß in der Litteratur ein Jahrhundert lang über die Liebe fast nur noch gelästert wurde. Um zu belustigen, erörtern noch in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts die Meistersänger reicher picardischer Städte auf realistische Art Dilemmata aus der Liebespraxis, Schmähungen werden in Satiren gegen die Frauen geschleudert, und in der berüchtigten lateinischen Dichtung Matheolus jener Zeit schwelgt in boshaften Ausfällen gegen sie förmlich ein geistlicher Verfasser. Er fingiert, seinem Kloster entfremdet worden zu sein, sich verheiratet zu haben und stellt sein Eheleben und dessen Leiden, zu denen er Seitenstücke aus Bibel und Geschichte beibringt, als ein Martyrium dar. Um deswillen hätte ihm Gott in einer Vision seine Sünden verziehen und ihm einen anständigen Platz im Paradiese angewiesen, da Gott von der Schuld der Frau durch die Erzählungen des unglücklichen Mönches völlig überzeugt worden wäre.

Irre an der Wahrheit der Ausführungen des Matheolus und an der Richtigkeit der kirchlichen Würdigung der Frau machte im 14. Jahrhundert die Besinnung, daß doch auch die Muttergottes von Eva abstamme, daß ohne Maria doch auch Christus nicht geboren und die Erlösung der Männer von ihren Sünden so doch nur durch weibliches Zuthun möglich geworden wäre. Ein neuer Glanz verbreitete sich infolge dieser unerwarteten Entdeckung und der daraus gezogenen Folgerungen von der gebenedeiten Gottesmutter wieder über das weibliche Geschlecht. Eilig gründete man zu seiner Rehabilitierung und zum Schutz des Rufes und der Ehre der Frauen in adeligen Kreisen Orden, wie den Orden der Weißen Dame mit dem grünen Schilde, den einer der Löwen der Gesellschaft um 1300, der tapfere und galante Marschall Boucicaut, ins Leben rief. Der damals schon dem Irrsinn verfallene König Karl VI. wurde mit seinen Vettern, den Herzögen Philipp von Burgund und Louis von Orleans an die Spitze eines aus mehreren hundert Mitgliedern gebildeten Liebeshofes (cour amoureuse) in Paris gestellt, durch den wieder edle Frauen dichterisch verherrlicht und würdigere Gesinnungen gegen sie verbreitet werden sollten. Und ebensowenig verfehlte der feurige Herzog von Orleans mit seiner edlen Gemahlin, Valentine von Mailand, am Valentinstage desselben Jahres 1400

zu Orleans einen Rosenorden zu diesem Zwecke zu errichten. Er wurde so genannt gewissermaßen zur Sühne dafür, daß der Vollender des für Frauen so verderblich gewordenen Rosenromans aus Orleans hervorgegangen war. Als aber ein Jahr nach der Gründung der Pariser Liebeshof, in dem am Valentins-tage den Damen aufs neue die zärtlichsten Gedichte und die artigsten Huldigungen dargebracht wurden, die die Frau wiederum zum Mittelpunkt des Gesellschafts-lebens machten, sich auch noch zu Gunsten der Ebenbürtigkeit von Frau und Mann aussprechen sollte, versagte er völlig. Er ließ es zu, daß eins seiner weiblichen Mitglieder, Christine de Pisan, die jene Auffassung vertreten hatte, von hochgestellten Geistlichen öffentlich geschmäht wurde, weil sie gewagt hatte, den Grundgedanken der Liebeshöfe ernst nehmend, der demütigenden Auffassung der geistlichen Autoritäten eine würdige Meinung von der Frau entgegenzusetzen. Das Gedächtnis der edlen Frau, der ältesten Frauenrechtlerin, die zugleich die Hebung der Frauenbildung durch ihre Werke in die Hand nahm, wird jetzt in Frankreich durch eine Ausgabe ihrer Dichtungen und Prosaschriften erneuert, die gestattet, ihr Bild den Mitkämpferinnen unsrer Tage vor Augen zu führen.

Christine de Pisan war Italienerin. Sie wurde gegen 1363 zu Venedig geboren und folgte als Kind mit ihren Angehörigen 1368 dem Vater nach Paris. Er hatte sich dort niedergelassen, berufen von König Karl dem Weisen zum geheimen Hofrat und zum persönlichen Dienst (conseiller très espicial privé des Königs, der, ein Förderer der Wissenschaften, doch in der Astrologie die wichtigste Wissenschaft erkannte, und Christinens Vater, dem der Ruf großer Kenntnisse auch in den geheimen Wissenschaften vorausging, als Hofastrologen verwenden wollte. Christine erhielt durch ihren Vater eine gelehrte Erziehung, wurde fünfzehnjährig mit einem jugendlichen Sekretär des Königs, Etienne du Câtel, verheiratet, der ihr jedoch, wenige Jahre nach ihrem Vater, 1389 durch den Tod entrissen wurde und sie mittellos, mit drei Kindern zurückließ. Sie sah sich genötigt, ihre Tochter dem Kloster zu übergeben. Einen ihrer Söhne nahm ein Graf von Salisbury in sein Haus auf, der andre starb in jungen Jahren. Sie stand in Paris in Beziehung zum Hofe und zum höchsten Adel. Sie durfte ihre Werke, die zum Teil in Handschriften mit glänzendem Bildschmuck auf uns gekommen sind, einer großen Zahl fürstlicher Gönner widmen, wie den Herzögen Johann von Bourbon, Louis von Orleans, dem Herzog von Berry, Isabella von Bayern, der Gemahlin des geisteskranken Königs Karl VI., der wilden Isabeau in Schillers Jungfrau von Orleans und andern. Die großen Geschenke, die ihr ihre Werke von solchen Empfängern eintrugen, reichten gleich wohl nicht immer hin, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, die allerdings nicht ganz einfach waren, da sie selbst bekennt, daß sie nicht gewöhnt war, zu Fuß zu gehen. 1418 zog sie sich, nachdem sie schon seit längerer Zeit die Feder niedergelegt hatte, verzweifelnd an der Zukunft Frankreichs, dem der Zwist der Parteien und die englischen Waffen gleichzeitig die tiefsten Wunden schlugen, ins Kloster von Poissy zurück, in dem ihre Tochter weilte und das sie früher einmal wundervoll poetisch geschildert hatte. Nur einmal noch trat sie an die Öffent-

lichkeit, im Jahre 1429, und zwar mit einem Hymnus auf die Jungfrau von Orleans und deren kühnes Vordringen gegen die Engländer, an das sie die freudigsten Hoffnungen für das Vaterland knüpfte. Bald darauf starb sie.

Muse der Beredsamkeit unter den neun Musen nannte sie im Jahre 1403 der beredteste unter den älteren dichtenden Zeitgenossen, Eustache Deschamps, der von ihrem Wissen sagt, daß es von Gott, nicht von Menschen stamme. Das Urteil dieses eigensüchtigen, leidenschaftlichen und pessimistischen Dichters wiegt um so schwerer, als er ganz und gar nicht für Frauenemanzipation, vielmehr ein Weiberfeind erster Ordnung war und um dieselbe Zeit, wo er Christine pries, seinem Ehehaß in einem Ehespiegel von vielen tausend Versen in geradezu cynischer Weise Luft machte, wenn er den Adel, den er vor der Ehe warnt, darauf hinwies, daß Frauenschönheit vergänglich sei, daß man sich ihrer erfreuen könne, ohne verheiratet zu sein, und daß man berühmter denn durch Erhaltung seines Namens durch Kinder und Kindeskinder, durch gedächtniswürdige Leistungen werden könne, wie es die litterarischen Leistungen der Alten, Bauwerke der Vergangenheit und andres bewiesen. Als Dichterin hat er Christine für ihre Zeit jedenfalls nicht überschätzt, denn sie stand damals als solche allein. Und daß sie wahre Empfindung ergreifend auszusprechen vermochte, bemerken wir noch heute, wenn wir Klänge bei ihr vernehmen, wie in einem Trauergedicht auf den toten Gatten, in dem sie klagt:

Allein bin ich und will allein nur sein,
Allein bin ich, vom teuren Freund verlassen,
Allein bin ich, Herr und Genosse mein,
Allein bin ich, dem Grame überlassen . . .

oder:

Fünf Jahre sind's nun, daß ich um dich klagte
Und dein gedenke nur mit feuchtem Blick,
Seit jenem Tag, da Freude mir versagte
Und mich zur Sklavin machte das Geschick . . .

Das Programm des Lebens Christinens wurde der Kampf gegen Meinungen, wie sie mit dem Rosenroman, Eustache Deschamps und die Kirche sich kund thaten, der Kampf gegen die Ansicht von der Inferiorität des Weibes.

Ihre ersten Gedichte, ein Balladenbuch, widmete sie ihrem verstorbenen Gemahl. Der Schmerz hatte sie zur Dichterin gemacht. Er hat sie eine bis dahin unbekannte, persönliche Note im Konzert der altfranzösischen Lyriker anschlagen lassen, die auch erst über hundert Jahre später wieder erklingen sollte in den Trauerliedern ihrer Landsmännin, der Freundin Michelangelos, Vittoria Colonna, der sich in ihren Versen ihr 1525 ihr entrissener tapferer aber grausamer Gemahl, der Marchese von Pescara, zum Helden verklärte. Andre Dichtungen und Gedichtcyklen Christinens behandeln das unerschöpfliche Thema von der Liebe unter Vorführung Liebender, die ihre Empfindungen analysieren, sich in reichem Stimmungswechsel zu immer zarterem Fühlen erziehen und jugendlichen Gemütern Vorbilder sein sollten. Schon 1399 hatte sie aber gewagt,

in einem Schreiben an den Liebesgott, der ihr im Dichten zu Apoll wie Venus zu Athene wird, Beschwerde zu führen über die Uebelrede der Männer gegen die Frauen. Sie hatte Protest eingelegt gegen die Autoritäten, auf die die Männer sich beriefen, wie Ovid und den Rosenroman, und hatte den Autoritäten bestritten, daß sie edle Frauen gekannt hätten, wie sie die Bibel, die Geschichte, Sage und Litteratur vorführten. Beleidigend wurde sie durch scharfsinnige Hindeutung auf üble Motive des übeln Urteils der Männer über die Frauen. Den Zorn der Gelehrten aber mochte sie dadurch erregen, daß sie die Waffen ihrer Verteidigung der Frauen dem Apostel Paulus, dem heiligen Augustin, dem Seneca und Aristoteles entnahm, auf die jene sich ja besser verstehen mußten. Daraus erwuchs die erste litterarische Fehde, die in der Frauenfrage ausgekämpft worden ist, — und die Frau ging als Siegerin aus dem Kampfe hervor. Ein hoher Staatsbeamter, Christine bekannt aus der cour amoureuse in Paris, Johann von Montreuil, zur Zeit Propst in Lille, erbat sich von Christine eine Bestätigung der Ansichten, die sie über den Rosenroman geäußert hatte, und erhielt sie in einem Briefe Christinens, worin sie in aller Bescheidenheit den verderblichen Charakter des Buches nachwies, zeigte, wie es nur durch boshafte Verallgemeinerung zu seinem abschätzigen Urteil über die Frauen gelangt sei und in diesem Urteil recht bedenkliche Seiten des männlichen Charakters ans Licht träten. Von dem Briefe Christinens erbat sich ein Mitglied des Pariser Liebeshofes, der königliche Sekretär Gontier de Col, eine Abschrift. Er erhielt sie und forderte auf der Stelle in einem hochmütigen Schreiben die Hochverräterin auf, zu widerrufen und ihre Vermessenheit zu bereuen, wenn sie von ihm nicht eine rücksichtslose Widerlegung und öffentliche Zurechtweisung gewärtigen wolle. Christine lehnte ab. Sie gab von den Schriftstücken dem Oberhaupt der Stadt Paris, einem Herrn von Tignonville, und der Königin Isabella Kenntnis und erklärte dem Schreiber der drohenden Zeilen, daß sie ihr Urteil nur wiederholen und dreifach bekräftigen könne und die Prüfung ihrer Auffassungen allen rechtschaffenen Leuten und den gerecht denkenden Theologen anheimstelle.

Und siehe, ein Theolog ergriff das Wort. Der angesehenste Theolog jener Zeit war es, kein geringerer als der Prediger des französischen Hofes, der erste Kanzelredner seiner Zeit, der Kanzler der Pariser Universität, ein Altersgenosse Christinens, Johann Gerson, der vor 500 Jahren, am 18. Mai 1402, energisch die Parteigänger Cols in einer französisch geschriebenen Vision in Briefform zurückwies. Darin verurteilen die Gerechtigkeit und die Beredsamkeit, die Gerson im Traume erscheinen, das verderbliche Buch von der Rose und die das Frauengeschlecht verunglimpfende Litteratur in ernsten, entschiedenen Worten. Die Gegner verstummten. Wiederholt ergriffen noch im 15. Jahrhundert Dichter und Schriftsteller in umfänglichen und geistreichen Werken das Wort zu Gunsten der Ebenbürtigkeit der Frauen, ohne jedoch die in weiten Kreisen verbreitete entgegengesetzte Meinung beseitigen zu können. Im Zeitalter der Reformation und in den folgenden Jahrhunderten war nicht mehr die Rede von Ebenbürtigkeit, wenn es in ihnen auch in keinem Lande an einzelnen hervorragenden

Frauen gefehlt hat. Christine aber war für ihre weitere Schriftstellerei durch jenen Streit der Weg gewiesen. Es galt für sie nun, ihre Ansicht weiter zu verbreiten, das weibliche Selbstgefühl zu wecken und zu heben. Sie mußte die Frauen über ihren Beruf und Pflichtenkreis aufklären, ihrem Geiste und damit ihrem Leben Inhalt geben, ihnen Kenntnisse vermitteln und sie am Wissen der Zeit teilnehmen lassen. Sie trug dazu bei in ihren ferneren Werken in Prosa und Versen von mannigfaltiger Art; sie durfte Fürsten und Adel darin belehren und ihrem Urteil selbst die politischen Maßnahmen der Regenten ihrer Zeit unterwerfen.

Einem ihr wohlbekannten römischen Geschichtschreiber des ersten Jahrhunderts n. Chr., Valerius Maximus, der denkwürdige Thaten und Worte berühmter Männer des Altertums und Geschehnisse aus ihrem Leben zusammengetragen hatte, stellte sie einem Damenstaat (Cité des dames) zur Seite, in dem sie die Gegenwart mit Frauen der Vergangenheit bekannt machte, die durch ihre Schicksale und Handlungen, durch ihren Charakter oder durch hervorragende Begabung die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen erregt und Berühmtheit erlangt hatten. Sie sollten den Zeitgenossinnen Ziele und Wege weisen. In die Hände der Dauphine von Frankreich, Margarete von Burgund, und ihrer Hofdamen legte sie ferner ein Buch von den drei Tugenden, in denen sich Fürstinnen hervorthun könnten. Es begründet die Forderung der Entwicklung religiösen Sinnes auf die Vernunft und Vorschriften über die Pflichten der Frau in Haus, Ehe und Familie, auf ihr Empfinden für Recht und Gerechtigkeit. Dem König Karl VI. überreicht sie 1403 ein langes encyklopädisches Lehrgedicht mit allegorischen Figuren über den „Weg des Studiums ohne Ende“. Darin wird sie im Traum von der tausendjährigen geheimnisvollen Sibylle, d. i. das Wissen, das die Vergangenheit erworben hatte und das Wissen von der Vergangenheit, zur Weisheitsquelle in einem paradiesischen Thale geleitet, von der aus ein Weg vor das Antlitz Gottes, ein andrer zum Parnaß führt, zu dem die berühmten Dichter und Denker wandelten. Mit der „Vernunft“ unterhält sich Christine dabei über die Lebensziele, die die Stände verfolgen, und über ihren Wert. Wissen und Weisheit lernt sie kennen als die Herrscherinnen über alles, und von der Weisheit erfährt sie die idealen Aufgaben eines seine Lebensaufgaben erfüllenden Regenten, wie sie, offenbar mit tieferer Absicht, den König Karl VI. beurteilen läßt. Hiermit wurde zum ersten Male dem Laien in Frankreich in der Volkssprache ein Weltbild vor Augen gestellt, in dem auch das Diesseits einen Platz und einen Wert zugesprochen erhält.

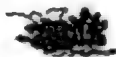
Daß Christine durch den Briefwechsel mit Col weder an sich noch an dem höheren Beruf der Frau irre geworden war, ersieht man aus einem Brief an die Königin, den sie ihr bei Ausbruch der Parteiwirren übergab, die der unheilbare Irrsinn Karls VI. hervorrief und die die Königin nötigten, in die Einsetzung einer Regentschaft zu willigen. Bei ihrem mütterlichen Empfinden fleht Christine Isabella an, unter den königlichen Vettern, die sich die Regentschaft streitig machten, den Frieden zu vermitteln und den Bürgerkrieg zu verhindern,

um ihrem Sohne Ludwig Thron und Reich zu erhalten. In ergreifenden Worten wiederholt sie 1410 diese Bitte in einer an Isabella, die Herzöge von Burgund, Orleans und Berry gerichteten Wehklage über die Leiden des inzwischen wirklich ausgebrochenen Bürgerkriegs. Auch zur Ratgeberin des zwölfjährigen Dauphins von Frankreich, Ludwig, der zwei Jahre später starb, konnte sie sich 1413 in einem Buch vom Frieden aufwerfen. Sie empfiehlt ihm darin Vorsicht bei der Wahl seiner Ratgeber und Beamten und Wachsamkeit, wobei am besten im Volke die Rebellion verhindert und die Kampffähigkeit der Waffentragenden erhalten würde. Sie preist ihm die Herrlichkeit der Tugenden der Gerechtigkeit, Freigebigkeit und Tapferkeit und weist ihn unter den Beispielen für die Uebung dieser Tugenden, insbesondere auf seinen Großvater, Karl den Weisen, hin. Ja niemand fand es von ihr lächerlich, daß sie eine Staatslehre über das Verhältnis von Regent und Unterthan, über die Gliederung der Unterthanenschaft, die praktischen, moralischen und religiösen Aufgaben des Fürsten und ein Buch über Kriegskunst und Kriegsrecht nach den lateinischen Strategen des Altertums und des Mittelalters veröffentlichte, denn diese ihre Bücher fanden in Handschriften und Drucken andauernd Verbreitung. Sogar die Befähigung zur Geschichtschreibung traute man ihr an hoher Stelle zu. Denn Philipp der Kühne von Burgund († 1404) beauftragte sie mit der Abfassung der Lebensgeschichte seines Bruders, Karls des Weisen. Eigenartig verfuhr sie in diesem ihrem schlichten, anspruchslosen Werk über Karl, dessen Vollendung ihr Auftraggeber nicht erleben sollte, insofern, als sie, was damals in geschichtlichen Werken durchaus nicht gewöhnlich war, mit dem Bericht über Thaten und Charakterzüge Karls die Betrachtung und die Erörterung und damit wiederum Parallelen aus dem Altertum verknüpft, worin sich abermals ihre Kenntnis und ihre Hochschätzung des Altertums kundthut.

Nicht leicht hat eine Schriftstellerin so lange Leser gefunden wie Christine, deren Damenstaat noch 1516 ins Portugiesische übersetzt wurde, und nicht leicht trat je eine Schriftstellerin den höchsten Kreisen so nahe wie sie. In ihrer Vielseitigkeit stellte sie sogar die Schriftsteller ihrer Zeit in Schatten. Dabei hatte sie selbst erst den Kampf für die Anerkennung der Befähigung der Frau zu höheren Aufgaben zu führen gehabt, und sie fand den Mut dazu, nachdem sie schwer gelitten hatte durch betrügerische Schuldner, schurkische Gläubiger, bestechliche und chikanöse Beamte, die sie um ihr Vermögen brachten in den Jahren, wo sie heranreifen sollte. Nur durchblicken läßt sie den Jammer ihrer verkümmerten Existenz in jener Zeit in autobiographischen Mitteilungen, die sie in eine allegorische „Vision“ eingewebt hat, an deren Ende sie den Trost der „Philosophie“ empfängt. Von niederer Stufe hatte sie sich geistig auf die Höhe der Bildung ihrer Zeit erhoben.

Fern lag es ihr gleichwohl, an den ökonomischen Wettbewerb zu denken, der heute eine wesentliche Seite der Frauenfrage geworden ist. Ebensowenig führt sie in ihrem Damenstaat einen weiblichen Minister oder in ihren militärischen Werken einen General im Weiberrock vor. Sie kannte die Grenzen der

veiblichen Veranlagung, die die Natur gezogen hat, gut genug, um die Frau zu etwas anderm heranbilden zu wollen, als zur geistigen Aristokratin, als welche ie ihren Wirkungskreis in Haus und Familie, in der Schule, als Künstlerin, ıls schöngeistige und gelehrte Schriftstellerin, was Christine selbst schon war, inden kann und oft genug nach ihr gefunden hat. Schon im Mittelalter wirkte)ie Frau, wie der Minnesang lehrt, in dieser aristokratisierenden Richtung, als ie die Naturinstinkte veredelte. Christine fand Nachfolgerinnen genug, die jeden Zweifel beseitigen, daß die weibliche Intelligenz so entwicklungsfähig ist wie die nännliche, was nicht einschließt, daß sie jedwedem praktischen Berufe in gleichem Maße gewachsen sei wie jene. Den Mann, der Frau sein wollte, würde Hohngelächter vernichten. Für Kampf und Streit gemacht ist auch ihrerseits die Frau ıicht. Sie wird im Kampfe häßlich, zur Furie, und die Natur wollte sie schön ınd sanft. Sie kann auch nicht führender Geist werden, wie es Christine für hre Zeit geworden war, solange sie dem Manne nachläuft und ihn nachahmt)der ihn in künstlerischen Excessen, wie heute, noch zu übertrumpfen sucht. Dazu nuß sie schon ihren eignen Weg zu gehen wissen, auf dem sie ihre Seele ent)ecken kann und auf dem sich ihr die Seele entdeckt. Nur so wird sie auch :ine Spur von ihrem Dasein zurücklassen und eine „Einzelne" erscheinen, wie es Christine war.



Wohlbehagen zur See.

Etwas von einem Traume, der sich noch einmal verwirklichen wird.

Von

Dr. Poultney Bigelow.

Wenn wir nach einer Seereise wieder an Land kommen, sind wir gewöhnlich so glücklich darüber, unsre Lieben wiederzusehen, und so rasch wieder in)ringende Geschäfte verwickelt, daß wir alsbald die guten Vorsätze vergessen, die vir während der Fahrt gefaßt hatten.

Wer seine erste Seereise macht, neigt sich gern der Ansicht zu, die Un)equemlichkeiten zur See seien das unvermeidliche Aequivalent für die Sicherheit)er Fahrt, und enthält sich daher gern der kritischen Bemerkungen. Unzulängliche Lüftung, Mangel an frischer Nahrung, Verzicht auf reine Wäsche, nachlässige Bedienung — kurz, jeder Uebelstand wird von dem leicht verziehen, der zu Lande viel von den Gefahren der See gehört hat und daher eine ohne Unfall verlaufene Seereise als einen besonderen Glücksfall betrachtet.

Heutzutage sind die Bedingungen einer Ozeanfahrt etwas ganz und gar

Verschiedenes von dem, woran ich mich noch erinnern kann, als der Ozean noch von Raddampfern befahren wurde, die das Takelwerk eines Segelschiffs hatten. Es war das die Zeit, da ein Sturm auf offenem Meere noch als gleichbedeutend mit dem Verschwinden der Passagiere in der Wassertiefe galt, da man glaubte, die Wogen kämen durch die Lucken hereingestürzt, und da ängstliche Gemüter die Schiffsaufwärter baten, sie möchten sie doch darüber beruhigen, daß das Schiff nicht scheitern werde! Damals saß noch der Kapitän an dem oberen Ende der Tafel und legte den Passagieren das Fleisch vor, und an dem entgegengesetzten Ende widmete sich der Oberingenieur dem gleichen Geschäft, mit einem zweiten Braten, Roastbeef oder Hammelkeule aufwartend. Die Kabinen öffneten sich auf den Salon, es gab noch keine elektrischen Klingeln und kein elektrisches Licht, und das Tischgespräch wurde von dem klagenden Rufe nach dem Wärter oder der Wärterin unterbrochen. An ein besonderes Rauchzimmer dachte noch niemand, ebensowenig an eine rationelle Ventilation. Die Passagiere staffierten sich aus, als gelte es einer Fahrt in einem offenen Boote, Tag und Nacht auf Schutz gegen die Feuchtigkeit bedacht und Tag und Nacht in denselben Kleidern verbringend, und gegen Ende der Fahrt versammelten sie sich alle in dem Hauptsalon, um dem Kapitän feierliche Dankeskundgebungen zu bereiten.

Nach 50 bis 60 Ueberfahrten blickt heutzutage der Reisende auf jene alten Tage zurück, wie etwa der Passagier eines D-Zuges auf die Postkutsche, die zur Zurücklegung der Reise von Berlin nach Paris eine volle Woche beanspruchte. Der wunderbare Fortschritt im Schiffsbau, der sich während der letzten Jahre auf dem Atlantischen Ozean entfaltet hat, ist in der gleichen Weise auch auf dem Stillen Ozean bei dem Verkehre zwischen China, Japan und den westlichen Küsten von Kanada und den Vereinigten Staaten zu Tage getreten. Es giebt keine schöneren und bequemere Schiffe als die der kanadischen Pacificbahn zwischen Vancouver und Hongkong, und es kommt mir jetzt wie ein Traum vor, wenn ich daran denke, daß ich diesen Ozean zu einer Zeit gekreuzt habe, da eines der elenden Schiffe der Pacific Mail, ein hölzerner Raddampfer, 25 Tage von Yokohama bis San Francisco gebrauchte und niemand das für eine lange Ueberfahrtszeit hielt! Heutzutage meinen wir, 14 Tage seien gerade lang genug.

Die Schiffe des Norddeutschen Lloyd, die zwischen dem fernen Osten und Bremen über Southampton und Suez verkehren, sind Muster von Bequemlichkeit, und die der Union-Castle-Linie, die nach Afrika gehen, könnten es ihnen, wenn sie nur ein bißchen mehr Wetteifer entfalten wollten, noch zuvorthun.

Doch ich will hier nur von dem Atlantischen Ozean reden, da schließlich doch das Schiff, das die Ueberfahrt über ihn vermittelt, das am meisten in Anspruch genommene und dasjenige ist, dessen sich die überwiegende Anzahl von gebildeten Reisenden von nur mäßigen Mitteln bedient, wenn sie ihrer Gesundheit oder ihrer weiteren Ausbildung wegen eine Reise über das Meer unternehmen.

Die jüngste Entfaltung von Komfort zur See wird typisch durch diejenigen Boote repräsentiert, die Vieh und nur eine beschränkte Anzahl von Passagieren direkt von New York nach London befördern.

Das Vieh ist auf dem Schiffe gleichbedeutend mit Gesundheit, denn es wird eine Prämie für jedes Stück gezahlt, das gesund gelandet wird, und es ist eine Thatsache, daß die Tiere während der Fahrt an Gewicht zunehmen. Nachdem ich verschiedene Fahrten auf diesen Viehschiffen gemacht, sind sie mir so lieb und so vertraut geworden, daß nur eine Sache von höchster Wichtigkeit mich dazu veranlassen könnte, einen Ozeanrenner zu benützen.

Ein weiterer Vorzug ist ihre Stabilität. Diese Schiffe haben nicht nur einen ganz imposanten Tonnengehalt (14000 Tonnen), sondern auch einen besonders geräumigen Boden- und festen Kielbau, d. h. eine Ausladung unter der Wasserlinie, die jeder starken Erschütterung entgegenwirkt. Auch die Tiere selbst erweisen sich in dieser Hinsicht in einer Weise, die nicht zu unterschätzen ist, als ein sehr zweckmäßiges Hilfsmittel. Wenn das Schiff von der See nach der einen Seite hin geworfen wird, stemmt sich jedes an Bord befindliche Stück Vieh instinktiv nach der andern, gerade so, wie wir es machen, wenn wir in einem Segelboot uns unwillkürlich gegen den Wind stemmen. Da dieses Verschieben des Ballastes bei jeder starken Seebewegung der Hin- und Herbewegung einer Last von verschiedenen Hunderten von Tonnen gleichkommt, so wird dadurch das Schiff in einer Weise im Gleichgewicht gehalten, von der die Ozeanrenner keine Ahnung haben, und wer ein Viehboot nicht aus eigner Erfahrung kennen gelernt hat, vermag seine Vorzüge nur unvollkommen zu würdigen.

Diese Boote repräsentieren einen Typus, der zuerst durch die „Cymric“ der White-Star-Linie populär geworden ist, d. h. durch ein Frachtschiff von hohem Tonnengehalt, nur mäßiger Geschwindigkeit, acht bis zehn Tage Ueberfahrtszeit und verhältnismäßig geringer Passagierzahl. Die deutschen Linien haben ebenfalls Schiffe dieser Art, z. B. die „Königin Luise“ des Norddeutschen Lloyd und die „Patricia“ der Hamburg-Amerikanischen Linie. Ich habe sie alle kennen gelernt, und alle haben sie das Vernünftige dargethan, das in der sich nach dieser Richtung hin bewegenden Reform liegt.

Praktische Erfahrung hat den verschiedenen Gesellschaften den Beweis dafür erbracht, daß ein großes und immer größer werdendes Publikum vorhanden ist, das die Tour über den Ozean zu machen willens ist, dabei aber nicht so sehr auf Schnelligkeit und luxuriöse Ausstattung sieht und andrerseits auf eine bestimmte, sich nicht zu hoch versteigende Summe zur Bestreitung der Reisekosten angewiesen ist.

Da ich, hauptsächlich meiner Gesundheit und meiner Studien wegen, jährlich die Ueberfahrt mehrmals mache, wähle ich mir gewöhnlich das langsamste und schwerste Schiff aus, das gerade zu haben ist, wähle mir auch die Zeit so, daß kein zu großer Andrang von Passagieren stattfindet (den Winter), und freue mich, wenn ich eine möglichst große Anzahl von gehörnten Mitreisenden bekomme; ich habe gefunden, daß mich auf diese Weise, wenn ich keine allzu große Ansprüche an bequeme Unterkunft stelle, die Fahrt auf etwa 200 Mark zu stehen kommt.

Der Ueberfahrtspreis ist leider schwankend, und die Gesellschaften, an die

ich mich dieserhalb gewandt habe, haben es abgelehnt, mir eine größere Anzahl oder wenigstens ein Dutzend von Fahrscheinen auf einmal abzulassen unter der Bedingung, daß sie fünfzig oder mindestens zwölf Jahre lang gültig sein sollten. Ein Ozeantrust wird möglicherweise die Kosten der Seereisen steigern, doch zweifle ich noch daran. Jedenfalls wird er der willkürlichen Preiserhöhung ein Ende machen.

*

Wir kommen nun zu dem Kapitel, wie man zur See am besten Sorge für die Erhaltung seiner Gesundheit trägt, einem sehr wichtigen Gegenstand. Ich habe gefunden, daß ein großer Teil der Reisenden unter dem Müßiggange und einer zu starken Nahrungsaufnahme leidet — ihre Verdauung gerät ins Stocken, sie beginnen die Zeichen verdrießlicher Laune von sich zu geben, und so geht vieles von der Wohlthat der zehntägigen Ueberfahrt verloren.

Ich selbst habe mir dadurch zu helfen gesucht, daß ich vor dem Frühstück auf dem Verdeck, wenn es noch frei von Stühlen ist, einen Dauerlauf von einer englischen Meile mache. Dadurch gerate ich tüchtig in Schweiß; ich nehme dann ein Seewasserbad und lasse mich abreiben, worauf ein leichtes Frühstück mich in den Stand setzt, den Vormittag mit anhaltender Arbeit, Lesen oder Schreiben zu verbringen.

Die Schiffsgesellschaften sollten zu einem ähnlichen Vorgehen ermutigen, indem sie auf ihren Schiffen durch öffentlichen Anschlag bekannt machten, wie viele Touren um das Deck erforderlich seien, um eine Meile zu erreichen, gleichzeitig ankündigend, der Schiffsarzt sei bei der Hand, um zu entscheiden, ob gewissen Personen, etwa an Herzschwäche Leidenden, die Teilnahme an den Uebungen zu untersagen sei.

Das, was gewöhnlich an Spielen auf Schiffen vorgesehen ist — Wurf- und Brettspiel —, ist keine Sache für Leute von gesunder Leibeskonstitution; sie ermüden und versetzen nicht in eine angeregte Stimmung.

Das gewöhnliche Ball- oder ein ähnliches Schleuderspiel kann schon darum nicht in Frage kommen, weil der geschleuderte Gegenstand, da er so klein ist, zu leicht über Bord fliegen könnte.

Es ist übrigens gar nicht einzusehen, weshalb nicht auf größeren Schiffen das Hinterdeck völlig mit Netzen umspannt werden sollte, so daß die Passagiere daselbst bei schönem Wetter Cricket, Fußball und andre Ballspiele spielen könnten. Die Reisenden würden gewiß bereit sein, einen Teil der dafür erforderlichen Kosten zu übernehmen.

Auf Schiffen, die viele Passagiere führen und ein großes Zwischendeck haben, hat der Schiffsarzt alle Hände voll zu thun, aber auf Frachtschiffen von 14000 Tonnen Gehalt und mit nur 140 Passagieren könnte der Arzt wegen des müßigen Lebens, zu dem er verdammt ist, geradezu auf Selbstmordgedanken verfallen, wenn nicht die Hälfte der weiblichen Passagiere sich krank stellte, um seine Gesellschaft zu bekommen! Die Spiele und Leibesübungen an Bord sollten

unter Aufsicht des Schiffsarztes gestellt werden, und bei seiner Wahl sollte man stets Rücksicht auf diesen Punkt nehmen.

Auf den Schiffen befindet sich stets eine große Anzahl von Radfahrern mit ihren Maschinen. Es läßt sich nun kein stichhaltiger Grund angeben, warum man um das Deck herum nicht eine Fahrbahn anlegen sollte, denn es verursacht keine größere Schwierigkeiten, an Bord auf dem Rad zu fahren, wie daselbst zu tanzen, und ich habe keine lustigeren Tanzpartien mitgemacht, als auf offener See, ja selbst in der Bucht von Biscaya.

Der Norddeutsche Lloyd thut es unsern englischen Linien darin weit zuvor, daß er seinen Passagieren zu ihrer Unterhaltung eine gute Tanzmusik zur Verfügung stellt, und unter allen anregenden körperlichen Uebungen kenne ich keine, die mehr danach angethan wäre, Leib und Seele in eine höhere Stimmung zu bringen, als einen flotten Walzer mit der richtigen Partnerin. Unter sonst gleichen Umständen hat dies oft für mich einzig und allein den Ausschlag dafür gegeben, lieber auf einem deutschen Schiff, als auf einem solchen unter englischer oder amerikanischer Flagge zu fahren.

Dann noch etwas; statt der jetzigen Einrichtung, nach der eine Anzahl kleinerer Badekabinen über die verschiedenen Partien des Schiffes verteilt sind, würde es sich ökonomischer gestalten und mehr den Wünschen des überwiegenden Teiles der Passagiere entsprechen, wenn ein großes Badebassin und mehrere Dusche-Einrichtungen eingerichtet würden. Dann könnten die Reisenden nach Belieben sich jederzeit im Wasser umhertummeln oder schwimmen, und es könnte auf dem Schiff viel Raum erspart werden.

Unser zukünftiger Direktor der Leibesübungen an Bord müßte dafür sorgen, daß das Schwimmbassin mit einigen Turnapparaten ausgerüstet würde und ähnliche Apparate auf Deck für die Kinder zur Aufstellung kämen. Sie könnten alle in Verbindung mit den großen Windeapparate gebracht werden, der jetzt einen so hervorstechenden und häßlichen Zug der schweren Frachtschiffe ausmacht.

Man sieht, ich beschränke mich auf diesen einen modernen Schiffstypus, auf den langsam gehenden, festgebauten und billigen Frachtdampfer. Von denen, die es vorziehen, die Ueberfahrt auf den Schnellschiffen in sechs Tagen zu machen, muß man annehmen, daß sie so sehr von Geschäftssorgen in Anspruch genommen sind, daß sie sich um ihr leibliches Wohl gar nicht kümmern können.

Was die Bequemlichkeit in den Kabinen und den Diensträumen anlangt, so sind sie über jedes Lob erhaben. Die Räume sind vortrefflich angelegt und ausgestattet. Die Bedienung läßt nichts zu wünschen übrig, ebensowenig das Essen. Das ganze Schiff riecht gewissermaßen nach Reinlichkeit, und erfreulicherweise fällt einem gar nichts von dem Küchen- und Speisekammerdunst auf, der auf den altmodischen Fahrzeugen uns schon mit Ekel erfüllt, bevor das Schiff noch den Hafen verlassen hat!

Noch eine andre wichtige Reform steht aus, und ich glaube wohl, daß sie von Deutschland ausgehen wird, woher ja fast alle Reformen im atlantischen Seedienst während der letztvergangenen Jahre ihren Ursprung genommen haben.

Ich für meinen Teil sehe absolut keinen Grund dafür ein, weshalb ich gezwungen sein soll, während der Ueberfahrt zehn Tage lang neben Leuten zu sitzen, die mir vielleicht uninteressant sind, während nicht weit von ihnen andere sich befinden, deren Gesellschaft mir unter Umständen lieber sein könnte.

Heutzutage weist der Steward einem seinen Platz nach seinem Gutdünken an, und man muß ihn behalten. Gebildete Damen, die allein reisen, geraten in die Nachbarschaft von Leuten, deren Unterhaltung derart ist, daß es einem dabei übel werden könnte. Es vergeht kaum eine Fahrt, daß ich nicht von solchen Fällen höre.

Wenn man diese Frage aufwirft, erhält man dieselbe Antwort, die man seit undenklicher Zeit jeder Reform im Seewesen entgegengesetzt hat — wenn aber etwas derartiges zu Lande, in einem deutschen Hotel, geschehen kann, weshalb soll es dann nicht zur See möglich sein?

Ich habe die Gründe gehört, die Oberstewards und Zahlmeister dagegen anführen — sie beruhen alle auf der Unkenntnis dessen, was unter ähnlichen Verhältnissen anderswo in der Welt erfolgreich zu stande gebracht worden ist. Der Brite ist kein Freund von Neuerungen und am wenigsten von solchen zur See; er kann sich nur schwer einen Begriff davon machen, daß sich etwas vervollkommnen läßt, was er als eine stehende Einrichtung anzusehen gewohnt ist.

Die Zukunft des atlantischen Seeverkehrs liegt nicht darin, daß Millionäre und Geschäftsleute befördert werden, für die ein Tag die Bedeutung des Gewinnes oder Verlustes von Tausenden von Dollars hat. Nein — die große Masse der Seereisen wird immer mehr auf die fortwährend wachsende Zahl derer entfallen, die die Fahrt aus reiner Lebenslust unternehmen.

Es läßt sich kein plausibler Grund dafür anführen, daß der Speisesaal eines Ozeandampfers anders eingerichtet sein soll als der eines deutschen Hotels erster Klasse in den Alpen. Man lasse doch die Passagiere innerhalb bestimmter Stunden beliebig zu ihren Mahlzeiten kommen, man lasse sie sich dahin setzen, wo es ihnen gefällt, man lasse sie je nach Uebereinkunft à la carte oder table d'hôte speisen — man lasse ihnen darin die größtmögliche Freiheit, wie es in den Alpenhotels der Fall ist, wo die Konkurrenz gestattet ist.

Die Hauptopposition gegen diesen Plan geht von den Stewards aus, die fürchten, sie könnten dadurch etwas von ihren Nebeneinnahmen einbüßen. Wenn die Stewards in diesem Punkte alle zusammenhalten, werden die Leiter der Linien deswegen nicht gern einen Streit mit ihnen heraufbeschwören, es sei denn, daß die Passagiere fest und energisch auftreten. Die Passagiere sind daher verpflichtet, sich so bestimmt wie möglich auszusprechen.

Viele von uns, die aus Gesundheitsrücksichten reisen, sind an eine gewisse Diät gebunden. Auch das könnte nach Anweisung des Schiffsarztes, wie wir ihn in Zukunft uns denken, berücksichtigt werden. Viele wollen lieber eine einzige solide Fleischspeise haben, als eine Mannigfaltigkeit von Gerichten — auch diesen könnte man es nach Wunsch machen.

Doch meine Absicht war, auf einige wenige praktische Reformen lediglich hinzuweisen — nicht aber, auch nur über eine von ihnen in eine eingehende Erörterung einzutreten.

München, Juni 1902.

Ueber neuere Versuche, die Temperatur der Gestirne zu erforschen.

Von

Professor **Karl Bohlin,**

Direktor der Sternwarte Stockholm.

Von hohem Interesse und von einer weitgehenden Bedeutung ist eine im vorigen Jahre ausgeführte Vorgangsarbeit auf dem Gebiete der Astrophysik, eine Arbeit, die der Wissenschaft neue Aussichten und ein ganz neues Feld der Forschung eröffnet. Es ist ein ungarischer Astronom an der Sternwarte zu O-Gyalla, Herr Baron v. Harkányi, der den ersten Schritt in dieses neue Forschungsgebiet gemacht hat, indem er es nämlich versuchte, die neuen Wienschen Strahlungsgesetze auf die Fixsterne anzuwenden, mittels dieser Gesetze und durch ein genaueres Studium des Lichtes, das von den Fixsternen ausstrahlte, resp. Bestimmung der Lage des Energiemaximums des Spektrums der Gestirne, die Temperatur zu bestimmen, auf der sich verschiedene Fixsterne befinden. Um diese interessante Untersuchung zu erklären, wird zunächst nötig sein, auf die genannten Wienschen Strahlungsgesetze etwas näher einzugehen.

Es sei zunächst daran erinnert, daß es einer unsrer berühmtesten Astronomen war, nämlich Sir William Herschel, der vor mehr als hundert Jahren durch ein tieferes Studium die Auffassung der Neuzeit in Bezug auf die Eigenschaften des Lichtes, insofern diese bei der Lichtbrechung und bei Farbenzerstreuung im Spektrum hervortreten und analysiert werden können, vorbereitete — einen Zweig der Physik, der jetzt für die astronomische Wissenschaft von hervorragender Bedeutung geworden ist.

Vor Herschel hatten mehrere Physici, wie Landriani, der bekannte Rochon und Sennebier die Wärmeintensität der verschiedenen Farben untersucht, in die das Sonnenlicht durch ein Prisma zerlegt wird. Sie waren dabei zu der Auffassung gekommen, daß die Wärmeentwicklung im gelben und roten Teile des Spektrums am größten sei. Groß war nun das Erstaunen, als Herschel sich von diesen seinen Vorgängern mit der Erklärung losmachte daß die größte Wärmeintensität sich außerhalb des sichtbaren Spektrums befinde und daß also das sichtbare Spektrum durch ein unsichtbares, aber mittels des Thermometers nachweisbares Spektrum fortgesetzt werde. Diese unsicht-

baren, warmen, dem Lichte sich anschließenden Strahlen wurden noch lange von manchem bestritten, aber die Auffassung Herschels war auf sorgfältige Experimenten gegründet, und von den verschiedenen streitigen Ansichten in der Frage war es die seine, die den Walplatz behielt.

Spätere Forscher haben die Wärmeverteilung im Spektrum (bezw. des Sonnenspektrum) näher untersucht, und es wurde dabei als das richtige befunden, nicht das sogenannte prismatische Spektrum, das durch die Farbenzerstreuung mittels eines Prismas erzeugt wird, sondern das sogenannte Diffraktionsspektrum als normal zu betrachten, das entsteht, wenn das Licht durch ein Gitter zerstreut wird. Die beiden Arten von Spektren können indessen entweder durch unmittelbare Vergleichung oder, wie von Herrn Professor Lundquist in Upsala, auf Grund der Cauchyschen Dispersionsformel nachgewiesen worden ist, auch theoretisch und rechnerisch aufeinander bezogen werden. Bei den späteren Untersuchungen auf dem fraglichen Gebiete der Lehre vom Licht ist ferner als Norm nicht, wie man zuerst geneigt sein würde, das Sonnenspektrum, sondern dasjenige Spektrum festgestellt worden, das von einem absolut schwarzen — selbstverständlich glühenden — Körper erhalten wird. Dabei wird als absolut schwarz ein solcher Körper bezeichnet, der in gleichem Grade alle Lichtarten (Farben) absorbiert und der fremdes Licht nicht zurückstrahlt. Einen solchen Körper giebt es nun allerdings strenge genommen nicht, aber man kann die Sache so anordnen, daß vollkommen entsprechende Verhältnisse entstehen. Nimmt man nämlich einen hohlen, allerseits geschlossenen Körper, beispielsweise aus Metall, und erhitzt ihn zum Glühen, so strahlt im Innern des Körpers Licht von einer Wand zur andern. Das Gleichgewichtverhältnis der Strahlung, das dabei stattfindet, entspricht der Strahlung eines absolut schwarzen Körpers. Denn wenn auch ein Lichtstrahl in gewissem Grade und wiederholt von den Wänden des geschlossenen Raumes zurückgestrahlt wird, so ist es ohne weiteres klar, daß er doch endlich einmal von den Wänden vollkommen absorbiert werden wird. Die Wand des Hohlraums absorbiert also die ganze Strahlung, und deshalb ist der erwähnte innere Raum als ein absolut schwarzer Körper zu betrachten. Macht man jetzt in die Wand ein kleines Loch, so können von außen Beobachtungen der inneren Strahlung ausgeführt werden, und dies ist in der That die Methode, die neuerdings zur Untersuchung des Emissionsspektrums eines absolut schwarzen Körpers angewandt wird.

*

Was uns hier zunächst interessiert und worauf es besonders ankommt, ist die Frage, inwiefern es möglich sei, aus den Eigenschaften des Spektrums einer Lichtquelle auf die Temperatur dieser Lichtquelle bezw. des leuchtenden Körpers zu schließen. Daß dies überhaupt möglich sei, ergiebt ein einfaches Nachdenken. Es ist nämlich eine alltägliche Erfahrung, daß Körper, die erhitzt werden, sobald sie überhaupt anfangen Licht auszusenden, mit rotem Lichte leuchten, wonach die Farbe bei Steigerung der Hitze in das Gelbe und Weiße

übergeht. Demgemäß wurde von Kirchhoff angenommen, daß bei gleicher Temperatur alle Körper Lichtstrahlen von derselben Wellenlänge auszusenden anfangen. Obgleich nun dieses Gesetz nicht ganz die Probe bestanden hat, indem z. B. Kalk und Marmor mit weißem Lichte zu leuchten anfangen, während Metalle, Ton, Kohle und andre Körper zuerst rotes Licht aussenden, ist es doch als ein Vorgänger der neueren Auffassung in der Frage von der Natur des Spektrums einerseits und der Temperatur andrerseits zu erachten. Jener Zusammenhang wurde von Kirchhoff außerdem noch ausdrücklich in einer berühmten Arbeit vom Jahre 1860 vorhergesagt, indem er nämlich sich ungefähr folgendermaßen ausspricht:

„Die Energie eines strahlenden schwarzen Körpers steht mit der Wellenlänge und mit der Temperatur in einem gewissen Zusammenhange, den es vom größten Interesse ist, kennen zu lernen. Die experimentelle Untersuchung stößt indessen hier auf große Schwierigkeiten. Man kann sich indessen der Hoffnung hingeben, daß es einmal möglich sein wird, diesen Zusammenhang näher zu bestimmen, da er, wie alle bis jetzt bekannten Relationen, die nur von den spezifischen Eigenschaften der Körper abhängen, nach aller Wahrscheinlichkeit von einer einfachen Art ist.“

Die ersten Bemühungen in dieser Richtung bezogen sich auf die Aufstellung eines Zusammenhangs zwischen der Temperatur eines Körpers und dessen Gesamtstrahlung, man versuchte, auf diese Weise eine Vorstellung von der Temperatur der Sonne zu erhalten. Die sehr divergierenden Resultate, wozu man nach verschiedenen Hypothesen in Bezug auf die Temperatur der Sonne kam, zeigen zur Genüge, wie schwer das aufgestellte Problem war. So ist es bekannt, daß der Jesuitenpater Secchi, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Direktor der päpstlichen Sternwarte in Rom war, bei Zugrundelegung der Annahme der Proportionalität der Strahlung und der Temperatur auf eine Temperatur der Sonne von 5 bis 6 Millionen Grad Celsius gekommen war. Dieser Wert erscheint dem gewöhnlichen Menschenverstand zu hoch, wenn indessen auch sein Urheber Theologe gewesen ist, dessen Verfahren war doch nichts weniger als teleologisch. Eingehendere Untersuchungen über das Verhältnis zwischen Strahlung und Temperatur sind von Dulong und Petit ausgeführt worden. Wir wollen durchaus nicht behaupten, daß irgend ein Segen für die Untersuchung diesesmal der freimaurerischen Verbrüderung zweier Namen, die den Gedanken auf einen sehr kurzen und einen sehr langen Herrn lenken, zu verdanken sei; dennoch führten ihre Untersuchungen die französischen Gelehrten Vicaire und Violle auf einen Wert der Sonnentemperatur von 2000°, der offenbar der Wirklichkeit viel näher kommt als das Resultat des päpstlichen Gelehrten. Nachher wurde die Sonnentemperatur auf Grund theoretischer Betrachtungen von Zöllner auf 28000° veranschlagen, eine Zahl, die indessen zu verwerfen ist, weil sie jeder Stütze in der Erfahrung entbehrt und sich nur auf Spekulationen gründet, deren Bedeutung Zöllner überschätzt haben mag. Rosetti in Padua fand einen Wert von 10000°.

Sämtliche Strahlungsgesetze, die bei diesen Untersuchungen zur Anwendung gekommen sind, haben indessen neuerdings einem andern Gesetze weichen müssen, das nach seinem Urheber das Stephansche genannt wird, und das besagt, daß die Strahlung eines Körpers der vierten Potenz seiner absoluten Temperatur proportional ist. Als Nullpunkt der absoluten Temperatur gilt, wie bekannt, — 273° Celsius. In Formel ausgedrückt hat dieses Gesetz das Aussehen

$$S = k\,(T_2^4 - T_1^4),$$

wobei unter S die Strahlung verstanden wird, T_2 und T_1 die Temperaturen des strahlenden und des empfangenden Körpers bezeichnen und k eine Zahl, deren Wert 124×10^{-10} beträgt. Dieses Gesetz ist durch mehrere verschiedenartige Experimente bestätigt und neuerdings von Lummer und Pringsheim für die Strahlung eines absolut schwarzen Körpers nachgewiesen worden. Die Verifikation von Stephans Gesetz durch Lummer und Pringsheim gilt für das Gebiet von 100° bis 1300° Celsius, und spätere Experimente von Lummer und Kurlbaum sind bis 1800° abs. erstreckt worden, bei welcher Temperatur Stephans Gesetz noch gültig ist.

Für die Anwendung eines solchen Strahlungsgesetzes auf die Astronomie ist es indessen von größter Bedeutung, wenn seine Bestätigung von theoretischem Standpunkte aus zu erzielen ist, wodurch ihm außerhalb den Temperaturgrenzen, die auf der Erde zugänglich sind, Gültigkeit verliehen wird. Dies ist durch die Untersuchungen von Herrn Professor Boltzmann geschehen. Mit Zugrundelegung dieses Gesetzes ist die Temperatur der Sonne auf etwa 7000° geschätzt worden.

Die Wissenschaft ist aber bei diesen Resultaten nicht stehen geblieben. Neuere Untersuchungen haben zu zwei neuen von Herrn Professor Wien aufgestellten Strahlungsgesetzen geführt, die es erlauben, aus der Natur des Spektrums einer Lichtquelle auf deren Temperatur zu schließen. Hierdurch sind wir im Besitze eines Thermometers von subtilster Art, das Ausschlag giebt für die Temperatur der entferntesten Sonnen, deren Wärmestrahlung wir überhaupt noch direkt wahrnehmen können.

Von diesen beiden Gesetzen ist das eine so einfach, daß wir dasselbe ohne weiteres aussprechen können. Es besagt, daß das Produkt von Temperatur und Wellenlänge[1]) unveränderlich ist, d. h. in einer Formel ausgedrückt, daß

$$T \,.\, L = \text{konstant},$$

wobei nun T die absolute Temperatur und L die Wellenlänge darstellt. Dies ist so aufzufassen, daß jede Wellenlänge einer gewissen Lichtintensität, von den verschiedenen Gradationen, die im Spektrum vorkommen, entspricht. Besonders kommt diejenige Wellenlänge in Betracht, für deren Farbe die Lichtstärke am größten ist; man betrachtet mit andern Worten die Wellenlänge des Energiemaximums. Das Gesetz gilt nämlich allgemein, und im besonderen auch für die erwähnte Wellenlänge im Spektrum. Dieses Energiemaximum oder

[1]) Richtiger Wellenlängeverschiebung, siehe unten.

anders zu sprechen Intensitätsmaximum ist es, das man zur Prüfung des Wienschen Gesetzes beobachtet hat, und dabei hat es sich gezeigt, daß dasselbe zwischen 620° und 1650° (absolute Temperatur) gültig sich erweist. Man fand dabei noch, daß die konstante Zahl der Formel für poliertes Platina 2630, für einen absolut schwarzen Körper dagegen 2940 beträgt. Von größter Wichtigkeit ist, daß diese beiden Werte einander so nahe liegen, denn da man im allgemeinen nicht mit Bestimmtheit entscheiden kann, welche Stufe ein glühender Körper in der Reihe zwischen einem absolut schwarzen Körper und poliertem Platina einnimmt, so ist also wenigstens die Möglichkeit gegeben, die Temperatur zwischen engeren Grenzen abzuschätzen. Bei Experimenten mit einigen unsrer gewöhnlichen Lichtquellen hat man so gefunden:

	Verschiebung der Wellenlänge in 0,001 mm	Höchste Temperatur	Tiefste Temperatur
Elektrischer Lichtbogen .	0,7	4200°	3750°
Lampe von Nernst . .	1,2	2450°	2200°
Brenner von Auer . .	1,2	2450°	2200°
Glühlampe	1,4	2100°	1875°
Brenner von Argand .	1,55	1900°	1700°

Diese Zahlen sind in guter Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit. So hat z. B. Violle durch eine ganz andre Methode die Temperatur des elektrischen Lichtbogens zu 3900° absolut bestimmt, und andre Forscher haben nicht wesentlich abweichende Resultate erhalten.

Wie man hieraus findet, liegt die Möglichkeit vor, das erwähnte wichtige physikalische Gesetz auch noch auf astronomische Objekte anzuwenden. Es ist aber ein Umstand, der den Wert der Methode für die Astronomie ganz wesentlich erhöht, der nämlich, daß es in der That Herrn Professor Wien gelungen ist, sein Gesetz auch theoretisch zu beweisen. Ohne diesen Beweis wäre es nämlich jedenfalls ziemlich gewagt gewesen, dessen Gültigkeit sehr weit außerhalb der irdischen Temperaturen ausdehnen zu wollen.

Der fragliche Beweis ist geradezu genial zu nennen. Er beruht auf der Voraussetzung einer sogenannten adiabatischen Ausdehnung eines geschlossenen Raumes, worin man sich die Strahlung vorzustellen hat, und diese Ausdehnung wird von dem Drucke der Strahlung auf die begrenzende Wand bewirkt. Dabei erhält diese bewegliche Wand eine gewisse Geschwindigkeit, und mit Hilfe des sogenannten Dopplerschen Prinzipes kann man nun weiter die Veränderung der Wellenlänge und Farbe bestimmen, die durch die Geschwindigkeit der Wand bedingt und bei der wiederholten Reflexion der Strahlen von der Wand erzeugt wird. Durch Ausführung dieses Gedankens bekommt man in der That mit Leichtigkeit, indem das Stephan-Boltzmannsche Gesetz noch zur Hilfe gerufen wird, die oben erwähnte Wiensche Temperatur- und Wellenlängenformel.

*

Zu dem Ausgeführten haben wir auch noch die Verteilung der Intensi… im Spektrum in Betracht zu ziehen. Violle war der erste, der in diesem Punkte eine Untersuchung vornahm. Er führte die Experimente mit Anwendu… von glühendem Platina als Lichtquelle aus. Späterhin haben Langle…, Angström in Upsala, sowie Rubens und Paschen in Berlin mit Anwendu… des sogenannten Bolometers in mehr eingehender Weise die Energieverteilung … Spektrum studiert. Ein theoretisches Gesetz dieser Verteilung ist von Wi… abgeleitet worden, indem er nämlich nur die folgenden beiden Hypothesen z… Ausgangspunkt nahm: 1. daß die strahlende Energie von einer gewissen Wel… länge der Anzahl der Moleküle proportional ist, die Strahlen von derselb… Wellenlänge aussenden; 2. daß die Vibrationen der Moleküle in einfache… Weise nur von deren fortschreitenden Geschwindigkeit abhängig ist. Sow… Michelson als Weber hatten wohl vorher ähnliche Gesetze aufgestellt, ab… ihre Grundlagen waren andre und auch wohl etwas unvollkommenere a… diejenigen, die dem Wienschen Verteilungsgesetze unterbreitet sind. Die… Wiensche Gesetz hat sodann durch Professor Planck in Berlin eine Mo… fikation erhalten, wodurch es etwas näher an den vorhandenen Beobachtunge… sich anschließt.

Auf Grund aller dieser neuen Entdeckungen in Bezug auf das Verhältn… der Strahlung und der Temperatur stark erhitzter Körper hat es Baron v. Ha… kányi jetzt versucht, die Temperatur einiger Fixsterne festzustellen. Die Beo… achtungen von Sternspektren, die er zu diesem Zwecke benutzte, sind vor mehre… Jahren von Herrn Geheimrat H. C. Vogel, Direktor des Astrophysikalische… Observatoriums zu Potsdam, ausgeführt worden. Es ist wohl bekannt, da… diese Helligkeitsmessungen im Spektrum von ihm gerade zu Temperatu… bestimmungen bei den Fixsternen bestimmt gewesen sind, und dies, obglei… damals die theoretischen Hilfsmittel noch nicht vorhanden waren, von dene… wir eben ausführlich gesprochen haben, und die es heutzutage ermögliche… diese Messungen mit Zuversicht und Sicherheit für den genannten Zweck … verwerten.

Bei der Benutzung des Wienschen Temperatur- und Wellenlängengesetz… für solchen Zweck ist zunächst klar, daß man in der Regel annehmen kann, da… das Emissionsvermögen der Fixsterne zwischen demjenigen eines absolut schwarze… Körpers einerseits und demjenigen des polierten Platina andrerseits liegen ma… Die oben erwähnte einfache Formel wird daher ohne weiteres die Grenzwer… der Temperatur auch für die Fixsterne ergeben.

Um nun für jeden besonderen Stern zu bestimmen, wo das Energiemaximum seines Spektrums sich befindet, benutzt Herr Baron v. Harkányi das zweite Wiensch… hier oben erwähnte Gesetz der Energieverteilung im Spektrum. Dies könnt… nun vielleicht als ein Umweg bezeichnet werden, da man sich sofort denkt, da… das Energiemaximum sich direkt viel einfacher und sicherer bestimmen lasse… dürfte. Indessen kann es einerseits eintreffen, daß das Energiemaximum nich… innerhalb des untersuchten Teiles des Spektrums sich befindet, andrerseits ist e…

außerdem ein unschätzbarer Vorteil, Energiebestimmungen anwenden zu können, die in mehreren Stellen des Spektrums ausgeführt worden sind, weil man dadurch in der Lage ist, Mittelwerte des gesuchten Maximums von größtmöglicher Wahrscheinlichkeit aus den Beobachtungen zu ziehen.

Die fraglichen Vogelschen Messungen sind deshalb von Herrn Baron v. Harkányi in der Weise benutzt worden, daß er mit Hilfe von Energiebestimmungen für acht verschiedene Wellenlängen die Lage des Energiemaximums fixiert hat. Zur Bestimmung der Verschiebung dieses Energiemaximums ist in der Regel das Energiemaximum des Sonnenspektrums als Vergleichspunkt angewandt worden. Was er in der Weise thatsächlich bestimmt hat, ist also der Unterschied der Farbe des Energiemaximums für jeden betreffenden Stern und für die Sonne. Die erhaltenen Resultate waren die folgenden:

Lichtquelle	Relative Verschiebung des Energiemaximums in 0,001 mm
Sirius — Sonne	+ 0,080
Sirius — Sonne (mit Extinktion) . .	+ 0,168
Vega — Sonne	+ 0,076
Arcturus — Sonne	— 0,538
Aldebaran — Sonne	— 0,492
Beteigeuze — Sonne	— 0,404
Petroleum — Sonne	— 0,912
Petroleum — Sonne (mit Extinktion) .	— 0,998
Petroleum — Elektrisches Licht . . .	— 0,612

Der Einfluß der Extinktion des Lichtes in der Atmosphäre ist, wie man sieht, nur ausnahmsweise in Betracht gezogen. Die Resultate werden sich aber dadurch nicht wesentlich fehlerhaft stellen.

Um nun die obigen Zahlen für den fraglichen Zweck anzuwenden, muß man zunächst die absolute Verschiebung des Energiemaximums für das Sonnenlicht kennen. Herr Baron v. Harkányi hat diese Verschiebung zu 0,540 angesetzt. Dieser Wert giebt allerdings eine etwas niedrigere Temperatur für die Sonne als die nach Stephans Gesetz erhaltene Temperatur der Sonne von 7000°. Multipliziert man nämlich die Temperatur (T = 7000) mit dem Werte der Wellenlängenverschiebung L = 0,540, so erhält man die Zahl 3780 statt der Zahl 2940, die nach dem oben Angeführten in der Wienschen Formel eingehen sollte (T . L = 2940). Indessen ist die Zahl 0,540 doch adoptiert worden, weil der Autor die Zahl 7000° nicht als ohne weiteres verbürgt ansieht. Subtrahieren wir jetzt die Zahl 0,540 von den Zahlen unsrer zuletzt angeführten Tabelle, so erhalten wir die absoluten Verschiebungen des Energiemaximums für jede einzelne Lichtquelle. Die Temperaturgrenzen werden dann erhalten, indem man die Zahlen 2940, respektive 2630 durch diese Verschiebungen dividiert, wie in der folgenden Zusammenstellung angegeben ist:

Lichtquelle	Absolute Verschiebung	Höchste Temperatur	Tiefste Temper
Sirius	0,46	6400°	5700°
Sirius (mit Extinktion)	0,37	7950°	7100°
Vega	0,46	6400°	5700°
Arcturus	1,08	2700°	2450°
Aldebaran	1,03	2850°	2550°
Beteigeuze	0,94	3150°	2800°
Petroleum	1,45	2050°	1800°
Petroleum (mit Extinktion)	1,54	1900°	1700°
Elektrisches Licht	0,84	3500°	3150°
Elektrisches Licht (mit Extinktion) . .	0,93	3150°	2850°
Sonne	0,54	5450°	4850°

Die Zahlen zeigen recht bedeutende Differenzen in der Temperatur d verschiedenen Fixsterne und geben eine Bestätigung der Schlüsse, die Geheim Vogel früher schon aus seinen Beobachtungen ziehen zu dürfen glaubte, nämlich daß die Temperatur der roten Sterne mit derjenigen des elektrischen Lichtboge zu vergleichen sei und weit unterhalb der Temperatur der Sonne liege, währe andrerseits die Spektra des Sirius und der Vega, die miteinander gleichar sind, auf einen höheren Glühzustand als denjenigen der Sonne deuten. Deshal ist auch für diese Sterne, die eine kleine Spektralverschiebung zeigen, der Einfl der Extinktion größer als für die übrigen Sterne, die bei einer niedriger Temperatur sind.

Für das elektrische Bogenlicht und für die Petroleumflamme ergiebt d oben angeführte Berechnung durchaus annehmbare Werte. Die Temperatur de letzteren würde z. B. zwischen derjenigen der Glühlampe und der Argandsche Lampe liegen, für die Lummer und Pringsheim die Verschiebungen 1, und 1,55 gefunden haben. Die beiden Werte für den elektrischen Lichtboge ergeben zwar eine niedrigere Temperatur, als man im allgemeinen annimm Anstatt der oben angeführten Verschiebungen 0,84 und 0,93 finden Lumme und Pringsheim je 0,7 und 0,73, und aus dem Mittelwerte von Wanner Temperaturbestimmung des elektrischen Lichtbogens, nämlich 3682°, würde d Verschiebung 0,79 folgen. Wie man findet, weichen aber diese Werte nur w erheblich von den oben angeführten Zahlen ab, die auch deshalb schon ei kleine Abweichung zeigen dürfen, weil sie sich auf die Gesamtmenge de elektrischen Lichtes beziehen, während die letztgenannten Werte für den heißest Teil des elektrischen Lichtbogens, nämlich für den Krater der positiven Lampen-kohle gelten.

Rußlands Eisenbahnbau an der Westgrenze.[1]

Von

General der Infanterie z. D. **v. Igel.**

Im letzten Jahrzehnt hat sich die Aufmerksamkeit des nichtrussischen Publikums fast ausschließlich auf das große Werk der sibirischen Bahn konzentriert. Die durchgehende Linie wird der Hauptsache nach im Jahre 1902 im Betriebe sein, und die Förderung des russischen Verkehrs, die Erschließung weiter bisher unberührter Strecken für Besiedelung und Ackerbau sowie die Begründung einer übermächtigen Stellung in Ostasien werden die aufgewendeten Summen rechtfertigen. Selbst die nur streckenweise fertige Bahn hat bei Gelegenheit der chinesischen Wirren im vorigen Jahre schon ihre Bedeutung gezeigt. In Ostsibirien wurden mit Hilfe der Bahn innerhalb 6 Wochen rund 220000 Mann mobil aufgestellt, und unter Heranziehung von etwa 20000 Mann Spezialtruppen — Schützenbrigaden, Festungsartillerie u. s. w. — auf dem Seewege standen im August 1900 183000 Mann mobile russische Truppen auf chinesischem Boden. Wer Zahlen zu würdigen und zu vergleichen versteht, wird keinen Zweifel hegen, wo künftig die Entscheidung über ostasiatische Fragen ruht.

Während des Baues der sibirischen Bahn ist indessen der Eisenbahnbau in den übrigen Landesteilen keineswegs zurückgesetzt worden. Der geniale Finanzminister Witte hat auch für alle weiteren Anforderungen des Verkehrs und der Landesverteidigung dem Eisenbahnbau die erforderlichen bedeutenden Kapitalien unter nicht ungünstigen Bedingungen zu beschaffen verstanden. Die offizielle Statistik (la Russie en 1900) zeigt Ende 1879 eine Gesamtlänge von 22179 Kilometern Bahn, 1889 eine solche von 29015 Kilometern und Ende 1899 eine Gesamtlänge von 48091, während 7711 Kilometer sich im Bau befanden, so daß im letzten Jahrzehnt die Gesamtlänge sich fast verdoppelt hat. Einbegriffen in diese Zahlen sind allerdings die sibirischen Strecken mit annähernd 6800 Kilometern und etwa 2500 Kilometern Schmalspurbahnen. Aber das europäische Netz allein weist, ausschließlich der Schmalspurbahnen, am 1. Mai 1901 eine Länge von 44210 Kilometern auf.

Es ist einleuchtend, daß die Führung von Bahnen durch früher nicht erschlossene weite Landstrecken und die Verdichtung der Bahnlinien nach Westen zu mit starkem, zweigeleisigem Ausbau der russischen Militärverwaltung im Falle eintretender politischer Verwicklungen die Mittel bietet, nicht nur die Mobilmachung der Armee in einem erheblich kürzeren Zeitraum gegen früher durchzuführen, sondern auch die zeitiger mobilisierten Truppenteile in beschleunigtem

---

[1] Geschrieben im November 1901.

Tempo an die bedrohte Grenze zu schaffen und operationsbereite Armeen zur Verteidigung oder zum Angriff aufzustellen.

Da dieser Essay nur das westliche Rußland ins Auge fassen soll, so kann eine Betrachtung auf die wesentlichen Veränderungen in dem Gebiete westlich einer Linie Pskow-Smolensk-Gomel-Kosatin im letzten Jahrzehnt beschränkt bleiben.

Es ergiebt sich:

1. Verlängerung der Linie Riga-Tuckum bis zum Hafen Windau.

2. Zweites Geleise auf der Strecke Murawjewo-Hafen Libau (im Bau).

3. Zweites Geleise auf den Strecken Pskow-Dwirsk und Landwaro- (Wilna)-Bialystok-Malkin (östlich Warschau), so daß die Gesamtlinie Petersburg-Warschau bis hart am letzteren Ort zweigeleisigen Ausbau zeigt.

4. Neubau der Linie Orany-Sowalki-Grodno.

5. Neubau von Lapy-Ostrolenka.

6. Neubau von Malkin-Ostrolenka.

7. Neubau von Ostrolenka-Tluszcz-Piljawa mit zweitem Geleise (im Bau).

8. Verschiedene kürzere Verbindungsstrecken bei Warschau und zweites Geleise nach Nowa-Georgiewsk (im Bau.)

9. Neubau der Strecke Lokow-Lublin.

10. Zweites Geleise (im Bau) auf der Strecke Malkin-Siedlce und in Fortsetzung hiervon auf der unter 9. genannten Linie.

11. Zweites Geleise auf der Linie Bialystok-Brest-Litewsk-Cholm.

12. Neubau der Linie Kreuzburg-Rjeskiza-Welikije-Luki (mit Fortsetzung bis zur Bahn Moskau-Petersburg).

13. Beginn des Baues der Linie Welikije-Luki-Witebsk-Shlobin.

14. Zweites Geleise (im Bau) auf den Strecken Gomel-Lominez und Zabinka-Brest-Litewsk.

15. Beginn des Baues der Linie Kiew-Kowel.

16. Zweites Geleise auf der Bahn Kasatin-Kowel (mit Fortsetzung nach Brest-Litewsk im Bau).

Die angeführten Veränderungen ergeben auf der Karte im großen das Bild, daß weite Landstrecken von neuen Linien durchquert sind, daß drei durchgehende zweigeleisige Bahnen aus dem Innern des Reiches bis in die Gegend von Warschau führen, eine vierte im zweigeleisigen Ausbau sich befindet. Die erwähnten drei Linien sind im Weichselgebiet — westlich Brest-Litewsk — durch drei zweigeleisige (zweites Geleise teilweise noch im Bau) Transversalbahnen miteinander verbunden, die die Freiheit gewähren, die sämtlichen Transporte der Bahnen aus dem Innern wahlweise nach Norden an den Narew — Linie Bialystok-Warschau — oder nach Süden in die Linie Cholm-Iwangorod einschwenken zu lassen. Einige neue kürzere Linien östlich Warschau sollen, abgesehen von allen Befestigungsanlagen, der Linie des Narew erhöhte Verteidigungsfähigkeit gewährleisten.

Wenn man die Leistungsfähigkeit der Strecken näher prüft und annimmt

daß es der leitenden Stelle gelingt, westlich der Linie Murawjewo-Dünaburg-Gomel-Kasatin die Bahnen voll auszunutzen bis zur Grenze der Höchstleistung, die nach Lage der Bau- und Betriebseinrichtungen für eine beschränkte Zeitdauer mit Sicherheit erwartet werden darf, so gelangt man zu dem Ergebnis, daß die russische Militärverwaltung darauf rechnen kann, im Bedarfsfalle täglich mit rund 150 Truppenzügen das Weichsel-Narewgebiet und — um auch Nebensächliches zu erwähnen — die Gegend von Kowno zu erreichen. Es können demnach, nachdem die Truppen die Mobilmachung vollendet haben, täglich 4 Infanterie-Divisionen oder 3 Infanterie- und 1½ Kavallerie-Divisionen aus dem Innern des Reiches im Grenzgebiet eintreffen.

Dem gegenüber stand vor etwa 10 Jahren die Möglichkeit, täglich mit rund 90 Zügen das vorerwähnte Gebiet zu erreichen, bei weniger günstiger Führung der Transporte. Es hat sich demnach die Transportleistung in zehn Jahren um rund ⅔ der früheren Gesamtleistung gesteigert, d. h. es können nach Beginn der Bewegung täglich mehr 1 Infanterie- und 1 Kavallerie-Division oder auch 1⅔ Infanterie-Divisionen im Grenzgebiet versammelt werden.

Dieser Bauthätigkeit östlich der Weichsel gegenüber zeigte das linke Weichselgebiet bis vor zwei Jahren völligen Stillstand. Der Verkehr mußte sich mit der längst bestehenden Warschau-Wiener-Bahn (mitteleuropäische Spur) und den fast 400 Kilometer entfernten Grenzanschlüssen bei Alexandrowo und Sosnowice, sowie mit der nach dem oberschlesischen Industrierevier führenden Bahn Iwangorod-Dombrowa (russische Spur) und ihren Abzweigungen begnügen. Jeder Versuch, zwischen Alexandrowo und Sosnowice mit neuen Linien die Grenze zu überschreiten, wurde vom russischen Kriegsministerium endgültig zurückgewiesen. Seit zwei Jahren hat sich auch dies Bild vollständig verändert, und zwei neue Bahnlinien sind mit Grenzübergängen bei Skalmierzyce und Herby gleichzeitig im Bau.

Man hat das Aufgeben des früheren Widerstandes mit dem Rücktritt des Kriegsministers Wannowski in Verbindung gebracht. Zeitlich mag das zutreffen, der wirkliche Grund liegt aber in der veränderten militärischen Stellung am Weichsel-Narew, die nach den früheren Ausführungen nicht nur volle Sicherheit gegen einen Angriff gewährt, sondern jetzt die Aufgabe stellt, in wirksamerer Weise als bisher aus dieser Stellung heraustreten zu können.

Als offizielle Motive für den Bau der in russischer Spur auszuführenden Linie Kalisch-Lodz-Warschau sind angeführt, daß man in erster Linie die Beziehungen der Stadt Kalisch zu Rußland stärken wolle, in zweiter Linie die wirtschaftliche Hebung des Gebietes anstrebe. Für die kürzere Hälfte Kalisch-Lodz mögen die Gründe gelten, für die größere Hälfte Lodz-Warschau, die die Warschau-Wiener Bahn als eigne Konkurrenzstrecke in nur 20 Kilometer Entfernung von ihrer Stammlinie ausführen muß, sind sie hinfällig und rein militärische Motive maßgebend gewesen. Die Linie Herby-Czanstochau ist zwar nur kurz, liegt 120 Kilometer südlich von Kalisch, aber sie wird in russischer Spur ausgebaut, und dieser Entschluß ist nur verständlich, wenn ihre Weiterführung an die gleichspurige Bahn Iwangorod-Dombrowa gesichert ist.

Digitized by Google

Nach Fertigstellung der Linie Warschau-Kalisch würde die russische Arme-leitung in der Lage sein, ungefähr 45 Truppenzüge täglich über Warscha hinaus in die Gegend von Kalisch vorzuführen; nicht unmittelbar, denn es bleibe Umladungen von Transporten in Warschau erforderlich, und ein großer T der Truppen wird von den Endstationen der Bahn noch Fußmärsche von a näherend 90 Kilometern bis zum Versammlungsgebiet zurückzulegen habe Immerhin kann in der Höhe von Kalisch nach Beginn der großen Transpor bewegung täglich je eine Infanterie-Division und eine drittel Kavallerie-Divi eintreffen. Kalisch liegt in der Luftlinie 300 Kilometer von Berlin, und m muß zugeben, daß es für die leitende Stelle ein verlockendes Ziel ist, Arme auf 500 und 300 Kilometer von der feindlichen Hauptstadt versammeln zu könne während sie bisher gezwungen war, mit Entfernungen von 700 und 500 Ki metern zu rechnen.

Ein Irrtum wäre es, wollte man in der skizzierten Entwicklung des russisc Eisenbahnnetzes im letzten Jahrzehnt eine beabsichtigte Drohung gegen Deut land erblicken. Diese Entwicklung ist vielmehr der Ausfluß einer inneren N wendigkeit. Eine Weltmacht ist gezwungen, die der Entfaltung ihrer Krä durch Raum und Zeit entgegengestellten Hindernisse mittels planmäßig angeleg Verkehrswege zu überwinden und den militärisch organisierten Kräften v 130 Millionen Einwohnern die Möglichkeit zu schaffen, sich auch nötigenfal an einer bedrohten Stelle zur vollen Geltung zu bringen.

Dabei bleibt für eine etwa beabsichtigte militärische Ausnutzung der russisch Bahnen auf dem linken Weichselufer eine politische Vorbedingung besteh Oesterreich muß neutral sein. Solange Oesterreich mit Deutschland verbün bleibt, ist ein russischer Aufmarsch bei Kalisch undenkbar, und da nach den Be hauptungen der wohlinformierten Presse der Dreibund ein Institut von m begrenzter Festigkeit und Dauerhaftigkeit ist, so wäre die Frage abgethan f uns. In orientierten russischen Kreisen werden die Dinge freilich nicht ganz v demselben Standpunkte aus angesehen. „Entre la Prusse et la Russie il n'y pas d'intérêts politiques opposés; vous avez assez de Polonais; nous voulons pas les provinces baltiques,“ ließ sich ein Russe vernehmen und führ etwa weiter aus: Inzwischen habe das Unstete der Politik von Caprivi u Hohenlohe doch stets eine Gefahr für die andern in sich geschlossen, und Staatsmann Caprivi hätte mit der Nichterneuerung des Neutralitätsvertrags einen direkt feindlichen Akt gegen Rußland ausgeführt. Solche Thatsachen rie Gegenzüge hervor, und hieran anschließend sei auch die vorläufige Verständigu mit Oesterreich über die beiderseitigen Interessen im Orient gesucht worde Rußland sei sogar in der Lage, wenn erforderlich, noch weiter dort entgege zukommen, ohne seine Hauptinteressen preiszugeben. Freilich, der jetzige Kais von Oesterreich — kein ganz junger Herr mehr — werde unbedingt an de deutschen Bündnisse festhalten, aber orientalische Fragen eilten ja selten. D österreichische Thronfolger sei ein hervorragend ultramontaner Herr, und v österreichischen Ultramontanismus könne schwerlich besondere Begeisterung f

Deutschland erwartet werden. Und Italien? Schweigen und eine Handbewegung durch die Luft.

So ein Russe. Das Erfreuliche bei den russischen Ausführungen bleibt die Auffassung, daß für die europäischen Beziehungen kein Gegensatz der Interessen besteht.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Landwirtschaft.

Die Ertragserhöhung in der Landwirtschaft.

Es ist bekanntlich das wichtigste Problem der Landwirtschaft, auf einer gegebenen Fläche eine möglichst große Ernte zu erzielen, da nicht nur für den landwirtschaftlichen Betrieb eine Erhöhung der Rente von einschneidender Bedeutung ist, sondern auch die Bevölkerungszunahme eine landwirtschaftliche Mehrproduktion erheischt. Lange Zeit galt „rationelle Düngung" als das wichtigste Losungswort in dieser Frage. In der That hat einerseits die landwirtschaftliche Erfahrung, andrerseits die Entwicklung der Liebigschen Mineraltheorie gewaltige Fortschritte gebracht; denn seit den letztvergangenen drei Jahrzehnten hat man nicht selten durch rationelle Düngung den früheren Durchschnittsertrag um ein Viertel und darüber gesteigert. Viel hat zu diesem Aufschwunge der Import enormer Mengen Chilesalpeter, das Erschließen der großartigen Kalisalzlager von Staßfurt [1]) und die Verwertung einer wichtigen, früher ganz vernachlässigten Phosphorsäurequelle, der phosphathaltigen Eisenerze, die bei der Stahlerzeugung die phosphorsäurehaltige Thomasschlacke als Nebenprodukt liefern, beigetragen. Deutschland lieferte im Jahre 1893 allein über 135 Millionen Kilo Thomasschlacke, worin mindestens 27 Millionen Kilo Phosphorsäure waren. [2]) Nach allgemeiner Einführung des Thomasverfahrens bei der Bearbeitung der Eisenerze wird man so viel Phosphorsäure aus den Tiefen der Erde der Ackerkrume liefern können, daß man damit fast ein Drittel der in Deutschland alljährlich mit Getreide angebauten Fläche versorgen könnte.

Große Mengen der so wichtigen Phosphorsäure liefern auch die Phosphatlager der Südstaaten der Union. Die Ausfuhr hochwertiger Phosphate aus Tennessee allein überstieg im Jahre 1901 130000 Tonnen. — Ein sehr wichtiges Produkt, dessen Fabrikation eine bedeutende Zukunft haben dürfte, ist der „Fischguano", von dem die gesamte Dampffischereiflotte Deutschlands nach **Weigelts** Berechnung eine Million Kilo alljährlich liefern könnte, wenn die Fischereiabfälle alle jener Industrie zufließen, statt großenteils wieder dem Meere überliefert würden. Der Stickstoff jener Menge würde 380000 Kilo Chilesalpeter entsprechen, dessen Geldwert jetzt dem Auslande zuströmt. Aber auch eine bedeutende Quelle für Phosphorsäure und Kali liefert das Meer in Form jenes „Fischguanos".

So wichtig nun das Prinzip ist, der Landwirtschaft neue billige Quellen von Pflanzen-

[1]) Die Kalisalzförderung bei Staßfurt ist von 20000 Tonnen im Jahre 1862 auf über [illegible] Millionen Tonnen im Jahre 1901 gestiegen.

[2]) Die Verluste an Phosphorsäure durch die Schwemmkanalisation sind hiegegen gering zu nennen; für München z. B. beträgt der Verlust 1600 Kilo per Jahr.

nährstoffen zu erschließen, so richtig ist es auch, daß der rationellen Düngung gewisse Grenzen gezogen sind. Werden die Mengen der Düngungsmaterialien bis zu einem gewissen Maß gesteigert, so rentiert der Mehrertrag die Ausgabe nicht mehr, oder es kann geradezu der Ertrag durch die übermäßige Düngung wieder herabgedrückt werden. Ueberdüngung kann leicht kranke Pflanzen erzeugen. Von der weit getriebenen Düngervermehrung kann also jenseits einer gewissen Grenze nichts mehr erhofft werden. Wohl aber kann bei gegebenem zulässigen Maximum von Dünger und günstigen Witterungsverhältnissen eine weitere Ertragserhöhung durch Melioration der Ackerkrume und des Untergrundes erzielt werden. Die richtige mechanische Beschaffenheit, die Porosität, die wasserhaltende und die hygroskopische Kapazität, sogar die Farbe des Bodens und die Beschaffenheit des Untergrundes sind von wesentlichem Einfluß auf den Maximalertrag, und ein rationeller Landwirt sollte alle diese Verhältnisse seines Bodens genau studieren und überlegen, ob nicht auf billige Weise den Mängeln seines Bodens abgeholfen werden kann. Als ein weiteres wichtiges Agens im Boden ist dessen Bakterienflora anzusehen, worauf man erst seit ein paar Dezennien aufmerksam geworden ist. Durch Oxydationen organischer Reste im Boden schaffen Bakterien (und Schimmelpilze) eine stetige Quelle von Kohlensäure, die wieder lösend auf manche mineralische Nährstoffe des Bodens wirkt. Gewisse Bakterien wirken salpeterbildend auf das Ammoniak des Düngers, andre wieder können den atmosphärischen Stickstoff — eine kostenlose Stickstoffquelle — dem Ackerbau dienstbar machen. Nicht immer sind gerade die nützlichsten Bakterienarten auch am reichlichsten im Boden vorhanden, und deshalb hat man auch durch Einführung nützlicher Bakterienarten in den Boden in vielen Fällen einen Mehrertrag erzielt. Ja nach Hiltner gelingt es, die nützlichen Eigenschaften durch Züchtung noch zu steigern.[1] In einigen Fällen bewirkten sogar die salpeterzersetzenden „denitrifizierenden" Bakterien auffallenderweise eine Ertragserhöhung. — Unter den Namen Alinit und Nitragin werden gegenwärtig fabrikmäßig dargestellte Reinkulturen von Bakterienarten in den Handel gebracht, mit denen man den Ackerboden „impft". Von besonderer Wichtigkeit sind die Nitraginbakterien für die Kultur der zur Leguminosenfamilie gehörenden Pflanzen, insofern sie, in deren Wurzelhaare eindringend, eine für diese Pflanzen sehr wertvolle Symbiose eingehen. Auf diese Weise kann das ungeheure Stickstoffreservoir der Luft der Landwirtschaft dienstbar gemacht werden. Man hat berechnet, daß so pro Hektar 250 Kilogramm des freien Luftstickstoffs in wertvolle Nahrungsmittel oder in Gründünger für andre Nutzpflanzen verwandelt werden können. Daß die Atmosphäre auch den Pflanzen Kohlenstoff in Form von Kohlensäure, und Sauerstoff für ihre Atmungsthätigkeit liefert, ist schon seit etwa 100 Jahren bekannt.

Im Boden finden sich nützliche und schädliche Pilzarten.[2] Da man in einigen Fällen eine Ertragserhöhung durch Eingießen von Schwefelkohlenstoff, dessen Dünste auf lebende Zellen sehr giftig wirken, in den Boden beobachtet hat, könnte man als wahrscheinlich annehmen, daß dadurch in den betreffenden Fällen schädliche Pilze des Bodens vernichtet wurden. Schädliche Pilze liegen auch der „Leguminosenmüdigkeit" gewisser Böden zu Grunde. Es handelt sich nach Hiltner hier um eine Gruppe von Bakterien, die Pektin- und Cellulosegärungen verursachen.

Ein allerdings nur theoretisch interessantes Mittel, den Ertrag zu erhöhen, besteht in der Anwendung intensiver Beleuchtung während der Nacht. Besonders ist hier das elektrische Licht zu erwähnen, unter dessen Einfluß die Bildung von organischer Materie (Zucker und Stärkmehl) aus Kohlensäure fortdauert, wenn auch weit schwächer als im Sonnenlicht.

Ein andres, wahrscheinlich ebenfalls nur theoretisches Interesse darbietendes Mittel

---

[1]) Deutsche Landwirtschaftliche Presse 1901. Nr. 24 bis 27.

[2]) Man hat in einem Gramm gedüngten Feldbodens bis zu einer halben Million Bakterien gefunden.

ist die direkte Anwendung der Elektrizität. Lemström, Professor an der Universität Helsingfors, hatte beobachtet, daß die Fluktuationen in den Ernteerträgen in Finnland mit den Perioden der Zunahme der Sonnenflecken und Polarlichter eine Uebereinstimmung zeigen, die nach seiner Meinung keine bloß zufällige sein konnte. Er schloß daraus, daß die Zunahme der atmosphärischen Elektrizität eine Förderung des Wachstums bedinge. Die Experimente, bei denen er oberhalb seiner mit Cerealien besäten Töpfe ein isoliertes Metallnetz mit Spitzen aufspannte, aus denen entweder der positive oder negative Strom einer Holzschen Influenzmaschine täglich fünf Stunden zu den Pflanzen strömte, ergaben in vier Wochen eine Zunahme von 40 Prozent mehr gegenüber den nicht behandelten Pflanzen. Noch günstiger fielen Feldversuche aus; der prozentuale Ueberschuß bei weißen Rüben belief sich auf 107 Prozent, und Erdbeeren reiften in 26 Tagen gegenüber 54 im Kontrollfall. Bei starker Sonnenhitze muß die elektrische Behandlung unterbleiben, da sonst schädliche Einwirkungen zu beobachten sind. Aehnliche Beobachtungen wie Lemström hat der Elektrotechniker Heber gemacht, als er Kohlenelektroden etwa einen Meter voneinander entfernt in die Versuchsparzellen versenkte.

Ein praktisches Mittel, den Ertrag zu steigern, ist die sorgfältige Auswahl des Samens. Samen von den bestentwickelten Pflanzen geben in der Regel auch wieder ertragsreiche Pflanzen. Nach Hays kann auf diese Weise der Ertrag um 10 Prozent erhöht werden. Manche Forscher, wie Herbert J. Webber am Agrikulturdepartement in Washington, haben es zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, ertragsreiche Varietäten der landwirtschaftlichen Nutzpflanzen zu züchten, und wertvolle Resultate sind schon erreicht worden. In Deutschland haben zielbewußte Züchtungsmethoden die Zuckerrüben so modifiziert, daß sie statt 10 Prozent nun 18 bis 20 Prozent Zucker liefern und diesen bei größerer Saftreinheit als früher. Ferner sind Weizenvarietäten mit bedeutender Ertragssteigerung erzielt worden. Außer direkter Ertragsvermehrung ist auch eine größere Resistenz gegen starke Düngung und gegen allerlei Parasiten eine wünschenswerte Errungenschaft der zu erziehenden Varietät. Bei Cerealien käme noch eine gewisse Steifheit der Halme in Betracht, wodurch das zu Verlusten führende „Lagern" der Pflanzen auf dem Felde verhindert oder wenigstens vermindert würde.

Von weiteren Bestrebungen, den Ertrag zu vermehren, mögen nun die Versuche Erwähnung finden, die der Schreiber dieses und seine Schüler in den letzten Jahren ausgeführt haben. Die Versuche beziehen sich einerseits auf die Regulierung des Mengenverhältnisses zwischen Kalk und Magnesia im Boden, andrerseits auf die Anwendung geringer Mengen stimulierend wirkender Körper.

Nachdem man früher beobachtet hatte, daß die Pflanzen von den ihnen unentbehrlichen mineralischen Stoffen des Bodens mehr aufnehmen als von indifferenten, sprach man von einem „Wahlvermögen" der Pflanzen, von einer „Polizei im Boden". Man glaubte, daß man bloß dafür zu sorgen brauche, daß von allen Nährstoffen genug vorhanden sei, die Pflanzen nähmen schon so viel von jedem auf, als sie brauchen. Später hat man jenes sogenannte Wahlvermögen auf ein einfaches Naturgesetz zurückgeführt, aber ferner auch beobachtet, daß gewissen Pflanzen von bestimmten Nährstoffen mehr dargeboten werden müsse, als von andern, um eine Maximalernte zu erzielen. Man hat in dieser Beziehung ganz besondere Aufmerksamkeit dem Stickstoff, dem Kali und der Phosphorsäure gewidmet, weniger aber die Beeinflussung in Betracht gezogen, die die Vermehrung eines Nährstoffs auf die Wirksamkeit eines andern ausüben kann. So war seit alten Zeiten bekannt, daß Kalkzufuhr häufig die Erträge steigert, andrerseits aber hat die Erfahrung gezeigt, daß eine zu reichliche Kalkzufuhr die Erträge wieder vermindert. Weiter beobachtete man in manchen Fällen eine bedeutende Ertragsverminderung, wenn statt gebrannten reinen Kalksteins ein gebrannter dolomitischer Kalkstein, der reich an Magnesia ist, dem Felde einverleibt wurde. Diese und ähnliche Erfahrungen blieben lange unerklärlich. Erst der Schreiber dieses stellte eine Theorie der physiologischen Funktionen von Kalk und Magnesia

auf.[1]) aus der sich mit zwingender Notwendigkeit ergab, daß es ein ganz bestimmtes Verhältnis zwischen Kalk und Magnesia geben müsse, das der Entwicklung der Pflanzen am günstigsten sei. Es wurde nun klar, daß einerseits eine Vermehrung des Kalks, andrerseits eine Vermehrung der Magnesia über jenes Verhältnis hinaus die Entwicklung beeinträchtigen müsse, so daß selbst unter sonst günstigsten Bedingungen kein Maximalertrag erreicht werden kann. Die Versuche, die Herr D. W. May in Washington[2]) und die Herren K. Aso und T. Furuta in Tokio[3]) auf meine Anregung und unter meiner Leitung mit Wasser- und Bodenkulturen ausführten, haben jene theoretische Folgerung vollständig bestätigt. Dasjenige Mengenverhältnis zwischen Kalk und Magnesia im Boden, das bestimmten Gewächsen am günstigsten ist, nannte ich den Kalkfaktor dieser Gewächse. Er liegt für die gewöhnlichen Cerealien zwischen 1 und 2; für Gewächse, die in einer gegebenen Zeit mehr Blattfläche entwickeln als jene, liegt er höher. Da nun die relativen Mengen von Kalk und Magnesia in verschiedenen Böden weit differieren und in nicht wenigen Fällen der Magnesiagehalt den Kalkgehalt wesentlich übertrifft, was niemals vorkommen sollte, so ist es von praktischem Werte, daß der Landwirt sich unter anderm auch über das Verhältnis der den Pflanzen aufnehmbaren Mengen von Kalk und Magnesia in seinem Boden unterrichtet und danach seine Maßnahmen trifft.

Das zweite Prinzip, das der Schreiber dieses in Anwendung brachte, beruht auf der Beschleunigung gewisser Lebensthätigkeiten durch Substanzen mit ganz spezifisch chemischen Qualitäten, die auf das normale Getriebe der lebenden Pflanzenzellen modifizierend einwirken können. Man kann sich z. B. denken, daß geringe Mengen von Manganverbindungen in den Pflanzenzellen zur rascheren Oxydation hemmend wirkender Stoffwechselprodukte beitragen, oder daß geringe Mengen des lichtempfindlichen Urans die Umwandlung von Licht in chemische Energie im Chlorophyllkörper, also die Bildung von Stärkmehl aus Kohlensäure in den Blättern beschleunigen und damit die Ernährung der ganzen Pflanze fördern. Es kann ferner Mittel geben, die den Teilungsvorgang der Zellkerne in den Vegetationspunkten direkt beschleunigen oder sonst ruhende Zellkerne zur Teilung anregen, so daß eine reichlichere Zweigbildung resultiert.

Manche Gifte können bei so starker Verdünnung, daß der Giftcharakter nicht mehr zum Vorschein kommt, als günstige Reizmittel wirken, ein Gesetz, das in seiner vollen Bedeutung zuerst von dem bekannten Hygieniker und Bakteriologen Ferdinand Hüppe erkannt wurde, wenn auch einzelne einschlägige Thatsachen früher schon bekannt waren. Zu den Giften, die bei hoher Verdünnung als Reizmittel auf die Wachstumsthätigkeit wirken, gehören besonders Fluorverbindungen, wie Ono schon bei Pilzen beobachtet hat. Auch Jodmetalle wären hier zu erwähnen. Es besteht hier eine gewisse Analogie zu der therapeutischen Verwendung von Giften, die bei starker Verdünnung heilsame Wirkungen ausüben.

Der Schreiber dieses hat im Verein mit den Herren K. Aso und S. Suzuki an der landwirtschaftlichen Abteilung der Universität Tokio Versuche mit Wasserkulturen sowohl als Bodenkulturen im Glashause und auf freiem Felde ausgeführt, die bei Anwendung geringer Mengen salpetersauren Urans, schwefelsauren Mangans, Fluornatriums und Jodkaliums einen erhöhten Ertrag ergeben haben, bei Erbsen sowohl wie bei Hafer. Diese Erfahrungen sind möglicherweise von praktischem Werte für die Landwirtschaft, wenn mit einer gewissen Vorsicht vorgegangen wird, so daß die Mengen jener Substanzen mit den Jahren sich nicht ungebührlich im Boden anhäufen. Weitere Feldversuche sind geplant, um ein abschließendes

---

[1]) Jene Theorie wurde von mir zuerst entwickelt in der botanischen Zeitschrift Flora (1892). Siehe ferner Landwirtschaftliche Versuchs-Stationen 1892, ferner Bulletin Nr. 18 der Division of Vegetable Physiology and Pathology, Washington 1899. (U. S. Department of Agriculture).

[2]) Bulletin Nr. 1 des Bureau of Plant Industry: The relation of Lime and Magnesia to Plant Growth, von O. Loew und D. W. May, Washington 1901.

[3]) Bulletin Band 4 Nr. 7, der landwirtschaftlichen Abteilung der Universität Tokio 1902.

Urteil über die Rentabilität des Verfahrens zu gewinnen. Uransalze sind wohl wegen des hohen Preises von der praktischen Verwendung ausgeschlossen. Mangansalze werden nur auf solchen Böden eine Ertragssteigerung ergeben, die Mangan nur in von den Pflanzen schwer resorbierbarem Zustande enthalten. Was ferner Fluor- und Jodverbindungen betrifft, so müssen wir bei dem Fluorgehalt der Zähne und dem Jodgehalt der Schilddrüse wohl eine allgemeine Verbreitung jener in den Pflanzen und im Boden annehmen, jedoch kann es sich hier nur um geringe Spuren handeln, deren Menge wir etwas vergrößern müssen, um einen günstigen Einfluß auf den Ertrag auszuüben. Schließlich sei noch unser Versuch mit Erbsen kurz erwähnt. Je 15 Erbsen wurden in fünf Töpfen mit 2300 Gramm gedüngter[1]) Erde ausgesät und später die jungen Pflanzen auf fünf pro Topf reduziert, die von gleicher Größe waren. Ein Topf erhielt 12 Milligramm Urannitrat, Nr. 2 36 Milligramm Mangansulfat, Nr. 3 6 Milligramm Fluornatrium, Nr. 4 6 Milligramm Jodkalium. Das Ernteergebnis war:

	Lufttrockene Samen	Lufttrockenes Stroh
1. Urannitrat:	29,5 Gramm	16,0 Gramm
2. Mangansulfat:	29,1 „	15,9 „
3. Fluornatrium:	27,2 „	17,7 „
4. Jodkalium:	26,3 „	15,5 „
5. Kontrollpflanzen	23,2 „	10,7 „

Man erkennt hieraus eine nicht unbedeutende Ertragsvermehrung durch relativ sehr geringe Mengen der stimulierend wirkenden Stoffe.

Der Leser hat aus dieser kleinen Skizze ersehen, daß nicht nur Minerale aus den Tiefen der Erde, die tierischen Bewohner des Meeres, die Gase der Atmosphäre und die Bodenbakterien der Landwirtschaft dienstbar sind, sondern auch elektrische Ströme, Züchtung von Arten, Regulierung des Verhältnisses zwischen Kalk und Magnesia im Boden und endlich stimulierende Stoffe fähig sind, die Erträge zu erhöhen. Hoffen wir, daß die Landwirtschaft, das solideste Fundament jedes Staatswesens, die wichtigste der Industrien, jener Grundpfeiler der Zivilisation, von allen neuen Hilfsfaktoren den erwünschten Nutzen zieht! —

Oscar Loew,
Professor der Agrikulturchemie an der Universität Tokio.

Astrophysik.

Die Sonne, der Urquell alles Lebens.

Eine physikalisch-astronomische Skizze.

Jeder einigermaßen Gebildete weiß heutzutage, daß alle Kraft und Energie, die sich der Mensch auf Erden dienstbar gemacht hat, ein Geschenk der Sonne ist, das durch Vermittlung des hypothetisch angenommenen Aethers, der den Weltenraum erfüllt, zu uns von der Sonne herübergeflogen kommt. Die wichtigsten der verschiedenen von dem Zentralkörper unsers Planetensystems ausgesandten Strahlen sind für uns Menschen wohl die Wärmestrahlen, denn was würde uns z. B. alles noch so glänzende Licht nützen, wenn die Erde ein Eisball wäre, auf der die im Weltenraum herrschende Temperatur des absoluten Nullpunktes (—273 Grad Celsius) herrscht? Außer den Wärme- und Lichtstrahlen wird uns, entsprechend den verschiedenartigen Schwingungen des Weltäthers, noch anderweitige

[1]) Die Düngematerialien waren Chilesalpeter, Pottasche und Superphosphat.

Energie zugesandt, die chemische, elektro-dynamische und andre Wirkungen hervorruft und von deren Existenz wir überhaupt erst seit Entdeckung der Röntgen- und Becquerelstrahlen eine Ahnung haben.

Diese Bezeichnung als Urquell alles Lebens verdankt die Sonne fast ausschließlich den Wärmestrahlen, denn diese sind es, die, auf Erden in alle mögliche Art von Kraft und Energie umgewandelt, dem Menschen im Kampfe ums Dasein die besten Dienste leisten.

Um diese Dienste und ihren jeweiligen Ursprung von der Sonnenenergie kennen zu lernen, ist es am besten, wenn der freundliche Leser mit mir einen kleinen Spaziergang unternimmt. Wandern wir am Ufer eines Sees entlang, so sehen wir die ganze Fläche vom Winde in unzähligen Wellen gekräuselt, in nie rastendem Anprall nagen die Wogen Stück für Stück vom Ufer. Der Wind, der hier am Gestade die Windmühlenflügel bewegt, ist auch die treibende Kraft, die die Segel des stolzen Schiffes bläht, das weit draußen seine Bahn zieht. Inwiefern läßt sich nun der Wind als Geschenk unsrer Sonne betrachten? Die Strahlen, die sie uns zusendet, werden von der klaren Luft ohne merkliche Absorption durchgelassen, während sie von der Erde aufgenommen werden, wodurch natürlich eine beträchtliche Erwärmung erfolgt. Je nach Art der Intensität der Bestrahlung und der Bodenbeschaffenheit wird diese aufgenommene Wärme mit verschiedener Schnelligkeit wieder abgegeben, wodurch eine Ungleichmäßigkeit der Luftwärme und mithin auch des Luftdruckes eintritt. Durch das Bestreben der Atmosphäre, das Gleichgewicht wieder herzustellen, entsteht von der Stelle des stärkeren Druckes zu der des schwächeren ein Gefälle, eine Strömung — die Winde.

Während unsers Gespräches hat der Wind die Wolken, die wir vorher über dem See aufgetürmt sahen, nähergebracht; es beginnt zu regnen, „aus der Wolke quillt der Segen, strömt der Regen; aus der Wolke, ohne Wahl, zuckt der Strahl“; die Bäche und Ströme schwellen an, doch der Mensch hat ihnen ihr Bett zugewiesen, und gebändigt treiben sie unzählige Fabriken und liefern die Kraft zu vielen Betrieben. Dieser ewige, allbekannte Kreislauf des Wassers kommt dadurch zu stande, daß infolge der Erwärmung das Wasser an der Oberfläche der Seen und des Meeres rasch verdunstet, vom Winde in die Höhe entführt wird, wo es sich infolge der Abkühlung wieder verdichtet und als Regen oder Schnee zur Erde fällt. Durch die gegenseitige Reibung all dieser unzähligen Wassertröpfchen oder feinen Eisnadeln wird auch die Luftelektrizität hervorgerufen, deren Spannung durch den Blitzstrahl wieder ausgeglichen wird. — Auf unserm weiteren Wege nähern wir uns einer Stadt. Von allen Seiten führen Eisenbahnlinien herzu, auf denen die Städte und Länder verbindende Lokomotive dahinsaust, Fabriken senden aus ihren Kaminen qualmende Rauchwolken in die Luft und lassen auf eine lebhafte Industrie schließen. Und da — es ist inzwischen Nacht geworden — glänzen da und dort in den Straßen kleine Sonnen, es sind die Gas- und elektrischen Lampen, die uns gleichsam aufgespeicherte Sonnenenergie als Licht, bezw. Wärme wieder geben. All diese Betriebe und Maschinen verdanken ihre Kraft dem Dampfe, bezw. der Kohle, die hinwiederum ein Produkt sowohl der Wärme- als hauptsächlich der chemisch wirksamen Strahlen der Sonne ist. Es wird nämlich in den grünen Blättern der Pflanze durch diese Strahlen die aus der Luft aufgenommene Kohlensäure in ihre Bestandteile zerlegt, der Sauerstoff wird der Atmosphäre wieder gegeben, während der Kohlenstoff zum Aufbau der Pflanze verwendet wird. Auf diese Weise findet sich im Holze eines Baumstammes oder in den Steinkohlenlagern eine Unmenge von Energie, die im Laufe der Jahre zu deren Bildung verbraucht wurde, in unthätigem Zustande aufgespeichert und kann jederzeit als thätige Energie wieder nutzbar gemacht werden in Form von Licht und Wärme, wenn durch Verbrennung der Kohlenstoff wieder in Kohlensäure übergeführt wird. Auch bei den Tieren und Menschen kommt diese gebundene Energie wieder als Kraft und Wärme zum Vorschein. Menschen wie Tiere nähren sich teils unmittelbar von Pflanzen, teils verzehren sie pflanzenfressende Tiere. Indem nun die Energie, die von der Pflanze bei der Trennung von Kohlenstoff und Sauerstoff verbraucht wurde, im tierischen Körper bei der

Wiedervereinigung beider Elemente zu Kohlensäure frei wird, stammt auch die Wärme unsers Blutes, die Kraft unsrer Muskeln von der Sonne. — Welche Wichtigkeit gerade die Kohle für die gesamte Industrie besitzt, ist ja allgemein bekannt. Sie verdampft das Wasser in den Kesseln, die die Energie für die verschiedensten Maschinen erzeugen, sie ist das Ausgangsmaterial des größten Teiles der chemischen Industrie und der Farbenfabrikation, sie produziert das Gas zum Beleuchten der Städte, unzählige Medikamente und Heilmittel werden aus den Produkten der Steinkohlendestillation verfertigt. — Die sonstige Bedeutung der chemisch wirksamen Strahlen für die Photographie, für verschiedene Reproduktionsverfahren oder als Ursache chemischer Reaktionen, z. B. der Vereinigung von Chlor und Wasserstoff unter Explosion, ist ja bekannt und schließlich für unser Leben von geringerer Bedeutung.

Interessant ist nun die Frage, wie man wohl die Menge dieser Energie, die stetig von der Sonne zugeführt wird, messen kann. Es ist dies eines der schwierigsten Probleme der modernen physikalischen Astronomie, weil ja durch keinerlei Messung festgestellt werden kann, wieviel von dieser Energie auf dem Wege durch den Weltenraum verloren geht; außerdem wird ja auch noch eine große Menge von der die Erde umgebenden Atmosphäre aufgenommen. Trotzdem ist es gelungen, die Menge der von der Erde und der Atmosphäre aufgenommenen Energie zu messen mittels eines von Pouillet konstruierten Apparates, dessen Beschreibung jedoch zu weit gehen würde. Die Energiemenge, die als Wärme zugeführt wird, reicht z. B. am Aequator, wo die Strahlen senkrecht auffallen, hin, um in jeder Minute auf jeden Quadratcentimeter der Erdoberfläche eine Menge von 1 Gramm Wasser um 4 Grad Celsius zu erwärmen. Praktischer gesagt, würde diese Wärmemenge hinreichen, um in einer Stunde einen die Erde umgebenden Wassermantel von $2^1/_2$ Centimeter Höhe zum Sieden zu erhitzen, oder um in einem Jahre eine die Erde umgebende Eisschicht von 35 Meter Höhe zum Schmelzen zu bringen. Und trotzdem sind diese ungeheuren Zahlen gering im Vergleich zu der Wärmemenge, die der Zentralkörper unsers Planetensystems in den Weltenraum ausstrahlt und die nach ungefährer Schätzung 2000 Millionenmal größer ist als der zur Erde gelangende Teil. Von dieser Zahl kann man sich einen Begriff machen, wenn man diese Wärmemenge in Kalorien ausgedrückt auf den Heizwert der Kohle umrechnet. Man findet dann, daß die ganze Erde, wenn sie aus Steinkohle bestünde, nur 23 Tage lang diesen riesigen Sonnenbrand unterhalten könnte.

Es drängt sich hier wohl auch die Frage nach der auf der Sonne herrschenden Temperatur auf. Diese Annahme gestaltet sich sehr verschieden, da man ja überhaupt noch nicht weiß, ob sich der Sonnenkörper in festem, flüssigem oder gasförmigem Zustande befindet, und je nach Art des Aggregatzustandes die Temperatur sehr verschieden ist. Die Angaben der Forscher hierüber schwanken zwischen 7000 und 14000 Grad; als Mittelwert nimmt man nach Berechnungen von Professor Scheiner circa 8 bis 10000 Grad an.

Woher stammt nun diese ungeheure Wärmemenge, bezw. woher nimmt die Sonne den Ersatz für diese, die fortwährend in den Weltenraum ausgestrahlt wird? Da dieser eine Temperatur von —273 Grad besitzt, so würde wohl die Sonne innerhalb der historischen Zeit von 6000 Jahren merklich dem Erkalten nähergerückt sein, wenn sie nicht aus irgend einer Quelle fortwährend neue Kraft und Energie schöpfen würde. Es haben ja innerhalb dieser Zeit Schwankungen der Temperatur stattgefunden, aber eine eigentliche Abnahme der Sonnenwärme hat sich noch nicht nachweisen lassen.

Die Hypothesen, die zur Erklärung hiefür aufgestellt wurden, sind sehr verschiedenartig. Früher suchte man die Energiequelle der Sonne darin zu finden, daß in die Sonne auf ihrem Wege durch die Unendlichkeit vermöge ihrer bedeutenden Anziehungskraft eine Unzahl von Meteoren hineinfallen und durch die plötzlich in Ruhe umgewandelte Bewegung die Wärme erzeugt wird. Das Unwahrscheinliche dieser Theorie liegt darin, daß man auf unsrer Erde kein Analogon finden konnte, da in deren Bereich doch auch viele Meteore gezogen werden, ohne jedoch eine meßbare Erwärmung hervorzurufen. Viel wahrscheinlicher klingt

die Theorie von Helmholtz. Nach ihm wird ja die Entstehung des ganzen Planetensystems aus dem Zentralkörper in der Art angenommen, daß sich aus der ungeheuren Nebelmasse, die die Geburtstätte der Sonne war, zuerst die Planeten in Form von Ringen, wie wir sie noch beim Saturn sehen, losgelöst hatten und dann der Rest der Nebelmasse, übrigens weitaus der größte Teil, sich zu einer Kugel verdichtete, wodurch natürlich eine riesige Erhitzung zu stande kam. Ritter in Aachen wies zuerst nach, daß dieser ungeheure, wärmeausstrahlende Ball sich unausgesetzt verdichten mußte, bis er die heutige Gestalt der Sonne annahm. Helmholtz hat nun gezeigt, daß eine Abnahme des Sonnenballs um nur 1:100*) genügen würde, um den Wärmeverlust der Sonne auf 6000 Jahre hinaus zu decken. Ein Erlöschen der Sonne findet, wie man aus verschiedenen thermodynamischen Gründen annimmt, erst dann statt, wenn ihr Durchmesser sich auf die Hälfte zusammengezogen hat, was, wenn unsre Voraussetzungen über die Ausstrahlung der Wärme nicht ganz falsch sind, noch 15 bis 30 Millionen Jahre dauern kann; natürlich wird sich schon früher eine Abkühlung bemerkbar machen, und Temperaturverhältnisse wie die gegenwärtigen werden noch circa 4000000 Jahre vorhanden sein — für die Ewigkeit zwar nur ein Augenblick, für den Menschen aber eine Ewigkeit, so daß wir wohl ohne Sorge vor einem Aufhören die Segnungen genießen können, die uns die Sonne als Urquell unsers Lebens seit Aeonen zusendet und noch Aeonen zusenden wird.

Dr. W. v. Sicherer, München.

Litterarische Berichte.

Blumenkultus und wilde Blumen. Von Alfred Lichtwark. Zweite erweiterte Auflage. Dresden 1901, Gerhard Kühtmann. Gebunden M. 3.20.

Derselbe, **Aus der Praxis.** Berlin 1902, Bruno Cassirer. Kartoniert M. 4.—

Der Direktor der Kunsthalle in Hamburg beschränkt sich nicht darauf, die ihm anvertrauten Schätze zu hüten und zu mehren, sondern er sucht sie auch durch Vorträge, Demonstrationen, Uebungen und Veröffentlichungen jeglicher Art allgemein nutzbar zu machen, die Kunst in Haus und Familie zu tragen. Die Kunst ist ihm nicht eine Zierpflanze, die unter einer Glasglocke gehegt und vor jeder Berührung geschützt werden muß. Sie soll vielmehr im öffentlichen Leben Wurzeln schlagen, gleichsam als ein notwendiges Lebenselement in das Bewußtsein des Volkes eindringen. Welche Mittel er wählt, um sein Ziel zu erreichen, lernen wir aus dem zweiten der oben genannten Bändchen kennen, das 15 Aufsätze umfaßt, die aus der Zusammenarbeit des Verfassers mit den seit 1889 neugegründeten kultur- und kunstfördernden Gesellschaften und Vereinen Hamburgs hervorgegangen sind, die sich zu Hauptträgern der Lichtwarkschen Bestrebungen ausgebildet haben. Wenn auch die Mehrzahl dieser Aufsätze von überwiegend hamburgischem Interesse ist, so werden doch auch auswärtige Kunstfreunde daraus manche Anregung schöpfen. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es in höchstem Grade wünschenswert wäre, wenn die auf die Verallgemeinerung der künstlerischen Bildung gerichteten Bemühungen Lichtwarks in recht vielen Städten Deutschlands Nachahmung fänden. Daß hie und da in Hamburg Mißgriffe vorgekommen sind, soll nicht geleugnet werden, z. B. wenn die Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde als erste ihrer auf weite Verbreitung in Haus und Schule berechneten Veröffentlichungen eine Nachbildung von Holbeins Totentanz gewählt hat, dessen schneidender Sarkasmus zum mindesten Kindern unverständlich bleiben wird und der auch als Haus- und Familienbuch nicht recht am Platze ist. Dieser Mißgriff ist aber durch die zweite Veröffentlichung, Dürers Marienleben, wieder ausgeglichen worden.

Der Beachtung weitester Kreise sei Lichtwarks Schrift über „Blumenkultus und wilde Blumen" empfohlen. Kulturgeschichtliche Rückblicke sind mit aus feinster ästhetischer Erwägung erwachsenen Ratschlägen so geschickt verbunden, daß das Buch, das nirgends einen trockenen, lehrhaften Ton anschlägt, eine ungemein anziehende Lektüre bildet. Was der Verfasser über die Bedeutung der wilden Blumen für die koloristische Erziehung des Volkes, über Blumenbeeten, Blumengläser und -vasen, über die Anlage von Haus- und Wintergärten und über manche mit Unrecht ver-

nachlässigte und mißachtete Blume wie z. B. die Heckenrose, sagt, wird bei jedem Freunde der Natur warme Zustimmung finden.
A. R.

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt von Oskar Dähnhardt. III. Aus Hochland und Schneegebirg. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig 1901. B. G. Teubner. M. 2.60.

Der dritte Teil dieser schönen Sammlung umfaßt folgende Gebiete: Elsaß, Schweiz, Süd-Baden, Süd-Württemberg, Süd-Bayern, Vorarlberg, Tirol, Salzburg, Oberösterreich, Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Sprachinseln in Ungarn. Es ist eine sehr verdienstvolle Arbeit, die D. hier unternommen hat. Sein Buch ist um so wertvoller, als es auch Dichtungen in Vers und Prosa von lebenden Verfassern enthält. Wir wünschen ihm die weiteste Verbreitung.
E. M.

Die englischen Fabrikgesetze. In deutscher Uebersetzung herausgegeben von Dr. Benno Karpeles. Berlin, Emil Felber. 481 Seiten. Preis M. 10.—

Infolge der Wichtigkeit, die die englische Fabrikgesetzgebung durch ihren Einfluß auf die aller Länder erlangt hat, wird diese Sammlung bei allen Sozialpolitikern Beachtung und Interesse finden. Die Gesetzestexte sind vollständig wiedergegeben. Eine gut orientierende Einleitung über die Entwicklung der englischen Fabrikgesetzgebung, sowie ein fortlaufender Kommentar, der an jeder Stelle über das thatsächlich geltende Recht Auskunft giebt, setzen auch weitere Kreise in stand, sich über diesen vorbildlich gewordenen Teil der englischen Sozialpolitik zu unterrichten.
Br.

Schreibende Verbrecher. Von Car. Lino Ferriani. Deutsch von Alfred Ruhemann. Berlin, S. Cronbach.

Ferrianis Bücher sind den scharfsinnigen Untersuchungen unsrer theoretischen Juristen gerade entgegengesetzt. Sie bringen keine begrifflichen Analysen und keine geschichtlichen Forschungen, sondern enthalten reichen Stoff zum Verständnis der Verbrecherseele. Dies Verständnis ist, nach Ferrianis Meinung, eine dringendere Aufgabe als alle gelehrten Konstruktionen. Zu ihm will er im vorliegenden Werk beitragen, indem er aus seiner Praxis als Staatsanwalt Briefe kriminalistischer Natur mitteilt. Er schildert uns mit reichen Proben den Briefwechsel der frühreifen Verbrecher, der verbrecherisch Liebenden, der Verleumder und Verlästerer, der Diebe und Betrüger, der Gewaltthätigen. Durch diese sorgsam erläuterten Briefe blicken wir wirklich in einen Abgrund, in Untiefen, neben denen wir gewiß oft hergeschritten sind, ohne sie zu bemerken. Wir lernen daraus, wie verkehrt es ist, unzeitig Mitleid zu üben und dadurch mittelbar die Ausbreitung von Verbrechen zu fördern. Auch andre Ratschläge werden vom Verfasser erteilt, z. B. der, daß Eltern achtgeben sollen auf Briefe, die jung vermählte Frauen an ihre noch unverheirateten Freundinnen schreiben; ein gewiß richtiger und nötiger Hinweis!
M. D.

Shakespeare-Realien. Alt-Englands Kulturleben im Spiegel von Shakespeares Dichtungen von Dr. Clemens Klöpper. Dresden 1901. Gerhard Kühtmann.

Das Buch giebt in knappen Umrissen ein Bild des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens Englands zur Zeit Shakespeares. Alles, was in dieser Beziehung die Werke des großen Briten darbieten, ist sorgfältig zusammengestellt. Der Inhalt der Schrift erstreckt sich auf die einzelnen Gesellschaftsklassen, auf Gerichts- und Schulwesen, auf Theater, Musik, Wirtshäuser, Aberglauben, Jagdwesen und Tierwelt, Gartenbau und Pflanzenwelt, Sitten, Gebräuche, Trachten u. s. w.
E. M.

Kolumbien. Von Professor Dr. Fritz Regel. Berlin, Alfred Schall.

Neben den großen Vorzügen, die das Buch mit den andern Werken der Kirchhoffschen Bibliothek der Länderkunde teilt, ist doch eine Reihe von Schwächen vorhanden, deren Verschweigung nicht als Zweck dieser Zeilen betrachtet werden kann. Sowohl die Verteilung des Stoffes auf die einzelnen Kapitel ist vielfach nicht günstig: die geschichtlichen Ausführungen, die sich auf verschiedene Kapitel verteilen, hätten an einer Stelle zusammengefaßt, und dann die Kapitel IX und X mit einem Teile des Anhanges zu einem Kapitel zusammengearbeitet werden müssen, — als auch die Anordnung des Stoffes innerhalb der Kapitel läßt vielfach Klarheit und Uebersichtlichkeit vermissen; ausgenommen sind die auch in dieser Beziehung ausgezeichneten Abschnitte über die Tierwelt und den Bergbau. Eine zusammenhängende Darstellung des Flußwesens fehlt, desgleichen wird eine Kartenzeichnung der verschiedenen Kanalprojekte vermißt. Einzelne Abschnitte, besonders die Ethnologie, enthalten hauptsächlich Aufzählungen und Verweisungen auf andre Schriften, während der Leser Thatsachen erwartet. Auch manche stilistische Unschönheiten sind noch nicht herausgearbeitet. Die Sammlung von Bildern und Zeichnungen, die dem Werke beigegeben ist, ist dagegen außerordentlich schön.
K. F.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Adamus, Franz, Neues Leben. Drama in 4 Akten. Wien, C. W. Stern.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Zweiter Jahrgang. 1902. Heft VIII bis X. Monatlich ein Heft im Format 45:30 cm., mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

d'Ancona, Alessandro, Friedrich der Grosse und die Italiener. Deutsche Uebersetzung von Albert Schnell. Rostock, Stiller'sche Hofbuchhandlung. M. 2.40.

Aren, R., Das Leben ist doch schön! Roman. Dresden, Moewig & Höffner. M. 3.—

Baisch, Amalie, Aus der Töchterschule ins Leben. Ein allseitiger Berater für die jungen Mädchen. Zehnte, neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 6.—

Baisch, Amalie, Das junge Mädchen auf eigenen Füßen. Ein Führer durch das weibliche Berufsleben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 3.—

Bastier, Paul, La mère de Goethe. D'après sa correspondance. Paris, Perrin & Cie.

Bauch, Dr. Bruno, Glückseligkeit und Persönlichkeit in der kritischen Ethik. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). M. 1.80.

Baudelaires Werke in deutscher Ausgabe von Max Bruns. III. Band: Poes Leben und Werke. Wagner in Paris — u. a. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 2.50.

Baumgart, Prof. Dr. Hermann, Goethes Faust als einheitliche Dichtung. Zweiter Band: Die Erklärung des zweiten Teils des Faust. Königsberg i. Pr., Wilh. Koch. M. 5.—

Bleibtreu, Karl, Waterloo. Eine Schlachtdichtung. Mit 1 Karte. München, Albert Langen. M. 5.—

Brauer, M., Die Anti-englische Krankheit. Eine Streitschrift gegen den Strom. Berlin, Heckendorffs Buch- und Kunstdruckerei. 30 Pf.

Bulthaupt, Heinrich, Dramaturgie der Oper. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Zwei Bände. Mit Notenbeispielen, als Anhang zum II. Band, versehen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 10.—

Curtius, Dr. Paul, Bürgermeister Curtius. Lebensbild eines hanseatischen Staatsmannes im neunzehnten Jahrhundert. Mit Porträt. Berlin, Julius Springer.

Curtius, Friedrich, Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Mit Bildnis. Berlin, Julius Springer. M. 10.—

Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie von Georg Scherer. Mit zahlreichen Porträts schwarzen und mehrfarbigen Illustrationen. Jubiläums-Ausgabe (1842—1902). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 7.—

Eck, Samuel, Goethes Lebensanschauung. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Ekensteen, M. von, Friede den Hütten. Preisgekrönter Roman. Mit Bildern von R. Mauff. Herausgegeben von der Deutschen Literatur-Gesellschaft. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. M. 4.—

Engl, Joh. Ev., Aus Leopold und des Sohnes Wolfgang Mozart's irdischem Lebensgange. Ein Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.

Eschelbach, Hans, Erzählungen. Mit Bildern. Herausgegeben von der Deutschen Literatur-Gesellschaft. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. M. 4.—

Fäh, Dr. Adolf, Geschichte der bildenden Künste. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Mit farbigen Tafeln und Abbildungen im Texte. Lieferung 1. Vollständig in zwölf monatlichen Lieferungen à M. 1.70. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.

Foerster, Heinrich, Weisst Du, was Sünde ist? Novellen. Planegg, Verlag Veritas.

Fombona, R. Blanco, La Americanisación del Mundo. Amsterdam, Imprimerie électrique.

Freude, Die. Ein deutscher Kalender für 1903. Mit Abbildungen von Albrecht Dürer, Ludwig Richter, Alois Kolb, Hugo Mieth und einer musikalischen Beilage von R. Huch. Düsseldorf, K. R. Langewiesche. Gebunden M. 1.20.

Friedberg, Johanna, Aus meiner Welt. Gedichte. Strassburg i. E., Jos. Singer. M. 1.50.

Globetrott, An 19. Jahrhunderts Neige in Japan, China und Java. Zwei Bände. Braunschweig, George Westermann. M. 12.—

Gobineau, Graf, Die Renaissance. Historische Scenen. Deutsch von Ludwig Scheman. Neue durchgesehene und verbesserte Ausgabe. Straßburg i. E., J. Trübner. M. 5.—

Gorki, Maxim, Ein Verbrechen. Novellen. Deutsch von Korfiz Holm. Kleine Bibliothek Langen Band 53. München, Albert Langen. M. 1.—

Grazie, M. E. delle, Gedichte. Vierte, sehr vermehrte Auflage. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 4.—

Grunwald, Dr. Max, Juden als Rheder und Seefahrer. Berlin, M. Poppelauer.

Haake, Paul, König August der Starke. Eine Charakterstudie. München, R. Oldenbourg.

Hauff, Wilhelm, Lichtenstein. Romantische Sage. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Original-Pracht-Einband M. 4.—

Hauschner, A., Daatjes Hochzeit. Novelle. Band 52 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Helmolt, Dr. Hans F., Weltgeschichte. II. Band: Ostasien und Ozeanien. Der Indische Ozean. (Vollständig in 8 Bänden gebunden à M. 10.— oder in 16 broschierten Halbbänden à M. 4.—). Mit Karten, Farbendrucktafeln und schwarzen Beilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Hennig, Alfred, Die da hungern nach Glück und Liebe. Roman aus dem Hochgebirge. Illustriert. Weinheim, Fr. Ackermann. M. 1.60.

Hildebrandt, Paul, Neue Brettl-Chansons.

gesungen von Rieke Gassenhauer, jetzt Ernestine von Ueberbrett. Berlin, A. Hildebrandt. 50 Pf.
Hippel, Dr. Robert, Zur Vagabundenfrage. Berlin, Otto Liebmann. M. 1.—
Hirschfeld, Max, Aber, Aber! Humoristische Brettl-Vorträge und Aufführungen. Berlin, Feder-Verlag. M. 1.—
Hundert Meister der Gegenwart. Eine Sammlung farbiger Faksimiles nach Gemälden moderner deutscher Meister. Mit begleitendem Text. Lieferung 1 und 2. Vollständig in 20 Heften mit je 5 Bildern zum Abonnementspreis von M. 2.— pro Heft; einzelne Hefte M. 3.—. Leipzig, E. A. Seemann.
Keller, Paul, Waldwinter. Roman. Mit Bildern von P. Brockmüller. Herausgegeben von der Deutschen Literatur-Gesellschaft. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. M. 4.—
Kinzel, Dr. Karl und **Ernst Meinke,** Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus. Illustriert. Berlin, Martin Warneck. Gebunden M. 4.—
Köbke, Peter, Briefe von Julius Lange. Einzig berechtigte Uebersetzung von Ida Anders. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. M. 5.—
Kretzschmar, Hermann, Musikalische Zeitfragen. Zehn Vorträge. Leipzig, C. F. Peters.
Kunst des Jahres 1902, Die. Deutsche Kunstausstellungen 1902. Mit 363 Abbildungen. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. M. 4.50.
Kunst im Leben des Kindes, Die. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. Herausgegeben von Lili Drescher, Otto Feld, Max Osborn, W. Spohr und Fritz Stahl. Berlin, Georg Reimer. M. 2.50.
La Mara, Musikalische Studienköpfe. Fünfter Band: Die Frauen im Tonleben der Gegenwart. Mit 24 Bildnissen. Dritte, neubearbeitete Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 5.—
Lampert, Dr. Kurt, Die Völker der Erde. Mit 776 Abbildungen, 4 farbigen Kunstblättern und einer Völkerkarte. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Originalprachtband M. 25.—
Lehmus, Wolfgang, Wir sind jung! Ernste und heitere Dichtungen. Kiel, Lipsius & Tischer. M. 2.—
Lienert, Meinrad, Der Strahler. Erzählung. Zürich, Art.-Institut Orell Füßli.
Lindner, Ella, Jutta. Roman. Dresden, Moewig & Hoeffner. M. 2.—
Litzmann, Berthold, Clara Schumann. Ein Künstlerleben. Nach Tagebüchern und Briefen. I. Band: Mädchenjahre. 1819 bis 1840. Mit drei Bildnissen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 9.—
Lorenz, Prof. Dr. Ottokar, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866 bis 1871, nach Schriften und Mitteilungen beteiligter Fürsten und Staatsmänner. Jena, Gustav Fischer. M. 12.—
Luther als Erzieher. Von * * *. Berlin, Martin Warneck. M. 2.—
Maupassant, Guy de, Bett neunundzwanzig und andere Novellen. Band 54 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—
Mauthner, Fritz, Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Dritter Band: Zur Grammatik und Logik. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. M. 12.—
Megede, Joh. Richard zur, Trianon und andere Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 5.—
Meyer-Förster, Wilhelm, Süderssen. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4.—
Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1903. Siebenter Jahrgang. Mit 12 Planetentafeln und 358 Landschafts- und Städteansichten, Porträts, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen. Zum Aufhängen als Abreißkalender eingerichtet. Leipzig, Bibliographisches Institut. M. 1.75.
Milow, Stephan, Fallende Blätter. Neue Gedichte. Kassel, Georg Weiß. M. 2.20.
Mohr, Paul, Marokko. Eine politisch-wirtschaftliche Studie. Berlin, Franz Siemenroth. M. 1.40.
Mombert, Alfred, Tag und Nacht. Zweite, veränderte Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 1.25.
Mombert, Alfred, Die Schöpfung. Zweite, veränderte Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 2.50.
Mombert, Alfred, Der Glühende. Zweite, veränderte Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 1.25.
Müller-Guttenbrunn, Adam, Zwischen zwei Theaterfeldzügen. Neue dramaturgische Gänge. Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt.
Neubürger, Emil, Goethe's Jugendfreund Friedrich Maximilian Klinger. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt.
Pedersen, Hugo V., Durch den Indischen Archipel. Eine Künstlerfahrt. Mit 8 farbigen Einschaltbildern und zahlreichen schwarzen Abbildungen nach Original-Zeichnungen des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Original-Prachtband M. 25.—
Petzet, Christian, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Dritte Lieferung. (Heine, Geibel, die österreichischen Dichter). München, J. F. Lehmanns Verlag. M. 2.10.
Pogge, Günther, Frühe Wanderung. Gedichte. Kiel, Lipsius & Tischer. M. 1.20.
Poschinger, Heinrich v., Preußens auswärtige Politik 1850 bis 1858. Unveröffentlichte Dokumente aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn v. Manteuffel. Dritter (Schluß-) Band: 1854 bis 1858: Von der Beendigung der orientalischen Krisis bis zum Beginn der neuen Aera. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 11.50.
Preuschen, Hermione v., Astartenlieder. Zürich, Caesar Schmidt. M. 1.50.
Protestantismus, Der, am Ende des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Pastor C. Werckshagen unter Mitarbeitung von 80 der angesehensten Kirchenmänner, Gelehrten und Künstler. Mit circa 2000 bis 2500 Illustrationen. Lieferung 26 bis 50 (Schluß des II. Bandes). Vollständig in 50 Lieferungen à M. 1.—. Monatlich 2 bis 3 Lieferungen. Berlin, Verlag Wartburg (Werner Verlag).
Revue de Paris, La, 9e Année. Nr. 21. 1er Novembre 1902. Paris, Prix de la livraison Frs. 2.50.
Rieger, Wilhelm L., Ziffern-Grammatik, welche mit Hilfe der Wörterbücher ein mechanisches Uebersetzen aus einer Sprache in alle anderen ermöglicht. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria. M. 4.—

Riehemann, Dr. J., Der Humor in den Werken Justus Mösers. Osnabrück, F. Schöningh.

Roeren, Hermann, Zur Polenfrage. Heft 1 und 2 (Oktober 1902) von „Frankfurter Zeitgemäße Broschüren“. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Roßhack, Albert, Gedichte. Mit Zeichnungen und Originallithographien von Franz Hein. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender. Gebunden M. 4.—

Rohan, Karel, J., Evangelischer Klerikalismus in Mähren. Wien, im Selbstverlag des Verfassers (II. Praterstr. 78); auf Verlangen gratis und franko.

Rohrbach, Dr. Paul, Die wirtschaftliche Bedeutung Westasiens. Mit einer Karte. I. Serie 2. Heft von Angewandte Geographie. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 1.50.

Romundt, Dr. Heinrich, Kants philosophische Religionslehre eine Frucht der gesamten Vernunftkritik. Gotha, E. F. Thienemann. M. 2.—

Schalk, Gustav, Paul Beneke. Ein harter deutscher Seevogel. Jungdeutschland gewidmet. Mit zahlreichen Abbildungen von C. Arriens. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Scheerbart, Paul, Immer mutig. Ein phantastischer Nilpferderoman mit dreiundachtzig merkwürdigen Geschichten. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 4.50.

Schick, Eugen, Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten. Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

Schiel, Oberst, 23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika. Vollständig in 18 Lieferungen à 50 Pf. oder in 1 Band, elegant gebunden zu M. 10.—. Mit 20 Separatbildern, einer Karte und einem Schlachtplane. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Schiele, Friedrich Michael, Friedrich Schleiermacher's Monologen. Kritische Ausgabe. Band 84 von „Philosophische Bibliothek“. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. M. 1.40.

Schoembs, Jakob, Ohne Schuld verschuldet. Eine Erzählung. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. M. 3.50.

Schott, Anton, Der Bauernkönig. Roman. Mit Bildern von R. Rucktäschel. Herausgegeben von der Deutschen Literatur-Gesellschaft. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. M. 4.—

Schubart, Dr. jur. P., Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates in gedrängter Darstellung. Mit alphabetischem Sachregister. 17. neu durchgesehene Auflage. Breslau, W. G. Korn. M. 1.60.

Schultze, Dr. Ernst, Wie wir unsere grossen Dichter ehren sollten. Ein Wort über Dichter-Denkmäler und anderes. Leipzig, L. Staackmann.

Schumacher, Tony, Ueberleg's! Plaudereien. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 4.—

Segall, J. B., Corneille and the Spanish Drama. New York, The Macmillan Co. $ 1.50.

Seidenberger, Prof. Dr. J. B., Grundlinien Idealer Weltanschauung aus Otto Willmann's „Geschichte des Idealismus“ und seiner „Didaktik“. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 3.—

Siebenjährige Krieg, Der. 1756 bis 1763. Vierter Band: Groß-Jägersdorf und Breslau. Mit 12 Karten, Plänen und Skizzen. III. Teil von „Die Kriege Friedrichs des Großen“. Herausgegeben vom Großen Generalstab. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 15.—

Sohnrey, Heinrich, Friedesinchens Lebenslauf. Siebente Auflage. Mit Zeichnungen von L. Burger. Berlin, Martin Warneck. M. 4.—

Sperl, August, Herzkrank. Eine heitere Bahngeschichte. Mit Illustrationen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 4.—

Steig, Reinhold, Neue Kunde zu Heinrich v. Kleist. Berlin, Georg Reimer. M. 3.—

Stenglin, Felix Frhr. v., Eine reiche Partie. Band 107 von „Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise“. Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.

Streckfuß, Adolf, Ein Familiengeheimnis. Novelle. Fünfte Auflage. Band 32 von „Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise“. Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.

Thoma, Ludwig, Die Lokalbahn. Komödie in drei Akten. München, Albert Langen.

Traudt, Valentin, Leute vom Burgwald. Eine Erzählung aus dem oberhessischen Volksleben. Mit Buchschmuck von O. Ubbelohde. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 3.—

Trowitzsch's Kalender für 1903. 200. Jahrgang. Begründet von G. W. v. Leibniz. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Vorländer, Dr. Karl, Geschichte der Philosophie. I. Band: Philosophie des Altertums und des Mittelalters (M. 2.50). II. Band: Philosophie der Neuzeit (M. 3.60) Nr. 105/106 von „Philosophische Bibliothek“. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Warmuth, Dr. Kurt, Wissen und Glauben bei Pascal. Berlin, Georg Reimer. M. 1.50.

Weddigen, Otto, Erinnerungen aus meinem Leben. Gotha, Richard Schmidts Verlag. M. 2.—

Zobeltitz, Fedor von, Märkische Romane. I. Band: Der gemordete Wald. 3. Auflage. II. Band: Aus tiefem Schacht. 3. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden je M. 3.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Heinrich Bulthaupt, Dramaturgie der Oper.

Mit Notenbeispielen, als Anhang zum zweiten Bande, versehen. Zweite neu bearbeitete Auflage. 2 Bde. 8°. geh. M. 10.—, geb. in Lwd. M. 12.—.

Die erste Auflage des nun neubearbeitet vorliegenden Werkes wurde allgemein glänzend beurteilt. So schreibt z. B. die Kölnische Zeitung vom 2. Juni 1888:

Man braucht nicht weit zu lesen, um zu erkennen, wie sehr Bulthaupt seinem Stoff gewachsen ist, mit welch' getreuer Nachempfindung er in dem Heidekraut der Gluckschen Periode, in den Blumengefilden Mozarts, in den Zaubergärten Webers und in den Alpenlandschaften Wagners den vielverschlungenen Pfad des musikdramatischen Gedankens zu verfolgen und zu lichten vermag. Der Spruch, daß, wer den Dichter verstehen will, in Dichters Lande gehen müsse, mit andern Worten, daß ein Künstler in seinem letzten Streben wieder nur vom Künstler begriffen werden könne, bewährt sich hier; die Abschätzungslinie der einzelnen Erscheinungen ist mit einer Kühnheit gezogen, die künstlerischen Charaktere sind mit einer Größe und einer Ganzheit erfaßt, wie sie nur ein Dichtergeist sein eigen nennt.

La Mara, Musikalische Studienköpfe.

5. Band: Die Frauen im Tonleben der Gegenwart. Mit Bildnissen. 3. Auflage. XI, 380 S. 8°. geh. M. 5.—, geb. in Leinwand M. 6.—.

Eine vollständige Neubearbeitung des in unsrer Epoche der Frauenbewegung besonders zeitgemäß erscheinenden Buchs. Mehr denn ein Dritteil der in den früheren Auflagen geschilderten Künstlerinnen wurden, soweit diese aus dem internationalen Musikleben zurückgetreten sind, durch die Lebensbilder jener ersetzt, die jetzt im Mittelpunkt desselben stehen. Die übrigen von früher beibehaltenen Skizzen erfuhren selbstverständlich die erforderliche, der neuesten Zeit entsprechende Erweiterung.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Soeben erschien:

Hermann von Helmholtz

von

Leo Koenigsberger.

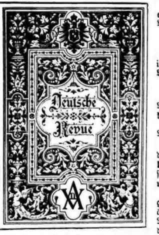
Erster Band.

XII und 375 Seiten. gr. 8°. in vornehmer Ausstattung. Mit 3 Bildnissen.

Preis geh. ℳ 8.—, geb. in Lnwd. ℳ 10.—, in Halbfrz. ℳ 12.—.

Der das Werk abschliessende II. Band wird Anfang 1903 erscheinen.

Original-Einband-Decken zur „Deutschen Revue".



Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Den geehrten Abonnenten auf die „**Deutsche Revue**" empfehlen wir zum Einbinden der Zeitschrift die in unsrer Buchbinderei hergestellten

Original-Einband-Decken

nach nebenstehender Abbildung

in brauner Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken.

Preis jeder Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum vierten Band des Jahrgangs 1902 (Oktober- bis Dezember-Heft) kann sofort bezogen werden.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894—1901 werden auf Bestellung auch jetzt noch geliefert.

☞ Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, der gefälligst mit **deutlicher** Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch die unsre Zeitschrift bezogen wird.

Die verehrl. **Post**abonnenten belieben sich an die **nächstgelegene Buchhandlung** zu wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Auf Wunsch liefern wir gegen Franko-Einsendung des Betrags die Decken auch direkt.

Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

CHOCOLAT SUCHARD

Spezialitäten:

Suchard's Dessert-Chocoladen.
Suchard's Chocolat fondant.
Suchard's Pralinés, Noisettes, Dujas.
Suchard's Cacao (1 K = 200 Tassen).

Letzte Neuheit:

SUCHARD'S MILKA

Vollrahm-Chocolade.

Suchard's Milka besteht aus den feinsten und ausgewähltesten Rohmaterialien und bildet demgemäss ein ebenso leicht verdauliches wie stärkendes Nahrungsmittel ohne gleichen. **Suchard's Milka** ist wegen ihres stark hervortretenden Rahmgeschmacks und ihrer exquisiten Feinheit eine überall gesuchte und beliebte Dessert-Chocolade. Eine Tafel **Suchard's Milka** (100 Gramm) enthält ebensoviel Nährstoff als eine gute Mahlzeit.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121[illegible]

☞ Diesem Hefte sind Prospekte der Verlagshandlungen: J. C. C. Bruns Verlag in Minden, S. Fischer, Verlag in Berlin, der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart, Hermann Gesenius in Halle a. S., Albert Langen in München und Wilhelm Engelmann in Leipzig beigegeben, die gefälliger Beachtung empfohlen werden. ☜

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JAN 28 1904

Digitized by Google

Digitized by Google